Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Der Vortrupp

Halbmonatsschrift für das Deutschtum unserer Zeit

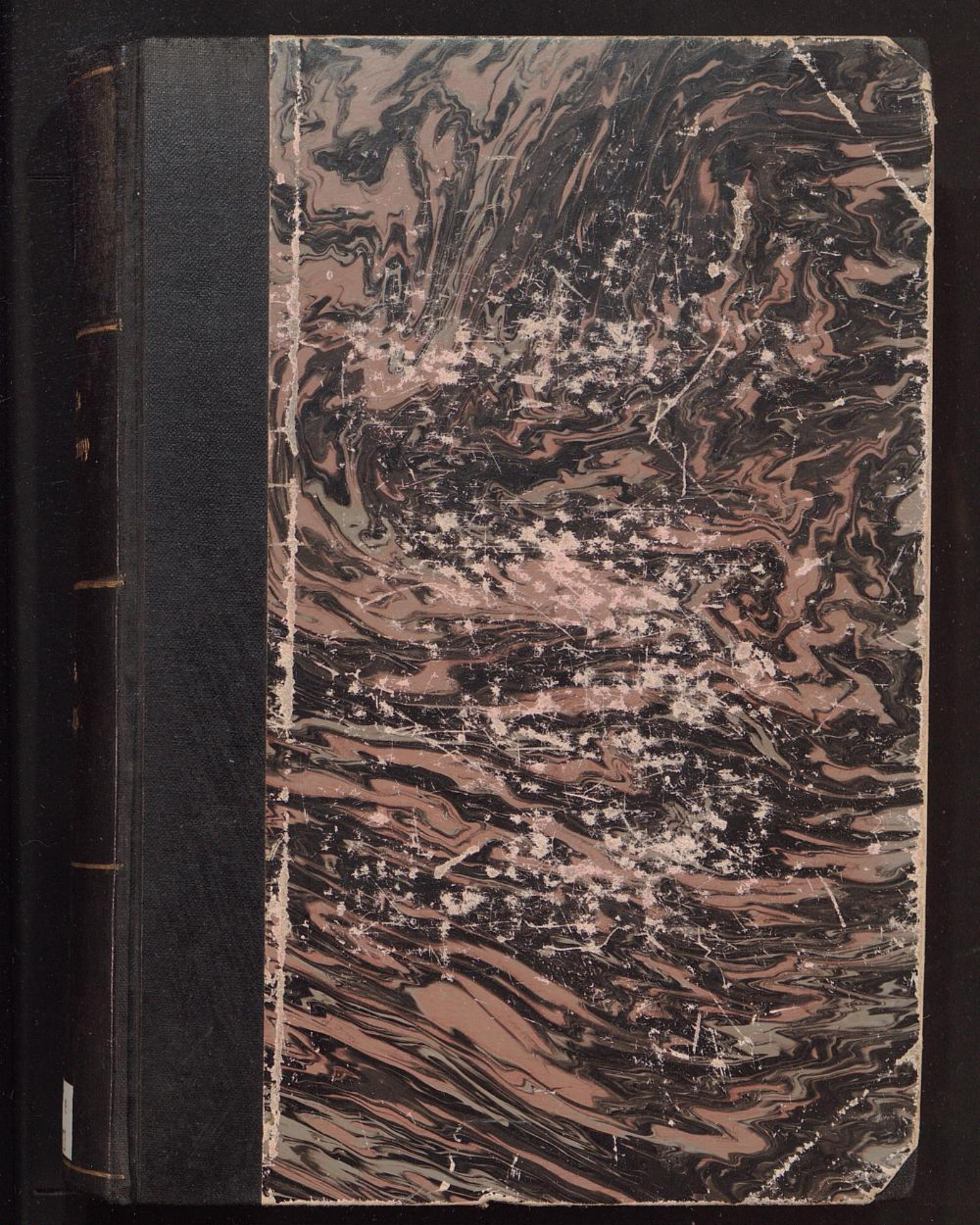
1916

1916

urn:nbn:de:gbv:46:1-13615

Visual Library


colorchecker CLASSIC
xrite

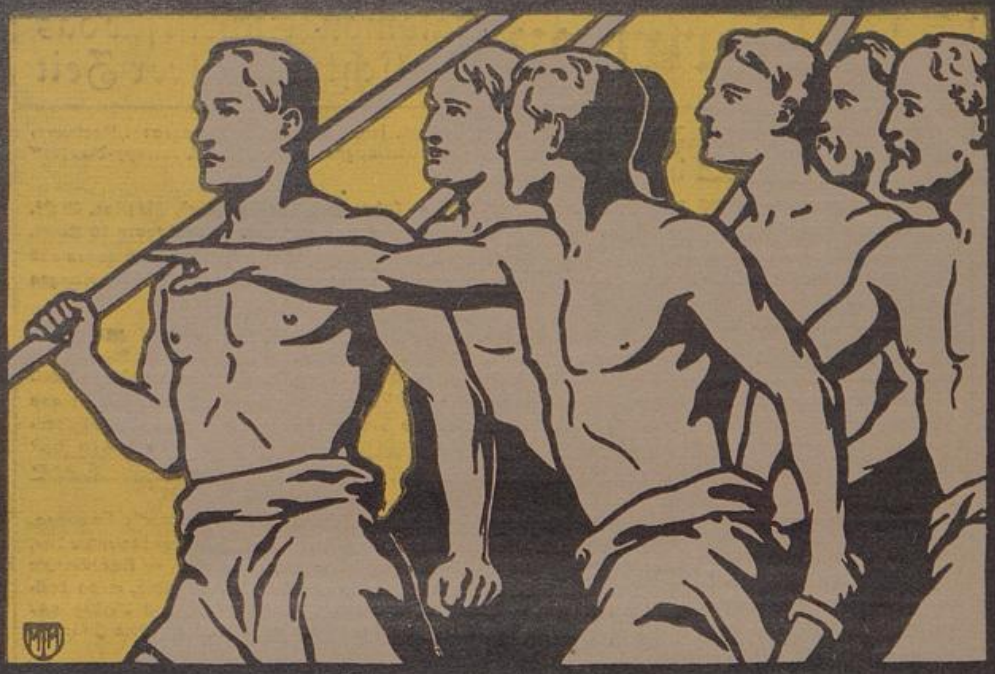


Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

~~IX~~ c. 3720

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

5. Jahrgang Nr. 1 1. Januar 1916



Der Vortrupp

Halbmonatsschrift für das Deutschtum unsrer Zeit

Herausgegeben von
Dr. jur. Hermann M. Popert, Hamburg und
Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin

Inhalt:

Sieper, Weltkrieg und Wahrheit. S. 1.
Götze, Der Bund für Schulreform. S. 8.
Wiesener, Guter Hanseatengeist. S. 15.
Seefried-Seehausen, Gedanken zur Lebenserneuerung. S. 19.
Was andre sagen. S. 27.
Rund um uns: Die Entwicklung der Bodenreformbewegung. — Soldatenheime. — Weizenbrei als Fleischersatz. — Bücherverzeichnis. S. 29.
Beilage: Vortrupp-Jugend Nr. 1.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.
Bezugspreis: Jährlich M. 8.—, vierteljährlich M. 2.— (ohne Zustellungsgebühr), Streifband-Übersendungen in Deutschland u. Österreich M. 10.—, nach dem Auslande M. 11.—
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg
Einzelnummer 40 Pf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

Halbmonatsschrift für das Deutschtum unsrer Zeit

Erscheint: Jährlich 24 mal, am 1. und 16. jedes Monats. Beilagen: „Vortrupp-Jugend" 12 mal im Jahr; „Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes" ebenfalls 12 mal im Jahr.

Bezugspreis: Jährl. M. 8.—, viertelj. M. 2.— (ohne Zustellungsgebühr), Einzelnr. 40 Pf. Streifbandsendungen in Deutschland und nach Österreich-Ungarn 10 Mark, nach dem Auslande 11 Mark. — Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten, sowie unmittelbar beim Verlage. — Probenummern unentgeltlich durch alle Buchhandlungen und den Verlag.

Anzeigen: Die gespaltene Zwergzeile 80 Pf. (unter Klein. Anz. 60 Pf.). Mit Ausn. der Vorzugsseiten 1/1 S. M. 120.—, 1/2 S. M. 65.—, 1/4 S. M. 36.—, 1/8 S. M. 20.—. Bei Wiederholungen entspr. Abzug laut Anzeigenauskunftsblatt.

Die Anzeigen erscheinen unter voller Verantwortlichkeit des Verlages, der sich die Zurückweisung von Anzeigen vorbehält, die ihm nicht geeignet erscheinen oder die für den Anzeigenden keinen Erfolg versprechen. Anzeigen gemeinschädlichen Inhaltes, besonders unsittliche Anzeigen und Empfehlungen alkoholhaltiger Getränke (Sekt, Wein, Bier, Trinkbranntwein) werden nicht aufgenommen.

Allgemeine Bestimmungen: Anschrift für die Schriftleitung und den Verlag des „Vortrupp": Hamburg, Spitalerstraße 12. Eine Verantwortung für Zusendungen irgendwelcher Art, die nicht erbeten waren, kann nicht übernommen werden. — Unverlangte Drucksachen und Schriftstücke können nur zurückgesandt werden, wenn Freimarken beilagen. — Nachdruck aus dem „Vortrupp" ist von Verlag und Schriftleitung bei voller Quellenangabe gestattet, das Gesetz verlangt aber außerdem in jedem Falle die besondere Einwilligung des Verfassers.

Verlag von Alfred Jansen, Hamburg

Ein besonders empfehlenswertes Geschenk für alle Vortruppfreunde ist der gebundene Jahrgang 1915 des

Vortrupp

Auch die Jahrg. 1912, 1913 und 1914 des „Vortrupp" bilden ein vornehmes Geschenk.

Jeder Jahrgang gebunden mit den Beilagen nur Mark 6.50. Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Alfred Jansen, Hamburg.

Einbanddecken

zum

Vortrupp 1915

sind soeben erschienen

Preis 90 Pf.

Geschmackvoll gebundene

Vortrupp-Jahrgänge 1912, 1913, 1914 und 1915

je M. 6.50

durch jede Buchhandlung oder direkt durch

Alfred Jansen,

Vortrupp-Verlag, Hamburg

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

Halbmonatsschrift für das Deutschtum unsrer Zeit

Herausgegeben von
Dr. jur. Hermann M. Popert und
Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut

5. Jahrgang 1916

1916 : 2394



Hamburg K.
Verlag von Alfred Janssen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Fe 4123-5

Universität Bremen
Bibliothek

Fe 4123 - 5

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen

DFG

Inhalt.

Übersicht über die einzelnen Nummern.

Nr. 1 (1. 1. 16).

Sieper, Weltkrieg und Wahrheit . . 1
Götze, Der Bund für Schulreform . 8
Wiesener, Guter Hanseatengeist . 15
Seefried-Seehausen, Gedanken zur Lebenserneuerung 19
Was andre sagen 27
Rund um uns: Die Entwicklung der Bodenreformbewegung. — Soldatenheime. — Weizenbrei als Fleischersatz. — Bücherverzeichnis 29
Vortrupp-Jugend Nr. 1.

Nr. 2 (16. 1. 16).

Ebhardt, Ein getreuer Eckart . . 33
Schoen, Das Formproblem in der Architektur 39
Much, Höher hinauf 45
Heyder, Ein verlorenes Paradies? 51
Alt und Neu: „Jakob der Letzte" 54
Was andre sagen 59
Rund um uns: Die „psychische Komponente". — Die Aufgaben des deutschen Studenten. — Die Edle. — Bücherverzeichnis 62
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 1.

Nr. 3 (1. 2. 16).

Matzdorf, Die zukünftige Jugendpflege 65
Klumker, Vergessene Kinder . . . 70
Scharrelmann, Schule und militärische Erziehung 77
Meyer, Reform der Arbeitszeit . . 81
Alt und Neu: Hindhede, Moderne Ernährung 87
Rund um uns: †Prof. Ernst Sieper. — Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Reden aus der Kriegszeit. — Der schlafende Hafen 92
Vortrupp-Jugend Nr. 2.

Nr. 4 (16. 2. 16).

Richter, Biedermeier, „empfindsame Zeit" und die Zukunft . . . 97
Hofmiller, Soll unsere Jugend Englisch oder Französisch lernen? . . 101
Maaß, Kleingärten als Förderer der Kriegerheimstätten 110
Kluge, Von Deutschlands aufbauendem Schaffen in Feindesland . . 117
Was andre sagen 122
Rund um uns: „Die schöne Heimat". — Ein gedankenreiches Buch. — „Wo kommst du her in dem roten Kleid?". — Der Alkohol im Felde 124
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 2.

Nr. 5 (1. 3. 16).

Müller-Holm, Von der Notwendigkeit der geschichtlichen Bildung . 129
Paasche, Große Zeit 133
Berendsohn, Amerikanische Universitäten 134
Goldschmit, Wider Schmutz und Schund 143
Was andre sagen 153
Rund um uns: Die Schwerhörigenfrage. — Rechtes Maß 158
Vortrupp-Jugend Nr. 3.

Nr. 6 (16. 3. 16).

Bicheroux, Wir Deutsche und das Undeutsche 161
Deecke, Die deutsche Mode 167
Baumann, Instruktionsstunde als Volksbildung 171
Kröger, Es war einmal. 177
Was andre sagen 185
Rund um uns: Ein deutsches Wort für „Invalide". — Geist und Mechanismus in der Armee. — Deutscher Jugenddank 188
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 3.

Nr. 7 (1. 4. 16).

Böckelmann, Ein Fleck im Gewande der deutschen Sprache 193

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Fehling, Spuren des Russeneinfalls und die Nachwelt 203
Passow, Die Dienstpflicht der Frau 206
Saenger, Gefährdung der Jugend in der Kriegszeit 214
Rund um uns: Berichtigung. — Auch sie sind Mütter. — Zur Reform der Arbeitszeit. — Landstürmer auf der Fahrt. — Bücherverzeichnis 220
Vortrupp-Jugend Nr. 4.

Nr. 8 (16. 4. 16).

Ebhardt, Menschheitsostern . . . 225
Gehring, Formprobleme 231
Graul, Antike oder germanische Kunst 232
Müller-Holm, Wie erlangt man geschichtliche Bildung? 238
Berendsohn, Was sollen wir lesen? 244
Hundt, Zur Berufswahl 248
Rund um uns: Gib uns den Frühling. — Zwei Briefe zum Aufsatze „Geselligkeit" in Nr. 24 des vorigen Jahrganges. — Deutscher Jugenddank 251
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 4.

Nr. 9 (1. 5. 16).

Elster, Keine Episode 257
Lehmann, Die deutschen Siedlungszüge nach dem Osten 261
Schulze-Berghof, Der Kulturprophet des deutschen Weltreichs . 265
Berendsohn, Ein zeitgemäßes fröhliches Buch 271
Lamszus, Der Bürokrat 274
Asmussen, Am Bosporus 277
Was andre sagen 283
Rund um uns: Zur Aufklärung über Österreich-Ungarn. — Die Kriegerheimstättenfrage in Österreich. — Trinkerfürsorge. — Der Operettenkoller 284
Vortrupp-Jugend Nr. 5.

Nr. 10 (16. 5. 16).

Bach, Was können wir für die körperliche Erstarkung unserer männlichen Jugend tun? 289
Schulze-Berghof, Zarathustra — deutsche Mystik — deutscher Glaube 297
Alt und Neu: Wie unser Volk wohnt 304
Asmussen, Sie wartet 306
Was andre sagen 313
Rund um uns: Lebensreformerisches von einer Kriegsverletztentagung. — Ein Vater an den hinausziehenden Sohn. — Das amerikanische Institut für internationales Recht. — Der Weg der Einsamkeit. — Neue Bücher und Schriften . . 314
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 5/6.

Nr. 11 (1. 6. 16).

Pichottka, Aufgaben der deutschen Bevölkerungspolitik 321
Gehring, Arbeiterlohn und Kindersegen 330
Büsching, Beiträge zur sexuellen Frage 334
Alt und Neu: Fremdenlegionär Kirsch 344
Rund um uns: Erdsegen 349
Vortrupp-Jugend Nr. 6.

Nr. 12 (16. 6. 16).

Unser Kanzler 353
Lessing, Wann gebrauchen wir Fremdworte? 355
Holthaus, Alte und neue Schule in der Schauspielkunst 363
Will, Die Schundliteratur und ihre Bekämpfung 368
Scharrelmann, Der Krieg und die seelischen Gefahren für die Jugend 374
Was andre sagen 380
Rund um uns: Eine Wandervogelausstellung. — Bücherverzeichnis 382

Nr. 13 (1. 7. 16).

Sickel, Politische Bildung 385
Berendsohn, Über die Vereinigten Staaten von Nordamerika. I. Amerikanismus 392
Steche, Neue Sprachenprobleme . 399
Will, Der Jugendpark 404
Was andre sagen 409
Rund um uns: Die europäische Kriegsschuldengemeinschaft. — Männersterblichkeit. — Schulfragen der Gegenwart. — Im Bahnhof 410

Nr. 14 (16. 7. 16).

Lehrgänge für Kriegsgefangene . 417
Hammer, Die Kriegshilfe unsrer Schuljugend 420

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Schulze, Wie richten wir uns nach dem Kriege mit unseren Arbeitskräften ein? 424
Offe, Politische Schulerdkunde . . 429
Berendsohn, Über die Vereinigten Staaten von Nordamerika. II. Die amerikanische Freiheit 437
Was andre sagen 442
Rund um uns: †Immelmann. — Wertarbeit und Reform der Arbeitszeit. — Volksjugendwandern. — Wanderscharen (e. V.), Bund für volkstümliches Wandern . . 443

Nr. 15 (1. 8. 16).

Zschunke, Die Kriegshochschule . . 449
Lambach, Wohnrenten für kinderreiche Familien 452
Kluge, Vom Eigenhaus zum Eigenheim 455
Schultze, Parkbüchereien 459
Hundt, Der Bund der altmodischen Leute 464
Berendsohn, Über die Vereinigten Staaten von Nordamerika. III. Das Deutschtum 468
Was andre sagen 474
Rund um uns: Stellvertretung. — Etwas vom Lied. — Aus der jungdeutschen Siedelbewegung. — „Majestät" und „Allerhöchstderselbe". — Die „schöne Pflicht". — Bücherverzeichnis 474
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 7.

Nr. 16 (16. 8. 16).

Leitaufsatz 481
Karte, Die Wiedergeburt des Menschen 485
Müller, Und es mag am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen 482
Bonne, Jugendpark und Volkskraft 495
Biernatzki, Volkstümliche Ausbreitung und Verdeutschung des Schach 498
Berendsohn, Über die Vereinigten Staaten von Nordamerika. IV. Die höchsten Bildungsstätten . . 503
Was andre sagen 508
Rund um uns: Schönfärber und Flaumacher. — Guttempler-tagung in Bremen. — Die „Lauterberger Weltanschauungswoche" — Reform der Arbeitszeit . . . 510

Nr. 17 (1. 9. 16).

Fidelis, Kanzlergegner 513
Popert, „Aktualität" 517
Strecker, Die Neuordnung des deutschen Unterrichts an höheren Schulen 524
Was andre sagen 538
Rund um uns: †Wilhelm Gädeke. — Der Jugendpark. — „Lehrgänge für Kriegsgefangene." — Zwei Schriften über Obstverwertung. — Arbeiterinnenwanderungen . . . 539

Nr. 18 (16. 9. 16).

Fidelis, An die am weitesten links 545
v. Revelstein, Von den baltischen Deutschen 553
Berendsohn, Über die Vereinigten Staaten von Amerika. V. Amerikanische Frauenwelt 559
Sendig, Trinkgeld 564
Rund um uns: Hindenburg — Chef des Generalstabes! — Die Kriegshochschule. — Jugendpark — Volkspark. — Das deutsche Lied 573

Nr. 19 (1. 10. 16).

Fidelis, Harnack 577
Was andre sagen 584
Zitzen, Die planmäßige Ordnung unserer Lebensmittelversorgung . 587
Thiken, Kriegerheimstätten und lebensreformerische Siedelungsziele 594
Bonne, Die Frage der Frauenkleidung, eine gemeinsame Aufgabe der Schneiderin, des Arztes, der Turnlehrerin und des Künstlers! 599
Rund um uns: Nach dem Kriege. — Die „Gazette des Ardennes". — Jugendheime und Jugendpark. — „Hopfen und Malz." — Ein neunmalweiser Kritiker. — Der „Herr Vater". — Der Lieferant 605

Nr. 20 (16. 10. 16).

Fidelis, Krankheit und Arznei . . . 609
Was andre sagen 620
Popert, Buchkritik 622
Ponickau, Die Feuerprobe der Enthaltsamkeit 633
Rund um uns: Eduard Bernstein. — Schach 640
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 8.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Nr. 21 (1. 11. 16).
Fidelis, Das Kanzlerwort über Belgien 641
Weidemann, Was ist ein Volk? . 648
Offe, Shakespeare 653
Rund um uns: †Julius Dürbeck. — Landsturm. — Eine Frage an uns selbst. — Der Alkohol bei unseren Gegnern und die Presse. — Jugendpark-Bericht. — Vom Wandervogel und Wanderunfug. — Vogelleichen auf Hüten. — Näh-, Lehr- und Stillstuben. — Lauterberger Weltanschauungswoche. — Bücherverzeichnis 664

Nr. 22 (16. 11. 16).
Fidelis, Die Vernunft und ihre zwei Bundesgenossen 673
Was andre sagen 686
Schulze, Öd- oder Kulturland für unsere Krieger 693
Corbach, Krieg und Sparsamkeit . 697
Hartmann, Das russische Branntweinverbot 700
Rund um uns: †Otto Kampe . . 704

Nr. 23 (1. 12. 16).
Fidelis, Der Lohn der Opfer . . 705
Alt und Neu: Spanien 719
Asmussen, Erst wägen, dann wagen 721
Ponickau, Ein Schatten auf der deutschen Kriegswirtschaft . . . 729

Nr. 24 (16. 12. 16).
Häfker, Die Entwicklung der Kinematographie im Kriege 737
Hammer, Des Feldsoldaten Meißner-Wallfahrt 743
Dorsch, Der Krieg und die seelischen Gefahren für die Jugend . . . 747
Sickel, Ehrfurcht 751
Wanderer, „Zwei Stufen“ . . . 755
Buchkritik: Ebhardt, „Fürsten ohne Krone“ 761
Rund um uns: Antwort auf Hans Paasches Frage. — Neue Bücher und Schriften 766

Sach- und Überschriften-Verzeichnis.

„Aktualität“ 517ff. (17).
Alkoholfrage 31 (1), 128 (4), 157 (5), 223f. (7), 252ff. (8), 286f. (9), 313f. (10), 411ff. (13), 442f. (14), 480 (15), 511f. (16), 606f. (19), 633ff. (20), 665f. (21), 729ff. (23), 755ff. (24), 766ff. (24).
Alte und neue Schule in der Schauspielkunst 363ff. (12).
Am Bosporus 277ff. (9).
Amerikanische Frauenwelt 559ff. (18).
Amerikanische Universitäten 134ff. (5).
Amerikanismus 393ff. (13).
An die am weitesten links 545ff. (18).
Antike oder germanische Kunst 232ff. (8).
Antwort auf Hans Paasches Frage 766ff. (24).
Arbeiterinnenwanderungen 544 (17).
Arbeiterlohn und Kindersegen 330ff. (11).
Auch sie sind Mütter 220ff. (7).
Aufgaben der deutschen Bevölkerungspolitik 321ff. (11).
Aus der jungdeutschen Siedelbewegung 478 (15).

Baukunst 39ff. (2), 45ff. (2), 231ff. (8).
Beiträge zur sexuellen Frage 334ff. (11).
Belgien 538f. (17), 641ff. (21).
Bevölkerungspolitik 59ff. (2), 321ff. (11), 330ff. (11).
Biedermeier, „empfindsame Zeit“ und die Zukunft 97ff. (4).
Bodenreform 15ff. (1), 29f. (1), 153f. (5), 183f. (6), 379ff. (11).
Buchkritik 622ff. (20), 761ff. (24).
B. Z. am Mittag 584ff. (19).

Das amerikanische Institut für internationales Recht 317 (10).
Das blaue Buch von Vaterland und Freiheit 304ff. (10).
Das Blaue Kreuz 313f. (10).
Das deutsche Lied 576 (18).
Das Deutschtum 468ff. (15).
Das Formproblem in der Architektur 39ff. (2).
Das Kanzlerwort über Belgien 641ff. (21).
Das neue Deutschland 508ff. (16).
Das russische Branntweinverbot 700ff. (22).
Der Abstinent 157 (5).
Der Alkohol bei unsern Gegnern und die Presse 666f. (21).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Der Alkohol im Felde 128 (4).
Der Blaukreuzverein im Schützengraben 313f. (10).
Der Bürokrat 274ff. (9).
Der Bund der altmodischen Leute 464ff. (15).
Der Bund für Schulreform 8ff. (1).
Der „Herr Vater" 608 (19).
Der Jugendpark 404ff. (13), 540f. (17).
Der Krieg und die seelischen Gefahren für die Jugend 374ff. (12), 747ff. (24).
Der Kulturprophet des deutschen Weltreichs 265ff. (9).
Der Lieferant 608 (19).
Der Lohn der Opfer 705 (23).
Der Operettenkoller 287f. (9).
Der Reichsbote 586f. (19).
Der schlafende Hafen 95f. (3).
Der Volkserzieher 610f. (20).
Der Weg der Einsamkeit 318ff. (10).
Des Feldsoldaten Meißner-Wallfahrt 743ff. (24).
Deutsche Nachrichten 155ff. (5).
Deutscher Jugenddank 191f. (6), 256 (8).
Deutscher Wille 155 (5), 188 (6), 283f. (9), 474 (15), 510 (16).
Deutsche Warte 123f. (4), 442f. (14).
Die amerikanische Freiheit 437ff. (14).
Die Aufgaben des deutschen Studenten 63f. (2).
Die drei Deutschen 584ff. (19).
Die deutsche Mode 167ff. (6).
Die deutschen Siedlungszüge nach dem Osten 261ff. (9).
Die Dienstpflicht der Frau 206ff. (7).
Die Edle 64 (2).
Die Entwicklung der Bodenreformbewegung 29f. (1).
Die Entwicklung der Kinematographie im Kriege 737ff. (24).
Die europäische Kriegsschuldengemeinschaft 410f. (13).
Die Feuerprobe der Enthaltsamkeit 633ff. (20).
Die Frage der Frauenkleidung, eine gemeinsame Aufgabe der Schneiderin, des Arztes, der Turnlehrerin und des Künstlers! 599ff. (19).
Die „Gazette des Ardennes" in unseren höheren Lehranstalten 604f. (19).
Die Hilfe 28f. (1).
Die höchsten Bildungsstätten 503ff. (16).
Die Kriegerheimstättenfrage in Österreich 285f. (9).
Die Kriegshilfe unserer Schuljugend 420ff. (14).
Die Kriegshochschule 449ff. (15), 573f. (18).
Die Neuordnung des deutschen Unterrichts an höheren Schulen 524ff. (17).
Die Notwendigkeit der geschichtlichen Bildung 129ff. (5).
Dienstjahr der Frauen 206ff. (7).
Die planmäßige Ordnung unserer Lebensmittelversorgung 587ff. (19).
Die psychische Komponente 62f. (2).
Die Schaubühne 61f. (2).
„Die schöne Heimat" 124ff. (4).
Die „schöne Pflicht" 480 (15).
Die Schundliteratur und ihre Bekämpfung 368ff. (12).
Die Schwerhörigenfrage 158ff. (5).
Die Spuren des Russeneinfalls und die Nachwelt 203ff. (7).
Die Vernunft und ihre zwei Bundesgenossen 673ff. (22).
Die Wiedergeburt des Menschen 485ff. (16).
Die Zukunft 317 (10), 380f. (12), 409f. (13), 410f. (13).
Die Zukunft der Kriegsprimaner 123f. (4).
Die zukünftige Jugendpflege 65ff. (3).
Dilettantenpolitik 283f. (9).
Dresdner Anzeiger 688ff. (22).

Eduard Bernstein 640 (20).
Ehrfurcht 751ff. (24).
Ein deutsches Wort für „Invalide" 188f. (6), 220 (7).
Eine ernste Kriegslehre 153f. (5).
Eine Frage an uns selbst 665f. (21).
Eine Wandervogelausstellung 382ff. (12).
Ein Fleck im Gewande der deutschen Sprache 193ff. (7).
Ein gedankenreiches Buch 126f. (4).
Ein getreuer Eckart 33ff. (2).
Ein Jahr Staatsverbot des Branntweinverkaufs in Rußland 185ff. (6).
Ein neunmalweiser Kritiker 607 (19).
Ein Schatten auf der deutschen Kriegswirtschaft 729ff. (23).
Ein Vater an den hinausziehenden Sohn 316f. (10).
Ein verlorenes Paradies 51ff. (2).
Ein zeitgemäßes fröhliches Buch 271ff. (91).
Ehrentreich, Alfred 608 (19).
„Entweder — Oder" 691f. (22).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erdsegen 349ff. (11).
Ernährungsfragen 32 (1), 87ff. (3), 543f. (17).
Erst wägen, dann wagen! 721ff. (23).
Esperanto 27f. (1), 399ff. (13).
Es war einmal ... 177ff. (6).
Etwas vom Lied 477f. (15).

Formprobleme 231f. (8).
Frauenkleidung 599ff. (19).
Fremdenlegionär Kirsch 344ff. (11).
Fremdwörter 355ff. (12).
„Fürsten ohne Krone" 761ff. (24).

Gartenbau 110ff. (4).
Geburtenrückgang 59ff. (2), 321ff. (11), 330ff. (11).
Gedanken zur Lebenserneuerung 19ff. (1).
Gefährdung der Jugend in der Kriegszeit 214ff. (7).
Geheimnisse der Völkerkatastrophen 126f. (4).
Geist und Mechanismus in der Armee 189ff. (6).
Gib uns den Frühling 251 (8).
Große Zeit 133f. (5).
Guter Hanseatengeist 15ff. (1).
Guttemplertagung in Bremen 511f. (16).

Haben die Schnapsbrenner eine Existenzberechtigung? 442f. (14).
Harnack 577ff. (19).
Hindenburg — Chef des Generalstabes! 573 (18).
„Hopfen und Malz" 606f. (19).

Im Bahnhof 416 (13).
†Immelmann 443f. (14).
Immer weiter: Hie Bürgerliche, hie Sozialdemokraten? 474 (15).
Industrialisierung des flachen Landes 305 (10).
Instruktionsstunde als Volksbildung 171ff. (6).

Jakob der Letzte 37 (2), 54ff. (2).
Jugendheime und Jugendpark 605f. (19).
Jugendpark 404ff. (13), 459ff. (14), 495ff. (16), 540f. (17), 574ff. (18), 605f. (19), 667f. (21).
Jugendpark-Bericht 667f. (21).
Jugendpark und Volkskraft 495ff. (16).
Jugendpark — Volkspark 574ff. (18).
Jugendpflege 65ff. (3), 70ff. (3), 214ff. (7), 404ff. (13), 447f. (14), 495ff. (16), 540f. (17), 574ff. (18), 605f. (19), 743ff. (24).
†Julius Dürbeck 664 (21).

Kanzlergegner 513ff. (17).
Keine Episode 257ff. (19).
Keine Sentimentalität und keine „unnötige Grausamkeit" 586f. (19).
Kinematographie 737ff. (24).
Kleingärten als Förderer der Kriegerheimstätten 110ff. (4).
Koalitionskriege 481ff. (16).
Kölnische Zeitung 691f. (22).
Krankheit und Arznei 609ff. (20).
Kriegerheimstätten 110ff. (4), 285f. (9), 594ff. (19), 693ff. (22), 721ff. (23).
Kriegerheimstätten und lebensreformerische Siedelungsziele 594ff. (19).
Kriegsbeschädigte 188 (6).
Kriegsschundliteratur 381f. (12).
Kriegsverletzte 188f. (6), 314ff. (10).
Krieg um Frieden 380f. (12).
Krieg und Sparsamkeit 697ff. (22).
Kritisches zur Wehrkraftbewegung 122f. (4).
Kunstwart s. Deutscher Wille.

Landstürmer auf der Fahrt 223f. (7).
Landsturm 664f. (21).
Land- und Gartenbau 33ff. (2), 394ff. (11), 425ff. (14), 574ff. (18), 693ff. (22), 721ff. (23).
Lauterberger Weltanschauungswoche 512 (16), 672 (21).
Lebensreform 19ff. (1), 314ff. (10), 464ff. (15), 599ff. (19).
Lebensreformerisches von einer Kriegsverletztentagung 314ff. (10).
Lehrgänge für Kriegsgefangene 417ff. (14), 541ff. (17).
Leipziger Tageblatt 27f. (1), 185ff. (6), 381f. (12), 686ff. (22).

Männersterblichkeit 411ff. (13).
„Majestät" und „Allerhöchstderselbe" 478ff. (15).
Menschheitsostern 225ff. (8).
Moderne Ernährung 87ff. (3).
Münchener medizinische Wochenschrift 69ff. (2).
Münchener Zeitung 538f. (17).
Mutterschutz 220ff. (17), 670ff. (21).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Nach dem Kriege 603f. (19).
Näh-, Lehr- und Stillstuben 670ff. (21).
Neue Bücher und Schriften 32 (1), 62 (2), 220 (7), 314 (10), 382 (12), 474 (15), 664 (21).
Neue Feinde — Friede im Innern! 620ff. (20).
Neue Sprachenprobleme 399ff. (13).
Nordamerika 392ff. (13), 437ff. (14), 468ff. (15), 503ff. (16), 559ff. (18).

Obstverwertung 543f. (17).
Öd- oder Kulturland für unsere Krieger? 693ff. (22).
†Otto Kampe 704 (22).

Pädagogische Reform 122f. (4), 184f. (6).
Parkbüchereien 459ff. (15).
Politik des Mutes und Politik der Nüchternheit 508ff. (16).
Politische Bildung 385ff. (13).
Politische Schulerdkunde 429 ff. (14).
† Prof. Ernst Sieper 92f. (3).

Rechtes Maß 160 (5).
Reform der Arbeitszeit 81ff. (3), 444ff. (14), 512 (16).
Reflexionen 61f. (2).
Rußlands Branntweinverbot 185ff. (6), 700ff. (22).

Schach 498ff. (16), 640 (20).
Schauspielkunst 363ff. (12).
Schönfärber und Flaumacher 510f. (16).
Schon jetzt kinderreiche Familien wohnungslos? 183f. (6).
Schule und militärische Erziehung 77ff. (3).
Schulfragen der Gegenwart 414f. (13).
Schulreform 8ff. (1).
Schundliteratur 143ff. (5), 368ff. (12), 381f. (12).
Shakespeare 653ff. (21).
Siedelbewegung 478 (15), 594ff. (19).
Sie wartet 306ff. (10).
Soldatenheime 30f. (1).
Soll unsere Jugend Englisch oder Französisch lernen? 101ff. (4).
Soziale Praxis und Archiv für Volkswohlfahrt 620ff. (20).
Spanien 719f. (23).
Sprachschwierigkeiten nach dem Kriege 27f. (1).
Stellvertretung 474ff. (15).
Thiken, Johannes 594ff. (19).
Trinkerfürsorge 286f. (9).
Trinkgeld 564ff. (18).

Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Reden aus der Kriegszeit 93ff. (3).
Und es mag am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen 487ff. (16).
Unser Kanzler 353f. (12).
Unsere Ziele 157 (5).
Ursachen und Bekämpfung des Geburtenrückgangs im Deutschen Reich 59ff. (2).
Ut de Franzosentid 271ff. (9).

Vereinigte Staaten von Amerika 392ff. (13), 437ff. (14), 468ff. (15), 503ff. (16), 559ff. (18).
Vergessene Kinder 70ff. (3).
Vergeßt den Kriegsanfang nicht 28f. (1).
Völkerverständigung 1ff. (1), 184f. (6).
Vogelleichen auf Hüten 669f. (21).
Vogelschutz 669f. (21).
„Volksausschüsse zur raschen Niederwerfung Englands" 686ff. (22).
Volksernährung 32 (1), 87ff. (3), 543f. (17), 587ff. (19).
Volksgesundheit 81ff. (3), 220f. (7), 222f. (7), 289ff. (10), 321ff. (11), 411ff. (13), 478 (15), 512 (16), 594ff. (19), 599ff. (19).
Volksjugendwandern 447f. (14).
Volkstümliche Ausbreitung und Verdeutschung des Schach 498ff. (16).
Vom Eigenhaus zum Eigenheim 455ff. (15).
Vom Wandervogel und Wanderunfug 668f. (21).
Von den baltischen Deutschen 553ff. (18).
Von Deutschlands aufbauendem Schaffen in Feindesland 117ff. (4).

Waldwirtschaft 37 (2), 54ff. (2).
Wandern 382ff. (12), 447f. (14), 544 (17), 668f. (21).
Wanderscharen (e. V.), Bund für volkstümliches Wandern 448 (14).
Wandervogel 382ff. (12), 668f. (21).
Wann gebrauchen wir Fremdworte? 355ff. (12).
Warum? 411f. (13).
Warum die Frauen länger leben als die Männer 412ff. (13).
Was ist ein Volk? 648ff. (21).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was können wir für die körperliche Erstarkung unserer männlichen Jugend tun? 289ff. (10).
Was sollen wir lesen? 244ff. (8).
Weizenbrei als Fleischersatz 32 (1).
Weltkrieg und Wahrheit 1ff. (1).
Wenn ich Wilson wäre 409f. (13).
Wertarbeit und Reform der Arbeitszeit 444ff. (14).
Wider Schmutz und Schund 143ff. (5).
Wie erlangt man geschichtliche Bildung? 283ff. (8).
Wie richten wir uns nach dem Kriege mit unseren Arbeitskräften ein? 424ff. (14).
Wie unser Volk wohnt 304ff. (10).
† Wilhelm Gädeke 539f. (17).
Wir Deutsche u. das Undeutsche 161ff. (6).
Wohnungsfragen 304ff. (10), 321ff. (11), 452ff. (15), 455ff. (15).
Wohnungsrenten für kinderreiche Familien 452ff. (15).
„Wo kommst du her in dem roten Kleid?" 127f. (4).

Zarathustra — deutsche Mystik — deutscher Glaube 297ff. (10).
Zur Aufklärung über Österreich-Ungarn 284f. (9).
Zur Berufswahl 248ff. (8).
Zwei Briefe zum Aufsatz „Geselligkeit" in Nr. 24 des vorigen Jahrganges 252ff. (8).
Zwei Schriften über Obstverwertung 543f. (17).
„Zwei Stufen" 755ff. (24).

Namenverzeichnis.

A. 63f. (2).
Asmussen, Georg 277ff. (9), 306ff. (10), 721ff. (23).
Avenarius, Dr. Ferdinand 155 (5), 283 (9), 474 (15), 510 (16).

Bach, Dr. Hugo 289ff. (10).
Batocki, Präs. v. 730ff. (23).
Baumann, Paul 171ff. (6).
Berendsohn, Dr. Walter A. 134ff. (5), 244ff. (8), 271ff. (9), 392ff. (13), 437 ff. (14), 468ff. (15), 503ff. (16), 559ff. (18).
Bernstein, Dr. Arthur 584ff. (19).
Bernstein, Eduard 640 (20).
v. Bethmann Hollweg 353f. (12), 513ff. (17), 545ff. (18), 611ff. (20), 641ff. (21), 673ff. (22).
Bicheroux, Karl 161ff. (6).
Biernatzki, P. Johannes 498ff. (16).
Biesalski, Prof. Dr. K. 314 (10).
Blücher, Gustel v. 191f. (6), 256 (8).
Bodenhausen-Degener, Freiherr v. 578ff. (19).
Böckelmann, Prof. Fr. 193ff. (7).
Bonne, Dr. Georg 442f. (14), 495ff. (16), 541 (17), 543f. (17), 599ff. (19), 605f. (19).
Buckow, Martha 412ff. (13).
Büsching, Dr. 334ff. (11).
Burckhardt, Dr. R. 313f. (10).

Cario, Elfriede 544 (17).
Corbach, Otto 697ff. (22).
Coßmann, Prof. 611f. (20).
C. R. 223f. (7).

Damaschke, Adolf 29f. (1), 123 (4), 153f. (5), 155ff. (5), 183 (6), 442f. (14).
Darenberg, D. 349ff. (11).
Deecke, Dr. Georg 167ff. (6).
Dietrich, Prof. Dr. 314 (10).
Dorsch, Hedwig 747ff. (24).
Dürbeck, Julius 664 (21).

Ebhardt, Melanie 29f. (1), 33ff. (2), 124ff. (4), 225ff. (8), 318ff. (10), 474ff. (15), 761ff. (24).
Ehrlich, Marg. 411f. (13).
Elster, Dr. Alexander 257ff. (9), 608 (19).
E. V. 127f. (4).
Ewert, Jan 314ff. (10).

Fehling, M. 203ff. (7).
F. H. 544 (17), 672 (21).
Fidelis 513ff. (17), 545ff. (18), 577ff. (19), 609ff. (20), 641ff. (21), 673ff. (22), 705ff. (23), 737ff. (24).
Fils, G. 478 (15).
Foerster, Prof. Dr. Fr. W. 5 (1), 122f. (4).
Francke, Dr. E. 620ff. (20).
Frank, Willy 287f. (9).
Fröhlich, Dr. Richard 157 (5).

Gädeke, Wilhelm 539f. (17).
Goetz, Prof. Dr. Walter 686ff. (22).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Götze, Carl 8ff. (1).
Goldschmit, Pfarrer Bruno 143ff. (5), 606f. (19).
Grabowsky, Dr. Adolf 508ff. (16).
Graul, Walter 232ff. (8).
Gruber, Prof. v. 59ff. (2).

Häfker, Hermann 737 (24).
Hammer, Walter 420ff. (14), 743ff. (24).
Harden, Maximilian 317 (10), 380f. (12), 409f. 410f. (13).
Harnack, Geh.-Rat Adolf 577ff. (19).
Hartmann, Prof. Dr. Martin 155ff. (5), 185ff. (6), 700ff. (22).
Heyder, Hermann 51ff. (2).
Hindhede, Dr. M. 87ff. (3).
Hofmiller, Prof. Dr. Josef 3 (1), 101ff. (4).
Holthaus, Friedrich 363ff. (12).
Hopfen, Hans 609ff. (20).
Hopfen, Otto Helmut 610f. (20).
Hublow, Hermann 30f. (1).
Hundt, Paul 248ff. (8), 464ff. (15), 480 (15), 666f. (21).

Jacobsohn, Siegfried 61 (2).
Jaskowski, Friedrich 126f. (4).
Joel, Ernst 447f. (14).
J. M. 252ff. (8).
Johannsen, Sophie 251 (8).
John, J. 316f. (10), 478ff. (15).

Kampe, Otto 704 (22).
Karte, Georg 485ff. (16).
Keller, Gottfried 279 (10).
Klöckner, Peter 578ff. (19).
Kluge, Walther 117ff. (4), 455ff. (15).
Klumker, Prof. Dr. Chr. J. 70ff. (3), 220 (7).
Körting, Geh.-Rat 612 (20).
Kröger, Timm 177ff. (6).

Lambach, Walther 452ff. (15).
Lamprecht, Prof. 184f. (6).
Lamszus, Wilhelm 274f. (9).
Lehmann, Prof. Dr. E. 261ff. (9), 284ff. (9).
Lessing, Dr. Theodor 355ff. (12).
Lohmann, Wilhelmine 286f. (9).

Maaß, Harry 110ff. (4), 574ff. (18).
Matzdorf, Paul 65ff. (3).
Mayrhofer, Johannes 719f. (23).
Meyer, Franz Volquart 81ff. (3), 512 (16).
Migge, Leberecht 404ff. (13), 667f. (21).
Möller, Schw. Lotte 220ff. (21).
Much, Prof. Dr. Hans 45ff. (2), 232 (8).
Müller, Emil 487ff. (16).
Müller-Holm, Ernst 129ff. (5), 238ff. (8), 481ff. (16).

Narten, Enno 604f. (19).
Natoneck, Hans 61f. (2).
Naumann, Dr. Friedrich 28f. (1), 30 (1), 304ff. (10).
Nietzsche, Friedrich 265ff. (9), 297ff. (10).

Oehring, Karl 231f. (8), 330ff. (11).
Offe, Dr. Hans 429ff. (14), 653ff. (21).

Paasche, Hans 133f. (5), 344ff. (11), 665f. (21), 766 (24).
Palm, Maria 32 (1), 160 (5).
Parey, Pauline 158ff. (5).
Passow, Helene 206ff. (7).
Paulsen, W. 122f. (4), 184f. (6).
Pichottka, Richard 321ff. (11).
Pohlman, A. 29 (1), 153f. (5).
Ponickau, Dr. Richard 633ff. (20), 729ff. (23).
Popert, Hermann 517ff. (17), 622ff. (20).

Relmann, Otto 510f. (16).
Reuter, Fritz 271ff. (9).
Revelstein, H. v. 553ff. (18).
Richter, Dr. Wilhelm R. 97ff. (4).
Röchling, Louis 578ff. (19).
Rosegger, Peter 33ff. (2), 54ff. (2).

Saenger, Prof. Dr. Alfred 214ff. (7).
Scharrelmann, Heinrich 77ff. (3), 374ff. (12).
Scheel, Fritz 64 (2).
Schoen, Max 39ff. (2).
Schröder, Pastor Fr. 313 (10).
Schultze, Dr. Ernst 459ff. (15), 495 (16).
Schulze, A. 424ff. (14), 693ff. (22).
Schulze-Berghof, Paul 265ff. (9), 297ff. (10).
Seefried-Seehausen, Luise 19ff. (1).
Sendig, Rudolf 654ff. (18).
Shakespeare, William 653ff. (21).
Sickel, Prof. Paul 385ff. (13), 751ff. (24).
Sieper, Prof. Dr. Ernst 1ff. (1), 19ff. (1), 101ff. (4).
Sönnichsen, Andreas 95f. (3), 416 (13), 603f. (19), 664f. (21).
Steche, Dr. A. 27f. (1), 399ff. (13).
Strecker, Prof. Dr. Reinhard 62f. (2), 189ff. (6), 414f. (13), 524ff. (17).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Teicher, Karl 381f. (12).
Thyssen, August 578ff. (19).
Troeltsch, Prof. Dr. Ernst 508ff. (16).

Vorwerk, Herbert 576 (18).

Wach, Prof. Dr. 688ff. (22).
Wagner, Dr. 404ff. (13).
Wanderer, O. 126f. (4), 252ff. (8), 755ff. (24).
Weidemann, Fritz 648ff. (21).
Weißer, Gerhard 382ff. (12).
Wiesener, Rudolf 15ff. (1).
Wilamowitz-Moellendorff, Prof. Dr. Ulrich v. 93ff. (3).
Will, Carl 368ff. (12), 404ff. (13), 495 (16).
Wilson, W. 409f. (13), 710f. (23).

Zeppelin, Graf 612 (20).
Zimmermann, Prof. Dr. W. 620ff. (20).
Zink, Max Josef 477f. (15).
Zschunke, Erich 449ff. (15), 573f. (18).

Vortrupp-Jugend.

Als ein Soldat in Reih und Glied 5 (1).

Bardewiek, Erich: Wilm Heinrich Berthold 9ff. (2).
Betrachtung in der Wehrloge 32 (4).
Biederstedt, Rudolf: Lebensstufen 33f. (5). Kampfbereitschaft nach dem Kriege 45f. (6).
B. L.: Wintersonnenwende 1915/16 13ff. (2).
Brauchen wir eine Reichsjugendwehr? 46ff. (6).

Das Wandervogelnest im Haus „der Sonne" 31f. (4).
Der Bund deutscher Wanderer 8 (1).
Der deutsche Bund abstinenter Studenten 22f. (3).
Die Abenteuer des Fremdenlegionärs Kirsch 22 (3), 41ff. (6).
Die Freideutsche Jugendbewegung 40 (5).
Die freideutsche Jugend im Lichte der deutschen Jugendpflege 3ff. (1).
Ehrentreich, A.: Was uns Nietzsche erzählt 36f. (5).
Eine ernste Mahnung 20f. (3).
Ein rechter Kämpfer 5ff. (1).

Gegen die Schundliteratur 41 (6).
Gemeinschaft Kasseler Wanderer 23 (3).

Heeren, H.: Wir wehren uns 39f. (5).
Hussong, L.: Noch etwas zur Lazaretterziehung 38f. (5).

Kluge, Walther: Er ging an meiner Seite 25ff. (4).

Langhann, Ehler: Jahreswendfest der Freideutschen Jugend in Hoisdorf 12f. (2).
Leibesübung und Ausdruckskultur 16 (2).

Marquard, Kurt: Die Kriegsbrosche 48 (6).
Mohr, Erich: Die Jugend vor der sozialen Frage 21f. (3). Aufruf des Siedlungsheims zu Charlottenburg 40 (5).

Ohlenschläger, Aug.: Menschen 44f. (6).

P.: Grober Unfug 17f. (3).
Pohlmann, Julie u. Weißer, Gerhard: Volksjugendwandern 37f. (5).

Staender, Hanna: Unsre Verantwortung nach dem Kriege 1ff. (1).

Vortrupp: An die Leser der Vortrupp-Jugend! 48 (6).
Vortrupp-Jugend in Briefen 8 (1), 24 (3).

Was der Vortrupp einem jungen Arbeiter wurde 23 (3).
Wer soll Lehrling sein? 40 (5).
Will, Carl: Ein Danziger Sonntag 34ff. (5).
Wilthelm, Anna Marie: Heldentum und Opfersinn 18ff. (3).

Zur militärischen Vorbereitung der Jugend 29ff. (4).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Der Vortrupp

5. Jahrgang Nr. 1 1. Januar 1916

Weltkrieg und Wahrheit.

Es ist stets so gewesen, daß neben allen guten Erfahrungen die bösen liegen. In diesem Weltkriege ist das nicht anders. Neben den herrlichen Offenbarungen, die wir während des Krieges innerlich erlebt haben, treten nach und nach auch gewisse verheerende Wirkungen hervor, die der Krieg besonders in den Köpfen ideal gesinnter Menschen angerichtet hat. Wieviel Glauben ist zerstört, wieviel Hoffnung geknickt, wieviel Altäre sind in den Herzen edler Menschen zertrümmert worden!

Der Gedanke der Völkerverständigung hatte sich in den letzten Jahren, trotz allen Mißverständnissen und Angriffen, immer mehr Bahn gebrochen. Man durfte hoffen, daß die Zeit nicht mehr ferne sei, in der das Recht anstatt der Gewalt als entscheidender Faktor bei der Schlichtung internationaler Schwierigkeiten gelten würde. Internationale Vereinigungen zur Lösung wichtiger wissenschaftlicher, sozialer und technischer Fragen entstanden in immer größerer Zahl. Tüchtige Gelehrte aller Nationen arbeiteten an dem Ausbau des Völkerrechts. Alles das ist durch den Krieg mit einem Schlage gefährdet, ja vernichtet worden. Die Ideale, an deren Erfüllung mit so viel Begeisterung und mit solch leidenschaftlichem Eifer gearbeitet wurde, liegen zerbrochen am Boden. Manch starker, edler Geist ist der Verzweiflung anheimgefallen. Ein bekannter Vertreter des Völkerrechts hat den Zusammenbruch nicht überleben wollen und ist freiwillig aus dem Dasein geschieden.

Die Frage steht vor uns, haben wir uns alle durch Irrlichter blenden lassen? Ist es tatsächlich dahin gekommen, daß wir, wie man uns von Märkten und Straßen entgegenschreit, „eine Umwertung aller Werte" vornehmen müssen?

Mit nichten! Die wirklichen Werte des Lebens sind dauernd und ewig. Sie können nicht durch zufällige Ereignisse erschüttert werden. Oder will man etwa den Krieg als den naturgemäßen und wesentlichen Zustand unsres Lebens erklären, der uns gewissermaßen erst die Augen geöffnet, uns aus Finsternis, Verblendung und Irrtum erlöst hat, daß wir Menschen, Welt und Gott erst im Lichte zu schauen vermögen? Liegt nicht jene Möglichkeit näher, daß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Krieg, weil er an allem rüttelt, was uns Denken, Geschichte und unsre tiefste Überzeugung als heilig und unantastbar verkündet, der widernatürliche, krankhafte, verderbliche Zustand ist, den wir nach Möglichkeit einzuschränken und zu beseitigen trachten müssen?

Ich meine, wir sollen uns hüten, unter den verheerenden und entmutigenden Wirkungen dieses Krieges voreilige Schlüsse über die Gestaltung der Dinge in späteren friedlichen Zeiten zu ziehen. Es ist Torheit, wenn man behauptet, ein zukünftiges Zusammengehen mit andern Völkern sei ausgeschlossen. Deutschland könne und müsse allein stehen. Es besitze alle Gaben, Kräfte und Güter, die ein Volk zum Gedeihen benötigt und würde, ganz auf sich gestellt, sich herrlicher und stolzer entwickeln als je. Solche Erklärungen mögen der nationalen Eitelkeit schmeicheln, aber sie entsprechen den Tatsachen nicht. Tatsache ist, daß die Völker einander brauchen, also aufeinander angewiesen sind. Wir müssen zur Befriedigung unabweisbarer Bedürfnisse die Handelsbeziehungen mit dem Auslande wieder aufnehmen. Auch unsre Industrie ist, um gedeihen zu können, auf die Rohstoffe des Auslandes angewiesen. Die Handelsbeziehungen werden einen persönlichen Verkehr der Bewohner der verschiedenen Länder und infolgedessen auch einen Austausch geistiger Werte zur Folge haben. In unserm eigenen wohlverstandenen Interesse dürfen wir, wenn dadurch unsre eigene Entwicklung und unser eigenes Glück gefördert werden, auf das Studium des Auslandes und den Verkehr mit ihm nicht verzichten. Und jenen Völkern, die uns durch Waren und kulturelle Güter unentbehrlich sind, werden wir auch unsre Pforten öffnen müssen.

Gerade weil das neue Deutschland ein Weltstaat mit einer Weltpolitik und Weltwirtschaft geworden ist und in immer größerem Umfang zu werden verspricht, wird es Aufgaben zu erfüllen haben, die nur in Gemeinschaft mit andern Staaten, also auf internationalem Boden, zu lösen sind. Solche Aufgaben liegen auch in unserm eigensten nationalen Interesse. Wie sich die Kraft, Überlegenheit und Führerfähigkeit einer Einzelpersönlichkeit erst im Bereich einer großen Arbeitsgemeinschaft offenbaren, so wird sich auch Deutschlands große Mission nur im Zusammenarbeiten mit andern Nationen vollkommen erfüllen können. Jedenfalls kann man sich, wenn man im Weltverkehr steht und auf Weltpolitik Anspruch erhebt, von der gemeinsamen Arbeit der Kulturwelt nicht zurückziehen*).

Es ist betrübend, zu hören, wie jetzt im Zeitalter der völkerverbindenden Eisenbahnen überall Stimmen laut werden, die allen Ernstes eine chinesische Mauer um Deutschland errichten wollen.

---

*) Vgl. O. Nippold, „Der deutsche Chauvinismus", S. 129.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sogar ein hoher Beamter des preußischen Verkehrsministeriums hat sich zum Anwalt dieser Meinungen gemacht und erklärt, es sei ausgeschlossen, daß sich in Zukunft Deutsche mit den Vertretern andrer Nationen zu gemeinsamer Arbeit verbinden würden. Was dergleichen kurzsichtige Erklärungen wert sind, hat Professor O. Nippold in einem Aufsatz des Berliner Tageblattes vom 7. April 1915 ausführlich dargestellt. Beruht nicht der ungeheure Aufschwung Deutschlands in den letzten Jahrhunderten zum großen Teil auf der neidlosen Schätzung und inneren Eroberung der Kulturwerte fremder Nationen? Baut sich nicht unsre höhere Erziehung auf der Überzeugung auf, daß wir uns das, was die alten und neuen Kulturvölker an wahren Menschlichkeitswerten geschaffen, erwerben müssen, um es zu besitzen? Glaubt man wirklich, die deutsche Wissenschaft hätte zu solch gewaltigen Fortschritten gelangen können, wenn sie nicht die Arbeiten fremder Forscher aufmerksam verfolgt und auf ihren sicheren Ergebnissen weitergebaut hätte? Das soll nun alles aufhören. Sombart erklärt: „Im Grunde brauchen wir Deutsche in geistig-kultureller Hinsicht niemand. Kein Volk der Erde kann uns auf dem Gebiet der Wissenschaft, der Technologie, der Kunst oder der Literatur irgend etwas Nennenswertes geben, das zu entbehren für uns schmerzlich wäre." In den Süddeutschen Monatsheften heißt es in edler Bescheidenheit: „Was aber den modus vivendi betrifft, so können wir ruhig warten, bis die Herrschaften nach dem Krieg schön zu uns kommen, denn kommen werden sie, weil sie uns brauchen." Schlimmer noch ist es, wenn Leute, die berufsmäßig das Auslandsstudium zu pflegen haben, solche Aussprüche tun. In einer angesehenen neusprachlichen Fachzeitschrift erklärt ein Schulmann, das Französische müsse künftighin von dem Lehrplan unsrer höheren Schulen verschwinden, um zu verhüten, daß so viel Schlechtes zu uns komme.

Der bekannte Kritiker Hofmiller, der ebenfalls als neusprachlicher Lehrer wirkt, hat sich jüngst in den Süddeutschen Monatsheften („Deutschlands Zukunft", S. 117 ff.) ebenfalls dahin ausgesprochen, daß das Französische in unsern Lehranstalten auf eine bescheidene Stellung zurückgedrängt werden müsse. Auch er begründet seine Forderung im wesentlichen mit dem entarteten Charakter der französischen Literatur. Andre Philologen wollen zwar die neueren Sprachen als Unterrichtsfach gelten lassen, wünschen aber, daß für den Lehrbetrieb lediglich praktische Rücksichten maßgebend seien. Geheimrat Weck (vgl. „Zeitschrift für die Reform der höheren Schulen", vom März 1915, S. 4 ff.) erklärt: „Der gesamte Unterricht der neueren Sprachen wird auf den praktischen Nutzen eingestellt." Auch das Englische soll weiter betrieben werden, aber als ein notwendiges

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Übel mit dem Verstande, nicht mit dem Herzen gelehrt. Man solle Schriftsteller wählen, die das Volk kritisieren, oder solche, an denen man die schlechten Seiten ihres Volkstums erläutern könne.

Es fällt schwer, bei solchen Äußerungen ernst zu bleiben, wenn man sich alles dessen erinnert, was seit Jahrzehnten von beteiligter Seite über den „bildenden Wert der neueren Sprachen", über den „hohen Kulturgeist der französischen Literatur" und über die »permanent powers« der englischen Literatur geredet und geschrieben worden ist. Wie tief müssen diese Überzeugungen gewesen sein, wenn sie der Sturm der Zeit so widerstandslos hinwegfegte! Gewiß zeigt die französische Literatur, insbesondere der jüngeren Zeit, bedenkliche Zeichen des Verfalls. Aber glaubt man damit etwa die Bedeutung eines Rousseau hinwegerklären zu können, der die großen Mächte „Natur und Herz" wieder in ihre Rechte einsetzte, des ursprünglichsten aller Dichter der Neuzeit, von dessen Geist Goethe in seiner Wertherzeit ganz durchtränkt war, der Richardson inspirierte, dessen Genie die großen Erneuerer der englischen Literatur im 19. Jahrhundert bewundernd priesen, und der unserm größten Philosophen half, den öden Rationalismus zu überwinden und zur praktischen Vernunft zu gelangen? Glaubt man durch die gedankenlose Gesamtverurteilung: „Die französische Literatur ist dekadent", das wahrlich nicht kleine Heer der großen „Eigenen" zu treffen, die auch die französische Literatur besitzt: einen Molière, den vollkommensten Darsteller menschlicher Charaktere, mit seiner wunderbaren Kraft der psychologischen Zergliederung; einen La Rochefoucauld, der in Inhalt und Form unserm Nietzsche die Wege wies; einen Montesquieu, den Begründer der vergleichenden Betrachtung in Soziologie, Politik, Gesetzgebung und Geschichte, dessen Gedanken gewissermaßen die Voraussetzung der historischen Schule bilden, deren Methode im Laufe des 19. Jahrhunderts in allen Geisteswissenschaften herrschend wurde? Der vielgepriesene Taine sagt bescheiden, sein ganzes Verdienst bestehe darin, eine Idee, die seit dem Wirken jenes Mannes auf dem Boden lag, aufgehoben und entwickelt zu haben. Oder soll man einen Descartes verwerfen, von dem die gesamte neuere Philosophie ihren Ausgang nimmt, oder den tieforiginellen Pascal, zu dem die reifsten Denker auch unsrer Zeit immer wieder zurückkehren?

Gewiß, hier stehen wir vor einer Umwertung der Werte, aber sie betrifft nicht jene wahrhaft großen Dichter, die immerdar zum eisernen Bestand der Literatur gehören werden, sondern jene Leute, die den Beruf hatten, der Jugend ihres Volkes den Geist dieser Dichter zu vermitteln. Man hat mit Recht die andre ernste Frage erhoben: Ist die Vorbildung, welche die fremdsprachlichen Lehrer der höheren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schule an unsern Universitäten genießen, richtig, ihrem wahren zukünftigen Beruf wirklich angemessen? Sind die jungen Philologen nicht durch das Übermaß des sprachlich-historischen Drills vielfach behindert gewesen, in die Literatur und eigenartige Kultur des fremden Volkstums einzudringen, Weihe und Wert ihrer Dichter und Denker innerlich zu erleben? Die Beiträge, die von manchen Seiten zur Kriegsliteratur über England geliefert wurden (ich nenne vor allen Dingen das Buch von H. Spies „Deutschlands Feind"), sind teilweise beschämend für das Maß der fachwissenschaftlichen Ausrüstung und für die geistige Höhe ihrer Verfasser.

Für den wirklichen Kenner Englands hat es fürwahr nicht erst des Krieges bedurft, um gewisse Mängel und Schattenseiten des englischen Nationalcharakters und des nüchternen Egoismus der englischen Politik hervortreten zu sehen. Ihm hat freilich andrerseits die furchtbare Erfahrung dieses Krieges den Blick auch nicht für die unzweifelhaft großen Erscheinungen der englischen Kultur zu trüben vermocht. Er wird lächeln, wenn man Shakespeare dadurch retten zu müssen glaubt, daß man ihn kurzerhand als unsern, als deutschen Shakespeare erklärt, und er wird auch die seltsame Zumutung zurückweisen, daß wir das verdienstvolle Wirken der aus England stammenden „Heilsarmee" von nun ab nicht länger in unserm Vaterlande dulden dürfen. Glücklicherweise hat der ebenso törichte wie eitle Aufsatz von Th. Kappstein in der „B. Z. am Mittag", der unter dem schönen Schlagworte „England mitten in Deutschland" die großartige soziale Arbeit der Jünger Booths in der Öffentlichkeit herabzusetzen suchte, von Professor Foerster die verdiente Zurückweisung erfahren (vgl. „Licht und Leben" vom 1. Februar 1915). Es ist seit einiger Zeit geradezu gefährlich, einem französischen oder englischen Geisteshelden noch Anerkennung zu zollen. Das gilt geradezu als Narrenbrief*).

Ein gesundes, aufstrebendes Volk wird das Gute, das ihm frommt, bereitwillig aufnehmen, woher es auch kommen mag. Die wahrhaft großen Leistungen in Kunst und Wissenschaft, auf dem Gebiete der Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung sind international.

Hätte man dergleichen vor dem Kriege gesagt, so wäre man blöder Selbstverständlichkeiten bezichtigt worden. Jetzt, nach der „Umwertung aller Werte", läuft man Gefahr, der Auslandsmeierei an-

*) Buchstäblich zu verstehen. Als ich bei Kriegsbeginn wegen eines vor anderthalb Jahren geschriebenen Aufsatzes über England öffentlich angegriffen wurde, schrieb ein wohlwollender Münchener Kollege: „Wer Professor Sieper persönlich kennt und weiß, wie er vollkommen in Ruskin-Bewunderung versunken ist, der nimmt auch die tollsten Streiche dieses gutmütigen Phantasten nicht ernst."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geklagt zu werden, wenn man solche Selbstverständlichkeiten ausspricht.

Wenn nach der Beendigung dieses Krieges normale Zeiten wiederkehren, so wird es sicher mit Befriedigung verzeichnet werden, daß es auch in jenen Monaten, als die nationalen Leidenschaften so gewaltig erregt waren, nicht an Stimmen gefehlt hat, die zur Vernunft mahnten und die Äußerungen überhitzter Köpfe als das kennzeichneten, was sie in Wahrheit sind: törichte Entgleisungen, die unserm guten Rufe Schaden tun.

Gegen die oben erwähnten „Reformvorschläge" für den Betrieb des Französischen und Englischen hat Prof. Dr. Levin L. Schücking (Jena) in einem beachtenswerten Aufsatz „Der neusprachliche Unterricht und der Krieg" Stellung genommen (vgl. die letzte Nummer der „Zeitschrift für die Reform der höheren Schulen", S. 1 ff.). Der Aufsatz enthält auch sonst manchen beherzigenswerten Gedanken, der es verdient, verbreitet und beachtet zu werden. Schücking mahnt den Deutschen „den rechten Mittelweg zu suchen zwischen dem unwürdigen Hinterherlaufen hinter andern Sprachen und dem kleinlichen und schikanösen Auftrumpfen mit einer politischen Vormachtstellung im Hinblick auf sie". Er betont, daß die praktische Notwendigkeit zur Erlernung der Fremdsprachen durchaus geblieben, ja, gegen früher sogar wesentlich gesteigert sei, daß die wissenschaftlichen Wurzeln des Unterrichts auch dann nicht abgeschnitten seien, wenn wir die Sprache nicht mehr als Mittel zur Einführung in die fremde Kultur benutzen. Auch für ihn ist es schwer begreiflich, „wie jemand, der in der Aufnahme der Behandlung einer neusprachlichen Kultur in den Lehrplan einen ungeheuren Fortschritt unsres Schulwesens erblickte, jetzt wirklich ernsthaft und auf die Dauer andrer Meinung sein sollte. Denn", so betont er, „seine Voraussetzung war, daß die Bildung der höheren Schule dazu verhelfen müsse, die Gegenwart auf den wichtigsten Gebieten historisch zu begreifen, und zwar mit starker pädagogischer Hervorhebung der idealistischen Kräfte, die für sie wirksam waren und sind". Weiter weist Schücking darauf hin, daß es nicht nur unfolgerichtig, sondern auch unzweckmäßig sei, wenn wir uns in Zukunft ganz gegen das Ausland abschließen wollen. „Wenn uns das Kriegsschicksal", so führt er am Schlusse seines Aufsatzes aus, „dem Ziele näher bringt, England in mancher Beziehung in seiner Stellung in der Welt abzulösen, ist es von doppeltem Interesse und doppelter Wichtigkeit, aus den englischen Vorzügen wie den englischen Fehlern zu lernen."

In diesem Zusammenhang möchte ich auch der prächtigen Rede gedenken, die der Berliner Philologe Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf bei der Übernahme seines Rektorats gehalten hat. In seinen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gedankenvollen und, in Anbetracht der Zeitumstände, mutigen Worten hat sich der berühmte Kenner des griechischen Altertums über das »commercium literarum« zwischen den Kulturvölkern folgendermaßen geäußert:

„Tatsächlich gab es eine wissenschaftliche Gemeinschaft, die über die Erde reichte. Vor fünf Jahren haben wir sie bei unserm Jubiläum sinnfällig vor Augen gehabt ... Soll nun all dieses zertrümmert sein? ... Das fordert das Vaterland nicht, daß Lieb und Treu wie ein böses Unkraut ausgerauft werden, und im Herzen werde ich den Männern im feindlichen Auslande nicht nur die schuldige Achtung, sondern die Freundschaft im Treuen bewahren. Ich zweifle auch garnicht, daß mancher drüben ähnlich empfindet, selbst in der Pariser Akademie, die mich ausgeschlossen hat ... Die Sünden des verblendeten Hasses werden sich selbst am schwersten strafen. Aber muß man nicht wirklich an der Zukunft des wissenschaftlichen freien Verkehrs zweifeln? Das sei ferne. Es kann mit dem commercium literarum nicht anders gehen, als mit dem commercium überhaupt. ... Niemand zweifelt, daß nach dem Kriege sich der Welthandel, also auch der Verkehr zwischen feindlich gesonnenen Völkern, durch das Schwergewicht der Dinge wieder herstellen wird. Auch die meisten wissenschaftlichen Arbeiten lassen sich nicht ohne ausländisches Material und ohne Forschung im Auslande durchführen. Schon das wird auch die Widerstrebenden zwingen. Aber das ist äußerlich. Die Liebe zur Wissenschaft, der Drang empor zu denselben Idealen ist ein göttliches Feuer, und die Herzen, in denen es brennt, müssen sich einander trotz allem verwandt fühlen. Eros, der Mittler zwischen den Göttern und den Menschen, wird auch die Seelen wieder zueinander führen, sobald nicht die ebenso heilige Liebe zum Vaterlande unsre ganze Kraft des Leibes und der Seele in Anspruch nimmt."

„Wenn sich die andern", so heißt es in der Rede weiter, „dadurch schädigen wollen, daß sie keine deutschen Bücher lesen, warum sollen wir so dumm sein; fürchten werden wir uns doch nicht, und die Klugheit gebietet, seine Feinde kennen zu lernen."

Es war immer der Stolz deutscher Wissenschaft, fremdem Wesen und fremder Art gerecht zu werden und sich mit teilnehmender Liebe auch in die fremde Geistesart zu versenken. Wer uns davon abzuhalten sucht, versündigt sich deshalb auch gegen unser Deutschtum. Auch diesen Gedanken hat Wilamowitz ausgesprochen. Er sagt:

„Wenn wir deutsch bleiben, in immer vollerem Sinne deutsch werden wollen, so gehört dazu, daß wir den Reichtum unsrer tiefbegründeten, auf das Ganze und Ewige gerichteten Bildung bewahren und mehren. Wer sie preisgeben will und uns statt dessen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Macht und Reichtum und die Genüsse, die sich kaufen lassen, bietet, wer in der Beschränktheit oder besser Borniertheit nationalistischen Dünkels die Ideale unsrer Väter zertrümmern will, der will uns in Wahrheit unser Deutschtum rauben, gerade weil er auf den Namen pocht."

Trotz allen Enttäuschungen, die uns dieser Krieg bereitet, trotz der alles verheerenden Kraft, mit der die menschliche Leidenschaft sich im Bunde mit einer riesenhaft entwickelten Organisation und Technik geäußert hat, müssen wir unsern Glauben bewahren, daß endlich die Vernunft siegt und Wege und Mittel gefunden werden, um die Wiederkehr solcher Katastrophen zu verhüten. Dieser Krieg ist, wie ein Staatsmann sich ausdrückte, nicht gekommen, weil er naturnotwendig war, sondern aus Mangel an Weisheit bei den Regierenden. Eine kleine, aber einflußreiche Clique ränkevoller, fanatischer und streberhafter Leute hat die Fäden des blutigen Netzes gewirkt, in dem jetzt fast die ganze Welt verstrickt ist. Gerade die furchtbaren Erkenntnisse dieses Krieges werden uns zeigen, wo der Hebel angesetzt werden muß, um aus solch unerträglichem Zustande herauszukommen. Dieser Kampf aller gegen alle kann unmöglich das Ende der Zivilisation bedeuten. Hoffen wir, daß uns einst — wenn auch in ferner Zukunft — ein besserer Morgen tagt, „auf daß das Gute wachse, wirke, fromme, auf daß der Tag den Edlen endlich komme".

Prof. Dr. Ernst Sieper.

Der Bund für Schulreform.

Der seit 1908 bestehende Bund für Schulreform, dessen Begründung dem Vorgehen hamburgischer Schulmänner zu verdanken ist, stellt sich in seinen Satzungen die Aufgabe, alle diejenigen zu gemeinsamer Tätigkeit zusammenzuschließen, die überzeugt sind, daß unsre Kultur eine Umgestaltung der Bildungsarbeit in Schule, Haus und Leben fordert. Maßgebend für diese Arbeit soll der Bildungsgehalt der Kultur der Gegenwart und die Entwicklung der jugendlichen Persönlichkeit sein.

Der Zusammenschluß zu gemeinsamer Arbeit! Eine fast unlösbare Aufgabe, wenn bedacht wird, wie seit jeher Rücksichten auf den Stand und parteipolitische und konfessionelle Forderungen einem einheitlichen Ideal deutscher Bildung, das alle miteinander verbindet, widerstreben, wie jede Erörterung des Bildungsproblems verengt wird und die Kräfte zersplittert werden, die zueinander stehen müssen, wo Bildung in Frage kommt.

Eine schier unmögliche Aufgabe, wenn man beobachtet, wie die sich trennenden Kräfte unter dem Schutze der sogenannten allgemeinen Bildung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einander zu schaffen machten. Allgemeine Bildung ist als etwas Meßbares kein Exponent für gesammelte und geeinigte Kraft. Allgemeinbildung, die sich von Halbbildung und Unbildung unterscheidet, trennt, wo es auf Einigung ankommt, sie schließt aus, wo Aufnahme das Ziel ist. Die Zerrissenheit in der Jugendpflege, die eine von der organisierten Arbeiterschaft gepflegte „Jugend" von der vom Staate behüteten Jugendpflege ausschließt, war nur ein Zeichen für die Unhaltbarkeit von Zuständen, die nicht nur als politische zu begreifen sind. Sie bedrohten vielmehr den Kulturzusammenhang, der allein und notwendig auf innere Geschlossenheit des geeinigten Volkes zu begründen ist.

Der Bund für Schulreform will als allgemeiner deutscher Verband für Erziehungs- und Unterrichtswesen zusammenschließen, einigen — denn unsre Kultur fordert es, die deutsche Kultur als die uns eigene „spezifisch geistige Behauptung der Welt", die nur durch Einheit stark ist.

Eine schier unmögliche Aufgabe, wird gesagt, angesichts der mit dem Beginne unsres Jahrhunderts von den verschiedensten Seiten heraufkommenden Bestrebungen, die wir heute als eine auf den inneren Umbau der deutschen Schule und der deutschen Erziehung gerichtete Bewegung erkennen.

Fast gleichzeitig mit den Biologen, die eine stärkere Berücksichtigung ihrer Wissenschaft für Schule und Leben fordern, nahmen die gleichfalls von Hamburg ausgehenden, der künstlerischen Erziehung der Jugend zugewandten Bestrebungen Gestalt an und begründeten ihr Programm auf dem Kunsterziehungstage zu Dresden. Der Münchener Schulrat Georg Kerschensteiner veröffentlichte in demselben Jahre seine Schrift über die staatsbürgerliche Erziehung und begann mit seiner Organisation des Münchener Schulwesens. Die Jugendschriftenbewegung schuf sich ihre Organisation innerhalb der deutschen Volksschullehrerschaft. Das Problem der Charakterbildung trat in Friedrich Wilhelm Foersters Arbeiten an den Tag. Die Jugendkunde ward als ein selbständiges Gebiet wissenschaftlicher Forschung begründet. Eine experimentelle Pädagogik ist im Entstehen, Forschungsinstitute pädagogischer und psychologischer Art werden — zumeist von der Lehrerschaft — ins Leben gerufen.

Alle diese auf den inneren Umbau der deutschen Schule abzielenden Bestrebungen entspringen nacheinander und gehen nebeneinander her, jede den eigenen Weg verfolgend.

Und zu ihnen gesellen sich nun die für die körperliche Ertüchtigung der Jugend aufgewandten Bemühungen. Der Zentralausschuß für Volks- und Jugendspiele nimmt die Organisation in die Hand.

Für die erziehliche Knabenhandarbeit setzt eine andre Organisation mit ihrer praktischen Arbeit ein. Und endlich sucht Jugendpflege, Jugendbewegung und seit dem Kriege die Jugendwehr das reifere Jugendalter

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch Organisation zu erfassen und die heranwachsenden Kräfte auf erziehliche Aufgaben einzustellen, um ihre Lebensführung zu bestimmen.

Aufwärtsführende Mächte, die ihre Kraft im Dienste der nationalen Lebensgemeinschaft zu erweisen trachten!

Aber was all diesen durch ihre Vereinzelung einseitigen Reformbestrebungen zur Schranke wird — es sind die gesteigerten Ansprüche an das im Grunde nur durch gemeinsame Arbeit zu Erringende, — Ansprüche, die Gefahren bedeuten, wenn sie in betonter Einseitigkeit zur Verwirklichung drängen.

Diesen Gefahren zu begegnen und jene Hindernisse zu beseitigen, die durch die parteipolitische Beurteilung und die nur konfessionelle Wertung des Fortschritts entstehen können, hat der Bund für Schulreform seinen Weg eingeschlagen. In seinem geschäftsführenden Ausschusse haben sich führende Persönlichkeiten von den verschiedenen Gebieten deutscher Schul- und Erziehungsarbeit vereinigt und die Aufgabe übernommen, in den „Deutschen Kongressen für Jugendbildung und Jugendkunde" die Tagungen zu schaffen, wo schwebende Probleme vor einem größeren Kreise deutscher Schulmänner und Schulverwaltungsbeamten, Männern und Frauen, und vor „Laien" zur Darstellung kommen, um sie gemeinsam zu erörtern. Nur so konnte in dem gesamten deutschen Lehrerstande von der Volksschule bis zur Hochschule das Bewußtsein geschaffen werden, daß es Grundfragen des Unterrichts und der Erziehung gibt, die für alle allgemeinbildenden Schulen die gleichen sind. Sachlichkeit wurde durch die wissenschaftliche Form der Verhandlung gefordert. Auf dem Dresdener Kongresse ist das Problem der Arbeitsschule behandelt worden. Die Münchener Tagung hat sich dann mit der Unterscheidung der Schultypen und ihrer Gestaltung beschäftigt und die Vorbildung auf das Lehramt in den Kreis der Beratung gezogen. Der dritte Kongreß zu Breslau hat die aus dem Unterschied der Geschlechter sich ergebenden Bildungswege zum Gegenstande der Erörterung gewählt. Jugendkundliche Forschungen und Fragestellungen haben die Verhandlungen tiefer begründet. Für die durch den Ausbruch des Krieges verhinderte Kölner Tagung, die im Anschluß an die Werkbund-Ausstellung stattfinden sollte, war die Erziehung und die Psychologie des Kindes im vorschulpflichtigen Alter als Verhandlungsthema vorgesehen und dazu das Problem der Jugendbewegung. So hat der Bund sich in den Arbeiten dieser Kongresse die sichere Grundlage für die weitere Tätigkeit geschaffen und durch die Veröffentlichung der Berichte mit den Vorträgen und Verhandlungen*) den mitwirkenden Kräften Einblick in die Ziele und die dabei einzuschlagenden Wege ermöglicht.

Neben den Kongreßarbeiten steht die in den Ortsgruppen vereinigte

*) Veröffentlicht im Verlage von B. G. Teubner, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tätigkeit der lokalen Verbände zu Berlin, München, Hamburg, Bremen, Dresden, Breslau, Leipzig, Halle, Mülheim und Flensburg. Wir dürfen heute den Versuch, auch die für die Mitwirkung an den neuen Aufgaben der Schule und der Erziehung bereiten Kreise außerhalb der berufsmäßigen Lehrer und Erzieher zu gewinnen, als aussichtsreich betrachten.

Daß mit dem berufsmäßig dazu Verpflichteten auch der Laie sich als Träger und Teilhaber der Reformen, das ist der inneren Umgestaltung des deutschen Schul- und Erziehungswesens, empfinde und zur Mitarbeit bereit und geschickt werde —, das wird eine der wichtigsten Aufgaben des Bundes sein und bleiben müssen.

Soviel vom Organisatorischen.

* * *

Eins konnte alle aufgewandte Arbeit dem Bunde nicht schaffen — das gemeinsame Bildungsideal, das alle Kräfte miteinander verbindet. Wie vor einem Jahrhundert entspringt es wieder der gemeinsamen Not, die in der Katastrophe des gewaltigen Völkerringens die innere Einigung erzwingt, ohne die nichts Großes entsteht. Der Krieg als der Anfang eines neuen Abschnitts im organischen Wachstum unsres national geeinigten Volkes beweist hier seine entwickelnde Kraft. Das deutsche Bildungsideal ist im Aufsteigen begriffen. Die Jugend, die im Kampfe durch Gefahr und Tod den Sieg an ihre Fahnen heftet, sie erlebt es. Es ist kein Kampf des Einzelnen gegen den Einzelnen. Die Völker und ihre Kulturen ringen miteinander. Und wem es vor dem Kriege noch nicht begreiflich war, daß der Kampf zwischen den Staaten und ihren Völkern nicht nur diplomatisch zwischen den Regierungen oder militärisch Heer gegen Heer geführt wird, dem zwingt es jetzt jeder Tag in die Seele, daß diese Kämpfe wie im Frieden unter beständiger Mitwirkung aller Volksgenossen ausgefochten werden. Der Kampf zwischen den im Wettbewerb stehenden Völkern beherrscht nicht nur die regierenden Kreise oder die Soldaten; jeder wird verantwortlich. „Seine Methoden" — so heißt es in Ruedorfers kurz vor dem Kriege herausgekommenen Buche über die „Grundzüge der Weltpolitik" —*) „sind derart, daß wir nur siegreich werden, wenn ein jeder an seinem Platze das Seine tut."

Nicht die gewaltige Seemacht, die die englische Weltherrschaft stützt, sondern der britische Kulturzusammenhang, der das englische Volk in jedem seiner Glieder erfaßt, schafft die englische Vorherrschaft. „Ein schwer zu fassendes Imponderabile" nennt Ruedorfer diesen lebendigen Zusammenhang, „etwas kaum Erforschtes". Aber er ist da — er beruht auf der Stärke, Einheitlichkeit und zwingenden Kraft des britischen Menschenideals. Und Ruedorfer fügt hinzu, es sei kaum möglich, „dieses Imponderabile zu überschätzen, obwohl es schwer sei, seine Bedeutsamkeit zu begründen".

*) J. J. Ruedorfer, „Grundzüge der Weltpolitik", 1914.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In den „Deutschen Briefen über Englische Erziehung" hat Ludwig Wiese, der spätere Leiter des preußischen höheren Schulwesens im Kultusministerium, uns den Eindruck bewahrt, den die englische Jugend der führenden Kreise im Jahre 1850 in ihm, dem mit dem preußischen Erziehungswesen durch seinen Beruf Vertrauten, erzeugt hat: „Alle Zöglinge hatten in Aussehen und Haltung fast durchweg etwas Aristokratisches, im besten Sinne des Wortes. In dieser festen, frischen Gesichtsfarbe, dem offenen, geraden Blick, dem leichten Gang und der kräftigen Haltung meinte ich die Mischung des edlen sächsischen Stammes mit dem stolzen Blut der Normannen zu erkennen. Es war vor allem ein offenes, freies Wesen, Freimütigkeit und Entschlossenheit, was mich höchst angenehm überraschte." Ludwig Wiese faßt dann das Ergebnis seiner Beobachtungen in den Satz: „Im Wissen sind unsre höheren Schulen den englischen weit voraus, aber die dortige Erziehung ist wirksamer, weil sie eine bessere Erziehung fürs Leben mitgibt." Die ganze Aufgabe der englischen Erziehung sei dahin zusammenzufassen, daß dem Herzen die Liebe zur Wahrheit eingepflanzt und der Wille ausgebildet werde, an der Wahrheit festzuhalten. Die deutsche Jugend sei noch weit von diesem Ziele entfernt. Der Mut und die Entschiedenheit, für das als wahr Erkannte zu zeugen und auch dafür in weiteren Kreisen mit Gleichgesinnten tätig zu sein, seien hier selten. Diesen Vorzug habe die englische Jugend vor allen andern Ländern. Men, not measures. Daher werde die selbsterziehende Kraft in den Knaben geachtet und geschont, um die Entwicklung zu männlichem Selbstbewußtsein nicht zu hindern. „In englischen Biographien habe ich selten gefunden, daß in der Jugend viel von fleißigem Studium, wissenschaftlichem Streben und ähnlichem die Rede gewesen sei; desto mehr aber von der Beherrschung der Affekte, Freimütigkeit, Festigkeit des Willens, Unerschrockenheit, Geduld und Ausdauer." Wie Buxton, der Freund von Wilberforce*), es ausdrückt: „Laß die Menschen wissen, daß du, was du sagst, auch tun willst, daß du feste, nicht schwankende Entschließungen hast, daß, wenn du einmal entschlossen bist, weder Lockungen noch Drohungen etwas über dich vermögen."

Das Ideal des englischen Menschen hat einfache, aber feste Züge. Gewiß sei dieser Typus — das ist Ruedorfers Stellung dazu — nicht der höchste Menschheitstypus, der entworfen werden könne, sicher aber der politisch brauchbarste. Pflicht, Gesundheit, vernünftiger Lebensgenuß, praktische Tüchtigkeit, ohne die Sehnsucht nach Unerreichbarem, ohne alles Himmelstürmende**). Diese Züge machen ihn der Masse verständlich und

*) Wilberforce bewirkte 1807 in London die Aufhebung des Sklavenhandels. Vortrupp.

**) Ruedorfer weist auf die Zersetzung hin, die dieses auf dem Menschheitsideal des Puritanertums beruhende Wesen in den letzten Jahrzehnten erfahre. Pflichterfüllung sei ihm ein leerer Begriff geworden. Noch kurz vor dem Kriege

daher auch übertragbar. „Die Kraft, Geschlossenheit und Einfachheit des britischen Typus läßt den kolonisierenden Engländer sich nicht zu einer gesonderten Nationalität entwickeln."

Was England (und auch Frankreich) auf diesem Gebiete leisten — so schreibt der Reichskanzler in einem Briefe an Karl Lamprecht am 21. Juni 1913 — sei nicht eine Leistung ihrer Regierungen, sondern eine solche der nationalen Gesamtheit, der Einheit und Geschlossenheit ihrer Kulturen, des zielsicheren Gestaltungswillens der Nation selbst. „Wir sind noch nicht so weit; wir sind uns und unsrer Kultur, unsres inneren Wesens, unsres nationalen Ideals nicht sicher und bewußt genug." Nicht jeder Deutsche bilde im Auslande seine Heimat in sich ab.

In der Schule, an die das Leben der deutschen Jugend mit einer Folgerichtigkeit wie in keinem andern Lande gebunden ist, hat die Entwicklung, die Ludwig Wiese schon 1850 als einseitig erkennt, folgen müssen. Wirtschaftliche Ursachen trieben auf die Ausbildung des Verstandes, auf Mitteilung von Kenntnissen, auf die Dinge, die durch Schulung zu gewinnen sind. Wiese sagt: „So unbestritten das Recht und die Herrschaft des Verstandes in den Forderungen der Demokratie ist, im handelnden, sittlichen Leben, für das die Jugend erzogen werden soll, kommt es auf Läuterung und Besserung des Willens und die Heranbildung freier und selbständiger Persönlichkeiten an."

Wir haben die folgende Entwicklung erlebt: Die Vorherrschaft alles Wirtschaftlich-Technischen vor dem Kulturellen hat in der Organisation der Schulen zu Schulsystemen dahin wirken müssen, daß die Plätze in unserm Wirtschaftsleben mit Kräften besetzt werden konnten, die besser vorgebildet sind als in irgend einem andern Lande. Das Prüfungs- und Berechtigungswesen und die Organisation des Massenunterrichts bilden eine der Bedingungen dafür, daß die englische und französische Industrie, was die unentbehrliche wissenschaftliche Grundlage und was die praktische Leistung angeht, gegen die deutsche ins Hintertreffen geraten mußte. Und Rohrbach, der diese Zusammenhänge erst vor kurzem wieder aufgedeckt hat, weist folgerichtig darauf hin, daß die Schulung der Deutschen, die die bessere sei, den Krieg notwendig gemacht habe, „als Folge der nationalen Zielstrebigkeit, auf die unsre Schularbeit hinführt, wie unsre Werkstätten, unsre Fabriken, unsre Kontore".

Rohrbach sieht richtig. Aber ist diese Entwicklung, die uns zum Reichtum geführt und das wirtschaftliche Übergewicht gebracht hat, nicht einseitig gewesen? Sind die wirtschaftlichen Interessen nicht zu sehr in den Vordergrund gestellt und die geistigen zurückgedrängt? Sind wir auf dem Wege,

---

hat Haldane den Engländern zur Überwindung der Krisis den Weg gewiesen, den Deutschland in seiner Wiedergeburt gegangen ist, als Fichte, Humboldt und gleichgerichtete Geister seine Führer geworden waren. Anm. d. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unserm Volke den Kulturzusammenhang zu schaffen, ohne den die Behauptung des Deutschen in der Welt in der Luft steht? Oder wird hier der Krieg erst seine entwickelnde Kraft erweisen und uns sittliche Kräfte offenbar werden lassen müssen; sittliche, weil sie schöpferisch wirken?

Die politische und wirtschaftliche Einigung 1870/71 war nichts Endgültiges. In einer gegen den Abgeordneten Windhorst gerichteten Rede, in welcher Bismarck sich gegen die Unterstellung verteidigte, als ob er eine Beseitigung des allgemeinen Wahlrechts beabsichtigte, hat der große Kanzler gesagt: „Ich rechne auf den Fortschritt, auf die Entwicklung, auf die Schärfung des Urteils durch die Schule nach ihrer vollständigen Emanzipation." Franz J. von Rottenburg, der diese Worte Bismarcks in seinem Vortrage über das „Zukunftsprogramm unsrer Schulgesetzgebung" (1905) anführt, weist den religiösen und sozialen Gegensätzen gegenüber auf die Notwendigkeit der moralischen Einigung hin, die in dem bisher nur staatlich geeinigten Deutschland jede geistige und körperliche Kraft heben werde. Das „königliche Ineinander-Weben der Gemüter", wie Plato die vornehmste Tätigkeit der Politik bezeichnet, müsse bei der Jugend beginnen! — Die Schule hat diese Hoffnung nicht erfüllt. Sie dient andern Herren.

Der wirtschaftlich-politischen Einigung Deutschlands, die unser Vaterland zu einer Weltmacht der Arbeit gemacht hat, wird nach außen und nach innen eine zweite, größere Einigung folgen, die uns den innern Kulturzusammenhang schafft.

Wir empfinden das Vaterland wieder als eine ethische Macht. Die Jugend, die jetzt im Kampfe steht, wird sich von keinem Volke mißachten lassen. Sie wird mit einem neuen Ideal in den Lebensabschnitt, der jetzt für Deutschland beginnt, hineinwachsen und aus sich heraus den sieghaften Typus des deutschen Menschen schaffen — wie Alfred Lichtwark das voraussah, als auf dem Kunsterziehungstage zu Dresden 1901 das Ideal des Deutschen der Zukunft in seiner Seele lebendig wurde: „Unbesiegbar werden wir stehen, wenn jeder Einzelne in jeder Stunde, bei jedem Werk, an jedem Ort, wohin ihn Mut und Schicksal gestellt haben, das höchste Maß seines Willens und seiner Kraft entfalten lernt."

Mit der Macht sittlich-religiöser und künstlerischer Kräfte wird das geeinigte Volk den deutschen Menschen entwickeln, der aus der Fülle der nationalen Charakterzüge nur die wesentlichen, die Werte schaffenden verkörpert.

Als ein letztes Vermächtnis hat Karl Lamprecht in einem Vortrage „Neue Schulen — neue Erziehung" auf der Leipziger Pestalozzifeier des Jahres 1915 dem deutschen Willen dieses Ideal einer neuen Humanität zum Ziel gesteckt. Mit der vollen Willensbetätigung unsres Volkes müßten wir es praktisch entwickeln und aus einer starken Überzeugung in der geistigen Durchbildung und Kräftigung der Nation dafür die geistigen Mittel

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bereit stellen. „Das Humanitätsideal aber muß ein solches sein, wie es im direkten Gegensatz zur englischen Praxis steht."

Der Bund für Schulreform, der jetzt als „Deutscher Bund für Erziehung und Unterricht" seine Organisation für die Aufgaben und Arbeiten des Friedens rüstet, wird dies Ziel ins Auge fassen.

Carl Götze.

Guter Hanseatengeist.

Zu Beginn des Jahres 1885 schlossen die Finanzdeputation der Freien und Hansestadt Hamburg und die Norddeutsche Bank in Hamburg im Einverständnis mit dem Hamburger Senat einen Vertrag, der in hervorragender kaufmännischer Weise die Rücksichten auf die Allgemeinheit und die Unternehmer verbindet. Es handelte sich um den sogenannten Freihafenvertrag. Der spätere berühmte Bürgermeister Mönckeberg leitete damals die Finanzdeputation, während für die Norddeutsche Bank neben Direktor Rauers der heutige Allgewaltige dieses Instituts, Max Schinkel, zeichnete. Damals verpflichtete sich die Norddeutsche Bank, eine Aktiengesellschaft zu gründen, die im städtischen Freihafengebiet Speicher, Lagerhäuser und Kontore mit allen dazu gehörenden, dem Handel und der Fabrikation dienenden Baulichkeiten herstellen sollte. Die Finanzdeputation überließ dafür der Gesellschaft pachtweise ein großes Grundstück von 30 000 qm. Der Hamburger Staat versprach, das Grundstück mit den zugehörigen Kaimauern zu versehen und die Straßen, Siele und Gas- und Wasserleitungen anzulegen. Sobald die Baulichkeiten der Aktiengesellschaft fertig waren, sollte der Senat den Tarif genehmigen, der von den Benutzern der Baulichkeiten für die Lagerung und Bearbeitung von Waren usw. verlangt werden durfte. An dem etwaigen Gewinn dieses Unternehmens sollten die Aktionäre der Gesellschaft einerseits und der Staat andrerseits im Verhältnis von 3 zu 5 teilnehmen. Irgendeine Ermäßigung von Steuern und Abgaben oder dergleichen wurde für die Gesellschaft nicht vorgesehen. Nach Ablauf des Jahres 1899 sollte der Staat das Recht haben, jederzeit die dann noch im Privatbesitz befindlichen Aktien zu einem im voraus nach oben und unten begrenzten Preise zu erwerben. Sobald der Staat in den Besitz sämtlicher Aktien gelangt sein würde, sollte dann das Pachtverhältnis aufhören.

Was besagen diese nüchternen Angaben? Sie zeigen, wie weitblickender Hanseatengeist wertvollen Staatsgrund ohne Veräußerung nutzbar zu machen wußte und dadurch die volle steigende Grundrente ohne jede Hemmung des Unternehmungsgeistes der Gesamtheit sicherte. Aber noch etwas andres kann man als Folge dieser Vertragsform und dieser Grundgedanken feststellen. Wir wissen alle, daß der Grund und Boden an solch einzigartiger Stelle, wie sie das Freihafengebiet Hamburgs dar-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stellt, in ganz besonderem Maße seine Eigenschaft zeigt, die darauf gemachten Fortschritte an sich zu ziehen.

Es ist wohl nützlich, in diesem Zusammenhang an ein Erlebnis des brasilianischen Zuckerkaufmanns Pohlman zu erinnern. Als Pohlman sich in Pernambuco mit viel Wagemut und Überlegung eine kleine Dampferanlegestelle geschaffen hatte, die vor der allgemein zugänglichen den großen Vorteil besaß, daß sie das Leichtern überflüssig machte und auch noch das Brückengeld der öffentlichen Brücke ersparte, da mußte er nach Ablauf seines ersten Pachtvertrages dem Besitzer des kleinen Grundstückes so viel mehr Miete zahlen, als er jährlich nach dem leicht abzuschätzenden Umsatz seines Geschäftes an Leichtergeld und Brückengeld sparen konnte. Pohlman wurde durch jenes Erlebnis auf bodenreformerische Gedankengänge gebracht.

Andre Menschen haben ähnliche Erfahrungen gemacht. Mancher Fabrikbesitzer mußte sehen, daß die Errichtung seiner eigenen Fabrik auf billigem Grundstücke ihm den benachbarten Grund und Boden für Erweiterungsbauten verteuert hatte. Mancher Ladenkaufmann mußte erfahren, daß ihm die Miete gesteigert wurde, weil sich infolge seiner geschickten geschäftlichen Werbearbeit der Verkehr in seinem Laden steigerte. Wie mancher Bauunternehmer sah seine Bauten auf billigem Grunde zur Steigerung der Bodenwerte der Nachbarschaft beitragen, so daß ihm auf dem teureren Boden ein Weiterbauen nicht mehr lohnte.

Der Hamburger Freihafen hat neben den wenigen ähnlichen Stellen Deutschlands einen vollständigen Monopolcharakter in besonders ausgeprägter Form; darum mußte sich die Eigenschaft des Bodens, die darauf gemachten Fortschritte an sich zu ziehen, besonders schwer bemerkbar machen, wenn es nicht gelang, rechtzeitig dieser gefährlichen Neigung entgegen zu arbeiten. In allen Fragen des Welthandels und Weltverkehrs ist der Hamburger Senat zweifellos einer der gründlichsten Sachkenner und weitsichtigsten Beurteiler. Wenn die Aktiengesellschaft die Möglichkeit gehabt hätte, den Grund und Boden im Freihafen zu kaufen und dann auf diesem eigenen Gelände die Gebäude zu errichten, dann würde sie nach dem selbstverständlichen Grundsatz, der sich durch Angebot und Nachfrage für allen Hausbesitz in Deutschland zu ergeben pflegt, soviel Pacht für die Lagerhäuser verlangt haben, wie der Leistungsfähigste gerade eben noch zu zahlen in der Lage gewesen wäre. Dann wäre damit eine Steuer auf das Welthandelsgeschick der Hamburger Kaufleute gelegt worden, die dadurch nicht erträglicher gewesen wäre, daß sie in die Taschen einer privaten Aktiengesellschaft floß. In den maßgebenden Stellen des Staates, der nun nach jenem weitsichtigen Vertrage Eigentümer des Bodens und darüber hinaus maßgeblicher Berater der Aktiengesellschaft blieb, sitzen seit altersher die großen kaufmännischen Talente, die Hamburgs Ruf in Deutschland und der Welt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

begründet haben. Kaufleute machten für ihren Handelszweck jenen Vertrag, Kaufleute wußten mit klugem Blick den Freihafen seiner Bestimmung zu sichern, deutschen Unternehmergeist und kaufmännischen Wagemut zu fördern und zu stützen. Weitsichtige Kaufleute wußten zu verhindern, daß hier die böse Neigung des Bodens eintreten konnte, vom Diener zum Herrn zu werden, seine Benutzer nicht zu stützen, sondern alles Leben, was über ihn hingeht, dem eigenen hohen Geldertrag untertänig zu machen.

Wir haben jetzt in der Kriegszeit besonders scharf zwischen sachlichem Interesse der Allgemeinheit und dem Einzelinteresse oder der Summe vieler Einzelinteressen unterscheiden lernen. Im Hamburger Freihafen ist in glänzender Weise der Gedanke zum Ausdruck gekommen, daß kaufmännischer Geist und kaufmännische Arbeit als wichtige Bestandteile unsres Wirtschaftslebens, und damit unsres Volkslebens, geschützt werden müssen. Was vom Welthandel gilt, das gilt in dieser Kriegszeit auch vom Nahrungsbedarf des Volkes. Die Preisprüfungsstellen für Lebensmittel zeigen mit ihrem Dasein, wie unser Volk dieses sachliche Interesse an einer genügenden Ernährung der Volksgesamtheit dem Geldinteresse der einzelnen Erzeuger und Händler voranstellt. Es ist aber für den Menschen gleich, ob ihm Hunger droht oder Kälte, ob er an Unterernährung oder an ungenügender Wohnung oder Obdachlosigkeit leidet. Die Wohnungsfrage weist allein an sich schon auf ein sachliches Interesse der Gesamtheit hin. Wieviel mehr ist das der Fall, wenn man sich dabei all der Zusammenhänge erinnert, die diese Frage mit der Volkserziehung, mit der Volkssittlichkeit und Wehrkraft verbindet, die nicht nur eine Frage von heute ist. Wir werden nach diesem Kriege wieder daran denken müssen, was uns kürzlich Max von Gruber in Berlin gesagt hat, daß wir in hundert Jahren entweder ein Zweihundert-Millionenvolk oder ein Vasallenstaat Rußlands sein werden.

Aber die Zahl allein tut es auch nicht. Es kommt nicht nur darauf an, zahlreiche, es kommt vor allem darauf an, gesunde und kräftige Menschen zu haben, die die Waffen tragen können. Die Menschen müssen auch ein tief inneres Verhältnis zu ihrem Vaterlande gewinnen. Zahlenmäßig werden wir immer unterlegen, in körperlicher Kraft immer erreichbar sein, technisches Können wird man uns nachmachen können, nur die glühende Vaterlandsliebe, deren das deutsche Gemüt mit so viel Kraft und Tiefe fähig ist, wird dann die Überlegenheit bilden, auf die wir immer rechnen können. Ein deutsches Volk, das sich seine geistigen Güter und sein Verhältnis zur Heimat zu wahren wußte, das mit deutscher Zähigkeit und Innerlichkeit sein Vaterland liebt, das braucht eine nicht gar zu sehr überlegene Zahl nicht zu fürchten.

Und doch kommt es auch auf die Zahl an. In den deutschen Großstädten lebten immer viel mehr Erwachsene als Kinder. Es ist gut, wenn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

man darauf aufmerksam macht, daß 1910 auf je 1000 Einwohner Hamburgs 334 Kinder (bis zum 18. Jahre) und auf 1000 Einwohner Berlins sogar nur 289 Kinder kamen. Schleswig-Holstein hatte damals im Durchschnitt unter 1000 Einwohnern 391, Westpreußen 449, Westfalen 455 Kinder. Wer auch garnicht den tieferen Gründen nachgehen mag, muß sich doch sagen, daß die in der Stadt lebenden Familien offenbar für die Volkszukunft weit weniger wertvoll sind in bezug auf die Wehrfähigkeit als die Landbevölkerung. Die Geburtenziffern der Städte zeigen das noch deutlicher. Im Jahre 1893 entfielen im Hamburger Staat auf 1000 Einwohner rund 37 Geburten. Damals hatte Hamburg nur eine Bevölkerungszahl von noch nicht 650 000 Einwohnern. 1913 war die Einwohnerzahl auf nahezu 1 100 000 gestiegen. Jetzt entfielen aber auf 1000 Einwohner nur knapp 22,2 Geburten. Diese bekannten Zahlen sind dabei eigentlich noch viel zu günstig gesehen. Wenn man prüft, wieviele Kinder auf je 1000 erwachsene Einwohner entfielen, wobei man wohl wie oben als Grenze das 18. Lebensjahr annehmen kann, dann entfielen 1910 auf Hamburg 34, auf Berlin 28,9 Geburten auf je 1000 Erwachsene. In diesem Jahre 1910 wies aber die Provinz Schleswig-Holstein auf je 1000 erwachsene Einwohner 44 Geburten, Westfalen 64,8 und Westpreußen 65,5 Geburten auf.

Erinnert man sich dann, daß unter den Großstadtkindern im wehrfähigen Alter weit weniger taugliche Rekruten vorhanden sind, daß von 100 Gestellungspflichtigen in Rußland 96, in Ostpreußen 67, aber in Berlin samt allen Zugewanderten nur 28, von den geborenen Berlinern nur 19 unter 100 den Friedensanforderungen an die Militärtauglichkeit entsprechen, dann sieht man, welche Verluste die Großstadt bringt. Man kann nachrechnen, daß allein die geringere Geburtenzahl schon für Hamburg im knappen Zeitraum einiger Jahre den Ausfall eines ganzen Armeekorps bedeutet. Dazu kommt noch die gesundheitliche Bedrohung durch Schwindsucht und Geschlechtskrankheiten, durch Blutarmut und leichtere Empfänglichkeit für ansteckende Krankheiten. Gesundheit und Wehrfähigkeit können eben nicht auf einem Boden gedeihen, der die Menschen seinem Ertrage dienstbar macht. Wie wenig die enge Wohnweise geeignet ist, das Familienleben zu stärken, wie wenig der Hinterhof den armen Kindern glückliche Kindheitserinnerungen geben kann, wie wenig dort die Heimatliebe blühen kann, die doch ihre erste Grundlage in der Liebe zum eigenen Heim hat, das haben wir ja vor dem Kriege schon oft mit tiefem Schrecken merken müssen. Umso mehr Dank schulden wir den Vielen aus Höfen, Kellern und Dachkammern für ihre kampferprobte Vaterlandsliebe!

Unsre heutige Wohnweise macht die Menschen dem Bodenertrage dienstbar, und die Großstadtentwicklung untergräbt die Wehrkraft und die Volkskraft in steigendem Maße.

Hanseatischer Geist wußte 1885 deutschem Welthandelsstreben durch

eine zielbewußte Sicherung des notwendigen Bodens die Vorbedingungen zu geben. Möchte dieser Geist in unserm Volke stark genug bleiben, um den heimischen Grund und Boden, die Grundlage des Familienlebens, dem Zwecke der Volkszukunft und der zukünftigen Wehrkraft dienstbar zu machen und zu erhalten.

Rudolf Wiesener.

Gedanken zur Lebenserneuerung.

Von Luise Seefried-Seehausen.

(Mitgeteilt von Ernst Sieper.)

1. Höhere Menschlichkeit.

Was uns not tut, ist eine richtigere, höhere, gesunde Auffassung des Lebens und der Dinge, um dadurch zur Lebensfreudigkeit und Lebensleichtigkeit zu gelangen. Das Vertrauen auf einen Sinn dieser Welt muß in uns wachsen. Es kann nur wachsen, wenn wir entsagen lernen, wenn uns die Erkenntnis dämmert, daß Entsagung kein Opfer, sondern der Aufstieg zu einem besseren Leben ist. Widerstand und Hemmungen sind uns gegeben, um überwunden zu werden. In der erfolgreichen Überwindung besteht unser Glück.

Nichts Großes ist möglich ohne Selbstlosigkeit. „Und so versinkt das ‚Ich' und das ist Leben." Der Egoismus ist unser größter Hemmschuh. Es heißt den zweiten Schritt vor dem ersten tun, auf Erfolge zu hoffen, ehe wir unsre Selbstsucht überwunden haben. Der aus der Beschränkung des eigenen Ich nicht erlöst ward, wird nie vorurteilsfrei betrachten und urteilen können.

Es gilt, die Menschen zuerst für ihre Pflicht zu begeistern, erst danach mögen sie zu dem Bewußtsein der Rechte, die ihnen zustehen, gelangen.

Wer zu entsagen gelernt hat, wird sich selbstlos der höchsten Aufgabe widmen können: für das Glück andrer zu wirken.

Das wahre Glück können wir nur im Dienste der Welt finden. Die Menschenliebe darf sich nicht nur in dieser oder jener Hilfeleistung oder in Geldopfern zeigen, sie muß sich in besseren Taten ausdrücken.

Menschengüte und Menschenliebe darf uns nicht zu unangebrachter Schonung und falschen Rücksichten veranlassen. Wahrhaftigkeit tut uns not, sie allein ist die Grundlage unsres erzieherischen Wirkens.

Wieviel die Kirchen und ihre Diener an Trost und Kraft auch haben spenden können, Unzählige haben die Verbindung mit der Kirche verlo-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ren. Alle Menschen müssen Priester der Menschenliebe werden. Nicht alle kommen aus eigenem Antrieb zu uns. Diejenigen, die uns ferne bleiben, müssen wir zu suchen trachten.

Begeisterung ist religiöse Erhebung, göttliches Leben. Christus hat den Willen des Allbeherrschenden, des Schöpfers, seines himmlischen Vaters ins Leben getragen. „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden." Zu der Religion, die aus diesen Worten sprach, müssen wir uns bekennen. In jedem Menschen liegt die Sehnsucht nach einem höheren, reineren und besseren Leben. Diese Sehnsucht wollen wir wecken und befriedigen.

Wir müssen Klarheit darüber verbreiten, was zu gewinnen ist, wenn Selbstsucht und Äußerlichkeiten der Verinnerlichung und Wahrhaftigkeit Platz machen.

Der Kampf um Glück und Frieden kann nur aus der Wahrheit kommen. Erst die volle Wahrhaftigkeit macht das Leben zur Freude, und in dieser Lebensfreude werden Vertrauen und Nächstenliebe erstarken.

Die Eigenliebe, weit davon entfernt, den Menschen stärker zu machen und zu fördern, wirft ihm tausend Hindernisse in den Weg und läßt ihn straucheln und zu Fall kommen.

Wer ein Mann ist, kann zu allen Zeiten und unter allen Umständen sich würdig erweisen.

Stärke ist Freiheit, Selbständigkeit. Der Mensch ist in allzu großer Abhängigkeit von den äußeren Verhältnissen. Gerade in der Überwindung dieser Verhältnisse zeigt sich wahres Menschentum.

Nicht allein um unsrer selbst, sondern auch um der andern willen, müssen wir nach Erneuerung und Vervollkommnung unsres Lebens streben. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Unsre Taten sollen andern die Wege weisen, ihnen Halt und Stütze geben auf dem mühseligen Pfade zur Vollendung.

Jeder Strebende ist berufen, nicht nur an der sozialen Wohlfahrt, sondern auch an der erzieherischen Reform unsres Volkes zu helfen. Zu jeder Stunde, an jedem Orte bietet sich uns Gelegenheit, der Menschheit unsre Dienste zu erweisen. All unser Tun und Wirken muß vorbildlich sein, um dadurch unmerklich erzieherisch zu wirken. Vielen ist es von Natur gegeben, führend auf andre zu wirken; aber auch durch Aufklärung, Belehrung und Übung können wir dazu erzogen werden, wie wir unsre Pflichten gegen andre erfüllen.

Je vollkommener die Menschen sind, um so mehr feiern sie den Schöpfer durch ihre Werke.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie die schöne Natur und Kunst erziehend und erhebend wirkt, so werden wir durch vorbildliches Leben und edle Taten andre erheben und zum Nachstreben anspornen.

Stetigkeit ist die Grundbedingung alles Erfolges. Unablässig zu wirken, unaufhaltsam zu streben, wird unsre Aufgabe sein.

Durch seine Leistungen muß jeder zum Selbstbewußtsein kommen, an seine Kraft, an sich selbst glauben lernen. Sich innerlich schwach fühlen, ist das größte Elend. Es gilt die Mitstrebenden zu stärken und den Gleichgültigen einen Ansporn zu geben. Was wir vermögen, erfahren wir durch unsre eigenen Taten. Darum rief Carlyle aus: „Arbeite und verzweifle nicht!" Und Goethe mahnt uns: „Arbeite nur, die Freude kommt dann von selbst!"

Der Edle führt in seiner Seele immer Krieg. Jeder Tag ist für denjenigen, der den Sinn des Lebens richtig erfaßt, ein Kampf für das Hohe und Gute, für Wahrheit und Recht.

Wir wissen sehr wohl, daß kein Mensch über das ihm verliehene Maß von Kraft hinaus kann. Wir erstreben Vollkommenheit, erwarten sie aber nicht. Ein Jeder beginne mit der Pflicht, die ihm am nächsten liegt. Es gibt eine Menge Forderungen einfachster Art, deren Erfüllung wir mit aller Kraft suchen müssen.

2. Der Sinn des Lebens.

Alle Reformation muß von innen heraus beginnen. Äußerlichkeiten verbessern zu wollen, wenn der Kern, die Seele der Dinge morsch ist, wäre ein falsches Beginnen. Alle moralischen Kräfte zielen ihrem innersten Wesen nach auf eine ideale Gesamtheit. Diese gilt es vorzubereiten. Es ist ein höheres Gebiet, eine Lebensnötigung, die zum Zusammenschluß aller Guten drängt, und um der Menschheit willen ist der Anschluß des Einzelnen notwendig.

Wir bemühen uns, die materiellen Güter zu hüten und zu vermehren, damit sie den nachfolgenden Geschlechtern zugute kommen. Um wieviel mehr sind wir verpflichtet, die unvergänglichen Kulturgüter vermehren zu helfen. Das Streben nach Veredlung und Vermehrung unsrer Lebensgüter sollte in allen Menschen lebendig sein. Ein glücklicheres Geschlecht der Zukunft wird uns dafür danken.

Wir müssen aus der traurigen Vereinsamung der Berufsinteressen und aus dem unfruchtbaren Spezialistentum herauskommen; insbesondere haben unsre Gelehrten vielfach die Verbindung mit dem Leben verloren. Der Gelehrte darf aber den Blick für die großen Zusammenhänge des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lebens nicht verlieren. Der enge Kreis seiner Forschung darf ihn nicht blind machen gegen seine Pflichten für das Wohl der Menschheit.

Es ist eine unabweisbare Forderung, neben der Technik des Berufes auch die Ethik des Berufes auszuüben. Nur so können wir hoffen, daß uns unsre Arbeit zum Segen gereicht, daß sie uns innerlicher und edler macht, daß sie uns das Rätsel des Lebens lösen hilft. Wohl dem, der seine Arbeit gefunden.

Wir glauben an das Evangelium der Arbeit und wissen, daß in der Arbeit eine Erlösung liegt. Aber bloße Geschäftigkeit und Arbeitswütigkeit beraubt uns dieses Segens.

Was wir erstreben, ist ein Bund der Seelen über alle Schranken hinaus. Trotz aller Verschiedenheit sind wir eines Geistes. Gesinnungseinheit und Einmütigkeit unsres Strebens muß uns zum Ziele führen. Nicht nebeneinander, sondern füreinander wollen wir leben.

Unser Bund macht sich die Ausgestaltung der wahren Menschheitswerte zur Pflicht. Er will jene einfachen Wege gangbar machen, die von den Irrpfaden der Scheinkultur und Selbstsucht zur Innenkultur, von der Unwahrhaftigkeit zur Wahrhaftigkeit und von der Geschraubtheit zur Einfachheit und Natur zurückkehren. Die Schaffung gesunder, menschenwürdiger Zustände in der Erziehung, im gesellschaftlichen und Erwerbsleben muß unsre Aufgabe sein. Durch die unnatürlichen Zustände, die den Menschen allerorts beengen, ist das Göttliche in ihm verschüttet worden.

Es muß ein Ausgleich erfolgen zwischen Wissenschaft und Leben. Auch zwischen Lebensform und -inhalt wird eine harmonische Verbindung gesucht werden müssen. Das letzte Ziel unsres Strebens ist, unser Wesen dem Weltganzen einzuordnen.

3. Nationale Besinnung und Völkerverständigung.

Eine Erneuerung unsres Volkes von innen heraus wird auch unser politisches Leben veredeln und uns reifer machen für die großen Ideale der Völkerverständigung. Im Zusammenleben der Nationen regiert Chaos, — Anarchie. Auch hier muß Ordnung, Zusammenschluß, Gesetz das Ziel der Entwicklung sein.

Unser ganzes politisches Leben ist ein Widerstreit aller gegen alle. Wir wollen durch unser Wirken einen allmählichen Ausgleich der Interessengegensätze auf allen Gebieten erstreben. Viele haben das gleiche Ziel. Es trennt sie nur manchmal die Verschiedenheit des Ausdrucks.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es muß alles geschehen, um das Ansehen unsres Volkes im Auslande zu heben. Es gilt, die Selbsterkenntnis unsres Volkes zu wecken. Selbsterkenntnis wird unsre Bescheidenheit und unser berechtigtes Selbstbewußtsein heben. Wir werden dann vor den Völkern des Auslandes besser bestehen. Die jetzigen Vorurteile werden einer gerechteren Beurteilung weichen müssen. Nicht durch Übermut, sondern durch sittlichen Stolz wollen wir unsre Feinde bezwingen.

Wir sind mit Recht entrüstet über die fast ans Unglaubliche grenzenden Lügen der feindlichen Regierungen und Pressen, vergessen aber darüber, daß auch bei uns, wie wohl überall, Lug und Trug eine bedenkliche Rolle spielen, sowohl im politischen und Erwerbsleben, wie im persönlichen Leben. Diese Wahrheit ist geeignet, ernste Menschen zum Nachdenken zu bewegen. Es gilt, jedes Vorurteil, jeden Widerwillen, jeden Haß abzulegen. Nur drei Dinge sollen Raum in uns haben: Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe. Wenn am deutschen Wesen die ganze Welt genesen soll, so muß erst ein andrer Geist unter uns Platz ergreifen. Die Früchte einer Kultur, in der die Selbstsucht und die Überfülle des Wissens eine solche Rolle spielen, werden andern Völkern wenig erfreulich sein. Der immer mehr zunehmende ungesunde Luxus hatte bei Kriegsbeginn bereits zu fast unheilbaren Zuständen geführt. Auch hier hoffen wir auf die reinigende Wirkung der großen Zeit.

4. Sieg durch Sammlung.

Trotz aller Gegensätzlichkeit ist eine Vereinigung der Menschen zu einem gemeinsamen Wirken für hohe Ziele möglich und ersprießlich. Gerade in der Ergänzung, die der eine dem andern zu bieten vermag, liegt eine Bürgschaft für den Erfolg unsres Wirkens. Ein Gelingen ist gewiß, wenn wir der Mithilfe und des Interesses aller derjenigen sicher sind, denen das Wohl der Allgemeinheit am Herzen liegt.

Seit Jahrzehnten ist allenthalben ein förderndes Streben zu bemerken. Um weiter zu kommen, müssen die Kräfte, die sich allenthalben so erfreulich regen, verbunden, organisiert und einheitlich gerichtet werden.

Man mache uns nicht den Vorwurf, daß wir unsre Ziele zu hoch stecken. „Mehr wollen soll der Mann, als er mit der Tat vollbringen kann." Man muß Großes verlangen, um Großes zu erreichen.

Guter Wille, richtige Erkenntnis, starke Einfühlung reichen nicht aus zur erfolgreichen Mitarbeit an den Zielen unsres Bundes. Diese Arbeit ist ebenso schwer wie segensreich. Vorbildliches Leben, Schulung und Übung sind unerläßliche Bedingungen. Die Vorbereitung und Übung geeigneter Helfer wird zu den wichtigsten Aufgaben unsres Bundes gehören.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir wollen nach den einfachsten und gangbarsten Wegen suchen, um zur inneren Veredlung und Stärkung unsrer sittlichen Kraft zu gelangen.

Alle mechanischen Mittel für die Erneuerung des Menschentums sind mehr Hilfe und Handreichung. Die Erneuerung selbst muß von innen heraus kommen. Wir wollen uns durch die Zweifelsucht, der wir begegnen, wenn von geistiger Hilfe die Rede ist, nicht irre machen lassen. Voraussetzung für unser Wirken ist der solidarische Gedanke aller Menschen. Die geistige Hebung hat die materielle zur Voraussetzung. Wir wissen wohl, daß viele Notstandsfragen gelöst werden müssen, ehe unserm eigentlichen Wirken die Bahn frei wird.

Auch in der Arbeit für die Lebensreform darf der Wert der praktischen Erfahrungen nicht unterschätzt werden. Wege, die sich nicht bewährten, müssen verlassen und andre eingeschlagen werden. Enttäuschungen dürfen uns nicht entmutigen. Was bedeuten alle Enttäuschungen? Nicht die Verdunklung des großen Ziels, sondern die Aufhellung des Irrtums in unsern eigenen Maßnahmen.

Es muß so weit kommen, daß die meisten Menschen in ihrem größeren oder kleineren Kreise, in ihrem eigenen Haus, an sich selbst ihre Ziele zu erfüllen trachten.

Wir wollen helfend Freunde werden, den Schwachen mit Kraft und Liebe zur Seite stehen, bis sie selbst stark genug sind, ihre Seelen zu finden und zu befreien.

Wir können Lebensidealist und Lebenspraktiker zugleich sein. Zufriedenheit und Vollkommenheitswahn sind der Feind alles Fortschrittes. Je mehr wir arbeiten, um so mehr werden wir erkennen, wie unendlich viel Arbeit und Selbstzucht zu jedem Schritte nötig sind.

Es gilt unsre Kraft großzügig auf das Wesentliche zu beschränken. Wir müssen danach streben, uns täglich mehr vom Kleinlichen loszulösen, um dem Großen Raum zu schaffen.

Die idealen Kräfte des deutschen Geistes müssen in kraftvoller Weise zur Auswirkung kommen. Unentwegtes Streben wird uns mit immer tieferen und reineren Gedanken erfüllen.

5. Der Ruf der Zeit.

Die große Zeit mit ihren erhebenden und furchtbaren Erfahrungen, die wir durchleben, ruft jeden gebieterisch zur Mitarbeit an dem großen Werke der Lebenserneuerung auf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Keine Zeit wird jemals wiederkehren, die uns wie die jetzige zur Arbeit für die Lebensreform aufruft. Es gilt die große Bewegung festzuhalten, die durch den Krieg hervorgebracht ist.

Wieviel Stärke müssen die Frauen besitzen, um mit Kraft, Geduld, Demut und Einsicht ihren aus dem Felde kommenden Männern begegnen zu können. In vielen Fällen werden sie Trösterin, Pflegerin und Schützerin sein müssen. Der Mangel an geeigneten, seelsorgenden Helfern hat sich schon während der Kriegszeit sowohl im Kreise der Männer als auch der Frauen überall fühlbar gemacht. Hand in Hand mit der äußeren, der sozialen Hilfe muß bei der Verwundetenfürsorge die Linderung der seelischen Not gehen. Wir müssen die Gebeugten, Kranken, Verstümmelten lehren, ihre Not von innen heraus zu überwinden, ihre Seele mit Ruhe, Geduld und Kraft zu erfüllen. Vielfach ist dies von geeigneten Persönlichkeiten geschehen, vielfach aber blieb es bei dem guten Willen. Man wies darauf hin, wie ungeschickt und wirkungslos solche Versuche gewesen seien. Man entsagte und zog es vor zu unterlassen, was vor allem not tat. Es fehlt an Priestern der hohen Menschenliebe. Einfühlung in die Seele unsrer Mitbrüder, Mitleid führt uns zur Religion aller Religionen. „Der mitleidige Mensch ist der beste Mensch."

Große Prüfungen wurden durch den Krieg den Menschen auferlegt. Die Demütigen bestanden sie mit bewundernswerter Seelengröße und Kraft; sie, denen es an Demut fehlte, brachen zusammen. Nicht ihre Seele, sondern ihr Ich wurden durch das Schicksal getroffen. Die Kraft, mit der sich unsre Volksgenossen dem Feinde entgegenstellen, sollte uns in unserm Kampfe gegen unsre Selbstsucht ein Vorbild sein. Mit derselben sittlichen Kraft, mit demselben ungebeugten Willen sollten wir gegen die Hemmungen kämpfen, die unser Ich allem guten Streben bereitet. So könnten wir unsern tapfern Kämpfern ein leuchtendes Denkmal setzen, stärker und dauernder als Stein und Erz, ein Denkmal, das in dem allumfassenden Worte „Menschenliebe" seinen Ausdruck findet.

Nach dem Kriege mögen alle, die sich jetzt der Pflege der Verwundeten und der sozialen Arbeit widmen, auf dem betretenen Wege weiter fortschreiten. Ihre Pflichten gegen ihre Mitmenschen sind nach dem Kriege nicht ohne weiteres erledigt. Praktische Menschenliebe zu üben, ist in dem großen Lebenskampfe für Jeden unabweisbare Pflicht. Selbst die Arbeitswütigen, Vielbeschäftigten können manches tun. Die Frage: „Was soll ich mit meiner freien Zeit anfangen?" ist unwürdig. Jedem bietet sich ein Feld leichter fruchtbarer Tätigkeit. Hier findet die Sehnsucht ihre Erfüllung in einem vollen Menschenleben. Der größte Segen unsres Lebens liegt darin, ein Stückchen Schöpfung schöner und besser zu machen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Volk ruft uns zu einer neuen Art des Lebens, zu neuer Arbeit. Das ganze deutsche Volk hat sich in dieser ernsten Zeit auf sich selbst besonnen. Was die Männer und Frauen an der Front und zu Hause für die Allgemeinheit tun, soll auch in Friedenszeiten fortgesetzt werden. Wir dürfen hoffen, daß die Jahre 1914/15 für uns Deutsche der Beginn einer neuen Zeit sein werden. Unser Bund soll dazu beitragen, daß die neue Zeit, die man als eine große bezeichnet hat, diesen Namen für die Zukunft verdient.

Durch Worte allein vermögen wir unsre Volksgenossen nicht zu uns zu ziehen. Unser Wirken wird besser verstanden werden, als alle unsre Worte.

Was auch immer kommen mag, die Zeit nach dem Kriege wird Großes und Schweres von uns fordern. Siegen wir, so sind wir von der Gefahr bedrängt, gewalttätig und übermütig zu werden. Stehen uns Prüfungen bevor, so werden sie unsre Pflichten verdoppeln.

Die erhebenden Kräfte, die durch den Krieg geweckt wurden, müssen uns in Zukunft erhalten bleiben. Es wäre traurig, wenn unser Kriegserleben sich später nur als Erinnerung, als ein schöner Traum darstellen würde.

Die großen Regungen unsrer Zeit müssen die Grundlage unsrer Arbeit sein. Unsern Kriegshelden draußen müssen wir im Innern ein geistiges Heldentum gegenüberstellen, das den Sieg des höchsten Menschengedankens verbürgt. Es wäre eine traurige Versäumnis, wenn wir die großen Kräfte, die in dieser gewaltigen Zeit geboren sind, unbenutzt verebben ließen. Es ist von zwingender Notwendigkeit, auf der gegebenen Grundlage weiter zu bauen.

Wir wollen eine tapfere Friedensarbeit leisten, eine tapfere Stellung zum Leben einnehmen, allen Mut nach innen wenden, uns das Eiserne Kreuz des Lebens erwerben durch kraftvolle, mutige Taten. Deutschland hat als Kriegsmacht seine Probe bestanden. Später gilt es, gründliche und tapfere Friedensarbeit zu tun.

Seit Kriegsbeginn sehen wir Leistungen ungeahnter seelischer und körperlicher Kraft, die uns in Erstaunen setzen und uns mit Mut und Zuversicht erfüllen. Wir sehen, was mit starkem Willen möglich ist und erreicht werden kann. Dieses Vorbild ist eine große erzieherische Tat. Mit derselben Kraft, die wir unsre tapferen Volksgenossen unter unglaublichen Entbehrungen gegen unsre starken Feinde betätigen sehen, müssen wir unsern größten inneren Feind, unser Ich, unsre Selbstsucht zu bekämpfen suchen. Jeder Erfolg ist schließlich nur ein Schritt auf dem Wege zu einem nie ganz erreichbaren, ewig fernen Ziel.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was andre sagen

Leipziger Tageblatt Nr. 578 vom 12. November 1915.

Sprachschwierigkeiten nach dem Kriege. Von Dr. A. Steche.

„... wir werden unser wirtschaftliches und geistiges Leben nicht abschließen können mit einer hohen Mauer, wie die Chinesen durch Jahrhunderte hindurch; wir müssen mit dem Auslande, um leben zu können, unsre Waren austauschen, geistige Güter von dort empfangen, und müssen unsre Kultur verbreiten, denn das ist unsre Pflicht als ein von Dünkel freies, mächtiges und aufstrebendes, die Germanen führendes Volk.

... Das Ahnen für die sprachlichen Aufgaben und Pflichten der neu heraufziehenden Zeit ist noch zu wenig ins Volk und seine führenden Kreise gedrungen, und die Widerstände, welche die Vergangenheit geschaffen hat, sind noch zu groß. Im Auslande ist man in der Erkenntnis von der Bedeutung der Welthilfssprache Esperanto, und dieses ist die einzige, die praktisch in Betracht kommt, wesentlich weiter als bei uns. In England, wie auch besonders in Frankreich unterstützen sowohl die Regierungsorgane als auch die Parlamente, Kommunen und wissenschaftlichen Institute aus öffentlichen Mitteln schon seit langer Zeit, besonders aber jetzt während des Krieges, Esperanto, und nur dieses, auf das nachdrücklichste. Denn man erkennt dort viel mehr als bei uns den geschäfts- und verkehrsvereinfachenden Wert der neuzeitlichen Erfindung, an der übrigens fast zweihundert Jahre gearbeitet worden ist, und benutzt sie außerdem als willkommenes Mittel, die nach diesem Weltkriege voraussichtlich unwiderstehlich vordringende deutsche Sprache zu bekämpfen. Denn die eigenen Sprachen haben an Werbekraft außerordentlich verloren, nachdem ihre Träger nicht nur militärisch, sondern auch moralisch besiegt sind. Dazu kommt, daß auch die neutralen Völker, seien sie nun uns feindlich oder wohlwollend gesinnt, mit Hilfe von Esperantodrucksachen aller Art, sowohl von französischer als auch von deutscher Seite, im Interesse der Aufklärung ausgiebig bearbeitet worden sind. Von beiden Heerlagern sind staatliche Mittel für diesen Zweck verwendet worden, und die Folge ist, daß neben der Aufklärung, die dauernd fortgesetzt wird, auch für Esperanto eine durchgreifende Wirkung erzielt wurde. Die feindlichen sowohl als auch die neutralen Völker haben alle Aufklärungsschriften in Esperanto willig aufgenommen und restlos verstanden, wie aus den eingegangenen Zuschriften, die zum Teil veröffentlicht sind*), klar hervorgeht.

Außerordentlich segensreich hat das Esperanto auch gewirkt im Samariterdienst des Roten Kreuzes, in der Kriegsgefangenenhilfe und in der Nachforschung über gefallene oder vermißte Kriegsteilnehmer. Die in der Genfer Zentrale des Esperanto-Weltbundes, der in allen Kulturstaaten und -städten seine Vertreter hat, geleistete Arbeit ist, wie die bisher gemachten Veröffentlichungen ergeben, eine ganz außerordentliche. Durch alle diese Tatsachen ist es besonders den kleineren Völkern, die nicht das Glück haben, eine anerkannte große Kultursprache zur Muttersprache zu haben, zum Bewußtsein gekommen, wie unendlich segensreich dieses einfache, in einem halben Jahre bequem erlernbare Esperanto auch in

*) Vgl. „Die Wahrheit ins Ausland durch Esperanto". Stimmen des Auslandes über den Krieg. Herausgeber: Ortsverband der Leipziger Esperanto-Gruppen. Leipzig, Johannisplatz 3, I.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Friedenszeiten für sie wirken muß, denn es setzt sie, deren breite Massen bisher nur schwierig mit andern Völkern Verkehr pflegen konnten, auf einmal mit der ganzen Welt in Verbindung. Das ist natürlich auch für sie von ungeheurer kultureller und geschäftlicher Bedeutung. Und sie werden deshalb voraussichtlich Esperanto mit allen Mitteln unterstützen, um sich selbst ohne die geringste Beeinträchtigung ihrer Nationalität einen Platz an der Sonne zu sichern.

Diese ganz natürliche Entwicklung können wir in Deutschland nicht hindern, . . . denn sie vollzieht sich ohne unser Zutun. Wichtig aber für uns ist es, sie nach Möglichkeit für unsre Volksinteressen nutzbar . . . zu machen. Und dazu haben wir alle Veranlassung.

Wir werden nach diesem Weltkriege vor der sonderbaren Tatsache stehen, daß wir mit sämtlichen Kulturvölkern, auf deren Entwicklung wir mit begründet sind, in Feindschaft leben. Wie lange diese dauern wird, bleibe dahingestellt. Es ist aber dringend zu wünschen, daß bei der Wiederannäherung das deutsche Volk eine vornehme, durch seine großartigen Erfolge gestählte, abwartende Stellung einnimmt. Jedenfalls werden der alte Vierverband und seine Vasallen alles daran setzen, unser Wirtschaftsleben mit allen, selbst den brutalsten Mitteln zu bekämpfen. Demgegenüber entwickelt sich aber für uns ein großes, bisher weniger bearbeitetes Absatzgebiet in den Reichen der mit uns verbündeten Völker des neuen Vierbundes. Diese sind alle gelagert an der uralten Festlandsstraße, die von Ostende bis zum Persischen Golf und darüber hinaus geht, und über ihre Berührungsflächen hinweg spielt, unangreifbar von englischen Kriegsschiffen, der deutsche Welthandel. Aber diese Völker sprechen eine Unmenge Sprachen, die sich nicht an die unsrige anschließen und die wir unmöglich alle erlernen können; allein in Österreich-Ungarns jetzigen Grenzen sind zehn verschiedene Sprachen amtlich anerkannt. Ebenso ist für die neuen Geschäftsfreunde auch die deutsche Sprache nur in beschränktem Maße erlernbar. Da wir nun verhindern müssen, daß durch Anwendung fremder Nationalsprachen in diesem uns zufallenden Wirtschaftsbereich fremde, uns feindliche Einflüsse gesteigert werden, so müssen wir naturgemäß darauf hinarbeiten, neben der deutschen Sprache die neutrale Hilfssprache zur Einführung zu bringen. Wenn wir mit Hilfe des Esperanto uns mit weiten Volkskreisen der neuen und auch der alten Wirtschaftsgebiete unter Ausschaltung jeder sprachpolitischen Reizbarkeit wissenschaftlich, verkehrstechnisch und geschäftlich verständigen können, so werden wir, ganz abgesehen von dem unmittelbaren wirtschaftlichen Nutzen, auch für das Weltverständnis in unserm Volke große Vorteile erringen. Zu diesem Zwecke ist aber natürlich nötig, daß Esperanto auch in Deutschland mit regierungsseitiger und kommunaler Unterstützung so schnell und so umfassend wie möglich eingeführt werde, denn nur so lassen sich die Sprachschwierigkeiten nach dem Kriege überhaupt und in vorzüglicher Weise lösen."

Die Hilfe. Herausgeber D. Friedrich Naumann, Berlin. Jg. 1915 Nr. 47.

Vergeßt den Kriegsanfang nicht! Vom Herausgeber.

„Vergeßt es nicht, was ihr alle bei Kriegsbeginn gesagt und gedacht habt!

Vergeßt nicht, daß ihr damals den friedlichen Charaker des deutschen Volkes hervorgehoben habt! Regierung und Volk waren darauf bedacht, aller Welt zu sagen, daß wir keine Angriffs- und Eroberungsabsichten gehabt haben. Das war auch tatsächlich richtig und wird richtig bleiben, auch wenn einmal alle Akten und Briefe geöffnet sein werden, denn es gab bei uns zwar Leute, die den Krieg für unentrinnbar und darum notwendig ansahen, aber nur ganz vereinzelte, die von vornherein ihn suchten. Wir waren gerüstet, aber entschlossen, die Rüstung als Verteidigungswaffe zu benutzen. Das haben wir nun auch getan. Unsre Soldaten haben unter vortrefflicher Leitung die Verteidigung ins

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Feindesland getragen und stehen draußen mit Leib und Leben in allen Gefahren für unsre Sicherheit ein. Solange das für unsre zukünftige Staatserhaltung notwendig ist, werden sie es als Verteidigung weiterhin tun, und sei es bis in noch fernere, weitere Gegenden hinein, aber man darf nun nicht nachträglich aus Vaterlandsverteidigern etwas andres machen wollen, nämlich napoleonische Angriffstruppen, die für Eroberungsruhm in die Welt hinausziehen. Alle Regierungsäußerungen bewegen sich durchaus im alten echten Grundgedanken von der Verteidigung, aber es gibt Kriegzielspolitiker, auf die das Sprichwort paßt, daß der Appetit mit dem Essen kommt. Ihnen wird es nicht genug sein, die Grenzen besser zu schützen, gegnerische Bedrohungen unmöglich zu machen, Irrtümer der vergangenen Geschichte zu korrigieren, sondern sie gleiten allzu leicht hinüber in das Gebiet von Projekten, die einen Frieden fast unmöglich machen. Sie tun es sicherlich in guter Meinung und glauben damit unserm Volke zu dienen, aber es scheint doch gelegentlich recht nötig, ihnen ins Gedächtnis zurückzurufen, mit welchen Gesinnungen und Erklärungen Kaiser, Kanzler, Parlament, Presse und Volk im Anfang den Krieg aufgenommen haben. Gedenket des August 1914!

. . . . . "

Rund um uns

Die Entwicklung der Bodenreformbewegung. Als der zweite Vorsitzende des Bundes Deutscher Bodenreformer, A. Pohlman, im Jahre 1896 als Anhänger der Lehre Henry Georges aus Südamerika zurückkehrte, machte er bald darauf in Berlin die sehr schlecht besuchte Hauptversammlung des Bundes Deutscher Bodenreformer mit. Dabei erhielt er den Eindruck, als sollte hier ein großer Gedanke begraben werden, statt daß er sich zur Auferstehung vorbereitete. Es ist stets eine Ehre, wenn eine große Bewegung einen kleinen Anfang gehabt hat. Damals überschritten die ganzen Monatseinnahmen nicht 100 Mark. Das Porto für Einladungen belief sich in 18 Monaten auf 5,90 Mark, das für Mahnbriefe aber auf 7 Mark, woraus man auf die Zahl und die Opferwilligkeit der Anhänger schließen kann.

Jene Hauptversammlung in Berlin wurde dennoch die Geburtsstunde der deutschen Bodenreformbewegung, denn damals trat der Mann an die Spitze, dessen Name so unlösbar mit der Bewegung verbunden ist, daß man ihre Geschichte nicht schreiben kann, ohne eine Biographie Adolf Damaschkes zu geben.

Langsam aber sicher schritt die Bewegung unter Damaschkes Leitung vorwärts, bis es in den Märztagen des Jahres 1907 zu einer durch Mißgunst und persönliche Eifersüchteleien hervorgerufenen schweren Erschütterung kam. Auf der Hauptversamlung am 17. März ging aber der Bund mit seinem Vorsitzenden als Sieger aus der Krisis hervor, und seitdem hat sich die Bewegung, die ihre politische und konfessionelle Neutralität mit größter Treue aufrecht erhielt, und Deutsche aus allen Volksschichten wie auch Politiker jeder Färbung im gleichen Streben vereinigte, zu einem von echter Freundschaft getragenen Organismus ausgewachsen.

Es ist Damaschkes unschätzbares Verdienst, aus einer theoretischen These der deutschen akademischen Volkswirtschaftslehre eine lebendige Bewegung gemacht zu haben. Als erster wies er darauf hin, daß die Wertsteigerung des Bodens, die bisher nur als privatwirtschaftlicher Fort-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schritt gewertet worden war, in Wirklichkeit einen folgenschweren Rückschritt bedeutete, für die nämlich, die den Boden nicht besitzen. Und sie sind die Mehrzahl des deutschen Volkes!

Damaschke ist aus dem national-sozialen Verein hervorgegangen, dem er sieben Jahre seiner Wirksamkeit gewidmet hat. Wie Naumann bei der Feier von Damaschkes fünfzigjährigem Geburtstag am 24. November dieses Jahres im Festsaal der landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin in seiner Rede ausführte, beherrschte den Verein der Gedanke, „daß im Grunde eigentlich alle Reformen unter sich zusammenhängen müßten, daß sozusagen jede Reform der andern die Hand reiche, und es gäbe in gewissem Sinne eine Politik der Reform an sich." Es zeigte sich aber schließlich doch, daß die Bewegung zur „Verbilligung des Urelements" keiner parteipolitischen Bestrebung eingegliedert werden konnte. Als es sich herausstellte, daß der national-soziale Verein als politische Partei nicht lebensfähig war, ging Damaschke „mit der Bodenreform in der Hand" seine eigenen Wege. Für die heutige Weltlage ist es sehr bedeutsam, daß die Bodenreform auf diesem Wege vor allen Dingen das Problem der Besteuerung fand. Die Bodenreform als städtische und staatliche Steuerquelle wird in der Zeit nach dem Kriege, wenn neue Besteuerungsmöglichkeiten zur Erörterung stehen werden, vor einer vaterländisch-politischen Aufgabe größten Stils stehen.

Eine der größten Aufgaben der Bewegung, das Ziel, dem Damaschke selbst aus Liebe zu seinem Volke mit der ganzen Tatkraft seines Wesens zustrebt, ist die Frage der Familienheimstätte. Aus ihr erwuchs die große Kriegerheimstättenbewegung, die, weit über die Kreise der bisherigen Bodenreformer hinausgreifend, heute schon viele Millionen Deutsche in mehr als 2200 Körperschaften und Behörden in sich vereinigt hat.

Eine einzige Tatsache möge den Unterschied zwischen einst und jetzt beleuchten: Ein von wenigen Mitgliedern ausgehender Aufruf, der nicht einmal weite Verbreitung fand, brachte für die Sache der Kriegerheimstättenbewegung in kürzester Zeit über 33 000 Mark als Ehrengabe zu Damaschkes 50. Geburtstage.

In seiner Festrede hatte Naumann Damaschke mit leisem Scherz einen Mystiker genannt. Das griff der Gefeierte in seiner kurzen Dankesrede auf. Seine Worte mögen als Schluß dieser Ausführungen hier wiederholt werden:

„Wenn mein lieber, verehrter Freund Naumann ... von der „Mystik des Bodens" sprach, ja, der Boden hat eine mystische Gewalt! Heut ist diese Mystik unserm Volke enthüllt! Nur um den Boden, der Deutschland heißt, können wir von unserm Volke Opfer fordern, Opfer, unerhört in der Geschichte, seitdem Deutsche auf diesem Stück Erde zu wohnen berufen sind. Nicht um Geld, nicht um Waren, nicht um Werte, die hin- und hergeschoben werden können; — nur die „Mystik des Bodens" spricht: Ich bin das Vaterland, ich bin das Heilige; um meinetwillen geht in den Tod, in Blindheit, in Krüppelhaftigkeit; denn nur auf diesem Boden kann deutsches Wesen wachsen und sich entfalten zum Segen für alle." M. E.

Soldatenheime. Durch den Stellungskampf, in den auch das Ostheer jetzt in der Hauptsache eingetreten ist, kommen für die Truppen Zeiten größerer Ruhe. Es beginnen die schon lange ersehnten Tage der Sammlung. Ein erhöhtes Bedürfnis nach geistiger Nahrung macht sich geltend auch bei dem einfachen Manne. Hier gilt es helfend einzugreifen, nicht nur durch Übersendung von Büchern und Schriften an einzelne, sondern auch durch Anregung zur Schaffung von gemütlichen Heimen.

Wo immer Vortruppler sich finden, muß sich ein Lese- oder Soldatenheim auftun. Dies muß sowohl in den Ruheorten der kämpfenden Truppen, als auch in den Etappenorten angestrebt werden. Solche Heime sind an vielen Orten geradezu eine Notwendigkeit als Gegen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stück der in den meisten Fällen mit Alkoholausschank betriebenen Kantinen und Marketendereien.

Eine große Zahl von Vortruppfreunden hat gewiß bisher schon die erreichbare Umgebung mit gutem Lesestoff versehen und so einen nicht zu unterschätzenden Einfluß ausgeübt. Dieser Kreis läßt sich vielfach leicht erweitern, und mit Hilfe von Vorgesetzten ist bald innerhalb des engeren Verbandes einer Kompagnie, Batterie, Eskadron usw. ein kleines Leseheim eingerichtet.

In größeren Orten, in denen verschiedene Truppenteile und Behörden ihren Standort haben, sind Heime ins Leben zu rufen, die Unteroffizieren und Mannschaften Gelegenheit bieten, ihre dienstfreien Stunden in anregender, geselliger Weise zu verbringen. Ich denke besonders an die große Zahl der als Burschen und Pferdepfleger bei Stäben und Lazaretten kommandierten Mannschaften, die meistens nur einen Teil des Tages durch ihre Dienstverrichtungen in Anspruch genommen sind.

Was ein Soldatenheim im allgemeinen bieten soll, wird den Lesern nicht ganz unbekannt sein. Stehen doch auch im Frieden in einer ganzen Reihe von Städten solche Heime dem Soldaten zur Verfügung, und während des Krieges ersetzt in Belgien, an der Westfront und im Osten schon manches liebevoll geleitete Heim dem Soldaten Vaterhaus und Heimat.

Besonders erwähnen möchte ich jedoch als anziehende und fördernde Kräfte die Einrichtung einer Leihbücherei, verbunden mit Verkauf von guten, billigen Volksschriften und Künstlerpostkarten, die Einrichtung eines besonderen Schreibzimmers, in dem Postkarten und Briefpapier zu unentgeltlicher Benutzung zur Verfügung stehen, und dann die Verabreichung von einfachem, billigem Abendbrot.

Mit dem Heim eine Erfrischungsstelle verbinden zu können, die an vorübergehend sich aufhaltende Soldaten unentgeltlich heißen Kaffee oder Tee abgibt, wäre aus naheliegenden Gründen sehr zu begrüßen. Solche Erfrischungsstellen sind an manchen Orten bereits durch die Militärverwaltung eingerichtet und erfreuen sich eines guten Besuches.

Je nach den Verhältnissen sind die Wege verschieden, die zum Ziele führen. An vielen Orten sind die Truppen- und Etappengeistlichen gern bereit, die ersten Schritte zu unternehmen, dankbar für Anregung und tatkräftige Unterstützung. In andern Fällen finden sich gewiß auch Offiziere, die geneigt sind, diese Gedanken an höheren Stellen zu vertreten.

Wo immer aber ein Heim entstanden ist, muß mit allen Kräften dafür gesorgt werden, daß durch reichhaltigen Lese- und Unterhaltungsstoff (Gesellschaftsspiele), durch Veranstaltung von Vorträgen, — geeignete Personen finden sich überall, — und durch musikalische Darbietungen den Besuchern etwas Anziehendes geboten wird. Von Zeit zu Zeit ist durch geeignete Bekanntmachung auf das Bestehen aufmerksam zu machen. Und da beim Militär Befehle und Anordnungen in der Regel nur 24 Stunden zuvor bekanntgegeben werden, diese Zeit aber erfahrungsgemäß nicht ausreicht, alle hier in Betracht kommenden Personen rechtzeitig zu erreichen, so ist auch diesem Punkte fortgesetzt genügend Beachtung zu schenken.

Zum Schluß möchte ich nicht verfehlen, auf das anregend geschriebene Büchlein des Herrn Hauptmann E. Heusch, „Die Alkoholfrage im Heere; eine Kulturfrage"*), hinzuweisen. Der Verfasser ist zu Anfang des Krieges den Heldentod fürs Vaterland gestorben. Und ich glaube, wir können das Andenken dieses hochgesinnten Mannes nicht besser ehren, als durch tatkräftige Verwirklichung seiner edlen Gedanken auch im Kriege. Drum frisch ans Werk, jeder an seinem Platz und nach seiner Kraft!

Hermann Hublow.

---

*) Verlag von Deutschlands Großloge II des J.O.G.T. Hamburg 30.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Weizenbrei als Fleischersatz. Der Hinweis auf das Burenkorn (vgl. „Vortrupp" Nr. 22), das ich sehr bald versuchen werde, veranlaßt mich, eine noch einfachere Art der Weizenkornverwendung mitzuteilen. Der Weizen enthält bekanntlich alle Stoffe, die der Körper zu seinem Aufbau braucht, wenn man ihn mit der Schale verwendet. Er ist vollkommener Fleischersatz. Vor dem Kriege bekam ich in jeder Getreidehandlung meinen Weizen. Jetzt hatte ich erst den Direktor des statistischen Amtes um einen Erlaubnisschein an eine Mühle zu bitten. Er gab ihn mir, weil ich ja kein Fleisch esse. Es ist sonderbar, wie das jetzt ganz anders angesehen wird, als früher. Jeder Ernstdenkende faßt das jetzt auf als Erfüllung einer Aufgabe hinter der Front, wenn man spart an dem, was knapp ist. Es bringt auch die Armen, die es beklagenswert finden, daß man sich so selten Fleisch leisten kann, zum Nachdenken, wenn sie sehen: da gibt es Menschen, die freiwillig auf das herrliche begehrte Fleisch verzichten.

Den glücklich erstandenen Weizen, wir erhalten zu viert 2 Pfund die Woche, mahle ich auf einer starken Kaffeemühle. Dann streue ich ihn wie Grieß in kochendes Wasser, gebe Salz, etwas Ingwer, etwas geriebene Zitronenschale, eine Zwiebel und etwas Öl dazu, wenn es sehr gut im Kochen ist. Über schwachem Feuer etwa 1 Stunde kochen. Oft umrühren. Dazu gibt es Milch und Obst, wie Preißelbeeren, Apfelbrei, Backpflaumen, oder einfach Zucker und Zimt wie zu Milchreis. Die Zwiebel muß natürlich ganz zerkocht sein. Die Zutaten sucht jeder am besten nach eigenem Geschmack zusammen. Etwas selbständiger denken sollte jetzt jede Hausfrau lernen! Wie soll man sonst seine Familie gesund erhalten?

Unser Mädchen freilich rümpfte anfangs die Nase, wenn wir Weizenbrei kochten. Jetzt bittet sie schon immer: Essen wir nicht bald wieder Weizenbrei? Sie hat noch manchmal die Nase gerümpft, um nachher offen zu sagen: Das hat aber gut geschmeckt. Wenn sie auch keine Vegetarierin wird, so sieht sie doch, daß man mit wenig Fleisch frisch und gesund sein kann, und daß unser Essen einen feineren Wohlgeschmack hat als die Fleischgerichte. Das merkt freilich nur der, der es ein Weilchen versucht hat.

Maria Palm.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Lau, Fritz: Helden to Hus. Plattdeutsche Erzählungen. In zwei Heften (für den Versand ins Feld geeignet) je M. 0.75. Zusammen geb. M. 2.50. M. Glogau jr., Hamburg.

Arndt, Ernst Moritz: Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn v. Stein. geb. M. 1.—. Alfred Jansen, Hamburg.

Hönger, Alfred: Zeugnisse zum Deutschen Aufstieg. Ein Lesebuch für den Deutschen. M. 2.—. Friedrich Andreas Perthes, A.-G., Gotha.

Mähl, Hans: Lesebuch zur Weltpolitik. J. G. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart.

Bonne, Dr. Georg: Heimstätten für unsere Helden! M 1.80. Ernst Reinhardt, München.

Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft: Die Reinhaltung von Gartensiedelungen. Heft 1 (Untersuchungen und Vorschläge über die Beseitigung und Verwertung der festen und flüssigen Abfallstoffe). M. 2.50. Renaissance-Verlag Robert Federn, Leipzig.

Ebhardt, Melanie: Glück und Größe. Gedanken des Trostes und der Erkenntnis. M. 2,—. Egon Fleischel & Co., Berlin.

Hindhede, Dr. med. M.: Moderne Ernährung. Teil 1: Theoretischer Teil. Teil 2: Praktisches Kochbuch zum System Dr. Hindhede. W. Vobach. 1. Bd. geb. M. 1.80. 2. Bd. geb. M. 2.60. W. Vobach & Co., Berlin.

Die Märchen der Weltliteratur. IX. u. X. Band: Nordische Volksmärchen, übersetzt von Klara Stroebe. (1. Teil: Dänemark, Schweden. 2. Teil: Norwegen). XI. Band: Balkanmärchen: Aus Albanien, Bulgarien, Serbien und Kroatien. Herausgegeben von August Leskien. Jeder Band M. 3.— (in Leder geb. M. 6.—). Eugen Diederichs, Jena.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: i. V. Melanie Ebhardt. Hamburg Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

5. Jahrgang Nr. 2 16. Januar 1916

Ein getreuer Eckart.

„Seit einem langen Menschenalter predige ich erfolglos etwas, das schließlich die Katastrophe allein durchsetzt."
Rosegger in einer Zuschrift an die Verfasserin vom 15. Dezember 1915.

Dreimal im Verlaufe seines langen, arbeitsreichen und erfolggekrönten Lebens hat Rosegger, der Besten und Weisesten einer unter unseren österreichischen Brüdern, seine warnende Stimme erhoben, um seine Volksgenossen diesseits und jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle zur Umkehr auf einem Wege aufzurufen, der ins Verderben führt. Dreimal verhallte seine Bitte ungehört. Nun erhebt er zum vierten Male als getreuer Eckart seines Volkes den alten Warnungsruf: „Heim zur Scholle!" Ob nun ein Wunder geschieht? Ob diese Zeit der größten Menschheitsnot uns endlich willig macht, aufzuhorchen und nachzudenken?

Fast will es scheinen, als sei diese Kriegszeit weniger als irgend eine dazu angetan, das deutsche Volk zur Besinnung zu bringen. Weite Kreise in Österreich wie bei uns sind von den freilich im höchsten Grade bewundernswerten Taten unserer verbündeten Heere wie berauscht, — sehen ihre Leistungskraft, ihre Ertragungsfähigkeit und glauben weniger als jemals, daß in deutschen Landen nicht alles zum Besten bestellt ist, daß mitten unter uns eine ungeheure Gefahr ihr dräuendes Haupt erhebt.

Wehe den Blinden! Möchten sie sehend werden, ehe es zu spät ist, damit es nicht dereinst von uns Deutschen heißen muß, daß Gott mit Blindheit schlägt, die er vernichten will.

Heim zur Scholle! So nennt Peter Rosegger seine Schrift, die er in diesem Jahre im Rahmen eines großzügigen Unternehmens herausgibt, das den bedeutsamen Namen trägt „Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen". (Herausgegeben von Robert Strache, Warnsdorf. Verlegt bei Ed. Strache, Warnsdorf in Böhmen. Im Kriegsjahr 1915.) In dieser Flugschrift vereinigt er zwei Aufsätze, die er um 1885 und 1905 schrieb, mit einem letzten und eindringlichsten Aufruf aus unseren Tagen. Das von bitterer Sorge eingegebene Vorwort, das er der Flugschrift vorausschickt, möge hier wiederholt werden:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Seit Jahrhunderten denkt unsere Staatenpolitik mehr an die Fremde als an die Heimat. Schon manches europäische Volk hat in fernen Weltteilen mehr Grund und Boden als im Vaterlande; und manchem Volke ist in der Absicht, neue Vaterländer zu erobern, das alte in Gefahr gekommen.

Österreich-Ungarn ist einer der wenigen Staaten, der nicht ins Weite strebte, der sich selbst genügte, weil er daheim alles hatte, alles bauen und schaffen konnte, was die Menschen zu einer anständigen Lebensführung brauchen. Aber einen Weg in die weite Welt hinaus wollte doch auch dieser Staat haben, ein freies Sträßlein, so wie ein Landgut zwischen den Nachbarn hin seinen öffentlichen Gemeindeweg braucht, um Handel und Wandel mit weiteren Bereichen pflegen zu können. Darum Österreichs Wegrecht an der Adria. Aber gerade diese gute Gelegenheit, Güter auszutauschen, machte uns allmählich leckerig nach fremden Produkten, für die wir eigne hingaben, um so das Leben reicher und mannigfaltiger zu gestalten.

Dieses Bestreben ist natürlich und auch gedeihsam, solange es in richtigem Gleichmaße bleibt. Wehe aber, wenn es einseitig wird! — Auch bei uns ist es so geworden, daß man über die Herstellung nützlicher Erzeugnisse den Anbau der notwendigen vernachlässigt hat. Wir glaubten ein gutes Geschäft zu machen, wenn wir möglichst viel Industriewaren gegen schweres Geld ausführen konnten; die Nahrungsmittel wollten wir dann leicht vom Auslande beziehen, und zwar billiger, als sie daheim erzeugt werden konnten. Das ging lange Zeit ganz gut, wir wurden reich dabei — das heißt, was man so nennt.

Da kam plötzlich der Krieg und schnitt uns die Ein- und Ausfuhr ab. Wir erschraken. Jetzt fanden wir daheim zu wenig Lebensmittel vor, weil wir der Scholle vergessen hatten; und von den reichlich aufgestapelten Industriewaren, die uns auf Lager blieben, konnten wir nichts herabbeißen. Hungersnot?

Nein, so weit war es doch noch nicht. Dafür hatten die Engländer um zehn Jahre zu früh gesperrt. Zehn Jahre später, und wir hätten landwirtschaftlich abgehaust gehabt. Diesmal kamen wir mit dem Schrecken davon. Für den allernotwendigsten Nahrungsbedarf hatte unsere Scholle noch vorgesorgt. Rasch begannen wir zu sparen, zu ackern und zu hegen, hielten durch bis zur neuen Ernte und waren für den Augenblick gesichert. Aber den Schweiß hatte uns die Arbeit und die Angst doch aus der Haut getrieben. Und da haben wir uns vorgenommen, fürder in Österreich wieder mehr Urproduktion zu betreiben.

Auch ich habe, wie so viele, die Scholle einst verlassen, aber nicht, um sie zu meiden, sondern um die Menschen zu ihr zurückzurufen. Seit nahezu einem halben Jahrhundert predige ich in allen Tonarten, lockend, bittend und drohend, die Rückkehr zum Bauerntum. Drei solcher Reden will ich hier wiedersagen. Die ersten Male sind sie ungehört geblieben, vielleicht finden sie jetzt, da die Arbeit zu einem neuen und gesunden Aufbau unseres Reiches beginnt, ein besseres Verständnis."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seit länger als drei Jahrzehnten sind Roseggers Schriften, bei aller Anerkennung als Kunstwerke, wie die Stimme des Predigers in der Wüste. Dennoch ist er nicht müde geworden zu mahnen und zu raten. Die entscheidungsvolle Zeit, die wir durchleben, findet ihn in alter Treue auf seinem Posten, bereit, den höchsten Beruf des Dichters zu erfüllen und seines ganzen Volkes vernehmlich redendes Gewissen zu sein. Jetzt wendet er sich an die heutige Jugend auf dem Lande. Ob er die Millionen in den Städten aufgegeben hat? Ob er für sie keine Rettung mehr sieht? Da sei Gott vor!

* * *

„So heilig ist das Brot vom Korne, daß der Herr selbst seine Gestalt annimmt, wenn er uns stärken und segnen will."

Den Städtern kann es nicht so heilig sein. Was wissen sie viel von seinem Ursprung? Man kauft das Mehl beim Krämer, das Brot beim Bäcker. Was wissen sie von der Hoffnung und Sorge, damit der Bauer die Saat ausstreut, seinen Acker bestellt, das Wachstum des Kornes verfolgt bis zum Tage der Garben? Über den wogenden, sich gilbenden Feldern drohen sommerlang Gewitter und Hagelschlag. Der Bauer weiß nicht, wann sie sich entladen. Aber er weiß, daß jeder Tag seine Ernte vernichten kann. Er fühlt sich abhängig von einer Gewalt außer ihm, die ihm Sonne und Sturm, Gedeih und Verderb schickt nach ihren eigenen ewig unerforschlichen Gesetzen. Über den Straßen und Plätzen der Großstädte ist das Unwetter kein Bote Gottes mehr. Zerstört es Anlagen und Alleen, so trauert der Städter der vernichteten Schönheit nach, — wenn er es tut, — sein Dasein gefährden weder Sturm noch Wetter.

Was weiß der Stadtbewohner von seiner Abhängigkeit von den Naturgewalten? Dennoch könnte er sie jetzt kennen lernen. Um zehn Jahre zu früh haben die Engländer gesperrt? Wie aber, wenn sie in zehn Jahren wieder sperren? Nach der furchtbaren Erkenntnis unserer bedrohten Lage im Herzen Europas, die der Ausbruch des Krieges uns brachte, wird niemand vermessen genug sein, zu behaupten, das könne niemals mehr geschehen. Wer weiß das? Wir können es nur hoffen und — unser Handeln danach einzurichten suchen, daß aus der Möglichkeit neuer Kriege niemals mehr die traurige Wirklichkeit zu werden braucht.

Die Möglichkeit kann niemand leugnen, und rechnen müssen wir mit ihr. Gewiß ist nur eins: Fahren wir fort, in Scharen in die Städte zu ziehen, so können wir eine Absperrung vom Weltmarkt in einem Jahrzehnt oder früher nicht mehr ertragen. In Preußen wandern täglich sechshundert erwachsene Deutsche vom Lande in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Stadt. Es ist eine einfache Rechnung, wie das enden muß, wenn es jahrein, jahraus so weiter geht.

„Der Deutsche verteidigt sein Land umsonst, wenn er nicht auf der Scholle bleibt, dieweilen er Stadt und Fabrik aufsucht, den Erdboden fremden Arbeitern und Einwanderlingen überläßt. Wer die Scholle hat, der hat das Land."

So eindringlich hat Rosegger schon um 1885 auf die Gefahr der Zuwanderung ausländischer Landarbeiter hingewiesen. Und wie stand es um uns Reichsdeutsche, als 1914 der Krieg ausbrach? Die Zahl der russischen Landarbeiter hatte die halbe Million erreicht.

Man hat bei Kriegsbeginn viel von Verrätern und Kundschaftern zu berichten gewußt, die im Osten ihr Wesen getrieben haben sollen. Man sollte, statt zu reden, die Möglichkeiten des Verrats beseitigen. Russische Arbeiter gehören nicht auf den deutschen Boden.

* * *

Roseggers Worte sind unbeachtet verhallt. Wird man jetzt nach drei Jahrzehnten, die seiner Sorge nur zu recht gegeben haben, die warnenden Stimmen hören, die sich in immer größerer Zahl, mit immer tieferem Ernste überall erheben, wo die Vaterlandsliebe der Deutschen sich nicht so maßlos überhoben hat, daß sie glaubt, alles wäre bei uns wohlgeordnet, wir brauchten nur zu bleiben, wie wir sind, um in alle Ewigkeit einer Welt von Feinden Trotz bieten zu können? Fast scheint es manchmal, als hätte der Ernst der Zeit die Menschen hellhöriger gemacht!

Der Ernst der Zeit? Aber wir sind doch überall die Sieger! Dennoch weiß niemand, was die Zukunft bringt. Das Ende des Kampfes liegt in undurchdringlichem Dunkel. Daß es uns den Sieg bringen wird, glauben wir mit fester, wohlbegründeter Zuversicht. Was er uns kosten wird, weiß Gott allein. Daß er noch Leiden und Opfer ohne Zahl, Anstrengungen sondergleichen von uns fordern wird, das allein wissen wir mit unumstößlicher Sicherheit. Es ist eine ernste Zeit. Wohl uns, wenn wir ihren tödlichen Ernst bis in unser innerstes Wesen hinein spüren. Beugen müssen wir uns und forschen, was sie von uns fordert.

Und was sie fordert, ist nicht der unauslöschliche Haß gegen die uns feindlichen Völker in ihrer Gesamtheit, wie manche ihn predigen, noch weniger Überhebung und Hoffart. Es ist Selbstbesinnung.

Besonnenheit im Denken und Handeln war noch immer mit rechtem Stolz wohlvereinbar. Wie steht es aber damit in dem wichtigsten und unersetzlichsten Beruf, dem Bauerntum? Weiß der deutsche Bauer, daß von der Tüchtigkeit seines Standes Wohl und Wehe des Vaterlandes abhängen? Weit gefehlt!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts klagt Rosegger, „daß der Bauernschaft die Standesehre abhanden kommt". Das ist ein herbes Urteil, und schwer genug mag es dem Dichter geworden sein, der selbst dem Bauernstande Tirols entstammt und ihm Liebe und Anhänglichkeit bewahrt hat, trotzdem er berufen war, auf einem anderen Felde zu wirken. Aber er bleibt uns die Begründung dieses Urteils nicht schuldig. Man lese selbst nach*).

Die tiefste Ursache scheint in dem verhängnisvollen Umstande zu liegen, daß man in Österreich sogar dem Bauernstande selbst die Überzeugung beizubringen wußte, er sei der überflüssigste Stand der Welt.

Wozu Korn bauen? Das aus dem Auslande eingeführte ist ja viel billiger! Wozu Vieh züchten? Fleisch, Wolle und Leder holen wir uns mit Vorteil und Gewinn aus der Fremde. Wozu überhaupt der Bauernstand? Der Bauer stört das Wild, er schädigt den Wald. Gut und heilsam aber ist es, daß hochmögende Herren im schönen Land Tirol weite Jagdgebiete erwerben, wo sie Hasen, Rehe und Hirsche hegen und pflegen, bis die Zeit kommt, sie zu Tode zu hetzen. Die Gemsenjagd im Hochgebirge, wo die Landwirtschaft nicht im Wege steht, genügt ihrem Vergnügen längst nicht mehr.

Das Hinterland im Gebirge, — hat man dem Bauern gesagt, — muß wieder Wildnis werden. Auf altem Dorfgelände muß Wald wachsen, Hirsche und Rehe müssen leben, wo früher Menschen wohnten. Die Wege müssen zerfallen, auf denen einst frohe Wanderer ins Gebirge hinaufstiegen, die liebe Gotteswelt zu betrachten. „Es gibt keinen Weg, keinen öffentlichen, in unseren Gebirgen. Privatgrund! Da wird nicht aufgetreten!" Und das Jauchzen ist verboten! Es verscheucht das Wild aus seinen Standorten.

Wehe dem Bauern, der von seiner Väter Hof nicht weichen will, wenn ringsum die Wildnis wächst! Ihm schlägt die Treue zur angestammten Scholle zum Unheil aus, und da ist keine Macht im Himmel und auf Erden, die das Verderben von seinem Haupte wehrt. Er muß hilflos zugrunde gehen.

Das Schicksal solch eines Getreuen, dem die Heimatliebe zum Fluche wird, hat Rosegger gestaltet. Sein Roman „Jakob der Letzte"**) (Leipzig, Verlag von L. Staackmann, 1914, neunundzwanzigste Auflage) läßt uns Schritt für Schritt den Leidensweg des zähen Bauern mitgehen, durch Sorge und Not, Vereinsamung und Schwermut bis in Verbrechen und Tod hinein. Es gibt kein Ausweichen für ihn; Natur und Menschensatzung haben sich wider ihn verschworen,

*) „Heim zur Scholle" S. 11 ff.

**) Vgl. Auszüge aus dem Roman unter „Alt und neu", S. 54 dieser Nummer.

Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Tugend der Treue zur Scholle tötet ihn. Mit einer furchterregenden, unerbittlichen Folgerichtigkeit vollzieht sich sein Geschick vor unseren Augen.

Es ist ein Buch, darauf man blutige Tränen weinen möchte. Wer es liest, möge nicht einen Augenblick vergessen, daß Tag für Tag und Stunde um Stunde Menschen, die nicht so stark sind wie dieser bäuerliche Held, von Haus und Hof gedrängt werden — „dahin, wo das Volk nicht mehr Volk heißt, sondern Pöbel, Proletariat". Liest er es in diesem Bewußtsein, so wird es ihn zur Erkenntnis bringen und, will's Gott, zum Handeln.

* * *

Die Maschine, — hat man dem Bauern gesagt, — macht deinen Stand überflüssig. Österreich wie Deutschland müssen Industriestaaten werden. Nahrungsmittel kaufen sie im Auslande.

Rosegger schrieb um 1885: „Daß die Maschinen den Bauernstand zugrunde richten ‚müssen', glaube ich erst dann, wenn ich höre, daß man mit der Maschine allein Brot erzeugen kann."

Dennoch ist die Behauptung bedingt wahr. Wer sich ein Bild davon machen kann, wie sehr der Getreidebau beispielsweise im Westen der Vereinigten Staaten von Amerika mit Hilfe landwirtschaftlicher Maschinen mannigfachster Art zum Großbetrieb geworden ist, der weiß, daß der Strom von Korn, der sich von dort über Europa ergießt, den heimischen Landbau wohl ersticken könnte. Um so größere Bedeutung erhält Roseggers schon so früh erhobene Forderung, auch bei uns die Maschine in wachsendem Maße in den Dienst des Bauern — nicht nur des Großgrundbesitzers — zu stellen; um so mehr Beachtung verdient sein Hinweis, daß „die überflüssige Intelligenz, die ein besseres Los verdiente, als zwischen Mauern unnütz zu verkommen oder gar gemeinschädlich tätig zu sein", auf dem Lande im Beruf des Ackerbauers eine lohnende Beschäftigung finden könnte und mit ihr ein wahres Genügen.

Hier liegt das Tröstliche in des Dichters Schrift, die sonst randvoll ist von Schmerz und Zorn über das Los seiner Tiroler Heimat, des weiten österreich-ungarischen Reiches, des verbündeten Deutschland! Aus den gebildeten Schichten der städtischen Bevölkerung erhofft er die Wiedergeburt des Bauernstandes, der seinem klaren Blick schon seit Jahrzehnten alle Spuren des Verfalls enthüllt hat. Er spricht diese Hoffnung heute aufs neue aus: Der Stand, der seinen Bauernstolz und seine Heimatliebe verloren hat, soll durch ein neues Bauerntum ersetzt werden, das aus den Fabriken und Städten kommt.

Man glaube nicht, daß Rosegger hier mit einer raschen Entwicklung rechnet, daß er die Schwierigkeiten, die Nachteile des ländlichen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Berufs unterschätzt. Diese Nachteile aber sollen gerade durch geistig hochstehende Bevölkerungsschichten beseitigt oder doch vermindert werden. Ausdrücklich heißt es bei ihm: „In solchen Fragen rechnet man nicht mit fünf oder zehn, sondern mit fünfzig und hundert Jahren, und innerhalb dieser Zeit kommt's, innerhalb dieser Zeit kracht's. Dann stiebt alles auseinander, . . ."

Wohl ist es leicht, aus Bauern heimatlose Fabrikarbeiter zu machen, unendlich schwer aber, den Städter wieder auf dem Acker anzusiedeln. Manche nennen es unmöglich.

Rosegger glaubt, daß dem Deutschen trotz allem „die seelische Eignung und Fähigkeit nicht abgeht, das älteste, gottgeheiligte Erbe wieder anzutreten". Daß der Dichter jedoch für die Gefahren, die solch ein Versuch unfehlbar mit sich bringt, nicht blind ist, beweist sein Roman „Weltgift"*); dort zeigt er, wie ein Mensch, der Weltgift in sich hat, durch seine Rückkehr die ländliche Heimat zugrunde richtet.

Mag sein, daß sich hier der gangbare Weg zur Wiedergesundung des deutschen Volkes öffnet, mag sein, daß Rosegger mit Recht seine letzte Hoffnung auf die heutige Landjugend setzt. Hinter diesen beiden Möglichkeiten, die freilich beide eine weise Politik der Innenkolonisation größten Stiles voraussetzen, erhebt sich vor dem suchenden Blick ein schreckliches Gesicht — der Zusammenbruch, nicht herbeigeführt durch äußere Feinde, sondern durch Mißachtung der Naturgesetze. Dann bliebe freilich nichts mehr als ein mühseliges von vorn Beginnen auf einem steinigen Grund voll von Disteln und Dornen — wie nach dem Dreißigjährigen Kriege, als der Hunger einem verwilderten Geschlecht über den Ackerbau den Weg zu einer neuen Kultur wies.

Wer will leugnen, daß dieses Schreckensbild zur Wirklichkeit werden kann? Wieder und wieder sind Völker von der Höhe ihrer Macht und ihres Reichtums in zerschmetterndem Fall herabgestürzt, weil sie die Gebote des Lebens frevelhaft mißachteten.

„Großstadtleben ist Entartung und Untergang, nur verlangsamt durch beständigen Zufluß ländlicher Kräfte."

Melanie Ebhardt.

Das Formproblem in der Architektur.

In Nr. 16 des „Vortrupp" 1915 brachte Prof. Dr. Much gehaltvolle Ausführungen über das Verhältnis von Gotik und Renaissance. Er weist auf die Kunstwerke, die unter der Herrschaft der Gotik in unserm deutschen Lande entstanden sind, hin, ebenso darauf, daß sie einen bis heute nicht wieder erreichten Höhepunkt unsrer Kunst und unsers ge-

*) Verlag L. Staackmann, Leipzig. Geheftet 4 M., gebunden 5 M.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

samten Kunstgewerbes darstellt. Er bricht eine Lanze für die Backsteingotik und die viel zu wenig bekannten Kleinode im alten Kolonisationsgebiete des Ostens. Hierin weiß ich mich völlig eins mit ihm, ebenso darin, daß die mittelalterliche Kunst uns ein Ansporn sein soll und ein Wegweiser zur Charakteristik in unsrer Formengebung.

Um so mehr muß ich mich wundern, wie der Verfasser uns schließlich mit folgenden Worten ins Leere weist: „Ich hoffe bebenden Herzens, daß nach dem Kriege eine neue Kultur kommt, von Gotik und italienischer Renaissance weit entfernt."

Hofft er, daß plötzlich, wie Athene aus Zeus' Haupt, eine neue Kultur sich vor unsern erstaunten Augen auftun wird, eine neue Epoche für die Architektur wie die bildenden Künste als eine Folge der großen Ereignisse unsrer Tage?

Der Krieg wird viele Veränderungen im Gefolge haben, aber direkt nur für Politik und Wirtschaft. Der Krieg ist ihr Mittel. Er sprengt die erstarrte Hülle und schafft Luft für neues Leben. So erscheint bei der Entwicklung zeichnerisch dargestellt nicht als gerade Linie, sondern wie springend von Stufe zu Stufe. Was für sie der Krieg ist, als die zum Ausdruck gekommene, im Volke ruhende Kraft, das bedeutet für Wissenschaft und Technik eine Großtat auf ihrem Gebiete: eine Entdeckung oder Erfindung. Mit einem Kopernikus oder Gutenberg reißt der Faden der Entwicklung ab, um an einer andern Stelle wieder anzuknüpfen.

Und nun schauen wir uns bei den Künsten um. Wie verlaufen ihre Entwicklungsreihen? Jede hat ihre Wellen und Täler, aber Sprünge, wie sie die andern Betätigungsgebiete menschlichen Geistes zeigen, kennt keine. Stetig schreitet sie weiter, und wenn sich viel ändert, so ist es ein Wechsel in der Schnelligkeit der Bewegung. Seit den frühesten Zeiten können wir keine Jahreszahlen zur Abgrenzung von Epochen angeben; etwa wann die Gotik begann und die romanische Kunst zu Ende ging. Überall sind fließende Grenzen; es sei denn, daß ein Ableger fremder Kunst irgendwo auftaucht, wie z. B. als die Renaissanceformen in Deutschland eindrangen. Als Mode fegten sie durchs Land. Über die Alpen kamen sie nach Augsburg und Basel und zu Schiff auf dem Umwege über Holland nach Lübeck und Danzig. Aber sie bedeuteten nur ein neues Gewand, keinen neuen Inhalt. Das ganze Wesen der Kunst ist ja auch so tief in dem ganzen Fühlen und Denken der Menschen verankert, daß es sich nur mit ihm ändert, wie seine Sprache.

Sollen wir nun glauben, daß sich die Kunst nach tausendjährigem unerschütterlichen Schreiten zur Feier unsers Sieges über den Vierverband in ihren alten Tagen zu einer Art Freudensprung aufraffen wird? Daß die lustigste aus dem Schwesternkreise, welche am meisten am Leben hängt, die Malerei, lebhaften Anteil an unserm Feste nimmt, will mir noch am ehesten in den Kopf. Daß aber die alte gravitätisch dahin-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wandelnde Architektur sich zu so etwas verleiten ließe, glaube ich nicht. Wir kennen ja ihren Schritt.

Die ganze historische Kunst ging so langsam ihren abgemessenen Gang weiter, daß es der Schaffende selbst nicht spürte und erst nach Jahren merkte, wie er seine Anschauungen geändert hatte. Oft merkte erst der aus einer andern Welt kommende Schüler den Unterschied. Das war unbewußte, und deshalb gesunde Entwicklung im Gegensatz zu dem Eklektizismus des verflossenen Jahrhunderts, der in jedem Jahrzehnt eine andre Stilnachahmung in Mode zu bringen wußte.

Stellen wir uns also auf den Boden historischer Betrachtung, so müssen wir einsehen, daß wir keine plötzlich auftauchende Epoche neuer bildender Kunst erwarten dürfen. Sie muß uns unter den Händen aufwachsen aus kleinen, unscheinbaren Anfängen wie jedes organische Wesen. Jugendstil und Eklektizismus bewiesen uns außerdem, glaube ich, zur Genüge, daß wir nicht die Berufung in uns fühlen dürfen, nachhelfen zu müssen, indem wir unsern Bauten ein neues Formenkleid anziehen. Schon unsre Kleider, Eintagsfliegen im Vergleich zu unsern Bauten, sind Kinder der Geschichte und lassen sich keinen tieferen, willkürlichen Eingriff gefallen.

Am treffendsten läßt sich die Formengebung in der Architektur mit der Sprache, unserm zweiten gewohnten Ausdrucksmittel, vergleichen. Jene dient dem Ausdruck geschauter, diese gedachter Ideen. Kämen wir auf den Gedanken, bei ihr das Rezept der Selbstschaffung anwenden zu wollen, so könnten wir uns ja entschließen, nach dem Kriege eine neue, verbesserte Sprache, vielleicht das Esperanto an Stelle des Hochdeutschen unsern Dichtern und Dramatikern vorzuschreiben.

Doch wozu das! All diese Konstruktionen sind hinfällig: Wir brauchen garnicht mehr auf den neuen Stil, der da kommen soll, auf eine Weiterentwicklung dessen, was uns Gotik und Renaissance brachten, zu warten. Wir haben sie ja schon vor uns. Wir haben einen bei uns bodenständigen Stil, der organisch beide vereint, bildsam sich ändert mit den Menschen, die sich seiner zu bedienen wissen: Ich meine das deutsche Barock.

Bitte, reißen Sie mir den Kopf nicht herunter! Sie wollen mehr, Sie wollen etwas Großartigeres, etwas Germanischeres. Ihre Hoffnungen wollen viel höher hinaus. Sie wollen etwas Eigenes, etwas, was ihnen selbst noch unvorstellbar ist.

Es ist dies ein Rückfall schlimmster Art, werden Sie sagen, ein Rückfall in denselben Eklektizismus, dessen Verurteilung ihnen vorhin selbst eine Selbstverständlichkeit war.

Sie scheinen im Recht. Und doch ist es nicht ganz so. Die Stilformen spielen für die Architektur garnicht die ausschlaggebende Rolle, wie uns viele glauben machen wollen. Wohl sind sie unentbehrlich,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aber sie haben nur die gleiche Aufgabe, welche die Sprache für die Dichtkunst hat. Beide sind die einzigen Mittel zum Ausdrücken der Gedanken. Deshalb geben sie ihnen wohl einen bestimmten Charakter, sind aber ohne Inhalt, also ohne eine Idee, deren Ausdruck sie dienen, wertlos. Auf das damit Gesagte kommt es an. Ob die Sprache des Dichters nun deutsch, italienisch, englisch oder französisch ist, kann für die Beurteilung nicht bestimmend sein. Er kann aber seine Gedanken nur vollständig in einer Sprache zum Ausdruck bringen, wenn er unbewußt in ihr fühlt und denkt und sich ihrer von Jugend auf ständig bedient, also in seiner Muttersprache. Doch bedarf er auch dann noch eifriger Schulung und Weiterbildung, wenn er eine einfache und edle Ausdrucksweise anstrebt.

Genau so verhält es sich mit den Ausdrucksmitteln des Architekten: der Formensprache. Ihre restlose Beherrschung ist Grundbedingung alles wirklichen Schaffens. Sonst ist an künstlerische Tätigkeit nicht zu denken und alles Entwerfen nur ein Zusammensetzen gelernter Formen. In jeder Formensprache etwas schaffen zu können, war die Anschauung der Architekten des 19. Jahrhunderts. So wurden sie Eklektiker und leisteten in keiner Bedeutendes.

Dazu kommt noch ein Weiteres: Jeder Gedanke muß den Umweg über das leidige Papier machen. Jede plastische Form muß in kleinem Maßstabe flächenhaft dargestellt und danach beurteilt werden. Dies ist die zweite Fehlerquelle. Um sie zu umgehen, muß der schöpferisch Arbeitende mit dem Zollstab in der Hand Bauten, die ihm gefallen, in die lineare Darstellung zurück übertragen und außerdem die Größe und Ausladung der Bauglieder, welche eine gute Wirkung hervorbringen, prüfen, genau wie es die Renaissancemeister machten, die es fertig brachten, in kurzer Zeit in die Reinheiten der antiken Formenwelt einzudringen. So müssen wir uns wieder mühsam aneignen, was die Überlieferung ihren Schülern früher als Selbstverständlichkeit weitergab.

Ein Drittes kann noch von Vorteil sein: Ein Zergliedern der ästhetischen Wirkung von Bauten oder Räumen durch Skizzieren in ihrer Erscheinung, also perspektivisch. Es ist dies ein selbständiges, bewußtes Zusammensetzen der einzelnen Teile auf dem Papier zum Hervorbringen einer ähnlichen Gesamtwirkung. Durch die Fehler, die dabei unterlaufen, merkt man erst die Bedeutung vorher ganz unwesentlich scheinender Dinge.

Diese Betrachtungsart entspricht den Studien des Dramatikers, der während der Aufführung feststellt, worauf letzten Endes die Bühnenwirkung zurückzuführen ist.

Der beiden letzten Arten des Verfahrens wird sich nur der Architekt selbst befleißigen müssen; ein Befassen mit der Formenwelt wird auch dem Beschauer Vorteil bringen.

Nun liegt es aber klar auf der Hand, daß das Verständnis für eine

Formensprache nur dann allgemein und tief werden kann, wenn sie die einzig moderne ist, wenn sich ihrer alle ohne Ausnahme gleich ihrer Muttersprache bedienen, wie dies ja früher, zu Zeiten einer geschlossenen und einheitlichen Kultur stets der Fall war. Öde und Langweile sind trotzdem nicht zu befürchten, beide haben ihre Dialekte.

Damit kommen wir zu unsrer Forderung an die Architektenschaft. Wenn wir ernstlich das Bestreben haben, aus dem Tasten und Versuchen, überhaupt aus der ganzen Stil- und Formlosigkeit unsrer Zeit herauszukommen zu neuem, eigenem Leben in der Kunst, dann müssen wir uns auf eine Formensprache festlegen, natürlich auf keine erkünstelte, sondern auf eine wohlausgebildete, historisch gewordene. Sie darf auch nicht, ähnlich dem Lateinischen, tot sein, unfähig, die durch das Steigen der Zivilisation gewachsenen Bedürfnisse an Licht und Luft zu berücksichtigen, und dazu dem Volksempfinden ebenso fern stehend wie dem Herstellungsverfahren unsrer Maschinentechnik.

Wenn wir daraufhin Umschau halten, kommen wir zurück auf unser deutsches Barock. Es steht an dem Wendepunkte der Stilgeschichte, wo die durch Jahrhunderte stetig und logisch weitergebildete Formensprache infolge der Einflüsse der Archäologie und der Philosophie ihre Alleinherrschaft verlor und mit dem Empire das Formenkauderwelsch des 19. Jahrhunderts eingeleitet wurde.

Sie werden mir vielleicht einwenden: warum greifen wir nicht noch weiter zurück und schließen an unsre nordische, mittelalterliche Bauweise an?

Über das Romanische sind wir technisch hinaus. Es braucht möglichst kleine Fenster und große Mauerstärken, denn nur sie ermöglichen die prächtige Wirkung der romanischen Ornamentik an Fenster und Portal. Beides ist heute nicht einmal mehr im Kirchenbau möglich. Und daran krankt unser ganzes Neuromanisch. Die Gotik steht uns in dieser Beziehung schon viel näher. Wir können viel von ihr lernen und müssen sie eingehend studieren, noch eifriger, wie unsre barocken Meister dies taten; z. B. Balthasar Neumann. Die klare Gliederung und das Bestreben, allem einen möglichst charakteristischen Ausdruck zu geben, sind für alle Zeiten vorbildlich. Aber wir können deswegen diese Formensprache doch nicht aufnehmen, wie ja selbst ein so begeisterter Gotiker wie Prof. Dr. Much es in seinem Aufsatz „Gotik" betonte. Dafür steht sie uns zu fern und ist zu schwierig. Als Beweis dafür brauchen wir nur die fast durchweg minderwertigen neugotischen Kirchen und die Wiederherstellungen alter anzusehen. Es fehlt am Maßstab. Es fehlt an Einfachheit, Ruhe und Klarheit des Aufbaues und an der Freiheit der Formengebung. Man sieht es ihnen an: Sie sind in toten Formen und in der ständigen Angst geschaffen, etwas Stilwidriges aufs Papier zu bringen. Das alles schließt aber nicht aus,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ich betone es nochmals, daß wir von der Art der Behandlung in der Gotik sehr viel lernen können.

Hätten wir die Absicht, heutzutage die Renaissance weiter zu entwickeln, so wäre das offenkundiger Unsinn, denn dies ist ja schon im Barock geschehen. Streng und voll Pathos, um nicht zu sagen engherzig, in Italien, sehr frei im Norden bei den Germanen. Diese haben die antike Formensprache unter Aufnahme der noch im Volke lebendigen gotischen Ideen umgeschaffen und etwas Neues, Selbständiges daraus gebildet. Wir dürfen uns nicht daran stoßen, daß Barock oft in dem Sinne von überladen gebraucht wird. Auswüchse gab es schließlich auch in Deutschland, den üblen Beigeschmack erhielt das Barock aber in Italien, wo es viel mehr berechtigt war. Gibt es etwas Einfacheres, Schmuckloseres und Edleres, als die Straßenzüge und Bürgerhäuser aus der Zeit vor 150 Jahren, z. B. in Danzig, in Weimar, in Potsdam oder Karlsruhe, überhaupt überall, wo der moderne Verkehr seine berechtigten, noch öfter seine eingebildeten Forderungen noch nicht geltend gemacht hat? Überall in ganz Deutschland ist es bodenständig, und alle Bauten bis auf einige Anlagen, die auf höfischen Einfluß hin italienischen Einschlag zeigen, haben germanischen Geist in sich. Ich erinnere nur an die Unzahl feingezeichneter Zwiebeltürme in Bayern und Tirol, so gut wie auf den Rathäusern von Danzig und Posen. Das deutsche Barock hat sich die gleiche monumentale Betonung der Senkrechten zum Lieblingsmotiv gemacht wie unsre Gotik. Z. B. erinnere ich mich eines Backsteinrohbaues in Thorn, bei dem man erst durch genaues Studium der Profile feststellen konnte, daß er barocker und nicht gotischer Zeit entstammte.

Daß die Stilelemente des Barocks auf Italien und die antike Welt hinweisen, damit müssen wir uns abfinden. Wir können die historische Entwicklung nirgends verleugnen, sondern müssen mit ihr rechnen. Shakespeare schrieb seine Dramen in englischer Sprache, trotzdem er wußte, daß sie aus zwei ganz verschiedenartigen Idiomen zusammengeschweißt ist, und wir reden deutsch und benehmen uns wie bisher, trotzdem wir die vielen Gallizismen und unsern großen Schatz von Lehnworten aus dem Lateinischen kennen und uns dessen bewußt sind, daß unsre Umgangsformen sich aus dem höfischen, spanisch-französischen Zeremoniell entwickelten.

Weil also das deutsche Barock, das den letzten Punkt ruhiger Entwicklung darstellt, bei uns überall bodenständig ist, weil es fähig war und ist, gotische Elemente in sich aufzunehmen, und weil es Jedem freien Spielraum gewährt, deshalb ist es derjenige Stil, an den wir bewußt wieder anknüpfen, derjenige, den wir uns wieder zur architektonischen Muttersprache erwählen müssen.

Bringen wir erst diese Einsicht in die Köpfe unsrer Architekten und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

derer, die kunstverständig sein wollen, dann sind wir einer neuen Kultur in unsrer Baukunst sicher. An Witz fehlt es uns nicht, aber an dem formalen Können und der Selbstzucht der Künstler. Wenn diese fehlen, wenn jeder sich berufen fühlt, ohne Rücksicht auf das von seinen Vätern Geschaffene, neue Wege in der Formengebung einzuschlagen und neue Richtpunkte des Strebens zu geben, dann fehlt die Grundbedingung zu jeder einheitlichen Weiterentwicklung: der einheitliche Unterbau auf gleicher Weltanschauung. Aus ihr ergeben sich von selbst ähnliche Ziele. Nur die Gleichrichtung alles Wollens wird die im Volkstum schlummernden Kräfte aufschließen, ebenso wie die durch den elektrischen Strom bewirkte Gleichrichtung aller Teile im Eisen von selbst stark magnetische Kräfte aus dem toten Stoff herauslockt.

Ist erst die Zersplitterung durch eigene Kraft überwunden, dann brauchen wir uns nichts vom Schicksal zu erbitten, dann sind wir eines neuen Aufstieges der Baukunst in neuem, germanischem Geiste sicher.

Max Schoen.

Höher hinauf.

Ich freue mich sehr, mich mit Herrn Schoen in der Einschätzung der Gotik „als eines bis heute nicht wieder erreichten Höhepunktes unsrer Kunst" und der Überlegenheit des Backsteinbaus eins zu wissen. Aber sein Aufsatz: „Das Formproblem in der Architektur" kann doch wohl nicht eine Fortführung meiner Ausführungen sein. Der Aufsatz enthält im einzelnen viel Treffliches, leidet aber an einem Grundfehler: auch er ist gesehen von dem leidigen, schon in der Naturwissenschaft verwerflichen Entwicklungsstandpunkt (siehe meinen Aufsatz über Ägypten, Vortrupp 1915, Nr. 11). Was wir gefühlsmäßig erlebten und dann forschend erkannten, das hat jüngst Benz*) trefflich begründend dargestellt, nämlich den durchgängig unheilvollen Einfluß der Renaissance auf unsre Kultur. Seit der Renaissance ist es mit deutscher Kultur ständig bergab gegangen, es sei denn, daß gotischer Geist hier und da die Bande sprengte. Renaissance ist die Zerstörerin deutscher Kultur, die flache und inhaltslose, ideell unbeschwerte Nachahmung einer Kultur. Griechische Architektur reicht schon an sich nicht an die gotische heran. Wer Ägypten und das Morgenland kennt, weiß, wie lächerlich Griechenland und gar das nachahmende Rom von uns überschätzt wurde. Die Renaissance ist, wie Herr Schoen selbst zugibt, im Barock weiter entwickelt. Also kann schon allein deshalb der Barock kein vorbildlich deutscher Stil sein! Und diese Entwicklung vom Großen zum Kleinen, vom Edeln zum Geringeren, für uns Deutsche vom Echten zum Falschen, soll eine „stetig und

*) Vergleiche seine Ausführungen in der „Tat", in den trefflichen, von ihm herausgegebenen „Blättern" und a. a. O.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

logisch weitergebildete Formensprache" sein? Gewiß, sie ist da, aber nicht zum Anerkennen, sondern zum Sich-Besinnen.

Seitdem haben die Zugeständnisse nicht aufgehört, weder im Leben, noch in der Kunst. Bei Langewiesche ist ein Buch: Deutscher Barock, erschienen. Wer sich germanisches Empfinden und Erkennen bewahrt hat, wird mir recht geben, daß man das Buch im Gegensatz zu den andern im selben Verlage erschienenen Büchern (Plastik des Mittelalters, Deutsche Dome, Deutsche Bürgerbauten) mit Widerwillen aus der Hand legt. Diese prahlerische und großsprecherische, innerlich hohle, äußerlich aufgeschminkte, verlogene Formensprache soll eine „logische" Weiterbildung sein, soll irgendwie deutsch sein? Dann ist ebenso eine Lüge die logische Weiterbildung der Wahrheit, eine Krankheit die logische Weiterbildung der Gesundheit. In der Entwicklung der Völker kommen ebensogut Krankheiten vor wie in der des Einzelnen. Seit der Renaissance sind wir mit Krankheitsstoff überladen.

Und nun gar Balthasar Neumann! Ich gebe zu, konstruktiv sind diese Bauten lehrreich, ja bedeutend. Aber vom künstlerisch-kulturellen Standpunkt aus sind sie wertlos, vom deutschen Standpunkt aus verwerflich. Man braucht nur nach Würzburg zu gehen, um angewidert zu empfinden, wie heilige, edle, romanische und gotische Hallen von ihm wie üppige Tanzsäle, vornehme Kirchenportale wie marktschreierische Jahrmarktsbudeneingänge und stille Grabkapellen wie prahlerische Theaterhallen behandelt und „barock umgestaltet" sind.

Die Idee ist weg, und nun soll der hohle Prunk die innere Hohlheit überdecken. Aber diese Art von deutscher Kunst will uns Herr Schoen sicherlich nicht als die auch der kommenden Kulturzeit entsprechende Formensprache anpreisen. Ich nehme an, er denkt vor allem an den Backsteinbarock und seine Fortentwicklung in der Zopfzeit. Der Backstein hat bisher jeden Stil veredelt, teils durch sein Material, teils durch den Zwang zur Einfachheit, so auch den Barockstil. Und in der Tat, was wir in Tondern, Ludwigslust, Rendsburg, Eutin und anderen Orten an Backsteinbarock sehen, ist durchaus ansprechend, nur schade, daß an Stelle der Kraft und Größe gotischer Gesinnung die an sich wohltuende spießbürgerliche Behaglichkeit getreten ist.

Man kann in diesen Grenzen — das zeigen auch vielerorts die neuen Backsteinbauten — durchaus Erfreuliches leisten. Aber der frische und freundliche Stil der letzten fünf Jahre ist nun und nimmer Sprache der kommenden Kultur, wenn er auch eine viel gediegenere und bessere Sprache ist, als das deutsch-undeutsche Haustein- oder Verputzbarock. Und eine Formensprache der Kultur, die wollen wir haben.

Hier bin ich falsch verstanden, und ich will mich, einen kleinen Umweg beschreitend, noch einmal allgemein verständlich machen.

Ein Stil ist umso größer, je mehr Ideen er in sich verwirklicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deshalb ist der große Stil auch so schwer nachzumachen, und umgekehrt. Die ideenarme Renaissance ist leicht nachzumachen; alle Versuche, die Gotik wieder heraufzuführen, sind kläglich gescheitert. Die zu Grunde liegende Idee ist ihrem erhabenen Charakter entsprechend in ihrer Gestaltung von sehr vielem, auf den ersten Blick scheinbar unwesentlichem, in der Tat aber höchst gewichtigem „Unwägbaren" abhängig. Eben weil wir es im Kantischen Sinne nicht mit einem „Begriffe", sondern mit der viel höheren Idee zu tun haben, deshalb ist die Nachahmung eines großen Stiles unmöglich, solange man den Anspruch erhebt, mit Zirkel und Reißbrett alles erreichen zu können. Begriff ist meßbar, umgrenzt; Idee ist nie ganz meßbar, niemals zu umgrenzen. Ja, der Ruhmestitel und die Leistungsfähigkeit einer Idee sind umso größer, je weniger meßbar, je weniger umgrenzbar sie ist. Das gilt nicht nur für die Wissenschaft, sondern für alle menschliche Betätigung. Deshalb sind für einen Kulturmenschen, das heißt einen solchen, der nicht nach Begriffen arbeitet, sondern nach Ideen schafft, die Leistungen der Gotik die staunenswerteste Schöpfung des Abendlandes. Mit Zirkel und Reißbrett, mit Gelehrsamkeit und Fachwissen allein ist ihr nicht nahe zu kommen, das lehren die traurigen Versuche von schlechter Aufbesserung und Nachahmung; erst wer sich demütig in die Größe der Idee hineinfühlt, erlangt die Fähigkeit, nicht nur diese Idee zu empfinden, sondern auch all das Unwägbare bewußt oder unbewußt zu erkennen. Dies Ziel ist durchaus zu erreichen, aber nicht leicht. Kunstgeschichtliche Fachgelehrsamkeit ist dazu durchaus nicht die unerläßliche Vorbedingung. Es muß übrigens nachdrücklich betont werden, daß es auch gute Aufbesserungen gibt, so beispielsweise diejenige des Doberaner Münsters und der Lüneburgischen Johanniskirche.

Das Unwägbare erstreckt sich gerade bei unserm norddeutschen Backsteinbau sogar auf die scheinbar äußerlichsten Kleinigkeiten. Durch viele traurige Vorversuche aufmerksam gemacht, haben wir uns ganz allmählich wieder an diese scheinbaren Kleinigkeiten herangefühlt, deren Wertung in jenen großen Zeiten den Schöpfern in Fleisch und Blut übergegangen war. Für den diesen Fragen Fernstehenden will ich hier einiges darüber einfügen, weil dadurch die Schwierigkeit und ihr veredelnder Wert am leichtesten erkannt wird.

So lernten wir, daß es ungeheuer auf die Farbe des Backsteins ankommt. Die warmen Töne, die entweder im Hellroten oder im Violettroten liegen, dienen allein als geeignetes Ausdrucksmittel; eine kleine Verschiebung im Tone, und dasselbe Gebäude mit denselben Ausmessungen wirkt fade.

Ferner wird die Wirkung eines Gebäudes durch Farbenunterschiede und Abstufungen der einzelnen Steine, wie sie beim Bren-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nen ungewollt entstehen, bedeutend gesteigert. Die Fläche wird dadurch unruhiger und lebendiger. Man sieht gleichsam das unruhvolle Wirken der lebenschaffenden Ideen.

Dann spricht die Oberfläche des Backsteins mit. Je duffer und rauher, umso schöner die Wirkung; je glatter, umso unbefriedigender. Das Rauhe wirkt wie vornehme Zurückhaltung gegenüber aalglatter Zudringlichkeit und Gleichmacherei. Schon an diesen drei Klippen sind viele gotische Nachahmungen und Ausbesserungen früherer Jahrzehnte gescheitert. Man sehe nur vielerorts die Postämter und Kasernen oder die Ausbesserungen der lübischen Marienkirche und des Domes an. Gerade an den letzten Beispielen hat man einen Vergleich: die Ausbesserungen wirken kalt und störend, trotzdem sie sich völlig an die alten Ausmessungen halten. Noch schlimmer als die roten Verblendsteine, sind die zeitweilig beliebten gelben. Wie man durch eine solche scheinbare Kleinigkeit ein herrliches Kunstwerk entwerten kann, lehrt beispielsweise die Neubrandenburger Kirche, deren Turm und prächtiger roter Backsteingiebel durch gelbe Verblend- und gar Formsteine ausgebessert wurden.

Aber ich muß noch mehr nennen:

Da ist die Größe des einzelnen Steines. Die größeren, jetzt neuerdings erst wieder gebräuchlichen Steine erfüllen offenbar noch besser die Aufgabe und ermöglichen den Eindruck größerer Wucht und stolzerer Macht. Der Zusammenhang mit der Erde wird durch sie mehr gewahrt und zugleich die Leistung des Aufstrebens nochmehr betont.

Dann die Fugen. Endlich sehen wir wieder, wie schön eine breite und weiße oder sich vom Backsteinrot scharf abhebende Fuge die Fläche teilt und belebt, im Gegensatze zur schmalen und versenkten Fuge. Selbst diese Kleinigkeit dient der prachtvollen germanischen Doppelnatur zum Ausdrucke: der Backstein als solcher wird dadurch in seiner Einzelheit fast gegensätzlich betont, und gleichzeitig ein großer Zusammenhalt wohltuend sichtbar gemacht.

Dann die Glasursteine. Hier ist offenbar die Technik verloren gegangen, ebenso wie die Buntkacheltechnik des Morgenlandes. Man vergleiche mit dem gleichmäßigen und stumpfen Grün, wie es uns an Gebäuden Ausgangs vorigen Jahrhunderts anödet, das wunderbare Farbenspiel der alten irisierenden Glasursteine, die, einer Backsteinfläche eingefügt, diese mit einem mystischen Scheine beleben und beleuchten, oder, wenn sie gar die ganze Fläche überziehen, diese mit einer erdenfernen Hoheit beglänzen, die wie Wunder oder wie Offenbarung wirkt.

Bei den Formsteinen kommt es ebenfalls wieder auf die Farbe an, noch mehr aber auf die Ausmessungen.

Überhaupt hat man alle diese äußern Punkte sorgfältig beobachtet, ja, bei Tür und Fenster und Gesimse ganz rein in Backstein gedacht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und jeden albernen Schnörkel weggelassen, so kann ein Bau dennoch unwirksam sein. Hier setzt das Unmeßbare ein, das Künstlerische, das sich mit Zirkel und Meterstab niemals erlernen läßt. Eine wirklich edle Flächenteilung ist Sache des Gefühls. Eine ganz geringe Verschiebung der Verhältnisse kann wie ein kaltes Sturzbad wirken, ja bis zur Entsetzlichkeit entstellen. Diese Feinheiten der Verhältnisse machen vielleicht das Wesen des Baues, wie der Aufbau beim Drama. Sie werden auch beim gotischen Backsteinbau besonders gefährlich, da dieser zu edelster Beschränkung zwingt und dadurch und durch all die andern Feinheiten zum edelsten Stile Deutschlands wird. Je edler der Stil, umso leichter sind natürlich seine Verhältnisse zu verletzen. Mit reiner Technik kommt man da nicht weit. Im Gegenteil. Wenn einer auch noch so sehr die Technik des Dramas beherrscht, kann er noch längst nicht eine packende und große Handlung aufbauen.

Es handelt sich um so viele Feinheiten, daß man schon hieraus entnehmen kann, wieviel leichter Haustein-, geschweige denn Verputzbauten sind. Hat man sich erst in den niederdeutschen Backsteinbau hineingelebt, dann wird einem in unsrer der Wärme und Farbe so benötigenden Heimat jedes Verputzhaus lästig.

Über das wahrscheinlich Wichtigste muß ich heute schweigen, weil es, Ureigenschaft der Idee, zum großen Teile nur noch gefühlt werden kann, wenigstens bei der Gotik. Man kommt bei der Gotik zu so ungeheuren Feinheiten, daß man sie nur noch erleben kann.

Durch die Größe der Idee und die Größe der Ausdrucksmittel sowie durch deren völlige Beherrschung wirkt die Gotik selbst in kleinen Ausmessungen und bei größter Einfachheit immer monumental. Der Barock dagegen, weil er über die Renaissance gewandert ist, bringt es trotz größter Kraftanstrengung und Massenhäufung im Höchstfalle zu malerischer, fast niemals zu monumentaler Wirkung. Und das Monumentale ist der letzte Sinn jedes edeln und großen Stilwollens. Nächst der Gotik lehren uns das Ägyptens Riesenkunst und die persisch-islamischen Wunderbauten, die in jeder Ausmessung gleich erhaben wirken.

Bei einem Stile, der sich auf einer weniger großen Idee aufbaut als der gotische, kommt man mit suchendem Feingefühl schon recht weit. Ja, ist die Idee begrenzt, kann man in den gesteckten Grenzen durchaus Erfreuliches leisten. Das zeigt der Backsteinbarock der letzten fünf Jahre.

In vielen Städten, z. B. Tondern, Flensburg, Lüneburg, Hadersleben, Seegeberg, Lübeck, sind letzthin Backsteinbauten entstanden, die nicht wie so viele Bauten seit 1870 das Bestreben hatten, das Stadtbild zu schänden, sondern zu zieren. Auch die städtische Baupflege in Altona und Hamburg liegt seit einigen Jahren in trefflichen Händen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Leider hat man sich hier in der Mönckebergstraße die Gelegenheit entgehen lassen, ein deutsches, ein norddeutsches Großstadtstraßenbild zu schaffen. Der Versuch ist nicht nur an den Hausteinhäusern, sondern leider auch an den Backsteinhäusern selbst gescheitert, insofern einige durch griechisch-römische Erinnerungen entstellt und dadurch gerade als Backsteinbauten der Wirkung doppelt beraubt sind. Auch ist die Wirkung der schönsten roten Häusermasse als Ganzes durch das griechische Tempelchen am Barkhof aufgehoben. Hoffentlich wird der niedergelegte Stadtteil in reinen, echtdeutschen Backsteinformen neu aufgeführt und so ein vorbildliches norddeutsches Großstadtviertel entstehen, das dem Einflusse Berlins ein für allemal in unserm Norden ein Halt gebietet. In der mit herrlichen, alten Backsteinbauten begnadeten Mark ist das heimatliche architektonische Empfinden durch Berlins Einfluß schon fast am Aussterben. Hamburg sollte sich in dem norddeutschen Erwachen die Führerrolle nicht entgehen lassen.

Nur kann es sich beim Backsteinbarock niemals um wirklich große Wirkungen handeln. Diese können nur von großen Ideen ausgehen. Die Backsteingotik ist die staunenerregende Anspannung aller Kräfte eines geistigen Edelmenschen; der Backsteinbarock ist die freundliche Behaglichkeit eines rechtschaffenen Bürgersmannes.

Diese Erkenntnis beantwortet zugleich die Frage: Weshalb greifen wir zurzeit auf den Barock zurück? Nicht wegen der „historischen" Entwicklung, die unserer Ideenarmut ein so willkommenes Versteck bietet, sondern weil er leichter ist. All der Kraftaufwand, der zur gotischen Ideenbildung nötig ist, kann hier entbehrt werden. Mit einem leidlichen Taktgefühl kommt man aus. Wenn man diese Bescheidung und Beschränkung eingesteht und im Bewußtsein der kleinen geistigen Ausmaße unserer Zeit, die zu einem ähnlichen wie dem gotischen Stile noch nicht fähig ist*), zugibt, daß wir uns einstweilen damit begnügen müssen: gut. Aber nun und nimmer soll man uns meiner Meinung nach diesen Kompromiß als den historisch gewordenen deutschen Stil hinstellen und dabei stehen bleiben. Ist das nicht Materialisierung, Erziehung zu der Meßbarkeit des Begriffes, des Führers der Zivilisation, Abziehen von den Ideen, den edeln unruhvollen Führerinnen jeder Kultur?

---

*) Auch Herr Schoen sagt, „Gotik ist zu schwierig". Ein ehrliches und deshalb freudig zu begrüßendes Eingeständnis anstatt der Phrasen früherer Eklektiker. Aber, wenn einer das Panier der Kultur aufwerfen will, darf er da Schwierigkeiten kennen? Sollte es nicht besser heißen: jetzt noch zu schwierig? Außerdem liegt uns „Gotik nicht zu fern", sondern sie ist das Nächste, auf das wir stoßen, in dem Augenblicke, wo wir wieder anfangen, nach rein deutschem und nicht nach ausländischem oder mit Auslandsprache durchsetztem Kommando zu marschieren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die mit dem Eindringen der Renaissance einsetzende historische Entwicklung zum Seichten hat, wie gesagt, niemand so trefflich beleuchtet wie Benz, auf den ich nachdrücklich verweise. Manches hier nur Angedeutete wird dort ausführlich begründet. Jedenfalls ist es sehr an der Zeit, nach einer neuen, wahren Kultur Ausschau zu halten. Ob sie wie ein deus ex machina kommt, ob sie mit Verwerfung alles fremden Schwulstes wieder an die größte Kulturzeit Deutschlands, die Gotik, anknüpft, ob sie aufblüht durch die Verbindung mit dem Orient, der germanischem Wesen so viel näher liegt, oder ob sie anders kommt, ist gleichgültig. Jedenfalls ist sie zur Zeit nicht da.

Den Backsteinbarock der letzten fünf Jahre, sofern man die einfachen, schnörkelfreien, des artfremden Schwulstes entbehrenden schönen Bauten überhaupt noch als Barock bezeichnen kann, wollen wir inzwischen ruhig und auch dankbar anerkennen als einen erfreulichen Übergang und ihm wünschen, daß er das Hinaufführen an die kommende große Kunst technisch erleichtert. Dann hat er alles getan, was in dem beschränkten Umfang seiner Kräfte liegt.

Prof. Dr. H. Much.

Ein verlorenes Paradies?

Manche Waldbesitzer, besonders Großgrundbesitzer, wollen, daß es „Unbefugten" gesetzlich verboten werde, die deutschen Wälder zu betreten. Als „Unbefugter" soll gelten, „wer gegen den Willen des Besitzers oder dessen Beauftragten den Wald betritt". Unter anderem sind die Landwirtschaftskammern die mächtigste Stütze dieser Bestrebungen. — Es gibt also eine Strömung, die es nicht mehr bei den heute schon in erschreckendem Maße bestehenden Verboten bewenden lassen, sondern unser Volk, sofern es nicht ein tatsächliches Recht am Walde hat, von ihm mit den letzten Mitteln fernhalten will; das Volk soll mit Gewalt verhindert werden, sich an den Tagen, die der Erholung gewidmet sind, da zu erholen, wo der Deutsche sich so heimisch fühlt: im deutschen Walde.

Fragt man sich nun, was der Grund nach einem Verlangen ist, das als eine Mißachtung eines bisher als unantastbar angesehenen Rechtes angesehen werden muß, so kann man nur sagen: krassester Eigennutz. Zwar führt man Gründe, ganz besonders einen Grund ins Feld, der auf den ersten Blick Berechtigung zu haben scheint: die in den letzten Jahren leider so häufigen Waldbrände, die in den meisten Fällen auf Fahrlässigkeit oder gar Vorsätzlichkeit „Unbefugter" zurückgeführt werden. Es ist nun aber gar nicht einmal erwiesen, daß all die Waldbrände, die den „Unbefugten" zur Last gelegt werden,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch wirklich durch sie verursacht worden sind. So erzählte mir auf einer Ferienwanderung ein alter Förster von einem sehr „merkwürdigen Fall". Er wäre mit einem Jäger zusammen durch den Wald gegangen, beide die Deckelpfeife rauchend. Sein Begleiter hätte sich an einer Stelle eine neue Pfeife angezündet, das Streichholz ausgelöscht und in den Boden getreten. Nach einigen Tagen hätte er selbst zufällig an der Stelle dünnen Rauch aufsteigen sehen, hätte den Boden aufgewühlt und festgestellt, daß von dem in den Boden getretenen Streichholz aus sich eine ganz kleine Glut unter der Oberfläche in dem moorigen Boden weiter gefressen hatte, die höchstwahrscheinlich einen großen Waldbrand verursacht haben würde, wenn dieser Herd nicht so bald entdeckt worden wäre. „Sehen Sie," so schloß der Förster, „so können Waldbrände entstehen, und Sie werden begreifen, daß wir Forstleute besonders gegen alle Fremden mißtrauisch sein müssen." Gerade aus der Erzählung des Försters geht aber hervor, daß die im Walde beschäftigten Leute mitunter an Bränden schuld sind, die den Wanderern zur Last gelegt werden. Andere Brände beispielsweise entstehen durch Funken von Lokomotiven.

Die Waldbrände wird man durch Verbote, den Wald zu betreten, nicht verhindern; ein ordentlicher Wandersmann, sei er vom Wandervogel, sei er vom Vortrupp, vom Jungdeutschlandbund oder aus einem deutschen Turnverein, ein jeder Wandersmann, der etwas auf sich hält, wird nur helfen, das Gesindel, das im Walde Schaden stiftet, unschädlich zu machen. — Gerade in unserer Zeit, in der das Wandern so recht wieder Gemeingut des deutschen Volkes wird, in einer Zeit, in der von allen möglichen Vereinigungen und Verbänden das Wandern gepflegt wird, kann die Forderung, den Zutritt zum Walde zu verbieten, wahrlich nicht ernst genommen werden. Hüten wir uns, daß unsere Kinder nicht dereinst irre werden an ihren Vätern! Hüten wir uns, daß unsere Kinder nicht dereinst von uns sagen werden: Unsere Väter haben in unglaublichem Gleichmut eines unserer kostbarsten Güter hergegeben, haben in ihrer Gleichgültigkeit uns von der Quelle verjagen lassen, an der wir uns nach der Hast des täglichen Lebens neue Kraft zu künftigem Beginnen holen konnten.

Immer von neuem lassen sich Stimmen vernehmen, die von der sinkenden Volkskraft ihr trauriges Lied singen. Hört man denn diese Stimmen nicht da, wo sie zuerst gehört werden sollten? — Will man sie nicht hören? Man muß fast das letztere annehmen; wie wäre es sonst denkbar, daß man an den „maßgebenden" Stellen diesem Verlangen, unserem Volke die deutschen Wälder zu verschließen, das Volk dem Walde gegenüber rechtlos zu machen, nachzugeben bereit ist, ja, daß man von „oben" diesem Verlangen sogar ein besonderes Wohlwollen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

entgegenbringt?*) Zunächst hat sich der „deutsche Forstwirtschaftsrat" dieser Sache angenommen und „eine gesetzliche Regelung der Verhütung von Waldbränden in die Wege geleitet, nachdem die Waldbrände der letzten Jahre ergeben haben, daß die bisherigen Verhältnisse betreffend Waldschutz völlig unhaltbar waren". Das hört sich, wie ich schon oben andeutete, für den unaufmerksamen Beobachter durchaus harmlos an und wird die Zustimmung manches Freundes unserer Wälder erhalten, der gleichzeitig ein Freund unseres breiten Volkes ist. Er stimmt eben zu, weil er nicht ahnt, daß im Grunde ganz andere Dinge dazu getrieben haben, die höheren staatlichen Instanzen in Bewegung zu setzen. Die Wahrheit ist, daß man das Volk aus den Wäldern fernhalten will, weil — neben anderen persönlichen Gründen — das Wild und die Jagd zu sehr gestört werden. Wer das nicht glauben will, der bemühe sich nur einmal ernstlich, die Wahrheit hierüber an der Quelle zu schöpfen; schon mancher redselige Förster hat die geheimsten Pläne seines Herrn verraten. Was man will, gibt der vorgeschlagene Paragraph deutlich genug wieder. Es heißt darin: „Mit Geldstrafe bis zu 30 Mk. oder mit Haft bis zu einer Woche wird bestraft, wer abgesehen von den Fällen des § 123 des Strafgesetzbuches (Hausfriedensbruch) ein Grundstück dem Verbot des Berechtigten zuwider betritt." Das heißt auf gut deutsch: Stellt irgendein Waldbesitzer an einem Walde eine Verbotstafel auf, und gehst du, lieber Leser doch hinein, in der Annahme, daß sich dieses Verbot wohl nur auf Herumtreiber oder Bösewichte bezieht, so kannst du vom zuständigen Amtsvorsteher, der sehr wohl gleichzeitig Besitzer des betreffenden Waldes sein kann, mit 30 Mk. oder mit 8 Tagen Haft bestraft werden.

Und das soll möglich gemacht werden im deutschen Vaterlande?

Alle maßgebenden Kräfte, die Landwirtschaftskammern, besonders die von der Rheinprovinz, von Brandenburg und Schleswig-Holstein, der deutsche Forstwirtschaftsrat, die „einschlägigen Ressortminister der deutschen Bundesstaaten", das Reichsamt des Innern, die Reichstagskommission zur Beratung der Strafgesetznovelle, die Staatsforstverwaltungen und wer weiß was sonst noch für Instanzen, sind an der Arbeit. Sorge du, deutsches Volk, daß die Mühe selbstsüchtiger Besitzer vergeblich gewesen ist, und daß der deutsche Wald dir und deinen Kindern nicht für ewig verschlossen wird.

Wir alle, die wir uns Deutsche nennen, die wir mit ganzer Seele an unserem geliebten Vaterlande hängen, wollen mit allen Mit-

*) Der Aufsatz wurde vor dem Kriege geschrieben und angenommen.
Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

teln helfen, daß die Waldschändungen möglichst ein Ende nehmen; unseren Wald aber, unseren deutschen Wald, die Quelle neuer Volkskraft, wollen wir uns auf keinen Fall, unter keinen Umständen nehmen lassen, und wir wollen jenen Menschen, die unser kostbares Gut bedrohen, in lauter und eindringlicher Sprache die Warnung zurufen: Hütet Euch, ein Stück aus unserem Herzen zu reißen, das das Vaterland in ernster Stunde schmerzlich vermissen könnte!

Hermann Heyder.

Alt und Neu

Unter „Alt und Neu" geben wir zu geeigneter Zeit Stücke aus den Werken alter und neuer Dichter und Schriftsteller. Wir bevorzugen dabei selbstverständlich solche Werke, die nicht nur künstlerischen oder literarischen Wert haben, sondern von denen auch ihr Inhalt erweist, daß sie zu dem Gesunden gehören, was in unserm Land und Volk (oder anderswo) wächst und wird. **Vortrupp.**

„Jakob der Letzte."*)

Die Bauern des Dorfes Altenmoos im Tiroler Hinterland haben großenteils ihre Höfe an einen reichen Herrn verkauft, der sie zu Jagdgründen verwildern läßt. Jakob Steinreuter schlägt jedes Angebot aus. Sein Haus ist ihm nicht feil. Er ist dabei, wie mehrere seiner Nachbarn mit dem Herrn handelseinig werden, und redet ihnen vergeblich zu, der Heimat treu zu bleiben.

„Wir sind ein Bauernstamm", fuhr der Jakob fort, und seine Stimme hob sich und zitterte ein wenig. „Wir hören vielleicht einmal etwas läuten von Reichtum und Herrlichkeit draußen in der weiten Welt. Wir gönnen es jedem, der dran glücklich wird. Wir brauchen es nicht. Wir haben nie davon geredet, aber jetzt — jetzt müssen wir davon reden, weil sie die Heimat und die Fremde zueinander wägen. Ich tu's nicht. Wie soll ich die Erdscholle und die Wolke miteinander wägen? — Es gehen Häuserschächer um, und Ihr verkauft den Boden, auf dem Ihr steht. Nachbarn! Wenn sich die Welt zerstört, so fängt es an. Die Menschen werden zuerst treulos gegen die Heimat, treulos gegen die Vorfahren, treulos gegen das Vaterland. Sie werden treulos gegen die guten alten Sitten, gegen den Nächsten, gegen das Weib und gegen das Kind. Sonst ist das Kind in der Heimat geboren worden, hat in der Heimat seine Jugendzeit verlebt, Ihr setzt es in die Fremde, auf Sand."

„Natürlich," bemerkte nun der Waldmeister, „wer von dem großen

*) Aus Peter Rosegger, „Jakob der Letzte". Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen. Geheftet 3 M., gebunden 4 M. Verlag L. Staackmann, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutschen Vaterland noch nichts gehört hat, der ist freilich fremd, sobald er aus seiner Wiege steigt."

„Großes deutsches Vaterland!" sagte Jakob, „ein gutes Schlagwort für die Bauernabtrenner, und schon gar, wenn sie aus Polen kommen. Ich aber sage: Wo keine Liebe zur selbständigen Heimat ist, da ist auch keine zum Vaterland. Ein Blatt, das vom Baume gerissen ist, flattert noch eine Weile raschelnd im Herbstwind hin und her, ehe es sinkt und verwest. Jetzt ist so ein Wind gekommen, Nachbarn! Ihr raschelt, aber Ihr werdet nimmer grün. Ihr seid feige, lauft dem Bauernstand davon, weil er hart und ernsthaft ist. Ihr seist hoffärtig, und weil Euch der Wind trägt, so glaubt Ihr, Ihr wäret Vögel und könntet fliegen."

Es wird immer einsamer in Altenmoos. Die letzten Nachbarn verkaufen, Jakobs eigene Kinder werden von ihrem Hause verdrängt. Endlich redet sogar der Pfarrer dem Steinreuter zu, er solle verkaufen.

. . . „Die Zeit hat einen anderen Lauf genommen. Die entlegenen Berggegenden müssen wieder Wildnis werden. Altenmoos wird's auch."

„Und so gelassen, so gleichgiltig kann der Herr das sagen?" versetzte der Jakob.

„Wenn man es seit Jahren kommen sah, mein lieber Reuthofer!"

„Hört man immer, daß der Leute zu viel würden in unseren Ländern, daß sie auswandern müßten nach Amerika, nach Bosnien, was weiß ich wohin, und mit harter Plag Wildnisse ausrotten. Und die alte Heimat lassen sie zur Wildnis werden. Ich verstehe das nicht, ich verstehe es nicht." So der Jakob.

„Offen gesagt, ich verstehe es auch nicht," versetzte hierauf der Pfarrer. „Im Menschengeschlechte vollziehen sich die Änderungen mit elementarer Gewalt, gleichsam wie der Wechsel der Jahreszeiten, wie Ebbe und Flut auf dem Meere, wie das Vorwärts- oder Rückwärtsgehen der Alpengletscher, wie das Beben der Erde und wie die Vulkanausbrüche. Man kann wohl fragen, ob es zum Guten oder zum Schlechten sei, aber man muß es geschehen lassen, weil man es nicht hindern kann."

„Nicht hindern können!" murmelte der Jakob vor sich hin. „So ist aller gute Willen umsonst und alle Lehr'. Mein Vater hat oft gesagt: Was die Leute nie und nimmer wollen, das geschieht nicht unter ihnen. Es geschieht nicht."

„Ja, wenn alle denselben unwandelbaren Willen hätten!" sprach der Priester. „Manchmal jedoch heben Menschen, entgegen ihren eigentlichen Absichten, aus Vorwitz und Übermut etwas an, worunter sie hernach zugrunde gehen müssen."

„Davor müßte beständig gewarnt werden", sagte der Jakob. „Was jetzt geschieht: Dem Herrn Pfarrer kann's doch unmöglich recht sein, daß Altenmoos zugrund' geht. Es ist ja ein großer Schaden für die Pfarre, für die Pfründe, für Sandeben, wenn Altenmoos erstickt wird."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Mein lieber Reuthofer", sagte der Pfarrer, „wie sehr habt Ihr da Recht, wie sehr habt Ihr Recht! Ja, ich sehe noch mehr Schaden. Ich sehe den Schaden, den die Leute nehmen, wenn sie ihre Heimständigkeit aufgeben, gleichsam vom Schiffe hinausspringen ins hohe Meer. In der Fremde werden sie Werkzeug, Ware, man nützt sie aus und wirft sie dann weg. Ich sehe den Schaden für die Religion, die nur in dem festgeschlossenen Bauerntum ihren sicheren Hort hat. Ich sehe den Schaden für den geschichtlichen Staat. Wenn im Volke das Patriarchentum zugrunde gerichtet wird, wie soll es im Staate sich halten?"

„Und doch ist ein in unserem Lande vor kurzem ausgearbeitetes Jagdgesetz zum Schutze des Bauernstandes vom Landesvater nicht unterschrieben worden", bemerkte der Jakob.

„Wie gesagt, es nimmt seinen Lauf und ist nicht zu ändern", sprach der Pfarrer. „Vor Jahren, als die ersten Bauerngüter locker zu werden begannen, habe ich den Altenmoosern geraten, um Gotteswillen heimständig zu bleiben, habe sie gewarnt vor dem Davonziehen. Heute muß ich das Gegenteil tun."

„Euer Hochwürden werden wissen, was zu tun ist", versetzte nun der Jakob. „Ich dürfte nicht Pfarrer sein zu Sandeben, ich nicht. Wenn ich sehe, daß es schlecht ist, wenn die Bauern abfallen von ihrem Grund und Boden, so rede und predige ich dagegen, solange ich Atem habe in der Brust. Wird doch auch sonst allerhand besprochen auf der Kanzel, was mit Reden nicht anders wird. Warum im Gotteshaus kein lautes Wort, wenn das Unerhörte geschieht, wenn die Leute ihrer Heimat untreu werden. Den Bauernabstiftern wollte ich das Gebot Gottes deutlich genug sagen: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut! Und den Bauern wollte ich Sonntag für Sonntag zurufen: Du sollst deines Vaters Boden ehren und nicht verlassen. — Die Heimständigkeit, die Seßhaftigkeit, wenn d i e s e Heften auslassen, dann geht alles aus Rand und Band, ich sage es euch."

„Wie möchte ich wünschen, daß Ihr Unrecht hättet, Reuthofer!" seufzte der Pfarrer.

„Ich auch, ich auch, Herr Pfarrer."

Inzwischen nimmt das Unheil seinen Lauf. Durch Maßnahmen des Jagdherrn wird die Viehhaltung mehr und mehr erschwert. Alte Weiderechte werden abgeschafft.

„Und doch hieß ein neues Schlagwort zu Altenmoos: Viehzucht auf, Feldbau nieder! Der Jakob konnte sich nicht entschließen, in seiner Bewirtschaftung eine Änderung einzuführen, er liebte seine Felder, an ihnen hing sein Herz und ihre Bearbeitung war ihm ein Cultus.

Wenn er als Säemann über die Schollen schritt und die Körner ausstreute in das Erdreich, da geschah es in ernster, fast feierlicher Weise, als begehe er eine heilige Handlung. Und dann begann sich vor seinen Augen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

allmählich das Wunder der göttlichen Liebe zu vollziehen. Dieser Mensch mit seinem Kummer, mit seiner Hoffnung, mit seinem stillen Weh wußte sich nichts Besseres, als die Auferstehung des Samenkornes zu sehen. In friedlicher Feierabendstunde, wenn er allein, mutterseelenallein auf dem Steinhaufen saß, erging er sich in heiligen Betrachtungen.

In braunem Schimmer liegt das weite Feld, die Lerchen blasen Posaunen und in zarten rötlichen Lanzen stehen die Toten auf und schauen gegen Himmel. Dann hebt es an zu grünen und die schmalen Blättchen winden und biegen sich noch einmal bodenwärts, als neigten sie ihr Ohr der Mutter Erde, auf daß diese ihnen gute Lehr' mitgebe für das Leben. Dann streben sie empor, schweifen sich in Rinnchen, rollen sich in Scheiden, aus welchen sachte der Halm und das innere Wesen des Kornes hervorsteigt. Am Feste der Himmelfahrt des Herrn gucken auch im Gebirge schon die Ähren himmelwärts, als wollten sie dankbar liebend nachblicken dem, der sie wachrief und der einst kommen wird, um auch die Menschensaat aufzuwecken auf dem Kirchhof.

Das Kornfeld wallt im Frühsommerwinde wie ein bläulichgrüner See und die leichten Schatten der Wolken gleiten anmutig darüber hin. Und der einzelne Halm, jetzt ist er am schönsten. Die vierreihige Ähre, in welcher die noch zarten Körner schuppenartig nach aufwärts übereinander ruhen, steckt überall, wo ein Körnchen in der Wiege liegt, ein Fähnlein heraus, die Blüten, die ohne Unterlaß zittern und schaukeln, während der hochgewachsene Halm bedächtig hin und her wiegt. Zu dieser süßen Zeit bewahre uns Gott vor Stürmen! Und auch vor Regen, durch welchen die Sonne scheint, denn solcher züchtet den Mehltau. Nasse Zeiten erzeugen an den Ähren Auswüchse, für die der Name „Mutterkorn" viel zu schön ist. Die himmelanstürmende Jugend hat bald ein Ende, das Leben des Kornes steht im heißen Sommer, es bleichen seine Haare; zwar fühlt es seine Kraft und seinen Wert und senkt dennoch in Demut sein Haupt vor dem, der Kraft und Wert ihm gegeben hat.

Tiefer im Halmwald wuchert das distelige Donnerkraut, die schmarotzende Quecke, der scheinheilige Lolch und allerlei struppiges Gesindel und loses Volk, das in seinem Schatten erstarkt und an seinen Wurzeln zehren möchte. Da ist auch die buhlerische Kornrade, deren Samen später das Kornmehl wenn schon nicht schamrot, so doch schmutzig blau macht. Da ist das Irrlicht der Mohnblume und die holde, patriarchalische Kornblume, in welcher viele Krönlein eine einzige Krone bilden. . . .

Endlich kommen die Schnitter. Jedes Korn ist bewaffnet mit einem scharfen Speer zu Schutz und Trutz, aber der Schnitter weicht nicht vor den feinzähnigen Gräten, welche eine Hand an der Ähre nicht von oben hinab, doch wohl von unten hinauf gleiten lassen — immer aus Niedrigen dem Hohen zu."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ein anderes Gespräch: nicht mit dem Pfarrer, sondern mit einem treuen Hausgenossen:

„Ich weiß nicht," bemerkte der Jakob, „ist es Einbildung oder ist es wirklich so: Mich deucht, zu Altenmoos scheint die Sonne nicht mehr so hell, wie vor Zeiten."

„Sie scheint nicht mehr so hell", bestätigte der Natz.

„Es mag auch an unseren alten Augen liegen, Natz."

„Es mag auch anderswo liegen, Jakob. — Schau, solange ich noch in den Donnergräben dringewesen bin, ist's mir oft aufgefallen, daß in den Waldschluchten mehr Nebel ist, als auf den Matten und als heraußen zu Altenmoos. Jetzt ist zu Altenmoos auch schier überall Wald."

„Wald auf Wiesen, Wald auf Feldern", sagte der Jakob.

„Und jetzt legt sich der Nebel auch ins Altenmoos und bleibt liegen und hängen in den Bäumen wie ein alter Kotzen."

„Richtig wahr, es ist so," gab der Jakob zu, „und alle Jahr wird der Winter länger und der Sommer frostiger. Hast vor Zeiten zu Peter und Pauli Reif gesehen zu Altenmoos?"

„Gewiß nicht, gewiß nicht."

„Und jetzt will der Hafer nicht mehr zeitig werden vor dem Schnee."

„Vor Zeiten, wenn Du Dich erinnern kannst, Bruder, sind alle Wiesen weiß und blau und rot und gelb gewesen vor lauter Blumen!"

„Heute will sogar die Distel nicht mehr blühen. Überall zu viel Schatten. Draußen zu Krebsau und weiter herum klagen die Leute, sie hätten zu wenig Wald, weil die Fabriken allen gefressen haben; wir haben zu viel. Die Leute können nicht mehr Maß halten, das können sie nicht. Wie es der geschwindeste Gewinn verlangt, so treiben sie's, und nach anderem fragen sie nicht. Was unsere Nachkommen anfangen sollen, das ist ihnen gleichgiltig."

„Ich bin sonst nicht viel boshaftig," meinte jetzt der Natz, „aber ich gunn's ihnen. Man hört, es geschieht ihnen auch selber nicht wohl, trutz Geld und Lustbarkeit, was sie haben. Umbringen — mußt betrachten — umbringen tun sich mehr Leut' draußen in der lustigen Welt, als da im traurigen Bergwinkel."

„Weil ihrer draußen mehr sind", wendete der Jakob ein.

„Nicht so, Jakob, nicht so", eiferte der Natz, der sich ordentlich gehoben fühlte, daß er über so wichtige Dinge sprach. „Nach dem Perzent muß man's nehmen. Hab' neulich erst gehört zu Sandeben, wie Einer in der Zeitung gelesen: Stadtleut' täten sich dreimal mehr umbringen, als Landleut'. Es fehlen die Kinder, auch draußen. Viel kleine Leut', aber keine Kinder. Die Leut' kommen heutzutag schon alt auf die Welt."

„Meinetwegen!" seufzte der Jakob, „wir werden es so wie so bald überstanden haben."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was andre sagen

Münchener medizinische Wochenschrift. (Schriftleiter: Dr. B. Spatz, München) Jg. 1914, Nr. 18, Beilage.

Ursachen und Bekämpfung des Geburtenrückgangs im Deutschen Reich. Von Max v. Gruber.

„Der Geburtenrückgang ist eine Erscheinung, welche bekanntlich in Frankreich seit etwa 100 Jahren in fortschreitendem Maße hervortritt. Rascher und intensiver, als viele geahnt haben, macht sich dieser Geburtenrückgang wie in anderen Kulturstaaten nun auch bei uns im Deutschen Reiche geltend.

— — — — — — — — — — — —

Worauf das ungewollte Aussterben beruht, ist durchaus nicht vollständig aufgeklärt. Wir können aber mit Bestimmtheit sagen, daß der Alkoholismus, und vor allem die Geschlechtskrankheiten, Syphilis und Gonorrhöe, daran einen außerordentlich großen Anteil haben. Es ist eine Frage, die wenigstens erwähnt zu werden verdient, ob an dem Rückgang der Geburten, den wir beobachten, nicht auch eine rasche Zunahme dieser Schädlichkeiten wesentlich beteiligt sei? Da kann man wohl mit Bestimmtheit behaupten, daß ihre Zahl im Durchschnitt des Gesamtvolkes zunehmen muß, da die städtischen Bevölkerungen absolut und relativ ungemein rasch zunehmen, und unter den städtischen Bevölkerungen sowohl die alkoholischen Schädigungen als die Geschlechtskrankheiten außerordentlich viel stärker verbreitet sind als auf dem Lande. Dies beweist das Ergebnis der Enquete, die die Preußische Regierung im Jahre 1900 hat anstellen lassen. Dies beweisen die Angaben von Schwiening über die Häufigkeit der Geschlechtskrankheiten bei den Rekruten aus den ländlichen und städtischen Bezirken. Dies beweist auch die Häufigkeit der Geschlechtskrankheiten in der großen Gewerkschaftskrankenkasse in Berlin, wo z. B. 1910 — in dem einen Jahr 1910! — 89,7 Prom. — also fast 9 Proz.! — der versicherten Männer und 49,2 Prom. der versicherten Frauen wegen venerischer Krankheiten behandelt worden sind. Auf die ungeheuere Häufigkeit der Syphilis weist auch die große Zahl der Paralytiker hin. Hat doch Lenz aus dem Auftreten der Paralyse in Berlin sogar den Schluß gezogen, daß 90 Proz. der Berliner Männer die Syphilis durchmachen!

— — — — — — — — — — — —

Dreierlei ist erforderlich: erstens die Umstimmung unsrer Gesinnung, so daß die Aufzucht einer zahlreichen, gesunden und tüchtigen Nachkommenschaft als die höchste Pflicht jeder Generation mit Freude empfunden wird, zweitens die Schaffung der für die rationelle Aufzucht einer genügend großen Kindermenge erforderlichen wirtschaftlichen Bedingungen, und drittens die Verringerung der wirtschaftlichen Vorteile der Kinderlosigkeit.

— — — — — — — — — — — —

Die monogame Dauerehe ist meines Erachtens unerläßliche Bedingung für die Aufzucht eines zahlreichen und guten Nachwuchses, wenigstens für die Völker des europäischen Kulturkreises. Diese Schöpfung, welche wir dem Christentum verdanken, müssen wir meines Erachtens unbedingt zu erhalten suchen; auch dann, wenn etwa das überlieferte Christentum seine Wirksamkeit verlieren sollte. Sie gehört ihrer Idee nach zu dem größten und besten, was die Kultur hervorgebracht hat, und nicht auf der Unrichtigkeit des Grundgedankens, sondern auf seiner ungenügenden Verwirklichung, auf der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Minderwertigkeit der Allzuvielen beruhen die Übel der Ehe in der Erfahrung.

— — — — — — — — — — —

Wir haben besprochen, welch nachteiligen Einfluß die städtische Wohnnot auf die Kinderproduktion ausübt. Die heutigen Wohnzustände der städtischen Bevölkerung sind für die Volkswohlfahrt weitaus schädlicher durch die Erniedrigung der Natalität als durch die Erhöhung der Mortalität; durch ihre geradezu zerstörende Wirkung auf das Familienleben! Wenn es uns ernst ist mit dem Willen, die Familie zu erhalten, dann müssen wir der Familie vor allem eine Heimstätte schaffen. Auch der Mensch kann nicht brüten ohne Brutstätte! Die Familie kann nicht gedeihen ohne Lebensraum oder sicheren Sitz; als Nomade auf einem Boden, auf den sie keinerlei dauernde Rechte hat, in einer Wohnung, aus der sie durch fremden Willen jederzeit ausgetrieben, hinausgesteigert werden kann. Daher die unausweichliche Notwendigkeit einer durchgreifenden Bodenreform! Wie sollen wir zu dem starken Heimatsgefühl kommen, das zu den unentbehrlichen Imponderabilien des Familiendaseins gehört, wenn wir keinen Augenblick sicher sind, daß uns nicht der Boden unter unsren Füßen wegspekuliert wird? Wir müssen die Familie wieder im heimischen Boden verwurzeln, und wo wir ihr nicht ihr eigenes Haus, ein Fleckchen Acker- und Gartenland für sich allein verschaffen können, ihr wenigstens einen Anteil an genossenschaftlichem Besitz zu sichern suchen. Weitaus voran steht als wichtigstes die innere Kolonisation; die Neuschaffung lebensfähiger Siedlungen von Mittel- und Kleinbauern auf Kosten der Latifundien. Aber darüber darf die Masse der städtischen Bevölkerungen nicht vergessen werden. Die gartenstädtische Siedelung, der genossenschaftliche Bau von Wohnungen, in denen auch kinderreichere Familien die notwendigsten Bedingungen eines gesunden und sittlichen Lebens erfüllt finden, auf einem für immer der Spekulation entzogenen Boden müssen mit allen Mitteln gefördert werden. Dafür dürfen wir kein Opfer scheuen und die Profitgier, die sich dem widersetzt, muß niedergerungen werden.

— — — — — — — — — — —

Mein erster Vorschlag geht dahin, daß solchen Ehepaaren, welche die bestimmte persönliche Qualifikation und drei oder mehr lebende, normale d. h. nicht abnormale eheliche Kinder unter 14 Jahren besitzen, während dieser Zeit ein monatlicher Erziehungsbeitrag geleistet wird, welcher annähernd den Aufzuchtskosten eines Kindes entspricht, so daß die wirtschaftliche Belastung der Familie mit drei noch nicht erwerbsfähigen Kindern nicht größer wäre, als die einer zweikindrigen. Diese Beiträge wären an die eheliche Mutter beziehungsweise an den überlebenden Vater oder den nach dem Tode der Eltern Erziehungspflichtigen auszuzahlen. Ohne Zweifel würde nichts wirksamer die Frau mit ihrer nationalen Pflicht versöhnen, als wenn die Erziehungsbeiträge an die eheliche Mutter ausbezahlt und so ihre völkische Leistung entlohnt würde.

Man wird als Grundlage der Berechnung annehmen können, daß auf die dreikindrige Familie im Mittel höchstens 144 Monatsbeiträge oder 12 Jahresbeiträge entfallen würden. Dies gäbe also für die 2667 Paare eines Geburtsjahrganges der aus 10 000 Geburten jährlich und der hessischen Sterblichkeit hervorgegangenen stationären Bevölkerung von 0.505 Millionen 2667 × 12 = 32 004 Jahresprämien und unter den früheren Voraussetzungen für die Reichsbevölkerung von 66,3 Millionen mit rund 350 000 zeugungstätigen Ehepaaren eines Geburtsjahrganges 350 000 × 12 = 4.2 Millionen Jahresbeiträge.

Bei Vorhandensein besonders hoch befähigter und in jeder Hinsicht tüchtiger Kinder könnten zum Zwecke besserer Ausbildung die Erziehungsbeiträge über das 14. Lebensjahr hinaus belassen werden.

Die Erziehungsbeiträge müßten hoch hinauf in den Mittelstand gewährt werden, mindestens bis zu jener Höhe des Einkommens und des Vermögens hinauf, bei welcher die Pflicht des Wehrsteuerbeitrages beginnt, damit die Vermehrung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der durchschnittlich tüchtigsten Familien nicht zurückbleibt. Es ist z. B. ein Jammer, zuzusehen, wie der Blüte unsrer Männlichkeit, unsren Offizieren die Fortpflanzung erschwert wird, statt daß wir aus ihnen möglichst ausgiebigen Nachwuchs erzielen.

— — — — — — — — — — — — —

Wenn wir nicht unsre Denkart ändern, wenn wir uns nicht von dem einseitigen Intellektualismus befreien, wenn wir nicht aufhören, alles in Geld zu werten, alles gegen Geld zu tauschen, wenn wir uns nicht von den krankhaften Süchten befreien: Vermögen anzuhäufen, die Lebensansprüche ins Unbegrenzte zu steigern, in Luxus und Genüssen hemmungslos zu schwelgen, unser liebes Ich zu vergöttern und uns als Selbstzweck zu behandeln, müssen wir an unsrem Reichtum zugrunde gehen, geradeso wie es bisher — es ist das eine Tatsache, die nicht ernst genug betrachtet werden kann — allen anderen Völkern ergangen ist, welche die Höhe erklommen haben. Der einzelne ist nur eine rasch vergängliche Welle im Lebensstrom des Volkes. Nur wenn wir unsre Stellung im Volksganzen richtig auffassen und im Bewußtsein der Notwendigkeit die Pflichten, die uns daraus erwachsen, auf uns nehmen — die freudige Übernahme der Pflichten im Bewußtsein ihrer Notwendigkeit ist der einzig vernünftige Sinn, den man dem Worte Freiheit geben kann! — nur dann kann das Ganze gedeihen; können wir selbst harmonisch gedeihen und unsren Lebensgang mit heiterem Sinn in innerem Frieden vollenden! Der Mensch ist ein zoon politicon, er ist für das Gemeinschaftsleben geschaffen. Wir aber reden zwar immer davon, tun aber heute tatsächlich alles, um den Menschen zum gemeinschädlichen Egoisten zu machen. Die viel gerühmte „Selbstverantwortlichkeit" bedeutet für ihn nur Zügellosigkeit.

Unsre heutige Gesinnung macht aber die Menschen auch völlig friedlos! Bei unsrer Jagd nach Lüsten kommt sehr vielen von uns die größte Lust, die das Leben zu bieten vermag, gar nicht mehr zum Bewußtsein: die einfache, gar nicht erst zu motivierende Freude am Leben, welche der subjektive Ausdruck des gesunden Funktionierens unsres Körpers, die subjektive Seite der objektiven Gesundheit ist. Die Rückkehr zu einfachen Lebensgewohnheiten würde gar nicht Entbehrung bedeuten.

Das Wachstum des nationalen Reichtums sollte ein Segen für alle sein, tatsächlich wird es zum Verhängnis für alle! Aber es müßte nicht so sein! Es kommt nur auf die richtige Verwendung des Reichtums an und auf seine vernünftige Verteilung. Die sorgfältige und treue Erwägung der Bedingungen des Volksgedeihens muß uns dabei leiten. Es gibt kein höheres irdisches Ziel als Volksgedeihen! Volk aber — dieser Begriff wird ganz falsch definiert — ist nicht die Summe der augenblicklich Lebenden, sondern die ganze Kette der Generationen. Erst wenn wir Volk so definieren, kommen wir über das erschlaffende Ideal des Eudämonismus hinaus. Volksgesundheit ist letzten Endes Gesundheit der Keimstoffe; ihr einzig verläßliches Kennzeichen die ungestörte, stets erneute Erzeugung einer zahlreichen und tüchtigen Nachkommenschaft; Rassenhygiene das höchste Ziel des Staates!"

Die Schaubühne. Herausgeber: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. XI. Jg. Nr. 51.

Reflexionen. Von Hans Natonek.

„. . . . . Manchmal wünscht man sich heiß die Gewalt des Ausdrucks, um der Menschheit das Paradies zu zeigen, das sie verloren oder (wahrscheinlich) nie besessen hat. Man möchte ihr die Augen leihen, die einem in stillen, unendlich einsamen Stunden aufgehen, daß sie den gleichen schaudernden Blick in die Welt tue und sehe, wie schön das Dasein wäre, wenn alles dies von ihm abfiele: Geld, Waffenfabriken, Handel mit Geist, Munition und andern Giften, die Zeitung, die Börse, die Technik. Was übrig bliebe, wär' etwas unendlich Reines; etwas so Köstliches und Stilles, daß die jobbernde

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Menschheit, nicht wissend, was sie tun soll, durch die gotterfüllte Leere wie durch das Chaos des jüngsten Tages wahnwitzig irren würde.

. . . . . .

Der Mensch lebt, wenn's hoch geht, achtzig Jahre; . . . . . Und lebt und treibt doch durch seine Zeitlichkeit, als ginge sie nie zu Ende, und als gäb es keinen Tod. Das versteh ich nicht.

„Todesfälle. Mittwoch starb hier der Großindustrielle Hermann Sternschuß, ein in den weitesten Kreisen überaus geschätzter Kaufmann, der sich durch ..... eine hochgeachtete Position errungen ..... In Anerkennung seiner Verdienste ..... Ritterkreuz des Franz-Josef-Ordens ..... Gestern starb hier Herr Robert Hackmüller, öffentlicher Gesellschafter der Firma ..... Er war Vorstandsmitglied des Edelsteinklubs und erfreute sich ..... geschätzte Persönlichkeit ..... Das Leichenbegängnis fand heute unter reger Beteiligung statt ....." Und so sterben sie alle Tage. Ob der Journalist weint, der das registriert, und ob ihn der Hauch der Ewigkeit furchtbar anweht aus dieser dahingegangenen Zeitlichkeit? Ich, für mein armes Teil, muß weinen. Es erschüttert mich, daß selbst Großindustrielle und stille Gesellschafter das Metaphysische nicht von sich fernhalten können; und daß sie, da es sie zum erstenmal berührt, zerfallen.

. . . . . .

Die meisten, die der Jugend wohlwollend-erfahren auf die Schulter klopfen, müssen sich auf die Fußspitzen stellen; aber man muß dazu schweigen, weil diese Schulterklopfer durch das Alter (und nur durch dieses) geschützt sind.

Die geringste Meinung vom Leben haben und doch ernsthaft mittun; immer die ungeheuren, unsäglich süßen Schatten der Ewigkeit auf allem Dasein fühlen und dennoch tätig, wirkend und gütig durch die Zeitlichkeit gehen, aber immer in verstohlenem, lächelndem, sehnsüchtigem Emporblick zu dem großen Zuschauer, der will, daß wir das Spiel unsres Lebens ernsthaft spielen: so, so stelle ich mir den Ernst des Lebens vor.

„Zeitvertreib" — dieses Wort, das die Sprache direkt von Gott hat, haben die Menschen greulich mißverstanden. Sie beziehen diesen Ausdruck nur auf die heitern Dinge des Lebens, während er doch gleichermaßen für die ernsten Dinge Geltung hat. (Übrigens ist alle Dinglichkeit, wenn man sie vom Hintergrund der Ewigkeit sich abheben sieht, gleich heiter und unwirklich.) Und aller Dinge innerster Zweck ist Zeit-Vertreib.

Abends manchmal wird der Sinn des Lebens so wundervoll klar: sich müde arbeiten und schlafen gehen.

Rund um uns

Die „psychische Komponente". Die Zeichen für das Abebben des flachen Materialismus mehren sich. Daß die stärkere Entfaltung eines neuen Idealismus nicht nur die Erfindung einiger Philosophen ist, beweist kaum etwas deutlicher als die Tatsache, daß idealistische Gedankengänge sich neuerdings auch in der Medizin wieder durchsetzen, in der der Materialismus bislang einen besonders breiten Rückhalt fand. Neben allen Fortschritten, die in der Technik der Operationen und in der Erforschung von Heilmitteln gemacht wurden, tritt mehr und mehr die Anerkennung der sogenannten „psychischen Komponente" hervor. Man besinnt sich wieder darauf, daß der Mensch ein Innenleben hat, und daß dieses Innenleben nicht bloß als eine Betätigung des leiblichen Lebens,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sondern umgekehrt letzteres vielfach auch als ein Ausfluß des ersteren zu gelten habe.

Auf der letzten Tagung für innere Medizin in Wiesbaden*) fiel ein überraschend starker Nachdruck auf diese psychische Komponente. Die Erörterung der Schlaflosigkeit, dieses kennzeichnenden Leidens der abgehetzten modernen Menschheit, ließ schließlich für die Anwendung äußerer oder innerer Schlafmittel nur einen verhältnismäßig eng begrenzten Wirkungsbereich übrig, und verwies für die Mehrzahl der Fälle auf das Willensleben. Nicht nur die Selbstbeherrschung, welche die Ethik trotz allem Materialismus zu fordern nie aufgehört hat, sondern geradezu ein Teil „Idealismus" wurde da ganz im Sinne dieser Ethik, wenn auch aus rein gesundheitlichen Gründen, von medizinischen Autoritäten verordnet. Der Mensch, der sich irgendwie mit höheren Interessen befaßt, der seine Gedanken über den kleinen Kreis seines persönlich-leiblichen Befindens hinaus auf allgemeinere und bleibendere Ziele zu richten gewöhnt ist, der tagsüber sein vollgerüttelt Maß von Tätigkeit zugleich mit innerem Anteil an ihrem Zweck hat, der wird auch am ehesten des Nachts als natürliche Rückwirkung darauf die nötige Ruhe finden — und wenn er sie einmal nicht fände, würde ihn das auch nicht gleich in nervöse Angstzustände versetzen, sondern er wird sich durch Ablenkung der Gedanken über den naturwidrigen Zustand wieder auf die gesunde Bahn zurückhelfen.

Selbst auf der Tagung der Zahnärzte in Frankfurt a. M.*), die doch gewiß zum Eingehen auf seelische Dinge sehr viel weniger Anlaß haben, als die „inneren" Mediziner, beschäftigte sich der einleitende Vortrag des Dr. Rosenhaupt mit der „richtigen psychischen Einstellung" bei Zahnoperationen an Kindern. Er zeigte, wie sehr dadurch dem Arzte der operative Eingriff erleichtert und wie viel für die zielbewußte Durchführung einer dauernden Zahngesundheitspflege gewonnen werde. Was dem Kinde Arzt oder Erzieher, also der fremde Wille leistet, sollte das nicht dem Erwachsenen der eigene Wille leisten können? Es ist auch von wissenschaftlicher Seite schon darauf aufmerksam gemacht worden, wie religiöse Überzeugungen stark im Leiden machen können, wie die robusteren Nerven des Mittelalters so viel härteren Nöten gegenüber wenigstens zu einem Teil mit seinen derberen Jenseitsvorstellungen und der geringeren Todesfurcht zusammenhingen.

Nun können und sollen wir gewiß um der Gesundheit willen nicht etwa begrabene Weltanschauungen wieder lebendig machen. Aber die Forderung an unsere modernen Verächter von Religion und Idealismus ist wohl berechtigt, einmal nachzuprüfen, ob sie nicht mit mancher alten Schale zugleich auch manchen wertvollen bleibenden Kern weggeworfen haben. Wird selbst das Gesundbleiben und Gesundwerden wieder zu einem zwar nicht kategorischen, aber doch sittlichen Imperativ, zu einer Anforderung an den Willen, wie viel mehr andre Schicksalsumstände, die wir noch mehr in der Gewalt haben als unseren Körper. Die „psychische Komponente" dürfte nicht bloß in der Medizin, sondern in unserer ganzen allzusehr auf das materielle und technische Vorwärtskommen eingestellten Zeitkultur stärker betont werden! **Str.**

Die Aufgaben des deutschen Studenten (nach Eindrücken einer Weltreise) war das Thema eines Vortrags, den Prof. Kühnemann aus Breslau in der Berliner Freien Studentenschaft vor kurzem gehalten hat. Treffsicher schilderte er seine Erlebnisse und Erfahrungen in den Vereinigten Staaten von Amerika, Honolulu, Japan, China und Indien. Er zeigte, wie überall mächtige geistige Welten in Gärung stehen. Die Aufgaben des deutschen Studenten deckte Prof. Kühnemann besonders eindringlich an Amerika auf, wo das Deutschtum um sein Eigenleben schwer zu kämpfen hat. Die Amerikaner hätten

*) Vor dem Kriege. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ebensoviel Grund wie die Deutschen selbst, die Erhaltung deutscher Art dort zu wünschen; denn sie verlangten gerade nach dem, was den Kern der deutschen Kultur ausmache, nach dem Idealismus deutschen Denkens. Schließlich stellte Prof. Kühnemann verallgemeinernd den deutschen Studenten die Aufgabe, an der Weltmacht deutschen Geistes mitzuschaffen.

Nach ihm sprach nur noch der Leiter der Studienreisen deutscher Studenten nach England und den Vereinigten Staaten von Amerika, Dr. phil. Walter A. Berendsohn aus Hamburg. Dieser wies auf die empörende Schaustellung deutschen Studententreibens im Vergnügungspark der Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik hin, die nicht geeignet sei, den aus der ganzen Welt zuströmenden Besuchern von den Trägern unserer höchsten Bildung, den künftigen Führern des deutschen Volkes, eine günstige Meinung zu geben. Er gab von der Studienreise nach Amerika ein weiteres Beispiel, wie man deutsche Studenten einschätzt: man glaubt sie zu ehren, wenn man ihnen in 42 Tagen mehr als 20 Kommerse in „überströmender" deutsch-amerikanischer Gastfreundschaft bietet, trotzdem vorher betont war, daß man um des Charakters der Studienreise willen Kommerse vermeiden möchte. Ehe wir an die Aufgabe denken können, die Weltmacht deutschen Geistes zu mehren, müssen wir daheim, wie es z. B. die freistudentische Bewegung will*), das akademische Leben dem Bildungsidealismus unterwerfen und die im deutschen Studententum noch ruhenden und die schon befreiten idealen Kräfte auch in der studentischen Lebensgestaltung nach außen zum sichtbaren Ausdruck bringen. A.

*) Vgl. Was will die Deutsche Freie Studentenschaft? Vortrupp Nr. 16, S. 509, Jg. 1914.

Die Edle.

Man speit ihr ins Gesicht.

Man tritt sie mit Füßen und höhnt sie.

Man reißt ihr die schönen Gewänder vom Leibe, eins nach dem anderen, und wirft ihr dafür armselige Fetzen hin.

Und doch bleibt ihr Blick voll Güte und voll Liebe zu allen.

Und doch arbeiten ihre Hände voll Zärtlichkeit und Sorgfalt und Hingabe an dem, womit sie ihre Peiniger erfreuen will.

Und doch vergeht ihr stolzes Lachen nicht, und sie ist immer noch hoheitsvoll. —

So etwas gibt es nicht, meinen Sie? Da würde auch die Polizei — — —

Bitte, ich spreche von der Natur.

Carl Scheel.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Rosegger, Peter: Heim zur Scholle. 5. Heft der „Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen". M. 0.80. Ed. Strache, Warnsdorf in Böhmen.

Wöhrle, Oskar: Als ein Soldat in Reih und Glied. Gedichte. M. 1.—. Egon Fleischel & Co., Berlin W.

Naumann, Friedrich: Das Blaue Buch von Vaterland und Freiheit. M. 1.80. Karl Robert Langewiesche, Königstein i. Taunus.

Pinder, Wilhelm: Deutsche Dome des Mittelalters. M. 1.80. Karl Robert Langewiesche, Königstein i. Taunus.

Die schöne Heimat. Bilder aus Deutschland. M. 1.80. Karl Robert Langewiesche, Königstein i. Taunus.

Eggert Windegg, Walther: Der Barde. Die schönsten hunorischen Gedichte von den Anfängen deutscher Geschichte bis zur Gegenwart. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München.

Schöllenbach, Karl Albert: Wilm Heinrich Berthold. Geh. M. 1.80, geb. in 1/1 Leinen M. 2.50. Arwed Strache, Leipzig.

Boos, Roman: Der europäische Krieg und unser Schweizer Krieg. Ein akademischer Beitrag. Schweizer Druck- und Verlagshaus, Zürich.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: i. V. Melanie Ebhardt. Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

5. Jahrgang Nr. 3 1. Februar 1916

Die zukünftige Jugendpflege.

Quält dich in tiefer Brust
Das harte Wort: Du mußt,
So macht dich eins nur still,
Das stolze Wort: Ich will!

Von einsichtigen Freunden der Jugend ist seit Jahrzehnten die Forderung gestellt worden: Schließt die Lücke zwischen Schulentlassung und Militär, laßt die Jugend in der Zwischenzeit nicht ihre eigenen Wege gehen, leitet und führt sie, wie es ihr unentwickelter Körper und Geist verlangt. Erst als sich bedrohliche Erscheinungen politischer Art zeigten, entschloß sich die Staatsregierung zur Einrichtung einer auf „Freiwilligkeit" beruhenden Jugendpflege.

Unter dem Aufwand von Millionen wurden neue Jugendverbände gegründet und ältere, bewährte, unterstützt. Der Anfang war verheißungsvoll, der zugrunde liegende Gedanke zweifellos edel und gut. Überall regte sich frisches, blühendes Leben. Bald aber kam der Rückschlag. Die da mit einem Male, weil es die Behörden lobten, ihre Freundschaft für die Jugend schlagend entdeckt hatten, ließen nach. Man hatte sich die Sache leichter gedacht, und sie ward nun auf die Dauer außerordentlich schwer und noch dazu unbequem. Die da von den Jugendlichen in hellen Haufen herzugeströmt kamen, freiwillig natürlich, waren einmal zunächst — neugierig. Bald regte sich ihr Widerspruchsgeist. Nur wenige der bestellten Jugendpfleger verstanden die jugendliche Psyche. Da Drohungen ausgeschlossen waren, versuchte man es mit Lockungen aller Art, drückte ein, drückte beide Augen zu, um ja den so glänzend eingeleiteten Jugendverein aufrecht zu erhalten. — Vergebene Mühe!

Nur wenigen Vereinigungen mit Leitern von hervorragendem Eifer und tiefer pädagogischer Bildung gelang es, ihren Bestand an Jugendlichen aufrecht zu erhalten.

Die amtliche Jugendpflege mußte am Prinzip der „Freiwilligkeit" scheitern oder eine halbe Maßregel bleiben, das war denen klar, die erkannt hatten, daß man ohne einen gewissen Zwang, ohne eine Pflichtauferlegung, mit den Halbwüchsigen nicht auskommt. Die Gründe liegen zumeist in der körperlichen Entwicklung, die von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nur wenigen Jugendfreunden ausreichend erkannt und gewürdigt wird.

Es war ein schwerer Fehler, die unentwickelten Vierzehnjährigen (über 90% der gesamten deutschen Jugend) aus der Schulzucht zu entlassen, sie willkürlicher Beeinflussung, ja der Gefahr sittlicher Verwilderung auszusetzen und dann den in der Zwischenzeit nicht Verkommenen erst wieder mit dem 20. Lebensjahre eine strenge militärische Zucht aufzuerlegen. Die vor einem Jahrhundert für diese Lehrlingszeit noch vorhandene elterliche und lehrmeisterliche Zucht mußte ja als in der Neuzeit längst nicht mehr vorhanden betrachtet werden.

In unseren Tagen des großen Weltkrieges haben die Klagen über die zunehmende Zuchtlosigkeit der Jugendlichen überhand genommen. Daran ist nicht nur der fehlende Vater und Lehrer, daran ist das ganze, lasche, lückenhafte Erziehungssystem schuld.

Wir bedürfen zunächst dringend einer allgemeinen Pflichtfortbildungsschule in Stadt und Land.

Diese hat nicht nur das Schulwissen zu erweitern und staatsbürgerliche und volkswirtschaftliche Kenntnisse anzueignen, sondern auch die körperliche und sittliche Ertüchtigung durch Turnen, Wandern, Spielen im Auge zu behalten. So werden auch die Burschen wider ihren Willen gekräftigt und gebessert, die der freiwilligen Jugendpflege aus Trägheit und Neigung zur Bummelei den Rücken gekehrt hatten. Was für die guten, einsichtigen Elemente eine selbstverständliche Pflicht, ist für sie ein drückendes Muß.

Die Besorgnis, es könnten die jugendlichen Charaktere durch das „eiserne Muß" zerbrochen werden, ist, wie dieser gewaltige Krieg deutlich genug gezeigt hat, doch wohl unbegründet.

Wir sind in Wahrheit „ein Volk in Waffen" geworden, und das zwingende Muß, zu kämpfen, zu siegen und durchzuhalten, hat zweifellos in der Abstoßung schwächlicher Theorien Gutes gewirkt. Vielleicht haben wir erst jetzt das Wort Conrad Ferdinand Meyers richtig verstanden: „Das Größte tut nur, wer nicht anders kann." —

Die vaterländische Jugenderziehung wird in Zukunft einen militärischen Einschlag erhalten. Es fragt sich nun: Wie wird sich dieser äußern? Noch sind die Richtlinien nicht festgelegt. Militärische Vorbereitungen für die Zeit der „allgemeinen Pflichtfortbildungsschule" (von 14—17 Jahren) in Aussicht zu nehmen, halte ich für verfrüht. Die rein militärischen Jugendvereinigungen verkennen den Wert des Turnens, Wanderns und Spielens. Die militärischen Autoritäten haben aber neuerdings zugegeben, daß diese körperlichen Übungen vollkommen genügen, um den jungen Mann in kurzer Zeit wehrfähig zu machen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Für unumgänglich nötig halte ich die Schießübungen im 18. und 19. Lebensjahre. „Wir Schweizer sind Scharfschützen, ehe wir ins Militär eintreten", rief mir ein junger Milchschweizer zu, der sich bitter darüber beklagte, daß er in 3 Jahren nirgends auf seinen Arbeitsstellen in Deutschland eine Fortbildungsschule angetroffen hätte. —

Auch eine andere Einrichtung der deutschen Schweiz halte ich für nachahmenswert, das ist die Prüfung der Gestellungspflichtigen beim Eintritt ins Heer nicht bloß auf ihre körperliche Beschaffenheit, sondern auch auf ihre erworbenen geistigen Fähigkeiten und Kenntnisse. „Ich werde mich vor meinen Kameraden beim Schlußexamen schämen müssen", klagte mein Schweizer. —

Bei der Beurteilung der „Schweizermiliz" übersieht man meist die der kurzen Dienstzeit vorangehenden militärischen Vorbereitungen in den Pflichtfortbildungsschulen.

Welchen Wert unsere im 14. Lebensjahre bei über 90% des Volkes ausgestellten „Schulzeugnisse" haben, mag die Tatsache beleuchten, daß nach bestimmten Feststellungen $^4/_5$ des ganzen Schulwissens in unserer fortbildungsschullosen Zeit verloren gegangen sind. — Eine ungeheure Kraftvergeudung, die manchen nachdenkenden Jugenderzieher nach redlicher Pflichterfüllung in der Volksschule den Seufzer auf die Lippen preßte: „Es ist ja doch alles vergebens!" —

Schließt sich an den Volksschulunterricht die Pflichtfortbildungsschule, so kann eine im 20. Lebensjahre abgenommene Prüfung erst ein richtiges, wahrhaftiges Bild von der Volksbildung des Landes ergeben.

Wir haben keine Ursache, in pädagogischer und militärischer Hinsicht hochmütig auf das „Land Pestalozzis" herabzusehen. Zur Beruhigung derjenigen, die in der strafferen Organisation der Jugendpflege Überanstrengung und Schlimmeres fürchteten, erklärte der Vertreter des Kriegsministers auf der letzten Jugendpflegerkonferenz im Reichstagsgebäude, daß von der Militärverwaltung weder Gewaltmärsche noch Nachtübungen in Aussicht genommen seien.

Eins aber muß von der zukünftigen Jugendpflege unbedingt verlangt werden: Ein Nikotin- und Alkoholverbot mindestens bis zum 18. Jahre. — Wer in dieser ernsten Kriegszeit die übermäßiges Geld verdienenden Sechzehn- und Siebzehnjährigen die Kneipen bevölkern sieht und von ihrem Zigarettenqualm auf Weg und Steg belästigt wird, dem kann um unseres Volkes Zukunft bange werden. — Wenn auch die zu erwartende Pflichtfortbildungsschule durch Belehrung und Ermahnung den Gebrauch dieser schädlichen Genußmittel einschränken wird, so lehrt doch die Erfahrung, daß auch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

darin ein „zwingendes Muß" walten muß. Jugendlichen sollte das Betreten von Gasthäusern und Tanzlokalen nur in Begleitung ihrer erwachsenen Angehörigen gestattet sein. Immer soll bei unserer Jugendlichenausbildung die sittliche Ertüchtigung im Vordergrunde stehen. Diese auf jede Weise zu fördern, sollen nicht nur die Pflichtorganisationen, sondern auch die freien Jugendlichenvereinigungen beflissen sein.

Es ist nämlich von hohem Wert, daß den in den Pflichtorganisationen vereinigten Jugendlichen die Wahl freisteht, sich in ihrer freien Zeit je nach ihren Neigungen und Begabungen einem Wandervogel-, Jünglings-, Guttempler- oder Turnverein anzuschließen. Diese freien Vereinigungen sollen sich, die rechten Leiter vorausgesetzt, besonders der Ausbildung des Persönlichen widmen. Innige, auf Geistesverwandtschaft oder gleichen Interessen aufgebaute Kameradschaftlichkeit wird sich hier viel eher bilden, als in den Pflichtschulen. Und das ist gut so.

Um alles darf die militärische Vorbereitung nicht den feinen poetischen Duft vom Jugendleben streifen, wie ihn der echte Wandervogel zeigt. Es wäre ein Jammer, wenn diese glücklich wiedererrungene Wanderfreudigkeit mit allem romantischen Drum und Dran, vor allem mit seinen alten, das echte Volksempfinden widerspiegelnden Liederschätzen, wieder verloren ginge. Wohl aber sollte den „gemischten" Wandervereinigungen ganz gehörig auf die „Fahrt" gesehen werden.

Noch ein Grund für das Fortbestehen sämtlicher Jugendvereinigungen ist vorhanden: Es sind die in vielen Orten eingerichteten „Volksunterhaltungsabende".

Wer es mit tiefem Schmerz beobachten mußte, auf welchen Tiefstand unsere Volksunterhaltungen und Feiern in den letzten Jahrzehnten unter der Herrschaft eines krassen Materialismus herabgesunken waren, den mußte es mit hoher Freude erfüllen, wie diesen besonders durch die jugendlichen Vereinigungen veranstalteten „Volksabenden" und öffentlichen „vaterländischen Festen" durch gesangliche, deklamatorische, turnerische und darstellerische Vorführungen ein idealer Zug aufgeprägt wurde, eine Ausprägung alles Hohen und Edlen, was das Menschenherz bewegt und befriedigt. „Soll es besser werden, so muß es wahrlich mit der Jugend begonnen sein."

Nun noch ein Wort über weibliche Jugendpflege.

Mit Recht hat man über ihre Vernachlässigung geklagt. Täglich sehen wir, wie uns eine umfassende weibliche Jugendpflege nottut. Es soll vor allem mit ganzem Ernst auf das furchtbar angewachsene Heer der Dirnen hingewiesen werden, die die Großstädte verseuchen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn dem nicht durch eine vorbeugende und aufklärende Jugendpflege Einhalt getan wird, sind alle Pläne für unseres Volkes Zukunft hinfällig.

„Die Erkenntnis einer Lockerung der Sitten in ungeahntem Umfang wird vielen das erschreckendste Erlebnis dieser Zeit geworden sein. Und während wir in dankbarer Ehrfurcht die Leistungen unserer Nation in den langen, schweren Monaten betrachten, fragen wir uns mit heiligem Ernst, ob das ‚stadtgeborene Geschlecht', die nächste Generation, die dem Schoße unserer Weltstädte entstammt, zu ähnlicher sittlicher Leistung noch einmal fähig sein wird. Das Bewußtsein unserer augenblicklichen Kraft und der heiße Wunsch, ihr und dem Dasein unseres Volkes Dauer zu verleihen, geben uns den Mut, diese Dinge schärfer zu beleuchten, auf die Fülle der Aufgaben hinzuweisen, die auch unserer Jugendpflege von dieser Seite erwachsen. Nur wenn es uns gelingt, die Burschen und Mädchen unserer Großstädte sämtlich in die gesunde und reinigende Luft einer ‚straffen' Erziehung zu verpflanzen, sie einer sittlichen Macht zu unterwerfen, sie mit einfachem Frohsinn zu erfüllen, dann leisten wir von der Jugendpflege etwas für den Wiederaufbau der deutschen Familie, dann nur dürfen wir mit Hoffnung in die Zukunft blicken." So urteilte auf der letzten Jugendpflege-Konferenz die Leiterin der Zentralstelle für Volkswohlfahrt, Fräulein Dr. Herta Siemering. Möge dieses ernste, erschütternde Bekenntnis einer um das Wohl der weiblichen Jugend sich redlich mühenden Frau nicht ungehört verhallen, möge es dem „Zug aufs Land", der jetzt endlich zum Durchbruch kommt, recht viel Gefolgschaft bringen. Es würde ein Segen sein. —

Ob für die weibliche Jugend Pflichtfortbildungsschulen oder das von vielen einsichtigen Frauen verlangte Dienstjahr das rechte ist, mag dahingestellt sein. Auf jeden Fall müssen aber diese Veranstaltungen den Hausfrauen- und Mutterberuf wieder in den Vordergrund stellen. Auch in den höheren Schulen wird in dieser Hinsicht unverantwortlich gesündigt. Die Kriegszeit hat es offenbart, wie sich die deutsche Frauenwelt in Mode und Sitten vom Ausland sklavisch abhängig gemacht hatte.

Deutsches Empfinden, deutsche Art muß viel mehr in die Mädchenerziehung einziehen. Die deutsche Frau soll die Hüterin deutscher Sitte sein, wie sie es in alten Zeiten gewesen ist.

Wenn wir der bisherigen „freien Jugendpflege" aus ehrlicher Überzeugung das Wörtchen „muß" voraussetzen, so soll doch bei der zukünftigen Jugendpflege nach unserem Leitwort durch opferfreudige Arbeit aus dem „harten Muß" ein stolzes „ich will" werden. Das soll aller Jugendpfleger zukunftsfreudiges Ziel sein. Walt's der Himmel, daß wir es erreichen!

Paul Matzdorf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vergessene Kinder.

Mitte 1915 erhielten eine Drittelmillion unehelicher Kinder, deren Väter im Feld stehen, Kriegsunterstützung, bei reichlich 15 000 von ihnen sind bereits die Väter vor dem Feinde gefallen, so daß sie, wenn sie wie andere Kinder behandelt würden, eine Kriegerwaisenrente erhalten müßten. Diese letzte Zahl wird mit jeder Kriegswoche größer. Unter den Soldaten, die im Heere stehen, befinden sich mehr als eine Viertelmillion, also etwa 5 Armeekorps, die unehelich geboren sind; die Zahl der Kinder unter 14 Jahren, die unehelich geboren sind, beträgt bei uns eine Million. Es werden jedes Jahr 180 000 uneheliche Kinder geboren, es sterben jährlich 20 000 mehr von ihnen als sterben würden, wenn sie dieselbe Sterblichkeit hätten wie die anderen Kinder. Wären sie im letzten Menschenalter ordentlich von uns versorgt worden, so würden kaum mehr von ihnen gestorben sein als von den anderen Kindern; wir hätten danach fast zwei Armeekorps wehrfähiger Männer mehr aus ihnen vor den Feind stellen können.

Wie viele von uns wissen überhaupt etwas von diesen Zahlen? Sie haben diese Kinder schon allein ihrer äußeren Menge nach vergessen, noch mehr aber ihr Schicksal. Am Ende des vorigen Jahrhunderts starben in Preußen im ersten Lebensjahre von 1000 ehelich geborenen Kindern 182, dagegen von 1000 unehelich geborenen 337. Selbst wenn man einen kleinen Teil dieser größeren Sterblichkeit als unvermeidlich ansieht, weil die unehelich Geborenen meist Erstgeborene sind, die eine größere Sterblichkeit als die Zweit- und Drittgeborenen haben, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß über 150 Kinder auf 1000 mehr sterben. Ja, schon bei der Geburt selbst sind die Unehelichen ungünstiger gestellt; 45 unter 1000 von ihnen sterben vor und bei der Geburt, während es bei den Ehelichen nur 35 Totgeburten auf 1000 gibt. Wie viele wissen, daß diese höhere Sterblichkeit auch in den ferneren Lebensjahren anhält, daß also selbst da die Unehelichen ungünstigere Lebensbedingungen haben als die Ehelichen? Und wer weiß, daß unter ihnen, wenn die jungen Männer ins militärische Alter kommen, über 10 vom Hundert bestraft sind, unter den Ehelichen aber nur 7,7 vom Hundert; daß ferner viel mehr ungelernte Arbeiter unter ihnen sind, die Unehelichen also eine viel schlechtere Berufsausbildung genießen, daß auch viel mehr Untaugliche unter ihnen sind als unter den Ehelichen? Wenn man es hier und da nicht vergessen hatte, so suchte man es damit zu erklären, daß die Unehelichen eben minderwertiger zur Welt kämen, während eine genauere Prüfung der Dinge ergeben hat, daß sie, unter guten Verhältnissen erzogen, sich genau so kräftig, gesund und tüchtig entwickeln wie die ehelichen Kinder. Eine Fülle von Elend, das das Gewissen unseres Volkes ebenso vergessen hat wie die große Zahl der Unehelichen!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vergessen haben wir aber alle noch etwas anderes. Woran liegt es, daß es diesen Kindern so schlecht geht? Ja, ihre Eltern taugen doch eben nichts! Wie viele uneheliche Mütter verlassen nicht ihre Kinder, übergeben sie irgend welchen Pflegemüttern, ohne sich um sie zu kümmern, ja, sind sogar froh, wenn sie der Last dieser Fürsorge ledig werden, falls sie sie nicht gar noch in einem Augenblick der Verzweiflung aus der Welt schaffen. Von den unehelichen Vätern weiß man ebenso, daß sie ihre Pflichten möglichst los zu werden suchen und schließlich von der kärglichen Geldzahlung, zu der sie überhaupt nur verurteilt werden können, oft wenig oder gar nichts leisten. Auch die Pflegemütter denken nur an den Gewinn, den sie aus dem Kinde ziehen wollen, falls sie nicht gar schlimmere Absichten im Schild führen.

Das klingt manchem recht einleuchtend; er vergißt eben, was jemand, der schon bis zu 900 unehelicher Mündel zu betreuen hatte, so oft mit Erstaunen sieht, wie viele uneheliche Mütter sich ihrer Kinder nach allen Kräften annehmen, wie viele Pflegeeltern nicht bloß ordentlich ihre Pflichten erfüllen, sondern sich gar ohne Bezahlung der armen Würmer annehmen, wie selbst uneheliche Väter nicht selten eine Teilnahme für ihre Sprößlinge bezeigen, die das Gesetz keineswegs von ihnen verlangt.

Aber wir vergessen so leicht, daß wir alle das uneheliche Kind mit einer gewissen Nichtachtung, einem Makel behängen. Die uneheliche Mutter, die für ihr Kind sorgt, hat es unendlich schwer, wieder einen Platz in der Welt zu finden, weil jedermann sich an dem Kinde stößt. War sie gar in einer staatlichen Stellung, so wird man sie jetzt, wo das Kind ihr besondere Lasten auferlegt, ohne weiteres aus ihrer Arbeit entlassen. Der Vater freilich kann frei und unbehelligt seiner Wege ziehen, ja die Gesellschaft findet wenig an seiner Vergangenheit, wenn sie nur nicht äußerlich bemerkbar wird. Schon darunter leidet das Kind, wenn man auch für die Minderachtung der unehelichen Mutter geteilter Meinung sein kann und sich immer Gründe dafür nennen lassen.

Aber das Kind: einst war es unehrlich und zu geachteten Berufen ließ man es nicht oder nur höchst ungern zu. Das haben wir freilich überwunden; aber wie oft hören und merken wir die Anschauung: diese Kinder sind doch etwas anderes als eheliche, und man darf sie nicht den ehelichen gleichstellen. Das Kind hat nichts Böses getan, es ist nur schutzbedürftiger als andere ehelich geborene Wesen. Bei wie vielen Gelegenheiten begegnet ihm nicht ein Achselzucken. Jene Kreise, die mit dem Schimpfwort Bankert so schnell bei der Hand sind, sind oft längst nicht die schlimmsten, denn aus ihnen stammen alle jene Mütter und Pflegemütter, jene Stiefväter, die für ihre unehelichen Sprößlinge sorgsam eintreten. Unsere Zeit, die überall von einem ordentlichen Staatsbürger Ausweise und Papiere verlangt, sorgt ja immer wieder dafür, daß das uneheliche Kind und seine Umgebung an die Tatsache der unehelichen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geburt erinnert werden. Wer will wohl ein uneheliches Kind adoptieren? Hunderte von Malen habe ich den hochmütigen Wunsch gehört: Wir wollen ein Kind annehmen, aber natürlich kein uneheliches. Sollte ich zusammenstellen, was an Begründungen dafür angeführt wird, es gäbe eine seltsame Sammlung menschlichen Hochmuts, menschlicher Torheit und Hartherzigkeit, von dem Vorurteil und der Blindheit zu schweigen, die dabei zutage treten.

Daß dieses gesellschaftliche Vorurteil an sehr vielen ihrer Leiden schuld ist, vergessen wir bei diesen Kindern leider am meisten. Was nützt die sorgsamste Erziehung, wenn dieses ungerechte Vorurteil, diese gehässige, hochmütige Überhebung der Ehelichen über die Unehelichen Bitternis und Haß in ihre Seelen sät? Freilich, daß es noch Berufe gibt, die dem Unehelichen den Zugang verwehren, wenn er nicht seinen Vater in den höchsten Kreisen der Gesellschaft gesucht hat, ist eine seltsame Versteinerung. Aber daß man sie immer noch anders als die Ehelichen ansieht, sie ihnen nicht ganz gleichstellen will, das läßt sich nicht leugnen, so bedauerlich es ist, und ein so trauriges Zeugnis es dem sittlichen Empfinden unserer Gesellschaft ausstellt. Man will wohl über diesen Makel hinwegsehen, man will dem Kinde helfen, aber doch so, daß der Unterschied zwischen ihm und dem ehelichen stets gewahrt bleibt. Haben sich doch sogar Frauen, Mütter gefunden, die dem unehelichen Kind nicht wie dem ehelichen die Kriegswaisenrente gönnen, sondern es auch hier von dem ehelichen unterscheiden wollen.

Vor einiger Zeit verhandelte ich mit einem höheren Regierungsbeamten über die Kriegswaisenrente für uneheliche Kinder. Er meinte, ich kenne wohl die Verhältnisse nicht, und erzählte mir einige Beispiele schlechter unehelicher Väter und Mütter, um dann hinzuzufügen: „Und da soll man noch den unehelichen Kindern diese Rente geben." Der zwingende Gedankengang dieses Einwandes gibt eine grelle Beleuchtung für das Vorurteil und seine Gefährlichkeit. Weil diese Väter und Mütter nicht für ihre Kinder sorgen, so sollte man meinen, müßte man um so mehr für sie tun, um so eher geneigt sein, sie so zu stellen, daß sie unter diesen Schäden nicht leiden. Wer wird denn die Kinder eines Mörders, eines Diebes entgelten lassen, was ihre Väter getan haben? Es gab auch eine Zeit, wo man die Kinder des Mörders unter dem Galgen durchführte, um sie unehrlich zu machen und für ihr Leben zu brandmarken. Als finsteres Mittelalter pflegen wir sie so gern zu bezeichnen. Doch was ist es anders, wenn wir die unehelichen Kinder anders stellen wie die ehelichen, wenn wir den Unterschied zwischen beiden immer wieder betonen? Soll das Kind etwa dadurch gestraft und gebessert werden? Glaubt man, daß pflichtvergessene Eltern sich irgend etwas daraus machen, ob es ihren Kindern durch diese Haltung der Gesellschaft noch schlechter geht als sonst? Oder ist es zweckmäßig, den Eltern, die wirklich für ihr Kind sorgen, dies

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

noch besonders zu erschweren, ja in nicht seltenen Fällen ihr Bemühen zu vereiteln, indem man jenes Vorurteil erhält und stärkt?

Einstmals versperrten die Innungen den unehelichen Kindern den Zutritt und zerstörten so gar oft das Leben manches tüchtigen Menschen. Wie sie sogar erst mit Gewalt dazu gezwungen werden mußten, arme Waisen gleich anderen Kindern zu ihren Lehrlingen aufzunehmen, so hat es lange gedauert, bis auch sie die Unehelichen wenigstens in ihrem äußeren bürgerlichen Fortkommen nicht mehr zurückschieben durften. In nicht wenigen Fällen hat erst die Einführung der Gewerbefreiheit dieser Grausamkeit ein Ende gemacht. Diese wirtschaftliche Schädigung haben wir überwunden, aber das gesellschaftliche Vorurteil hat oft nicht weniger verhängnisvolle Folgen.

Was soll ich noch einzelne Beispiele anführen, um zu zeigen, welch traurige und schädliche Vorurteile gegen diese Kinder — von ihnen, nicht von der Beurteilung ihrer Mutter rede ich, obwohl auch darüber viel zu sagen und zu klagen ist — ihre unglückliche Wirkung unter uns ausüben! Soll ich von Bräuten reden, die bis zum letzten Augenblick zittern, ihrem künftigen Gatten zu sagen, daß sie uneheliche Kinder sind? Wir empfinden gar nicht, wie jämmerlich es um eine Liebe bestellt sein muß, die die Geliebte etwas entgelten läßt, das sie gar nicht verschuldet hat. Oder soll ich an die Schmerzen kleiner Kinderseelen erinnern, denen bei jeder Gelegenheit, in der Pflegestelle, in der Schule, bei der Schulentlassung, bei der Konfirmation, bei der Unterbringung in irgend einer Stellung immer wieder bemerkbar gemacht wird, du bist etwas Besonderes, du bist unehelich geboren? Wer hat uns schon gesagt, daß die Heiligkeit des Eigentums, die Ehrfurcht vor dem Menschenleben geschädigt werden, wenn man die Kinder von Dieben und Totschlägern den Kindern anderer ehrlicher Leute gleichstellte? Aber wenn man Uneheliche und Eheliche gleichstellen will, dann wird dadurch die Heiligkeit der Ehe geschädigt! Verlangt denn die nicht in erster Linie, daß Mann wie Frau ernst für die Folgen ihrer Handlungen einstehen und daß vor allem unschuldige, arme Kinder nicht von dumpfen Vorurteilen, die sich in den hochmütigen Mantel der Sittlichkeit verkleiden, geschädigt werden?

Freilich, auch unser Recht hat mit unserer ganzen Gesellschaftsauffassung dieser unehelichen Kinder arg vergessen: Sie werden von den ehelichen Kindern unterschieden und weit, weit schlechter gestellt als sie. Auf jede Weise wird es dem Vater erleichtert, seine Verpflichtungen wenn nicht loszuwerden, so sie doch abzufinden und die Erinnerung daran abzuschneiden. Würde etwa durch die Erinnerung daran die Ehe und ihre Heiligkeit geschädigt? Kann man sich eine wirkliche Ehe denken, bei der der Mann seiner Frau unehelich geborene Kinder verschweigt? Kann dadurch ein sittliches Verhältnis gefördert werden, das vor allem Ehrlichkeit erfordern sollte?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mit Freuden erinnere ich mich noch der Frau eines reichen Mannes, dessen uneheliches Kind ich bevormundete. Der Mann hatte meine Hilfe angerufen, damit ich für das Kind sorge und ihn von der Ausbeutung durch die Pflegeeltern befreie, die ihn und die uneheliche Mutter ausnutzten. Auf diesen Briefwechsel hin erschien eines Tages die Frau bei mir. Sie hatte es ihrem Manne zur Bedingung gemacht, daß für sein uneheliches Kind gut gesorgt werde, obwohl er gesetzlich gar keine Verpflichtungen hatte und die Vaterschaft keineswegs zweifelsfrei festgestellt werden konnte. „Ich könnte es nie ansehen, wenn mein Kind in Ruhe und Wohlsein aufwüchse, wenn nicht auch dieses Kind so erzogen würde, wie es seinen Fähigkeiten entspricht." Manchesmal haben später ihre ehelichen Kinder mit jenem unehelichen Kind ihres Mannes bei Besuchen vergnügt gespielt, ohne natürlich von den Beziehungen etwas zu wissen. Ich achte nicht nur den ehrlichen Mut des Mannes, der seine Frau nicht belügen wollte, wie die offene, gute Hilfsbereitschaft der Frau, sondern ich glaube auch, daß das eine sittliche Grundlage des Zusammenlebens sein kann, und daß das wesentlich gefördert würde, wenn das Gesetz nicht jene Verheimlichung förderte, sondern offen dem Kind ein Recht auf den Namen des Vaters und einen Anteil an seinem Vermögen zuspräche. Schon um das Verantwortlichkeitsgefühl des Vaters zu stärken, sollte man unehelich geborene Kinder den ehelichen gleichstellen, viel mehr aber noch, um jene ungünstigen Einflüsse zu beseitigen.

Unser Gesetz ist weit entfernt, uneheliche und eheliche Kinder gleichzustellen. Mit klaren Worten ausgesprochen heißt das aber, das uneheliche Kind wird schlechter gestellt und dem unehelichen Vater eine Vorzugsstellung im Vergleich zu dem ehelichen eingeräumt. Das Gesetz stellt ja noch den unglaublichen Satz auf, daß der uneheliche Vater und sein Kind im gesetzlichen Sinn nicht als verwandt zu gelten haben; glücklicherweise hat es von dieser Ausnahme wiederum bei den Ehehindernissen eine Ausnahme gemacht, so daß der uneheliche Vater sein Kind doch nicht heiraten darf. In einem fast lächerlichen Gegensatz dazu werden dann die Verpflichtungen des Vaters wieder — wenigstens in den Motiven zum Bürgerlichen Gesetzbuch — aus der Abstammung abgeleitet, aber im Gesetz wieder so stark beschränkt, daß der uneheliche Vater sich nur zu oft auf das bequemste diesen Verpflichtungen entziehen kann. Der berüchtigte Einwand der Untreue ist ja geradezu ein Schutz der unehelichen Väter und ein Freibrief für den außerehelichen Geschlechtsverkehr. Aus diesem Grunde trat auch jemand vor einigen Jahren für ihn ein und behauptete, wenn man ihn beseitigte, und so den unehelichen Vater für die Folgen seiner Handlungen haften ließe, dann würde man der deutschen Männerwelt alle Freude am Leben verderben. Dabei ist das schlimmste, was dem unehelichen Vater geschehen kann, nicht daß er nun vom Gesetz wirklich als Vater in Anspruch genommen würde — das hat man ja schon von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vornherein ausgeschlossen —, sondern daß er zu Zahlungen verurteilt wird, deren Höhe möglichst niedrig gesetzt wird. Sie richten sich nach dem Stand der Mutter. Aber ist dieser höher als der des Vaters, so kann natürlich der minderbemittelte Vater ihnen nicht gerecht werden. Ist indessen der Vater gutgestellt, so braucht er nur nach dem Stand der ärmeren Mutter zu bezahlen, das Wohl des Kindes kommt also stets erst in zweiter Linie. Würde man das uneheliche Kind dem ehelichen gleichstellen, so würde das in erster Linie heißen, seinen Eltern größere Pflichten aufzuerlegen. Das wäre sicher im Sinn einer ernsten, sittlichen Auffassung dieser Dinge.

Immer noch gibt es Stiftungen, Vereine, Anstalten, die von ihren Wohltaten unehelich geborene Kinder ausschließen. Womit soll man das vor dem Gewissen rechtfertigen? Das uneheliche Kind ist so viel schutzbedürftiger wie andere, warum setzt man es also in dieser Weise zurück? Aber jede ernste Fürsorgetätigkeit für Uneheliche hat immer wieder mit diesem gesellschaftlichen Vorurteil zu kämpfen, wird immer wieder dadurch gestört, daß den unehelichen Kindern ein Makel anhaftet. Wer sich damit längere Zeit befaßt, dem schwebt immer wieder der breitspurige, selbstbewußte Pharisäer vor, und es klingt ihm in den Ohren: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute, etwa wie diese Unehelichen!

Das führt uns auf noch einen Punkt, bei dem wir dieser Kinder vergessen. Im letzten Menschenalter haben sich bei uns Gemeinden wie Leipzig und bald auch andere, auch manche Vereine, der Unehelichen besonders angenommen. Man ist dabei, aus der Vormundschaft, die im letzten Jahrhundert in ihrer bisherigen Zwangsform mehr eine schöne Geste der Gesellschaft als eine wirkliche Hilfe für die schutzbedürftigen Kinder gewesen war, eine lebenswirksame Einrichtung zu gestalten, die vor allem den Unehelichen dienen soll. Wie viele Mühe haben die Anhänger dieser Arbeit, um für sie die Teilnahme der Behörden und die Mitwirkung der freien Hilfstätigkeit, vor allem Mittel und wieder Mittel aufzutreiben! Jenes Vorurteil, jener Makel stellt sich ihnen immer wieder in den Weg. Wer wird in einen Vortrag über Uneheliche gehen, welcher Verein wird ein so unangenehmes, heikles Thema auf die Tagesordnung setzen, welche Zeitschrift, welche Zeitung ihm die Spalten öffnen? Ja hier und da eine Mitleidsgeste und ein Almosen, aber keine große, durchgreifende Hilfe, die doch nur dann möglich ist, wenn weite Kreise dafür eintreten und daran mitwirken. Wir haben viel auf diesem Gebiet erreicht, mehr als noch vor zehn Jahren eifrige Vorkämpfer wie der verstorbene Geheimrat Taube zu hoffen wagten, aber wer weiß davon? Wir vergessen dieser Kinder und vergessen der Hilfe, die sie bereits bekommen, und vergessen noch mehr der Hilfe, die sie erst recht noch bekommen sollten, um Hunderttausende tüchtiger Männer und Frauen für unser Volk zu erhalten.

Vergessen wir nicht, wie durch diese Beurteilung der Gesellschaft, wie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch die Unterscheidung Ehelicher und Unehelicher im Leben ein so großer Schaden an diesen Kindern angerichtet wird, wie erst die Beseitigung dieser Vorurteile überhaupt eine gründliche Wirkung jeder Hilfe möglich machen würde, dann verstehen wir erst einen Vorgang, der manchem unverständlich erschienen ist. Das Archiv deutscher Berufsvormünder hat es bei Ausbruch des Krieges erreicht, daß die unehelichen Kinder von Kriegsteilnehmern genau die gleiche Kriegsunterstützung erhalten wie die ehelichen Kinder. Aus diesem ersten Schritt ergibt sich ohne weiteres, daß diese Kinder hernach, wenn ihr Vater gefallen ist, dieselbe Kriegswaisenrente wie die ehelichen erhalten müßten; Reichstagsausschuß und Regierung haben sich auch bereits darüber geeinigt. In diesem Augenblick treten einzelne Gruppen katholischer Vereine zusammen, um sich gegen dieses Werk zu wenden. Freilich sagen sie, sie wollten auch eine geordnete Versorgung der unehelichen Kriegerwaisen, und schließlich könnte sie auch dem Geldwert nach vielleicht ebensohoch sein wie die der ehelichen, — aber es müßte ein Unterschied zwischen ihnen und den ehelichen Kindern gemacht werden; die Heiligkeit der Ehe verlangte, daß „differenziert" würde. Das soll etwa so geschehen, daß die unehelichen Kriegerwaisen keine Rente bekommen, sondern von anderen unteren Behörden eine Unterstützung, für die in jedem Einzelfall die Bedürftigkeit besonders geprüft werden soll. Es muß daher bei jedem solchen Kind schon durch diese Prüfung besonders betont werden: dieses Kind ist unehelich; und diese Betonung der Unehelichkeit wird dann regelmäßig dadurch wiederholt, daß die Kinder eine andere Summe wie die ehelichen erhalten, oder wenn sie zufällig dieselbe Summe bekommen, doch von einer anderen Stelle. So wird die Umgebung des Kindes immer wieder besonders an dessen Unehelichkeit erinnert. Was also vielleicht durch die Hilfe gutgemacht wird, das wird wieder dadurch verdorben, daß man ständig die Vorurteile gegen das Kind weckt. Jene Frauen meinten es sicherlich gut, aber ihr Vorschlag entspricht einem blinden Vorurteil und kommt im Grunde trotz allen schönen Worten darauf hinaus, daß sie dem unehelichen Kriegerwaisenkind nicht oder ungenügend helfen, weil sie eben „differenzieren".

Eine Million schutzbedürftiger Kinder, und doch gibt es Menschen, die ihrer nur mit einem gewissen Bedenken erwähnen? Soll es doch Kreise geben, in denen man ihren Namen nicht einmal aussprechen darf, ohne Anstoß zu erregen, obwohl man sich selbstverständlich für die Säuglingsfürsorge einsetzt, deren Hauptarbeitsgebiet doch die Unehelichen sind, und deren Arbeitsmethoden weiter nichts sind als die Anwendung der Forderungen, die man bei den Unehelichen zuerst aufgestellt und erprobt hat. Vergessen wir doch nicht immer wieder, daß alle Fürsorge für die Unehelichen nur Wert hat, wenn wenn wir sie den Ehelichen gleichstellen.

Mit vollem Recht schrieb zu dieser Frage vor kurzem ein katholischer Geistlicher, der diese Arbeit persönlich genau kennt: „Sollte nicht gerade

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jetzt in dieser ernsten, großen Zeit, wo vaterländische Begeisterung und Opferwilligkeit ihre Triumphe feiern, die geeignete Stunde geschlagen haben, um auch in dieser Hinsicht mit manchen Bedenken und Vorurteilen ein wenig aufzuräumen?"

Prof. Dr. Chr. J. Klumker.

Schule und militärische Erziehung.

„Der große Krieg hat wohl auch den ärgsten Zweifler an der Notwendigkeit einer strafferen militärischen Fach-Vorbereitung unseres Heeres-Nachwuchses davon überzeugt, daß es nicht mehr genügt, alljährlich in den Rekruten der Truppe in bezug auf militärische Kenntnisse, Eigenschaften und Fähigkeiten ein „Rohmaterial" zuzuführen.

Die Überzeugung, daß unser junger Ersatz nicht nur körperlich, sondern auch geistig planmäßiger, schulmäßiger, als es bisher geschehen ist, für den Dienst im Heer, für den Krieg vorgearbeitet werden muß, gewinnt an leitenden Stellen wie in Kreisen der Jugendpflege immer mehr Boden.

Die Armee darf in dieser ernsten Zeit verlangen, daß ein jeder Rekrut von nun an neben den körperlichen Eigenschaften, die ihn zum Dienst mit der Waffe befähigen, auch einen ziffernmäßig nachweisbaren Bestand an militärischen Vorkenntnissen, Fachkenntnissen mitbringt, eine Grundlage, auf der vom Tage des Diensteintrittes an sogleich weitergebaut werden kann.

Die kurze Dienstzeit von noch nicht zwei Jahren, vor allem aber die noch auf lange Zeit bestehende Notwendigkeit, schon nach etwa 14wöchiger Ausbildung die jungen Soldaten an den Feind zu bringen, sowie, angesichts der dauernden Verluste an Unterführern, schon die Rekruten in den Obliegenheiten der nächst höheren Dienststellen auszubilden, lassen diese Forderung als etwas ganz S e l b s t v e r s t ä n d l i c h e s erscheinen."

Ich habe noch nirgends eine offenere und bündigere Darlegung der Ziele kennen gelernt, die die Vertreter des Militarismus an Erziehung und Schule heute stellen zu müssen glauben, als in den obigen Worten, die dem Vorworte eines jetzt in 4. Auflage vorliegenden Büchleins entnommen sind: Major Corsep, Die Erziehung unseres Armee-Nachwuchses (Erfurt, Literarisches Auskunftsbureau).

Ganz folgerichtig und unentwegt haben sich die Anforderungen des Militarismus an die Erziehung gesteigert. Zu Beginn des Krieges verlangte man: Begeistert die Jugend für den Krieg und klärt sie über die verwerflichen Machenschaften unserer Feinde auf! — Dann mahnte man: Sorgt für körperliche Tüchtigkeit der Jugend, damit sie dereinst den Forderungen, die die Kaserne an sie stellen muß, gewachsen ist! — Danach wieder: Weckt schon in der Jugend den echt militärischen Geist! — Und nun endlich verlangt man auch die nötigen Vorkenntnisse*), damit die Ausbildung der

*) Im Unterschied zu der Prüfung „der erworbenen geistigen Fähigkeiten und Kenntnisse", die Matzdorf im Leitaufsatz verlangt.

Vortrupp.

Rekruten rascher und gründlicher vor sich gehen kann. So weit sind wir heute schon. Die nächsten Forderungen, die der Militarismus stellen muß und stellen wird, wären dann noch:

1. Vermehrung der Turnstunden und Einführung militärischer Kommandos,

2. Umwandlung aller Unterrichtsstunden in Instruktionsstunden nach militärischem Muster.

Die letzte Forderung, die nichts anderes als der logische Schlußstein der obigen Reihe ist, würde dann den endgültigen Sieg der Kaserne über die Schule bedeuten.

Nun hat es seit langen Jahren unter den Schulleuten Männer gegeben, die das Eindringen des Militarismus in unser Schulwesen mit großer Besorgnis beobachteten und in Wort und Schrift dagegen Einspruch zu erheben versuchten. Doch der jetzige Krieg lieferte sofort Wasser auf die Mühlen aller militärfreundlichen Gemüter.

Die Gegner der militärischen Jugenderziehung denken und empfinden wesentlich anders als ihre Freunde. Was soll überhaupt, so fragen sie entsetzt, die militärische Vorbildung? Sollen wir etwa nach Beendigung des jetzigen Krieges einen noch gewaltigeren, umfassenderen oder noch ausgeklügelter mordenden zweiten Weltkrieg erleben? Kann wirklich ein ernsthafter Mensch glauben, daß Deutschland einen solchen zweiten Krieg aushalten würde? — Gerade der Weltkrieg, den wir heute erleben, hat deutlich bewiesen, daß eine starke Rüstung eben nicht die beste Gewähr für dauernden Frieden ist. Was hat uns nun unser fortgesetztes, krampfartiges Rüsten genützt? Unsere Feinde haben uns doch überrumpelt, und es ist immerhin fraglich, ob der Sieg, den wir erkämpfen müssen, wirklich die Unsumme von Blut und Kapital wert ist, die wir hingegeben haben. Sollen wir uns in Zukunft noch besser vorbereiten? Je besser man auf eine Sache vorbereitet ist, um so sehnlicher wünscht man ja selbst die Gelegenheit herbei, seine tadellose Vorbereitung zeigen zu können. Soll Deutschland völlig zum Militärstaat werden? Wollen wir denn ein rein soldatisches Volk erziehen? Geistige Waffen sind wertvoller und siegsicherer als materielle. Der Ränkesucht, Hinterlist und Gemeinheit unserer Feinde treten wir durch geistige und wirtschaftliche Überlegenheit und durch ein sittlich-religiöses Beispiel auf die Dauer viel wirkungsvoller entgegen als durch den Donner unserer Kanonen. Unsere Jugend wollen wir daher für den Frieden erziehen und nicht für den Krieg. Aus diesem Grunde glauben wir auch den Militarismus in der Erziehung bekämpfen zu müssen. Nicht für den Kasernenhof, sondern für den Kampf ums Dasein wollen wir unsere Kinder vorbereitet sehen. Wir wollen sie lehren, Deutschland im Innern besser zu organisieren, fremde Wesensart besser zu verstehen und zu würdigen, denn die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kultur sichert man dadurch, daß man sie verbreitet und die Grenzen öffnet, nicht aber dadurch, daß man sich von fremden Völkern abschließt.

Wer recht hat in dieser Frage? — Derartig verschiedene Standpunkte sind immer von der Weltanschauung der Menschen abhängig. Jeder Einzelne mag deshalb für sich prüfen, auf welcher Seite er mit gutem Gewissen stehen darf, die Antwort wird immer für oder gegen den Militarismus ausfallen müssen, je nachdem man einer materialistischen oder mehr einer idealistischen Weltauffassung huldigt. Wie immer zeigt es sich auch in dieser Frage, daß es zuletzt doch stets religiöse Gedanken und Empfindungen sind, die unser alltägliches Tun und Treiben bestimmen.

Was nun die Einzelforderungen betrifft, die von den Freunden der militärischen Jugenderziehung erhoben werden, so sind — nach Corsep — folgende zu nennen:

> „Man glaube mir, ein nach dem Gesetz des vierten Gebots, in straffer religiöser und elterlicher Zucht, in Gehorsam und Achtung vor Recht und Sitte, in Anspruchslosigkeit, Ordnungsliebe, Pflichtgefühl und Zuverlässigkeit erzogener Sohn wird stets ein guter und zufriedener Soldat sein. Diese Eigenschaften sind die beste Mitgift, die Vater und Mutter ihm auf den Weg in die Kaserne geben können."
>
> „. . . man erziehe die Söhne nicht zu weich. Man mache sie von klein auf hart gegen körperlichen Schmerz. Man mache sie widerstandsfähig im Überwinden von Schwierigkeiten und Hindernissen, rücksichtslos gegen die eigne kleine Person nicht nur bei der Ausübung der übertragenen Pflichten, sondern auch in der Verfolgung des selbstgesteckten Zieles."
>
> „Hilf dir selbst, dir hilft kein anderer."
>
> „Man fördere bei unseren Jungens den persönlichen Mut mit allen erdenklichen Mitteln."

Ferner wünscht der Verfasser, daß der Sinn für Kameradschaft, für gegenseitige Hilfeleistung und das Ehrgefühl frühzeitig geweckt werde. Auch zu Pünktlichkeit, Sauberkeit, Peinlichkeit im Ausführen kleiner Aufträge, zu verantwortlichen Aussagen will Corsep schon die Knaben erzogen wissen. „Wir sehen," sagt der Verfasser am Schlusse dieser Aufzählung, „von all dem, was man im Volksmunde mit dem Worte ‚Kommiß' bezeichnet, keine Spur!" — Ganz richtig! Die Weckung des Verantwortlichkeitsgefühles, die Erziehung zu Ehrlichkeit in Wort und Tat, zu Sauberkeit und Ordnung und so weiter — das sind alles uralte Erziehungsziele, und kein Mensch wird bestreiten, daß jedes einzelne für sich seine Berechtigung hat. Und doch irrt sich der Verfasser, wenn er meint, es stecke von „Kommiß" keine Spur in seinen Forderungen. Im Gegenteil! — Seine Erziehungsliste wimmelt von Kommiß. In der Auswahl nämlich und in der Betonung dieser besonderen Erziehungsziele tritt die Kasernenluft zutage. Ihre Betonung in Schule und Haus würde an unserer Jugend unberechenbaren Schaden stiften. Erziehung bedeutet denn doch etwas anderes als die Erfüllung der Corsepschen Forderungen. Erziehung ist die harmonische Entwicklung aller wertvollen Kräfte und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fähigkeiten im Kinde, und je nach der Eigenart und der besonderen Veranlagung im Kinde spielt z. B. die Erziehung zu Sauberkeit oder die Weckung des Ehrgeizes oder die irgendeiner anderen militärisch wichtigen Eigenschaft eine größere oder geringere Rolle. Wer als Erzieher mit Rücksicht auf die spätere Militärzeit des Knaben dessen sittliche Entwicklung im Sinne Corseps leiten wollte, würde sich schwer an der Natur vieler Kinder versündigen.

Es gibt auch unter den Kindern — und Gott sei dafür ganz besonders gedankt! — viele stille, träumerische Wesen, die nur unter strengster Wahrung ihrer Eigenart und nur durch liebevollste, nachsichtigste Behandlung ihren Weg aufwärts finden können. Es wäre einfach ein Verbrechen an dem heiligen Geist der Erziehung, wollte man diese Stillen militärisch anpacken. Nur seelisch ganz robuste, oberflächliche Dickhäuter werden das Corsepsche Prokrustesbett der Kasernenhoferziehung ohne sichtbaren Schaden ertragen können. Trotz allen Kriegserfolgen bleibt der „schneidige Leutnant" ein ungenügendes Erziehungsideal für die Zukunft.

Aber Corsep geht noch einen Schritt weiter, er fordert besondere Fachkenntnisse, die der Rekrut gleich mitzubringen hat.

„Die Gebiete, die der Rekrut in Zukunft schon am Tage seines Diensteintritts ‚abgewirtschaftet' haben muß, sind: Kartenlesen, Entfernungsschätzen, Geländebenutzung, Augen- und Fernglasgebrauch, Meldedienst und Winken." Und einige Seiten weiter steigert er seine Forderungen noch in den Worten: „Ein junger Mann, der versäumt hat, sich vor dem Diensteintritt die erwähnten Fachkenntnisse anzueignen, muß in Zukunft dastehen wie heute einer, der nicht lesen und schreiben kann oder vorher niemals geturnt hat."

Kein Mensch wird bezweifeln, daß ein Rekrut, der das Alles kann, vor seinen Kameraden einen tüchtigen Vorsprung voraus hat, aber die Schule kennt tausend andere Dinge, die für den heranwachsenden Jungen wichtiger und wertvoller sind, als jene oben angeführten, für die Kaserne wünschenswerten.

Wir Schulleute sollten heute vernünftigerweise den Spieß umkehren; anstatt uns vom Militär neue Erziehungsaufgaben vorschreiben zu lassen, sollten wir unsere Wünsche an die Militärverwaltung richten. Und der erste müßte dann lauten: Sorgt für eine möglichst vollkommene Ausbildung eures Unteroffizierkorps und des Feldwebelpersonals, dann braucht ihr euch in der Schulung der jungen Leute nicht auf die Schule zu verlassen. Sie kann und sie wird eure Wünsche doch nicht erfüllen!

Es ist überhaupt ein Unding, ewig mit neuen Forderungen an Schule und Elternhaus heranzutreten. Beide *haben* bereits Aufgaben und Arbeit in Hülle und Fülle. Wie ein Wunder erscheint es mir, daß Corsep nicht auch vom Lehrer verlangt, daß er mit den Kindern Gewehrgriffe und Parademarsch üben soll.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

So ist denn mein Gesamturteil über das gewiß gut gemeinte Corsepsche Büchlein, das ich — nebenbei gesagt — für eines der besten in seiner Art halte, dieses: Schule und Haus haben Wichtigeres und Besseres zu tun als den Kasernendienst vorzubereiten und zu erleichtern; und keine noch so große Not der Zeit kann und darf daran etwas ändern.

Heinrich Scharrelmann.

Reform der Arbeitszeit.

Mit folgenden Ausführungen möchte ich alle Lebensreformer, die für Bodenreform, Wohnungsreform, Heimstättengründung, Innenkolonisation und so weiter eintreten, auf einen Umstand aufmerksam machen, der nach meiner Meinung bei der Propaganda für obige schöne und erstrebenswerte Ziele nicht genügend beachtet und hervorgehoben wird.

Ich bin überzeugt, daß wir eine gründliche Reform des Wohnwesens nie bekommen werden ohne eine ebensolche Reform der Arbeitszeit.

Es ist doch ganz klar, daß bei der so sehr erwünschten mehr ländlichen Wohnweise in kleineren, weitläufig gebauten Häusern mit Gärten notgedrungen die Entfernungen zwischen Wohn- und Arbeitsstellen größer werden müssen. Wenn nun auch durch weitere Entwicklung der Verkehrsmittel die zurückzulegenden Strecken verhältnismäßig schnell überwunden werden können, so wird es doch immer ein großer Unterschied bleiben, ob der Weg nach der Arbeitsstelle und zurück am Tage zweimal oder viermal gemacht werden muß. Ferner dürfte der Gewinn der erstrebten gesünderen Wohnweise nur halb erreicht sein, wenn die Menschen den Tag von früh bis spät auf ihrer Arbeitsstelle oder auf dem Wege hin und zurück zubringen und eigentlich das geliebte Eigenheim in schöner Umgebung nur zum Schlafen benutzen. Ebenso dürfte die Pflege des Gartens und die Erholung in der Natur in diesem Falle wohl ganz wie bei der Mietskasernen- und Pachtgarten-Wohnweise im wesentlichen auf den Sonntag beschränkt bleiben. Tatsächlich ist es ja bekannt, daß zum Beispiel in den Vororten von Berlin und anderen Städten zwar Frauen und Kinder im allgemeinen von der guten Wohnweise Nutzen ziehen, daß aber der Hausherr in den meisten Fällen morgens um 8 Uhr in die Stadt fährt und abends um 8 Uhr oder später heimkehrt, also von seinem schönen ländlichen Besitztum herzlich wenig Genuß hat.

Bei den Fabrikarbeitern und Handwerkern ist es ja leider schon lange so. Sie wohnen meistens der Billigkeit halber jetzt schon von ihren Arbeitsstellen weit entfernt, müssen oft morgens und abends stundenlang marschieren oder einen wesentlichen Teil ihres Verdienstes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für Bahnfahrten ausgeben. Die Frauen wandern mittags mit dem Essenskorb denselben Weg hin und zurück. Der Vater sieht die Kinder sehr selten; geht die Mutter auch noch auf Arbeit, so sind die Kinder ganz sich selbst überlassen. Das sind üble Erscheinungen, die sich durch eine vernünftigere Tageseinteilung wesentlich verbessern lassen würden.

Kurz: es wird unbedingt eine Hemmung für die Einführung der gesünderen Wohnweise sein, wenn die jetzt fast allgemein gültige geteilte Arbeitszeit mit Mittagspause beibehalten wird.

Wir sollten uns nicht scheuen, von unseren jetzigen Feinden, den Engländern, ihre vernünftigere Tageseinteilung anzunehmen.

Nun ist über diese Angelegenheit schon viel geredet und geschrieben worden. Es sind auch schon an verschiedenen Orten Versuche gemacht worden, die durchgehende Arbeitszeit in Deutschland einzuführen. Meistens ist man wieder zur alten Tageseinteilung zurückgekehrt. Der Grund dafür ist wohl in der Regel darin zu suchen, daß ein solches einzelnes Unternehmen mit abweichender Arbeitszeit sich schlecht in den allgemein gültigen Arbeitsgang nach der geteilten Arbeitszeit einpaßt, und daß sich geschäftliche Unbequemlichkeiten dabei einstellen, die dann zur Aufgabe der Verbesserung zwingen.

Wenn daher etwas auf diesem Gebiete erreicht werden soll, so kann es nur dadurch geschehen, daß in großzügiger Weise, wenn's nicht anders sein kann, auf gesetzlichem Wege, die Arbeitszeit so geregelt wird, daß die Menschen von der angestrebten Wohnungsverbesserung auch wirklich Nutzen haben können. Daher möchte ich alle die, die von dem Segen der Bodenreform überzeugt sind, bitten, sich diese Sache ernsthaft zu überlegen und mit dafür einzutreten, daß in Deutschland eine Reform der Arbeitszeit durchgeführt wird, die bewirkt, daß alle Angestellten nur einen Teil des Tages zu „arbeiten" brauchen, während der Rest zu ihrer freien Verfügung steht.

Ich persönlich kenne beide Arbeitszeiteinteilungen, die durchgehende etwa von 8 bis 3 Uhr und die geteilte von 8 bis 12 und von 2 bis 6 Uhr, aus jahrzehntelanger Erfahrung und muß sagen, daß ich die durchgehende Arbeitszeit in jeder Beziehung für die richtigere und vernünftigere halten muß.

Ich habe auch mit vielen Menschen über diese Sache gesprochen und gefunden, daß durchweg die Jüngeren von der Richtigkeit der Gründe, die für die Reform sprechen, überzeugt sind und es als einen großen Zwang empfinden, daß ihnen das Leben von den Älteren so unvernünftig eingeteilt ist. Die Älteren aber sind in den meisten Fällen — vermutlich nur infolge Gewöhnung und Abstumpfung — dagegen.

Ich möchte an dieser Stelle einmal das mir zur Verfügung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stehende Beweismaterial zusammentragen, das dazu benutzt werden kann, die Gegner der durchgehenden Arbeitszeit von der Unrichtigkeit ihrer Ansichten zu überzeugen.

Ich beginne mit dem Ausspruche meines Kollegen A. Thimm in der Deutschen Industriebeamten-Zeitung:

Seit der Vertreibung aus dem Paradiese findet jedes Menschenkind über seiner Wiege die Worte: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen". Nur an manchen Wiegen steht es nicht, weil schon der Schweiß der Ahnen für das nötige Brot gesorgt hat. Sie sind die Ausnahme, und wir anderen alle wollen uns dem menschlichen Lose nicht entziehen, weil wir auch den Reiz des Lebens in der Arbeit finden; jedoch müssen wir im Interesse unserer nationalen Kultur und im Interesse des allgemeinen Fortschrittes den Grundsatz aufstellen: „Wir Menschen sind nicht der Arbeit wegen da, sondern die Arbeit sei unser Diener. Sie ist das Mittel, um die Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen; sie liefert die Grundlagen zu unserer Kultur und Zivilisation; sie darf aber niemals den Menschen sich zum Sklaven machen, so daß er in ihrem Dienst verkümmert und verdirbt! Lebendige Menschen müssen wir haben, nicht an Geist und Gemüt verkümmerte Arbeitsmaschinen!"

Der Segen, der uns allen daraus erwachsen könnte, wenn wir in einer täglichen Geschäftszeit von 8 bis 3 Uhr ein angespanntes Arbeiten erlernen müßten, wäre außerordentlich. Wir würden dadurch ein paar unendlich wertvolle Stunden gewinnen. Wann sieht bei der Arbeitszeit von 6 beziehungsweise 8 bis 12 und 2 bis 6 Uhr der Familienvater seine Kinder? Nur beim Mittagessen, nach dem er selbst ein starkes Bedürfnis nach Ruhe empfindet; denn abends, wenn er heimkehrt, schlafen die jüngeren Kinder schon, die älteren müssen sehr bald ins Bett. Wo bleibt der erzieherische Einfluß des Vaters, das so notwendige Gegengewicht gegen den gleichmachenden Einfluß der Schule?

Daß auch die Frau bei der erstrebten Tageseinteilung nicht zu kurz kommt, sondern eher gewinnt, ist erprobt und gewiß, trotz gegenteiliger Äußerungen mancher älteren Frauen. Richtige gute Hausfrauen beschweren sich oft über die Kürze des Vormittags.

Die Männer würden für persönlich geschäftliche Angelegenheiten, die bei der geteilten Arbeitszeit oft nur unter Erbittung von Urlaub zu erledigen sind, viel Zeit gewinnen. Sie würden auch erwünschterweise mehr in der Lage sein, sich am öffentlichen und staatlichen Leben zu beteiligen und ihre jetzt brach liegenden Fähigkeiten hier zu betätigen. Viele üble Erscheinungen, die auf die Gleichgültigkeit und Nichtbeteiligung der Mehrzahl der Staatsbürger zurückzuführen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sind, könnten behoben werden, wenn jeder einzelne mehr Zeit zur Beteiligung hätte.

Daß die Arbeits- und Berufsfreudigkeit im allgemeinen gehoben würde, wenn die Arbeit nicht mehr als lästige Sklaverei empfunden wird, sei nur nebenbei erwähnt, da man mit solchen Gründen leicht für sentimental und phantastisch gehalten wird.

Für die östlichen Teile von Deutschland bildet die „mitteleuropäische Zeit" hinsichtlich der Arbeitszeiteinteilung einen ganz besonderen Nachteil, der auch bei Einführung der durchgehenden Arbeitszeit wesentlich gemildert würde. Dieser Nachteil macht sich besonders durch die Kürze der Abende bemerkbar, da diese eigentliche Freizeit der meisten werktätigen Menschen, die meistens erst um 6 Uhr oder später beginnt, mit Sonnenuntergang aufhört. Zum Beispiel ist es den Angestellten in Danzig nur für eine kurze Zeit des Sommers möglich, die in bequemer Nähe liegenden Seebäder auszunutzen, weil der Abend zu kurz ist.

Einen lächerlichen Einwand gegen die Vermehrung der Freizeit möchte ich hier gleich abtun. Man sagt: die jungen Leute werden dann noch mehr bummeln und in die Wirtshäuser laufen. Ja, wozu sind denn Eltern, Erzieher, Lehrer, Pastoren da? Und warum erlaubt der Staat die Einrichtung so vieler Schank- und Vergnügungsstätten, warum wird die Alkohol-Produktion nicht staatlich auf ein vernünftiges Maß eingeschränkt? Wir haben ja viel zu viele Wirtshäuser, Brauereien und Brennereien. Der Sinn für Wanderfahrten zu Lande und zu Wasser, für Turnen, Spielen, Jagd müßte viel mehr geweckt werden!

Über die gesundheitlichen Vorteile der durchgehenden Arbeitszeit läßt sich vieles sagen. Schon vor nahezu einem Jahrhundert hat der bekannte Arzt Hufeland den Grundsatz aufgestellt: 8 Stunden Arbeit, 8 Stunden Muße, 8 Stunden Schlaf. Damit die Mußestunden aber auch wirklich ausgekauft werden können, ist eine Umwandlung der üblichen geteilten in die durchgehende Arbeitszeit notwendig. Diese allein auch ermöglicht eine volle Ausnutzung der Arbeitsstunden, ist also der Gründlichkeit der Arbeit, worauf es in den heutigen Betrieben vor allem ankommt, förderlich, während die geteilte Arbeitszeit mit ihrer Zerreißung der Arbeitsaufgabe der Aufmerksamkeit abträglich und damit starker Anspannung hinderlich ist.

Allerdings ist der Übergang von der geteilten zur ungeteilten Arbeitszeit mit Schwierigkeiten verknüpft; aber diese sind mehr auf die natürliche Trägheit und auf die Mißlichkeiten zurückzuführen, die unter der Herrschaft der üblichen Arbeitszeit die vereinzelte Ausführung der Verbesserung zunächst selbverständlich mit sich bringt, als etwa auf hygienische Gründe. Was letztere anbelangt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so bemerkt darüber der bekannte Karlsruher Nervenarzt Dr. W. Hellpach: „Manche bezweifeln, daß es allen Menschen gegeben sein werde, den Anforderungen der ungeteilten Arbeitszeit standzuhalten; 8 bis 9 Stunden Tätigkeit, nur von einer Frühstückspause unterbrochen, sei nicht jeder imstande, zu bewältigen. Dieses Argument ist aber nur theoretisch konstruiert — oder es ist eine vorzeitige Deutung gewisser Erfahrungen, die sich bei der Neueinführung der durchgehenden Arbeitszeit geltend machen. Selbstverständlich nämlich wird das ‚Durcharbeiten' zunächst etwas ungewohnt empfunden, und die Anpassung ist für nervöse Personen, wie jede Änderung der Lebensweise, leicht mit mancherlei Beschwerden verbunden. Überall aber wo die durchgehende Arbeitszeit festgehalten wurde, machen die Beschwerden gerade auch bei Nervösen sehr bald einem gesteigerten Wohlbefinden Platz; ganz natürlich, denn gerade der Nervöse ist erfahrungsgemäß für Arbeiten während der Hauptverdauung besonders untauglich, und es entwickeln sich bei ihm auf diese Weise sehr leicht Beeinträchtigungen der Verdauung, welche mit der Zeit ebenso wohl zu schlechter Blutbeschaffenheit wie zu nervösen Herzkrankheiten Anlaß geben können. Das sind Dinge, die mit einem Schlage verschwinden. Überdies lehrt die Erfahrung, daß die größere Verfügungsfreiheit über die Mußezeit bei der ungeteilten Arbeitszeit so wohltätig empfunden wird, daß dieser Umstand allein schon über manche Unbequemlichkeiten des Neuen und Ungewohnten hinwegtröstet. Es ist tatsächlich bis heute kein Beweis erbracht worden, daß das Durcharbeiten gesundheitlich irgendwie im Vergleich zur zerstückelten Arbeit nachteilig sei."

Man sollte daher bestrebt sein, die ungeteilte Arbeitszeit in möglichst weitgehendem Umfange einzuführen. In erster Linie müßten die Betriebe in den Großstädten und in den dicht bevölkerten Industriemittelpunkten veranlaßt werden, die neue Zeiteinteilung für ihre gesamten Leute einzuführen.

Ich brauche diesen Äußerungen nur noch kurz ein paar Hinweise hinzuzufügen.

Die Mittagspause liegt ungünstig, weil, wie jeder an sich selbst beobachten kann, gerade um diese Zeit die Höhe der täglichen Leistungsfähigkeit erreicht wird. Der Wert und auch die Menge der Arbeit ist bei durchgehender Arbeitszeit größer.

Die Mittagspause liegt ungünstig wegen der unvermeidlichen Ermüdung und Abspannung — abgesehen von der Verdauung — durch Gehen und Fahren in Sonnenhitze, Nässe, Sturm und Kälte. Die Folge ist die oft zu beobachtende Schläfrigkeit am Nachmittage.

Bei der zerstückelten Arbeitszeit gehen dem Geschäft jeden Tag mindestens zweimal eine Viertelstunde Arbeitszeit bei jedem An-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gestellten verloren, weil er vor 12 etwas früher aufhört und nach 2 nicht gleich wieder anfängt oder zu spät kommt.

Die Firmen werden bei durchgehender Arbeitszeit sicher Ersparnisse an Heizung und Beleuchtung machen, auch die Krankenkassen dürften infolge Verminderung der Unfallgefahr und Gesundheitsschädigung ein starkes Interesse daran haben.

Eine starke Gegnerschaft gegen die durchgehende Arbeitszeit werden die Hausbesitzer beziehungsweise die Wohnungsvermieter in den Städten bilden, die sich ja schon so wie so durch die Bodenreform und Heimstättenbewegung stark angegriffen fühlen. Es ist klar, daß bei durchgehender Arbeitszeit jeder nach Möglichkeit die Mietskasernen fliehen und sich eine schönere und gesündere Wohnung draußen vor der Stadt suchen wird. Hiergegen scheint mir der Hinweis zu genügen, daß die Stadthäuser sich als Geschäftsräume sicher ebensogut, wenn nicht besser, bezahlt machen werden wie als Wohnräume. Ist es doch in unseren großen Städten schon vielfach so geworden.

Für geradezu rückständig und unvernünftig muß man es doch jedenfalls halten, wenn in einigen Städten den Beamten verboten wird, in den Vororten zu wohnen. Das dürfte doch wohl nur eine Wirkung des allzu überwiegenden Einflusses der Interessenvertretung der Wohnungsvermieter oder, wie sie sich selber lieber nennen, „Hausbesitzer" in den Stadtparlamenten sein. Eine wirklich weitblickende und vorsorgende Stadtverwaltung wird im Gegenteil für möglichste Ausnutzung gesunder und billiger Wohnmöglichkeiten sorgen und die möglichste Verbesserung und Ausnutzung der Verkehrsmittel zu fördern suchen.

Der Boden- und Hauswucher, auch der Nahrungsmittelwucher, die sich leider jetzt im Kriege so bedenklich bemerkbar machen, läßt sich dadurch wesentlich bekämpfen, daß man möglichst vielen Menschen Zeit und Gelegenheit schafft, sich Eigenheime mit Gärten zu verschaffen. Die Leute werden dadurch unabhängiger von der Macht der Erzeuger, Händler und Vermittler, die Lebenshaltung wird vereinfacht und verbilligt. Die Ernährung im Kriege wäre leichter sicher zu stellen als bei der heutigen Wohnweise und Zeiteinteilung.

Wie sich nun die angestrebte Verbesserung der Tageseinteilung in den einzelnen Berufen und Ständen, in Groß- und Kleinstadt, auf dem Lande, im Verkehrswesen, bei der Post und so weiter durchführen läßt, darüber braucht man sich wohl nicht viel Sorgen zu machen. Bei gutem Willen zum Besseren wird sich alles machen lassen.

Leider werden bei uns viele notwendige Reformen durch kurzsichtige geschäftlich-kleinliche Interessenpolitik zurückgehalten. Der heutige kapitalistische Großbetrieb muß aber lernen, seine Arbeitsweise den kulturellen Bedürfnissen anzupassen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In Deutschland wird vielfach mit der Gesundheit und Arbeitskraft des Volkes gewüstet, und die verantwortlichen Stellen sollten wirklich mehr auf Schonung und Erhaltung der Volkskraft im wirtschaftlichen Wettstreit der Völker bedacht sein.

Das kann wesentlich durch bessere Arbeitszeiteinteilung und bessere Wohnweise geschehen.

Franz Volquart Meyer.

Alt und Neu

Unter „Alt und Neu" geben wir zu geeigneter Zeit Stücke aus den Werken alter und neuer Dichter und Schriftsteller. Wir bevorzugen dabei selbstverständlich solche Werke, die nicht nur künstlerischen oder literarischen Wert haben, sondern von denen auch ihr Inhalt erweist, daß sie zu dem Gesunden gehören, was in unserm Land und Volk (oder anderswo) wächst und wird. **Vortrupp.**

Moderne Ernährung*).

„. . . Wir brauchen nicht bis nach Japan oder Arabien, ja nicht einmal bis zu den Sportskreisen zu gehen, um eine erstaunliche Ausdauer bei eiweißarmer Kost zu beobachten. Wir haben in Dänemark wie auch in Deutschland Gelegenheit genug, solche Beobachtungen im täglichen Leben zu machen. Der Verfasser dieses Buches ist unter einfach lebenden Bauern an der Westküste von Jütland geboren und herangewachsen. Diese Bauern waren nicht arm. Durch ihre Tüchtigkeit und Einfachheit brachten sie es in der Regel zu Wohlstand. Ihre Arbeitskraft war ungewöhnlich, die Arbeitszeit betrug im Sommer 14 bis 16 Stunden, und niemand redete von Überanstrengung. Fleisch bekam man sehr selten zu sehen, und aß man Fleisch, so wurde es in sehr kleinen Portionen zugeteilt. Viel Fleisch zu essen galt als ein moralischer Mangel, als Schlemmerei und wurde ebenso hart beurteilt wie Trunksucht. Diese Leute waren die fröhlichsten und zufriedensten Menschen, die mir je vorgekommen sind; sie waren freilich nicht so korpulent wie wohlgenährte ‚Städter'. — —

. . . . . .

Am Schlusse des Buches gibt der berühmte dänische Arzt folgende einfache Lebensregeln:

1. Lebe einfach! Bedenke, daß einfache, unzusammengesetzte Nahrungs-

*) Aus Dr. med. Hindhede „Moderne Ernährung" (Verlag W. Vobach & Co., Leipzig). I. Teil (Theoretischer Teil), gebunden M. 1.80. II. Teil (Praktisches Kochbuch zum System Dr. med. Hindhede), gebunden M. 2.60. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mittel, wie grobes Brot, Kartoffeln, Butter und Obst, das Gesündeste von allem sind. Laß deswegen diese Stoffe, wenn auch nicht deine ganze Ernährung, so doch die Hauptbestandteile derselben sein.

2. Rauche keinen Tabak! Trinke kein Bier oder andre Spirituosen! Sei sparsam mit Kaffee und Tee!

3. Spare nicht an Sonne und Luft! Sorge für passende Körperbewegung! Körperliche Arbeit in freier Luft ist das Ideal; kann dies Ideal nicht erreicht werden, so muß man jeden Tag, und zwar am liebsten mitten am Tage, wenn die Sonne am Himmel steht, einen Spaziergang von mindestens 1 Meile (8 km) machen.

4. Packe dich nicht in zu viele Kleider ein! Bist du draußen und frierst, so gehe dich warm. Genügt dir das Gehen nicht, so laufe. Bedenke, das Ideal ist, nackend zu gehen. Bedenke, daß man selbst im Winter bei Sonnenschein nackend gehen kann, ohne zu frieren. Das kann unter solchen Verhältnissen wärmer sein, als angekleidet zu gehen. (Es ist wärmer, in der Sonne zu gehen als im Schatten!) Arbeite darauf hin, daß es allmählich modern werden kann, in der Schwimmhose spazieren zu gehen, wenn auch nicht auf der Straße, so doch auf ländlichen Wegen.

5. Gehe früh zu Bett und stehe früh auf! Scheue das gesellige Leben in später, nächtlicher Stunde. Ein einziger Abend, in einem überhitzten, mit Rauch angefülltem Gesellschaftslokal zugebracht, kann eine zurückgedrängte Tuberkulose von neuem wieder entfachen. Am schlimmsten von allem ist der Aufenthalt in warmen, mit Ansteckungskeimen angefüllten öffentlichen Lokalen, wo ein Gast nach dem andern aus denselben unzulänglich gereinigten Gläsern trinkt.

6. Halte dich an die alte Moral! Ein Mann und eine Frau, das ist ein unfehlbares Mittel zur Ausrottung der Geschlechtskrankheiten, die stets die Mitwirkung von drei Personen gebrauchen, um sich ausbreiten zu können. Eine frühe Ehe ist das Ideal. Einfachheit in Lebensgewohnheiten, Verachtung für den übertriebenen Luxus der modernen Kultur wird dir den Weg zu diesem Ideal bahnen.

Wenn jemand diese Regeln liest, so wird er möglicherweise sagen: Ja, das ist natürlich alles richtig, aber wie langweilig! Wieso? Ist es denn langweilig, seine Gesundheit, seine Lebenskraft bis in ein hohes Alter zu bewahren? Ist es etwa interessant, sich mit 50 Jahren in Automobilen und Straßenbahnen herumschleppen zu lassen, weil das Gehen zu anstrengend ist? Ist es amüsant, sich mit einem Fahrstuhl in das vierte Stockwerk hinauffahren zu lassen, weil man keuchen muß, wenn man eine Treppe hinaufgehen soll? Ist es amüsant, sich mit 50 Jahren nie ganz wohl zu fühlen, weil einem der Magen, die Leber oder die Nieren Beschwerden machen? Sollte es nicht etwa reichlich so amüsant sein, sich am Morgen, wenn man erwacht, vor Wohlbehagen strecken zu können (es gilt für unfein, sich am Tage in guter Gesellschaft zu strecken, das tun nämlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nur ordinäre Leute! Wie charakteristisch!) und den ganzen Tag hindurch nie das geringste krankhafte Gefühl zu empfinden, sondern immer mit Lust und Leichtigkeit arbeiten zu können?

Genuß! Genuß! Genuß, heißt es heutzutage. Wie sonderbar, je mehr man nach Lebensgenuß sucht, um so mehr Lebensüberdruß findet man.

Können denn die Leute nicht begreifen, daß der größte Genuß im Leben darin besteht, im Besitz einer körperlich und seelisch so guten Gesundheit zu sein, daß man nie das leiseste Bedürfnis zu künstlichen Genußmitteln empfindet? Sich stets unwillkürlich sagen zu können: ‚Wie schön ist es doch zu leben!', zu fühlen, wie diese Gesundheit, diese Lebenskraft alle Nerven und Muskeln durchströmt, das ist die Grundlage für den einzigen wahren Lebensgenuß, einen Genuß, der nie einen Katzenjammer hinterläßt. Aber diesen Lebensgenuß findet man jetzt fast nur noch bei Kindern (und bei unzivilisierten Nationen). Die moderne Kultur mit allen ihren Giften hat das feine Zusammenspiel zwischen den Nervenelementen zerstört, das die Grundbedingung für ein echtes Glücksgefühl ist! Dies Gefühl ist wie eine zarte Lilie, die am besten in jungfräulichem Boden gedeiht. Wird zuviel mit Kunstdünger gedüngt, mit künstlichen Genußmitteln, so welkt die Lilie, und du bekommst statt dessen eine Schierlingpflanze! Glücklich der junge Mann und das junge Mädchen, die es verstehen, von Jugend an die Lilien des Lebens zu hegen und zu pflegen!"

Der Geschmack.

„Wie ich in meinem Buche ‚Moderne Ernährung' (Teil 1) ausführlich begründet habe, ist eine einfache Lebensweise unbedingt die gesündeste. Aber hier steht der Geschmack im Wege. Der Mann, der sich an Beefsteak mit Ei gewöhnt hat, will ungern im wesentlichen von Brot und Kartoffeln leben. Es kann sich indessen bewerkstelligen lassen, daß man seinen Geschmack ändert. Besonders günstig ist derjenige gestellt, der als Kind gelernt hat, die einfachen Gerichte zu schätzen. Was man in der Kindheit zu essen gewohnt gewesen ist, pflegt das ganze Leben lang gut zu schmecken. Deshalb erscheint es mir als erste Pflicht aller Eltern, ihre Kinder an eine einfache Lebensweise zu gewöhnen. Niemand weiß, ob das Kind später die Mittel zur Üppigkeit bekommt, und selbst, wenn das Vermögen dazu vorhanden ist, so haben wir gesehen, welchen Vorteil es für die Gesundheit bedeutet, sich an Einfachheit zu gewöhnen. Damit das Essen schmeckt, ist ein guter Appetit eine unumgängliche Notwendigkeit. Aus Rücksicht hierauf sollte man nie essen, bevor man tüchtig hungrig ist, und sollte stets aufhören, ‚wenn das Essen am besten schmeckt', das ist, wenn der Hunger gestillt ist. Hier hat einfaches Essen ja auch den Vorteil, daß man nicht zu stark in Versuchung kommt, über diesen Punkt hinauszugehen. Es ist eine schlechte Sitte, die wir eingeführt haben, daß zu einem Mittagessen mehrere Gerichte gehören. Weshalb kann man sich nicht ebensogut an einem Gericht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

satt essen? Oft geht es so, daß man in Wirklichkeit seinen Hunger an dem ersten Gericht stillt oder an den ersten beiden Gerichten, während das zweite und dritte Gericht das Übermaß ist, das nicht gut tut, aber zu beschwerenden Fettablagerungen und verschiedenen Krankheiten führt (Fettleber, Gicht, Arterienverkalkung, Schlagfluß usw.). Allen, die sich für diese Fragen interessieren und die wünschen, die Kunst, zu essen, zu lernen, will ich raten, versuchsweise eine Zeitlang von recht grobem Brot mit Butter, Kartoffeln mit Butter oder Soße, etwas Milch und Obst zu leben*). Aber selbst bei einer so einfachen Kost sollte man daran denken, nicht zu viel zu essen, am besten keine bestimmten Essenszeiten einhalten, sondern erst essen, wenn der Hunger sich meldet, einerlei, ob es dann 2-, 3- oder 4mal am Tage geschieht. Bei manchen wird ein solcher Versuch erhöhtes Wohlbefinden hervorbringen, der Lust machen wird, diese einfache Kost fortzusetzen, wenn auch nicht ganz so streng. Ein solcher Versuch wird wahrscheinlich die Teilnehmer gelehrt haben, wie gut einfache Kost schmecken kann. Viele Menschen kennen gar nicht den feinen Wohlgeschmack einer guten, richtig gekochten Kartoffel (mit einer Scheibe Butter oder möglichst nur mit Salz gegessen) oder eines Stücks groben Brotes. Mein Hauptversuchsobjekt, Fr. Madsen, der seit Jahr und Tag nur von Brot und Margarine gelebt hat, ist ein richtiger Feinschmecker. Er erörtert eifrig den Unterschied im Geschmack von Brot, das aus russischem oder amerikanischem Weizen gebacken ist.

Die meisten Menschen kennen den Wohlgeschmack nicht, weil sie nie diese Nahrungsmittel allein gegessen haben. Der Geschmack ist durch den Fleischgeschmack verdeckt gewesen. Selbst wenn man dann nach Schluß des Versuches wieder zu den alten Gerichten zurückkehrt, wird man erstens gelernt haben, daß es darauf ankommt, sich nicht zu überfüllen, und zweitens, daß es gilt, mit den eiweißhaltigen, tierischen Nahrungsmitteln (Fleisch, Ei usw.) zu sparen. Wenn man den Glauben hat, daß grobes Brot und Kartoffeln wahrscheinlich unser allerbestes, allergesündestes Nahrungsmittel ist, wird dies unwillkürlich dahin führen, daß man Gewicht darauf legt, sich gute Kartoffeln zu verschaffen, die Kartoffelportionen zu vergrößern, dagegen die Fleischportionen zu vermindern und Kartoffeln mit Brot oder Butterbrot zu fast allen Gerichten zu essen. Wenn es auf den ersten Blick erscheint, daß die Portionen in meinen Kochrezepten allzuknapp berechnet sind, so daß man nicht satt werden kann, so liegt das Geheimnis oft darin, daß man nicht soviel Brot und Kartoffeln dazu ißt, wie ich berechnet habe.

Dazu kommt aber noch eine ganze Reihe von anderen Bedingungen. Es genügt nicht, daß die Hausfrau es versteht, die Speisen zuzubereiten

---

*) Natürlich ist bei diesen vor dem Kriege gemachten Ausführungen nicht mit der jetzigen Butterknappheit gerechnet. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und anzurichten; wenn die Familie nicht versteht, sie zu essen, so nützt das alles nichts. ‚Nicht versteht, sie zu essen?' höre ich den Leser ausrufen. ‚Essen kann doch wohl jeder Mensch!' Das ist wohl richtig, aber auf das richtige Essen verstehen sich meiner Erfahrung nach die Leute im allgemeinen am allerwenigsten, weil sie niemals über diese Sache nachgedacht haben. Solange der Mensch im Naturzustand von rohen, unzubereiteten Produkten lebte, deren Beschaffung oft mit großen Anstrengungen verbunden war, und die eine sehr gründliche Bearbeitung durch die Zähne erforderten, ehe sie hinuntergeschluckt werden konnten, da war das Essen keine Kunst.

Jetzt hingegen, wo eine raffinierte Kochkunst die Zähne scheinbar zu einem Luxusartikel macht, so daß sie infolge unzureichender Benutzung schon in einem Alter von 10 bis 20 Jahren zerbröckeln, jetzt ist es notwendig, die schwierige Kunst des Essens zu erlernen.

Ich möchte jeder Hausfrau empfehlen, über ihrem Eßtisch eine Tafel aufzuhängen, auf der mit großen Buchstaben geschrieben steht:

Keine Mahlzeit ohne Hunger!
Hört auf zu essen, sobald der Hunger gestillt ist!
Bei Tische wird nicht geredet, sondern gekaut!
Esset Brot! Esset Kartoffeln!

Viele Menschen ahnen gar nicht, was es heißt, hungrig zu sein. Wie selten — wenn man die allerärmsten Klassen ausnimmt — hört man einen Menschen über Hunger klagen, wie häufig hingegen über ‚Mangel an Appetit'! Man weiß nicht, soll man lachen oder weinen über die Tausende von Menschen, die zu dem Arzt kommen, um sich etwas verschreiben zu lassen, das ‚Appetit macht'. Mangel an Appetit ist die einzige Waffe der Natur gegen die moderne Überernährung, die die Energie und die Arbeitsfähigkeit erschlafft und schließlich zum Ruin der Verdauungsorgane und des ganzen Organismus führt. Aber diese ausgezeichnete Waffe suchen törichte Menschen mit Gewalt aus der kundigen Hand der Natur zu schlagen, mittels einer raffinierten Kochkunst oder, wenn diese nicht ausreicht, durch ‚Appetiterreger' allerlei Art. Kann man sich da wundern, daß Därme und Magen einer solchen Behandlung gegenüber schließlich streiken? Und glücklich der Mann, dessen Magen rechtzeitig streikt. Ein Straußenmagen führt oft in ein frühes Grab.

Es muß also eine unumstößliche Regel sein, nie zu essen, außer wenn man hungrig ist. Aber man verwechselt sehr oft Hunger mit Appetit. Die Lust, irgend ein künstlich bereitetes Gericht zu essen, ist nicht gleichbedeutend mit Hunger. Hungrig ist man erst, wenn man ein Stück trockenes Brot mit einer dünnen Schicht Butter mit Appetit essen würde. Sich diesen Appetit zu verschaffen, ist die leichteste Sache von der Welt.

Man w a r t e nur, bis er von selber kommt, gleichgültig, ob man einen halben, einen ganzen oder gar mehrere Tage warten muß. Das Fasten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

war ein guter, alter Brauch, der uns leider abhanden gekommen ist. Es ist oft von großem Nutzen, selten oder nie kann es schaden. Will der Appetit trotzdem nicht kommen, so mache man einen tüchtigen Morgenspaziergang von 2 Stunden, das wird sicher helfen. — —

. . . . . .

Die dänischen Landleute sind im allgemeinen intelligent, tüchtig und gutgestellt.

Zwischen den dänischen Landleuten stehen die westjütischen Bauern wieder in erster Linie in bezug auf Tüchtigkeit, aber gleichfalls in erster Linie in bezug auf Einfachheit.

Es waren Beobachtungen über die Lebensweise dieser Bauern, die zuerst mein Vertrauen in die alten Ernährungstheorien erschütterten. Zu diesen Bauern gehörte mein Vater. Obschon er ein gutgestellter Mann war, der nicht zu sparen brauchte, sah er es für unmoralisch an, das Fleisch auf seinem Teller in zu große Stücke zu schneiden. Zu jeder Kartoffel durfte nur ein ganz kleines Stück Fleisch gegessen werden, handelte man dagegen, gab es was auf die Finger. Während meiner Studentenzeit und unter dem Einfluß der damals geltenden wissenschaftlichen Anschauungen verlor ich dieses moralische Gefühl. Aber während meiner 20jährigen Beschäftigung mit diesen Fragen kam ich zu der Erkenntnis, daß es die westjütischen Bauern waren, die auf den Zinnen der Wissenschaft standen, während die Universitätsautoritäten im Tale wanderten. Ich habe daher meiner Kindheit Moral wiedergefunden, und es tut mir deshalb leid, die Jugend in Fleisch schwelgen zu sehen. Aber wie soll man die Menschen der Jetztzeit zurückführen zu der altbackenen Moral, die nicht nur auf dem Gebiet der Ernährung der beste Schutz gegen die Entartung der Völker ist?"

Rund um uns

† Prof. Ernst Sieper. Es will uns scheinen, als hielte der Tod auch unter den Daheimgebliebenen eine reichere Ernte als sonst. Doch vielleicht trifft uns jeder Verlust in dieser schweren Zeit nur um soviel härter.

Auch im Freundeskreise des „Vortrupp" klaffen die Lücken. Jetzt folgt den auf dem Felde der Ehre Gebliebenen ein Heimatskämpfer, dem die Feder aus der Hand sinkt, — Ernst Sieper, unser langjähriger Mitarbeiter, der sich bis zum Tode den Glauben an eine mögliche Freundschaft zwischen den sich jetzt blutig befehdenden Völkern nicht rauben ließ. Unsere Leser kennen den leidenschaftlichen Ernst, womit er seiner guten Sache diente.

Wir rücken enger zusammen, schließen die Lücken und geloben uns und dem

Toten, an unserem Teil treu daran mitzuarbeiten, daß die Völker einst erkennen, wie sie in den letzten Fragen auch des staatlichen Lebens niemals unversöhnliche Feinde zu sein brauchen.

Vortrupp.

Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Reden aus der Kriegszeit.

Die von Sieper in seinem Aufsatz „Weltkrieg und Wahrheit" (Vortrupp Nr. 1, 1916) angeführten Stellen aus der von Wilamowitz-Moellendorffs Rektoratsrede haben den Wunsch in uns erweckt, unsere Leser mit einem größeren Auszuge der Rede bekannt zu machen. Wir raten aber doch dringend dazu, sie ganz zu lesen. **Vortrupp.**

... Wenn die Bearbeiter desselben Wissensgebietes die Schriften ihrer Mitforscher in deren eigener Sprache lasen, wenn im brieflichen Verkehre jeder seine Sprache schrieb, wie sollte sich da nicht auch Verständnis und mindestens Achtung vor der fremden Volksart einstellen. Tatsächlich gab es eine wissenschaftliche Gemeinschaft, die über die Erde reichte. Vor fünf Jahren haben wir sie bei unserem Jubiläum sinnfällig vor Augen gehabt. ...

Soll nun all dieses zertrümmert sein? So scheint es. Und wie soll dann die Wissenschaft getrieben werden? Eine bange Frage. Aber sie gilt allgemein, sicherlich auch sehr dringend für die Naturwissenschaften. ... Das Hellenentum ist nun einmal die gemeinsame Grundlage aller Kultur, nicht nur im Okzident, sondern auch, wohin sie direkt von Byzanz kam. Gehört doch selbst das Christentum zum Erbe des Hellenismus. So weisen denn diese Studien die Völker auf etwas ihnen allen Gemeinsames und lehren sie einander auf diesem gemeinsamen Boden gelten lassen. Da zogen sich denn die Fäden freundschaftlicher Beziehungen zwischen den Gelehrten aller Völker. Im Kriege müssen sie freilich auf dem Boden schleifen, aber sollen sie für immer abgerissen sein? Machen wir uns keine Illusionen. Wiedersehen werden wir einander nicht, werden wohl für den Rest des Lebens fremd nebeneinander hergehen. Ein schwerer persönlicher Verlust, aber nichts ist zu schwer, wenn es das Vaterland fordert. Allein das fordert das Vaterland nicht, daß Lieb und Treu wie ein böses Unkraut ausgerauft werde, und im Herzen werde ich den Männern im feindlichen Auslande nicht nur die schuldige Achtung, sondern die Freundschaft in Treuen bewahren. Ich zweifle auch gar nicht, daß mancher drüben ähnlich empfindet, selbst in der Pariser Akademie, die mich ausgeschlossen hat. Mir ist die Mitgliedschaft eine Ehre gewesen, weil sie der Ausdruck für tätige gemeinsame Arbeit war. Aber wie groß muß die Verblendung der Herren sein, wenn sie sich nicht klarmachen, daß es für mich eine weit größere Ehre ist, auf unseren Diplomen unter meinen Namen zu setzen ex academia Parisina honoris causa electus. Sie werden keine Ehre von ihrem Beschlusse haben. Leid tut es mir nur um die Arbeit, die die Franzosen ohne uns schon vorher nicht durchführen konnten: nach dem Kriege werden sie es erst recht nicht können. Schließlich kommt auf den einzelnen Mann wenig an. Aber die französische Regierung hat auch einem holländischen Gelehrten die Benutzung der Pariser Handschriften eines Kirchenvaters verweigert, weil er ihn in unserem Auftrage herausgeben wollte. Sie hat auch schon vor dem Kriege internationale Vereinbarungen zur Erleichterung des wissenschaftlichen Verkehres trotz der Bereitwilligkeit ihrer eigenen Gelehrten verhindert. Das ist ungerügt geblieben. Um die Wissenschaft nicht noch mehr zu gefährden, erträgt man viel. Jetzt führe ich die Tatsachen an; sie bedürfen keines weiteren Wortes. Die Sünden des verblendeten Hasses werden sich selbst am schwersten strafen. Aber muß man nicht wirklich an der Zukunft des wissenschaftlichen freien Verkehres verzweifeln?

Das sei ferne. Es kann mit dem commercium literarum nicht anders gehen als mit dem commercium überhaupt. Jetzt sind wir mit Recht stolz darauf, daß unsere Landwirtschaft und unsere Industrie uns gestatten, aus eigenen Kräften zu bestehen; aber das ist Kriegszustand. Wir tun es aus Not und werden es tun, solange es notwendig ist, aber niemand

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zweifelt, daß nach dem Kriege sich der Welthandel, also auch der Verkehr zwischen feindlich gesonnenen Völkern, durch das Schwergewicht der Dinge wiederherstellen wird. Auch die meisten wissenschaftlichen Arbeiten lassen sich nicht ohne ausländisches Material und ohne Forschungen im Auslande durchführen... Die Liebe zur Wissenschaft, der Drang empor zu denselben Idealen ist ein göttliches Feuer, und die Herzen, in denen es brennt, müssen einander trotz allem verwandt fühlen. Eros, der Mittler zwischen Göttern und Menschen, wird auch die Seelen wieder zueinander führen, sobald nicht die ebenso heilige Liebe zum Vaterlande unsere ganze Kraft des Leibes und der Seele in Anspruch nimmt.

Das ist die Zuversicht, durch die wir Alten uns darein finden, hinsterben zu müssen, ehe eine Harmonie sich erneut, an der wir uns erbauten, und die mit schrillem Mißklang zerriß. Sie, meine lieben Kommilitonen, sollen ihre Erneuerung erleben, sollen selbst das Ihre dazu tun. Jetzt werden Sie das nicht glauben, vielleicht gar nicht davon hören wollen. Ich verdenke es Ihnen nicht. In diesen Tagen wird selbst das kühlere Alter durch das Verhalten der Feinde und nicht weniger vorgeblich Neutraler in einen heißen Zorn getrieben, so daß es sprechen möchte, fahret dahin. Wenn ihr von uns nichts wissen wollt, gut, so wollen wir von euch und allem Euren auch nichts wissen. Aber nur einem Schulmädchen steht es gut, eine Fabel Lafontaines nicht lernen zu wollen, weil sie französisch ist. Und lernen muß es sie doch. Wenn sich die andern dadurch schädigen wollen, daß sie keine deutschen Bücher lesen, warum sollen wir so dumm sein? Fürchten werden wir uns doch nicht, und schon die Klugheit gebietet, seine Feinde zu kennen. Eben darum haben die Franzosen vor dem Kriege wirklich sehr fleißig Deutsch gelernt. Leider nur darum; wir hatten ihnen Besseres zugetraut. Die bloße Nützlichkeit entscheidet wahrhaftig nicht. Dante und Michelangelo verlieren doch dadurch nichts von ihrer unsterblichen Größe, daß sich die Italiener von heute unsere ehrliche Verachtung verdient haben. Wir werden uns die Freude an Montaigne und Diderot, an Shaftesbury und Sterne nicht vergällen lassen, und an Corot und Rodin auch nicht. Ja selbst Anatole France und Thomas Hardy sollen uns weiter vergnügen. Wir wollen unsere deutsche Überlegenheit auf allen Gebieten behaupten. Nicht erst jetzt beklage ich, daß wir die slawische Welt zu wenig kennen und sie kennen zu lernen so wenig Gelegenheit war. Die Gegenwart lehrt, sollt' ich meinen, ganz augenfällig, daß die Kenntnis des Russischen und Polnischen verbreiteter sein sollte, wieder nicht nur, um die Sprachen reden zu können, sondern um die Völker innerlich zu verstehen und richtig zu würdigen. Ich hoffe, daß sich der Staat entschließen wird, diesem Bedürfnis Rechnung zu tragen. Ja, ich gehe noch weiter. Mindestens in den benachbarten deutschen Provinzen sollte bequeme Gelegenheit geboten werden, Dänisch, Schwedisch und Holländisch zu lernen, auch aus praktischen Gründen, aber vornehmlich, weil es unsere germanischen Nachbarn verdienen, daß wir sie in ihrer Eigenart kennen und anerkennen. Glauben Sie mir, Ibsen wirkt ganz anders, wenn Sie ihn in seiner Sprache lesen. Es ist auch sehr nötig, daß wir den verbreiteten Irrtum los werden, daß Germanisch und Deutsch so ziemlich dasselbe wäre. Er verführt z. B. sehr oft dazu, daß die Götter der isländischen Lieder für deutsch gehalten werden, weil wir von deutschen Göttern so gut wie nichts wissen. Die Geschichte hat es mit sich gebracht, daß Hoch- und Niederdeutsche zu einem Volke geworden sind, also das an sich dem Hochdeutschen ebenbürtige Niederdeutsch in Deutschland ein Dialekt geworden ist. Aber daß das Holländische selbständig ist, hat die Geschichte auch mit sich gebracht. Sie hat auch die Flamen von den Holländern trotz der Sprachgemeinschaft getrennt. Deutsche sind schon die Eyck nicht gewesen, Rubens und van Dyck erst recht nicht. Aber ein Volksstamm, der solche Männer hervorgebracht hat, darf fordern, daß er als selbständig anerkannt werde. ...

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

... Wenn wir deutsch bleiben, in immer vollerem Sinne deutsch werden wollen, so gehört dazu, daß wir den Reichtum unserer tiefgegründeten auf das Ganze und Ewige gerichteten Bildung bewahren und mehren. Wer sie preisgeben will und uns statt dessen Macht und Reichtum und die Genüsse, die sich kaufen lassen, bietet, wer in der Beschränktheit oder besser der Borniertheit nationalistischen Dünkels die Ideale unserer Väter zertrümmert, der will uns in Wahrheit unser Deutschtum rauben, gerade weil er auf den Namen pocht. Das Frankreich schon Ludwigs XIV. und noch mehr das der Revolution glaubte die Welt zu beglücken, wenn es ihr seine Sprache und Sitte, am Ende seine Herrschaft aufnötigte. England hält sich für das auserwählte Volk, demgegenüber alle andern so oder so zur Abhängigkeit bestimmt sind. Weder diese noch jene wollen wir nachahmen, weder die Weltherrschaft Roms noch den nationalistischen Bildungsdünkel des Hellenismus. Deutsch wollen wir sein und bleiben, so wie es uns die Geschichte vorgezeichnet hat. ...

Die Fähigkeit, das fremde Gute aufzunehmen, ohne sich zu verlieren, haben die Deutschen immer wieder zu ihrem Heile bewährt. Der Minnesang und das höfische Epos des Mittelalters sind aus der Nachbildung romanischer Vorbilder zu innerlich gesteigerter Dichtung erwachsen. Wolframs und Gottfrieds Verse sind voll von romanischen Wörtern, die zum größeren Teile wieder ausgestoßen sind, aber ihrem deutschen Wesen tut das keinen Eintrag. ... Gelernt haben wir an dem lateinischen Humanismus, bei Italien, Frankreich und England, aber lernend wurden wir reicher, machten uns das Gute zu eigen und stießen das Fremdartige ab. Die Welt war nun einmal schon alt, als das Germanenvolk aus dem Dämmerzustande der Kindheit hervortrat, und auf dem Boden der alten Kultur mußten die Romanen einen Vorsprung haben, für uns Vermittler und Lehrmeister sein, bis die Zeit der Reife auch für unser Volk kam. Vor vierhundert Jahren hat es der Welt eine Verjüngung und Vertiefung der Religion gebracht, denn eine solche hat auch die alte Kirche im Widerstande gegen die Reformation erfahren. Endlich vor hundert Jahren erstand eine deutsche Gesamtkultur, an der teilzuhaben für den vollgebildeten Menschen hinfort unerläßlich ist, mag er wollen oder nicht. Unsere Feinde würden geistig nicht mehr als voll zählen, wenn sie ihre kindische Drohung wahr machen könnten und sich dem Einflusse des deutschen Gedankens entzögen. Von der Philosophie, der Musik braucht man nicht zu reden; aus den Wissenschaften, die auf geschichtlicher Forschung beruhen, habe ich die Namen von Bahnbrechern genannt. Stünde hier ein Vertreter der Naturwissenschaft, er würde auch eine solche Reihe vorführen. Unsere Aufgabe, Ihre Aufgabe, liebe Kommilitonen, ist es, festzuhalten, was der deutsche Geist vor hundert Jahren für die Menschheit erobert hat, wahre Wissenschaft im Gegensatze zu der rhetorischen Putzkunst. Diese Rhetorik, diese bloß formale Bildung war ein Erbe des Altertums aus seiner Verfallzeit, eine der Ursachen seines Verfalles. Überwunden ist sie durch das Erfassen des echten Hellenentums, auf das jede Wissenschaft zurückweist, sobald sie sich auf ihren Ursprung besinnt. Dieses lebenspendende Element unserer geistigen Bildung aufzugeben, bedeutet den Abfall von dem wahren Deutschtum, von den großen Männern, die mit der Aufrichtung unserer geistigen Macht auch zu unseren jetzigen Siegen den Grund gelegt haben. ..."

Der schlafende Hafen. Drüben im Hafen auf der Rampe des großen Lagerschuppens geht mit Helm und Gewehr ein Posten auf und ab, ab und auf. Schon weit über ein Jahr lang lösen sich dort und überall im Hafen die Posten ab; alle Tage blicken andere über den Hafen hin, bewachen Tag und Nacht die Schuppen und Lagerhäuser, heute, morgen, und wie lange noch? Oder bewacht der Posten den Schlaf des Hafens? Denn der Hafen ist wie verzaubert. Das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wasser, die Schiffe, die Kräne, die Schuppen, die Werften, — alles sonst ein Leben, ein Lärm und eine Bewegung, — heute regt sich's hier und dort, aber der Lärm ist verstummt, das große Leben schläft. Der Posten geht auf und ab. Horcht er auf den Traum des Hafens? Die großen Dampfer liegen träge und verschlafen da. Ihre Schornsteine haben eine Haube aus Segeltuch auf. Die Kajütenfenster sind verstaubt. Die Farbe blättert ab. Ein schwaches Räuchlein verkündet die Anwesenheit eines Wächters. Die Masten der Segelschiffe recken sich hoch in die Luft und schauen fragend nach den hohen Türmen von St. Michael, St. Peter und St. Nikolai hinüber: Wann erlöst ihr uns? Wann dürfen wir unsere Wimpel wieder steigen lassen? Aber die Glocken zählen eine Stunde nach der andern ab, als hörten sie nichts, als verständen sie nichts. Nur eine, die kleine lebhafte, ruft vernehmlich: „Geduld noch! Einst, einst, einst!" Und es raunt in den Lüften weiter: Einst! Der Posten steht und horcht auf den Klang der Glocken und auf das Raunen. Dann geht er weiter, auf und ab.

Über dem Hafen lagert die Ruhe des Schlafes. Die Nacht kommt. Lichter glänzen auf. Wunderbar wie der Traum von jenem fernen „Einst" ist die Schönheit des schlafenden Hafens in der Nacht. Unten schlägt das Wasser gegen die Planken und Steine der Kaimauern. Kleine Dampfer huschen vorüber, lassen ihre bunten Lichter vom Wasser widerspiegeln und verschwinden; neue tauchen auf. Lange Rauchschwaden legen sich um die hohen roten Bogenlampen und die grünlichen Gaslichter. Drüben die Stadt ein Geflimmer von unzähligen Lichtern. Hin und her fahren die Lichter der Straßenbahnen. Oben eilen die erleuchteten Wagen der Hochbahn vorüber. Die Schiffsrümpfe und Lagerschuppen türmen gigantische Schatten gegen den Himmel. Der Mond holt mit weißem Lichte diese und jene Fläche aus der dunkeln Masse heraus. Die kleine vorlaute Glocke meldet in ihrer eilfertigen Weise, daß es bereits Mitternacht sei. Und die andere mit der ruhigen Stimme antwortet: „Laß dir Zeit! Freilich wohl, es ist schon Zwölf!" Zuletzt folgt die mit dem vollen, feierlichen Klange: „Eins — zwei — drei ...." Langsam verhallen die schwellenden Klänge über dem fernen Rauschen der Stadt.

So halten sie Zwiesprach im Hafen: der Posten, die Masten und die Türme. Die Masten recken sich in Sehnsucht nach der Zeit, wann sie wieder die Segel und die Wimpel tragen werden. In den Klängen der Türme singt schon der Ton leise wie eine Vorahnung mit von jener ersehnten Stunde. Aber die Posten wachen, bis es Zeit ist.

Was tun wir, bis dies „Einst" anbricht? Wir bleiben auf unserem Posten und achten, während unsere gewaffnete Hand dem Feinde wehrt, auf all das schlafende Leben, das sich vor dem Kriegslärm scheu verkrochen hat. Es soll jetzt ruhen, bis seine Zeit wiederkommt. Aber es soll nicht sterben. Es soll in frischer Kraft erstehen können, wenn einst die Glocken läuten. Wie wird uns sein, wenn wir es wieder erwachen sehen, wenn wir all unsere Kraft wieder in den Dienst der Friedensgüter stellen dürfen, wenn unsere Hoffnungsschifflein mit vollen Segeln wieder ausfahren dürfen! Halten wir die Schiffe bereit! Einstweilen müssen wir es machen wie die Türme: unverdrossen Stunde um Stunde der schweren Gegenwart der Vergangenheit überantworten und uns in die Höhe recken, um das Raunen zu vernehmen, das über aller dumpfen und blutigen Erdenschwere daherschwebt und die Zeit kündet, die einst kommt, weil sie kommen muß.

An jenem Tage aber möchte ich im Hafen meine letzte Wache schieben, wenn die kleine lebhafte Glocke anfängt: „Leute, Leute, Leute, es ist Friede!" und die zweite anhebt: „Ja freilich, es ist Friede!" und die große volle singen wird: „Friede — Friede — Friede!" wenn die Wimpel und Fahnen an allen Masten steigen und der Hafen aussehen wird wie ein Zauberwald, vom schönsten Frühling geweckt.

Andreas Sönnichsen.

Für den Inhalt verantwortlich: i. V. Melanie Ebhardt, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

5. Jahrgang Nr. 4 16. Februar 1916

Biedermeier, „empfindsame Zeit" und die Zukunft.

Die ungeheuren Erlebnisse der Jetztzeit lassen es uns öfter so vorkommen, als hätten wir nur noch eine Gegenwart und eine dunkle Zukunft, als sei alle Vergangenheit tot und vorbei, als seien wir nur ein Anfang einer Neuentwicklung zu unbekanntem Endziel hin, und als gäbe es hinter uns gar keinen Weg mehr.

Ganz gewiß ist es unsere vornehmste Aufgabe, alles Vergangene dahinten zu lassen und uns ganz auf die Zukunft einzustellen. Und doch kann die Vergangenheit uns einen Dienst erweisen, für den wir ihr dankbar sein müssen. Es mag Zeiten gegeben haben, deren Menschen in ähnlicher Lage waren wie wir heute, sie sollten auch etwas Neues aufbauen und waren auf der Suche nach ihrem neuen Ziel; sie irrten vielleicht im Suchen, aber sie erweiterten dadurch nur den Umfang ihres Blickfeldes. Die Betrachtung solcher Zeiten könnte vielleicht einige Lichter auf entsprechende Vorgänge und Bestrebungen unserer Tage werfen und uns so befähigen, die Gegenwart besser zu verstehen. Natürlich würden dann aber jene fernen Zeiten niemals und unter keinen Umständen Vorbilder für das Handeln in der Jetztzeit bieten können. Nur Hinweise und Anregungen können sie uns vielleicht geben, aus ähnlich gerichtetem Geiste jetzt etwas Neues zu schaffen.

Es gibt zwei Zeiten, die hierbei in erster Linie in Betracht kommen. Beide folgten auf kriegerische Zeitläufte, beide spielen in der deutschen Kulturgeschichte ihre sehr bedeutsame Rolle: die „empfindsame" Zeit nach dem siebenjährigen Kriege und die Biedermeierzeit nach den Befreiungskriegen. Beide Bezeichnungen sind nicht recht glücklich gewählt, aber sie sind nun einmal eingebürgert.

Was Biedermeier ist, wissen wir alle recht gut, — oder wir meinen es zu wissen. Aus unseren Museen kennen wir das schöne alte Mahagonihausgerät, das so oft das Entzücken der Besucher erregt, weil es an die Stuben bei Großeltern oder Urgroßeltern erinnert: die machtvoll getürmten Roßhaarsofas mit den gerollten Lehnen und oft mit Fächern an den Seiten, die zierlichen Nähtischchen mit Buchsbaumeinlagen, die schönen dunkelbraunen „Sekretäre" mit der trau-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichen „Moderateur"lampe, und was es sonst an anheimelndem Hausrat gibt. Und wir kennen weiter auch die Menschen so gut, die dazwischen wandelten; die silberblinkenden Daguerrotypien zeigen sie uns noch leibhaftig, ebenso wie die zahlreichen Olbildnisse: die Mädchen mit ihren stets hellen Kleidern, die hoch gegürtet sind, mit ihrem Schutenhut und ihren schön geflochtenen Haaren; die Frauen, die uns bis in die reiferen Jahre hinein so erstaunlich jugendfrisch anmuten; und dann die Männer mit ihrem fremden Kleiderschnitt und ihrer fremden Haartracht, die uns aber immer wieder so jünglinghaft erscheinen, weil sie uns meist mit feingeistigen, schwärmerischen und oft genug „genialischen" Zügen im Antlitz entgegentreten.

Aus all dem meinen wir genau zu wissen, was Biedermeier ist: ein Leben in bescheidenen Grenzen, mit bescheidenen Vergnügungen, die aber ganz besonders auf das Schönheitliche und Geschmackvolle hin eingestellt sind. Ja, ein Leben, das sehr viel mehr auf das Innerliche gerichtet ist, als es in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts der Fall zu sein pflegte. Und das ist soweit ja auch zutreffend, aber umfassend ist dies Urteil nicht.

Wir erinnern uns wohl gern daran, daß die Biedermeierzeit auch die Epoche eines ganz einzigen Geisteslebens war, die uns den Namen des Volkes der Dichter und Denker eintrug. Und doch ist damit nicht alles gesagt, doch ist die gangbare Vorstellung, so lieb und traut sie uns wurde, einseitig. Unter der geruhsamen Oberfläche gärte es doch überall, ein Neues wollte sich gestalten. Mitten in der Biedermeierzeit begann die erste Eisenbahn zu rollen (1835), und am 1. Januar 1834 trat der Deutsche Zollverein ins Leben, der wie kein anderes Gebilde der Erzfeind der für diese Zeit scheinbar so bezeichnenden Beschränkung auf Kirchturmshorizont war. Es war ja die Zeit, in der die Dampfschiffahrt sich ausdehnte, und in der die neuzeitliche Industrie ihren umwälzenden Einfluß auf Landschaft und Leben auszuüben begann. Und vergessen wir im Bilde der Biedermeierzeit nur auch all das Politische nicht, das man unter der Bezeichnung „Vormärz" zusammenfaßt. Ja, die gemütvolle Biedermeierzeit war es auch, in der unsere schönen alten Städte begannen, sich ihrer mittelalterlichen Stadtmauern und Festungswälle zu entledigen und dabei sehr häufig unwiederbringliche Schönheitswerte an Plätzen und Gebäuden, denen wir jetzt vergeblich nachtrauern, leichten Herzens und sogar mit Freuden zu vernichten.

Wenn wir all dies bedenken, müssen wir sagen, daß diese Zeit keineswegs so ausschließlich an Kulturgütern interessiert war, wie wir uns so gerne vorstellen, sondern daß sie sich auch der mit üblem Beiklange sogenannten „Zivilisation" befliß. Gerade dieser ihr Doppelcharakter macht sie uns heute wert. Unsere schwere Aufgabe ist heut-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zutage wiederum so zweiseitig; es gilt, die im Kriege vernichteten Güter der Zivilisation wiederherzustellen und gleichzeitig mit dem schärfsten Nachdruck auch Kulturgüter zu pflegen und zu schaffen. Das scheint schwer und unvereinbar. Aber damals war es möglich, beidem gleichzeitig gerecht zu werden, und viel mehr noch: so gerecht zu werden, daß bei rastlosem Weiterarbeiten nach außen, auch die Fähigkeit zu gemütvollem Sichversenken nach innen keineswegs verkümmerte, sondern gerade zum ganz besonders kennzeichnenden Wesenszug wurde. Daher eben wirkt ein Blick auf die Biedermeierzeit tröstlich, weil er uns daran erinnert, wie diese Zwiespältigkeit doch einmal ein harmonisches Gesamtbild geben konnte und somit, — so werden wir folgern, — auch in unserer Zukunft wieder wird geben können; auch dann, wenn die Einzelzüge dieses Gesamtbildes teilweise andere sein werden.

Sehr viel ferner als diese Epoche scheint uns die „empfindsame" Zeit zu stehen. Aus Goethes Lebensgeschichte kennen wir ja allerlei von ihr. Wenn wir den Namen hören, denken wir wohl zuerst an allerlei Sonderbarkeiten, von denen wir lasen, und die uns recht fern liegen: etwa an die tränenreich-weltschmerzliche Sentimentalität im Wertherstil, oder an die Altäre, die man der Tugend, der Freundschaft und ähnlichen guten Geistern erbaute, — tatsächlich aus Stein errichtete und keineswegs nur im übertragenen Sinne; oder auch an das Gebahren der Vornehmen, die damals nicht nur im Ballsaal bei der Maskerade, sondern auch im Freien Schäferkostüme trugen und glaubten, damit dem Herzen der Natur näher zu kommen.

Das ist alles wiederum ein unvollständiges Bild, und die Zeit hat recht viele andere Seiten. In der Literaturgeschichte heißt sie ja die Sturm- und Drangperiode: neben dem tränenreich Säuselnden betet sie auch das kraftgenialisch Stürmende an. Und sie heißt auch die Zeit der Aufklärung. Darin liegt vielerlei. Nicht nur auf religiösem Gebiet will sie aufklären, — hieran denken wir ja zuerst bei dieser Bezeichnung, — auch auf dem Gebiet der Lebensgewohnheiten versucht sie es. Und das ist außerordentlich wichtig. Wir wissen ja, es ist die Zeit, aus der der Ruf „Zurück zur Natur!" stammt. Und sonderbar: während dieses Zurück sich einerseits in der Form jener gezierten Empfindsamkeit kundtun will, die der Zeit den Namen gab, tritt daneben das sehr ernsthafte Streben mit Nachdruck auf, das Leben im Sinne größerer „Natürlichkeit" und „Vernünftigkeit" (wie ein Lieblingsausdruck des ganzen achtzehnten Jahrhunderts lautet) umzugestalten. Wir dürfen nie vergessen, daß dies Zeitalter sehr viel mehr tat, als nur schwärmen, es versuchte praktische Arbeit zu leisten. Nehmen wir nur einen bezeichnenden Zug für viele gleichartige. Wenn beispielsweise die Schleswig-Holsteinischen Provinzial-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

berichte 1792 einen Aufsatz über den 103 Jahre alt gewordenen „Hans Jochen Stender, Holländer auf dem Gute Brodau, ein Beispiel der Abhärtung und Mäßigkeit, der Gesundheit und Zufriedenheit und eines seltenen hohen Alters" brachten, so ist dieser Titel für das Interesse, das man im großen Lesepublikum damals für Bestrebungen in dieser Richtung schon voraussetzen konnte, sehr bezeichnend.

Wir erfahren von allerlei damaligen Versuchen, die Lebensgewohnheiten umzugestalten; wir erfahren von übertriebenen Vorkommnissen, wie etwa dem Auftreten einzelner Naturmenschen, die durch die Lande zogen; und auch von dem Mißfallen des braven Bürgers gegen alles zu weit Gehende, das beispielsweise auch die Gebrüder v. Stolberg erfahren mußten, als sie im Zürchersee ein Freibad nahmen. Daß diese Zeit eben über tastende Versuche vielfach nicht hinauskam, ändert nichts an der Bedeutsamkeit ihrer Bestrebungen.

Die Aufklärung wollte, wie gesagt, keineswegs nur das religiöse, oder besser gesagt: konfessionelle Gebiet umfassen, sie bezweckte daneben auch Modelung der Lebensgewohnheiten. Auch Lavater wollte durch Aufklärung praktisch wirken, obwohl er doch der vom Zeitgeist beliebten Vernunftreligion, also der Aufklärung im gewöhnlichen Sinne, durchaus abhold war. Der Titel seines Hauptwerkes: „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe" erweist diese seine Absicht deutlich.

Da man nun aber im Sinne des später geprägten Wortes: „Wer die Jugend hat, hat die Zukunft", mit der Aufklärung zweckmäßig bei der Jugend anfangen mußte, ergab sich folgerichtig das ungeheure Interesse der „empfindsamen" Zeit an Fragen der Erziehungsreform. Nur an ganz wenige Namen sei hier erinnert. Daß Jean Jacques Rousseaus Erziehungsroman „Emil" die Bewegung ins Rollen brachte, ist bekannt. Johann Bernhard Basedow, dessen Rheinfahrt mit Lavater und Goethe uns aus dem bekannten Vers „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten" geläufig ist, gründete in Dessau eine Lehranstalt auf neuzeitlicher Grundlage, das Philanthropinum, von dem in Gemeinschaft mit einem von ihm herausgegebenen Lehrbuch, dem Elementarwerk und dem Elementarbuch, ein neues Zeitalter der Erziehung erhofft wurde. Herder und Lessing sannen über die Erziehung des gesamten Menschengeschlechtes nach. Johann Gottlieb Fichte wurzelt mit seiner Jugend, — sein Wirken im Mannesalter sollte die dann folgende Generation beeinflussen, — durchaus in dieser Zeit.

Es ist überflüssig, noch besonders zu betonen, daß zu manchen dieser ganz kurz angedeuteten Züge Parallelerscheinungen aus der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gegenwart gestellt werden könnten; der Vergleich mit heute drängt sich dem Betrachter von selbst auf. Damals begann der große Unterschied zwischen Kultur und Natur einerseits, Kultur und Zivilisation andererseits die Geister zu beschäftigen, wenngleich man kaum dazu gelangte, ihn klar und eindeutig zu erfassen. Die Probleme, mit denen man damals rang, sind noch dieselben, die auch uns zu denken geben. Und daher können wir für die Probleme von heute noch mancherlei lernen, wenn wir unsere Blicke in die „empfindsame" Zeit zurücklenken. Wohlverstanden: nur für die Probleme, denn die Wege, die man damals einschlug, können wir nicht einfach wieder wählen.

Im neunzehnten Jahrhundert versuchte man mehrmals, vergangene Zeiten künstlich auferstehen zu lassen. Wir von heute und morgen wollen uns der Hoffnung, daß dies möglich wäre, nicht vermessen; wir wollen die sehr einfache Tatsache im Auge behalten, daß 1917 eben eine andere Zeit mit andern Bedingungen ist, als 1827 und als 1777. Aber wir können diese Vergangenheiten schätzen, weil sie uns Anregungen und Fingerzeige für unsere Gegenwart zu bieten vermögen. Die Vereinfachung des Lebens, die auch von der „empfindsamen" Zeit erstrebt wurde, ist jetzt wieder unsere dringendste Zukunftsaufgabe. Wieder gilt es, jetzt wie damals, aufzuklären, wie dies Ziel zu erreichen ist; in diesem Zuge sind das Einstmals und das Heute sich gleich. Unterscheiden werden sich die beiden wohl durch die Art und Weise, wie sie die Wege zu diesem Ziel hin von unserer Gegenwart ausgehen lassen wollen.

Es ist kein Zufall, wenn hier gerade diese beiden Epochen hervorgehoben wurden: das Biedermeier und die empfindsame Zeit. Denn beide stehen durch feine Fäden in Verbindung, die während der dazwischen liegenden Revolutionsperiode scheinbar verschwunden waren, die aber für uns Nachgeborene doch sehr wohl wahrnehmbar sind. Und wer weiß: vielleicht wird man dermaleinst auch feine Fäden erkennen können, die unsere Zukunft mit dem Biedermeier verbinden, in dessen Bahnen unser heutiges Kunstgewerbe ja bereits seit längerer Zeit deutlich sichtbar wandelt.

Wilhelm R. Richter.

Soll unsere Jugend Englisch oder Französisch lernen?

Der Aufsatz „Weltkrieg und Wahrheit" in Nr. 1 des „Vortrupp" Jahrgang 1916 von unserem leider inzwischen verstorbenen Mitarbeiter Professor Ernst Sieper enthält einen Hinweis auf einen Aufsatz „Soll unsere Jugend Englisch oder Französisch lernen?", den Herr Professor Josef Hofmiller in der Oktobernummer des letzten Jahrganges der „Süddeutschen Monatshefte" veröffentlicht hat. Die betreffende Stelle

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lautet: „Der bekannte Kritiker Hofmiller, der ebenfalls als neusprachlicher Lehrer wirkt, hat sich jüngst in den Süddeutschen Monatsheften („Deutschlands Zukunft", S. 117 ff.) ebenfalls dahin ausgesprochen, daß das Französische in unseren Lehranstalten auf eine bescheidene Stellung zurückgedrängt werden müsse. Auch er begründet seine Forderung im wesentlichen mit dem entarteten Charakter der französischen Literatur."

Diese Stelle enthält einen sachlichen Irrtum und bedeutet zudem, da er die positive Seite des Hofmillerschen Aufsatzes außer acht läßt, eine einseitige Darstellung und somit ein Unrecht gegen den Verfasser. In Übereinstimmung mit Herrn Professor Hofmiller bringen wir daher den Aufsatz „Soll unsere Jugend Englisch oder Französisch lernen?" ungekürzt zur Kenntnis unserer Leser, und zwar um so lieber, als seine Ausführungen in erfreulicher Weise mit unseren Ansichten übereinstimmen. **Vortrupp.**

„Der gegenwärtige Krieg hat für uns Deutsche vor allem eine Erweiterung des politischen Gesichtskreises zur Folge, so gewaltig und gewaltsam zugleich, daß sie eine Menge Ansichten, Dinge, Beziehungen gründlich umgestaltet hat und weiter umwandeln wird. Auch die Schulen werden sich daraus ihre Lehre ziehen müssen, ob sie wollen oder nicht. Geschichte und Geographie zum Beispiel werden, bis in die letzte Dorfschule hinein, etwas von jenem Welthorizont verspüren, wie er sich in dem Buche des Schweden Kjellen ausdrückt. Eine Menge Einzeltatsachen werden aus Lehrstoffen, Lehrbüchern und Prüfungen gegenüber den großen Linien zurücktreten müssen, wenn anders das Lob, die Deutschen wüßten sich mit erstaunlicher Geistesgegenwart und Raschheit einer neuen Lage anzupassen, von nun an auch für die Schule gelten soll, die bisher, aus einer Reihe von Gründen, deren Erörterung uns hier nicht aufhalten darf, der Entwicklung nur zögernd und in ziemlichem Abstande zu folgen pflegte.

Als ich vor mehreren Monaten die durch den Krieg recht zusammengeschmolzene und durch einige privat studierende Damen und Herren nur wenig verstärkte Oberprima unseres Gymnasiums während der schriftlichen Reifeprüfung aus dem Französischen zu beaufsichtigen hatte, stellten sich Fragen, die bis dahin in stillen Winkeln des Gedächtnisses ungestört geschlafen hatten, mit einem Male wie in Reih und Glied und marschierten auf: Warum übersetzen heute, Dienstag, den 22. Juni, von 3 bis 6 Uhr, alle Abiturienten von ganz Bayern aus dem Französischen und ins Französische? Warum ist Französisch am Gymnasium Pflichtfach, Englisch dagegen nur Wahlfach? Warum nicht umgekehrt? Hat denn die französische Sprache, Literatur, Kultur für uns noch diese Bedeutung? Hat nicht das Französische eigentlich seine Rolle ausgespielt? Ist nicht sogar die gewiß nicht übermäßig bedeutende Stellung, die es noch in unseren Lehrplänen einnimmt, nur der letzte Rest einer jahrhundertlangen Botmäßigkeit, den wir abschaffen, und zugleich ein Unrecht gegen die englische Sprache und Literatur, das wir gutmachen sollten? Was würden diese Schüler bearbeiten, wenn statt Französisch Englisch Prüfungsgegenstand wäre?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine Stelle aus Macaulay etwa, oder aus Carlyle. Wie wäre der Unterricht in der Oberklasse dann gewesen? Hätten die Schüler einen größeren geistigen Gewinn davon gehabt? Wie steht es in dem Punkt an den Realanstalten? Wäre es am Ende ratsamer, auch an ihnen mit Englisch anzufangen? Diese Fragen habe ich jetzt all die Wochen lang mit mir herumgetragen und mit Freunden und Berufsgenossen durchgesprochen, bis ich glaubte, mir darüber klar zu sein.

Im Jahre 1783 schrieb die Berliner Akademie folgende Preisfragen aus: Qu'est-ce qui a rendu la langue française universelle? Pourquoi mérite-t-elle cette prérogative? Est-il à présumer qu'elle la conserve? Drei Sätze, von denen ein einziges Wort überflüssig war, dessen Weglassung sofort der Frage Ernst, Tiefe und Bedeutung gegeben hätte, das Wort Pourquoi. Aber durch diese Weglassung hätte die Preisfrage eine Spitze gegen den Herrscher bekommen, dessen literarischer Liebhaberei sie doch huldigen sollte: gegen Friedrich den Großen. Der Franzose Rivarol gewann durch seinen heute noch lesenswerten Discours sur l'Universalité de la Langue française den Preis unter ausdrücklicher Zustimmung der Akademie, welche seine Abhandlung in einen vom König unterzeichneten Sendschreiben neben die Werke Voltaires stellte. Preisfrage, Preisschrift und Preiszuerkennung erscheinen uns, die wir den Vorgang aus der Entfernung von mehr als einem Jahrhundert erblicken, als der glänzende Nekrolog auf das Französische als Weltsprache. Denn schon gärt es gewaltig in allen nationalen Literaturen, und schon bereitet sich der Siegeszug der Sprache vor, die nunmehr zur wirklichen Weltsprache wird, des Englischen. Edward Gibbon, der große Geschichtsschreiber des sterbenden römischen Weltreichs, hatte 1761 noch sein erstes Werk Französisch geschrieben by the desire of being generally understood on the Continent, und den Vorzug dieser Sprache begründet by the merit of her writers, the social manners of the natives, the influence of the monarchy and the exile of the Protestants. Aber auf den letzten Blättern seiner Autobiographie verzeichnet er bereits Übersetzungen seines Hauptwerkes ins Französische, Italienische und Deutsche, und schreibt den stolzen Satz: The conquests of our language and literature are not confined to Europe alone, and a writer who succeeds in London is speedily read on the banks of the Delaware and the Ganges.

Seitdem ist das Englische zur Weltsprache geworden in größerem Umfang, als es in früherer Zeit selbst das Lateinische gewesen war. Ihm hat das Französische Rang, Wichtigkeit, Internationalität abgetreten, und ihm gegenüber muß es darum auch auf unseren höheren Schulen in die bescheidenere Stellung zurücktreten, die ihm zukommt. Ich weiß nicht, von wem der Ausspruch stammt The world is rapidly becoming English; jedenfalls war er richtig bis in die letzten Jahre. Der Weltkrieg ist nur entstanden, weil allmählich überall dies rapidly becoming English auf die deutsche Konkurrenz stieß, die, gleich der Frau Swinegel im Volksmärchen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rief: „Ick bün all hier!" Ob wir an die Möglichkeit glauben oder nicht, daß die nächste Weltsprache das Deutsche sein wird; wie wir uns auch unsere zukünftigen Beziehungen zu England vorstellen mögen, in jedem Falle gibt es für uns keine Wahl, als immer intensiver Englisch zu treiben, immer gründlicher Englisch zu lernen, denn das Volk, die Macht, das Imperium, mit dem wir uns in absehbarer Zeit, friedlich oder nicht, immer wieder auseinandersetzen müssen, ist erstens England, zweitens England und letztens England. Gewiß ist es unsere innerste Überzeugung, daß die ganze Welt, besonders England, nichts tun kann, was wahrhaftiger und tiefer bildet, als ordentlich und richtig Deutsch lernen; aber ebenso gewiß ist es unsere Pflicht, in einem Augenblick, da zu unserer Erheiterung französische und englische Schüler ihrer Abneigung gegen unsere schwere, herrliche Sprache ein nationalistisches Mäntelchen umhängen dürfen, unsere von unseren Feinden immer wieder bejammerte Energie und Fertigkeit im Erlernen fremder Sprachen zu bewahren, womöglich zu steigern und auf das Gebiet hinzulenken, dessen pénétration pacifique, um diesen hübschen französischen Euphemismus zu gebrauchen, unsere Aufgabe für die nächste Zeit sein wird.

Das Imperium! Weltsprache ist nur der Ausdruck von Weltmacht. Der Horizont der französischen Literatur heißt Paris, derjenige der englischen The Empire. The Rise of the Empire. The Makers of the Empire. Deeds that won the Empire. Greater Britain. Britain beyond the Seas. The Expansion of England: das ist der unausgesprochene und selbstverständliche Unter- und Hintergrund alles in englischer Sprache Gedruckten auch für den Briten, der von den Namen Besant, Escott, Seeley nie in seinem Leben etwas hat läuten hören, für den die Literatur mit dem Rennzettel und das Drama mit dem Kino anfängt und mit dem Melo aufhört. Englische Literatur atmet, mehr als jede andere der Welt, die starke Luft der großen Politik, an die sich deutsche Lungen so ungern gewöhnen wollen, und an die sie sich doch werden gewöhnen müssen, da es in den nächsten Jahrhunderten kaum eine mildere zu atmen geben dürfte.

Es trifft nur eine andere Seite dieser reichen Literatur, wenn man von ihr sagt, sie besitze mehr denn jede, mit Ausnahme der deutschen, household character. Eben das macht sie dem jugendlichen Alter angemessener und anziehender. Im Französischen ist der Schüler, wann er endlich für Perraults Märchen sprachlich reif wäre, inhaltlich gerade in diesem Alter längst darüber hinausgewachsen und ihrer Sphäre entfremdet; was man ihm aber vorher bieten kann, sind mehr oder minder alberne Anekdoten, Gespräche, Lesestücke, durch die er sich seufzend hindurchlangweilt. Ins Englische watet er vergnügt hinein wie in einen herrlichen Strand, von Nursery Rhymes zu Märchen, vom Gulliver zum Robinson, ahnungslos, wie tief er schon mit beiden Füßen in der Weltliteratur steht. Von der ersten Stunde an ist ihm das Englische, was ihm das Französische kaum in der letzten des obersten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kursus wird: anheimelnd und traulich, Kamerad und Spielgenoß. Germanischer Sprachbau und Wortschatz helfen ihm ins neue Idiom hinübergleiten, Sprache und Schriftsteller halten Schritt mit der Altersstufe. Aus diesen Gründen wäre es gerade für Realschulen so ratsam, mit Englisch zu beginnen. Jeder Lehrer des Französischen an Realanstalten weiß, wie dornenvoll dessen Anfänge, wie stockend die Fortschritte, wie karg die Ergebnisse des sechsjährigen Kursus sind im Vergleich mit denjenigen des (in Bayern nur zweijährigen) englischen. Englisch könnte für Realschulen wirklich jenes Verstand und Gemüt stärkende Mittel geistiger Bildung und Erziehung sein, das ihnen Französisch nie wird und nie werden kann. Selbst Schüler, die nach dem vierten Jahr austreten, nähmen am Englischen, das sie getrieben haben, einen Besitz mit hinaus, der sie freut, und nicht einen Ballast, den sie wegwerfen; denn vom Französischen haben sie auf dieser Stufe gar nichts. Wenn man in den beiden oberen Klassen der Realschulen Französisch mit der Anzahl der Wochenstunden treibt, wie bisher Englisch, zu rein praktischen Zwecken, ohne viel Grammatikdrill, etwa wie man am Gymnasium Italienisch lernt, ohne schriftliche Übungen, so daß als Ziel die Lektüre eines praktischen Sprachbuchs wie Krons Petit Parisien vorschwebte, so wäre das völlauf genug, und durch Möglichkeit und Vertiefung einer wirklichen Schriftstellerlektüre im Englischen mehr als aufgewogen.

Das Wesen französischer Literatur ist Fasson, das Wesen englischer ist Kaliber. Darum wäre es auch für die Schüler der humanistischen Gymnasien soviel bildender, wenn sie statt des Cid Richard den Dritten läsen, statt den Tartüff den Kaufmann von Venedig, lieber Tom Brown's School Days als die Mémoires d'un Collégien, und lieber englische Balladen als die Légende des Siècles. Englisch gibt dem Gymnasiasten in jedem Sinn mehr zu beißen: mehr Substanz und mehr Schwierigkeit. Schwere Stellen bei Molière sind Untiefen, die man abtastet; bei Shakespeare, Gipfel, mit denen man ringt. Welcher Gewinn für Literatur und Kulturerkenntnis, wenn endlich einmal mit der Mythe vom Grand Siècle als einer Blütezeit großer Dichtung aufgeräumt würde, wo es doch nur eine Zeit feiner, aber blutarmer Literatur war! Wer so ehrlich ist, zu bekennen, daß er weder zu Corneille noch zu Racine, noch zu Molière der Versdramen das rechte herzliche Verhältnis habe, befindet sich in ausgezeichneter Gesellschaft, vom Lessing der Dramaturgie an bis zum Taine des Ancien Régime. Was von französischer Literatur unvergleichlich und unnachahmlich ist, ihr Geschliffenstes und Reifstes, das wehrt sich mit Händen und Füßen gegen Behandlung in der Schule: Literatur von Skeptikern für Skeptiker, von Weltmännern für Weltmänner, von Fein- und Kleinkünstlern des Worts, der Wendung, des Ausdrucks für Genießer und Kenner. Damit stehen wir vor der Grundtatsache: daß nämlich, alles in allem genommen, die englische Literatur ein Produkt aus erster, die französische aus zweiter, wenn nicht dritter Hand

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist; daß, so unschätzbar die Wirkung der französischen auf die deutsche im Mittelalter, so schädlich ihr Einfluß in den kommenden Jahrhunderten war, vom Alamode-Roman und Alexandrinerdrama bis zum Naturalismus Zolas und den Kaffeehaus-Ismen von vorgestern und gestern früh, wohingegen, so oft deutsche und englische Literatur sich streifen, ein zauberhaftes Keimen und geheimnisvolles Blühen anhebt. Seit Rabelais etwa ist die Berührung mit französischer Literatur für die deutsche unfruchtbar, verdorrend, zerstörend, die mit der englischen belebend, befruchtend, schöpferisch, von den Komödianten an über Defoe bis zu Richardson, von Miltons Paradies bis zu Percys Balladen, von Fielding über Sterne bis zu Scott und Dickens.

Diese Aufeinanderfolge der lebenden Fremdsprachen ist so wenig neu noch unbewährt, daß nur die Unmöglichkeit, in der Sommerfrische die amtlichen Jahresberichte der höheren Schulen einzusehen, mich hindert, all die sechs- und neunklassigen Latein- und Realanstalten zu nennen, an denen sie längst und mit bestem Erfolge durchgeführt ist. Es handelt sich dabei durchaus nicht etwa nur um die Hansestädte, wo sich allerdings schon aus rein praktischen Erwägungen am frühesten und am stärksten die Notwendigkeit herausstellte, mit Englisch zu beginnen. Für Lateinanstalten jeder Art scheinen mir die Vorteile dieser Gestaltung des Lehrplans, gleichviel, ob der englische Unterricht, wie an humanistischen Gymnasien in Untersekunda, oder wie an Realgymnasien in Tertia einsetzt, derart einleuchtend, daß ich nicht glaube, es lasse sich ein ernstlicher Einwand gegen sie vorbringen; im Gegenteil erfährt, wegen des enormen lateinischen Prozentsatzes des englischen Lexikons, durch einen für alle Schüler pflichtmäßigen englischen Unterricht gerade das Lateinische in bezug auf Wortbestand, Satzbau und Stilistik eine fortwährende Anknüpfung, Befestigung und Wiederauffrischung. Die Möglichkeit, ein Englisch zu schreiben, das aus lateinischen Vokabeln und germanischen Bindegliedern besteht, ist so groß und von den berühmtesten englischen Schriftstellern so stark benützt worden, der Gebrauch des lateinischen Bestandteils der englischen Sprache für gewisse Gattungen der Darstellung — man denke an alles, was wissenschaftlicher, historischer, philosophischer, diplomatischer Stil ist — ‚so gebieterisch und beinahe ausschließlich, daß zum Beispiel Texte, wie die Übersetzung des Deutschen Weißbuchs fürs neutrale Amerika, oder nur ein einigermaßen gut geschriebener Leitartikel der Times dem Englisch treibenden Obersekundaner eines Gymnasiums ebenso ohne weiteres verständlich sind, wie sie andererseits dem Abiturienten einer Realanstalt ohne Latein, trotz all seines gelernten und geübten Französischen und trotz des zweijährigen Englischen, beträchtliche Schwierigkeiten machen, eben weil er jenes Englisch des gehobenen Stils überhaupt kaum mehr zu Gesicht bekommt, wenn er mit Französisch beginnt und erst im fünften Jahr Englisch darauf setzt. Umgekehrt ergibt sich daraus, daß nicht nur der wahlfreie Kursus im Latein an Oberrealschulen, dessen

erfolgreicher Besuch z. B. für die Berechtigung zum Studium der Jurisprudenz vorgeschrieben ist, auf Grund eines soliden englischen Unterbaus dem Schüler bedeutend leichter fällt, dem Lehrer viel mehr Anknüpfungsmöglichkeiten bietet, und das Wahlfach mit dem Pflichtfach ungleich inniger zusammenschweißt, sondern sogar dem Realschüler, der nicht Latein lernt, ein sechs Jahre lang gründlich durchgeführter und systematisch aufgebauter englischer Kursus jenes dem Englischen, Französischen, Italienischen und Spanischen gemeinsame, europäische, technische, gelehrte, abstrakte Wortmaterial vermittelt und ihm dadurch bis zu einem gewissen Grad ein Surrogat fürs Lateinische gewährt.

Ich möchte noch um einen Schritt weiter gehen und behaupten, daß sogar die Aneignung des dem Französischen und Englischen gemeinsamen Wortschatzes leichter ist, wenn mit Englisch begonnen wird. Das wissenschaftliche Vokabular ist so gut wie identisch; die aus dem Französischen überkommenen Wörter aber sind, dem Jahrhundert ihrer Einverleibung entsprechend, zum großen Teil noch voller, länger, weniger verstümmelt, so daß sich ihre kürzere, verschliffene und verstümmelte französische Gestalt leichter erschließt als umgekehrt.

Für den einfachen Realschüler, für den wie bisher Englisch und Französisch Pflichtfächer bleiben werden, läuft schließlich die ganze Frage darauf hinaus: von welcher Sprache hat er mehr, gleiche Dauer des Kursus vorausgesetzt, mehr für Kopf und Herz, mehr für Phantasie und Erkenntnis, mehr im praktischen Leben, als Kaufmann, Techniker, Bankbeamter usw. Das Französische gibt ihm bis zur sechsten Klasse weder an Verstandesschärfung, noch an seelischen Werten nur annähernd soviel, wie dem Gymnasiasten, der mit erlangter Einjährigenberechtigung abgeht, das Lateinische gibt; wie wenig selbst das letztere eigentlich ist, zeigen die volkstümlichen Wendungen, welche diese vorzeitige Abbrechung des gymnasialen Studiums als ein Scheitern, ein Ersticken bezeichnen. Wenn der das Gymnasium mehr oder weniger freiwillig verlassende Untersekundaner von seinen sechs Jahren Latein immerhin Nepos, Cäsar, Livius und Ovid hat — abgesehen von der nicht zu hoch, aber auch ja nicht zu gering zu schätzenden geistigen Zucht durch das Lateinlernen an sich —, so hat der Realschüler von seinen sechs Jahren Französisch in bezug auf Schärfung des Sprachgefühls nichts gelernt, was er nicht an seiner Muttersprache hätte besser lernen können; daneben eine vom Standpunkt echter Bildung aus wertlose, meist recht fragwürdige, jedenfalls mit viel zu viel kostbarer Zeit erkaufte Parlierdressur, die sich, nicht fortgesetzt, raschestens in ein Nichts auflöst; von französischen Schriftstellern bewältigt er auf dieser Stufe günstigenfalls die harmlosesten Lettres de mon Moulin oder die zahmsten Histörchen von Maupassant — leichte Ware ohne Charakter und Kaliber; von wirklicher französischer Literatur erfährt er nichts, kann er nichts erfahren, weil er für sie viel zu jung ist, während er ins Englische so rasch hineinkommt, daß er, wie vorhin angedeutet,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schon im zweiten Unterrichtsjahre mit der Lektüre von Originalwerken beginnen kann. Auf dieser Stufe wird ihm auch ein so liebenswürdiges, leichtes Ding wie Little Lord Faunleroy sicher Freude machen, zu dem er nach dem jetzigen Lehrgang erst mit sechzehn Jahren zu kommen pflegt, wo es doch für ihn nur mehr Konfekt ist, während er Brot möchte und nötig hätte. Allmählich rückt er auf zu mann- und herzhaften Erzählern wie Mark Twain, Stevenson, Cooper, Walter Scott, Dickens. Schon im zweiten Unterrichtsjahr kann er ein historisches Originalwerk wie die Tales of a Grandfather oder Dickens' A Child's History of England meistern, um am Schluß bei Macaulays Lord Clive, bei Froudes Oceana, bei Seeleys Expansion zu landen. Sollte er nicht sein Studium durch die Lektüre des Julius Caesar oder des Kaufmanns von Venedig krönen können? Sobald man den Mut hat, sich zweierlei einzugestehen: erstens, daß alles, was dem Realschüler an französischen Autoren zugänglich ist, wenig Wert hat; sodann daß Sprachenstudium ohne eine möglichst früh einsetzende herzstärkende Schriftstellerlektüre eine öde und nichtsnutzige Zeitvergeudung ist, — sobald man daraus die Konsequenz zieht, und lieber eine Sprache gründlich treibt, als zwei halb, erhält die Realschule jenes sprachliche Hauptfach, das sich neben dem Latein des Gymnasiums mit Ehren sehen lassen kann, und das ihr bisher, allen Reformen zum Trotz, abgeht.

Als Wahlfach wird Französisch auch am Gymnasium zu seinem Recht kommen. Wenn im ersten Jahr eines dreijährigen Kursus zu drei Wochenstunden, am zweckmäßigsten zweimal anderthalbe, die Formenlehre, im zweiten die Syntax durchgenommen wird, unter beständiger Verwertung einer guten Chrestomathie, deren es erfreulicherweise Dutzende gibt, so steht nichts im Wege, zum Abschluß den Misanthrope, Frau von Staëls Buch über Deutschland, Thierry, Taine, kurz, was man will und soviel man Zeit hat, zu lesen. (Warum, nebenbei, gibt es an unseren Universitäten keine Abendkurse, in denen mit Studierenden aller Fakultäten, nicht nur künftigen Philologen, Homer und Sophokles, Catull und Lukrez, Dante und Boccaccio, Shakespeare und Carlyle, Molière und die großen Moralisten gelesen würden: ein Lesen um des Lesens willen, ohne lange Einleitung, ohne viel Kommentar, ohne philologisches Zerpflücken? Ich bin überzeugt, der Versuch würde zeigen, wie groß das Bedürfnis war. Ist es nicht schade, daß die meisten Studenten, die nicht Philologen werden wollen, ihr fremdsprachliches Können mit dem Augenblick, wo sie das Gymnasium hinter sich haben, verrosten und verschimmeln lassen? Eine Frage, die gelegentlich eingehend zu erörtern sein wird.)

Durch das Englische würde auch ein großes, schönes und fruchtbares Feld erst eigentlich erschlossen, das jetzt halb nebendraußen liegt, und an dem der Schüler allzurasch vorbeigeführt wird, ohne mehr als einen flüchtigen Blick hineinwerfen zu können: niederdeutsche Sprachdenkmale im weitesten Sinn, vom Heliand, niederdeutscher Bibel, altfriesischen Weistümern, plattdeut-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schen Märchen bis zu Reuter, Brinckmann und Klaus Groth. Von hier aus führen die Wege nicht nur hinüber zum Holländischen und Vlämischen, sondern zu einer besseren Erkenntnis der historischen und lebenden deutschen Mundarten überhaupt, zum Hildebrandslied und zu den alemannischen Dichtungen Hebels, zu Kobells Brandnerkasper und Boandlkramer wie zu Stelzhammers oberösterreichischen Idyllen, zum Kampfgesang von Spinges wie zum echten Schnaderhüpfel und zu schweizerischer Lyrik. Dieser Krieg hat uns Deutschen mehr denn je geoffenbart, was für eine wundervolle und lebendige Gewalt unsere deutschen Stämme sind, so mächtig und vielfältig wie die Bäume in einem uralten Wald, wo ein jeder prachtvoll anders geartet ist, und dennoch alle einträchtiglich und lieblich beisammen stehen, Wurzel an Wurzel und Wipfel an Wipfel. Sollte dies kostbare Bewußtsein nicht ein Gut sein, das schon die Schule treulich pflegt? Sollten nicht die Deutschen angeleitet werden, die Stimmen der Bruderstämme zu vernehmen und in den Mundarten ein ehrwürdig Stück edlen Erbgutes zu erkennen und zu schätzen, nicht bloß ein Kuriosum, geschweige denn ein Pudendum? Aber — und damit kehren wir zu unserer These zurück — diese Erkenntnis wird erst fruchtbar durch das Lernen einer der niederdeutschen Sprachen, von denen für die Schule weder Holländisch noch Vlämisch in Betracht kommen, sondern einzig das Englische. Wir sahen vorhin, wie reich der Bezirk dieser Sprache ist: traulich zugleich und weltpolitisch. Household Words und Empire. Wir wissen, welche Menge lateinischer und romanischer Wörter von den Engländern als gute Prise erklärt, wie sie immer respektabler geworden sind und als sprachliche Nobility auf hohen, steifen, goldenen Stühlen thronen. Aber erst, wenn wir uns klar machen, wie stark der germanische Unterbau ist, sehen wir, welchen Gewinn ein ernstliches Studium nicht nur des Lateins und des Französischen, sondern auch des Deutschen aus der Beschäftigung mit diesem so sonderbar zwiefältigen und zwiespältigen und dennoch so organisch zur Einheit gewachsenen Idiom zu ziehen vermöchte.

Man kommt ums Englische nicht herum, auf welchem Gebiet auch immer man sich geistig weiter beschäftigt: ob man photographiert oder seinen Garten baut, Archäologie oder Zoologie als Spezialfach wählt, Politik oder Psychologie studiert, selbst wenn man nur in Spanien, Frankreich, Italien reist, überall stößt man auf das englische Buch, das man gelesen haben muß, wenn man den Gegenstand ganz kennen lernen will. Mag man die Sprache als Nahrung, als Muskelstärker für den Geist ansehen, oder als bloßes Verkehrsmittel, als Schlüssel zu einer Bibliothek, als Waffe, — immer wird das Englische dem Französischen überlegen sein, das ihm gegenüber etwas vom supplement littéraire hat. (Es ist durchaus nicht die Absicht dieser Seiten, mehr zu sein als eine Anregung; die Gründe z. B., warum auch an Mädchenschulen Englisch die erste und Französisch die zweite Stelle einnehmen sollte, liegen auf der Hand.) Englisch bedeutet nicht nur Großbritannien und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Irland, es bedeutet ebenso gut Vereinigte Staaten, Indien, Kanada, Australien, Ägypten, Südafrika, — the World-Wide Empire. Noch fühlen wir uns unheimlich in diesem Riesenreich, wie der Bursche des Volksmärchens im verwunschenen Schloß. Es ist so groß, daß wir uns fast fürchten möchten. Eben dies Gefühl der Fremdheit müssen wir völlig abstreifen und keck in diesem Märchenland herumspazieren, ohne Sorge, hinter jeder Tür könne der boshafte alte Hexenmeister stehen. Wenn wir unsere Blödigkeit ablegen und uns den ganzen Zauber scharf begucken, kommen wir bald dahinter, daß auch in dieser Küche mit Wasser gekocht wird, und das Ding durchaus nicht so märchenhaft niederschmetternd ist, wie wir vermeint hatten. Die Völker werden auf der Erde desto mehr und gewichtiger mitzählen, je mehr sie das Gruseln vor England verlernen. Wir haben bereits einen ganz hübschen Anfang in der Richtung gemacht und brauchen nur fortzufahren.

Wenn der Bayer ausdrücken will, man müsse sich gleich an die richtige Adresse wenden, sagt er: „man muß zum Schmied gehen, nicht zum Schmiedel". Ich glaube wirklich, daß Frankreich zum mindesten seit 1870, wenn nicht schon seit 1815, nur mehr der Schmiedel ist, und England der Schmied. Der Herzog — um mit Fiesco zu sprechen — ist gefallen. Werfen wir ihm den Mantel nach!"

Josef Hofmiller.

Kleingärten als Förderer der Kriegerheimstätten.

So wünschte ich's mir: In allen Städten, in denen Mietskasernen zuhauf dem Menschen zur Wohnung dienen, müßten zur festlichen Heimkehr deutscher Krieger Fahnen an Fahnen und Tausende von Siegeswimpeln aus kleinen Gärten festlich wehen, aus Gärten, die im Weichbild lieblich angegliedert, die prächtig eingefügt sind in einen Kranz aus Gartengrün und Park, Wiesen und Bäumen.

Ist das ein unerfüllbarer Wunsch? Kleingärten fordern wir für die Bewohner dumpfer Mietskasernen, so viele, daß jeder die Freuden ihrer stillen und trauten Wunder genießen, und aus ihnen zu neuer Tätigkeit im Räderwerk der Arbeit frische Kräfte schöpfen kann.

Die Zeit drängt zum Handeln, noch ehe die Heere aus den Schützengräben und Kriegsgärten zurückfluten, aus jenen rührenden Kriegsgärten, die da so kärglich zwischen Unterständen und Stacheldrahtverhauen ihr Leben fristeten. Mietskasernen? Will man denen da draußen und allen, die siech und elend mit zerschossenen Gliedern und wunden Herzen längst wieder unter uns weilen, nicht Heimstätten gründen, allüberall in der Nähe unserer Städte, im weiteren Weichgebiet und auf dem Lande?

Ja, wenn nicht alles trügt, stehen wir auf dem Wege zur Kleinhaussiedlung, und das, worauf unser Sehnen eingestellt ist all die Jahre lang,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

scheint nun endlich seiner Reife um ein Bedeutendes nähergerückt zu sein. Kriegerheimstätten für jeden der Kriegsteilnehmer! So hallt der Wunsch übers ganze deutsche Land, und es ist bekannt, daß der Hauptausschuß für Kriegerheimstätten bereits durch seine „Grundzüge für ein Kriegerheimstättengesetz" die erste Arbeit für die Verwirklichung dieser das Wohnungswesen von Grund auf reformierenden Idee geleistet hat, daß die Zahl der Behörden und Körperschaften im Deutschen Reiche, die sich dem Hauptausschuß anschlossen, in so kurzer Zeit bereits auf weit über 2300 angewachsen ist. Das beweist tiefe Erkenntnis des Ernstes der Forderung.

Damit muß das Streben, in unseren Großstädten Kleingärten zu schaffen, um so mehr wachsen. Den heimkehrenden Kriegern, die zuvor in die Mietskasernen zurückkehren, muß in größtmöglicher Eile Land verabreicht werden, bis der Heimstättengedanke in Erfüllung geht. Viele Hemmnisse stellen sich diesen Siedlungen ja in den Weg, Hemmnisse vorwiegend bodenpolitischer Natur und solche rein kapitalistischer Art.

Wir wollen die Mietshäuser nicht zur dauernden Entwertung darin angelegter Kapitalien entvölkern, deshalb eben gilt es Rat zu schaffen, wie wir am ehesten dem Bedürfnis nach Land gerecht werden können.

Bis zur restlosen Erfüllung des Eigenheimgedankens gilt es, dem Kleingartenbau weiteste Verbreitung zu gewähren, ja es gilt, diesen zuvor zu kräftigen, damit in ihm, der seit einer ganzen Reihe von Jahrzehnten unter den notdürftigsten Voraussetzungen und Förderungen lebendig blieb, die Triebe für die Entwicklung der Heimstättenbewegung kräftig wurzeln und sich entwickeln: Die Kleingartenkolonie muß die gesunde Entwicklungsbasis unseres Kleinwohnungswesens werden.

Mit elementarer Gewalt dehnt sich der Kleingartenbetrieb und streckt seinen heute noch ungefügigen Bau in alle unbebauten Winkel unserer Städte, er dehnt sich mächtig in ihr Weichbild, es scheint, als habe der so lange im unfruchtbaren Boden karg sich durchfristende Grünkörper nun die Wurzeln in durchfurchtes, frischgedüngtes Erdreich gesenkt.

Wollen wir hindern, was so elementar sich dehnt, wollen wir übergehen, was sich ganz aus sich selbst heraus, immer wieder geschürt von dem Hunger und den Bedürfnissen jener großen Volksmassen, überall entwickelte?

Fordern wir Kleingärten vor den Heimstätten und mit diesen zugleich, daß diese mit dem, — fast möchte man sagen, — traditionellen Boden jener sicher und lebensfähig sich entwickeln; vielleicht ist das der beste und schnellste Weg, der zum Ziele führt, vielleicht sogar der gesundeste, wenn nicht überhaupt finanztechnisch — für Städte und Gemeinden — der einzige.

Ich meine, die Schnelligkeit der Verwirklichung des Kriegerheimstättengedankens ist für das Ganze eine Lebensfrage. Je schneller der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Staat, die Städte und Gemeinden geeignete Ländereien für die Ausführung des Gedankens bereitstellen, desto wahrscheinlicher wird seine alsbaldige Verwirklichung. Und das Bereithalten wird immer da am leichtesten sein, wo eine Verzinsung des Bodenwertes unverzüglich in Kraft tritt, vor allen Dingen in der Nähe der Stadtsiedelungen, deren unbebauter Boden nunmehr in Kleingärten aufgeteilt wird und mit der Verpachtung derselben die erforderlichen Zinsen aufbringt.

So erhalten der heimkehrende Krieger und seine Familie, die zahlreichen Kriegerwitwen mit ihren Kindern, gleich die Möglichkeit, mit Hilfe des eigenen Gartens die wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu vermindern und wohl gar zu überwinden. Diese Überwindung der wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die nach dem Kriege auf jeden Fall einsetzen werden, muß zunächst die Hauptaufgabe des Reiches und der Städte sein. Sie mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu verdrängen, dazu helfen uns in allererster Linie die Kleingärten, denn sie helfen ihrem Besteller und tragen zugleich ihrem Besitzer (Städten, Gemeinden, Körperschaften) die für die Verzinsung des im Boden steckenden Kapitalwertes notwendigen Gelder reichlich ein.

So durch den Kleingartenbau vorbereitete und entlastete Gelände im engeren und weiteren Weichbilde unserer Städte, die selbstverständlich zur besseren Erreichbarkeit durch gute Verkehrsmöglichkeiten mit dem Mittelpunkt derselben verbunden sein müssen, können von Fall zu Fall je nach Bedarf und auf Grund vorher aufgestellter, einheitlicher Bebauungspläne zum Bau der Heimstätten ausersehen werden, so daß mit ihrer Erbauung zugleich die Möglichkeit einer dauernd bestehenden zusammengeschlossenen Kleingartenkolonie gegeben ist.

Diese Maßnahme ist von solch durchschlagender Bedeutung, daß sie nicht außer acht gelassen werden darf, denn von den Kriegsteilnehmern wird immer nur ein gewisser Hundertteil die Heimstätten beziehen, während der Rest auch ferner in den Mietskasernen Wohnung nehmen wird.

Unter diesem Hundertteil ist aber eine große Anzahl, die mit Freuden ihren Kleingarten bestellt, ja, — viele ziehen diesen einem eigenen Heimgarten vor, — aus mancherlei Gründen, die bei näherer Betrachtung oft sehr verständlich sind. Groß ist die Zahl der Städte, die in ihrer näheren Umgebung für den Kleingartenbau Land zur Verfügung haben, das infolge seiner Lage und seiner Bodenbeschaffenheit vorzüglich geeignet ist, das sich aber im Hinblick auf seine Tiefenlage, infolge Grundwasserstand oder mooriger Untergrundverhältnisse für Heimstätten nicht eignet, jedenfalls aber ihre Baukosten durch Pfahlrost und Fundamentierung derart in die Höhe treiben würde, daß sie niemals ertragsfähig werden könnten. Säumen wir nicht, diese Verhältnisse zugunsten der Entwicklung unseres Kleingartenbaues wirtschaftlich auszunutzen. Prüfen wir daher unsere

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bodenverhältnisse näher, so werden wir erkennen, daß wir unter Umständen gezwungen sind, den Heimstättenbewohnern das wirtschaftliche Gartenland als Kleingärten unweit ihrer Wohnungen zu verabfolgen. Im besonderen wird das eintreten, wo zwar hervorragendes Bauland, nicht aber in ebendemselben Maße für die Gartenkultur fruchtbares Land vorhanden ist. Auf gänzlich unfruchtbarem Boden mit felsigem Einschlag, auf Boden mit gänzlich sterilen Gerölllagerungen, auf Kies und Sand, wird selbst die größte Mühewaltung nicht zum Erfolg führen. Oder sollen die Bewohner durch dann notwendig werdende, ihren Verhältnissen in keiner Weise entsprechende jährliche hohe Ausgaben an Bodenverbesserungen zum Kulturerfolge gezwungen werden? Grabscheit und Rechen werden alsbald verdrießlich in die Ecke gestellt, und ein Abwandern der Heimstättenbewohner in die Stockwerkhäuser wird nicht ausbleiben.

Nicht außer acht lassen dürfen wir sodann die erzieherische Seite der Kleingärten in Hinblick auf eine nachfolgende gewinnbringende Gartentätigkeit der Heimstätte. Der im Kleingarten der Laubengemeinschaft angelernte und mit allen zur gewinnbringenden Kultur notwendigen Fähigkeiten ausgerüstete Ansiedler wird die besten und somit der Aufwendung an Kapital, Bearbeitung und Pflege seines Landes und seiner Kulturen entsprechenden Ergebnisse erzielen. Schließlich ist es doch von der größten Bedeutung für die Allgemeinheit und den Staat, daß der Besitzer alles daran setzt, um seinem Grund und Boden die besten und reichsten Erträgnisse zu entlocken. Es ist nicht zu übersehen, daß ein großer Teil vom Hundert der in heute bestehenden Siedelungen ansässigen Heimstättenbewohner mangels der nötigen Kenntnis der einfachsten Arbeiten sein Gartenland zum Schaden der Volksernährung vernachlässigt. Diesen Möglichkeiten muß unbedingt dadurch vorgebeugt werden, daß jeder Siedler vor seinem Einzug den unzweifelhaften Nachweis seiner erfolgreichen Tätigkeit auf dem Gebiete der Gartenbewirtschaftung erbringt. Wo das nicht durch landwirtschaftliche Betätigung in früheren Jahren geschehen kann, muß ihn der Weg über den Kleingarten führen.

All diese eben gestreiften Verhältnisse zeigen uns offenbar den Wert der Entwicklung der Kleingartenfrage zugunsten einer schnellen und segensreichen Förderung der Kriegerheimstätten.

* * *

Was können nun die Städte tun, um mit größtmöglicher Beschleunigung die erforderlichen Arbeiten in die Wege zu leiten?

Wie bei allen Maßnahmen, die dazu dienen, der durch den Krieg hervorgerufenen Not für die nächste und fernere Zukunft wirksam zu begegnen, so ist auch hier schnelles Handeln von der größten Notwendigkeit, ja dieses bedingt die Lebensfähigkeit der Aufgabe. Einer vorauf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gehenden Bereitstellung geeigneter Ländereien hat eine alsbaldige Planlegung von seiten erfahrener Techniker und Städtebauer zu folgen.

Wenn ich vor dem Kriege, bereits im Jahre 1913 in meiner die Laubenkolonien behandelnden Schrift*) „Der deutsche Volkspark der Zukunft", Abschnitt IV S. 17—23, auf die äußere Gestaltung der jeweiligen Gemeinschaft den Hauptwert legte, so sage ich heute, wo wir mit den einfachsten Mitteln sehr schnell Hilfe zu schaffen genötigt sind, daß zuvor einmal die grundlegenden Arbeiten in engster Beziehung mit dem Bebauungsplan vorzunehmen sind. Alles weitere Organisieren von Flächen und Pflanzungen mag einer weiteren Zukunft überlassen sein. Daß sie erforderlich sind, ist selbstverständlich, schon in Hinsicht auf eine harmonische Bezugnahme zwischen Bebauung, Heimstätten und angrenzenden Grünflächen und Parkanlagen, denn daß städtebaulich vollkommene Schönheiten zugleich wirtschaftliche Vorteile mit sich bringen, dürfte jedem Einsichtigen bekannt sein. Aber die sind heute von nebensächlicher Bedeutung, wo es heißt, die verfügbaren Geldmittel erst einmal wichtigeren Wirtschafts- und Ernährungsfragen bereit zu stellen.

Ordnungsgemäße Behandlung aller grundlegenden und organisierenden Aufteilungsarbeiten nach Lage umgrenzender, an- und abführender Straßen muß einer weiteren Sorge um die Einteilung des gesamten Geländes in die vorgesehenen Kulturflächen und Bebauungsflächen vorangehen. Wird von vornherein planlos an die Arbeit gegangen, wird einer Entwicklung in späteren Jahren nach verkehrlichen, zweckmäßigen und schönheitlichen Richtlinien von vornherein der Trieb genommen, so sind wir mit unserem Wunsch nach dauernder Aufnahme von Kleingärten neben Heimstättensiedelungen wieder einmal aufs Glatteis geraten, denn in späteren Jahren notwendig werdende verkehrstechnische, sowie wohntechnische Maßnahmen müßten doch mit jeder Halbheit und jeglichen Mißständen energisch aufräumen. Wogegen die wohlgegliederte, sich mit den Jahren planvoll zur Vollkommenheit auswachsende Gesamtanlage jeder späteren Überflutung Halt gebietet. Das planvolle Vorgehen ist in Sonderheit dort von allergrößter Wichtigkeit, wo die Stadt machtvoll ihre Mietshäuser und Villen nach außen schiebt und keinen Stillstand duldet. Was nach dem Kriege wird, muß abgewartet werden; wahrscheinlich wird alsbald eine erhöhte Bautätigkeit einsetzen, deren örtliche Ausbreitung alsdann in engster Fühlung mit den für die Kleingärten und Heimstätten zu treffenden planlegenden Maßnahmen zu geschehen hat.

Einen wesentlichen Einfluß auf die grundlegende Bearbeitung der Aufteilungspläne muß die Beschaffenheit des Bodens haben, denn die Wirtschaftlichkeit desselben steht — man muß das immer wieder betonen —

---

*) Harry Maaß, „Der deutsche Volkspark der Zukunft. Laubenkolonie und Grünfläche". Trowitz & Sohn, Frankfurt a. O.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

an allererster Stelle. Wie merkwürdig, daß seither bei allen Ansiedelungsfragen die Bodenbeschaffenheit eine so nebensächliche Rolle spielte! Heute werden wir dazu kommen, diese in den Vordergrund aller Fragen zu stellen. Der Bodentechniker wird zuvor mit Grabscheit und Erdbohrer das Gebiet nach allen Richtungen hin untersuchen müssen, bevor der Städtebauer an die Arbeit geht. Das gibt für die Siedelungen der nächsten Jahre einen ganz anderen Leitfaden, dessen Wirkung alsbald stark in die Erscheinung treten wird. Es kann für eine Heimstättensiedelung nicht gleichgültig sein, ob der Grund mit den für Wachstum und Erträgnis ungünstigsten Verhältnissen zum Gartenland, der für die Wirtschaftlichkeit günstigste aber für den Baugrund benutzt wird. Wie viel unnütze Mühewaltung, wie viele unnütze Ausgaben sind auf diese Weise zu sparen, wodurch die Freude am Besitz schon im ersten Jahre gefestigt statt verekelt wird.

Aus diesen rein bodentechnischen Fragen schon ergeben sich Verhältnisse, über deren Mannigfaltigkeit selbst der verwöhnteste Städtebauer und Ästhetiker in Schaffensfreude geraten muß, und er wird alsbald den bodenständigen Wert seiner Arbeit auch darin erkennen, daß sie in der Tat wirtschaftliche Erfolge erzielt. So entstehen auch hier wie bei den Park- und Gartenschöpfungen*) privater sowohl als öffentlicher Art Ausdrucksformen, scharf gekennzeichnet durch die Ortlichkeit ihrer Bodenbeschaffenheit und Bodenlage. In solchen Fällen kann es vorkommen, daß Heimstätten mit dem allernotwendigsten Zubehör an Hofplatz, Stallung und Kleinviehgelassen die unfruchtbaren Scheitel eines sanft geneigten Geländes in Anspruch nehmen, während die fruchtbaren Tiefenlagen die dazu gehörenden Gärten aufnehmen, zugleich mit Gärten für die Bewohner der nahen Mietshäuser. Unerläßlich ist sodann die Vorherbestimmung von besonderen Plätzen und Grünflächen, die zunächst landwirtschaftlich und gartenmäßig ausgenutzt, in späteren Jahren aber von Fall zu Fall nach den jeweiligen Bedürfnissen zu Sport- und Spielplätzen, zu Schmuckanlagen und dergleichen mehr verwendet werden. Insbesondere werden örtliche Eigenschaften des Gebietes, beispielsweise Flußläufe, Waldgelände, starke Abhänge, sehr bestimmend auf die grundlegende Gliederung sein, da für die Zukunft die Möglichkeit einer Einbauung von Bade- und Schwimmanstalten, Rudergelegenheiten, Eissport und Rodelsport nicht unterbunden werden darf.

Diesen vorerst wichtigen grundlegenden Erwägungen folgt alsbald die Einteilung des gesamten Gebietes in Kleingärten von 300—600 Meter

---

*) Vergl. dazu Harry Maaß, „Die Stadterweiterungen und die Formen ihrer Grünanlagen": in der Zeitschrift Der Städtebau, Jahrgang 12, Heft 6, 1915.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im Geviert, so daß ohne Zeitverlust an die Bestellung des Landes herangegangen werden kann, von allen, ohne Ausnahme, auch von denen, welche in Mietskasernen zurückkehren, ohne Unterschied, ob sie eine Heimstätte beziehen wollen oder nicht.

Wir haben nunmehr Zeit gewonnen, und darauf kommt es an! Die Heimstättenfrage kann alsdann mit all ihren Schwierigkeiten reifen und ohne Überstürzung ihrer Lösung entgegengeführt werden. Aus der Kleingartengemeinschaft wächst nunmehr auf Grund festliegender Siedelungspläne die Heimstättensiedelung heran, ganz allmählich und ohne die Wirtschaftlichkeit der Gärten empfindlich zu beeinträchtigen. Es ist dort, wo Haus und Gärten alsbald oder in späterer Zeit als Kriegerheimstätten in Aussicht genommen sind, die Größe der Gartenfläche so zu wählen, daß zur geeigneten Zeit die Gebäude dort errichtet werden können.

Für alle diejenigen Gartenflächen, welche voraussichtlich nie zur Bebauung herangezogen werden, die zu Laubengärten, zu bald kleineren, bald größeren Gemeinschaften zusammengeschlossen liegen bleiben, müssen alle Anordnungen durchaus nach einheitlichen Gesichtspunkten geschehen. Für alle darauf vorzunehmenden Kleinbauten wie Lauben, Eingangstore, Einfriedigungen aus totem oder lebenden Material sind, unter möglichster Wahrung der Handlungsfreiheit des Gartenpächters, Richtlinien nach den Regeln der Zweckmäßigkeit und des Geschmackes festzulegen. Das ist von allergrößter Bedeutung für den Ausdruck der Gesamtanlage, ja, darin liegt der Kern für die Lösung der Frage nach dauernder Schaffung von Kleingartenkolonien im Rahmen unserer Städte. Mit dem Augenblick, wo wir diese Regeln befolgen, werden wir auch dem langgehegten Wunsche nach dauernden Kleingärten im Rahmen der Bebauung unserer Städte um vieles näher gerückt sein.

* * *

Der Krieg hat die Notwendigkeit der Entwicklung des Kleingartenwesens zugunsten einer schnellen und aussichtsreichen Förderung unserer Kriegerheimstätten unzweideutig bewiesen.

Von den Kleingartengegnern wird das vielfach bestritten. Zweifellos ist aber die Erkenntnis seiner Werte durch den Krieg um ein ganz Bedeutendes gewachsen. Die ständig und mit großer Gewalt anwachsende Nachfrage nach kleinen Gärten, die dem Volke von den Behörden aus größeren und kleineren Flächen brach liegenden Landes in inneren und äußeren Stadtgebieten zur freien Ausnutzung überwiesen werden, beweist das schlagend. Der Aushungerungsplan, den das feindliche Ausland gegen uns aufgestellt hatte, hat im ersten Augenblick gewiß Viele, die um die Beschaffung von Lebensmitteln für die Zukunft Besorgnis hegten, eiligst zufassen lassen. Dazu kommt aber, daß auch alle diejenigen, welche bei der Verteilung der Flächen die allerungünstigsten Bodenverhältnisse vor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fanden, nach Ablauf des ersten Erntejahres alsbald mit dem Antrag um Überlassung des Landes für ein weiteres Jahr auf dem Amtszimmer erschienen. Das waren zum größten Teil Leute, die sich seither zu Gartenbeschäftigung nie bequemt hatten, und die mir persönlich erklärten, sie seien aus reiner Freude an der Beschäftigung mit Spaten und Hacke, aus reiner Freude über ihre Gesundung unter freiem Himmel zu diesem Antrag bewogen worden. Das, was wir hier mit elementarer Gewalt ausbrechen sehen, die Freude und den Genuß, sowie die körperliche und geistige Gesundung, diesen ungeheuren moralischen Einfluß der Gartenbenutzung dürfen wir nicht außer acht lassen.

Machen wir sie für die nächste Zukunft, sobald es irgend möglich ist, den weiteren Kreisen der arbeitenden Bevölkerung zugänglich, so leisten wir nicht nur unserem deutschen Vaterlande damit einen wirtschaftlich nicht hoch genug anzuschlagenden Dienst, sondern wir leisten auch einer schnellen Verwirklichung unserer Kriegerheimstättenfrage, überhaupt der Frage des Kleinwohnungswesens in Verbindung mit Gartenland Vorschub.

Der Weg zur Heimstätte mit ersprießlichem Gartenschaffen führt über den Kleingarten.

Harry Maaß.

Von Deutschlands aufbauendem Schaffen in Feindesland.

Deutschland, ich grüße dich als das Leben! Deutschtum, ich selbst ein Stück von dir, bewundere dich! Du bist zeugende und gebärende Kraft. Ich höre es nicht nur sagen, ich weiß es: An diesem Wesen, an diesem aufbauenden Schaffen kann und wird die Welt genesen. Denn du bist schöpferisch.

Deutschlands segensreiches, aufbauendes Schaffen zeigt sich auch in Feindesland. Und wenn das auch, in erster Linie um des Krieges, um des deutschen Heeres willen geschieht, so vollzieht sich doch alles mit einer solchen Gründlichkeit, daß auch die Einwohner nach dem Kriege noch den Nutzen davon haben werden.

Jeder Soldat hat gesehen, was die deutsche Verwaltung hier im besetzten Flandern, — in dem wir liegen, — geschaffen hat. Und an anderen Orten wird's ja ähnlich sein. Und wenn einem auch manchmal der Ärger kommt, weil unseren Feinden zugute kommen wird, was deutscher Fleiß, deutsche Organisation, deutscher Weitblick schaffen, so gewinnen doch die Freude und der Stolz schließlich die Oberhand; Freude und Stolz darüber, daß wir im Kriege so Großes leisten können. Selbst auf dem kleinen Raum, den der einzelne Soldat doch nur überschauen kann, zeigt sich der ungeheure Umfang des gewaltigen deutschen Schaffens.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kämpfende Front und sichernde Etappe! Zwei Gegensätze, aber auch zwei sich gegenseitig bedingende Notwendigkeiten und in der schließlichen Leistung der Gesamtheit eine Einheit. Es ist nicht notwendig, nachzuweisen, von wie großer Bedeutung eine gute Verbindung zwischen beiden ist. Gute Straßen und Eisenbahnen sind selbstverständlich erforderlich. Die belgischen Straßen Flanderns waren ein Morast, sie können jetzt, gründlich ausgebessert oder neu eingebaut, vielfach mit den deutschen einen Vergleich aushalten. Deutsche Arbeitssoldaten und belgische Zivilarbeiter haben da unter fachkundiger Führung ein Straßennetz ausgebaut, das auch die Bewohner als mustergiltig anerkennen, und oft mit unzulänglichen Mitteln. Aber es wurde geschafft. Und zu den vorhandenen Straßen sind eine ganze Anzahl neuer und guter Verbindungen zwischen den einzelnen Ortschaften angelegt worden. Der Einzelne mag sich nun ausmalen, was für ein Stab von Leitern, wieviele Hunderte von Arbeitern und welche Berge von Material aller Art dazu gehören. Ich kann nur hinweisen, nur andeuten.

Mit der Herstellung der Straßen wetteifert die Vervollständigung des Schienennetzes. Die Eisenbahnkompagnien — und unter ihrer Leitung Arbeiter und Schipper — haben da ganz Vorzügliches geleistet, und es gab kein Hindernis, Hügel und Tal, Wald und Wasser, das sie nicht überwunden hätten. Bis fast zur Front hinan laufen jetzt Kleinbahnen und Feldbahnen.

Straßen und Bahnen! Was ist auf ihnen im Interesse des Heeres befördert worden! Sie werden aber auch für später bestehen bleiben und dem Verkehr der Einwohner nützliche Dienste leisten. Sie werden davon erzählen, wie die Deutschen mitten unter Kanonendonner, in steter Lebensgefahr dauernde Werte schafften.

Muß man über die Notwendigkeit der Wasserversorgung für das Heer überhaupt reden? Schon im Frieden sorgt in Deutschland jeder größere Ort, ja jedes Dorf, für gutes Wasser. Flandern ist reich an Wasser, reich an Brunnen, aber arm an — Trinkwasser. Das bezeugen die an den Häusern aufgemalten Wassermarken, die nur selten „Trinkwasser!" dagegen fast immer „Wasser abkochen!" oder „Kein Trinkwasser!" sagen. Einer so gründlichen Untersuchung wie durch deutsche Chemiker sind die Brunnen noch nie verfallen. Ob durch diese Vorsorge fürs Heer nicht auch den Bewohnern ein wesentlicher Dienst geleistet wurde? Die zahlreichen Brunnen sind nur von geringer Tiefe und führen darum so selten „gesundes Wasser". Nun sind zu den wenigen tiefen Brunnen eine große Anzahl neuer hinzugekommen, die deutsche Ingenieure angelegt haben. Daneben hat man auch — besonders für die Schützengräben — Wasserleitungen geschaffen, die ganz gewiß später geeignet sind, auch die Dörfer und Orte mit Trinkwasser zu versorgen.

Wieviel „deutsches Wasser" werden die Landeseinwohner später trinken!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und wieviele Krankheiten werden in Zukunft durch deutsche Gründlichkeit verhütet werden!

Aus den Ruinen der zerstörten Ortschaften im „Operationsgebiet" blüht neues Leben. Das Grauen, das in den öden Fensterhöhlen wohnt, soll verschwinden. Wohnstätten sollen wohnlich sein, so will es der Deutsche. Er fragt nicht: Wer hat's zerstört? Er fragt auch nicht: Wem gehört's? Und er fragt am wenigsten: Wer bezahlt's? Mit einer geradezu verblüffenden Selbstverständlichkeit werden Maurer, Zimmerleute, Glaser, — Bewohner oder auch Kriegsgefangene, — in die zerstörten Ortschaften geführt, und der Aufbau beginnt. Was an Baumaterial, an Steinen, Ziegeln, Holz, Glas und anderem nötig ist, wird herbeigeschafft, so daß, wenn auch nicht sofort neue Häuser, neue Ortschaften entstehen, doch zunächst die weniger beschädigten Gebäude wiederhergestellt werden. Menschenwohnungen, von der Kriegsfurie zerstört, sind ein trauriger Anblick. Wenigstens stimmen sie uns Deutsche traurig. Wir denken sofort daran, wieviele Tränen von flüchtigen Menschen um ihr verlorenes Heim vergossen wurden! Ob die, die zurückkehren und ihre Wohnung, ihren Hof, ihr Haus von den Deutschen behütet finden, sich der Erhalter dankbar erinnern werden? Wohl kaum! Ja, wer weiß, ob selbst jene, denen ihr Heim von den „deutschen Barbaren" wieder hergerichtet wurde, auch nur ein einziges Mal eine dankbare Regung verspüren? Ganz gleich! Der klägliche, der traurige Anblick verlassener, zerstörter, zerschossener Häuser wird vielen erspart bleiben, weil der Deutsche schon mitten in der Zerstörung wieder am Aufbau arbeitete.

Der Krieg zerstört nicht nur Wohnstätten, er verschont auch Kunstdenkmäler nicht, — wenn sie kriegerischen Zwecken dienstbar gemacht wurden. Gegen diese grausame Macht der Tatsachen läßt sich nicht ankämpfen. Wir liegen vor Ypern, und wir Soldaten bedauern gar oft das Schicksal dieser alten Stadt, die gar herrliche Bauwerke hatte, und die am Ende doch nichts weiter sein wird als ein großer Trümmerhaufen. Ich sah das Rathaus in Löwen, im wesentlichen wohl unversehrt, wenn unsere Feinde der Welt auch seine mutwillige Zerstörung durch uns vorlogen. Ich habe den deutschen Soldaten kennen gelernt in seiner Ehrfurcht und Bewunderung alter und herrlicher Bau- und Kunstdenkmäler. Er wird niemals, — wie einst der römische Soldat in den ehrwürdigen Tempel Jerusalems, — in eines derselben aus Freude an der Zerstörung die Brandfackel werfen! Und nun beschäftigt sich mitten im Krieg und mitten in Feindesland ein großer Kongreß mit der Erhaltung und der Wiederherstellung der etwa geschädigten Kunst- und Baudenkmäler. Die Bestrebungen der Tagung für Denkmalspflege in Brüssel sind nicht nur eine Laune einzelner Kunstjünger. Jeder gewöhnliche Soldat empfindet eine solche Tat mit Stolz. Ich weiß, daß nur verhältnismäßig wenige Soldaten davon wissen, aber ich wüßte keinen, der sich nicht „dieses Sieges des deutschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aufbauenden Gedankens" gefreut hätte. Ich habe zu Viele in Flanderns altertümlichen Städten staunend die alten Bauwerke betrachten sehen.

Zerstampfte und durchwühlte Fluren, umgeackert durch Granaten und durchquert von Schützengräben: das Schlachtfeld. Felder, zum Fruchttragen bestimmt, warteten im Herbst und Frühjahr vergeblich auf Bestellung. Die Einwohner sind aus ihren Gütern und Häusern, die mitten im feindlichen Feuer liegen, geflüchtet, das harte Schicksal wollte es so. Nun wartet der Boden. Da nehmen sich seiner — deutsche Soldaten an: ackern und düngen, eggen und walzen. Sie säen dort, wo sie nicht geerntet haben, und wo sie vielleicht auch nicht ernten werden. Sie pflanzen und schaffen, damit der Boden hundertfältig Frucht bringe. Kommt morgen, wenn es die Kriegslage etwa erlauben sollte, der Besitzer heim, so findet er sein Land nicht verwahrlost, und dann wird er ernten, wo er nicht gesäet hat, und schneiden, wo er nicht gestreut hat. So ist nur ein verhältnismäßig kleiner Teil des Bodens des Schlachtfeldes, der zu unmittelbar an der Front liegt und nur unter größter Lebensgefahr bereitet werden könnte, seiner Bestimmung entzogen. Aber sonst ist alles in Kultur. Da wird alles getan, um nichts umkommen zu lassen. Deutsche Soldaten arbeiten als Feldbestellungs- wie als Erntekommandos.

Sie leisten's für sich und für die Anderen, wenn sie wiederkommen. Nicht weniger aber sorgen sie für die, die zurückgeblieben sind. Sie haben manchem „Bur" und manchem „Katner" in dieser oder jener Weise bei der Feldarbeit geholfen. Und der Dung, den sie ihm aus ihren Pferdeställen zuführen, tut seinem Lande auch wohl. Der kleine Mann aber, der sonst weder Ar noch Halm besitzt, ist durch die Mithilfe seiner Einquartierung in Stand gesetzt, ein Stück Feld, das unbestellt blieb, weil sein Besitzer geflüchtet war, für sich auszunutzen. Und da habe ich sogar freudige Mienen, habe Anerkennung und Dankbarkeit gesehen. Freilich ist's dennoch ein seltenes Kraut.

Es ist Kriegsnotwendigkeit, das eroberte, besetzte Land für die Verpflegung der Truppen auszunutzen. Das haben in einem Kriege, in dem man Deutschland aushungern wollte, Deutschlands Soldaten meisterlich verstanden. Die Felder sind, wo es nur möglich war, unter dem Pfluge geblieben; die Wiesen und Weiden sind ausgenutzt. Und dazu sind in Flandern, wo das ganze Land ein Garten ist, wo neben jedem Haus sich ein Gärtchen befindet, wo die Weltgartenstadt Gent liegt, eine große Anzahl neuer Gärten nach deutschem Muster entstanden, Gärtnereien auf ganz beträchtlichen Landflächen, um auch ihrerseits zur Verpflegung beizutragen, wodurch die immerhin einförmige Kriegskost etwas Abwechselung erhält. Umgeben von Sträuchern, die man aus den Wäldern holt, oder zwischen vorhandenen Hecken entstehen dort unter deutschen Händen zwischen langen Reihen der Beete Frühbeetanlagen und kleine Geräteschuppen; es sind eben Gärtnereibetriebe mit deutschem Gepräge.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sie werden, so kann man wohl annehmen, auch für spätere Zeit bleiben, wenn sich gleich fleißige Hände finden wie die, die sie anlegten.

Neben dem Bürgermeister der besetzten Städte und Dörfer sorgen die Ortskommandanturen für das Wohl der Bewohner. Ich möchte die Berge von Akten einmal sehen, die die deutschen Militär- und Zivilverwaltungsbehörden angelegt haben. Sie sind die „reinen Erziehungsbehörden".

Auf zweierlei, was man oberflächlich sieht, — in den inneren Betrieb hat ja der „gewöhnliche Sterbliche" doch keinen Einblick, — will ich da hinweisen, weil sich darin der Kampf gegen eine „Tradition" kundgibt. Allen, die die Bevölkerung Flanderns kennen lernten, ist in erster Linie ihre Unsauberkeit aufgefallen, — schmutzige Kinder, schlampige Weiber, schmierige Männer. Und wer sie näher kennen lernt, erhält genügend Beweise für ihre Trägheit und Unpünktlichkeit. Für sie ist nach unserer Meinung die deutsche Verwaltung ein wahrer Segen.

Dadurch, daß viele der Leute Beschäftigung mit geregelter Arbeitszeit erhielten, wurden sie zur Pünktlichkeit erzogen, und die ihnen „angeborene Trägheit" müssen sie nun zwangsweise überwinden.

In den Ortschaften aber wird für Reinlichkeit gesorgt, soweit es irgend geht. Die Entwässerungsanlagen, die, wenn vorhanden, meist vernachlässigt waren, werden wieder in Stand gesetzt; zum Teil werden sie auch neu geschaffen. Und die Straßen, die sonst zugleich als Abfallplatz dienten und mit dickem Schlamme überzogen waren, müssen nun wöchentlich mehrmals gekehrt werden, so daß sie eine den Einwohnern vorher unbekannte Sauberkeit zeigen. So kann man jetzt meist über reinliche Straßen gehen, ohne am Tage gar soviel von nichtstuenden Männern angegafft zu werden. Ob freilich diese Erfolge länger währen als der Krieg?

Und zu dieser Fürsorge gesellt sich nun die für das geistige Wohl. Neben Ratschlägen und der Herausgabe von Zeitungen für die Bewohner ist hier in allererster Linie die Durchführung des belgischen Schulgesetzes zu nennen. Was geht uns schließlich die Bildung der Einwohner Belgiens an? Aber man fragt nicht erst; man sorgt vielmehr für die bisher gar so arg vernachlässigte belgische Volksbildung, indem man das neue belgische Schulgesetz, — das als bedeutsamsten Fortschritt die allgemeine Schulpflicht bringt, wenn es auch im übrigen in vielen anderen Punkten unseren Beifall nicht finden kann, — in Kraft setzte. Nun sieht man auch in den Ortschaften, die nur wenige Kilometer hinter der Kampflinie liegen, des Vor- und Nachmittags das kleine Volk nach den Schulhäusern ziehen.

Dem „ungebildeten" Deutschen war es vorbehalten, die notwendige Grundlage für eine allgemeine Volksbildung in Belgien zu schaffen, den allgemeinen Schulbesuch. Von wieviel Weitherzigkeit — im vornehmsten Sinne des Wortes — und Edelmut der Gesinnung aber zeugt es, daß man es in dieser Hinsicht bei dem von den Belgiern selbst geschaffenen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Volksschulgesetz, das zwar auch bei einem erheblichen Volksteil Widerspruch erfahren hat, bewenden läßt!

In Roeselaere sah ich das Denkmal Rodenbachs, des Aufweckers der flämischen Bewegung, wie seine Anhänger den jung dahingegangenen Dichter voll Stolz nennen. Und der flämischen Frage, die im selbständigen Belgien einen Hauptbrennpunkt der innerpolitischen Verhältnisse darstellt, wird auch von den deutschen Behörden Aufmerksamkeit gewidmet. Noch mehr, die deutsche Verwaltung hat Zeit, sich mit flämischen Eingaben zu befassen, ja sich mit dieser Frage in ihrer ganzen Weite und Tiefe zu beschäftigen. Sie nimmt Eingaben — auch solche in sehr selbstbewußten Tönen — entgegen, sie gibt Bescheid darauf, sie erläßt Verordnungen, kurzum, sie fühlt sich in eines uns freilich entfremdeten germanischen Volksteils Wesen und Willen ein. Zeugt das nicht von einer bewundernswerten Spannkraft des Geistes und von einer vorbildlichen Duldsamkeit?

Deutschlands Arbeit in Feindesland ist in jeder Hinsicht schöpferisch. Ich bin stolz darauf, ein Deutscher zu sein, und im Kleinen zu diesem großen aufbauenden Werke beizutragen.

Deutsches Volk, ich preise dich, weil du auch selbst dort, wo du zu zerstören gezwungen bist, bleibende Werte schaffst.

Walther Kluge.

Was andre sagen

Pädagogische Reform. Schriftleiter W. Paulsen, Hamburg. Jg. 39, Nr. 49.

Kritisches zur Wehrkraftbewegung. Von Prof. F. W. Foerster, München.

„Wer nach dem Weltkriege die junge Generation zielbewußt für das Ideal der Völkergemeinschaft erziehen will, der wird darauf achten müssen, daß er die militärische Erziehung in den richtigen Grenzen hält. Er wird auch in der Seele der Jugend die Alleinherrschaft kriegerischer Instinkte, Phantasien und Anschauungsweisen zu verhüten und die ganze Selbsterziehung für die hohe Disziplin des Friedens zu interessieren suchen. Ganz gewiß gibt es eine Altersstufe, auf der das Raufen physisches Bedürfnis ist, auch steckt in Knabenprügeleien oft viel verborgene Ethik — aber doch wohl eine Ethik, die dringend der allmählichen Veredlung und Läuterung und der wachsenden Anpassung an die immer schwierigeren Aufgaben eines hochentwickelten Gemeinschaftslebens bedarf. In dieser Beziehung ist überhaupt unsere Knabenpädagogik noch ganz im Rückstand, — die moderne Welt ist ganz und gar auf Genossenschaft, Verständigung, Organisation angewiesen, der junge Mensch unserer Zeit aber wird fast nirgend planmäßig angeleitet, in den Gewohnheiten des Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kehrs, der Rede, der ganzen Selbstbehauptung sich für diese Kulturbedürfnisse auszurüsten. So wie in alten Zeiten eine ganze Generation aufwuchs unter dem Stachel eines großen Rachegelübdes für erlittene Schmach des Vaterlandes, so muß in der heranwachsenden Generation nach dem Weltkrieg die Wehrkraftidee durchaus zurücktreten hinter dem heiligen Gelübde: Unsere Toten sollen für eine geläuterte Welt gefallen sein, und jeder Einzelne muß alles tun, sich selbst zum Träger jener ganz vollendeten Ritterlichkeit zu erziehen, in deren Bereich der Drang zu gegenseitigem Niederschlagen gar keine Wurzel mehr fassen kann. Wieviel Gelegenheiten zur Anregung solcher Selbsterziehung lassen Eltern und Lehrer heute noch ungenützt vorübergehen! Fast täglich gibt es irgendwelche jugendliche Konflikte zwischen Geschwistern, Mitschülern, Nachbarn, bei deren Besprechung man die typischen psychologischen Ursachen von Zank und Entzweiung und zugleich die Möglichkeiten der Vorbeugung und Beilegung erörtern kann. Und gerade bei solchen konkreten Anlässen könnte eindrucksvoll gezeigt werden, wie viel Willenskraft und Seelenkraft dazu gehört, gegenüber schwierigen Temperamenten und hochgespannten Interessengegensätzen den Frieden zu bewahren, und wie viel innere Schwäche und Unvornehmheit hinter der polternden und schneidigen Selbstbehauptung steht, die so oft als die eigentliche männliche Behandlung von Lebensschwierigkeiten und Lebenskonflikten verehrt wird. In allen wahrhaft adeligen Traditionen finden wir, daß das Ideal des „ganzen Mannes" stets reinlich von dem bloß animalischen Mannestypus geschieden und durch das allein konsequente Kraftideal des Christentums geläutert wird. Ein Beleg dafür ist ein Brief, den ein Vorfahr des Feldmarschalls Hindenburg an seinen Sohn geschrieben hat, der aus überreizten Ehrbegriffen heraus und auf Grund einer Beleidigung, die eigentlich von ihm selbst provoziert worden war, einen Kameraden zum Duell gefordert hatte. In dem Briefe heißt es unter anderem: „... die bittere Wurzel, der Zorn — die Quelle unseres Verderbens —, hat noch nie etwas Großes, etwas Edles hervorgebracht. Wolle Gott, daß dieser gehabte Vorfall Dir auf Deine ganze Lebenszeit eine Regel zur äußersten Vorsichtigkeit, Schonung und aufrichtiger treuer Liebe gegen alle Deine Kameraden, auch selbst gegen die, die noch mit Schwachheiten zu kämpfen haben, sein möchte! Fasse, mein lieber Sohn, zu dieser Ausübung einen Willen, und bitte Gott um Kraft zum Vollbringen. Er wird Dir kein Nein geben; und die selige Folge, der Friede Gottes, ein ruhiges Gewissen, das Dir die ganze Welt nicht rauben kann, dieses edle Kleinod, das der, so es schon hier erlanget, in Ewigkeit beibleibend wiederfindet, wird schon hier Dein Ziel sein. Noch eines muß ich Dir, liebes Ludchen, aus treuem Herzen vor Augen stellen: der Mann, der Dich zur Sanftmut, zur Liebe und Nachgebung aufmuntert, dessen Stimme siehe jederzeit als Gottes Stimme selbst an und folge blindlings; der aber zum Gegenteil anreizt, den meide."

Solche Anleitung, solche Klärung und Reinigung des Begriffes „männliche Selbstbehauptung" kann unserer Jugend gerade heute nicht genug nahegebracht werden; haben solche Anregungen im Charakter und im ganzen Denken einmal Wurzel gefaßt, so übertragen sie sich dann auch auf die Vorstellungen von der staatlichen Selbstbehauptung und räumen mit dem auf, was Hilty treffend als „Korpsstudentenallüren in der hohen Politik" gekennzeichnet hat.

Deutsche Warte. Herausgeber Adolf Damaschke, Berlin. Jg. 1915. Nr. 356.

Die Zukunft der Kriegsprimaner.

Die brennend gewordene Frage der Behandlung der freiwillig in den Heeresdienst getretenen Unterprimaner der höheren Lehranstalten hat durch die Verfügung des Kultusministers v. Trott zu

Solz vom 25. Oktober d. J. eine neue — die dritte — Regelung erfahren, die in den Kreisen der Beteiligten allgemeines Befremden und tiefgehende Unzufriedenheit erregt. Zunächst hatte bei Kriegsausbruch der Minister bestimmt, daß die sitzengebliebenen Unterprimaner, auch die schwächsten, die Notreifeprüfung ablegen durften. Die anderen Unterprimaner, auch die begabtesten, schloß er von der Notreifeprüfung aus, indes genehmigte er, daß ihnen das Reifezeugnis für Oberprima ohne Prüfung erteilt wurde. Am 29. April d. J. ordnete dann der Minister weiter an, daß vom 1. Juni d. J. ab nun auch die charakterisierten Oberprimaner die Notreifeprüfung ablegen konnten, und viele, die Urlaub von der Front erhielten, bestanden sie, trotzdem das Maß ihres Wissens naturgemäß im Kriegsdrang erheblich abgenommen hatte. Der größte Teil der Kriegsprimaner erhielt aber Urlaub nicht. Er tröstete sich damit, daß er nach Beendigung des Krieges auch noch zur Notreifeprüfung zugelassen werden würde. Durch diese Hoffnung hat nun aber der eingangs erwähnte Erlaß einen Strich gemacht. Er verfügt, daß die Kriegsprimaner nach Friedensschluß — wann? 1917? — einen Sonderkursus von 6 bzw. 12 Monaten durchzumachen und dann sich der Abschlußprüfung zu unterziehen haben.

Namens des Ausschusses der Väter der Kriegsprimaner hat der Amtsanwaltschaftsrat Liedtke in Magdeburg jetzt an den Reichskanzler die Bitte gerichtet, eine Allerhöchste Entscheidung in der vielerörterten Frage herbeiführen zu wollen. In der Eingabe ist ausgeführt, daß, wenn bisher die Abschlußprüfung ohne einen 6- oder 12monatigen Vorbereitungskursus bestanden werden konnte, zu einem solchen auch in Zukunft bei dem gleichen Schülermaterial ein Grund nicht vorliege, daß durch den Kursus nach zweijähriger oder noch längerer Kriegspause höchstens eine Auffrischung des durch das Abgangszeugnis bescheinigten Wissens von 1914 erreicht werden könne, daß es deshalb angezeigt erscheine, den kampferprobten Kriegern, die im Frieden Ostern 1916 die Reifeprüfung würden ablegen können, zu diesem Zeitpunkte unter Erlaß der Prüfung das Reifezeugnis zu erteilen, wie das die Universität Göttingen in einer besonderen Denkschrift gefordert hat, und es im übrigen den Hochschulen zu überlassen, durch Ergänzungskurse, wie in Göttingen, die zweifellos vorhandenen Lücken in dem Wissen der Kriegsprimaner auszufüllen. Um diese Kurse würden auch die Notgeprüften so wenig wie die „Schul-Sonderkursisten" herum können.

Nach dem Beschlusse des Abgeordnetenhauses vom 22. Juni d. J. erscheint die Annahme begründet, daß bei der Länge des Krieges die Schüler vor unnötigem Zeitverlust durch die ministeriellen Schul-Sonderkurse bewahrt bleiben werden. Eine Schädigung ihrer wissenschaftlichen Ausbildung wird durch die Hochschul-Ergänzungskurse zuverlässig verhütet. E.

Rund um uns

„Die schöne Heimat". Mancher Deutsche, der bis zum Ausbruch des Krieges alljährlich ins Ausland zu reisen pflegte, der die Bläue des Mittelländischen Meeres und das vielfältige Braun der Sahara so gut kannte wie die Mit-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ternachtssonne und die Farbenpracht der Arktis, hat sich seitdem heimlich geschämt, weil ihm sein eigenes Vaterland fast unbekannt geblieben war.

Freilich, den Harz kannte er, Thüringen und das Riesengebirge wohl auch, vielleicht war er auch zum Wintersport bescheidentlich statt nach dem Engadin in den Schwarzwald gereist, was aber wußte er bisher von der urdeutschen lieblichen und heimatlichen Schönheit des Wesergebirges und des Teutoburger Waldes, von der vielgestaltigen Eigenart des deutschen Ostens, von dem Zauber unserer altertümlichen Mittelstädte? Thorn, Marienwerder, Stettin, Wismar, Stralsund, Brandenburg, die Städtchen Thüringens und Frankens, Bayerns und Schwabens, — soviel Namen, soviel Verheißungen! Welch eine Fülle der Schönheit, welch ein für Tausende von Deutschen ungehobener Schatz!

Fast bedarf es in diesem Reichtum der deutschen Heimat eines Führers, der die Wanderlust stets aufs neue weckt, der lockt und anregt, der den unermeßlichen Schatz heben hilft.

Wie groß ist die Heimweh weckende Macht unserer Dichter, die alle Schönheit deutscher Landschaft wie in einen wunderbaren Zauberspiegel mit ewig wechselnden Bildern in ihre Werke zu bannen wußten. So vermag ein einziges Gedicht Storms unsere Seele ganz gefangen zu nehmen und unsere Sehnsucht nach der stillen, schwermütigen Schönheit seiner Heimat wachzurufen, daß sie nicht mehr zur Ruhe kommen kann.

„Wie Träume liegen die Inseln
Im Nebel auf dem Meer ..."

Wer kann es aussagen, welche Wunder der graue Herbstnebel birgt, der über den stillen Farben und weichen Linien der Holsteinischen Landschaft liegt? Wer kann hoffen, das Glück der Weltabgeschiedenheit jemals in Worte zu fassen, das auf der grünen Berme zwischen Deich und See des am Weststrande nordwärts schreitenden Wanderers harrt? —

In den Wäldern des Wesergebirges heult der Sturm und fällt der Regen. Schnee hüllt sie ein. Das lieblichste Ferienglück für große und kleine Schüler, — selbst den müdesten, alten Lebensschüler — blüht in ihrem Frühlingsgrün, wohnt auf den sommerlichen Bergen. Welch eine Fülle von Gestalten belebt die Täler! Wir kennen sie alle, kennen ihren Schöpfer.

Wilhelm Raabe! In jedes Deutschen Brust weckt dein Name das Heimweh nach dem deutschesten Strom, der in der Heimat Ursprung und Ausgang findet, sich an der Anmut seiner Ufer treulich bescheidend. —

Aus dem Morgennebel steigen leuchtende Firne, Gletscher färben sich mit spielendem Rot, verblassen zum dunklen Feuer der Amethyste, zum zarten Grün, zum toten Grau, bis die Nacht sie verhüllt. Wandellose Sterne blicken herab auf den ewigen Schnee. In tiefen Tälern schäumen grüne Wildwasser, Glocken läuten am Halse der Rinder ... Der träumende Leser nennt leise und dankbar einen Namen: Rosegger! —

Sehnsucht, wie lockst du aus den Meisterwerken deutscher Dichter nach Süd und Nord!

Die schöne Heimat will sich uns auftun. Es ist ein gutes Werk, daß der Verlag der Blauen Bücher*) uns einen zuverlässigen Führer mit auf den Weg gibt, der uns sicher leiten, der uns dereinst an trüben Tagen wieder und wieder im Bilde die genossene Schönheit zurückrufen will. „Die schöne Heimat" heißt seine letzte Gabe, ein stattliches Heft mit trefflichen Bildern. „Denen, die ihre und unsere Heimat verteidigt haben", ist das Werk geweiht, mit ihnen der Heimat. „Wir bringen dir zum Opfer unsere Herzen", hallt es feierlich am Eingang in das deutsche Wunderland.

Und die Andacht bleibt, so lange

---

*) Die Blauen Bücher: „Deutsche Dome", „Die schöne Heimat", „Deutsche Burgen und feste Schlösser", „Deutsche Plastik des Mittelalters". Verlag Robert Langewiesche, Königstein im Taunus. Geheftet je 80 M., gebunden 3 M.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wir blättern; Andacht und Ehrfurcht vor unserer Väter Kunstfreude und hohem Sinn geleiten uns auch durch die älteren Hefte „Deutsche Dome", „Deutsche Plastik des Mittelalters", „Deutsche Burgen und feste Schlösser".

Wer einen Krieger weiß, dem sich die Stunden qualvoll langsam am Schmerzenslager vorüber schleppen, der gebe ihm diese Bücher in die Hand, daß ihm das Herz voll Freude werde im tröstlichen Bewußtsein: All diese Schönheit half ich schützen!

Es war nicht umsonst! Dieser Trost, der heilkräftig ist wie keiner sonst, spricht aus jeder Seite dieser Hefte. Um unserer Heimat willen trauern und leiden wir, — sie wartet in der Fülle ihrer Schönheit, uns aufs neue wohlzutun.

Melanie Ebhardt.

Ein gedankenreiches Buch. Am 6. Dezember 1915 jährte sich der Tag, an dem der junge Dichter, Seher und Lebenserneuerer Friedrich Jaskowski als Leutnant an der Spitze seiner Kompagnie beim Sturm auf Praßnysz den Soldatentod fand. Seltsam, daß dieser Mann den Tod auf dem Schlachtfeld sterben mußte; er hatte nichts „Militärisches"; er tat als echter Weltweiser und Theosoph — seine nächste Pflicht. Es wird erzählt, daß er lächelnd gestorben sei.

An seinem Todestage erschien die Neuausgabe seiner „Sizilianischen Geheimnisse" unter dem neuen Titel, „Geheimnisse der Völkerkatastrophen", von Friedrich Jaskowski (Konkordia-Verlag in Bühl, Baden. 2. Auflage, Preis M. 1.50), ein sehr eigenartiges, zum Nachdenken anregendes kleines Buch. Ich las es schon einmal vor drei Jahren und — legte es halbverstanden weg. Dabei hatte ich das Gefühl ungestillten Hungers und bedauernder Verzichtleistung, ich wußte, dahinter steckt mehr, als deine Seele zur Zeit fassen kann. Jetzt, nach drei Jahren des Lernens und Erlebens las ich das Buch wieder. Und jetzt war's ein Ereignis.

Es gehören fein tastende, beseelte Fingerspitzen dazu, wenn man dies eigenartige kleine Werk so recht „begreifen" will. Es gehört auch etwas Verständnis für Denk- und Ausdrucksweise deutscher Mystik dazu und etwas Liebe zum Geheimnisvollen, „Verborgenen" im Menschen. Friedrich Jaskowski rührt hier an die „letzten Dinge", an das, was dem Tagesbewußtsein, unserer irdischen Erscheinungsform eigentlich nur in Gleichnissen und Symbolen und auch dann nur notdürftig begreifbar ist. Nur in ganz seltenen Augenblicken, in denen unsere stofflich beschränkte Seele einmal für die ihr zukommenden, ganz andersartigen Strahlen oder „Schwingungsarten" zugänglich wird, in Augenblicken, in denen sie gewissermaßen für urheimatliche Klänge eingestellt erscheint, kann dem Begnadeten, dem „Sonntagskinde" einmal ein Geschenk zuteil werden, das sich in derart schwebender und leuchtend edler und doch wieder für seine Wesensart fast zu erdenschwerer Hülle wie in den „Geheimnissen der Völkerkatastrophen" darbietet. Jaskowski war solch ein Sonntagskind. Ein reiner und guter Mensch, tiefer Weisheit voll, prangend in Jugendfrische, stets das seherische Auge auf Gott und das Wunderbare richtend. So zeigt ihn uns auch das schöne Kopfbild, das der freundliche und ganz offenbar geistesverwandte Herausgeber (Karl Josef Friedrich) der neuen Auflage beifügt.

Wer Jaskowskis „Philosophie des Vegetarismus" liest (sie muß mindestens zweimal gelesen werden), der merkt übrigens, daß dieser Geist gar nicht nur aus verschwebender, seraphischer Ferne uns grüßt, sondern daß er mit einer alles verstehenden, fast grenzenlosen Liebe zu allem Geschaffenen auf unserer wohlgegründeten Erde gesunde, feste Wurzeln hatte, daß ihm — im besten Sinne — nichts Menschliches fremd war. Das zeigen auch die „Geheimnisse".

Wenn das Buch auch äußerlich auf das furchtbare Erdbeben-Unglück von Messina, das 200 000 Opfer forderte, Bezug nimmt und daran anknüpft, es paßt doch wie kaum ein zweites in un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sere furchtbare, gewaltige Zeit mit ihrem tausendfachen Tod und Trennungsschmerz und ihren qualvollen Zweifeln an Gott und der Menschheit. Man kann sich allerdings kaum eine schwerere Aufgabe stellen, als Jaskowski sie hier in genialschöpferischem Halbbewußtsein sich gestellt hat. Der eigentliche, der tiefste Sinn der großen, Leben und Glück Vieltausender zerschmetternden Schicksalsschläge soll da enträtselt, ja, der Sinn unseres Erdendaseins überhaupt und das Wesen des Todes ergrübelt und im magischen Klarlicht hellseherischer Entrücktheit geschaut werden.

Friedrich Jaskowski, der Mystiker, der mit der Phantasie des Herzens zu philosophieren versteht, der mit seiner nie schweigenden Sehnsucht nach dem Wunderbaren, nach dem Erleben Gottes, mit seiner frommen Ehrfurcht vor dem Unbekannten, seiner reichen, traum- und weisheitsschweren Seele die denkbar größte Gewähr für ein möglichst nahes Herankommen an das große Geheimnis bietet, kommt höchst bezeichnender Weise zu dem Schluß: „Der wahre Mensch wohnt in einer anderen Welt, und in dieses äußere Reich zieht er nur als ein lernbegieriger Gast".

Und von dem Tode, der bis jetzt schon Hunderttausende unserer Besten gewürgt hat, sagt er (es klingt etwas hindurch wie Heimatglocken nach langer, wirrer Auslandsreise):

„Treuer, verkannter Geselle, den sie als Skelett bildeten, dem sie undankbar kalten Hohn andichteten, du bist ja auch unser Diener und ebenfalls beinahe immer weiser als wir selbst. Du nimmst uns den Mantel, oft den zerlumpten, engen und unbequemen, mit einer poetischen oder frommen Redewendung höflich ab, reichst uns, was wir hier an wirklich Wertvollem sammelten, in den Wagen und rufst uns nach: Nur keine Furcht! die Dunkelheit geht bald vorüber, und im neuen Lande ists warm, und die dortige Tracht habt ihr schon an!" —

Jaskowski zeigt dem Menschen Abgründe und ferne Höhen, eine Heimat und ein ganz gewisses Licht. Er stellt ihn hart vor Entsetzliches und Großes und lehrt ihn jenes ungestüme und sehnsuchtskranke Fragen, ohne das kein Mensch zur Reife gelangt. Ein naher Blitz und Donnerkrach vor Auge und Ohr läßt den Menschen wohl zuerst erstarren, schließt ihm aber oft auch den Seelenschrein, den lange verschlossenen auf.

„... Der Mensch wischt sich dankbar den kalten Schweiß von der Stirn. Er hat das Fragen gelernt; er bemerkte mit Entsetzen, mit höchster Verwunderung ein überragend Geheimes in sich und um sich; ihn wird nun stets eine echte Frage begleiten ..."

Möge diese „echte Frage" bald recht vielen wunden Herzen auftauchen. Die Antwort wird nicht ausbleiben.

O. Wanderer.

„Wo kommst du her in dem roten Kleid?" Je länger der Krieg dauert, um so unmöglicher wird es für die Daheimgebliebenen, dem Erleben an der Front nachempfindend nahezukommen. Unsere Lieben im Felde führen ein Leben, dessen Unvorstellbarkeit uns mehr und mehr innerlich von ihnen scheidet. Deshalb sind wir für jeden anschaulichen Feldbrief dankbar. Doch die Briefe der Kämpfenden sind fast alle so merkwürdig karg, so arm an Schilderungen und Berichten des tatsächlichen, täglichen kriegerischen Erlebens. Um so seltsamer muß es uns berühren, wenn wir uns plötzlich mitten in das Unvorstellbare hinein versetzt sehen, wie es die jetzt in vielen Städten ausgestellten Bilder des Malers, Professor Fritz Erler, tun. Niemand sollte die Gelegenheit, sie zu sehen, versäumen.

Ein Bild vor allem rührt unmittelbar an die Seele des Beschauers. In einer Bahnhofshalle hält ein Sanitätszug, von Verwundeten umdrängt. Im Vordergrunde steht, abgesondert von den anderen, ein Offizier, Kopf, Nacken und Arm von blutdurchtränkten Binden umhüllt. Sein lose um die Schultern gehängter Mantel ist feucht und rot.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Wo kommst du her in dem roten Kleid?" Die Augen des Verwundeten geben Antwort. Er kommt von der Stätte eiserner Pflichterfüllung. Fast gleichgültig blickt er. Er hat getan, was er konnte; jetzt leidet er, und in stumm getragenen Schmerzen erwächst ihm eine neue Pflicht. Nichts kann ihn jetzt noch erschrecken. Fast verächtlich ist der Zug um seinen festgeschlossenen Mund. Was sind ihm all die Freuden und Sorgen des Lebens nun, die ihm sonst so wichtig deuchten? Nichts! Sein Leben selber schien ihm nichts, als es galt, das Äußerste zu wagen.

Ein anderes Bild: „Gebet im Feuer." Im beschossenen, fast eingeebneten Graben kniet ein Soldat, vornüber gebeugt, die gefalteten Hände ums Gewehr gekrampft. Seine Augen, die unter dem Helmrand hervorblicken, sehen nichts. Aber neben der gesteigerten, ganz nach innen gekehrten Andacht lebt in seinem Gesicht noch etwas Anderes. Was ist es? Erst viel später verstand ich es. Das Grauen war es, das dem Betenden die Oberlippe kaum merklich in die Höhe zog. Unmittelbares Mitempfinden packte mich, als ich es begriff. Ich werde das Bild nie mehr vergessen können, und ich bin dankbar dafür. Erst jetzt weiß ich, was die deutschen Krieger für die Heimat erdulden. Es ist ein dreimal heiliges stellvertretendes Leiden.

E. V.

Der Alkohol im Felde. In der Frankfurter Zeitung Nr. 351 vom vorigen Jahre findet sich die folgende geschickte Irreführung der öffentlichen Meinung:

Folgende Warnung vor dem Versand alkoholhaltiger Genußmittel an Soldaten ergeht von der Medizinalabteilung des preußischen Ministeriums des Innern:

„Zu Beginn der kälteren Jahreszeit ist wieder mit dem Anpreisen alkoholhaltiger Liebesgaben in verschiedenster Form zu rechnen. Im vergangenen Winter sind zahlreiche derartige Erzeugnisse in den Verkehr gelangt, die vielfach minderwertig und viel zu teuer waren. Vor solchen Zubereitungen wird dringend gewarnt.

Aber auch von der Versendung anderer alkoholischer Genußmittel an die Soldaten ist ernstlich abzuraten, weil ein unkontrollierbarer Alkoholgenuß den Truppen nur Schaden bringt, indem er die Gesundheit und Widerstandskraft herabsetzt, die Umsicht, die Besonnenheit, Ausdauer und Entschlossenheit beeinträchtigt und die Zucht und Ordnung gefährdet. Es muß allein der Heeresverwaltung überlassen bleiben, die Abgabe von Alkohol an die Truppen nach ihrem sachverständigen Ermessen zu regeln.

Wer Alkohol unmittelbar an Soldaten schickt, erweist ihnen keinen Liebesdienst, sondern schädigt ihre Kriegstüchtigkeit!"

Zulässig ist die Übersendung von leichtem, unverfälschtem Wein und von Bier. Stark alkoholhaltige Getränke sind für die Lazarette bestimmt. Die Truppen werden mit Mineralwässern und Fruchtsäften, teils als Liebesgaben, teils zum Verpflegungssatze, versorgt.

Der Zusatz, der zwar durch die vorangehenden Anführungszeichen als solcher gekennzeichnet ist, wird auf jeden flüchtigen Leser, — man liest die Zeitung immer flüchtig, — den Eindruck machen, als gehöre er inhaltlich zum Vorhergehenden, dessen Wirksamkeit dadurch völlig aufgehoben wird.

*

Ein Teil der Tagespresse bringt im Anzeigenteil die folgende Anpreisung einer Sektfirma:

„Vor kurzem traf beim Armee-Oberkommando eine große Anzahl Flaschen ihres ganz vortrefflichen Schaumweines ein. Die reiche Liebesgabe hat große Freude erweckt. Jedenfalls hat die Firma ..... durch ihre hochherzige Spende mit zur bisherigen erfolgreichen Verteidigung der Dardanellen ihr Teil beigetragen."

Nun wissen wir es! **Vortrupp.**

Für den Inhalt verantwortlich: i. V. Melanie Ebhardt. Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

5. Jahrgang Nr. 5 1. März 1916

Von der Notwendigkeit der geschichtlichen Bildung.

Die Geschichte ist keine exakte Wissenschaft. Daraus haben ihre Verächter, deren es gerade in unserer einseitig naturwissenschaftlich gerichteten Zeit recht viele gibt, den Satz gemacht, sie sei überhaupt keine Wissenschaft. Wahr ist es, daß viele, sehr viele Tatsachen der Vergangenheit immer strittig bleiben werden. Aber das schließt nicht aus, daß die Beschäftigung mit der Geschichte von der höchsten Bedeutung, ja schlechterdings unentbehrlich ist. Unverbildeten Köpfen, einfach denkenden Zeitaltern ist denn auch die geschichtliche Wißbegierde von Natur eigen. Instinktiv fühlen sie, daß der Menschheit ohne die Kenntnis der Vergangenheit ein wesentliches Hilfsmittel fehlen würde, daß wir gerade so ratlos, blind und verloren in der Unermeßlichkeit umherirren würden, wie wenn uns plötzlich die Fähigkeit verloren ginge, den Sternenhimmel um uns her wahrzunehmen.

Doch mit solchen Gefühlsgründen darf man den grundsätzlichen Verächtern der Geschichte nicht kommen. Ihnen gegenüber sind nur nüchterne Nützlichkeitsgründe angebracht. Glücklicherweise fehlt es auch an diesen nicht, es läßt sich vielmehr zeigen, daß die Geschichte bei weitem das wichtigste Hilfsmittel der sozialen Betätigung ist, daß eine gedeihliche öffentliche Wirksamkeit ohne geschichtliche Bildung (die freilich mit bloßem geschichtlichem Wissen nicht zusammenfällt) kaum denkbar ist.

Man pflegt der Geschichte den Vorwurf zu machen, daß sie außerstande sei, uns Voraussicht zu lehren, daß auch die Geschichtskenner sich immer wieder durch die eintretenden Ereignisse überraschen lassen. Ich will über die Berechtigung dieses Vorwurfs nicht streiten, ich könnte sonst einwenden, daß die Geschichtskenner nicht immer gerade die geschichtlich Gebildeten sind. Aber auch wenn man der Anklage zustimmt, so bleibt der Geschichte immer noch ein hohes Verdienst: das an der Vergangenheit geschärfte Auge vermag die gegenwärtigen Zustände klarer und richtiger zu beurteilen. Um das Wesen einer Einrichtung zu verstehen, muß man ihre Entstehung, ihre Entwicklung kennen. Solche Fähigkeit erlangt man freilich nicht durch bloß gedächtnismäßiges Aufnehmen, auch nicht durch geistloses Registrieren massenhafter Tatsachen, wie es selbst von namhaften Forschern vielfach geübt wird und am meisten dazu beigetragen hat, die Geschichte in Verruf zu bringen. Wem es um geschichtliche Bildung zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tun ist, der bleibt nicht bei dem Was stehen, sondern fragt nach dem Warum. Er begnügt sich ebensowenig mit toten Namen und Äußerlichkeiten wie mit Pikanterien und ödem anekdotischem Klatsch. Er geht den Zusammenhängen nach, er sucht durch Vergleichen eine deutlichere Anschauung zu gewinnen. Aus solchem echten Geschichtsstudium entspringt dann die klarere und tiefere Einsicht in das Bestehende.

Sieht man die Geschichte so an, so erkennt man auch, wie töricht es ist, sie zu verdammen, weil viele geschichtliche Daten unsicher sind. Zunächst ist es mit dieser Unsicherheit gar nicht so schlimm bestellt, wie man uns einreden möchte. Denn gerade das Wichtigste, das Zuständliche, ist auch am vollständigsten aufzuhellen, wenn man nur will. So vielen Irrtümern die Beurteilung einer Persönlichkeit, eines einzelnen Geschehnisses ausgesetzt ist, so sehr vermindern sich die Fehlerquellen, wo eine Sitte, ein Rechtsbrauch und dergleichen in Betracht kommt. Über den Charakter Friedrichs des Großen wird man sich vielleicht nie einigen. Über das Wesen des friderizianischen Staats, worauf mehr ankommt, ist unter unparteiischen Sachkennern keine Meinungsverschiedenheit möglich. Ferner aber kommt es beim geschichtlichen Studium auf die Ergebnisse nicht allein und nicht einmal in erster Linie an. Es verhält sich damit ähnlich wie mit der Mathematik. Auch wenn einer alle trigonometrischen Formeln und alle Lehrsätze, die er in der Schule gelernt hat, wieder vergißt — das mathematische Denken, das ihm beigebracht worden ist, verbleibt ihm als unverlierbarer Gewinn. So ist auch beim Geschichtsstudium die Hauptsache die nebenher sich ergebende Schulung des Geistes, eben das, was ich geschichtliche Bildung nenne.

Wer die Geschichte wegen der Unsicherheit ihrer Ergebnisse verwerfen will, der kann mit demselben Recht auch die ärztliche Wissenschaft abtun. Denn auch diese ist manchen Irrtümern und Schwankungen unterworfen, und schon mehr als einmal haben ihre Jünger sich von dem lossagen müssen, was die Vorgänger für unumstößliche Wahrheit gehalten hatten. Mit der ärztlichen Wissenschaft berührt sich aber die Geschichtswissenschaft auch sonst noch. Auch sie ist gewissermaßen eine Art Heilkunde, und ihre Kuren sind uns nicht minder wichtig als die des Körpers. Sie ist uns bitter nötig als Waffe gegen jegliche Art von Aberglauben und Irrwahn. Ich will nur an die Lehre des Engländers Malthus erinnern, wonach für die Menschen nicht genug Nahrung auf Erden vorhanden sei, und deshalb die Volksvermehrung hintangehalten werden müsse, eine der tollsten und verderblichsten Irrlehren, die je hervorgetreten sind. Auch Malthus stützt sich auf geschichtliche Tatsachen, die er natürlich, um zu seiner widersinnigen These zu gelangen, verfälschen und zurechtstutzen muß. Und somit leuchtet es ein, daß man ihn nur auf seinem eigenen Felde, nur auch wieder mit geschichtlichen Gründen widerlegen kann. Solcher falschen Propheten gibt es mehr, als man denken sollte, und gegen sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

müssen die geistigen Kämpfer ständig auf dem Posten sein. Wie oberflächlich ist also die oft gehörte Behauptung, die Geschichte sei ohne praktischen Wert! So oft die geschichtliche Bildung sich verliert, gleich wagen sich übermütige Ansprüche hervor, gestützt auf Geschichtslegenden, wie das zum Beispiel im Mittelalter in wahrhaft grotesker Weise geschah. Da konnten die Päpste ohne Furcht, widerlegt zu werden, mit der Behauptung auftreten, Kaiser Constantin habe ihnen die Herrschaft über eine ganze Reihe von Ländern verliehen und zu ihren Gunsten der kaiserlichen Gewalt entsagt. Es ist gar nicht auszudenken, wie sehr durch diese und ähnliche tendenziöse Fabeln die Macht des Papsttums ausgebreitet worden ist, und was für einen Dienst andererseits ein Mann wie Laurentius Valla, der die Legende von der constantinischen Schenkung zerstörte, der Sache der Menschheit geleistet hat. Für den Nutzen der Geschichte hat denn auch der Despotismus von jeher wider Willen Zeugnis abgelegt, indem er nichts Angelegentlicheres zu tun hatte, als die freie geschichtliche Forschung zu unterdrücken, oder aber, was ihm meist noch besser geglückt ist, die Geschichtsforscher auf unfruchtbare Seitenwege, auf allerlei gelehrten Sport abzulenken.

Schon das ist hoch anzuschlagen, daß ein Mensch mit echter geschichtlicher Bildung nicht jedem Gerücht, nicht der ersten besten dreisten Behauptung so ganz kritiklos gegenübersteht. Ihm wird ein gesundes Mißtrauen zur zweiten Natur. Denn er weiß nur zu gut, wie leicht es ist, zu fälschen und zu verleumden. Wer sich zum Beispiel einmal ernstlich mit der Geschichte Kaiser Heinrichs IV. vertraut gemacht hat, wer da gesehen hat, wie dieser große und herrliche Mann, einer der herrlichsten, die Deutschland hervorgebracht hat, durch die Parteiwut in den Schmutz gezogen worden ist, der wird sich künftig nicht so leicht beeinflussen lassen durch die dümmste und verderblichste aller volkstümlichen Redensarten: Etwas muß doch dran sein.

Dies und noch manches andere könnte die Geschichte leisten. Könnte, sage ich. In Wahrheit ist ihr Nutzen bisher sehr gering gewesen. Um einen größeren Wirkungskreis zu gewinnen, müßte sie heraustreten aus der Enge der Hörsäle und Bibliotheken. Leider sind wir von der Erfüllung dieses Wunsches noch weit entfernt. Die historischen Fachzeitschriften sind voll gelehrten Kleinkrams, und angesichts der ungezählten Aktenstücke, Briefe, Urkunden, die aus öffentlichen und Privatarchiven unablässig, sündflutartig hervorquellen, kann man sich eines gewissen Entsetzens nicht erwehren. Die gelehrte Literatur türmt sich zu Gebirgen auf, so daß selbst der Fachmann jede Hoffnung, sie zu bewältigen, aufgeben muß. So geht uns immer mehr die Übersicht verloren. Unter den führenden Historikern von heute ist kein Ranke, keiner der wie jener Meister genau wüßte, wie er die Aufgabe zu umgrenzen hat, wie weit er in der Erforschung und Heranziehung des Quellenmaterials gehen muß, und der nicht Rohstoff aufschichtet, sondern Bauwerke schafft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Andererseits fehlt es zwar nicht ganz an Übersichten, an zusammenfassenden Werken, aber sie stehen nicht nur an Zahl sehr zurück, sondern reichen auch an Gründlichkeit selten an die eigentlichen gelehrten Sonderuntersuchungen heran. Wären sie aber auch viel besser, als sie in Wirklichkeit sind, so wären sie schon aus dem einen Grunde für uns unbrauchbar, weil sie zur Erwerbung geschichtlicher Bildung gar keine Handhabe bieten, sondern nur dem geschichtlichen Wissen dienen.

Zu helfen ist uns nur, wenn alle Gebildeten nicht nur Geschichte lernen, — das geschieht längst, — sondern wenn sie es in mehr selbständiger, geistvoller Weise tun. Zu diesem Zwecke aber ist nötig, gründlich mit der falschen Meinung zu brechen, es genüge, dem Lernenden den geschichtlichen Stoff fertig zubereitet darzubieten. Solches Lernen hat nicht mehr Wert, als wenn der Mathematiklehrer seinen Schülern die Lehrsätze gäbe ohne ihre Entwicklung. Vom Lehrer oder vom Buch überliefert, vom Schüler oder Leser auf Treu und Glauben hingenommen, sind die geschichtlichen Tatsachen nichts als toter Gedächtniskram. Bildend werden sie erst, wenn sie erarbeitet werden. Ein rechter Lehrer muß den Bau des geschichtlichen Wissens unter den Händen seiner Schüler heraufwachsen lassen. Zunächst muß er sie zu den Quellen hingeleiten, weil nur diese die lebendige Anschauung der Vergangenheit gewähren. Er muß dann Quellen verschiedener Tendenz vorlegen, Darstellungen desselben Gegenstandes von verschiedenen Seiten, verschiedenen Standpunkten, um so den kritischen Blick zu schärfen, auf den es für den täglichen Gebrauch, für die Beurteilung aller möglichen Vorfälle am meisten ankommt. Und endlich muß er die Schüler mit den großen Meistern der Geschichtschreibung bekannt machen. Denn in den Quellen, in den Berichten der Mitlebenden und Mitwirkenden, in den Aktenstücken und Briefen finden wir nur die Einzeltatsache. Erst die Verknüpfung, der Zusammenhang, die Einsicht in die wechselseitige Bedingtheit der Geschehnisse verdient den Namen Geschichte. So würde der Blick des Lernenden zugleich immer schärfer und immer umfassender werden.

Ich kann dies Ziel hier nur von weitem zeigen. Aber daß hier der richtige Weg führt, wird man mir hoffentlich zugeben. Überall um uns hallt alles vom Kampfruf der Parteien wider. Wer zeigt uns den Ausweg aus diesem Labyrinth? Niemand kann es als die Geschichte. Es haben nicht umsonst die großen Staatsmänner aller Zeiten, von Hannibal und Cäsar bis auf Friedrich den Großen, Napoleon und den Freiherrn vom Stein, der Geschichte die ernsteste Teilnahme zugewandt. Das sei uns eine Mahnung, daß jeder an seinem Teil bemüht sei, die Geschichtswissenschaft zum Leben zu erwecken.

Ernst Müller-Holm.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Große Zeit.

Wir gewöhnen uns jetzt daran, daß von großer Zeit gesprochen wird, weil der Heldenmut und Opfersinn vieler Tausender in dieser Zeit sichtbar wurde. Darin liegt eine Gefahr, denn in unklaren Köpfen kann der Irrtum aufkommen, als sei mit dem Begriff der großen Zeit unbedingt der Zustand des Krieges verbunden, und als müsse der Friedenszustand im Gegensatz dazu ohne weiteres eine kleinere Zeit sein. (Wir müßten, wenn das so wäre, den Anstiftern des großen Weltkrieges eigentlich dankbar sein, daß sie uns eine große Zeit gebracht haben.)

Was diese Zeit als eine große erscheinen läßt, das ist der Umstand, daß ganze Völker, die für den Gedanken ihrer Größe kämpfen, das Beispiel des Opfermutes und der Selbstverleugnung geben. Die Freude über das, was uns der Krieg Gutes gebracht haben soll, ist also begründet, aber es wäre eine Armut der Menschen, wenn dies Große nur im Kriege sichtbar wäre. Daß es eine große Zeit ist, die wir erleben, soll also nicht bestritten werden, und auch das andere nicht, was manchem wunderlich erscheint: daß es eine Zeit ist, die jedem Einsichtigen ein Stück Christentum bringt. Der Grundgedanke des Christentums ist die Selbstverleugnung, und die wird jetzt im Kriege auch von manchen Menschen geübt, die ihren Wert im Frieden nicht erkannten. Insofern haben die Geistlichen recht, die sagen, daß gerade diese Zeit wieder ein Beweis für die ewigen Wahrheiten des Christentums werde. Es wäre aber ein großer Irrtum zu glauben, daß man Selbstverleugnung in großem Maße nur im Kriege üben könne, und daß Opfersinn und Gemeinsinn nur dann großartig in Erscheinung treten könnten, wenn es gilt, einen Gegner mit Waffengewalt niederzuzwingen; der Mensch ist vielmehr sehr wohl in der Lage, sich eine große Zeit selbst zu schaffen, wann er will. Er braucht dazu nicht erst auf serbische Königsmörder und britische Lügner zu warten.

Es war doch zweifellos auch eine große Zeit, als der Apostel Paulus in der alten Welt die Gedanken des Christentums verbreitete; es war eine große Zeit, als die Entdeckungen Kants die Welt zu befruchten begannen und, — um ein Beispiel aus der Zeit unseres eignen Lebens zu bringen, — die Merkmale einer großen Zeit haben auch alle die verspürt, die das Fest auf dem Hohen Meißner ein Jahr vor dem Ausbruch des großen Krieges mit erlebt haben.

Da war etwas von Haus und Hof verlassen und Verachtung der irdischen Schätze, die der Rost und die Motten fressen, da war auch die Kraft des Wortes: Hier ist dein Nächster. Selbst das Kaiserwort „Ich kenne keine Parteien mehr" hat schon einen Vor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

läufer, einen Propheten Johannes gehabt: Im Kampfe für die Aufartung, im Kampfe gegen den Alkoholismus gingen alle Parteien und alle religiösen Bekenntnisse zusammen, zum Wohl des ganzen deutschen Volkes und der Menschheit; es gab keine Parteien mehr.

Für den, der das miterlebt hatte, brachte der Krieg nichts Neues und war nur eine Wiederholung bisheriger Erfahrungen. Darum wollen wir wahrlich nicht traurig sein, wenn's einmal Frieden geben sollte. Wir sind selbst fähig, in der Tiefe unserer eigenen Brust die Merkmale einer großen Zeit zu entdecken und uns von ihnen sagen zu lassen, was im Leben wertvoll ist und was nur ein Haschen nach den Schatten ist, wie Schiller die Betätigung der meisten Menschen nennt, die das Leben und die Betriebsamkeit des täglichen Lebens zu wichtig nehmen und nicht an das Ende denken.

Der Donner der Kanonen ermahnt uns, an das Ende zu denken und unsere Zeit mit wichtigen Dingen zu verbringen. Ohne den Tod gäbe es keine Philosophie. Der Krieg bringt Unzählige dem Tode nahe. Er läßt also wohl viele, die sonst in den Tag hineingelebt hätten, an ihr Seelenheil denken. Deshalb das Wort von der „großen Zeit".

Von einer Friedenszeit, die den Anspruch erhebt, eine große genannt zu werden, erwarten wir nach den Erfahrungen dieses Krieges also nicht, daß sie uns Reichtum, Macht und leichte Genüsse bringe, sondern, daß sie möglichst vielen Menschen ihr metaphysisches Bedürfnis erhalte und sie lehre, den Materialismus zu fliehen.

Das kann nur in dem Maße geschehen, wie die Volksgifte bekämpft werden. Deshalb ist Lebensreform die Grundlage für eine große Friedenszeit.

Hans Paasche.

Amerikanische Universitäten.

Vom 6.—8. April des Jahres 1912 tagte in New York, eingeladen von der Vereinigung alter deutscher Studenten in Amerika, ein Kongreß von Männern, denen gemeinsam ist, daß sie einmal an deutschen Hochschulen studiert haben. Die Tagung hatte den Zweck, den deutschen Einfluß, vor allem den unserer höchsten Bildungsstätten, auf die Gestaltung des amerikanischen Geisteslebens in die rechte Beleuchtung zu rücken. Anglo- und Deutschamerikaner in bedeutenden Stellungen amerikanischer Hochschulen vereinigten sich zum Preis der deutschen wissenschaftlichen Anstalten. „Ist der deutsche Professor noch der Lehrer der Welt?" so hieß die Frage, die Dr. R. C. Schiedt (Franklin and Marshall College Lancester Pa.) aufwarf und entschieden bejahte. Was er im all-

gemeinen behauptete, das wurde bestätigt durch die Ausführungen von Thr. Thomas Hall (Union Theological Seminary, New York), Prof. D. B. Shumway (Philologe, University of Pennsylvania, Philadelphia) und Prof. Dr. Virgil Coblentz (Naturwiss., früher Columbia University New York) die alle drei auf die Frage „Lohnt es sich für einen amerikanischen Studenten, der seinen College-Kursus beendigt hat, an eine deutsche Universität zu gehen?" jeder für sein Fach rückhaltlos bejahend antworteten. Prof. A. B. Faust (Cornell University Ithaca N.J.) trat für „Lehr- und Lernfreiheit an amerikanischen Universitäten" (im Sinne des deutschen Systems) ein, und Prof. Dr. Emanuel Baruch (New York) schilderte die fruchtbaren Folgen des „Professorenaustausches zwischen amerikanischen und deutschen Universitäten". Weitere Tagungen, die folgen sollten, hätten viel zum Ausbau der akademischen Beziehungen zwischen beiden Ländern beitragen und den Einfluß der deutschen Wissenschaft stärken, in die rechten Bahnen lenken und, wo er schon vorhanden war, bewußt machen können, was für die Festigung und Erhaltung des Deutschtums in den Vereinigten Staaten von höchster Bedeutung gewesen wäre. Eine ferne Welle des anschwellenden deutschen Nationalgefühls bester Art wurde in jener Tagung sichtbar mehr als irgendwo sonst berechtigt, da, — wie weithin bekannt, — die Amerikaner im 19. Jahrhundert auf den verschiedensten Gebieten der Erziehung und Bildung deutschem Vorbild nachgestrebt haben. Ein nicht geringer Teil amerikanischer Studenten und ein verhältnismäßig größerer Teil amerikanischer Professoren nutzten bis zum Ausbruch des Krieges ihre eigenen günstigen wirtschaftlichen Verhältnisse oder Mittel aus Stiftungen oder das den Professoren vielfach gewährte Urlaubsjahr aus, um ihre wissenschaftliche Bildung in Deutschland abzurunden. Viele neuere Erscheinungen amerikanischer Universitäten, besonders der Ausbau der Graduierten-Schulen, (die meist den oben erwähnten College-Kursus voraussetzen), lassen deutlich des Wachstum des deutschen Einflusses erkennen, seitdem der erste Amerikaner im Jahre 1817 in Göttingen zum Doktor ernannt wurde.

Das alles setzt voraus, daß die amerikanischen Bildungsstätten ursprünglich von ganz anderer Seite ihre Richtung bekommen haben. Wie sehr auch die Amerikaner sich als selbständiges Volk fühlen, wie viel Neuartiges sie auch auf allen Gebieten geschaffen haben, sie sind doch ein Kolonialvolk, dessen gesamtes öffentliches und gesellschaftliches Leben — durch Abkunft eines großen Teils der Besiedler und durch dauernde rege Verbindung — von Englands großen Überlieferungen abhängig ist, so daß eingehende Kenntnis der

englischen Geschichte (im weitesten Sinne) der beste Schlüssel auch zum Verständnis amerikanischer Verhältnisse ist. So sind auch die wundervollen alten englischen Universitäten Oxford und Cambridge Vorbilder der ältesten College-Gründungen in Amerika (z. B. der Harvard University 1636) gewesen, und alle amerikanischen Anstalten dieser Art tragen bis auf den heutigen Tag, trotz manchen Sonderentwicklungen auf amerikanischem Boden, wichtige englische Züge.

Es unterscheidet englische und amerikanische Colleges grundsätzlich von deutschen Bildungsanstalten, daß sie bestrebt sind, für die gesamten Lebensbedürfnisse der Studenten zu sorgen, und daß sie sich nicht nur die Schulung seines Geistes, sondern auch die Erziehung seines Willens und die Ausbildung seines Charakters zum Ziel setzen. Daher sind die Anlagen auch einer kleinen angelsächsischen Universität so groß, die Gebäude so zahlreich und mannigfaltig. Außer den Unterrichtsgebäuden gibt es Studenten- und Studentinnenhäuser (wo Gemeinschaftserziehung ist, doch gibt es auch besondere Anstalten für das Frauenstudium), das heißt Wohnheime mit Einzelzimmern und behaglich eingerichteten gemeinsamen Räumen zum Essen, Schreiben, Lesen und für gesellige Veranstaltungen, manchmal gesondert eine Speisehalle, ein Klubhaus und eine Halle für Universitätsfeierlichkeiten, dazu dann für die körperliche Ausbildung eine Turnhalle, ein Schwimmbad, Tennisplätze, große Sportplätze und Ähnliches; niemals fehlt die Kirche. Man fühlt sich in längst untergegangene Zeiten versetzt, in ein verwunschenes Kloster des Mittelalters, wenn man in Abwesenheit der Studenten einsam durch die großen Tore, die alten Höfe, die von Mauern umschlossenen Parks der Colleges in Oxford und Cambridge wandelt. Von ähnlicher märchenhafter Abgeschlossenheit sind viele kleinere Colleges in Amerika auch, so zum Beispiel das berühmte Mädchen-College von Bryn Mawr bei Philadelphia. Während aber in Oxford und Cambridge mehr als 20 Colleges zusammen erst die Universität ausmachen, ist in Amerika das College häufig zum großen Gemeinwesen erweitert, das viele Tausende von Bürgern und Bürgerinnen umfaßt. So sind die Harvard- und Yale-Universitäten, die beiden ältesten, zu kleinen offenen Ortschaften angewachsen. Andere wie die Columbia-Universität in New York, die Cornell-Universität in Ithaca im Staate New York, die von Rockefeller gestiftete Universität von Chicago reihen ihre großen Gebäude um einen oder mehrere Plätze herum, wodurch in der Gesamtanlage die Einheit glücklich zum Ausdruck kommt. In der Bauart bewahren diese teilweise neuen Gebäude oft mittelalterliche Züge, die an die englischen erinnern.

Für das Leben, das hier herrscht, ist nun wichtig, daß der Student in Amerika wie in England für den ganzen Kursus von 4 Jahren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

(in England gewöhnlich 3) an einem College bleibt, nach dem er sich stolz sein ganzes Leben lang etwa einen Yale-man nennt. Das erzeugt einen starken Zusammenhang der Studentenschaft, den wir bei unserer Freizügigkeit nicht erreichen können. Zahllose altüberlieferte Gebräuche regeln das Leben der Angehörigen einer Jahresklasse und den Verkehr der Jahresklassen untereinander. Man denke an die „alten Leute" und Rekruten in unserm Heer. Gemeinsame allbekannte College-Farben, -Rufe und -Lieder bringen das Zusammengehörigkeitsgefühl lebhaft zum Ausdruck. Wettkämpfe zwischen den Anstalten steigern es. In denjenigen Universitäten, die vom Staate unabhängige private Körperschaften sind, haben die Graduierten verfassungsgemäß Einfluß auf Verwaltung und Leitung; auch an den Staatsuniversitäten bilden sich ihre mächtigen (Alumni-) Organisationen. An den großen Festen der Universität nehmen ihre im Leben stehenden Angehörigen in Jahresgruppen teil. So bleibt also das Interesse der Kinder für ihre Alma mater auch im späteren Leben rege und äußert sich außer in der Anhänglichkeit oft in jenen großen Stiftungen, von denen wir von Zeit zu Zeit mit Bewunderung hören.

Auch an amerikanischen Universitäten gibt es eine Art von Verbindungen oder geheimen Gesellschaften (secret societies), die sich auch Bruderschaften beziehungsweise Schwesternschaften nennen. Sie sind meist aus wirtschaftlichen und geselligen Bedürfnissen erwachsen. Einige 12—15 Studenten bewohnen gemeinsam ein Haus, das außer den einzelnen Schlaf- und Wohnzimmern noch einige Räume für gesellige Zwecke enthält, meist im Stil des englischen Landhauses mit einem mächtigen Kamin auf dem bewohnten Flur. Durch vierjährigen Aufenthalt der Mitglieder an sich ziemlich fest, wird der Bestand solcher Vereinigung durch Werbung und durch Unterstützung der „Alten Herren" gesichert, die für ihre Bundesbrüder während und nach der Studienzeit ebenso sorgen wie bei uns. Die Mitglieder rühmen den erzieherischen Einfluß dieser Verbindungen. Die Zugehörigkeit bringt meist eine etwas kostspieligere Lebensführung mit sich und lenkt nicht selten von der Arbeit ab. Die Universitätsbehörden suchen hier und da die absondernde Wirkung einzuschränken, indem man den Studenten nicht erlaubt, ihre Mahlzeiten im Verbindungshaus statt im gemeinsamen Speisesaal einzunehmen. Ja, es gibt ausgesprochene Gegner unter den Hochschulpädagogen. Man vergleicht die Prüfungsergebnisse, die stets veröffentlicht werden, nach Verbindungs- und Nichtverbindungsstudenten, wobei die zweiten stets besser abschneiden sollen. Die Spaltung der Studentenschaft geht trotzdem keineswegs so weit wie bei uns. Es fehlen durchaus die altüberlieferten Feindschaften zwischen den Gruppen, so hitzig

auch das Keilen der „Frischlinge" betrieben werden mag, es gibt keine politischen, konfessionellen oder gar Waffengegensätze zwischen ihnen. Alle Bruderschaften setzen im Gegenteil ihren Ehrgeiz daran, angesehene Mitglieder der Universität in ihren Reihen zu haben. Zu solchem Ansehen verhilft allerdings eine gute wissenschaftliche Leistung selten. Wer sich aber im Rudern oder Boxen ausgezeichnet hat, wer als Leiter einer studentischen Zeitung die öffentliche Meinung in der Studentenschaft mitbestimmt, wird von den Verbindungen umworben, die also, im Gegensatz zu den meisten bei uns, am öffentlichen Leben der Studentenschaft lebhaft beteiligt sind.

Wie in Oxford und Cambridge stehen auch im Leben der amerikanischen Universitäten Sport und Körperausbildung durchaus gleichberechtigt neben dem Lehren und Lernen. Überall sind bestimmte Tageszeiten ganz den Leibesübungen vorbehalten, vielfach ist Turnen und eine Art militärischer Ausbildung Pflichtsache. Auf allen Gebieten übt jede Universität ihre Mannschaften und Vertreter ein. Ein großer Teil der Studentenschaft nimmt an dem heißen Wettbewerb teil, um in die Schar der erlesenen Vertreter der Universität zu kommen, und nahezu alle werden von irgendeinem Sport erfaßt und mitgerissen. Die Wettkämpfe bilden einen wesentlichen Teil der Universitätsfeste. An manchen nimmt das ganze Land Anteil: das Fußballwettspiel Harvard-Yale ist ebenso berühmt wie der Ruderwettkampf Oxford-Cambridge. Die Studienkommission, welche die deutsche Regierung im Hinblick auf die olympischen Spiele 1916 hinübergesandt hat, war von der großen Bedeutung des Sports im gesamten Schulsystem der Vereinigten Staaten trotz allem, was man vorher davon wußte, außerordentlich überrascht. Sport ist ein wichtiges Stück des nationalen Lebens der Englisch sprechenden Völker auf dem ganzen Erdball. Man darf den Wert der Leibesübungen für die Ausbildung des Willens und Charakters bei der Beurteilung nicht übersehen. Spannkraft, Geistesgegenwart, Entschlußfähigkeit, Einordnung und Unterordnung beim gemeinschaftlichen Wirken, Kameradschaftlichkeit, Achtung vor dem Gegner, Anerkennung der Leistung, Rücksicht vor dem regelnden Gesetz (fair play), alle diese persönlichen und gesellschaftlichen Tugenden werden bei den Leibesübungen ausgebildet und gefördert.

Im jahrelangen Zusammenleben ist es leichter, große studentische Unternehmungen aufzubauen. So gibt es in Amerika (wie in England) eine wirkliche studentische Presse. In allen größeren Universitäten Amerikas geben die Studenten ein oder zwei Tageszeitungen, eine ganze Reihe von Wochen- und Monatsschriften aller Art, ein oder mehrere Witzblätter heraus. Zu den Leitern dieser Blätter zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gehören, ist eine hohe Ehre, die den Ehrgeiz von vielen Bewerbern zu langer unermüdlicher Wettarbeit anstachelt. Von ungewöhnlich regsamem Gemeinschaftsleben kündet diese Presse, der wir nur schwache Anfänge in den freistudentischen Halbjahrsschriften und Wochenblättern entgegenzustellen haben. Sie vertritt und bildet zugleich die öffentliche Meinung. Eine freie Aussprache über alle wichtigen Fragen findet Raum in ihr. Neue Gedanken werden von der studentischen Gemeinschaft schneller ergriffen und in die Tat umgesetzt als bei unserer Zersplitterung. Eine größere Gemeinsamkeit des Erlebens verbindet die Studenten untereinander und mit dem Leben ihres Volkes.

So nimmt also die Studentenschaft als Gesamtheit, zusammengehalten durch die Einrichtung der Universität als Lebensgemeinschaft, an der Erziehung und Bildung des einzelnen Studenten starken Anteil, ergänzt, was die Lehrer leisten, die übrigens zu allen Bestrebungen der Studenten als ältere Freunde gehören. Selbstverwaltung und Selbsthilfe sind ausgeprägte Züge dieses studentischen Lebens, die auf den niedrigeren Schulen schon ausgebildet sind. Sie spiegeln letzten Endes die politischen Zustände des demokratischen Landes, wie in England, im Gegensatz zu Deutschland. Mit berechtigtem Stolz weisen daher Amerikaner immer wieder auf die Schar frischer tatkräftiger Menschen hin, die Jahr für Jahr aus den Universitäten hervorgeht, um mit ungebrochener Kraft an der Entwicklung des Landes mitzuwirken.

Das Ideal des amerikanischen Studenten ist, „efficient" zu werden, das heißt fähig zu werden, irgendwie auf das praktische Leben fördernd einzuwirken und im Haushalt des Vaterlandes nicht nur zu nehmen, sondern auch zu geben. Wenn irgendwo im Leben des amerikanischen Volkes, so ist an den Universitäten ein Idealismus heimisch, der sich den rücksichtslos vorwärts treibenden Kräften des Erwerbs mit Erfolg entgegenstellt. Die Universitäten können sich rühmen, Pflegstätten von Sittlichkeit und Menschlichkeit zu sein. Auf sie ist das Erwachen des sozialen Gewissens und die begonnene Reinigung des politischen Lebens in den letzten beiden Jahrzehnten zurückzuführen.

Leisten also die amerikanischen Universitäten in der Erziehung der Jugend etwas, was sich unsere gar nicht zum Ziel gesetzt haben, so bleiben sie dagegen mit der geistigen Ausbildung weit zurück. Was der amerikanische Student in den 4 College-Jahren lernt, das läßt sich bestenfalls mit dem Wissen vergleichen, das der junge Deutsche sich in den letzten beiden Jahren auf der höheren Schule und den ersten beiden auf der Universität aneignet. Nicht allein der Umfang des Wissens ist verhältnismäßig gering, nein,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wesentlich ist, daß das Wissen in ganz anderer Weise erworben wird. Das amerikanische College ist (wiederum wie das englische) eine organische Entwicklung aus der mittelalterlichen Universität: es vermittelt Kenntnisse, teilt Meinungen mit, regt wohl auch Wißbegierde an und durch den Vergleich verschiedener Anschauungen die eigene Urteilsbildung zugunsten der einen oder der anderen. Dabei wird die eigene Tätigkeit des Studenten stark gefördert. In keinem Lande traut man der Persönlichkeit schon im Kinde so sehr wie in Amerika. Daher kommt es etwa, daß drüben der Kindergarten, — beschämend genug für uns, — viel weiter verbreitet ist als im Heimatlande Fröbels. Die ersten Schuljahre sind eine Art Fortsetzung des Kindergartens. Ein so großer Teil des Stoffes wird halb spielend bewältigt, daß die amerikanischen Kinder, — so sagt man, — gern zur Schule gehen. So geht es weiter. Wir schicken den ganzen Menschen in die Schule, sagt der Amerikaner. Von Gedächtnisbelastung will er nichts wissen. Viel Gewicht wird eigenem Lesen früh beigemessen, so daß in der Schule stilles Lesen zum Stundenplan gehört. Auch wird jeder von früh an zur eigenen Meinungsäußerung veranlaßt. Diesen Vorzügen des Schulsystems haften schwere Mängel an. Es fehlt oft das langsame Fortschreiten vom Leichten zum Schweren, das, was man eigentlich als Schulung der Fähigkeiten bezeichnet, es bleibt auch bei den ernsten Bemühungen immer etwas Spielerisches und Oberflächliches. Das gilt nun auch für die College-Zeit. Das Lehr- und Lernsystem ist das der Schule, mit jenem Maß von Freiheit, das oben geschildert wurde. Keiner wird in den Tiefen der Seele aufgerüttelt, niemand ringt mit den letzten Fragen des Lebens, es gibt nichts, was dem Weltschmerz des jungen Deutschen, der Werdestunde seiner Persönlichkeit, entspricht. Eine verlängerte glückliche Kinderzeit ist für viele das Leben im College. Man lernt für die Stunden, für die Prüfungen, bestenfalls etwas darüber hinaus. Weitaus die meisten jungen Menschen gehen nach dem College ins praktische Leben, teils mit beneidenswerter Unbefangenheit, mit wundervoller Sicherheit in sittlichen Dingen — aber mit beschämend geringem Wissen. Man schätzt Kenntnisse gering ein im Erwerbsleben. Nicht die Träger der höchsten Zahlen in den Prüfungen werden für hervorragende Stellungen gesucht, sondern die dem praktischen Leben zugewandten jungen Menschen, die sich in den activities der Studentenschaft ausgezeichnet haben. Ja, in die Studentenschaft selbst dringt das Erwerbsleben tief ein. Tausende von Studenten verdienen sich während ihrer Studienzeit ganz oder teilweise ihren Lebensunterhalt, der in den Universitätsstädten nicht billig ist. Kaum eine Arbeit ist zu gering. Sie bedienen etwa die besser gestellten Studenten bei den Mahlzeiten, ohne daß dies am

kameradschaftlichen Verhältnis irgend etwas ändert, ein echt amerikanischer liebenswürdiger Zug. Manchmal gehen auch Söhne wohlhabender Eltern lieber diesen schweren Weg, als daß sie jahrelang abhängig bleiben. Aber diese ausgedehnte Erwerbsarbeit der Studenten ist natürlich nur dadurch möglich, daß das Studium keine sehr hohen Anforderungen stellt. Es ist gewiß auch nicht gerade gut, daß der Sinn während des Studiums schon so sehr auf Erwerb gerichtet ist. Bei den neuen Aufgaben, die die ungeheuer wachsenden Betriebe des wirtschaftlichen Lebens stellen, beginnt man heute auch drüben den Wert einer gründlichen theoretischen Schulung zu schätzen.

Bei der Aussprache über unsere Hochschulverhältnisse wird jetzt häufig auf das Vorbild der englisch-amerikanischen Einrichtungen hingewiesen. Gewiß können wir von der Pädagogik, die alle Kräfte des jungen Menschenkindes entwickeln will, manches lernen. Was die Universität angeht, so wäre es sehr begrüßenswert, wenn sie die Sorge für die Lebensbedürfnisse der Studenten in die Hand nähme. Die Wohnungsfrage etwa ist gewiß nur so befriedigend zu lösen. Für Sportzwecke wird jetzt nach und nach etwas mehr gesorgt. Meines Erachtens müßten Universitätseinrichtungen wie die amerikanischen geschaffen werden, allen zugänglich und von allen mit unterhalten. Es fehlt an Mitteln und wird wohl noch lange so bleiben. Ein Weg, sie zu schaffen, wäre, die Studenten (wie in Amerika) mit der Bildungsstätte, wo sie ihr Studium abschließen, fest zu verbinden und sie so für ihr ganzes Leben an der Weiterentwicklung ihrer Hochschule zu interessieren. Vielleicht würden dann auch bei uns Stiftungen etwas häufiger. Jene Universitätseinrichtungen würden zweifellos die Einigung der deutschen Studentenschaft, die Erneuerung der civitas academica fördern. Die studentische Gemeinschaft aber, (wie sie die freistudentische Bewegung erstrebt), könnte wie die amerikanische die Hochschulbildung glücklich ergänzen. Im übrigen aber fiele bei uns eher den höheren Schulen die Aufgabe zu, Willen und Charakter auszubilden; denn unsere Hochschulen erfordern schon sittlich gefestigte Menschen. Sie aber dem amerikanischen Vorbild anzupassen, etwa sie mehr auf den praktischen Bedarf hin umzugestalten, liegt kein Grund vor. Sonst würden doch die Amerikaner jene wissenschaftlichen Anstalten, die sie über den Colleges aufbauen, nicht den deutschen Hochschulen anzugleichen suchen und ihre Überlegenheit so rückhaltlos anerkennen, wie eingangs geschildert.

Deutschland hat um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts eine Umwälzung seines Geisteslebens durchgemacht, die eine alte Nützlichkeitsauffassung von Kunst und Wissenschaft beseitigte und eine ganz neue Anschauung von der Kraft, Tiefe und Vielseitigkeit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des menschlichen Geistes zur Geltung brachte. Damals entstand ein neues deutsches Bildungsideal. Damals wurde die neue Universität als einzigartige Stätte deutscher Geistesbildung geschaffen, die zur Grundlage der gewaltigen Entwicklung deutscher Wissenschaft im 19. Jahrhundert wurde. Man bildete ein neues Lehr- und Lernsystem aus mit einem für englisch-amerikanische Verhältnisse unerhörten Maß von akademischer Freiheit. Man tat es im Vertrauen auf die sittlichen Kräfte des einzelnen Menschen. Die akademische Freiheit hat in Deutschland mehr ideale Kräfte als in irgendeinem Lande der Welt dem Streben nach Erkenntnis um der Erkenntnis willen zugeführt. Will man also bessern, — und vieles ist zu ändern notwendig, — so kann man dabei nicht Bildungsstätten zum Vorbild nehmen, die auf ganz anderer Grundlage ruhen. Unsere Hochschulen sind in erster Linie Forschungsstätten, die dem Studenten Anregung zum eigenen Eindringen in die Wissenschaft und ihre Methoden geben, es sind keine Schulen, sondern Studienanstalten. Nicht von heut auf morgen kann es Allgemeingut eines Volkes werden, daß Wissenschaft einen Wert in sich selbst hat, auch ohne unmittelbaren Bezug auf die niederen Bedürfnisse des praktischen Lebens, so gut wie die Kunst, und daß der dem Leben auf die Dauer am meisten dient, der sich der Wissenschaft zunächst um der Wissenschaft willen, der Kunst um der Kunst willen hingibt. Nur dann, — und nicht, wenn sie als Mägde des sogenannten praktischen Lebens angesehen und behandelt werden, — kann die Zukunft des gesamten Volkes einst von Wissenschaft und Kunst beherrscht und geadelt werden. Und es ist das Erlebnis, daß man von unseren Hochschulen heimbringen kann, daß erst die Hingabe an die Erkenntnis um der Erkenntnis willen zu schöpferischer Tätigkeit in den praktischen akademischen Berufen fähig macht. Auch bei uns stehen noch viele dieser Einsicht fern und möchten die Hochschule ganz dem „praktischen" Leben unterwerfen. Viel schwerer hat die selbständige Wissenschaft in Amerika (und in England) um die angemessene Stellung im Leben der Gesamtheit zu ringen. Noch ist die Leidenschaft für Erziehung mehr oder weniger von den Bedürfnissen des niederen praktischen Lebens angefacht. Dieses „praktische" Leben ist aber mit seiner rücksichtslosen Ausbeutung des Menschen und seiner Kräfte in Amerika noch weniger als bei uns der Art, daß man seine Herrschaft über die höchsten Bildungsstätten wünschen könnte. Der Sieg der Wissenschaft ist auf die Dauer sicher. Daß es damit aber nur Schritt vor Schritt vorwärts geht, ist begreiflich in dem ungeheuren Lande, daß noch so viel Kräfte zur eigenen wirtschaftlichen Erschließung braucht und sie mit Reichtümern anlockt, die die Wissenschaft nicht zu bieten hat.

Walter A. Berendsohn.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wider Schmutz und Schund.

Ein Briefwechsel.

Vorbemerkung: Nachfolgender Briefwechsel hat wirklich stattgefunden. An eine Veröffentlichung war zunächst nicht gedacht. Sie soll auch nur erfolgen, um die Leser des Vortrupp oder sonstige Freunde einer gesunden Volksseele zu veranlassen, an ihrem Platz in ähnlicher Weise für die so wichtige Sache, um die es sich hier handelt, einzutreten. Anerkennung und Lob zu beanspruchen, liegt mir eben so fern, wie etwa die Absicht, jenes Blatt, mit dem der Briefwechsel geführt wurde, als einziges ungerechterweise an den Pranger zu stellen. Begreiflichermaßen lasse ich den Namen des Blattes hier überhaupt weg. Es war eine jener Illustrierten Zeitungen, wie sie an allen Ecken und Enden unseres Deutschen Vaterlandes die Ortschaften überschwemmen. Fühlen sich daher mehrere solcher Blätter betroffen, so kann es mir nur recht sein, vorausgesetzt, daß es sich nicht bloß um ein einmaliges Sich-Betroffen-Fühlen handelt, sondern um den Willen, andere, bessere Wege einzuschlagen! **Bruno Goldschmit.**

I.

K., den 11. Mai 1911.

An die Schriftleitung und Geschäftsstelle der ..... Illustrierten Zeitung in .....

Meine Herren! Ich bin ein langjähriger Leser Ihres Blattes und gestehe gerne, daß ich viele Ihrer Bilder mit großer Freude entgegengenommen habe. Auch Ihre Vielseitigkeit und Ihre kurzen Bemerkungen zu den Bildern haben oft meinen Beifall gefunden. Weniger Ihre Romane, die sich wenig über die Höhe der sogenannten Hintertreppenliteratur erheben.

Schlechtweg unverantwortlich finde ich Ihren Anzeigenteil. Das ist auch der Grund, weshalb ich Ihnen schreibe. Ich habe Interesse an Ihrem Unternehmen, und ich will nicht, daß ich um das Anzeigenteils willen Ihr Blatt nicht nur in meiner Gemeinde, sondern auch in der ganzen Gegend ausschalten müßte. Dazu würde ich aber aus Liebe zu der Gesundheit unseres Volkes, zu seiner körperlichen und seelischen Reinheit genötigt sein, wenn Sie mir nicht genügende Sicherheit zu bieten vermöchten, daß Sie in Zukunft gewisse Anzeigen vermeiden. Ich denke an solche, die teils Schwindel sind, teils der Unsittlichkeit Vorschub leisten, teils unter beide Vorwürfe fallen. Dabei mögen Sie des guten Glaubens sein, nur einwandfreie Anzeigen zu veröffentlichen, und ich gestehe Ihnen gegenüber gerne ein, daß Sie selber gewiß gar nicht die Absicht gehabt haben, dem Schwindel und der Unsittlichkeit den Weg zu bahnen. Aber Sie müssen sich doch sagen: sind Sie auch von der Absicht fern, nun Ihre Auftraggeber sind es zweifellos nicht, und so liegt es also dennoch bei Ihnen, dem Schwindel und der Unsittlichkeit den Weg dadurch zu versperren, daß Sie eben alle diese Anzeigen rücksichtslos zurückweisen.

Fassen Sie diese Zeilen als einen wohlgemeinten Rat auf und helfen Sie an Ihrem Teil, Edles und Wissenswertes ins Volk zu bringen. Dann

dürfen Sie sicher auf den Beifall und die Unterstützung weiter Kreise rechnen, die im entgegengesetzten Fall in der Lage und auch des Willens wären, die Verbreitung Ihres Blattes zur Unmöglichkeit werden zu lassen. Ihrer Entscheidung sehe ich entgegen.

Hochachtungsvoll B. G.

2.

....., den 18. Mai 1911.

Herrn Pfarrer G. in K.

Ew. Hochwürden! Durch verschiedene Umstände kommen wir erst heute zur Beantwortung Ihrer geehrten Zuschrift vom 11. d. M. und bitten wir deshalb um Entschuldigung wegen dieser kleinen Verzögerung.

Vor allen Dingen danken wir Ihnen sodann für das Interesse, das Sie unserem Unternehmen entgegenbringen, und für die Anerkennung, die Sie der Vielseitigkeit unseres Blattes, den Bildern, sowie Texten dazu zollen. Wenn wir uns mit den Erzählungen Ihre Anerkennung nicht in gleicher Weise zu erringen vermögen, so bedauern wir dies um so mehr, als wir seit Gründung unseres Blattes stets bestrebt waren, Romane zu veröffentlichen, die sittlich einwandfrei, anderseits aber doch den allgemeinen Forderungen der breiten Schichten des Publikums nach möglichst großer Spannung entsprechen. Wir haben früher wiederholt mit sogenannten besseren Romanen den Versuch gemacht, jedoch erlitten wir damit immer ein klägliches Fiasko, weil diese vom Leserkreis geradezu abgelehnt wurden und zu massenhaften Abbestellungen führten. Wir mußten deshalb notgedrungen wieder zum sogenannten Volksroman greifen, weil wir damit am besten dem Geschmack des weitaus größten Teils unserer Leser entsprachen.

Unser Volk steht heute noch in seiner großen Masse der besseren Literatur ganz teilnahmslos gegenüber, es verlangt eine etwas derbere, kräftigere Kost, und wir glauben diesen Umständen zunächst noch Rechnung tragen zu müssen, weil nur nach und nach in dieser Hinsicht eine Besserung erreicht werden kann, und weil das Schwimmen des Einzelnen gegen den Strom zwecklos ist. Sobald auf der ganzen Linie hierin Wandel geschaffen wird, und sobald ganz besonders auch die Tagespresse ihre Spalten den unser Volk und die Jugend vergiftenden Sensationsnachrichten und sonstigen höchst zweifelhaften Mitteilungen verschließt, sind wir die ersten, die mit Freuden die Hand zu einer Änderung bieten. Bis dies aber erreicht wird, werden wir von uns aus einen Übergang schaffen und durch allmähliche Darbietung von besseren Erzählungen unsere Leser auf eine höhere Stufe führen.

Wir haben bereits einige derartige Werke angekauft, und wir sind selbst gespannt darauf, welche Aufnahme diese Erzählungen bei unserm Leserkreis finden werden. Jedenfalls möchten wir besonders hervorheben, daß wir nicht aus Mangel an Liebe zu unserm Volke und seinem Wohle von der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Veröffentlichung sogenannter höherstehender Romane Abstand genommen haben, sondern daß wir einem in den weitesten Kreisen vorhandenen Bedürfnis Rechnung getragen haben.

Was nun weiter die Beanstandung des Anzeigenteils der ..... Illustrierten Zeitung anbelangt, so müssen wir Ihnen offen sagen, daß uns Ihre Ausführungen wirklich überrascht haben. Denn wir sind der Meinung, daß wir auch in dieser Hinsicht unsere Pflicht der Allgemeinheit gegenüber erfüllen, und daß wir alle jene Inserate, bei denen die Absicht des Betrugs oder der Unsittlichkeit ohne weiteres zu erkennen ist, aus unserer Zeitung fern halten. Wir kommen fast täglich in die Lage, Anzeigenaufträge zurückweisen zu müssen, weil sie den Voraussetzungen nicht entsprechen, die wir uns im Interesse der Leser selbst gestellt haben.

Wir prüfen in jedem einzelnen Fall aufs gewissenhafteste und entscheiden über die Aufnahme oder Ablehnung nach bestem Ermessen. Dadurch haben wir erreicht, daß unser Anzeigenteil besser ist, wenn man so sagen will, als derjenige der meisten Konkurrenzblätter. Jedenfalls aber steht fest, daß diejenigen Inserate, die wir annehmen, auch in den angesehenen und großen Zeitschriften wie ....., ..., ..., ..., und anderen Veröffentlichung finden. Sie wollen bedenken, daß es außerordentlich schwierig ist, richtig und zutreffend zu beurteilen, ob in diesem oder jenem Fall eine schwindelhafte Anpreisung vorliegt, oder ob damit der Unsittlichkeit Vorschub geleistet wird. Ganz unmöglich können wir natürlich prüfen, ob die Angebote in den Inseraten alle in jeder Hinsicht einwandfrei sind und den Tatsachen entsprechen. Wie sollten wir zum Beispiel feststellen, ob ein Anzug, der für einen auffallend billigen Preis angeboten wird, den verlangten Betrag wert ist, oder nicht? Wir müssen doch annehmen, daß die betreffende Fabrik durch besonders günstige Umstände tatsächlich in der Lage ist, ein vorteilhaftes Angebot zu machen. Oder: in einem anderen Inserat werden beispielsweise Artikel zur Krankenpflege angeboten, also Sachen, die in jeder Sanitätswarenhandlung ausgestellt sind und verkauft werden. Es sind Eisbeutel und Binden und sonstige Waren, die schließlich in jedem Haushalt nötig sind. Wir müssen in diesem Fall doch den guten Glauben an die betreffende Firma haben, daß sie nicht die Absicht hat, etwas anderes einzuschmuggeln, als was sie im Inserat angekündigt. Sie sehen, daß es ganz außerordentlich schwer ist, eine Stellung einzunehmen, die, ohne daß Härten und Ungerechtigkeiten vorkommen, volle Garantie gibt, daß alle Forderungen erfüllt sind. Ja wir glauben sogar sagen zu können, daß es geradezu zur Unmöglichkeit gehört. Alle Inserate aber ohne weiteres in einen Topf zu werfen, und ohne alle weitere Prüfung abzulehnen, ist auch nicht durchzuführen, es müßte dadurch sehr häufig ein Schuldloser leiden, und auch wir selbst würden einen Schaden erfahren, der auf keine Weise mehr hereingebracht werden könnte.

Es wird Ihrer Aufmerksamkeit doch sicher nicht entgangen sein, daß der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bezugspreis unseres Blattes ein ganz außerordentlich niedriger ist, der nur eingeräumt werden kann, weil das Erträgnis des Inseratenteils dabei in Rechnung genommen wird. Würde hier ein nennenswerter Rückgang eintreten, so würde damit die Möglichkeit genommen, den billigen Preis aufrecht zu erhalten, die Folge davon würde eine Preiserhöhung sein, die aber bei den derzeitigen Konkurrenzverhältnissen von unübersehbaren Folgen wäre. Sie werden unter diesen Umständen sicher zugeben, daß den Zeitschriften ein, wenn auch beschränkter Spielraum in bezug auf den Inseratenteil gelassen werden muß, wenn damit nicht ein größerer volkswirtschaftlicher Schaden angerichtet werden soll.

Indem wir hoffen, daß Sie in dieser Hinsicht keinen allzu engherzigen Standpunkt einnehmen werden, geben wir Ihnen die bestimmte Zusicherung, daß wir auch in Zukunft alle jenen Anzeigen aus unserer Zeitung fern halten werden, die nicht jeder billigen Forderung an Reellität und sittliche Reinheit entsprechen.

Hochachtungsvoll

..... Illustrierte Zeitung.

3.

K., den 1. Juni 1910.

An die ..... Illustrierte Zeitung in .....

z. H. des Herrn .....

Geehrter Herr! Ich danke Ihnen für Ihren Brief, auf Grund dessen sich eine Unterhandlung führen lassen wird. Freilich werden Sie sich nicht der Meinung hingegeben haben, Ihr Schreiben habe mich in allen Stücken befriedigt. Sie werden es mir auch nicht als Engherzigkeit auslegen, wenn ich Ihnen im Einzelnen meine Einwände dagegen kund gebe.

Von vornherein mißbillige ich Ihren Standpunkt, es ließe sich vorerst mit dem Abdruck besserer Romane nichts erreichen, die „breiten Schichten des Publikums" verlangten „sogenannte Volksromane", derbere kräftigere Kost und dergleichen. Was Sie da unter Volksromanen zu verstehen scheinen, verdient aber diese Bezeichnung nicht. Volksromane und Schundromane sind verschiedene Dinge! Spannend und derb und kräftig kann auch ein Volksroman sein, aber er muß auf alle Fälle dichterischen Wert haben, er muß die Leser innerlich packen, nicht nur ihre Neugier reizen oder gar die schlechten Eigenschaften wecken, die in dem Menschen schlummern. Bitte, machen Sie den Versuch mit Rosegger, Sohnrey, Ernst Zahn, Adolf Schmitthenner, Clara Viebig und vielen anderen Volksromandichtern und Sie werden sehen, daß schon heute das Publikum reif ist. Sie haben eine Erziehungspflicht mit Ihrem Blatt. Wenn Sie sich dieser entziehen, dann fällt die Schuld auf Sie zurück. Das ist kein „Schwimmen gegen den Strom", wie Sie meinen, sondern der selbstverständliche Anfang von jener „ganzen Linie", auf der Sie erst den Sieg abwarten wollen. Jede Linie besteht aus Punkten, und da ist so ein Punkt, der den Wandel auf der ganzen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Linie herbeiführen hilft. Aber Sie dürfen sich nicht hinter Ausreden verstecken, sonst wird es nichts damit!

Über Ihre Verteidigung betreffs der Anzeigenaufnahme kann ich mich kurz fassen. Es mag sein, daß der Anzeigenteil auch anderer Blätter, die Sie nennen, nicht durchweg einwandfrei ist. Das ist bedauerlich, aber kein Grund für Sie, es ebenso zu halten. Bedenken Sie auch, daß jene Blätter nicht in jenen Kreisen gelesen werden, die Ihr Publikum größtenteils bilden. Dort mag der Schaden sich weniger geltend machen, als wenn die kleinen Leute durch Ihr Blatt veranlaßt werden, auf den Leim zu kriechen und gutes Geld für zwecklose Dinge zu verschleudern. Der Leser der ..... und der ..... und der andern von Ihnen genannten Blätter hat das nötige Urteil und läßt sich nicht so schnell und leicht hereinlegen. Die Bauern und Arbeiter, die hierzuland und auch anderweitig den größten Teil Ihrer Kundschaft ausmachen, haben leider diese Urteilskraft meist nicht, und es gehört doch auch zu den Pflichten eines Pfarrers, hier seinen Mitmenschen beizustehen und sie vor derartigen Verführungen zu bewahren.

Man sieht nämlich einer Anzeige bereits auf den ersten Blick an, was für eine Absicht sie hat. Wenn Sie in Ihrem Schreiben mitteilen, Sie könnten das nicht, so tut mir das leid. Andere Leute können das aber. Freilich haben Sie sehr naive Beispiele — um nicht mehr zu sagen! — herausgewählt. Sie reden von billigen Anzügen und Artikeln für Krankenpflege, worunter Sie sich nichts anderes als Eisbeutel, Binden und sonstige Waren denken. Ja wenn die ..... Illustrierte Zeitung nur solche Anzeigen brächte! Dann wäre meinerseits kein Schreiben und keine Mahnung an Sie ergangen. Aber das sind die allerwenigsten Anzeigen.

Schon die „hygienischen Bedarfsartikel" sind fast immer keine Eisbeutel und keine Binden, sondern meist „sonstige Waren", nämlich allerhand unsittliche Präventivmittel, die in den seltensten Fällen etwas nützen, dagegen um so häufiger denen, die sie gebrauchen, Schaden tun. Ein weiteres Kapitel Ihrer Anzeigen bilden dann die verschiedenen Mittel gegen sogenannte „Männerschwäche". Glauben Sie denn wirklich, daß seien sittliche Anzeigen oder Anzeigen, die reell sind? Sind vor allem nicht die Ärzte dazu da, etwaige Mittel, wenn es solche überhaupt gibt, zu nennen, während arztlose Behandlung immer auf Kurpfuscherei und damit auf Schwindel hinausläuft? Die Mittel gegen zu magere Körperformen und Büsten gehören gleichfalls zu den unreellen Anzeigen, denn sie haben sicher nicht den Erfolg, den sie nach den teuern Preisen haben müßten. Also auch hier wird auf unreelle Weise urteilslosen Leuten das Geld aus der Tasche gelockt. Und was halten Sie vom „6. und 7. Buch Mosis"? Was von dem Lesen der Schicksale aus der Hand und deren Abdruck? Dafür machen Sie andauernd Reklame! Was ist von Anzeigen zu halten, wo „der Erfolg in der Liebe" garantiert wird? Ferner: Ihr „Poudre Zenento"

hilft gegen Trunksucht gar nichts, ist also Schwindel, und dennoch verbreiten Sie seine Reklame. Das sind nur einige von den vielen Anzeigen, die ich unter die Fächer „Unsittlich" und „Schwindelhaft" rechne, und die ich unbedingt aus Ihrem Blatt entfernt sehen möchte, bevor ich dasselbe in allen Stücken billigen könnte. Hier sollen Sie sich rechtfertigen und nicht mit „billigen Anzügen", „Eisbeuteln" und „Binden".

Kann sich aber Ihr Blatt, wie Sie schreiben, wirklich nur halten, wenn es solchen Unsittlichkeiten und solchem Schwindel Vorschub leistet, — — und das tut Ihr Blatt, ohne daß Sie es wollen und merken! — kann es sich also nur unter diesen Umständen halten, dann hätte überhaupt Ihr Blatt keine Daseinsberechtigung, und der Tag wäre zu begrüßen, an dem es bankrott würde. Aber ich glaube eben nicht, daß Sie sich nur auf diesem zweideutigen Gebiet zu halten vermögen; und immer wieder aus dieser Annahme heraus, daß Sie in der Lage sind, auch bei einwandfreien Anzeigen zu bestehen, hoffe ich noch immer auf Ihre Bereitwilligkeit, auch nach der heute von mir bezeichneten Richtung eine Besserung in Aussicht zu stellen und auch wirklich eintreten zu lassen.

Bis auf weiteres werde ich Ihr Blatt daraufhin prüfen und hoffe bestimmt, Sie geben mir keine Veranlassung, öffentlich dagegen Stellung zu nehmen.

Hochachtungsvoll B. G.

4. ....., den 31. August 1910.

Herrn Pfarrer G. in K.

Infolge Ihrer gestrigen Mitteilung werden wir von jetzt ab das Inserat über „Poudre Zenento" in unserer Zeitung nicht mehr zum Abdruck bringen und dasselbe auch späterhin nicht mehr aufnehmen.

Wir hoffen, dadurch Ihre Wünsche in jeder Hinsicht erfüllt zu haben und empfehlen uns Ihnen

Hochachtungsvoll!

..... Illustrierte Zeitung

Zwischenbemerkung. Nach diesem „Bombenerfolg" — (ein einziges Inserat solle nicht mehr erscheinen, im übrigen der alte Jammer weiter gehen!) gab ich vorläufig weitere Versuche auf. Es vergingen nicht ganz anderthalb Jahre und aus einer zweiten Not wurde folgender Briefwechsel geboren; es handelt sich um den gleichen Verleger! B. G.

5. 14. Januar 1914.

An den Verlag von ..... in .....

Wie Ihnen erinnerlich sein dürfte, sind wir bereits in früheren Jahren in Meinungsverschiedenheiten bezüglich Ihrer Illustrierten Zeitung geraten. Leider beginnen Sie nun erstmals oder auch nicht erstmals Bücher von zweifelhaftem Inhalt in unseren Ort hereinzubringen, wie das bei dem Roman, genannt „Martha Werner", der Fall ist. Derselbe kostet im ganzen sieben Mark, ein ungeheuerlicher Betrag für ein derartiges

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Werk", das seinem Inhalt nach überhaupt keine andere Bezeichnung verdient, als Schundliteratur. Ich kann Ihr Unternehmen nur aufrichtig bedauern. Unwissenden Leuten wird ein Preis aus der Tasche gelockt, und diese merken es erst, wenn es zu spät ist. Was für wertvolle Bücher könnten für 7 Mark gekauft werden! Aber gerade derartige Hintertreppengeschichten verderben den Leuten den guten Geschmack und nehmen ihnen die Möglichkeit, gutes Geld für eine gute Sache zu verwenden.

Ich wollte Sie keinen Augenblick darüber im Unklaren lassen, wie ich über Ihr Vorgehen denke. Sie werden leicht erraten können, wie ich mich als Seelsorger dazu verhalte und was ich in dieser Angelegenheit als meine Pflicht erachten muß. B. G.

6. 23. Januar 1914.

An . . . . . Verlag in . . . . . .

Eigentlich hatte ich erwartet, Sie würden meinen letzten Brief beantworten. Nun vernehme ich durch Hörensagen, Sie hätten insofern darauf Rücksicht genommen, daß Sie Ihrem hiesigen Agenten K. erklärt hätten, auf die hiesigen Bezieher des Romans „Martha Werner" verzichten zu wollen. Ich freue mich dieser Erklärung und hoffe, Sie halten Wort, und zwar nicht bloß bei diesem Roman, sondern auch bei andern, sofern Sie die Absicht haben sollten, später mit ähnlichen bedenklichen Erzeugnissen unsere Ortschaft zu beschicken. Zufrieden bin ich einigermaßen überhaupt erst, wenn Sie sich bereit finden, unseren ganzen Amtsbezirk mit solchen Werken zu verschonen. Ich darf Ihnen ja mitteilen, daß ich an alle meine Kollegen im Bezirk ein Rundschreiben ergehen ließ, das vor „Martha Werner" warnte und die Kollegen aufmerksam machte. Selbstverständlich müßte ich diese Warnung jedesmal wiederholen, so oft Sie Ihrerseits mir durch die geschilderte Weise Veranlassung geben.

Bei dieser Gelegenheit will ich nicht unerwähnt lassen, daß die leider schon so große Reihe von Verbrechen, die durch das Lesen von solcher Schundliteratur entstanden sind, eine Fortsetzung erfahren hat, indem nachgewiesenermaßen der Ihnen bekannte . . . . . er Lustmord durch Bücher der genannten Art mit veranlaßt worden ist. Der unglückliche Täter hat ihnen seine grausige Entartung mit zu verdanken. Ich kann nicht annehmen, daß Sie bewußt eine weitere Entartung unseres Volkes und unserer Mitmenschen fördern wollen, ich hoffe, daß Sie nach Kenntnisnahme der Folgen den Vertrieb solcher Werke aufgeben. Ja, ich erkläre mich gerne bereit, Sie mit Rat und Tat in jeder Weise zu unterstützen, wenn Sie sich entschließen sollten, ein für allemal Bücher wie die „Martha Werner" und ähnliches aufzugeben und aus Ihrem Verlag und Vertrieb auszuschalten, um dafür durch einwandfreie Literaturwerke an der Bildung und Erziehung unseres Volkes mitzuwirken. B. G.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

7.

. . . . . ., den 27. Januar 1914.

Herrn Pfr. G. in K.

Es ist immer mein Bestreben gewesen, meinem Lesepublikum das Beste zu bieten, das innerhalb der Grenzen seines Geschmacks liegt. Wenn ich dabei diesen selbst auf eine höhere Stufe bringen könnte, würde das mich gewiß am meisten befriedigen. Aber ich fürchte, es wird nicht mit Büchern und Zeitschriften erreicht werden können; es wird vielmehr Sache der Erziehung von Jugend auf sein, hier bessernd einzugreifen. Je nach seiner Geschmacksrichtung wird sich der Erwachsene seinen Lesestoff aussuchen, und um dieser Tatsache Rechnung zu tragen, habe ich den Lieferungsroman herausgegeben, für den ich in Anspruch nehme, daß er, will man nicht alles fanatisch über einen Kamm scheren, nicht zur Schundliteratur gehört.

Um aber Ihrem Wunsche zu genügen, habe ich die Bestellungen aus Ihrer Gemeinde nicht ausgeführt, Bestellungen, zu denen kein Mensch gedrängt hat, sondern die freiwillig eingingen. Auch in anderen Gemeinden den Bestellern zu erklären, daß sie trotz dem Probeheft nun nichts mehr erhalten, ist natürlich nicht angängig, wohl aber bin ich gerne bereit, Ihre Vorschläge darüber zu hören, was etwa denjenigen Lesern künftig geboten werden kann, die Erzählungen in Lieferungen beziehen wollen.

Wie ich bestrebt bin, für billiges Geld Bestes zu bieten, zeigt Ihnen die von mir herausgegebene Zeitschrift . . . . . ., von der ich mir erlaube, einige Nummern hier beizufügen. Ich bemerke dazu, daß die ganze Wochenschrift nur aus Originalarbeiten besteht, daß die Redaktion Weisung hat, von allen Einsendungen nur das Beste zu wählen, und trotzdem ist es ungemein schwierig, damit festen Boden zu fassen und eine größere Verbreitung zu erreichen. Vielleicht veranlaßt Sie der gediegene Inhalt, ebenso d a f ü r einzutreten, wie Sie g e g e n den Lieferungsroman Stellung genommen haben.

Ihre Ansicht, daß aufregende Bücher in vielen Fällen die Ursache von Verbrechen seien, vermag ich nicht zu teilen. Unglückliche Naturen und Charaktere, die zum Verbrechen neigen, werden dazu kommen, ohne daß es eines besonderen Anlasses bedarf, wie andererseits innerlich gefestigte Menschen sich durch schlechte Lektüre doch niemals zum Verbrecher machen lassen werden. Zu einer Zeit, wo es noch wenig oder noch gar keine Bücher gab, die dem Volk allgemein zugänglich waren, sind Verbrechen und insbesondere Sittlichkeitsverbrechen doch viel schwerer und zahlreicher vorgekommen wie heutzutage.

Wenn freilich die Zeitungen derart detaillierte Schilderungen bringen, wie beim . . . . . .er Lustmord, so verstehe ich wohl, daß dabei manch junges Gemüt gefährdet ist, und deshalb sollte in erster Linie darauf hin-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gewirkt werden, daß die Berichte der Tageszeitungen in solcher Ausführlichkeit unterbleiben, und daß insbesondere auch die Gerichtsverhandlungen über alle sittlichen Vergehen und Verbrechen nicht zur Veröffentlichung gelangen.

Ich sehe Ihren Vorschlägen im Sinne Ihres freundlichen Anerbietens gerne entgegen und zeichne indessen

Hochachtungsvoll . . . . . .

8. 1. Februar 1914.

. . . . . Verlag in . . . . . .

Ich möchte Ihren Brief vom 27. Januar gleich beantworten. Zunächst bin ich mit Ihnen darin einerlei Meinung, daß man wie mit der Hebung anderer Schäden, so auch hier bei der Jugend anfangen muß. Allein solange auch der Jugend und gerade dieser so leicht gemacht wird, Schundschriften in die Hand zu bekommen, sehe ich keinen Weg, wie man bei der Jugend mit Erfolg arbeiten will. Im übrigen schließt die Arbeit mit der Jugend doch nicht aus, sondern geradezu ein, daß man auch an den Erwachsenen arbeiten muß, damit auch sie nur guten Lesestoff in den Häusern und im Bereich der Jugend hält. Den Geschmack der Erwachsenen hebt man aber sehr einfach dadurch, daß man keine schlechten Bücher mehr ausgibt und verbreiten läßt. Ihre „Martha Werner" aber läßt sich nicht vom Vorwurf, zur Schundliteratur zu gehören, rein waschen. Dies zu beweisen bedarf es sicher keines „Fanatismus", wie Sie das nennen, noch ist ein solches Urteil dadurch entstanden, daß „alles über einen Kamm geschert" worden wäre. Ich schlage Ihnen vor, sofern Sie mein Urteil nicht anerkennen wollen, Herrn Dr. Karl Brunner, Professor in Berlin und Herrn Dr. Schultze in Hamburg-Großborstel um ein Urteil anzugehen. Sie werden das gleiche Urteil von diesen Fachmännern vernehmen.

Daß Sie die hiesigen Bestellungen nicht ausführen werden, hat mich, wie ich Ihnen bereits schrieb, erfreut. Wenn Sie in der Zukunft sich ebenfalls nach meinen Wünschen richten wollen, so können wir also wohl zu einer Verständigung gelangen. So schlage ich Ihnen denn vor, ein Preisausschreiben zu erlassen. Sie hätten darin zu erwähnen, worum es sich handelt, nämlich um Romane, die Schundromane zu ersetzen hätten, also nicht auf der gleich niedrigen Stufe stehen dürfen. Sie sorgen für ein sachverständiges Preisrichteramt von mehreren Herren oder Frauen, deren Namen für die erwünschte Erledigung bürgen. Ich nenne Ihnen abermals Herrn Dr. Brunner in Berlin und Herrn Dr. Schultze in Hamburg-Großborstel. Nehmen diese Herren nicht an, so werden sie Ihnen sicher andere Namen nennen. Auf diese Weise ist meines Wissens seinerzeit der bedeutsame Roman von Adolf Schmitthenner „Das Deutsche Herz" entstanden. Sie sehen, es kommt doch schon etwas bei dieser Sache heraus.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Oder aber Sie veranlassen Ihre Agenten, überhaupt keine Lieferungsromane zu vertreiben, sondern die Bücher der Deutschen Dichtergedächtnisstiftung. Dabei können Sie, besonders aber Ihr Agent, etwas verdienen, und die Leser haben dann etwas für ihr Geld. Auch die vom Dürerbund herausgegebenen Hefte, „Schatzgräber" genannt, die Wiesbadener Volksbücher, die meines Wissens vom Hamburger Lehrerausschuß herausgegebenen Bunten Bücher und viele andere Sammlungen sind guter und billiger Lesestoff. Sollten Sie aber gleichwohl bei Romanen bleiben wollen, die in Lieferungen erscheinen, so stehen Ihnen sicher viele bereits freigegebene Dichtwerke zur Verfügung. Ich erinnere an Stifter und manches andere. Auch läßt sich gewiß ein Verleger von neueren Romanen zu einem Abkommen bereit finden. Sie sehen also, bei gutem Willen finden sich auch gute Wege.

Von derlei Zeitschriften, wie Sie mir zwei Nummern beizulegen die Freundlichkeit hatten, erwarte ich nicht viel. Sie mögen ja im einzelnen ganz gut sein, aber ein Bedürfnis dafür ist wenig vorhanden. Neben den bekannten guten und schon seit langem eingeführten Zeitschriften kommt kaum etwas anderes auf. Allerdings bestehen verschiedene Zeitschriften daneben, mitunter aber auch unter Schwierigkeiten, und jede neue hätte mit noch größeren Schwierigkeiten zu kämpfen. Begreiflich genug! Die Folge davon ist eben wieder, daß Sie genötigt sind, auch bei Ihrer neuen Zeitschrift, um das Blatt über Wasser zu halten, es mit unsittlichen Anzeigen zu füllen, wie das bei Ihrer Illustrierten Zeitung der Fall war (oder noch ist?). Sie erinnern sich unseres früheren Briefwechsels. Unter diesen Umständen ist es vielleicht oder sicher besser, überhaupt keine neuen Zeitschriften ins Leben zu rufen.

Über den Einfluß der Schundliteratur oder, wie Sie sagen, der „aufregenden Bücher" und auf die Entstehung von Verbrechen will ich nicht weiter mehr zurückkommen. Hier sind eben Tatsachen vorhanden, die Sie übrigens selber zugeben, soweit die Zeitung in Betracht kommt. Sie haben recht, dort sollten nicht so viele Dinge breit geschlagen werden, aber in gewissen Büchern eben auch nicht! Verbrechen entstehen auch aus andern Ursachen, ganz gewiß, da haben Sie recht, aber auf Grund schlechten Lesestoffs eben auch; und da habe i ch recht!

Ich schließe in der Hoffnung, daß meine Vorschläge Verwendung und Anklang finden.

Hochachtungsvoll! B. G.

Schlußbemerkung: Wieweit dieser Briefwechsel unmittelbar oder mittelbar von Erfolg gewesen ist, muß dahingestellt bleiben. Es ist selbstverständlich, daß man sich von ein paar Briefen, mit denen Herausgebern schlechter Bücher und Zeitschriften ins Gewissen geredet werden soll, nicht gar zu viel versprechen darf. Es wird in solchen und ähnlichen Fällen manches Wort vergeblich geredet und geschrieben. Darüber sind wir uns vollständig klar. Aber wir meinen, daß im Kampfe gegen Schmutz und Schund

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

viele Wege gangbar sind, und daß zu diesen auch der von Herrn Pfarrer Goldschmit betretene zählt. Ja, wir gehen sogar so weit zu behaupten, daß wir es für die unabweisbare Pflicht einflußreicher Persönlichkeiten, also in kleinen Gemeinden unter allen Umständen für die Pflicht des Geistlichen halten, in der angegebenen oder einer ähnlichen Weise vorzugehen. Denn wenn derartige Maßnahmen nicht mehr vereinzelt bleiben, sondern wenn einflußreiche Männer und Frauen sich allgemein ihrer Verantwortung bewußt werden und demgemäß handeln, so wird ganz gewiß auch der Erfolg nicht fehlen. In welcher Form in den einzelnen Fällen zu wirken ist, das zu entscheiden, muß Jedem, der helfen will, überlassen werden. Hier ist nur eine Anregung gegeben. Die Hauptsache ist und bleibt, daß man nicht gedanken- und verantwortungslos die Hände in den Schoß legt, daß vielmehr überhaupt etwas geschieht. Wie viele könnten helfen und denken nicht daran!

Vortrupp.

Was andre sagen

Bodenreform. Herausgeber: Adolf Damaschke, Berlin, Jg. 27, Nr. 1.

Eine ernste Kriegslehre. Von A. Pohlman-Hohenaspe.

Einen Anschauungsunterricht von ganz besonderer Deutlichkeit bieten uns heute die Verhältnisse auf dem Lebensmittelmarkte. Es steht statistisch fest, daß wir auskommen, wenn sich ein jeder auf das beschränkt, was er wirklich gebraucht.

Aber es gibt wohl nur ganz wenige, die heute noch behaupten würden, daß diese Beschränkung ohne behördliche Regelung eintreten würde, und daß die Preise durch das einfache Gesetz von Angebot und Nachfrage ihren Ausgleich finden würden. So voll Härten und Klippen auch der Weg des staatlichen Eingriffes in dem Güterverteilungsprozeß ist, er hat doch beschritten werden müssen, wenn man nicht eine unerhörte Notlage nicht nur des kleinen Mannes, sondern des gesamten Mittelstandes heraufbeschwören wollte bei gleichzeitig gewaltigen Gewinnen gewissenloser Spekulanten. Daß selbst ausreichende Vorräte nicht genügen, um mäßigend auf den Preis zu wirken, haben wir im vorigen Winter an den Kartoffeln gesehen. Obgleich genügend vorhanden waren, um den normalen Bedarf zu decken, schnellten die Preise zeitweilig auf das Doppelte empor; und auch heute würden wir trotz der mehr als ausreichenden Ernte wieder Wucherpreise haben, wenn nicht die Gesetzgebung in das freie Spiel der Kräfte eingegriffen hätte.

Und warum ist das heute eine zwingende Notwendigkeit, warum versagt auf einmal das vielgerühmte und zitierte Gesetz von Angebot und Nachfrage, das sich doch bisher als ein unübertrefflicher Regulator des Warenmarktes erwiesen hat? Aus dem einfachen Grunde, weil wir heute mit dem haushalten müssen, was vorhanden ist. Die glücklichen Besitzer können warten, aber die Bedürftigen können es nicht, wodurch die Preisbildung natürlich einen ganz einseitigen Charakter bekommt. Die Nahrungsmittel haben auf einmal durch den Abschluß unserer Grenzen einen Monopolcharakter bekommen. Daher der notwendige staatliche Eingriff, der sich nach drei Richtungen hin erstreckt: Verhütung von Mißbrauch, gleichmäßige Verteilung des Vorhandenen und Regulierung der Preise. Daß unser Wirtschaftsleben und der innere Friede ohne solche Maßnah-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

men gar nicht aufrechtzuerhalten wären, wird jedem Einsichtigen außerhalb etwaiger Spekulantenkreise einleuchten.

Hierin aber liegt die Nutzanwendung für die Bodenreform! Der Krieg hat Nahrungsmittel und Boden auf einmal auf eine gleiche wirtschaftliche Stufe gestellt. Was heute vorübergehend von den Lebensmitteln gilt, gilt immer vom Boden. Wir müssen mit dem auskommen, was wir haben, und infolgedessen sind die Besitzer des Bodens dauernd in genau derselben Lage wie die der Nahrungsmittel heute; sie besitzen dieselbe Macht und können sie ausnutzen; denn niemand wird behaupten wollen, daß der Grund und Boden zum Leben weniger notwendig sei als Mehl und Kartoffeln.

Wer also heute mit den Regierungsmaßnahmen gegen den Lebensmittelwucher übereinstimmt, muß, wenn logisches Denken überhaupt noch einen Wert hat, mit zwingender Notwendigkeit auch die bodenreformerischen Forderungen staatlichen Eingreifens in den Bodenhandel unterstützen, damit jeder Mißbrauch verhindert, ein gerechter Preis ermittelt und eine Verteilung ermöglicht werde, die jedem ein Stückchen seines vaterländischen Bodens zum Gebrauch gewährleistet.

Wer heute während des Krieges die Zurückhaltung von Nahrungsmitteln zu Spekulationszwecken verurteilt, muß auch dasselbe tun beim Grund und Boden in Friedenszeiten; denn bei ihm ist Dauerzustand, was bei den Nahrungsmitteln nur Ausnahme ist. Ja, es müßte beim Boden noch in viel erhöhterem Maße geschehen, weil seine Wertsteigerungen noch viel gewaltiger und namentlich dauernder sind als bei den Waren.

Wir empfinden z. B. eine Preissteigerung der Kartoffeln von 3.50 M. auf 7 M. schon als etwas ganz Unerhörtes; das sind 100%. Wenn aber der Boden in unseren Vorstädten von 50 Pf. auf 5 M. den Quadratmeter steigt, so halten wir das noch für mäßig, obgleich hier eine Steigerung von 900% vorliegt. Durch die Macht der Gewohnheit haben wir jeden Maßstab verloren, wo es galt, Boden und Waren zu vergleichen. Jetzt, durch den Krieg, wird ihr Verhältnis einmal ins helle Licht gerückt; er zeigt, wie verkehrt die Behandlung des Bodens als Ware ist, denn nur in Zeiten der wirtschaftlichen Isolierung eines Landes ist er damit vergleichbar. Somit kann für seine Behandlung auch nur das gelten, was man für die Waren in einem derartigen Zeitabschnitt für recht hält.

Dabei wird die Spekulation im Boden noch durch unser Hypothekenrecht begünstigt. Um etwas gleiches an Absurdität zu finden, stelle man sich vor, der Staat gründe heute Kreditkassen, um den Nahrungsmittelspekulanten das Durchhalten ihrer Vorräte bis zur Erzielung besserer Preise zu erleichtern.

Oder man stelle sich vor, es würde heute ein Schutzverband gegründet, um diese Spekulation vor den Angriffen derer zu schützen, die ein Eingreifen des Staates in die Preispolitik nicht als einen unberechtigten Eingriff in die Heiligkeit des Privateigentums ansehen, reichlich dotiert von denen, die auf Kosten der darbenden Massen Millionengewinne einstreichen. Wir glauben nicht, daß die Männer, die an der Spitze eines solchen Schutzverbandes stehen würden, sich allzuhoher Achtung in der Öffentlichkeit erfreuen würden; aber beim Grund und Boden erträgt man ihn und hält seine Argumente noch für den Ausfluß staatsmännischer Weisheit, weil die Gewohnheit den klaren Blick für die Zusammenhänge wirtschaftlicher Dinge verschleiert hat. Der Krieg hat jetzt diesen Schleier, wie so viele andere, weggezogen. Wir sehen wie in einen klaren Spiegel. Möge die Nutzanwendung nicht ausbleiben. Sie lautet für den Boden genau so wie heute für die Nahrungsmittel: Verhinderung spekulativen Mißbrauches und einer das Volkswohl beeinträchtigenden Preisbildung sowie Regelung des Gebrauches, d. h. Maßnahmen, die auch den weitesten Kreisen die Möglichkeit einer gesicherten Heimstätte gewähren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutscher Wille. Herausgeber: Ferdinand Avenarius, Dresden-Blasewitz. Des Kunstwart 29. Jg. Heft 9.

Die Rückwanderung. Im ersten Januarheft (Seite 18) sprachen wir von der aus Amerika zu erwartenden Rückwanderung. Zu all den früheren Meldungen über die Lust vieler Auslandsdeutschen, nach dem Krieg in die Heimat zurückzukehren, sind uns an einem einzigen Tage wieder zwei bezeichnende Nachrichten aus Nord- und Südamerika zugegangen. Ein Freund aus Buenos Aires schreibt: „Denkt an die vielen Hunderttausende, die aus Kanada, den Vereinigten Staaten, Argentinien, vielleicht auch Australien zurückwandern werden; gute welterfahrene Bauern, die in der Heimat ihre Scholle haben wollen und müssen. Drei Millionen Deutscher an das Mutterland angegliedert, sind mehr wert als fünfzehn Millionen in der Ferne! Daran denkt." Dann kündigt der Briefschreiber seine eigene Rückkehr für die Zeit nach dem Friedensschluß an. Zweitens eine „Stimme aus dem Leserkreise" in der neu gegründeten deutsch-amerikanischen Zeitschrift „Walhalla" aus Newyork. Ein lutherischer Pfarrer in Colorado: „Ich habe Amerika bis zum Halse satt. Ich hoffe, so Gott will, nach dem siegreichen Ausgang deutscher Waffen nach Deutschland zurückzukehren, um den Rest meiner Jahre und Tage meinem Volk auf heimatlicher Erde zu dienen. Ich hoffe, Sie verstehen mich." Weiter wendet sich der Pfarrer gegen die „kurzsichtigen, herzverschrumpften" Leute in der Heimat, die nichts von einer Erweiterung des deutschen Heimatbodens wissen wollen und für die Not und Sehnsucht derer, die durch die Überfüllung der Heimat in die Ferne getrieben wurden, kein Verständnis haben.

Ähnliche Äußerungen ließen sich Tausende erbringen als Anzeichen einer sehr umfangreichen Bewegung, die wir rechtzeitig beachten müssen. Wir werden nach dem Kriege noch vor besonderen Siedelungsaufgaben stehen: die überseeischen Rückwanderer bei uns oder in unserer Nähe unterzubringen, und: die Deutschen aus Rußland so oder so zu schützen. Wie das geschehen kann, läßt sich einstweilen noch nicht erörtern, aber daß hier ungeheure Aufgaben kommen, darüber muß sich unser ganzes Volk rechtzeitig klar sein.

Deutsche Nachrichten. Herausgeber: A. Damaschke, Berlin. Jg. 10, Nr. 3.

Zur Vorbildung unserer Diplomaten. Von Studienrat Martin Hartmann.

In einem wertvollen Aufsatze über die Auswahl und Ausbildung unserer Diplomaten, den der ehemalige Kaiserliche Gesandte von Pilgrim-Baltazzi unlängst in dieser Zeitung veröffentlichte, wurden die dafür in Betracht kommenden Gesichtspunkte auf Grund einer reichen Erfahrung erörtert. Der Gegenstand ist von so überragender Bedeutung, daß er auch in der Presse nicht gründlich genug behandelt werden kann, damit der so wichtige diplomatische Dienst, der das Wohl und Wehe des gesamten deutschen Volkes berührt, immer auf der Höhe voller Leistungsfähigkeit steht. Hier soll nur eine bestimmte Seite der Ausbildung für diesen Dienst ins Auge gefaßt werden, die gewiß nicht alles bedeutet, aber doch immer eine große Bedeutung haben wird, die sprachliche Seite.

Ohne weiters wird jedermann von Pilgrim-Baltazzi beipflichten, wenn er schon für den Eintritt in den diplomatischen Dienst eine gründliche Kenntnis der französischen und englischen Sprache verlangt, d. h. also Beherrschung sowohl für den mündlichen wie schriftlichen Gebrauch.... Wenn jetzt manche Leute im Überschwange des Nationalgefühles meinen, daß wir nach glücklicher Beendigung des Krieges im zwischenstaatlichen Verkehr einfach die deutsche Sprache an Stelle der französischen setzen müssen, so verrät das wenig Wirklichkeitssinn und ebenso wenig geschichtlichen Sinn. So wie die lateinische Sprache sich selbst nach Zerstörung des Römischen Reiches noch jahrhundertelang als zwischenstaatliche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verkehrssprache Europas erhalten hat, sogar über die Reformation hinaus, denn noch der Ryswyker Friedensvertrag von 1697 war lateinisch abgefaßt, so wird vermutlich auch das Französische jedenfalls für absehbare Zeit seine Stellung als in erster Linie in Betracht kommende Diplomatensprache behalten, eine Stellung, die nicht nur auf dem geschichtlichen Schwergewicht einer nun schon zweihundertjährigen Entwicklung beruht, sondern auch auf der dieser Sprache zweifellos in besonderem Maße eigenen Klarheit, die gerade unter dem vorliegenden Gesichtspunkte von größter Bedeutung ist. Selbst die Japaner geben ihr in dieser Hinsicht den Vorzug vor dem Englischen und haben so z. B. seinerzeit den amtlichen Wortlaut ihres Handelsvertrages mit China in französischer Sprache aufgestellt. Freilich tritt daneben neuerdings als starker Wettbewerber das Englische auf....

Auffällig muß für den Unbefangenen in den Ausführungen von Pilgrim-Baltazzi erscheinen, daß er das sprachliche Rüstzeug des Diplomaten lediglich auf Französisch und Englisch beschränkt, daß er eine Kenntnis der Sprache des Landes, in dem der Diplomat beglaubigt ist, überhaupt gar nicht in Betracht zieht. Ob das aber richtig ist, darüber darf man wohl begründete Zweifel hegen. Gewiß läßt sich gegen weitergehende sprachliche Forderungen der scheinbar einleuchtende Einwand erheben, daß man niemandem zumuten kann, all die verschiedenen Sprachen zu verstehen, in deren Gebieten er einmal der Reihe nach als Diplomat Verwendung finden kann. Man braucht sich nur vorzustellen, daß jemand seinen diplomatischen Wirkungskreis nacheinander in Stockholm, Madrid, Athen, Rio de Janeiro, Tokio hat, um den Gedanken von vornherein als unausführbar abzulehnen. Gewiß wird man bei einer solchen Stellung des Problems auf eine Kenntnis der verschiedenen Landessprachen verzichten müssen. Anders aber würde sich die Sache stellen, wenn man von der bisherigen Versetzungsmethode im diplomatischen Dienste absähe und dafür unter sprachlichen Gesichtspunkten eine gewisse Arbeitsteilung einführte, daß man also nicht mehr, wie es bisher vorkommen konnte, von Stockholm nach Buenos Aires versetzte oder von Caracas nach Athen, sondern daß man auf Grund der schon vorhandenen Sprachkenntnisse des Bewerbers ihn in dem entsprechenden Land verwendete, wo er dann dem Reiche ungleich wertvollere Dienste leisten könnte als jemand, der bei sonst gleichen Fähigkeiten außer Deutsch nur Französisch und Englisch verstände. Wenn man sich klarmacht, daß der bisherige Zustand, der ja nicht bloß für Deutschland gilt, sondern auch für die übrigen Staaten, den diplomatischen Vertreter von allen den Informationsquellen ausschließt, die nur dem Kenner der Landessprache zugänglich sind, nicht nur von dem so wichtigen Verkehr in der einheimischen Gesellschaft, soweit da nicht Französisch oder Englisch ausreicht, sondern auch von der Kenntnisnahme der in der Landessprache erscheinenden Presse, in der man die allgemein geistigen, die politischen, nationalen und sozialen Stimmungen am besten betrachten kann, so wird man kaum geneigt sein, das bisherige System als das denkbar vollkommenste anzusehen. Wer die Sprache eines Volkes nicht kennt, dem fehlt der Schlüssel zum tieferen Verständnis seines Wesens, seines Geistes, seiner Geschichte, der ist unter Umständen Irrtümern und Selbsttäuschungen ausgesetzt, die zu verhängnisvollen Folgen führen können....

Die Schwierigkeiten dieser Reform sollen natürlich nicht geleugnet werden, und man wird sie nur allmählich überwinden können. Zunächst könnte man das Ziel aufstellen, daß der Diplomat die Sprache des Landes, in dem er seinen Wirkungskreis hat, geläufig lesen kann, damit er für die so wichtige Beobachtung der einheimischen Presse nicht lediglich auf fremde Augen angewiesen ist. So weit wenigstens eine Sprache sich anzueignen, ist nicht allzu schwer, dafür gibt es sehr wirksame Methoden. Allmählich aber müßte man darauf bedacht sein,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einen Nachwuchs heranzuziehen, der in sprachlicher Hinsicht höheren Anforderungen genügte, als wie sie bisher gestellt wurden. Ob dafür die Gründung einer besonderen Auslandshochschule nötig wäre, soll hier nicht untersucht werden. In gewissem Maße können schon jetzt das orientalische Seminar in Berlin und die Hamburger Kolonialhochschule für den gedachten Zweck Dienste tun.

Sehr wohl ließe sich hier auch an die Söhne gebildeter Familien denken, die im Auslande ihren Wohnsitz haben, und deren Kinder oft von vornherein außer Deutsch auch die betreffende Landessprache beherrschen. Solcher Familien gibt es natürlich viele, und es könnte nicht schwer sein, ihre Aufmerksamkeit auf den hier in Rede stehenden Punkt zu lenken. . . .

. . . Die Hauptsache ist, daß man den Bewerberkreis nicht zu eng steckt, sondern vorurteilslos wirklich fähige Personen für den Dienst heranzieht. Hätten wir einmal an den wichtigen Punkten des Auslandes Vertreter, die auf Grund der Kenntnis der betreffenden Landessprachen und der dadurch ermöglichten eindringenden Kenntnis des Volkes, seines Charakters und seiner Geschichte über die Verhältnisse desselben berichten könnten, so würden dadurch Aussichten für die Leistungsfähigkeit des diplomatischen Dienstes eröffnet, die niemand unterschätzen kann. Jedenfalls ist die Frage wichtig genug, um möglichst vielseitig beleuchtet zu werden, und dazu möchten diese Zeilen Anregung gegeben haben."

Der Abstinent. Herausgeber: Dr. Rich. Fröhlich-Wiener-Neustadt, Jg. 15, Nr. 1.

Unsere Ziele.

. . . Der Volksgesundheit wollten wir durch die Bekämpfung des Alkohols dienen. „Volksgesundheit", das war uns mehr als die Abwesenheit von so und so viel alkoholerzeugten Krankheiten. Es war uns der Mensch, der fest und breitbeinig auf dieser Erde steht, der nicht gesund ist, weil ein kluger Arzt mit tausend Warnungen, Verboten und Heilmitteln hinter ihm steht, sondern der mit seiner naturgewachsenen Widerstandskraft dieses Arztes nicht bedarf. Wir wollten, daß dieser Mensch mit gesunden, nicht umnebelten Sinnen in die Welt blickt . . .

Wir wollten durch den Kampf gegen den Alkohol die Rassengesundheit des Volkes heben. Wir sagten, der Alkohol schädigt die Gesundheit der künftigen Generationen und damit das höchste Gut, das ein Volk überhaupt besitzt. Kein Hochstand der geistigen Kulturgüter wird ein Volk vor dem Untergang bewahren, wenn es entartet und damit die Quellen zu neuen schöpferischen Leistungen versiegen. Alle Bewunderung vor den verstandesmäßigen Leistungen unserer Zeit, vor den märchenhaften technischen Erfolgen kann den furchtbar drohenden Widersinn nicht aufheben, daß das Säugetier Mensch heute zwar fliegen, daß es sehr oft aber nicht mehr säugen kann! Auch hier leitete uns in erster Linie der Gedanke an die im Frieden gedeihende Kultur. Die furchtbaren Menschenverluste durch den Krieg haben aber die Wichtigkeit der Fragen der Rassengesundheit unabsehbar gesteigert. Man spricht von der ungeheuren Wertevernichtung durch den Krieg. Aber verwüstete Felder werden wieder ergrünen, verbrannte Häuser und Fabriken kann man wieder aufbauen, vernichtete geistige Werte werden, wenn sie nicht eitle Scheingebilde waren, sich wieder erheben. Nur ein Verlust ist für die kriegführenden Kulturvölker nahezu unersetzlich: die Einbuße an der Auslese der gesundheitlich Tüchtigsten, der „Tauglichen", durch den Tod auf dem Schlachtfeld. Da die im Felde stehenden Altersklassen die wichtigsten für die Fortpflanzung sind, werden die kriegführenden Völker Westeuropas mit einer furchtbaren Einbuße des Nachwuchses gerade der gesundheitlich Tüchtigsten zu rechnen haben. Um so dringender für Frieden und Krieg ist es aber dann, dafür zu sorgen, daß der Alkoholismus die Gesundheit der künftigen Geschlechter nicht noch weiter schädigt. R. W.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rund um uns

Die Schwerhörigenfrage. Von unseren Lesern werden vielleicht nur wenige ahnen, daß es eine solche Frage gibt. Sie werden von den unendlich vielen Peinigungen und Zurücksetzungen, die Tausende unglücklicher Menschen in der Stille ertragen müssen, nichts wissen; sie werden gedankenlos an der hohen Scheidewand vorübergegangen sein, die unzählige begabte, wertvolle Menschen von der lebendigen, arbeitenden, klangfrohen Mitwelt unerbittlich trennt. Um so mehr Ursache haben wir, den folgenden „Weckruf" zu veröffentlichen, den uns jüngst eine Vorkämpferin für die Schwerhörenden gesandt hat mit dem Wunsche, daß recht, recht viele hilfsbefähigte und hilfsbereite Männer und Frauen dem Rufe folgen möchten.

Vortrupp.

„Mein Amt ist wecken!

Mit halber Stimme darf es nicht geschehen, denn unser Weckruf ist eigener Art. Wir sind schwerhörend, liebe Mitwelt, da heißt es kräftig in die Posaune stoßen.

Unsere Posaune ist von besonderer Art. Sie bringt einen Ton hervor, so schmerzerfüllt, hilfesuchend, und doch so reich an Kraft. Und was das Wunderbare ist — immer bringt ein tausendfaches Echo ihn uns zurück.

Aus Hannover, Magdeburg, Dresden, Leipzig, Dessau, Hamburg, München, Prag und Wien kam der Widerhall.

Es war der Architekt Franz Brönner in Berlin, der als Gründer des „Schutzverbandes der Schwerhörenden" mit ein paar Getreuen den ersten Weckruf erschallen ließ.

Nun zieht es heran, das große Heer der Schwerhörenden! Anfragen, Berichte über Zurücksetzung in sozialer wie gesellschaftlicher Stellung, Schädigung beim Erwerb, Arbeitslosigkeit, Vereinsamung — das ganze versteckte Märtyrertum dieser armen Menschen schreit zum Himmel!

Für Blinde und Taube wird alles getan. Was geschieht für die älteren schwerhörenden Menschen? Schleichend tritt das Leiden an den Armen heran. Die Scham und Angst, als minderwertig dazustehen, peinigen seine Nerven. Wundert ihr euch, wenn er, so oft lieblos angefahren und ausgelacht, in seiner Hilflosigkeit des Schwerverstehens sich scheu zurückzieht? Wer will ihm sein Mißtrauen verargen, wenn ihm von einer Unterredung so oft nur ein Brocken hingeworfen wird? Wer hebt den Stein auf, wenn er, Arbeit suchend, von jeder Tür hartherzig fortgewiesen, an Körper und Seele müdegehetzt, etwa zum Trinker oder Spieler wird?

Liebe Volksgenossen, eure Brüder und Schwestern, die von einem unverschuldeten Leiden befallen, gleichsam hinter totem Steinring am Wege hocken, stehen auf, reißen die Mauer selbst nieder, die sie von der Mitwelt trennt. Die Steine rollen, die Bresche ist geschlagen. Sie stürmen herein von Norden und Süden, Osten und Westen mit Leidensgruß und: „Vorwärts, Gefährten!" —

Ortsgruppe nach Ortsgruppe entsteht in den genannten Städten.

Edle, gelehrte Männer stellen sich an die Spitze, bilden den Ehrenausschuß des „Schutzverbandes der Schwerhörenden".

Da tritt er in hochherziger Weise mit seinem Geschenk, dem „freien Absehunterricht" vor uns hin, unser verehrter Lehrer, Herr Reinfelder, der Leiter der ersten städtischen Hörschule in Berlin.

Nun mühen sich auch ältere schwer-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hörende Männer, die Kunst des Ablesens der Sprache vom Munde zu lernen. Stellt euch diese einmal vor, Männer mit halb taubem Ohr und nicht selten auch geschwächter Sehkraft. Sind sie nicht Helden im Kampfe ums Leben?

Hellhörende Mitwelt, diese Helden ringen, sie möchten mit dir in Fühlung bleiben! Weist du sie zurück? — Hilf ihnen, übe Rücksicht! —

Heute aber heißt es in allen Ortsgruppen: Weit auf die Tür! Sie kommen, unsere Helden, auf die alle Augen jetzt gerichtet sind!

Wem der grausame Krieg den Hörnerv beschädigt, wen er dadurch in unsere halb schallose Welt gebannt, der gehört fürder zu uns, auf daß er das Geborgensein mit uns teile.

Auch die Schwerhörenden in der Heimat tun das Ihre. Sammlungen entstehen in allen Gruppen. Mit liebevoller Hilfe sind die Lehrer zur Stelle. Unentgeltliche Absehkurse werden eingerichtet. Unsere Feldgrauen, denen das gefahrvolle Leben vor dem Feind den Blick doppelt geschärft, die gelernt haben, ihre Aufmerksamkeit auf einen Punkt zu richten, erweisen sich als gar fähige Schüler dieser immerhin schweren Kunst des Ablesens der Sprache vom Munde.

Durch Korpsbefehl sind alle schwerhörenden und ertaubten Krieger des IX. Armeekorps gezwungen, den Absehunterricht zu nehmen und zwar in der zur Verfügung gestellten Hamburger Schwerhörigenschule. Sie wurden infolgedessen den hiesigen Lazaretten zugeführt.

Möchten andere Armeekorps mit Festsetzung anderer Städte folgen: Das Vaterland hat viele hochbefähigte Lehrer.

Wißt ihr auch, auf welche Art uns das gesprochene Wort an unsern Versammlungsabenden verständlich wird? Der Gruppenhörer steht in Gestalt eines großen Schallempfängers mit darunter befindlichen Batterien auf dem Rednerpult. Von hier aus gehen die durch Steckkontakte mit der Zentrale verbundenen Leitungen zu den einzelnen Teilnehmern, so daß diese durch Entnahme eines Hörers dem Vortrage folgen können.

Nun, liebe Mitwelt, sende deine gelehrten Männer und Frauen, wir lechzen nach guten Vorträgen.

Die Fabel von der Minderwertigkeit der Schwerhörenden hilf zerstören. Du hättest es längst tun sollen. Weißt du nicht, daß, wo ein Sinn mangelhaft, ein anderer doppelt scharf ist? Hilfreich in richtige Bahnen gewiesen, hätte mancher Schwerhörende dich vielleicht überflügelt.

Was wir Schwerhörende wollen? Zweck und Ziele unseres Verbandes sind:

1. Herbeiführung einer sozialen Fürsorge durch Beratungsstelle für Berufswahl, Stellennachweis, Anschluß an bestehende Arbeitsnachweise.
2. Rücksichtnahme auf die Schwerhörenden vor Gericht und im Verkehr mit Behörden. Beseitigung der den Schwerhörenden im Privat-, Staats- und Gemeindedienst erwachsenen Nachteile.
3. Schaffung eines Unterstützungsschatzes, einer Kranken-, Unfall- und Lebensversicherung.
4. Beschaffung besonders günstiger Plätze in Theatern, Konzerten, Vorträgen, bei Gottesdiensten.
5. Anbahnung einer besonderen Rücksichtnahme auf Reisen und in den Hotels.
6. Gründung von Schwerhörigenschulen; freier Absehunterricht und Pflege der Geselligkeit.

Vor meinem inneren Auge steigt es empor, das Schwerhörigenheim! Helle Wohnräume mit Licht- und Farbensignal nebst Starkstromklingelanlage, die das Gefühl der Sicherheit aufkommen lassen. Versammlungsraum für Konzert, Vortrag und Gottesdienst mit abgestimmten Schallverhältnissen und einem Gruppenhörer, an den mehr denn hundert

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Leidende angeschlossen werden können. Eine Bibliothek mit aufklärenden Schriften über Vorbeugung des Leidens und über vernünftige Lebensweise. Eine Lesehalle, ein Ausstellungsraum für Arbeiten von Schwerhörenden. Ein entsprechender heller Raum für gemeinsamen Absehunterricht mit vorzüglichen Lauttafeln an den Wänden, dem zweckmäßig konstruierten Artikulationsspiegel und einer verstellbaren großen Wandtafel. Am idealsten wären natürlich kinematographische Bilder, denn sie zeigen die Bewegung der Sprechorgane.

Eine Halle für Gymnastik, Vorkehrung für Luft- und Sonnenbäder dürften auch nicht vergessen werden.

Dieser Bau, trocken gelegen, umgeben von Land, von Gärten, welche die Schwerhörenden selbst in freien Stunden pflegen. Sonne, Sonne draußen und drinnen! —

Und zur Erreichung unserer Ziele bitten wir um Mitgefühl, Verständnis der hellhörenden Mitwelt, um Hilfe. Laßt die Sonne der Nächstenliebe scheinen! **Pauline Parey.**

Rechtes Maß. Rechtes Maß wünsche ich mir, „daß mir werde klein das Kleine, und das Große groß erscheine!" Das fehlt uns so sehr. Deshalb gibt es sinnlosen Streit und leeres, ungerechtes Geschwätz im Übermaß.

Ja, in den erhebenden Augenblicken des Lebens, in denen unsere Seele freier atmete, da hatten wir das rechte Maß. Beglückt wurden wir inne, wie aller Kleinkram von uns abfiel und bedeutunglos wurde, als sei er nie dagewesen. Nach Hohem trachteten wir. Nur Großes sahen wir vor uns. Das waren nicht eitel leere Gefühle schnell verwehter Begeisterung. Nein, es war Lebenskraft darin. Wir nahmen etwas davon hinüber ins Leben der Arbeit und Wirklichkeit, und — da hielt es nicht stand.

Der Alltag zog uns bald wieder gründlich herunter und raubte uns den Glauben an eine Verwirklichung unserer Ideale durch uns selbst. Kopfschüttelnd und bedauernd sagen dir deine Freunde: „du hast eben einen zu hohen Maßstab!" Sie wissen wohl, daß das für dich ein Verzichten bedeutet. Und mehr als das, es raubt deiner Seele alle Freudigkeit; und die intellektuelle Erkenntnis der „Dinge und Menschen wie sie wirklich sind" tut dasselbe.

Alle frischen Triebe, die fröhlich in Begeisterung emporwuchsen, werden verschnitten von der scharfen Schere „Verstand". Er regelt alles Ungeordnete, Geistvolle, Prophetische und gibt ihm seinen festen Platz unter bestimmter Überschrift. Aber geben wir nur acht, daß er nicht zu gründlich aufräumt und nichts mehr übrig läßt. Denn ihm selbst ist nichts Lebenschaffendes eigen. Das Schöpferische, Ursprüngliche kann er regeln nach strengem Maß; aber Neues schafft nur der Herzenstrieb. Er setzt Erkenntnisse in Taten um. So helfen Verstand und Gefühl einander und streiten doch stets wider einander. Wer gibt mir das rechte Maß im Fördern und Hemmen? Unheil ist schnell geschehen. Und geben wir es ruhig zu: wir haben selten die heilsame harmonische Mischung, die uns das rechte Maß zeigt. Bald beugen wir uns dem Verstand, bald spricht unser Gefühl unberechtigt laut. So tun wir, was wir am wenigsten mögen: wir schwanken; kaum merkbar für die andern vielleicht, aber wir selbst werden es gewahr und schämen uns vor unserm strengsten Richter, „dem moralischen Gesetz in uns". Die innere Stimme läßt sich nicht zum Schweigen bringen. Vortäuschen kann man diesem Richter nichts. Unerbittlich streng ist sein Urteil und vollkommen gerecht, es lautet: du hast kein beständiges Maß, kein dauerndes, gerechtes Urteil, Rohr im Winde! Was helfen die Augenblicke, in denen du wie hellsehend bist, — selbst sie sind noch überschattet.

Ich weiß dir nur einen Rat: Versuche nach dem Vorbilde des Mannes zu leben, der heute so deutlich unter uns ist wie vor 1900 Jahren. Dann fällt sein helles Licht auch auf deinen Weg.

M. P.

Für den Inhalt verantwortlich: i. V. Melanie Ebhardt, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

5. Jahrgang Nr. 6 16. März 1916

Wir Deutsche und das Undeutsche.

Der große Krieg hat uns die Rückkehr zum Deutschtum gebracht. Der Erdgeruch unseres deutschen Bodens begrüßt uns wieder, als wenn wir uns endlich wieder nach langer Seefahrt dem Gestade des Vaterlandes sehnsuchtsvoll näherten. Sollen die großen, inneren Errungenschaften unseres Ringens uns nicht wieder in abflauenden Friedenszeiten verloren gehen, so ist es die ernste Aufgabe der Gegenwart, mit allen Kräften daran zu arbeiten, einen Damm gegen die uns entkräftenden Kulturauswüchse des Auslandes, gegen alle Ausländerei in Sprache, Kleidung, Sitte und Vergnügungen zu errichten. Ist das aber unser Wille und unser Ziel, so müssen wir uns zunächst einmal bewußt werden, wie tief all dieses Undeutsche schon in unser Deutschtum eingedrungen war, und wie wir im besten Zuge waren, unsere alte Volkskultur vom feindlichen Ausland her sorglos verseuchen zu lassen.

„Kleider machen Leute." Es ist kein Zufall, wie wir uns kleiden. Das Kleid ist der Ausdruck des inneren Menschen, wie die Tracht die innere Stimmung eines Volksstammes ausdrückt. Der Oberbayer verdankt seine Wadenstrümpfe nicht dem Zufall und die Elsässerin ihre Kopfschleife nicht einer Laune des Geschicks. Aus den Überlieferungen langer Jahrhunderte haben die Lebensauffassung, das Klima, die völkischen Schicksale, der Broterwerb in der äußeren Bekleidung einen organischen Niederschlag gefunden. Ebenso wie diese Volkstracht der Einzelstämme hatte sich im Wandel der Jahrhunderte, je mehr die Städte an Bedeutung gewannen, auch eine Art von allgemeiner, deutscher Bekleidung entwickelt, die unserem Klima, unserem Fleiße des Werktags, unserem schwerblütigen Körperschlag, unserem Gemisch von Wirklichkeitssinn und Sentimentalität entsprach. Als wir dann ein großes Volk geworden waren, als wir unseren Auslandshandel emporschnellen sahen, wie kaum eine Nation es je erlebt hat, da zog der Hauch der großen Welt mit seinem süßlich-faden Beigeschmack des Internationalen bei einem Volke ein, das bis zum Jahre 1870 draußen in der Welt kaum beachtet worden war. Je mächtiger wir wurden, je mehr unser Reichtum wuchs, um so verzweigter wurden die tausend Äste, die uns mit England, Amerika und der ganzen Welt verbanden. Jeder der unzähligen Auslandkommis, jeder Kellner, jeder Farmer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Seefahrer brachte ein Stück Ausland mit heim. Die ausländischen Rohstoffe und Fabrikate, mit denen die reichgewordene, prompt zahlende deutsche Kundschaft überschwemmt wurde, taten ein übriges, sie brachten uns nicht nur den Stoff des Auslandes, sie zwangen uns auch seine Form auf. Und so ist es geschehen, daß wir mitten auf unserem heimischen, deutschen Erdboden mit einem „Exterieur" herumgelaufen sind, als wenn wir frisch aus Paris oder London eingeführt worden wären.

Erinnern wir uns einmal an die Kleider, die vor 40 bis 50 Jahren bei uns beliebt waren. Wir Männer trugen nach soldatischem Vorbild knappanliegende Röcke, enge Beinkleider, in die man schlecht hinein, und aus denen man noch schlechter herauskommen konnte, und darunter Stege, denn alles mußte stramm sitzen. Ins Gesicht gehörte ein martialischer Schnurrbart, der — je länger je lieber — mit einer Bartanleihe von der Backe her noch künstlich angelängt werden konnte. Man kann nicht behaupten, daß die deutsche Kleidung damals schön oder auch nur kleidsam gewesen wäre. Aber etwas war sie: Sie war deutsch, sie war der treffende, ungekünstelte Ausdruck des damaligen, biederen, arbeitsamen, kriegstüchtigen, zähdeutschen Michels.

Und nun der heutige Michel? Die oberen Zehntausend haben wie immer in solchen Modefragen den Ton angegeben, und das Volk ist zum Teil in diesen Chor der internationalen Charakterlosigkeit mit eingefallen, ja mit „hineingefallen". Unsere Jünglinge stutzten sich die Schnurrbärte zu einer Zahnbürste, wie früher der entgleiste, englische Sportgeschmack den Juckerpferden den Schwanz zu stutzen beliebte. Als dann smarte Amerikanerinnen erklärten, es flirte sich viel süßer mit einem bartlosen Kavalier, da beraubten sich unsere „gents" schleunigst des letzten Restes ihres bärtigen Deutschtums.

Mit den englischen Stoffen, auf die unsere Herrenschneider bis auf den heutigen Tag mit Recht oder Unrecht eingeschworen sind, griff mehr und mehr der englische Kleiderschnitt auf uns über: Karrierte oder gestreifte Muster schottischer Erfindung, weite faltenreiche Anzüge und Mäntel, bunte Sporthemden und modefarbige Kravatten up ta day. Dazu amerikanische Schuhe für amerikanische Fußmißgeburten und unten an den Hosen festgebügelte Aufschläge, die, für den Londoner Nebeldreck erfunden, seit Jahren in Deutschland stil- und sinnlos nachgeäfft werden.

Noch schlimmer sieht es bei uns mit der Frauenkleidung aus. Wie verheißungsvoll hatte vor ein bis zwei Jahrzehnten die deutsche Kunstbewegung im „Eigenkleid" eingesetzt. Man sah endlich einmal wieder ein eigenes Mitarbeiten der deutschen Frau an ihrer Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wandung. Einsichtige Künstler hatten die Grundlinien festgelegt: die Materialechtheit, die Anpassung des Entwurfs an den individuellen Körperbau, den Kampf gegen das Korsett (der Name verrät schon sein Heimatland). Leider blieb es nicht bei den Künstlerentwürfen, nach denen sogar der schlaue Monsieur Poiret seine Pariser Modelle umzuwandeln begann. Gar bald wurde der Reformsack, wie ihn die kleine Schneiderin schlecht nachgeahmt hatte, zum Gelächter für das Inland und Ausland. Das allmächtige Paris, wohin unsere Frauenwelt, von profitklugen Modelieferanten geschickt „lanziert", noch immer heimlich geschielt hatte, gewann wieder vollständig Oberwasser. Alle Verrücktheiten der Pariser Mode, oder besser gesagt, alle Modeauswüchse, die die Franzosen ironisch lächelnd eigens für das Ausland, und zwar für jedes Ausland verschieden, erfinden, sind Jahr für Jahr auf den deutschen Markt geworfen worden: Halbschühchen mit Stöckelabsätzen, in denen die biedere Deutsche, die „auf großem Fuß" zu leben pflegt, unmöglich gehen kann; Schlitzröcke, worin die Halbwelt sich bei den Rennen in Auteuil zur Schau zu stellen gewagt hatte. Dann kamen die Übertreibungen mit den halsfreien Straßenkleidern. Unser deutscher Winter war plötzlich so mild geworden wie die Riviera, und unsere Dämchen, die sich ein Jahr vorher mit den schwersten, kostspieligsten Pelzen behängen mußten, hatten sich plötzlich so abgehärtet, daß sie wie die wetterfestesten Blaujacken dem eisigen Nordwind Trotz bieten konnten. Und nun gar jene Entgleisungen gegen die gute Sitte, künstliche Verstärkung der Brust, Einschnüren des Bauches und so weiter. Wie ist es möglich, daß deutsche Frauen, auf deren Sittsamkeit und Anstand wir von jeher stolz gewesen sind, so sehr ins Schlepptau der welschen Zweifelhaftigkeit geraten konnten? Ahnungslos hat man nach dem Vorbild einer gewissen Pariser Damensorte Medaillons an langen Kettchen auf dem Leib herumbaumeln lassen oder sich mit jenen blumenbestickten Schleiern verunstaltet, hinter welchen die französische Kokotte ihr blasses Gesicht zu verstecken pflegt, wenn Krankheit oder Lasterhaftigkeit es zeitweilig gar zu deutlich gezeichnet haben. Das harmlose Handtäschchen, ohne das heutzutage weder Frau noch Jungfrau den kleinsten Gang auf die Straße zu machen wagt, stammt auch aus jenen Kreisen und galt früher als Firmenschild für die Halbwelt. Aber seitdem die Pariser Mode solch selbstverständliche Dinge wie Taschen in den Kleidern verbietet, bringen es auch unsere einsichtsvollsten Frauen und Matronen nicht mehr fertig, ihre deutsche Schneiderin zum Anbringen einer einzigen Kleidertasche zu überreden. Die deutsche Frau hat doch als gute Wirtschafterin das Bedürfnis, eine Geldbörse oder ein Notizbuch oder einige Schlüssel bei sich zu tragen, und darum gehören in jedes deutsche Kleid eine oder mehrere Taschen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist ein offenes Geheimnis, daß ein beträchtlicher Teil der vom Ausland bezogenen Artikel deutsche Waren sind, die von uns ins Ausland geschickt, von dort mit dem ausländischen Firmenstempel versehen und mit dem doppelten Zoll beschwert wieder nach Deutschland eingeführt und für den doppelten Preis an das gläubige, deutsche Publikum losgeschlagen werden. So versenden wir Seide nach Lyon, Berliner Kleiderbesatz und Leipziger Pelze nach Paris, Seifen nach England, Heliotrop und hundert andere Wohlgerüche unserer chemischen Produktion nach Frankreich, ebenso wie wir früher Solinger Stahl mit dem fertig eingeprägten Stempel English Silver Steel oder deutsche Handschuhe als Best English Gloves nach England ausgeführt und von dort, als unseren deutschen Fabrikaten vermeintlich weit überlegen, wieder eingeführt haben. Unsere schlichten deutschen Waren galten hier im Lande, da sie „nicht weit her" waren, als minderwertig; erst wenn das Ausland seine fremdländische Aufmachung, seinen Stempel, seinen Firlefanz dazu gezaubert hatte, wurden sie uns wertvoll und nicht leicht zu kostspielig.

Einen besonders verderblichen Einfluß haben bei uns die ganz nach Pariser Vorbild ausgestatteten Modezeitschriften und die Drucksachen der großen Konfektionsfirmen ausgeübt. Man sehe sich einmal die Typen der Modebilder in unseren Herrengeschäften an. Von deutschen, namhaften Zeichnern herrührend, ahmen sie den englischen Modeanzug sklavisch nach, ja sogar Gesichtsform, Haltung und Ausdruck des Londoner Cityman. In den Modeblättern der Damen, in den Preislisten für Kleider und Wäsche herrscht der lüsterne Ausdruck der französischen Halbwelt vor, dieser besonderen Vertreterinnen von Auslandskultur mit ihrem widrig-verderbten Lächeln und ihren verfänglichen Körperverdrehungen.

Wie sehr wir auf dem Gebiet der Mode von Paris ins Schlepptau genommen worden sind, ergeben schon die Titel einer Reihe in Deutschland erscheinender, französischer Modeblätter: in Berlin La Toilette Moderne, L'Ideal Parisien, Chapeaux Modernes; in Frankfurt La Parisienne Moderne; in Wien Le Chapeau Parisien, La Lingerie Parisienne und andere. Das sind eben traurige Anzeichen eines Mangels an deutschem Selbstgefühl wie auch zum Beispiel die unglaubliche Unsitte deutscher Musikverleger, die es noch bis in die jüngste Zeit wagten, die Musikerzeugnisse deutscher Künstler dem deutschen Publikum mit französischem Titelblatt und Text aufzunötigen.

Und nun unsere g e i s t i g e Nahrung! Es ist gewiß schön, daß Deutschland die bei weitem größte Anzahl von Druckwerken herausgibt und einen Reichtum an guten Übersetzungen, den kein anderes Volk der Erde auch nur annähernd erreicht. Aber übersehen wir

auch hier nicht die Kehrseite. Sind wir nicht trotz unserer überragenden deutschen Bücherkultur viel zu sehr ins Fahrwasser des Auslandes geraten? Mit Zähneknirschen lesen wir jetzt, daß bald dieser, bald jener unserer verhätschelten, fremdländischen Abgötter uns frank und frei in der Kriegszeit ins Gesicht schlägt, während ihm unser Beifallslächeln früher durchaus nicht zuwider war. Welche Unsummen haben wir für diesen übertriebenen Auslandskultus weggeworfen! Gegen ein tiefes Eindringen in weltbewegende Werke fremder Geister wie Ibsen, Tolstoi und andere wird sich gewiß kein einsichtiger Mensch sperren. Aber alle jene unzähligen Geister zweiten Grades, Leute wie Maeterlinck, Verhaeren, Kipling, Ellen Key, Hedenstjerna, Gorki, d'Annunzio, was bedeuten sie denn für unsere eigentliche innere Kultur? Haben wir ihnen allen nicht ungleich mehr gegeben als sie uns? Und haben wir nicht zudem einen Teil unseres guten deutschen Geldes an literarischer Mittelware des Auslandes verschleudert und infolgedessen eine nicht geringe Anzahl gleich guter oder besserer deutscher Dichter hungern lassen? Welch breiten Raum haben wir auf unserer Bühne dem ausländischen Schauspiel eingeräumt, den jungen, aufschreienden Russen, den Ungereimtheiten eines Bernard Shaw, den Sittendramen der Franzosen, gar nicht zu reden von ihren niederträchtigen Verführungskomödien, von deren Gift die meisten unserer sogenannten Lustspielhäuser gelebt haben.

Auf musikalischem Gebiet: was für einen Kult haben wir mit Saint-Saëns, unserem guten „Freund", getrieben oder, mit unserem getreuen Bundesgenossen Leoncavallo, dem wir sogar beinahe einen „Roland von Berlin" zu verdanken gehabt hätten, mit Mascagni und anderen. Was für Riesensummen haben wir allein an „Stars" verschwendet, die bei uns 10—12000 Mark für den Abend eingeheimst haben.

Gewiß, die Kunst ist in gewissem Sinne international. Aber ist unser auf der ganzen Welt angestauntes Volk des Gesanges so arm an guten Stimmen, daß wir sie in solchen Massen aus dem Ausland verschreiben müssen? Oder ist das nicht auch einfach Modeäfferei und Ausländerei? Umgekehrt aber: bei unseren allerdeutschesten Vorführungen wie in Bayreuth, München, Oberammergau, wer kauft die besten Plätze zum voraus auf und verdrängt uns von unseren eigenen heimischen Göttern? Unsere Gäste, die Herren Engländer, Amerikaner und Franzosen!

Am schlimmsten hat sich der Einfluß des Auslandes wohl bei unserer plötzlich wie Unkrautsamen hervorgeschossenen Kinokultur gezeigt. Firmen aus Kopenhagen, Rom, Paris und wo sonst die berüchtigten Filmfabriken an der Arbeit sein mögen, haben uns

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit ihrem Schund heimgesucht und unseren Bürger- und Arbeiterstand in die Irre geführt. Von kritiklosen Leuten wie von der unreifen Jugend werden alle diese Ränke der eleganten Welt, ihre Ehebruchsszenen, Vermögensschwindeleien und üppigen Orgien, alle diese Bilder aus Verbrecherkellern und Säuferkneipen für bare Münze genommen und als getreue „Photographien nach dem wirklichen Leben" angestarrt. Wie muß es im Gehirn dieser armen, irregeführten Menge aussehen, auf die täglich das tollste Durcheinander ausländischer Phantastik losgelassen wird: der sinnloseste, amerikanische Humbug, englische Detektivmoritaten, die Christenverfolgungen in Rom oder die Bacchanale des Nero in echt-italienischer Weichlichkeit, indische Tanzszenen voll orientalischer Sinnlichkeit, freche Kokottenabenteuer, vorgeführt von den Damen der Pariser Bühnen oder der ehrenwerten Halbwelt. Wie schaurig geschmacklos ist die Grimassenschneiderei der eigens für diese Volksverbildung eindressierten Kulissenreißer. Es soll gewiß lobend anerkannt werden, daß manches bei uns geschieht, um mit gutem Filmmaterial der verderblichen Geschmacksverrohung, mit der uns das Kinotheater bedroht, entgegenzuwirken. Aber traurige Tatsache bleibt es, daß jene seichten, sinnlich-schwülen Films, die ausländische Unternehmer wie Patté Frères, Gaumont, A. Nielsen und andere in das deutsche Volk einzuschmuggeln verstanden haben, sich eines solchen Zulaufs aus den unteren Volksschichten zu erfreuen hatten. Der Geschmack unserer Großstadtbevölkerung ist dadurch schon derartig abgestumpft, daß sogar jetzt während der Kriegszeit der Kinobetrieb, wenn auch mehr mit inländischem Material, so doch mit nicht weniger sensationellen Mitteln und mit nicht geringerer Ausbeutung der Leichtgläubigkeit und Verführbarkeit der großen Menge erfolgreich weiter arbeitet.

Fragen wir uns auch hier: Ist das deutsch? Hat das irgend etwas mit dem Frohsinn des deutschen Volkes früherer Jahrzehnte, mit den harmlos derben Volksbühnen oder den gesund kräftigen Scherzen der deutschen Narrenwelt zu tun? Wird der Weltkrieg, der so manche verdorrte Quelle alter, deutscher Überlieferung wieder sprudeln läßt, auch hier wie ein reinigendes Gewitter wirken? Oder werden wir nach Friedensschluß von neuem in die Sklaverei der undeutschen Moden, der gesellschaftlichen und künstlerischen Ausländerei hineingeraten?

Werden wir uns doch endlich bewußt, daß die große, germanische Kultur reif und berufen ist, die geistige Führerin und Herrscherin der niedergegangenen romanischen Geschmacks- und Geisteswelt zu werden! Befreien wir das deutsche Volk von einer Auslandkultur, die seiner Natur widerstrebt.

Karl Bicheroux.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die deutsche Mode.

Die Erbitterung, mit der der Krieg geführt wird, und die geistige Trennung, die infolge seiner unerwartet langen Dauer zwischen den ehemals in friedlichem Verkehr und gegenseitigem Gedanken- und Warenaustausch miteinander verbundenen Völkern eingerissen ist, stellen uns Deutsche vor manches Problem, das wir nun aus eigener Kraft zu lösen gezwungen sind. Zu diesen Problemen gehört neben den gesamten Fragen der Ernährung auch die der Mode.

Wie sollen wir uns kleiden?

Bisher fragte man einfach in Paris und London an. Man erhielt von dort nur zu leicht die nötigen Vorlagen, und die Hirne und Herzen der Deutschen waren einer schweren Sorge überhoben. Jetzt bleibt das französische Modeorakel stumm. In den ersten Kriegsmonaten ließ sich's wohl ertragen, man war sowieso genug mit anderen Dingen beschäftigt und fuhr im alten Gleise fort; wer hätte auch gedacht, daß der Krieg so lange dauern würde? Aber jetzt will die Frage nicht verstummen. Wir sitzen, — gestehen wir es uns nur offen ein! — fest und sind ernstlich vor die schwere Notwendigkeit der Selbstentscheidung gestellt. Was tun?

Die Antwort scheint vielen leichter als sie ist. Eine ganze Anzahl Ansätze zu eigener Modegestaltung sind im Lande vorhanden, und doch, — das ist's ja eben: keiner ist ausschlaggebend, keiner beherrschend; gegen diesen wird jenes, gegen jenen dieses eingewandt; keiner will sich verdrängen lassen, aber keiner vermag auch die anderen aus eigener Kraft zu verdrängen; und auf andere Weise alle unter einen Hut zu bringen, wie wäre das in Sachen des Geschmacks wohl möglich?

So einfach es war, so schwer ist es jetzt. Weshalb?

Ich glaube, man weiß im Grunde gar nicht, w a s man eigentlich will. Wir haben uns gewöhnt, von der Mode teils zu hoch, teils zu niedrig zu denken. Daran liegt's! Zu hoch dachten die äußerlichen, gedankenträgen Nachahmer, deren einziges Glück in einem möglichst baldigen Nachäffen des „dernier cri" bestand, und zu niedrig die, denen dieses widerliche Geckenwesen wider den eigenen Charakter stritt, weil sie nämlich einen hatten. Beide werden umlernen müssen. Jene hoffentlich notgedrungen, unter dem Zwange gesteigerter allgemeiner vaterländischer Gesinnung, diese einfach, weil sie vorwärtskommen, weil sie etwas erreichen und leisten wollen.

So verächtlich nämlich die „Creierung" der neuesten Mode in den letzten Jahren sein mochte, so unwürdig es für uns Deutsche ist, sich nach dem Willen des Auslandes zu tragen, so falsch ist es, sich über den tatsächlichen Erfolg dieser unserer unerwünschten Lehrmeister leichten Sinnes hinwegzusetzen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Denn, um es geradeheraus zu sagen, die Mode ist heutzutage der letzte, kümmerliche Rest von Stil, den wir noch kennen.

In der Tat! Denn was ist Stil anderes als ein Formenzwang, ein Zwang, der sich allem aufprägt, was der Mensch mit seiner Hände Arbeit schafft? Das Haus ist nur ein erweitertes Kleid des Menschen, und der Stil ist in entsprechend erweitertem Sinne eine Mode. Was beiden zu allen Zeiten gemeinsam gewesen ist, und was man nicht ungestraft durchbricht, ist bei beiden der Zwang, den sie ausüben. Sei es, daß es sich um den Bau von öffentlichen oder Wohnhäusern, um deren Äußeres oder Inneres handelt, der Stil zwingt, wo er sieghaft und herrschgewaltig auftritt, alles unter seinen Bann. Man empfindet seinen Zwang vielleicht nicht, weil man ihn sich gern gefallen läßt, weil die Formen, unter denen er auftritt, einem für das, was man gestalten will, willkommen sind, so daß man sie begierig und begeistert aufnimmt; aber wenn ein oder gar mehrere Stilarten über ein Land dahingezogen sind, dann sieht man hinterher mit Staunen, wie sie alles unter ihrem Banne gehabt haben, und zählt und bemißt danach die einzelnen Stilperioden. Und wie weit der Stil, vom Äußersten zum Innersten vordringend, unser ganzes Leben durchsetzt und sich allen Lebensformen und -äußerungen aufprägt, das sehen wir, wenn wir etwa die Bauten der Barock-, Rokoko- und Empirezeit mit der damaligen Kleidung oder mit den Sitten und der Literatur vergleichen: alles steht unter einem und demselben Zwange!

Daß man diesen Zwang willig, ja mit wahrem Kunstgefühl hinnahm, ist durchaus verständlich, wenn man bedenkt, daß schließlich dieser Zwang nichts anderes ist als das höchste Kunstgesetz. Wie eine durch allerlei neuzeitliche Bauten entstellte und darum verachtete Straße uns plötzlich eines Wintertags im Schnee und Morgennebel durch ihre Schönheit überrascht, wie uns eine reizlose Landschaft, wenn sie vom Gold der Abendsonne übergossen daliegt, plötzlich aufs innigste ergreifen kann —, weil ein großes Gesetz, ein gewaltiger Zwang beiden seine Harmonie aufgeprägt hat —, so ergreift uns ein Stil, überzeugt uns, reißt uns mit, bringt Stimmung in das Gewirr unserer Eindrücke und beherrscht uns mit der ganzen, großen Kraft seines heimlichen Zaubers.

Der einzige Rest dieses Zaubers ist uns heutzutage in der Mode geblieben, und eben darin ist es begründet, daß wir ihre Herrschaft heute als lästigen Zwang empfinden, denn ein gegenwärtig lebendiges Stilgefühl haben wir nicht mehr. Wir irrlichterieren ratlos umher. Doch liegt gerade in dem unbestreitbaren Zwang, den die Mode auch heute noch ausübt, ihr großer Zauber. Wer ihr den ablauscht, wird eine neue Mode schaffen können.

Und wir wollen uns ja eine schaffen, sogar eine deutsche Mode, und es gibt Menschen, welche hoffen, die deutsche Mode werde Weltmode werden. Gemach!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sind denn jene Pariser Kleidermacher im Besitz dieses Zaubers? Wenn sie es wirklich fertig bringen, eine Mode zu „creieren", ja! Wie kommen sie aber dazu? Weshalb können wir ihnen den nicht entreißen? Worin besteht er?

Auch das läßt sich beantworten, aber man hat auch hier bisher die Antwort immer in Äußerlichkeiten gesucht, nicht da, wo sie allein zu finden ist: tief innen in unserer eigenen Seele.

Was will denn die tonangebende Dame, um von ihr zuerst zu sprechen, auch heute noch eigentlich sein? Nun, der Name sagt es: eben eine „Dame", genauer gesagt eine „Weltdame" oder, wie es so schön heißt, eine „Dame von Welt". Da liegt's! Ein internationales Geschöpf. Und dem wollen wir eine d e u t s c h e Mode auf den Leib schneidern? — Wie lächerlich! — Aber der Pariser, der kennt die Launen und Mucken, die Triebe und Schwächen dieses flatterhaften Wesens, der schmeichelt ihrer Eitelkeit, beschäftigt ihre Neuerungssucht, kitzelt ihre Sinnlichkeit; wie sollte sie seinem Zwange nicht erliegen? Wie sollte sie nicht verächtlich niederblicken auf die sogenannte „deutsche Frau", die biedere, ernste, häßliche, langweilige, die sich in Monte Carlo oder Ostende ja gar nicht blicken lassen kann, wenn sie nicht wenigstens äußerlich mitmacht, die also von der „Welt" ausgeschlossen, gemieden, verbannt, verachtet und dem Gespött preisgegeben ist, dem üblichen Gespött der sicheren, siegesbewußten Vielzuvielen, wenn sie nicht doch schließlich Kotau macht vor der allesbeherrschenden M o d e.

Welch unwürdiger Zustand! Aber solange die deutschen Frauen der maßgebenden Kreise in ihrer Gesamtheit kein höheres Ziel und kein besseres Vorbild als das der Weltdame kennen, wird daran nichts zu ändern sein. Es gehört eben mehr als befriedigte Eitelkeit und Gefall- oder auch Auffallsucht dazu, das Vorbild der „deutschen Frau" zu schaffen; es erfordert Mut, Charakter, Persönlichkeitswerte, und die sind selten. Früher pflegten sich wenigstens die einzelnen Volksstämme oder auch Stände in diesem Sinne zu finden und durchzusetzen und demgemäß als bildlichen Ausdruck i h r e r Massenseele i h r e Trachten zu tragen, aber auch das hat die über unsere Kultur herfallende Zivilisation nahezu vernichtet. Jetzt taucht zwar, aus der Not geboren, das Bild der deutschen Frau aus der Tiefe unseres Volksgewissens greifbarer und klarer wieder auf. Monte Carlo und Ostende sind uns verschlossen so gut wie Paris. Auf die Heimat angewiesen, beginnt man hier und da zu fühlen, daß man als Weltdame nicht in diese Zeit regster vaterländischer Gesinnung paßt; man möchte es den Männern, die draußen im Kampfe stehen, im Kampfe gegen innere Feinde, gegen die innere Unkultur gleichtun. Das ist wenigstens schon ein ausgesprochenes Ziel, vielleicht vorläufig noch ein Ideal, dessen Eigentümlichkeit es ist, unerreichbar zu sein, aber der Begriff „die deutsche Frau" gewinnt doch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

allmählich Leben, gestaltet sich mehr und mehr zu einer Idee und verlangt nach einer sichtbaren Verkörperung, also nach einem Kleide.

O schöner Traum! Ich wollte, so wäre es allüberall im lieben deutschen Vaterlande, aber ich glaube, die Zahl derer, in denen diese Idee als Kraftquelle lebt, ist noch sehr gering, zu gering, um einen allgemeinen Zwang, eine Mode, einen Stil durchzusetzen. Wer eine deutsche Mode schaffen will, der schaffe erst die deutsche Frau dazu, der mache, daß das Bild der deutschen Frau rein und groß und mächtig über unserem deutschen Vaterlande aufgehe! Wer deutsche Frauenkleidung schaffen will, der schaffe erst eine deutsche Frauenkultur*), der befreie und festige die deutsche Frauenseele, denn das Kleid verhüllt zwar den Körper, aber die Seele soll es darstellen in einem würdigen und schönen Bilde. Der mache diese Frauenseele zum Urbilde deutschen Wesens und zum edelsten Urbilde weiblichen Wesens auf der Welt, dann wird ihr Kleid die Frau und die Welt beherrschen.

Alles andere findet sich von selbst, denn alles andere sind äußerliche Schwierigkeiten, die entweder längst erkannt und gelöst sind, oder die man binnen kurzem zu meistern lernen kann. Aber wohlgemerkt: die Massensuggestion, jenen Zwang und Zauber, von dem ich sprach, werden wir nicht entbehren können, und man bedenke, daß das Eigenkleid mit all seinen erwünschten und verständigen Rücksichten auf die Gesundheit und Gestalt der einzelnen Trägerin zwar der Ausgangspunkt, aber nicht das Ziel einer neuen Mode sein kann. Gott bewahre uns übrigens vor den unzähligen Mißgriffen der in der Mehrzahl geschmacklosen Verfertigerinnen, mit denen wir überflutet würden! Die Mode ist nun einmal eine Art Gleichmacherei, sie verlangt einen tonangebenden Mittelpunkt, und die Masse verlangt von ihr, daß sie ihr das eigene Nachdenken und Schaffen erspart, schon deshalb, weil sie das aus vielerlei Gründen einfach nicht leisten kann.

Viel schwerer wird es sein — und das ist bezeichnend! —, eine deutsche Männermode zu schaffen, obgleich die Idee und das Bild des deutschen Mannes gerade jetzt bestimmter und leuchtender in die Erscheinung getreten ist. Aber der deutsche Mann der Gegenwart ist Soldat, und über dessen feldgraue Kleidung entscheiden lediglich militärisch-praktische Gesichtspunkte. Der deutsche Mann in Zivil ist ein Wesen aus einer anderen Welt. In früheren Zeiten war das nicht so, da war auch die Mode der Männer ein leichteres Problem.

Alles in allem: die Frage der Mode ist, wenn sie deutsch gelöst werden

*) In Ansätzen ist das bereits vorhanden: ich erinnere nur an die Bestrebungen des „Vereins für deutsche Frauenkleidung und Frauenkultur" und daran, daß z. B. im Kreise der freideutschen Jugend der Begriff des deutschen Mädchens und der deutschen Frau tatsächlich eine lebendige Idee ist; da lebt auch bereits eine neue Tracht, aber eine Mode ist das natürlich noch nicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

soll, eine tiefinnerliche, ja im höchsten Sinne sittliche Frage. Wer an ihrer Lösung erfolgreich arbeiten will, der sei sich dessen bewußt, daß man mit Äußerlichkeiten, seien sie auch noch so ausgeklügelt oder gewählt, nicht zum Ziele gelangt! Er sei sich aber auch bewußt, daß jetzt die Zeit für ihn gekommen ist, einen entscheidenden Anfang zu machen, ehe — nach glücklich erreichtem Frieden — die ausländischen Modetorheiten sich wieder über uns ergießen und die schönen Hoffnungen aller Ernsten und Nachdenklichen zuschanden machen!

Georg Deecke.

Instruktionsstunde als Volksbildung.

Wer hat bisher in Friedenszeiten in pädagogischer Hinsicht eine besonders hohe Meinung von den militärischen Instruktionsstunden gehabt? Wer hat sie als hervorragendes Volksbildungsmittel angesehen? War es nicht damals so, daß die Witzblätter ihre besonderen Rubriken führten: „Aus der Instruktionsstunde"? Und hatten wir uns nicht alle damit abgefunden, daß die Instruktionsstunden eine Art notwendiges Übel wären, zwar immerhin ein Unterricht, — den der größte Teil unseres männlichen Volkes durchmachen mußte, — den man aber im übrigen in keiner Weise vom pädagogischen, sondern lediglich vom militärischen Standpunkte aus beurteilen durfte. Es handelte sich in den Instruktionsstunden nicht darum, die Rekruten geistig in auffälliger Weise weiterzubilden, ihnen neue Einblicke in Volksleben, Welt- und Lebensanschauungen zu geben oder dergleichen, es handelte sich lediglich darum, ihnen auf mehr oder weniger mechanische Weise ihre Pflichten als Soldat „beizubringen" und ihnen die für ihre militärische Ausbildung unentbehrlichen Kenntnisse einzudrillen, also etwa Bekleidungsvorschrift, Schießlehre, Verhalten auf der Straße, Benehmen gegen Vorgesetzte, Kasernenhygiene, Körperpflege. Gewiß, das letzte Kapitel — die Körperpflege — hatte starken volkserzieherischen Wert; aber dieser Wert kam doch wohl mehr in der Praxis der militärischen Körperpflege zum Ausdruck, als daß er in den Instruktionen erschöpft worden wäre!

Nun ist auch für die militärischen Instruktionsstunden der Krieg ein Umwerter. Und es hätte ja auch merkwürdig zugehen müssen, wenn es anders gekommen wäre. Denn wie könnten wir Deutschen, das Volk der Denker, mit unserem größten männlichen Volksteil jahrelang zu beruflicher Untätigkeit verurteilt sein, Hoch und Niedrig, Arm und Reich in Kasernen und Schützengräben zusammenwohnen, ohne daß die geistigen Fähigkeiten des Einen dem Anderen zugute kommen sollten? Die Zehntausende unserer pädagogisch so trefflich geschulten Volksschullehrer sollten Kriegsdienste tun — zum großen Teil als Offiziere! — ohne daß etwas

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

davon in der Volkserziehung oder dem militärischen Unterricht zu verspüren wäre? Das erscheint uns denn doch unmöglich, und bei geringer Überlegung wird es uns schon klar, daß diese gewaltigen geistigen Volkskräfte, die in unserem Volksheer stecken, sich auch in diesem Heere zum Nutzen aller Volksgenossen äußern müssen!

Es kommt noch etwas anderes hinzu. Wir dürfen nicht vergessen, daß der größte Teil unseres Heeres nicht, wie im Frieden, aus Zwanzigjährigen besteht, sondern aus älteren, gereifteren Leuten, die längst Familienväter sind, die das Leben nicht mehr von jugendlich-oberflächlichem Standpunkte aus betrachten, sondern schon tiefer in seine Kämpfe, Sorgen und Probleme hineingeblickt haben. Zudem ist mit dem Kriege etwas völlig Neues in ihr Leben eingetreten, und ihre ganze geistige Kraft ist zur Verarbeitung dieses Neuen in Bewegung geraten. Da suchen sie Berater und Helfer, — und in so fruchtbarem Boden muß ja jede volkserzieherische Begabung, wo immer sie schlummert, zur schönsten Entfaltung kommen.

So ist heute schon die geistige Gestaltung des Heeres ganz anders, als in Friedenszeiten. Die „Schüler" sind andere, sind Männer voll Lebenskenntnis, und die „Lehrer" sind andere, sind nicht nur aktive Unteroffiziere mit lediglich militärischer Vorbildung, sondern dem Volkstum entstammende, aus allen Kreisen und Berufen des Volkes hervorgegangene Männer, seien es nun Rechtsgelehrte oder Kaufleute, Techniker oder Lehrer, Handwerker, Landwirte oder Künstler. Alle wurzeln im Volke, kennen es von den verschiedensten Seiten, jeder hat seine eigene Lebenserfahrung, die er nun zum allgemeinen Besten kundgeben kann. Einen geistigen Verkehr zwischen allen Volkskreisen hat so der Kriegszustand geschaffen. Und es ist doch nur selbstverständlich, daß der nun auch in den militärischen Instruktionsstunden der Kriegszeit seinen Niederschlag finden muß.

Nun ist aber auch die Zeit so ganz anders. Welche Unmenge bedeutungsvoller Vorgänge auf allen nur denkbaren Gebieten bietet die heutige Zeit! Heute spiegeln sich gewaltige weltwirtschaftliche Probleme in den englischen Aushungerungsplänen, die weite Beziehungen des Völkerverkehrs aufdecken oder tiefe Einblicke gestatten in die deutsche innere Politik, in die Jahrzehnte vor dem Kriege einsetzende Agrarpolitik, in das Wesen der Schutzzölle. — Welch ein Erlebnis ist es, all dies mit einer Abteilung Feldgrauer, die im Frieden als Arbeiterstand zu den heftigsten Gegnern solcher Politik gehörten, zu besprechen! Morgen ist es die Kriegsanleihe, die Finanzpolitik des Reiches, das Problem des Goldschatzes in der Reichsbank, die den Kriegsnotwendigkeiten entsprechende Umgestaltung unserer gesamten Industrie, was die Geister aller anspannt, erregt und mitarbeiten, mitdenken läßt! Wieder ein andermal sind es Steuerfragen, die zur Sprache kommen, und bei denen gezeigt werden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kann, wie schwierig die Behandlung solcher Fragen ist, wie auch hier eins ins andere eingreift, und daß im Interesse eines reichlichen Steuererträgnisses der Staat das Geld durchaus nicht überall da wegholen kann, wo welches ist (wie mancher im Volk es sich so gerade gern vorstellt). Und dann wieder sind es geschichtliche Tatsachen, die behandelt werden, zeitgeschichtliche, die uns weiter zurückführen in die Vergangenheit: die Elsaß-Lothringsche Frage, zurückgeführt bis zum Vertrag von Verdun, die Geschichte des Türkenreichs und der Balkanstaaten, England, der Suezkanal und Ägypten, die Deutschen in Italien, Kaiser und Papst, und noch viel weiter zurück führen die Fäden! Brauchen wir uns doch selbst vor den ältesten Zeiten nicht zu scheuen und können so von den Kulturen der Babylonier und Ägypter sprechen, von Römern und Griechen, heute, wo diese Länder aus dunkler Vergangenheit erwacht wieder im Mittelpunkte der Interessen stehen!

Und die Form solches Unterrichts? Nun, es leuchtet wohl ein, daß möglichste Ungezwungenheit im Interesse der geistigen Ausbildung liegt; es ist notwendig, daß jeder auch frei seine Meinung und Erfahrung äußert oder seine Fragen unbefangen stellt. Anderseits sind militärische Formen, militärische Haltung der Sprechenden oder Gefragten so sehr in Fleisch und Blut des deutschen Soldaten übergegangen, daß dagegen nicht verfehlt zu werden braucht. Aber sonst steht die zu unterrichtende Abteilung möglichst ungezwungen im Halbkreis um den Leiter der Instruktionsstunde herum. Und nun sei bei diesem Unterricht jede methodische Form gestattet. Sei es, daß der Leiter es für richtig hielte, in Form eines zusammenhängenden Vortrages einen kurzen geschichtlichen Rückblick oder weitläufigere zeitgeschichtliche oder volkswirtschaftliche Entwicklungen darzulegen, sei es, daß er nach Möglichkeit versucht, die Leute selbst reden zu lassen, sie zu unbefangenem Reden zu bringen (was allemal schon etwas Geschicklichkeit voraussetzt), sie Fragen aus allen Gebieten, die sie innerlich berühren, stellen zu lassen. Der Leiter darf dann auch versuchen, die Antwort auf solche, aus dem Kreise selbst gestellte Fragen zunächst einen oder mehrere der Hörer geben zu lassen. Ist diese Antwort dann gut und richtig und möglichst vollkommen, so hat es damit sein Bewenden. Andernfalls kann der Leiter ja immer noch eingreifen und die Antwort zusammenfassen oder ergänzen.

Man sieht: die Form ist möglichst ungebunden, wechselnd, nicht starr, sondern möglichst dem jeweiligen Thema und dem Charakter und Verständnis der Leute wie des Leiters angepaßt — es ist die methodische Form, die ein Jahrzehnt vor dem Weltkrieg schon der Pädagog Berthold Otto, der Herausgeber des „Hauslehrers"*) begründet und an

*) „Der Hauslehrer", Wochenschrift für geistigen Verkehr mit Kindern. Verlag Berlin-Lichterfelde, Holbeinstraße 21. Probenummern. Aufklärung gibt auch der Berthold Otto Verein E. V., Berlin-Wilmersdorf, Prinzregentenstr. 76.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seiner Privatschule durchgeführt hat, von wo aus sie den Weg schon in eine ganze Reihe anderer Schulen gefunden hat — es ist die methodische Form des „Gesamtunterrichts". Das Wort Gesamtunterricht stammt von Berthold Otto selbst. Und es will den Gegensatz dieser Unterrichtsform zum „Fachunterricht" anzeigen. Während dieser sich jeweils auf ein einziges, im voraus bestimmtes „Fach" beschränkt und an den Grenzen (meist Bretterwänden) dieses Faches Halt macht, bezieht der Gesamtunterricht sämtliche Wissensgebiete in sein Bereich ein, ohne sich zunächst darum zu kümmern, in welches „Fach" sie gehören. Er durchsucht alle „Fächer" und holt sich, was er gerade braucht.

Da der Gesamtunterricht von der Gegenwart ausgeht, also immer gewisse Beziehungen zur Gegenwart, zur heutigen Kultur hat, so interessiert er auch immer. Da braucht man nichts dazu zu tun, keine künstlichen Mittel anzuwenden, um das Interesse aufrecht zu erhalten. Am meisten und sichersten interessiert natürlich, was aus dem Hörerkreise selbst als Frage hervorgegangen ist.

Diese Form des Gesamtunterrichts also ist es, die stets wirkliche Bildungsfragen anpackt, die lebendig ist und nie ein ödes Dozieren an toter Materie zuläßt. Dieser Gesamtunterricht wird auf der ganzen Welt öfter durchgeführt, als man glaubt und weiß. Er ist nämlich die natürlichste Form, in der der Mensch sich weiterbildet — durch Frage und Antwort, durch Schilderung von Erlebnissen, durch Darlegung von Gedanken im Freundeskreis, im Familienkreis, in Gesellschaft. Die natürliche Unterhaltung ist jeweils ein Stück Gesamtunterricht, das keine „Fach"-Grenzen kennt.

Es handelt sich also beim Gesamtunterricht um nichts anderes, als darum: im Unterricht bewußt das zu tun, was man außerhalb (etwa im Freundeskreis) unbewußt, ganz von selbst tut: den natürlichen Gedanken ihren Lauf zu lassen, sie nicht in ein Schema, nicht in enge Fächer einzuquetschen. Dann entsteht alles übrige von selber. Dann entstehen im Kreise von Kameraden wertvolle Gespräche über Lebens- und Weltanschauungsfragen, über Politisches, Volkswirtschaftliches, Staatsbürgerliches. Und solche Fragen, solche Probleme — auch nur angeregt — reizen den Volksbürger zum selbständigen Weiterdenken — jetzt oder ein andermal — und dann kann sich dieser Unterricht rühmen, volksbildend zu wirken! —

Das im Vorausgegangenen Dargelegte wird noch klarer werden, wenn ich im Folgenden einige Protokolle eines solchen „Gesamtunterrichts" in der militärischen Instruktionsstunde mitteile, die, aufgezeichnet nach dem wirklichen Verlauf einiger solcher Stunden, einen Einblick nicht nur in die Art solches Unterrichts, sondern auch in den Gedankenkreis, das Geistesleben und die Gesinnung des Volkes gewähren. Auch insofern sind sie wertvoll, und es wäre nur zu begrüßen, wenn noch mehr solcher

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Protokolle entstünden. Hier ist der Raum ja beschränkt, und ich kann deshalb von den mir vorliegenden Protokollen nur einen Teil auszugsweise folgen lassen, ein anderer Teil muß aus begreiflichen militärischen Gründen vorerst zurückgestellt werden.

Gesamtunterrichts-Protokolle aus Instruktionsstunden:

Wir kommen von den politischen Ereignissen und dem Kriege auf die persönlichen Verhältnisse der Einzelnen zu sprechen. Dabei bezeichnen die Meisten es als das Unangenehmste ihrer augenblicklichen Lage, daß sie ihre Familie nicht mehr unterstützen können. Viele schicken von ihrer Löhnung Geld nach Hause (es handelt sich um Truppen, die in einer Garnison liegen), die Meisten meinen aber, seit alles so teuer wäre, ginge das nicht mehr. Fast alle halten dabei Tabak und „ab und zu ein Glas Bier" für unumgänglich notwendig zum Leben. Es wird im Anschluß daran über Abstinenz gesprochen, und es werden die 3 Milliarden erwähnt, die das deutsche Volk jährlich für Alkohol ausgibt. An dieser Summe sind alle Volksschichten beteiligt. — Wir sprechen über verschiedene Berufe. Arbeiter, Handwerker, Beamte. Im allgemeinen sind die Maurer mit ihrem Beruf am zufriedensten. Die Bergarbeiter geben hohen Verdienst zu. Der werde aber durch die ungesunde Arbeit und die Gefahren mehr als ausgeglichen. Zudem sei das Leben in den Industriegebieten teuer, namentlich für den Unverheirateten, der sich zu Verheirateten in Pension begeben und dort 60—70 Mark monatlich zahlen müsse. — Das Gespräch führt zu Meinungsäußerung über Streiks und Berechtigung der Streiks. — Durchweg wird die Arbeit nur als Zwang empfunden. Allgemein ist die Ansicht, man könne ohne Arbeit glücklich leben. Essen, Trinken, Schlafen, Zeitung lesen, Spazierengehen, Karten spielen, Geselligkeit („harmonisches Beisammensein", wie es genannt wird), einer nennt auch Theater, würden das Leben zur Genüge ausfüllen. Etwas Gartenarbeit im eigenen Gärtchen könne man ja auch treiben. — Es wird über Arbeiter, Arbeitgeber, Aktiengesellschaften, Aktionäre, Börse und Kapital gesprochen. — Über die Arbeiterfürsorge einiger großer Firmen (Krupp, Zeiß) wird voll Anerkennung gesprochen. —

Ausgehend von der „Anziehungskraft der Erde", die gelegentlich einer Instruktion über Schießlehre erwähnt wird, sprechen wir über die gegenseitige Anziehung der Körper im allgemeinen, über die Anziehungskraft der Himmelskörper im besonderen. Das führt zu Gestaltung der Erdbahn, Planetenbahnen, zu Kometen, Sternschnuppen, Meteoren. Im Anschluß hieran entwickelt sich ein geologisches Gespräch, das über eine Instruktionsstunde weit hinaus dauert, und zu dem wir in den folgenden Wochen bei Zeit und Gelegenheit immer wieder zurückkehren. Es werden dabei etwa folgende Gebiete (mehr oder weniger eingehend) besprochen: Entstehung der Erde und der Himmelskörper (verschiedene Hypothesen hier-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

über), Verwandtschaft der Himmelskörper (Spektralanalyse). Fixsterne und Planeten. Das Sonnensystem. Das Milchstraßensystem. Nebelflecke. Spiralnebel. Vulkanismus. Geologische Formationen, insonderheit die Steinkohlenformation (wozu die anwesenden Bergarbeiter Beiträge liefern). Entwicklungsgeschichte der Pflanzen- und Tierwelt. Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Auf letzteren Gebieten wissen Arbeiter zum Teil ganz gut Bescheid, wie sie angeben, aus Vorträgen und Büchern (genannt werden die „Kosmosbändchen").

Ein Gespräch über die Kriegsanleihen und über ihre großen Erfolge führt zu eingehender Betrachtung darüber, ob durch den Krieg das Volksvermögen verringert wird, und inwiefern dies geschieht, wie diese Verringerung jetzt und nach dem Kriege zum Ausdruck kommen kann. — Anschließend daran wird über die Goldsammlung der Reichsbank gesprochen. — Ein andermal führt uns das Gespräch auf die verschiedenen Sorten Papiergeld und ihre Deckung: Banknoten, Darlehnskassenscheine und Reichskassenscheine, ferner auf ein Gespräch über Währungsgeld und Scheidemünze. — Wieder ein andermal kommen wir auf Wechsel und Wertpapiere zu sprechen. —

Wir sprechen über Bildung und Bildungsmöglichkeiten der Arbeiter. Die Fortbildungsschulen sind nicht sehr beliebt. „Das sind" — wird gesagt — „meist unnütze Sachen. Warum lehrt man nicht Naturwissenschaftliches, Technisches, mehr moderne Wissenschaften, Astronomie und allgemeine Bildung? Das einzige, was wir brauchen konnten, war einfache Buchführung. Das lernt man aber nur in der obersten Klasse und in die kommen die wenigsten." „Wir mußten", sagt ein anderer, „tagsüber als Eisenformer schwer arbeiten. Da waren wir abends hundemüde und sollten zwei Stunden von 8 bis 10 in den Unterricht. Das hielt keiner aus. Wer fehlte, mußte zwei Mark Strafe zahlen. Wir konnten uns nach der Arbeit nicht einmal umziehen, so wenig Zeit hatten wir. Erst später wurde die Zeit auf die Stunde von 9 bis 10 Uhr beschränkt, damit wir uns umziehen und waschen konnten." Wieder ein Anderer: „Warum treibt man in den Schulen und Fortbildungsschulen nicht mehr moderne Naturwissenschaften? Viele Leute bei uns glauben immer noch, die Steine wachsen. Dann müßte ja doch die Erde mit der Zeit immer größer werden. Warum bespricht man nicht solche Sachen oder läßt einen selbst Fragen stellen, wie hier zum Beispiel; dabei ließe sich viel mehr allgemeine Bildung lernen. Ich suche mich allein möglichst weiter zu bilden. Ich bin auf den „Stein der Weisen" abonniert und mein Bruder auf den „Kosmos". Außerdem kommen bei uns Redner, die im Verein wissenschaftliche Vorträge halten. Die Beteiligung dabei ist nicht sehr groß. Jeweils etwa 35 Zuhörer. Aber lauter solche, die sich dafür interessieren. Da wird nicht viel getrunken. Die Arbeiter, die sich wissenschaftlich interessieren, sind meist nicht für den Alkohol. Und das ist auch ganz gut so." — Als wir hierbei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vom Alkohol auf das Familienleben zu sprechen kommen, meint der gleiche (es ist ein Steinarbeiter): „Was bei uns die Fortgeschritteneren sind, die leben alle in glücklicher Ehe. Da sind die Frauen auch aufgeklärt." —

— —

Dieser kleine Auszug aus den mir zur Verfügung stehenden Protokollen, den ich absichtlich nach Möglichkeit so gewählt habe, daß er die vorausgegangenen Darlegungen ergänzt, zeigt doch, wie ich hoffe, einigermaßen, welche Stoffmenge sich in solchem Gesamtunterricht darbietet und wie einem von allen Seiten aus dem Hörerkreis Interesse und Vertrauen entgegenströmt. Das Vertrauen kommt verhältnismäßig leicht, sowie jeder fühlt, daß er seine Meinung wirklich äußern darf. Dieses Recht darf man allerdings keinem nehmen. Und das ist ja auch nicht erforderlich. Denn werden auch Meinungen geäußert, die denen des Leitenden zuwiderlaufen, so hat ja dieser wiederum die Möglichkeit, seinen Standpunkt zu vertreten, und er kann hierbei für die Richtigstellung mehr tun, als wenn vorher irgendeine freie Meinung unterdrückt und die Diskussion so gar nicht in Fluß gekommen wäre!

So kann sich — den Kriegsverhältnissen entsprechend — die Instruktionsstunde gestalten, um der Volksbildung in Wahrheit zu dienen; und so gestaltet sie sich tatsächlich an manchen Orten*). Ob sich aber auch dann, wenn wieder Friede ist, aus der Instruktionsstunde mehr für die Volksbildung herausholen läßt, wenn man sie mehr — den Ergebnissen der neuen wissenschaftlichen Pädagogik entsprechend — zum Teil wenigstens in einen Gesamtunterricht umwandelt, das glaube ich sicher bejahen zu können. Aber darüber sich jetzt schon in Einzelheiten einzulassen, ist noch nicht an der Zeit!

Paul Baumann.

Es war einmal . . . . .

Es war einmal . . . Zuweilen denke ich: „Es war einmal", so sollte man Geschichten anfangen und habe dabei solche im Sinn, die das Dauernde in der Flut des Geschehens behandeln — Geschichten, die wahr sind, obgleich kein wahres Wort darin enthalten ist, und wahr bleiben, soviel der Erdbeben auch die staatlichen und sozialen Gebilde umstürzen, worin wir uns für unser Zusammenleben eine Form gegeben haben.

Als die alten Sagen und Märchen entstanden, da waren die Hörer

*) Wir sind überzeugt, daß der Verfasser mit dieser Behauptung recht hat. Aber unter den Tausenden von Instruktionsstunden, die täglich abgehalten werden, wird man eine von der oben geschilderten Art leider doch nur ganz vereinzelt antreffen. Darüber wolle man sich nicht täuschen. Um so mehr Anlaß haben wir aber, die vortrefflichen Anregungen des Verfassers zu veröffentlichen; mögen sie auf fruchtbaren Boden fallen.

Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

noch mehr oder weniger kindlich, da konnte man noch anfangen: „Es war einmal". Nun ist alles erwachsen und welterfahren, was an unserem Ohr hängt, da müssen wir uns anders einrichten. Geschichten „Es war einmal" nimmt man mit Lächeln entgegen.

Und doch steigt dann und wann vor uns eine Vergangenheit auf, die uns wie aus verträumten Jahrhunderten anschaut. „Es war einmal." — Und so geschah es mir, als ich an Piepen Hinnerk dachte. Er und seine Pfeife und seine Kiepe und das, was sonst noch mit ihm zusammenhing, das war einmal.

Ich war jung, ich war ein Knabe, und die, die Gewalt über mich hatten, waren dafür, daß ich etwas von den Wissenschaften lernte, etwas, beileibe nicht zuviel und um Gottes willen nichts Ordentliches, denn das tauge für einen Bauern, der ich doch werden müsse, nicht, koste auch zuviel. In einem nicht zu fernen Kirchdorf hatte ein studierter Mann (er sollte auf'n Priester studiert haben) eine Privatschule gegründet, die sollte ich ein Jahr lang besuchen und dann konfirmiert werden.

Die guten Leute, bei denen ich untergebracht war, fragten mich zuweilen, ob ich auch Heimweh habe, was ich in halber Aufrichtigkeit verneinte.

Eines Tages aber ...

Es gab einen Mann am Ort, den nannte man Piepen Hinnerk. Woche für Woche ging er als Weißbrotträger (Stutenträger) nach meiner Heimat, hatte seinen Unterschlupf in unserm Hause und war dafür zu allen Gefälligkeiten bereit.

Von meinem Stübchen sah ich Piepen öfters über die Straße töffeln. Ich sage „töffeln", denn er war schlecht zu Fuß. Aber eines Tages stand er vor mir in meiner Stube. Er rauchte, das tat er immer, man sah ihn gar nicht anders als rauchend. Ein altes, welkes gutes Gesicht, eine große Nase darin und auf der Nase, dort, wo sie einen Winkel machte, eine kobold-artige, höhnisch vergnügt reitende Warze, was Piepen aber nicht bemerkte, seine kleinen Augen sahen gutmütig daran vorbei.

Piepen stand in meiner Stube und brachte mir Strümpfe und Hemden und Taschentücher und einen Brief und Grüße von Mutter, ich sollt mir die Zeit nicht lang werden lassen. In der Regel sprach Piepen wenig, und was er heute äußerte, war eigentlich außer aller Ordnung und Gewohnheit. „Na, min Jung," sagte er, „lengst ok na Hus?" — Ich verneinte.— Ihm sei es auch mal so ergangen wie mir, erzählte er weiter, habe von Haus gemußt, habe auch immer gesagt, Heimweh habe er nicht. Es sei aber gar nicht wahr gewesen, er habe tüchtig Heimweh gehabt. „Dat weer mal," schloß er, „un bi di — is't dor wull anners? — Ja, ja, dat weer mol", und damit stapfte Hinnerk vorsichtig über meine Schwelle.

Was war denn viel damit los, wenn Piepen mir Strümpfe brachte, die Mutter selbst gestrickt, und Hemden, die sie selbst genäht hatte? Was überhaupt mit einem alten Mann wie Piepen? Und doch bewirkten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Strümpfe und Hemden, daß mir, als Piepen die Tür hinter sich zugemacht hatte, daß mir komisch zumute wurde, daß mich Vorgänge junger Vergangenheit wie zeitlos anschauten, als schwebten sie frei in der Luft, wie alte Geschichten mit dem Anfang: „Es war einmal". — Und auch mit Piepen ging es mir so. Wie lange war es denn her, wo wir beide in der Küche meines Elternhauses mit dem Gesinde beisammen waren und über Krieg und Frieden sprachen? Nicht lange — kein volles Jahr und doch lag in der Erinnerung schon der Märchenduft darüber: „Es war einmal".

Piepen Hinnerk hatte ein gutes Gesicht, in jedem Zug stand geschrieben, daß er jeden Stuhl für zu gut erachte, sich darauf zu setzen. Deshalb setzte er sich auch am liebsten nach der Abendmahlzeit, wenn er bei uns verweilte, in der Küche auf die Aschenkiste. Er war ein guter, ein alter Mann, ein halblahmer Hinkefuß, daher wie kein anderer geeignet, als Wohltätigkeitsschild ins Land geschickt zu werden, was denn auch ein Bäcker des Kirchdorfs tat, seine altbackene Ware loszuwerden.

Es war einmal ...

Ich erinnere mich ganz genau ... ich war in unserer Küche mit ihm und unseren „Leuten" zusammen. Piepen mit seinem „Bröfel" auf der Aschenkiste, Knechte und Mägde auf Brettstühlen oder halb hängend hingelehnt am Herd, wo die Köchin das Feuer „zugerakt" hatte, meine Wenigkeit in der Ecke am Holzkasten. Es war die Zeit der Heuernte, ein warmer Sommer, die Sonne jeden Tag im hohen Bogen am wolkenlosen Himmel, eine heiße Zeit voll Schweiß und Mühe, aber um so schöner und kühler die Schummerstunde am kalten Herd.

Ich hätte das Wenige, was ich mitzuteilen habe, gern zeitenlos und als im leeren Weltenraum schwebend hingestellt, aber irgendwie kletten wir immer an harten Körpern fest. Als wir in der Küche saßen, tobte in Italien ein Krieg, mit dem beschäftigten wir uns. Wir schrieben 1859, die Schlachten von Magenta und Solferino waren geschlagen, man sprach davon, ob der Krieg auch wohl zu uns nach Schleswig-Holstein kommen werde. Unser Tagarbeiter Mars war ein alter, von Wissen und Bildung nicht angekränkelter Mann, aber einer von geschlossener Weltanschauung. Er rauchte nicht, sondern „prüntete" (d. h. er kaute Rolltabak) und trug das, was dazu gehörte, in einem blanken Ding in der Westentasche. Und das Ergebnis seines Prüntjens verausgabte er ... wollte es jedenfalls. Es wäre auf die Fliesen der reinlichen Küche gefallen, wenn Anna, die Köchin, nicht rasch eine abgesetzte Seifenbütte hingeschoben hätte: „Ni wohr, Mars, dat legg wi dor in dal." Das tat Mars denn auch und setzte dann seine Meinung auseinander. Und die ging dahin, daß das Kriegführen in der Welt da draußen immer nur ein Ziel habe, und das sei, zu uns nach Schleswig-Holstein zu kommen. Weshalb das? Nun, um sich mal ordentlich satt zu essen.

Von der Welt wußte er nicht viel, für ihn war Schleswig-Holstein das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Beste davon, war ihr Mittelpunkt. Auf der anderen Seite der Elbe und auch weiter im Norden, im Land der schwarzen Töpfe, überall auf der Welt, mit alleiniger Ausnahme von Schleswig-Holstein, war Hungerkram. In der provisorischen Zeit von 1848—51 hätten wir ja eine ganze Masse von den Völkern des Deutschen Bundes bei uns gehabt. — Weshalb? Warum? Um den hohlen Magen mal zu füllen. Und sei es den fremden Völkern zu verdenken? Wer hungere denn gern? Alle wollten zu uns, essen müsse doch jeder Mensch, Hunger tue weh. Alle wollten sie her, sie könnten nur nicht immer, wie sie wollten. — Tiefsinnig sah Mars in die vor ihm stehende Seifenbütte, besann sich auf den ihr von Anna angewiesenen Beruf, tat das Seinige, damit sie ihn nicht verfehle, und sammelte seine Gedanken. „Ich denke so in meinem Sinn," begann er wieder, „im Herbst, wenn wir die Kartoffeln aufnehmen, dann könnten sie wohl hier sein. Wenn sie dann nicht hier sind, dann, meine ich, kommen sie überhaupt nicht. Un dat segg ick", schloß er und sah herausfordernd umher, ob sich wohl jemand finde, was dawider zu sagen.

Keiner unterwand sich. Mars stand wegen des kaustischen Gewichts seiner Worte bei uns in der Küchenversammlung in hohem Ansehen. Es fragte auch niemand nach den Gründen, weshalb er den letzten Termin just in die Kartoffelernte verlege. Und das ist schade, Mars hat es auch niemals einem Menschen gesagt, da ist vielleicht ein groß Geheimnis mit ihm ins Grab gesunken, etwas, das verdient hätte, Allgemeingut der Menschheit zu werden.

Köchin Anna warf mit entzückender Unschuld die Frage auf, wo das Land Italien liege. Da schmiß ich denn vom Holzkasten her meine Schulweisheit hinein: es liege über Hinnerks Kirchdorf weg, eine Antwort, die ich noch jetzt verantworten will, denn von unserem Haus nach dort ging's ziemlich genau südlich. — Wie weit es denn wohl sei? — Auch darüber ließ ich etwas verlauten, das sich indessen möglicherweise bekritteln läßt. Die Verantwortung wurde mir sofort von dem Mann auf der Aschenkiste abgenommen.

Von der Aschenkiste her, wo Piepen Hinnerk auf dem Metalldeckel saß und aus seinem Nasenwärmer „schmökte", kam es her. Die Weltanschauung von Mars war geschlossen, aber doch wohl ein bißchen eng. Wir dürfen ihm diese Marke aufkleben, wenn wir seine Ansicht an der unbestimmten Weltenweite messen, die sich aus Piepens Vortrag ergab. — — „Ah!" rief er und lachte dabei leise vor sich hin, lachte das Lachen eines Wissenden — „ah! Italien, dat is wiet weg, wo wiet, dat weet's wull na garni, dat hett wull na keen Eeen rutkregen."

Das war Piepen Hinnerk —. „Hinnerk mit de Piep un mit de Kiep." Er rauchte (wir sagten es schon) immer, immer aus derselben, unverwüstlichen Pfeife, der Kopf aus Porzellan, ein Frauenbild darauf, behütet von einem blanken feuersicheren Deckel, der ordentlich „knips"! sagte,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenn Piepen ihn zumachte. Die Pfeife war bei Piepens Gesamterscheinung so wesentlich, daß es zweifelhaft blieb, ob sie ein Zubehör von Hinnerk oder Hinnerk ein Zubehör der Pfeife war.

Piepen hieß übrigens gar nicht „Piepen", das war nur sein Beiname im Mund der Leute von seiner Pfeife her, im Kirchenregister war er als Hinrich Alpen eingetragen.

Die Pfeife gab ihrem Eigner etwas Geheimnisvolles. In jedem Hause stopfte Hinnerk bei seinen Gängen den Bröfel voll und zündete ihn auch an; es war aber unmöglich, daß er ihn jedesmal leer rauchte. Wo blieb der Tabak? Man nahm an, daß er damit seinen Wochenbedarf zu Hause decke, es hat aber niemand herausgekriegt, wie er das machte und wo er den angebrannten Tabak unterbrachte.

Merkwürdiger noch als seine Pfeife in der Hand war die Weidenkiepe, die er auf dem Rücken trug. Nun weiß ja freilich jeder, daß aus Korbweiden geflochtene, zumal so große (Hinnerks reichte vom Nacken hinab bis zu und über die Gegend, von der man nicht sprechen darf), jeder weiß, daß korbweidene Kiepen Selbstgespräche führen, wenn man sie rührt oder trägt. Das tat sie natürlich auch und zwar gar keine einförmige, sondern von Philosophie gesättigte, was man begreiflich finden wird, wenn man bedenkt, daß ihr Träger ein halblahmer Töffler war, dessen Pfad und Gang, wie es auch bei der Philosophie sein soll, nicht in gleichmäßigen Wellen dahinfloß. So knarrte sie Thesen vor sich hin und beleuchtete sie von allen Seiten. — Ich bin mal eine Viertelstunde hinter ihr her gegangen, unbemerkt von ihr und von ihrem Träger, und habe mir viel von den Korbweiden vorknarren lassen. Ich nehme an, sie hatten es vom Wind, als sie noch freie Sträucher waren, der hatte es ihnen zugerauscht, als sie noch in Sumpf und Moor wuchsen. Was sie sagten und knarrten (sie sprachen von Himmel und Erde, von der Welt und von dem Sinn der Welt), behielt ich nur der Summe nach im Gedächtnis, ohne es auf einen Grundriß zurückzuführen, denn ich war jung. — Jetzt, da ich alt bin, glaube ich zuweilen schon von der Kiepe vorgeknarrt bekommen zu haben, was das Leben mir als Vers und Melodie und in Büchern der Weltweisheit vorgelegt hat.

Wo, dachte ich, sind die Weiden wohl groß geworden, und fragte Hinnerk. — „Sag mal, wo hast die Kiepe her?" — „Von Bäcker Kasch", erwiderte er. — „Und der?" — „Der hat sie vom Korbmacher Reiff." — „Und Reiff, wo hat der die Weiden her?" — „Reiff kriegt ganze Wagen voll davon aus Itzehoe." — Weiter hab ich's nicht verfolgt, ich weiß nicht, wo die Weiden ihre Philosophie gelernt haben.

Piepen Hinnerks Kiepe konnte aber noch mehr, als knarren und philosophieren. Zu gewissen Zeiten, in Augenblicken, wo sie große Freuden an ein menschliches Herz zu vergeben hatte, steigerte sich das, was man in der Regel als Willensverneinung deuten durfte, zur Verherrlichung der Lebensfreude in Tönen, die für mich Gesang waren, die ich auch so nannte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unser Haus war ja Piepens einstweiliges Reiseziel, es ging stark gegen Abend, wenn er mit kurzem Gruß in die Stube kam, die Knarrende absetzte und sich auf einen Stuhl niederließ. Eine Minute lang erholte er sich und schwieg, eine Minute lang wischte er sich mit einem rotbunten Taschentuch das Gesicht, eine halbe stocherte er mit dem Zeigefinger im Pfeifenkopf, nachdem er den metallenen Deckel hatte springen lassen, dann bat er mit leiser belegter Stimme um Tabak, mal einzustopfen. Das wäre nicht nötig gewesen, denn ich stand schon mit dem Tabakskasten neben seinem Stuhl. Er stopfte darauf und zündete an ... Harte Geduldsproben für meine fiebernden Sinne. — Nun aber mußte es kommen, — mein Glück! Und, — es kam? Hinnerk schlug den Deckel der Kiepe zurück. Schlug? — Nein, das ist nicht der richtige Ausdruck: er legte ihn (ich sehe es noch, der Deckel war mit dunklem Wachstuch, worauf sich rotbunte Arabesken tummelten, bezogen), Piepen Hinnerk legte den Kiependeckel vorsichtig zurück. Und dabei sangen Deckel und Kiepe. Nun mußte es kommen, was mein Herz begehrte, aus der Stutenkiepe und aus Piepen Hinnerks Hand.

Langsam — langsam bog er den Deckel zurück, nicht meinetwegen, nicht zu meiner Freude, — nein! aus rein prosaischen Nützlichkeitsgründen, damit die Hängen nicht litten. Deshalb tat er so. Mich aber kümmerten nicht seine Weshalb? und Warum? Mir genügte es, daß die Kiepe um so schöner sang, je langsamer es geschah, daß um so voller die Flutwellen glückbringender Melodien — Tropfen, klaren Tropfen gleich, in mein durstiges Herz fielen. So langsam und gründlich Hinnerk auch seinen Deckel bog, nach menschlichem Maß gemessen war die Zahl der Sekunden rasch dahin. Nicht aber mein Glück.

Denn in dem runden Leib der Geflochtenen rollte und klang es noch eine ganze Weile nach, wenn auch der Deckel schon ruhig in den Hängen lag. Ich selbst aber flog bereits eigene Flüge, ich hatte nicht mehr nötig, bei Kiepe und Deckel um Schwingen zu betteln.

Wenn ich Glück hatte, dann hielt ich in der nächsten Minute die köstliche Erfüllung in Händen. Öfters aber schob sich ein etwas trockener Auftritt dazwischen. Zuweilen fiel es Mutter ein, zunächst mit Hinnerk ein Stutengeschäft zum Abschluß zu bringen, „Twee Doppelschülnks Stuten und för twee Schülnk Tweeback". — Das dauerte dann eine Zeit, bis Hinnerk das Gewünschte aus der Tiefe heraufgeholt hatte, und noch ein paar Minuten, bis Mutter das Geld aus der „Drakist" (Schatulle) herausgekramt und ihre Schuld berichtigt hatte, nicht ohne ein paar abfällige Bemerkungen über „de drögen Stuten" als Draufgeld zu geben. Mutters Kritik war berechtigt, des Bäckers Stuten waren wirklich „dröge". Hinnerk hörte es an jedem Reisetag und in jedem Hause, wo er seine Ware anbot, nahm es aber als ein mit der Tragik der Welt Vertrauter entgegen, ohne dagegen aufzuknarren. Das behielt sich die Kiepe für die nächste Berührung ihres zarten Leibes vor.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mutter hatte nicht viel Mitempfinden für die Freude, die die Wunderkiepe für mich barg. Ihr war auch in der Regel die Lage der Dinge gar nicht klar, wenn sie mit ihrem Stutengeschäft in meine Seligkeit hineinplumpste. Wenn sie es merkte, oder ich darauf aufmerksam machte, sagte sie wohl: „Hett de Jung sin Böker na ni? Na, denn man to, Hinnerk!" und schalt halb für sich „dat ol Bökerkram!" — Für sie war es etwas Nebensächliches, im Grunde Verdrießliches. — Ich hatte Mitleid mit Mutter, daß sie an einer Sache vorüberging, die mir so viel Freude machte, mir geradezu heilig war. Aber was wog das gegenüber der Seligkeit, das zu erhalten, worum ich so lange gebangt hatte!? Endlich, endlich! — In einem besonderen Abteil, da lag es, ein viereckiges, in Papier eingeschlagenes, von einer Schnur zusammengehaltenes Paketchen. Piepen kannte aus Erfahrung den Zauber, die Freude, die darin für mich verschnürt war. Er war ja alt und stumpf, aber selbst er lächelte über die Kraft, die er in seiner Hand hielt, das zu wecken, was mir aus den Augen sprühte. Und dann bekam ich es — die Leihbibliothekbücher, die der Buchhändler August Schulze für mich und meine Geschwister (eigentlich allein für meinen Bruder Hans, wir anderen waren blinde Mitleser), was August Schulze als Geistesnahrung der laufenden Woche für uns ausgesucht hatte.

Piepen Hinnerk machte seine Kiepe ebenso vorsichtig wieder zu, wie er sie geöffnet hatte. Und wieder sangen Kiepe und Deckel, höher und siegreicher noch floß es dahin. Ich möchte wohl sagen, wie es klang, wovon darin die Rede war. Es ist aber nicht in Worte zu fassen; hauptsächlich aber hörte ich was von Ruhm und Ehr' und Sieg und Glanz und Zukunft. Aber lassen wir das! Es wird doch nichts anderes werden, als ein Hinauflangen von Kinderhändchen nach den ewigen Sternen.

Piepen Hinnerk ist nicht mehr, auch seine Piep und seine Kiep sind dahin — alles war einmal. Auch die Gesänge. Und die Hoffnung auf Ruhm und Sieg und Ehr' und Glanz. Es war einmal!

Timm Kröger.

Was andre sagen

Bodenreform. Herausgeber Adolf Damaschke, Berlin, Jg. 27, Nr. 1.

Schon jetzt kinderreiche Familien wohnungslos? Die „Kieler N. Nachrichten" Nr. 293 vom 15. Dezember 1915 bringen einen Aufruf: „Gedenket der Obdach- und Wohnungslosen", in dem es heißt:

„Die Kieler Stadtmission beabsichtigt, auch in diesem Jahre den Obdachlosen in dem Asyl, Hasseldieksdammer Weg 45, zu Weihnachten durch Gewährung von warmem Abendessen und sonstigen Weihnachtsgaben eine Freude zu bereiten. . . .

Zu den Obdachlosen kommen in diesem Jahre in Kiel die wohnungs-

losen Familien. Die Baracken am Hasseldieksdammer Weg auf dem Gelände der Krankenanstalten und das Asyl in der Waitzstraße sind von Wohnungslosen besetzt. Der Stadtmission ist die Wohlfahrtspflege und Fürsorge für diese Leute übertragen. Es handelt sich bei den Wohnungslosen in den meisten Fällen um solche Familien, welche zahlreiche Kinder zu versorgen haben."

Und dieses Bild noch mitten im Kriege! Wie wird es werden, wenn Millionen wiederkehren, wenn die kriegsgetrauten Paare nun eigene Wohnungen und Heimstätten gründen müssen? Schafft ein Reichsgesetz für Kriegerheimstätten!

Pädagogische Reform. Schriftleiter W. Paulsen, Hamburg. Jg. 39, Nr. 52.

Professor Lamprecht über die Völkerverständigung.

Der „Internationalen Rundschau" entnehmen wir folgende, von seinem Mitarbeiter Cornelius Bergmann mitgeteilten beherzigenswerten Gedanken:

„Glauben Sie doch nur ja nicht, daß wir mit einer Beurteilung von Nationen, wie sie heute bei uns gang und gäbe ist, auch nur einen Menschen, eine wirklich edle Seele, in der Welt gewinnen" — sprach Karl Lamprecht, der verstorbene Leipziger Historiker in einem seiner letzten Vorträge zur Lage der Zeit. Diese Worte ... schließen eine Forderung ein, zu der ihn seine wissenschaftliche Betätigung auf historischem Gebiete geführt, und die er in den langen Jahren seiner Wirksamkeit vielfach und mit immer steigendem Anklang vertreten hat. Aus der Erkenntnis der überall ineinander greifenden Verzweigungen der Kultur trat ihm die Aufgabe einer Geschichte entgegen, die alle Hauptfaktoren des historischen Geschehens in ihren wechselseitigen Bedingungen und Beziehungen zu umfassen hatte, und die aus der Natur der Sache bis zur Geschichte der großen Völkerzusammenhänge herauswachsen mußte. Diese Einsicht führte ihn zurück auf das Werden und die Entfaltung der in ihrer historisch bedingten Eigenart unterschiedlichen Völkergruppen und erfüllte ihn mit unbegrenzter Achtung vor dem Werte und der geschichtlichen Notwendigkeit der Einzelnationen in der Gesamtheit der Völker. Von diesem Gesichtspunkte verurteilte er jede Gewaltpolitik, die „so und so viele besondere Formen der Ausbildung des menschlichen Geschlechts einfach unterdrückte."

Als Ausdruck einer Arbeitsgemeinschaft im weitesten Sinne stellte sich ihm die Entwicklung der Geschichte dar, in der jedes Volk eine nur von ihm zu vertretende Stellung einnehmen müsse, und in diesem Sinne forderte er eine Erkenntnis des geschichtlichen Geschehens, viel, viel weiter, in einem ganz anderen Umfange, als in dem wir sie heute kennen, „... und wir müssen diese Erkenntnis erreichen ohne irgendwelchen Hochmut, rein sachlich, aus der bloßen Liebe zur Menschheit und zu den menschlichen Dingen". Diese letzten Worte zeigen klar, daß der Wert der Kenntnisse weit über den Selbstzweck hinauswies auf eine aus der Erkenntnis der Dinge sich gestaltende Ethik in der Auffassung von anderen Völkern, von der er alle Gebiete und insbesondere das der Politik getragen wissen wollte.

Die unmittelbare Verknüpfung der Nationen auf dem Gebiete des wirtschaftlichen Lebens zeitigte zwar eine enge Berührung und Durchsetzung auf dem des geistigen Lebens, allein „die Ethik der einzelnen europäischen Völker hat der Hauptsache nach nur in der Verbreitung des Wirtschaftslebens der Unternehmung weite und ergebnisreiche Vertretung gefunden". Noch in seinem letzten Vortrage, den er über Belgien und sein Verhältnis zu Deutschland hielt, hob er die einseitige Auffassung der Ethik hervor, die einer bedenklichen Machtpolitik in die Hände arbeitete. Die gegenwärtige Ansicht, daß die auswärtige Politik Machtpolitik zu treiben habe, nannte er den größten Fehler und ein gänzliches „Mißverstehen alles dessen, was geschichtlich bisher geschehen ist. Denn die Gesellschaft ist die Entwicklung der menschlichen Seele zu höheren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Formen, und das hat mit Machtpolitik nichts zu tun".

Für ihn war jede Expansion eine friedliche Durchdringung sich entwickelnder Völker mit den ihnen gemäßen Wertfaktoren und mit einer Übertragung geistiger Güter im weitesten Sinne verbunden, und je höher sich die Aufnahmefähigkeit und Assimilation der einzelnen offenbarte, um so größer schätzte er die Begabung des Volkes und seine Wirkungsmöglichkeit unter den anderen. Daß er dabei in erster Linie an Deutschland dachte, ist selbstverständlich, denn sein ganzes Denken und Sinnen war im nationalen Leben verankert und schlug in den letzten Jahren nur noch tiefere und festere Wurzeln. Aber er verstand unter Deutschland ein Deutschland des Geistes, nicht ein Deutschland der Macht, und nichts wünschte er mehr, als daß es Deutschland auf dem Wege friedlicher Vereinbarung möglich geworden wäre, seine Entwicklung zur Größe zu finden, was er noch in seiner letzten hinterlassenen Schrift, den Tagebuchblättern von seiner Reise durch Belgien und Nordfrankreich, deutlich zum Ausdruck bringt. In demselben Sinne sind auch seine Ausführungen über die Friedensbewegung und seine Bemühungen zu verstehen, für die Idee der gegenseitigen Völkerverständigung in Deutschland Interesse zu wecken. Die volle Anteilnahme eines jeden Volkes an den „Fortschritten im Bereiche des allgemeinen Menschlichen" war das ihm vorschwebende Ziel, damit in dem Ganzen eines neuen Friedensideals der Menschheit „die Ingredienzen der Auffassung aller großen Nationen in gerechter Weise vermischt und vertreten" seien.

Leipziger Tageblatt. Nr. 10 vom 7. Januar 1916.

Ein Jahr Staatsverbot des Branntweinverkaufs in Rußland. Von Studienrat Dr. Martin Hartmann.

Über die Wirkung des Ende Juli 1914 in Rußland erlassenen Verbotes des Branntweinverkaufs urteilt man bei uns ziemlich allgemein abfällig. Durch viele Zeitungen, und nicht bloß bei uns, sind zu wiederholten Malen Nachrichten verbreitet worden, nach denen die Maßnahme nichts als ein Fiasko bedeute und wahrscheinlich einer sehr baldigen Wiederaufhebung entgegengehe. Nun ist ja ein Jahr Erfahrung für das Leben eines großen Volkes nur eine kurze Spanne, zumal jetzt, wo die Wirkung der Maßnahme durch den Krieg natürlich störend beeinflußt wird. Immerhin darf man schon jetzt sagen, daß das russische Verbot der umfassendste Versuch ist, den man bis jetzt jemals zur Bekämpfung des Alkoholismus unternommen hat, und daß es deshalb ein aufmerksames Studium wohl verdient.

Ein auch in Deutschland weit verbreiteter Irrtum besteht in der Vorstellung, daß das russische Verbot sein Dasein lediglich dem Zaren Nikolaus verdanke und daher ebenso zur Erfolglosigkeit verurteilt sei, wie z. B. sein überschwängliches Friedensmanifest von 1899. So liegen aber die Dinge hier doch nicht. Vielmehr hat die Alkoholfrage die öffentliche Meinung Rußlands schon seit Jahren angelegentlichst beschäftigt, und dem Verbot von 1914 ist in der Duma eine lange Zeit heißer Kämpfe vorausgegangen, die im russischen Reiche einen lebhaften Widerhall gefunden haben. Der gesetzgeberische Niederschlag dieser Bewegungen war ein sehr radikaler Gesetzentwurf, der von der Duma und mit einer Reihe Abschwächungen auch vom Reichsrate angenommen wurde. Die Entwicklung führte aber bald noch über dies Gesetz hinaus. Nachdem der Zar im Mai 1914 einen ausführlichen, scharfen Befehl gegen den Alkoholismus im Heere erlassen hatte, ließ er am 30. Juli den Branntweinverkauf für das ganze Reich verbieten, und zwar zunächst bis zum Abschluß der Mobilmachung. Als aber dann zahlreiche Eingaben aus den verschiedensten Kreisen das Verbot für die ganze Dauer des Krieges wünschten, verfügte ein Ukas vom Anfang September in diesem Sinne, und im Oktober darauf erfuhr man, daß der Zar entschlossen sei,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Verbot überhaupt nicht wieder aufzuheben. Ein staatliches Verbot des Verkaufs von Wein und Bier wurde nicht erlassen, Getränke, die ja für Rußland nicht entfernt die Rolle spielen wie Branntwein, doch haben die Gemeinden das gesetzliche Recht, das Verbot auch auf diese Getränke auszudehnen, und viele von ihnen haben davon Gebrauch gemacht.

Es ist nun zuzugeben, daß es in Rußland selbst an Gegnern des Staatsverbots nicht gefehlt hat, die auch jetzt noch nicht verstummt sind. Aber trotz dieser unzufriedenen Minderheit geht aus den Berichten glaubwürdiger Beobachter doch hervor, daß das Staatsverbot in Rußand keineswegs nur auf dem Papiere steht. So hat der Reichstagsabgeordnete Dr. Ablaß, der die ersten Monate des Krieges als Gefangener in Rußland verbrachte, nach seiner Heimkehr mitgeteilt, daß das Verbot „überall streng und erfolgreich" zur Geltung gebracht würde. Ganz ähnlich der Musiker Ganser und der Düsseldorfer Nervenarzt Dr. Voß. So auch der Italiener Renzo Larso, Korrespondent des „Corriere della Sera", der im März v. J. unter dem Titel: „Ein abstinentes Volk" berichtete, er habe sich zwei Monate in Rußland aufgehalten und dabei nur zwei Betrunkene gesehen; die Reform sei völlig ernst zu nehmen und habe für Rußland eine Bedeutung wie die Aufhebung der Leibeigenschaft. In der russischen Presse erschienen zahlreiche Zuschriften, die sich begeistert über das Verbot äußerten. Nicht minder günstig sprach sich der dänische Romanschriftsteller P. Rosenkraut auf Grund eigener Beobachtungen aus. Ausführlich hat sich vor kurzem in den Stockholmer „Dagens Nyheter" der schwedische Publizist Dr. Anton Karlgren über die Frage ausgelassen. Er sagt, daß er von seinen Wahrnehmungen überrascht gewesen sei, und erklärt, daß das Verbot eine wirkliche Umwälzung bedeute. Allerdings bestehe an manchen Stellen noch heimlicher Verkauf, aber er falle nicht erheblich ins Gewicht, da die Polizei ein scharfes Auge darauf habe. Was den Genuß von giftigen Ersatzgetränken anlangt, so habe es daran schon früher nicht gefehlt, und er beschränke sich im wesentlichen auf eine Minderheit ausgeprägter Alkoholiker. Während eines dreiwöchentlichen Aufenthalts in Rußland hat Dr. Karlgren nur einen einzigen Betrunkenen gesehen, und in den Arbeitervierteln der großen Städte sei ihm eine geradezu vorbildliche Nüchternheit aufgefallen, von der z. B. Stockholm noch weit entfernt sei. Der Wegfall der Branntweineinnahmen für die Staatsfinanzen flöße keine Besorgnisse ein, da man überzeugt sei, daß der Wohlstand eines nüchternen Rußlands sich ungeheuer heben würde, und daß dadurch die Bevölkerung ganz anders steuerkräftig werden müsse als früher. Allerdings sei darauf hinzuarbeiten, daß das Volk seine freie Zeit, die es früher zu vertrinken pflegte, in anständiger Weise ausfüllen lerne, und zu diesem Zwecke sei namentlich die Errichtung alkoholfreier Volkshäuser zu wünschen, in denen sich die unteren Volksklassen angemessen zerstreuen und bilden könnten.

Noch größere Beachtung verdienen die von verschiedenen russischen Verwaltungsbehörden veröffentlichten statistischen Untersuchungen, die auf breiter Grundlage ruhen. So die Untersuchung der Regierungsbehörde von Charkow: Darin wird besonders die Besserung der Lage der Bauern hervorgehoben. Als eine sehr wohltätige Wirkung des Verbotes wird der außerordentliche Rückgang der Zahl der Feuersbrünste und des dadurch angerichteten Schadens bezeichnet, ein Punkt, der bei den vorwiegend hölzernen Bauten in russischen Dörfern eine ziemliche Bedeutung hat. Über Dreiviertel der eingelaufenen Antworten wünschen Aufrechterhaltung des Verbots auch nach dem Kriege. Von den 1040 Antworten, die das statistische Amt von Tultawa verarbeitet hat, singen die meisten ein förmliches Loblied auf das Verbot. Familienfeiern und kirchliche Feste verliefen jetzt ohne Störung, ebenso die Gemeindewahlen. Im Gegensatz zu der Gleichgültigkeit während des japanischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Krieges gebe man jetzt gern und viel für die Soldaten und Verwundeten, da die wirtschaftliche Lage sich bedeutend gehoben habe. Eine Frau ist so dankbar für die Reform, daß sie dem Zaren dafür „die Füße küssen" möchte. Viel Interesse bietet auch die von der Verwaltungsbehörde in Penza veröffentlichte Untersuchung. Auch hier findet man fast überschwängliche Ausdrücke der Dankbarkeit für das Verbot, da der Wohlstand gewachsen sei und Friede im Hause herrsche. Nicht weniger als 84 Prozent der Beantworter erklären sich für Aufrechterhaltung des Verbots auch nach dem Kriege. Besonders wertvoll ist die Klassenuntersuchung, die im Auftrage der Industriellen des Moskauer Gebietes über Arbeitsdauer, Arbeitsunterbrechung, Unfälle und Pausen in den Fabriken während der Monate August, September und Oktober 1914 angestellt worden ist, wobei es sich um nicht weniger als 189 250 Arbeiter handelte. Auch hier sprechen die Ergebnisse für das Verbot, und die Arbeitgeber, die sich an der Erhebung beteiligten, urteilen nur anerkennend über seine Wirkungen. Diesen Zeugnissen sei noch die Eingabe angereiht, die der Warschauer Bürgerausschuß im Oktober v. J. für weitere Aufrechterhaltung des Verbots an die deutsche Behörde gerichtet hat. Dieser Ausschuß betonte nachdrücklich die heilsamen Wirkungen, die es in gesundheitlicher, wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht gehabt habe, und erklären es für wichtig, daß es auch weiterhin bestehen bleibe.

Auf Grund dieser, an Ort und Stelle selbst gemachten Beobachtungen, die insgesamt nach derselben Richtung deuten, kann man nur sagen, daß das russische Staatsverbot eine durchaus ernste Reform bedeutet. Natürlich ist nicht zu erwarten, daß es in dem ungeheuren Reiche schon überall restlos durchgeführt wird. Denn trotz aller Vorarbeit der letzten Jahre ist die Zeit dafür viel zu kurz gewesen. Daß das Verbot den Krieg überdauern wird, das wird namentlich angesichts der Finanzschwierigkeiten, zu denen der so unvermittelte Wegfall der Branntweineinnahmen zunächst geführt hat, bei uns ziemlich allgemein bezweifelt. In Rußland denkt man darüber vorwiegend anders, und der russische Finanzminister selbst hat noch am 2. August v. J. vor der Duma ausdrücklich die Notwendigkeit betont, „das heilsame Verbot des Branntweinverkaufs auch nach dem Kriege beizubehalten".

Was das russische Heer anlangt, so hat es ja trotz seiner Zwangsenthaltsamkeit den Siegeszug unserer Truppen nicht aufgehalten. Aber wenn auch die Reform hier viel zu spät eingesetzt hat, um schon für diesen Krieg ein volles Ergebnis zu zeitigen, so ist doch jedenfalls die Widerstandskraft der Russen dank ihrer Nüchternheit gewachsen. Hätte die Trunksucht im russischen Heere noch so geherrscht wie zur Zeit des japanischen Krieges, so würden unsere Truppen zweifellos raschere und leichtere Arbeit gehabt haben. Bleibt das Verbot, wie es jetzt scheint, auch weiterhin bestehen, so würden wir damit rechnen, daß das künftige Rußland ein noch viel gefährlicherer Gegner für uns sein wird als das frühere. Sein jährlicher Bevölkerungszuwachs von 3 Millionen, demgegenüber wir vor dem Kriege nur 800 000 Köpfe als jährliches Mehr hatten, muß das jedem Beurteiler deutlich machen. Hier liegt ja auch eine der Erwägungen, die zu dem Gedanken eines mitteleuropäischen Staatenbundes geführt haben, und jeder Vaterlandsfreund muß wünschen, daß der Naumannsche Gedanke mit der durch den Anschluß Bulgariens und der Türkei gegebenen Erweiterung bald verwirklicht werde. Die Gefahr im Osten ist aber so ernst, daß es falsch wäre, ihre Bekämpfung bloß auf dem politischen Gebiete zu unternehmen. Wenn Rußland es erreicht, seine Millionen mit dem Geiste der Nüchternheit zu erfüllen, und so die Bahn frei zu machen für die gesundheitlichen und wirtschaftlichen, die geistigen und moralischen Fortschritte, wie sie sich aus der Zurückdrängung des Trinklasters ganz unfehlbar ergeben, so wird damit eine Hauptquelle der Schwäche Rußlands verstopft, und dann werden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch wir genötigt sein, angesichts der von Osten her uns noch stärker drohenden Gefahr mit verdoppelter Energie den Kampf gegen alle die Hemmungen aufzunehmen, die der vollen Entfaltung der deutschen Volkskraft noch im Wege stehen: den Kampf namentlich für eine gerechtere Bodenpolitik, damit vor allem den Hunderttausenden, die den Boden des Vaterlandes mit Einsatz ihres Lebens verteidigt haben, ohne selbst auch nur eine Scholle ihr eigen zu nennen, wenigstens ein Stückchen dieses Vaterlandes als Heimstätte gesichert wird; den Kampf auch gegen die furchtbare Geißel der Geschlechtskrankheiten, die uns jährlich einen Verlust von 200 000 Geburten bringen, den Kampf auch gegen den Alkoholismus, der unserem Volke jahraus, jahrein ungezählte Wunden schlägt, und dem wir trotzdem noch nicht mit vollem Ernste ins Gesicht geschaut haben, den Kampf überhaupt gegen alles, was die Gesundheit des Volkes und besonders seines Nachwuchses schädigt. Schon jetzt sind viele erleuchtete Geister von der Notwendigkeit dieses Kampfes durchdrungen. Je mehr damit Ernst gemacht wird, um so zuversichtlicher dürfen wir der Zukunft entgegenschauen.

Rund um uns

Ein deutsches Wort für „Invalide". Wir wollen hier eine Frage beantworten, die der „Kunstwart" im zweiten Februarheft 1916 stellt. Der „Kunstwart" fragt: „Invalide. Wer gibt uns ein gutes deutsches Wort dafür?" und begründet diese Fragestellung so:

„Der ‚alte Invalide' ist seit dem achtzehnten Jahrhundert eine volkstümliche Vorstellung. Achtung, Freundlichkeit, Wehmut, Rauheit, Neugier, all das hatte sich an das Wort „Kriegsinvalide" gehängt. Nun ist es aber ein Fremdwort und soll also verbannt werden, womit all die überkommenen Vorstellungs- und Gefühlsverbindungen auch verbannt würden. Vielleicht wär es nicht schade um sie? Aber wer gibt uns ein gutes deutsches Wort nicht nur für die Sache, sondern auch für die Gefühle, die wir Heutigen den Invaliden entgegenbringen?

Wir haben neulich das Wort „Kriegsversehrte" gebraucht. Es war manchen Lesern nicht recht. Hört man jemanden, der sich ein Bein gebrochen oder in den Finger geschnitten hat, sagen, daß er „versehrt" sei? Das müßte schon ein sehr geziertes Wesen sein. Vielfach hört man von „Kriegsbeschädigten" sprechen. Aber „beschädigt" werden kann wohl eine Porzellantasse, ein Buch, eine Kanone, kurz eine Sache, aber nach gutem altem Deutsch nicht einmal ein Hund, geschweige ein Mensch. „Kriegsgeschädigte?" Das sind auch die, die nur Geld verloren haben. „Kriegsgeschwächte?" Der Invalide kann unter Umständen mit der Faust die Tischplatte zusammenschlagen wie Götz, der auch einer war — er wird sich sehr verbitten, ohne weiteres für „schwach" zu gelten.

Es scheint uns, alle diese Zusammensetzungen mit Tätigkeitswörtern haben etwas Gekünsteltes. Besser wäre ein volles, rundes Hauptwort. Man hat früher oft unwillkürlich „Kriegskrüppel" gesagt. Aber „Krüppel" hat von alten Zeiten her keinen angenehmen Beigeschmack. Das Wort wäre den Invaliden sicher nicht willkommen. Welches aber?"

* * *

Dem „Vortrupp" scheint, die natürlichste Verdeutschung sei: „Der Kriegsverletzte". Dieser Ausdruck

bezeichnet genau das, was bezeichnet werden soll, und vermeidet sämtliche Klippen, vor denen der „Kunstwart" warnt: er ist weder geziert, noch sprachlich bedenklich, noch auch zu umfassend; er erweckt kein falsches Bild und erzeugt keinen unangenehmen Beigeschmack.

Mit einer anderen Begriffsbetonung könnte man auch sagen: „Der Dankberechtigte". Dieses Wort ist farbiger, würde aber erst überall verstanden werden, nachdem es sich durchgesetzt hätte, was schwerlich — und sicher nicht schnell — geschehen würde.

Die Hauptsache ist: daß das deutsche Volk nie wieder vergißt, daß die „Kriegsverletzten" tatsächlich „Dankberechtigte" sind. Mit dem Worte „Invalide" verbindet sich uns für alle Zeiten die „Drehorgelschmach". Mit jenem Fremdworte werde diese Schande für immer zu Grabe getragen; und mit dem einen, deutschen Worte soll sich nun der Segensgedanke der „Kriegerheimstätte" für immer verbinden. Auch für die „Kriegsverletzten" von 1870/71, (und 1864 und 66), die noch unter uns weilen. Vortrupp.

Geist und Mechanismus in der Armee. Nachdem die Entente den sogenannten Militarismus in ihrem Sinne zur Diskussion vor der Welt gestellt und dabei das deutsche Heerwesen nach Möglichkeit heruntergerissen hatte, nahm der deutsche Reichstag das gleiche Thema vom deutschen Standpunkte aus auf. Natürlich nicht, um zu einem abschließenden Ergebnis zu gelangen. Denn das wird sich in dieser Frage überhaupt nicht so leicht erzielen lassen. Vielmehr wird die Frage nach der bestmöglichen Heeresform genau ebenso in steter Entwicklung bleiben wie die andere Frage nach der bestmöglichen Staatsform, von welcher die erstere Frage eigentlich nur ein Teil ist. Es gibt einen Militarismus auch im wirklich übeln Sinne. Das bestreitet man auch in Deutschland nicht. An ihm hat der Reichstag auf seiten aller Parteien freimütig Kritik geübt. Denn für Militarismus in diesem übeln Sinne schwärmen wir Deutsche so wenig wie unsere Feinde. Diese haben wiederum an Mängeln und Härten ihres Heerwesens mindestens ebenso schwer zu tragen, wenn nicht noch viel schwerer als das wohlorganisierte und pflichtbewußte deutsche Volk.

Jedes Heerwesen stellt einen gewaltigen Mechanismus dar. Und wo der Mensch in einen Mechanismus eingefügt wird, da fühlt er sich naturgemäß an vielen Punkten seines Daseins eingeengt und bedrückt. Aber ohne solche Einfügung ist wiederum nichts Bedeutendes in der Welt zu leisten. Jeder wohlorganisierte Beruf gleicht schließlich einem solchen Mechanismus, dem die Persönlichkeit dienen, dem sie vielerlei Opfer bringen, nach dem sie ihre Zeit einteilen, dem sie ihre Kräfte widmen muß. Es gibt wenige Menschen auf der Welt, die von einer solchen Mechanisierung ihres Lebens völlig frei wären.

Im Heerwesen macht sich dieser Mechanismus, des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr, freilich aus verschiedenen Gründen schwerer bemerkbar. Zunächst hat es hier der Mensch nicht mit seinem wahren Lebensberuf zu tun. Das Soldatsein ist mehr oder weniger Ausnahmezustand und wird von vornherein als Unterbrechung der eigentlichen Lebensbetätigung empfunden. Das erschwert die psychische Einstellung, zur Eingewöhnung ist keine Zeit. Persönliche Neigungen können nicht berücksichtigt werden, der allgemeinen Wehrpflicht gegenüber fällt die Berufswahl fort. Zu dem allen kommt das bitterernste Ziel des Ganzen, es gibt keinen Beruf, der so sehr wie der militärische das Einsetzen der ganzen Existenz erfordert. Muß doch der Soldat von vornherein im Hinblick darauf ausgebildet werden, daß er kein Opfer scheut, keine Gefahr, keine Anstrengung, daß er das Opfer des Lebens als Pflicht und Selbstverständlichkeit betrachtet. Daß in einer solchen Organisation vielfach mit andern Mitteln gearbeitet werden muß, als etwa in der Schule, oder in einem Amt, oder gar in einem freien Beruf, leuchtet jedem Verständigen ein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Man vergesse trotzdem nicht, daß auch ein solcher Mechanismus schon an sich Geist ist, wenn auch sozusagen festgewordener, verkörperter Geist. Denn der ganze komplizierte Apparat unserer Millionenarmee ist wohldurchdacht, ist die Frucht jahrhundertelanger kultureller Entwicklung, ist das Werk genialer Schöpfer und Reformatoren. Und je mehr das Verständnis für diese Tatsache im Volk sich ausbreitet, um so größer wird auch die Zahl derjenigen sein, die sich mit der rechten Hingabe auch der schwerenPflicht des militärischen Dienstes zu widmen verstehen, seine vielfachen Anforderungen und Härten als Notwendigkeit begreifen. Verständnis macht jede Arbeit leichter, macht jeden Beruf erträglicher, auch den Militärdienst. Hört man also hier und da Klagen, so braucht die Schuld an ihnen tatsächlich nicht immer bei der Organisation gesucht zu werden, sondern sie liegt mindestens ebenso häufig an den Klagenden selbst. Unter den Millionen, die ins Heer eingestellt werden, finden sich ja doch natürlicherweise auch Tausende, denen es am rechten Sinn für die Sache von vornherein fehlt, oder denen die Fähigkeit der Einordnung in allgemeine Zwecke nicht gegeben ist. Haben wir nicht schon in Friedenszeiten über die zunehmende Eigenwilligkeit, die der individualistische Zug unseres Zeitalters mit sich bringt, z. B. auf künstlerischem Gebiet, manche Klagen gehört? Und die Klagen solcher Leute werden dann noch vermehrt durch diejenigen anderer, die sich durch direkte Verstöße gegen die notwendigste Disziplin unliebsame Folgen zugezogen haben. Zieht man das alles von der ganzen Summe der laut gewordenen Klagen ab, so wird sich der Rest ohne Zweifel in erträglichen Grenzen halten. Und daß ein Menschenwerk, wie es auch die Armee ist, ganz ohne Fehler sei, das wird wohl selbst der radikalste Idealist nicht erwarten, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß nicht alle klar zutage tretenden Mängel stets mit ehrlichstem Eifer zu bekämpfen sein werden.

Die Aufgabe des Geistes im Militärdienst ist aber damit auch durchaus noch nicht erschöpft, daß man das geistige Wesen des Mechanismus als solchen anerkennt. Auch der letztere läßt vielmehr wie jeder andere Mechanismus noch weiten Spielraum für die Betätigung eigenen persönlichen Geistes. Und da liegt ein weiteres Moment, welches den persönlichen Eigenwillen mit den schweren militärischen Pflichten versöhnen kann. Das gilt für den gemeinen Mann sowohl wie vorzüglich allerdings für den Offizier. Der erstere wird gerade bei der modernen Art der Kriegsführung sich vielfach selbständig betätigen können. Beweist er guten Willen und einiges Geschick, so wird ihm die Anerkennung seiner Vorgesetzten wohl selten entgehen. Über die Aufgaben des höher gestellten Truppenführers braucht man kein Wort erst zu verlieren. Wird doch für ihn die militärische Leistung geradezu zur Wissenschaft. Vielleicht am schwierigsten ist die Betätigung des rechten Geistes trotz alles mechanischen Dienstes für den jüngeren Offizier. Für ihn gilt es vornehmlich, seine Aufgabe im Sinne des Erziehers richtig zu erfassen. Er wird dadurch sich selbst wie den ihm unterstellten Leuten den Militärdienst geistig reicher und erträglicher machen. Die Jugend des Offiziers, der da häufig Leute auszubilden hat, die älter sind als er selbst, bedeutet natürlich für diese Aufgabe eine Erschwerung. Aber sie muß geleistet werden, und davon, wie sie geleistet wird, hängt zum großen Teil die Stimmung und Gesinnung des in Waffen dienenden Volkes ab. Möchte deshalb gerade der jüngere Offizier die Worte wohl beherzigen, die Hauptmann Franz Karl Endres in seinem Schriftchen „Das deutsche Heer" (Heft 2 der Teubnerschen Feld- und Heimatbücher) darüber sagt: „Es ist von dem jungen knapp dem Gymnasium entwachsenen Fähnrich und Leutnant nicht zu verlangen, daß sie in vollendetem Sinne bereits vollendet sozial denken. Das soziale Verständnis entwickelt sich zumeist erst mit der Lebenserfahrung. Es kann aber bei diesen jüngsten Erziehern, die vor unendlich schwere Aufgaben gestellt sind, ersetzt werden durch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

die Liebe zur Sache und durch das einfache Gefühl, daß alle Menschen, ob hoch geboren oder der Armut entstammend, nur einen Maßstab ihres Wertes haben: die Art und Weise, wie sie ihre Pflicht erfüllen. Wenn das einmal dem jungen Offizier klar ist, dann wird er den Weg zum Herzen seiner Leute finden, und es wird ihm zur obersten und höchsten Wahrheit seines Berufes werden, daß nur auf dem Wege zum Herzen der Menschen erzieherische Einwirkung möglich ist."

Der Offizier hat eben nicht nur ein Kapital an physischer Volkskraft, sondern ein noch viel wichtigeres an geistiger und moralischer Volkskraft zu verwalten. Es gehört unbedingt zu seiner Pflicht, sich auch dessen stets bewußt zu bleiben. Dann wird er dem Vaterland den höchstmöglichen Dienst leisten, indem er die allgemeine Wehrpflicht nicht nur äußerlich verwirklichen hilft, sondern sie zugleich in der Gesinnung und im Pflichtbewußtsein des ganzen Volkes Wurzel schlagen läßt. Und das erst ist die wünschenswerte ideale Verbindung von Mechanismus und Geist in der Armee. **Str.**

Deutscher Jugenddank. Lange Zeit vor Ausbruch des Krieges haben die Anhänger der deutschen Nüchternheitsbewegung die Kraft ihrer Überzeugung dafür eingesetzt, der deutschen Jugend die Wohltat einer alkoholfreien Erziehung zu erweisen. Die unermüdliche Aufklärungsarbeit ist nicht vergeblich gewesen, aber die drei zähesten Gegner: Gewohnheit, Genußsucht, Gewinnsucht, erschwerten jeden Schritt, hinderten das siegreiche Vordringen des Enthaltsamkeitsgedankens durch systematische Irreführung der öffentlichen Meinung, verstellten den Trägern dieses Gedankens vielfach den Weg zum Herzen ihres Volkes. Auch diese gewaltige, eiserne Zeit, die über uns hereingebrochen ist, hat diese drei dunkeln Mächte nicht zu zermalmen vermocht.

Um so überwältigender muß der Ansturm gegen diese Mächte der Finsternis im neuen Deutschland werden, wenn einmal die Zeit gekommen, da wir die inneren Feinde unseres Volkes zur Verantwortung ziehen und alles an den Pranger stellen können und werden, was im grellen Lichte der Kriegsfackel faul und ungesund, nichtswürdig und gemein erschienen ist.

Aber die deutsche Jugend darf auf diese Zeit der Abrechnung nicht warten, sie darf keinen Tag, keine Stunde versäumen, ihre Dankesschuld abzutragen und sich geschickt und würdig zu machen, das Erbe dieser Zeit anzutreten. Die Wege dazu müssen wir Wissenden ihr weisen, wir müssen ihr helfen, den ersten entschlossenen Schritt zu tun.

Das will ein Aufruf, den der deutsche Bund abstinenter Frauen an die reifere Jugend unseres Landes richtet, der Aufruf zum deutschen Jugenddank von 1915*).

Seit dem Herbst des zweiten Kriegsjahres erklingt er durch die deutschen Lande und versucht, in den Herzen aller Jünglinge und Mädchen, die den Ernst und die Größe dieser Zeit zu erfassen vermögen, ein heiliges Feuer zu entzünden. Er wendet sich an die begeisterungsfähige, opferfreudige reifere Jugend und fordert als Dankestat den freiwilligen Verzicht auf geistige Getränke. Kein Gelübde zu lebenslänglicher Enthaltsamkeit wird verlangt; es hieße die Tragweite eines solchen Entschlusses verkennen, die Urteilsfähigkeit der Jugend, auch der reiferen, überschätzen, wollte man sie von vornherein unlöslich binden.

„Sagt dem Alkohol ab," so mahnt der Aufruf, „tut es für eine von euch selbst zu bestimmende Frist, aber erklärt in klarer, bestimmter Form, daß und wie lange ihr euch des Rauschgiftes enthalten wollt." Eine vorgedruckte Postkarte, die gleichzeitig mit dem Aufruf verteilt wird, gibt Gelegenheit zur schriftlichen Verpflichtung; diese erst berechtigt

*) Der Aufruf wendet sich an alle Jugendlichen über 14 Jahre. Er ist zu beziehen von der Geschäftsstelle des Deutschen Bundes abstinenter Frauen, Dresden-A., Liebigstraße 22.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Verpflichteten bei Abgabe an den Sammler der Unterschriften zum Empfang und zum Tragen des Abzeichens, eines grünen Kriegskreuzes auf weißem Grunde in schwarzer Umrahmung, mit der Aufschrift: Deutscher Jugenddank 1915. Als ein Ehrenzeichen soll es betrachtet werden. Die Jünglinge und Mädchen, die es tragen, künden damit aller Welt: wir sind entschlossen, durch unsern freiwilligen Verzicht auf ein schädliches Genußmittel unserem Volk und Vaterlande zu danken und zu dienen.

Schon haben sich Tausende in dieser Form zum deutschen Jugenddank bekannt. Es mögen nahezu zehntausend Unterschriften gesammelt sein, aber Hunderttausende müssen es werden, eine Massenkundgebung, ein Ehrenzeugnis für die deutsche Jugend vor aller Welt! Wir brauchen ein solches Ehrenzeugnis vor aller Welt.

Wir brauchen ein starkes Gegengewicht gegen die allzu vielen Minderwertigen und Schwachen, die Opfer schlechter Gewohnheiten, veralteter Anschauungen und sinnlicher Genußsucht. Wir brauchen die Jugend mit dem warmen Herzen, mit den hellen Augen, den klaren Köpfen, die nicht auf gesetzliche Verbote wartet, die sich auf sich selbst besinnt und ihren Stolz darin sucht und findet, für ihr Volk und Vaterland freiwillig auf schädlichen Genuß zu verzichten.

Zu diesem guten Kampf, den die Jugend ausfechten will, gehören gute Waffen, — die müssen wir ihr liefern und ihr Kenntnisse über die Alkoholfrage und ihren ursächlichen Zusammenhang mit Volksgesundheit und Volkssittlichkeit vermitteln. Dazu ist ein Lichtbildervortrag geschaffen: „Wie kann die deutsche Jugend dem Vaterlande am besten danken und dienen?" (Zu entleihen oder zu kaufen bei der Volksborngesellschaft in Dresden, Waisenhausstr. 24.) Er hat seine Wanderung durch die deutschen Gaue angetreten und ist in vielen großen Jugendversammlungen gezeigt worden; er sollte in allen Seminaren, allen Oberklassen höherer Schulen, allen Fortbildungsanstalten, allen Jugendpflegevereinen Deutschlands vorgeführt werden. Unterrichtskurse müßten sich daran schließen, — wie es vielfach geschehen oder in Vorbereitung ist.

* * *

Die Ernstgesinnten unter der Jugend, an die sich der Aufruf wendet, werden mit tausend Fragen an uns herantreten, sie müssen eine Persönlichkeit wissen, zu der sie mit allen Bedenken kommen können, sie müssen den Anschluß finden, den sie suchen, sie müssen lernen, sich im Kreise ihrer Gesinnungsgenossen wohl zu fühlen und sich zu stärken. Aus diesem Grunde verweisen wir auf die vorhandenen Jugendorganisationen: die Wehrlogen des Guttemplerordens, den Treubund des evangelischen Blauen Kreuzes, den Johannisbund des katholischen Kreuzbündnisses, den Germaniabund für Schüler höherer Lehranstalten und die Jugendgruppen des deutschen Bundes abstinenter Frauen. Alle diese Vereine werden denen, die zum „Jugenddank" kommen, bereitwillig raten und helfen. Es steht auch zu erwarten, daß der „Jugenddank" ihnen frisches Blut zuführen wird, wenn auch davor gewarnt werden muß, die Gäste allzu stürmisch zu umwerben. Es darf nie vergessen werden, daß der Aufruf nicht zum Beitritt in einen Verein auffordert, sondern lediglich zu einer freiwilligen Verpflichtung, und daß viele Eltern und Erzieher allem jugendlichen Vereinswesen abhold sind. Es darf aber auch damit gerechnet werden, daß ein großer Teil der Anhänger des Jugenddanks sich schon einer gewissen Selbständigkeit erfreut; die Altersgrenze der Zulässigkeit ist, wie schon erwähnt, nur nach unten, bis zum 14. Lebensjahre, gezogen, nach oben ist sie offen gelassen; gewiß werden viele 16—20jährige und noch Ältere bei wachsender Erkenntnis sich doch einem der genannten Vereine anschließen wollen. So wird die Jugenddankbewegung und die bereits bestehende Alkoholgegnerbewegung unter unserer Jugend Hand in Hand arbeiten und unserm Volke zum größten Segen werden.

Für den Inhalt verantwortlich: i. V. Melanie Ebhardt Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

5. Jahrgang Nr. 7 1. April 1916

Ein Fleck im Gewande der deutschen Sprache.

Wer sich viel mit fremden Sprachen zu befassen hat, vergleicht sie naturgemäß mit der eigenen. Es stellen sich dabei Vorzüge und Schwächen hüben und drüben heraus, und hier und da wird sich der Wunsch regen, diesen oder jenen Vorzug der fremden in die Muttersprache übertragen zu sehen. Das sind meist fromme Wünsche, die unerfüllt bleiben, denn die Sprache eines Volkes ist ein natürlich Gewächs, ein Baum, den man im ganzen hinnehmen muß, wie er gewachsen ist. Und doch ist sie „kein Wildstamm, sondern ein Pflegling des Gärtners". Aber es gibt auch ungeschickte Gärtner, die der Natur des Baumes und seiner Schönheit nicht Rechnung tragen. Wie, wenn sie ihren Pflegling in bester Absicht verbilden und verschänden? Ich meine, die berufenen Hüter des heiligen Hortes unserer Sprache müßten die Befugnis haben, den Mißgriffen früherer Grammatiker wie den Modetorheiten des Tages durch das Mittel sprachlicher Gesetzgebung zu begegnen. Es ist nicht richtig, wenn man behauptet, die natürliche Entwicklung stoße das Ungesunde von selbst ab; es gibt sprachliche Übel, die sich dermaßen festsetzen, daß alle kommenden Geschlechter daran zu tragen haben. Ein Beispiel mag es beweisen: Hätten wir im 18. Jahrhundert, ähnlich wie die Franzosen an ihrer Akademie, eine Körperschaft besessen, bestehend aus den besten Köpfen, Meistern des Wortes und der Feder, denen die Pflege unserer Sprache obgelegen hätte, es wäre uns erspart geblieben, was Jacob Grimm als einen Fleck in ihrem Gewand bezeichnet, unsere Anrede mit „Sie".

Wie ist diese entstanden? Neben die natürliche Anrede mit „Du" trat schon früh die höfliche mit „Ihr". Der Umstand, daß nach dem Vorgang der römischen Kaiser die deutschen Könige und Fürsten, um ihre Hoheit gebührend hervorzuheben, von sich selbst in der Mehrzahl redeten, bewirkte, daß es bereits im 9. Jahrhundert üblich war, Könige und hohe Herren nicht Du, sondern Ihr zu nennen. Man wagte es nicht, diejenigen, die sich selbst mit „Wir" bezeichneten, mit „Du" anzureden. Dieser Brauch wurde in der feineren Welt allmählich gang und gäbe und erhielt sich bis ins 18. Jahrhundert. Im 14., 15. und 16. Jahrhundert nahmen aber zugleich die Titel Majestät, Gnaden, Hochwürden und andere überhand. Solchen hochstehenden Personen gegenüber gebrauchte man dann den Titel als

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Anrede und fügte das Zeitwort in der 3. Person dazu, und zwar, wiederum unter dem Einfluß des pluralis maiestaticus, gern in der Mehrzahl: Ew. Kaiserliche Majestät haben befohlen, Eure Fürstliche Gnaden sind der Meinung. Als nun seit dem 17. Jahrhundert die Benennungen Herr und Frau, nach dem Beispiel des französischen Monsieur und Madame, nicht mehr in der eigentlichen Bedeutung gebraucht wurden und zu bloßen Höflichkeitsbezeichnungen herabsanken, verwandte man sie wie die Titel als Anrede, auch darin dem Französischen folgend: Monsieur (Madame) ne se rappelle pas . . .? — und setzte die Rede dann mit dem entsprechenden Fürwort „Er" oder „Sie" (Einzahl) fort. Das war der Brauch des 18. Jahrhunderts, und es ist bekannt, daß Friedrich der Große seine höchsten Offiziere und Beamten mit „Er" anredete. Als der große König im Jahre 1763 nach 7jähriger Abwesenheit in seine Hauptstadt zurückkehrte, berief er die Landräte der Kurmark für den zweitnächsten Tag nach Berlin auf das Schloß, um mit ihnen zu besprechen, wie dem Lande nach den Nöten des Krieges zu helfen sei. Die Herren waren pünktlich zur Stelle; der Landrat von Nieder-Barnim führte das Wort lebhaft und eindringlich. Doch der König unterbrach ihn: „Sei Er stille, und lasse Er mich reden. Hat Er Crayon? — Nun so schreibe Er auf: Die Herren sollen aufsetzen, wieviel Roggen zu Brot, wieviel Sommersaat, wieviel Pferde, Ochsen und Kühe ihre Kreise höchstnötig brauchen. Überlegen Sie das recht und kommen Sie übermorgen wieder zu mir." — Das „Sie" des letzten Satzes wendet sich offenbar an die Gesamtheit der Landräte. Aber schon war in Deutschland die Manier aufgekommen, auch eine einzelne Person mit dem Fürwort der 3. Person der Mehrzahl, d. h. mit „Sie" anzusprechen. Man rückte also das bisher übliche „Er" und „Sie" des Singulars in den Pluralis maiestaticus. Dies erschien nunmehr als der Gipfel der Feinheit. In der Tat hatte diese Anrede den Vorteil, daß man die angeredete Person nicht mehr wie bisher je nach dem Geschlecht mit „Er" oder „Sie" anzusprechen hatte und daß sie höflicher klang. „Es war nicht bedeutungslos, daß der Kaiser Josef II. durch sein persönliches Beispiel wirkte und im schriftlichen und mündlichen Verkehr mit jedermann an die Stelle des barschen Er-Stils das höflichere ‚Sie' setzte." (Joh. Scherr.) Aus diesen Gründen und infolge des eben beginnenden Aufschwunges der deutschen Prosa hat sich diese Art festgesetzt. Allein völlig durchgedrungen ist sie in unserer Sprache bis auf den heutigen Tag nicht. Namentlich unsere ländliche Bevölkerung im Norden und Süden kann sich vielfach noch immer nicht mit dieser Anrede befreunden, und wenn gewisse Kreise unseres Volkes mit ihr nicht recht zustande kommen, wenn der Tiroler lieber zu dem natürlichen „Du" greift, oder der Westfale in das alte

„Ihr" zurückfällt, so sollte man nicht darüber lächeln, sondern das gesunde Sprachgefühl dieser Volksgenossen anerkennen. Denn in der Tat, jene Errungenschaft des 18. Jahrhunderts ist eine „bare Versündigung gegen Sinn und Geschmack" (Engelien).

Es ist eine bekannte Sache, daß im Deutschen und entsprechend in anderen Sprachen die Fürwörter „ich" und „wir" die Personen bezeichnen, welche sprechen; die Fürwörter „du" und „ihr" solche, zu denen man spricht, während „er", „sie", „es" und das „sie" der Mehrzahl verwandt werden, um Personen und Sachen zu bezeichnen, von denen man spricht. Ist es nun nicht ein sprachlicher Unfug, wenn man diese vernünftigen Schranken mißachtet und Personen, zu denen man spricht, bezeichnet, als wären es dritte Personen oder Sachen, von denen man redet. Statt der natürlichen Anrede: „Du glaubst, du hättest deinen Prozeß verloren", heißt es nun: „Sie glauben, Sie hätten Ihren Prozeß verloren". Es liegt auf der Hand, daß dies oft zu Unklarheiten führen muß, um so mehr, als das Wörtchen „sie" ohnehin schon verschiedenerlei bezeichnet. Es bezeichnet: ein weibliches Hauptwort in der Einzahl, z. B. Die Frau kommt, sie kommt, und auch im 4. Fall: ich sehe sie kommen. Sodann männliche und weibliche Personen und auch Sachen in der Mehrzahl im Nominativ und Akkusativ: die Männer, die Frauen, die Pferde, sie kommen, ich sehe sie kommen. So hat das Wort „sie" schon eine vierfache Bedeutung. Man vergleiche das Englische; „sie" ist gleich „she", „her" und „it" und „they" und „them" oder im Französischen gleich „elle" und „la" und „ils", „elles", „les" und „eux". Und nun haben jene Sprachverderber der Zopfzeit noch den unglücklichen Gedanken gehabt, dieses selbe schon so vieldeutige Wort „sie" so weit zu mißbrauchen, daß es nun auch noch die Fürwörter „du" und „dich", „ihr" und „euch" zu ersetzen hat, so daß eine achtfache Bedeutung herauskommt.

Hier ist das Urteil des Auslandes für uns lehrreich. Der amerikanische Humorist Mark Twain ruft in seiner Schrift „Die entsetzliche deutsche Sprache" aus: „Stellt euch die Armseligkeit einer Sprache vor, in der ein einziges Wort die Arbeit von sechs Wörtern tun muß, und dabei ein so armes, schwaches Wort von drei Buchstaben wie dieses. Aber besonders stellt euch den Ärger vor, niemals zu wissen, welche von den verschiedenen Bedeutungen der Sprechende jedesmal ausdrücken will."

Mißverständnisse und Unklarheiten sind in der Tat die Folge; ein paar Beispiele aus dem Leben mögen es deutlich machen! Es klingelt. Mir wird gemeldet: „Es sind Schüler da, die Ihre (ihre) Bücher bringen wollen." Ja, wessen Bücher, die meinigen oder die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Schüler? Oder ein anderes Beispiel! Zwei Damen unterhalten sich über holländische Bekannte, wobei die eine zur anderen sagt: „Ich habe ihnen (Ihnen) doch Zeitungen geschickt." — „Wem? mir?" — „Nein, den Holländern." —

Vor dem Schöffengericht handelt es sich um den Diebstahl einer Geldkasse, dessen mehrere Angeklagte bezichtigt werden. Im Verlauf des Verhörs wendet sich der Richter an einen Zeugen, der den Diebstahl beobachtet haben will, mit der Frage: „Wo sahen sie (Sie) sie (Sie)?" — Was will der Richter nun wissen? Wo der Zeuge die Angeklagten sah, oder wo die Angeklagten den Zeugen sahen? Oder ist mit dem zweiten „sie" überhaupt die Geldkasse gemeint? Wir wissen alle, daß gar oft erklärende Zusätze oder Gebärden notwendig sind, um festzustellen, wer oder was in unserer Unterhaltung mit dem sie (Sie) eigentlich gemeint ist. Ist das ein vernünftiger Zustand für den mündlichen und schriftlichen Verkehr in einer Kultursprache? Dabei gibt diese Ausdrucksweise unserer Rede etwas Breitspuriges und vermindert ihren Wohlklang. Statt: Du meinst? heißt es nun: „Sie meinen?" statt: Gebt acht — „Geben Sie acht." Also bei jedem Zeitwort ein bis zwei Silben mehr! Dabei treten an die Stelle kurzer, kräftiger Formen solche mit der Endung „en", die etwas Klangloses und Schleppendes an sich hat, zumal das „e" meist verschluckt wird und dadurch ein unklarer, nasaler Laut entsteht. — So wirkt das „Sie" auf den äußeren Klang. Allein es kommt noch etwas Wichtiges hinzu. Ich las vor längerer Zeit, es war noch im tiefsten Frieden, in irgend einer Zeitung eine Einladung, das Elsaß mehr zu besuchen, dieses romantische deutsche Land, das vor 45 Jahren durch Schweiß und Blut der Besten in ehrlichem Kampf zurückerworben wurde, und um das jetzt wieder die eisernen Würfel des Krieges rollen. Die Einladung lautete etwa folgendermaßen: „Geht einmal, verehrte Leser, ins elsässische Land oder fahrt so oft hin, als ihr könnt, und macht Halt zu Rappoltsweiler, zu Kaysersberg, und ihr werdet Mühe und Not haben, nicht hängen zu bleiben; denn das wißt ihr ja, in dem schönen, burgengeschmückten Rheinland werden auch herrliche Menschenkinder geboren." — Nicht wahr, über diesen Worten liegt eine wohltuende Wärme und etwas wie ein poetischer Hauch, der einem Lust macht, zum Wanderstabe zu greifen? Indes so, wie ich sie anführte, standen die Worte gar nicht da, sondern da der Verfasser höflich sein und ja niemand zu nahe treten wollte, schrieb er so: „Gehen Sie einmal, verehrter Leser, ins elsässische Land, oder fahren Sie so oft hin, als Sie können und machen Sie Halt zu Rappoltsweiler, zu Kaysersberg, und Sie werden Mühe und Not haben, nicht hängen zu bleiben; denn das wissen Sie ja usw." Ich meine, jeder müßte es fühlen, wie hier die Wärme des Emp-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

findens vor der Unnatur unserer Anrede sinkt und erkaltet. Und in der Poesie? Unsere Literatur besitzt ein Gedicht von Heine: „Das Seegespenst". Während einer Nordseefahrt liegt der Dichter am Rande des Schiffes und blickt in die Tiefe, und aus dem Dämmer des Meeresgrundes hebt sich klarer und klarer eine versunkene Stadt mit Häusern und Türmen. Glockengeläut und Orgelklang tönen herauf und betören den Lauschenden. Er glaubt die Geliebte zu sehen, es zieht ihn hin, mit ausgebreiteten Armen stürzt er sich hinab. Aber — so schließt der Dichter —

Zur rechten Zeit noch
Ergriff mich beim Fuß der Kapitän,
Und zog mich vom Schiffsrand
Und rief ärgerlich lachend:
Doktor, sind Sie des Teufels?

So zerstört der Dichter mit eigener Hand das Gebilde seiner Phantasie, und es ist ein feiner Zug, daß er, um den Zustand peinlicher Ernüchterung fühlbar zu machen, die Anrede mit „Sie" anwendet; denn diese wirkt allerdings wie ein kalter Guß und verhält sich zu natürlicher Poesie, wie Wasser zu Feuer. Deshalb genießt sie auch in unserer Dichtung immer noch nur ein beschränktes Gastrecht; die ernste Lyrik und Epik dulden sie nicht, nur der Roman und allenfalls das Drama lassen sie gelten.

Aber auch im wirklichen Leben gibt es Fälle, wo die Anwendung der besprochenen Anrede unser Empfinden geradezu beleidigen würde. Ein Geistlicher, der sich von der Kanzel ihrer bediente, ein Heerführer, der seine Truppen, ein König, der sein Volk mit „Sie" anreden wollte, würde die Wirkung seiner eigenen Worte sehr beeinträchtigen, so daß es nach allen diesen Beobachtungen nicht zuviel gesagt ist, wenn ich behaupte, daß diese sprachliche Gepflogenheit die natürliche Wärme des Verkehrs unter den Volksgenossen ungünstig beeinflußt und geradezu erkältend gewirkt hat. Daß dies keine Einbildung ist, dafür haben wir den urkundlichen Beweis in Händen. Am 30. Oktober 1765 schreibt Goethe als Leipziger Student an einen Freund: „Lieber Riese, Euer Brief vom 17., der mich äußerst vergnügt hat, ist mir eben zugestellt worden. Die Versicherung, daß Ihr mich liebt, würde mir mehr Zufriedenheit erweckt haben, wenn sie nicht in einem so fremden Ton geschrieben wäre. Sie, Sie! Das lautet meinen Ohren so unerträglich, zumal von meinen liebsten Freunden, daß ich es nicht sagen kann." — Da sehen wir, wie die Neuerung auf den urteilsfähigsten Zeitgenossen gewirkt hat. So sträubt sich der gute Geist unserer Sprache überall gegen diese Anrede, und es ist wohlbegründet, wenn O. Weise in seinem Werke: „Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen" bei der Besprechung der alamodischen Art des 17.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und 18. Jahrhunderts auf die neue „unnatürliche Begrüßung" hinweist und gerade im Hinblick auf sie behauptet, daß „der Geist der damaligen Sprache so undeutsch wie nur möglich war".

Die besprochenen Mängel unserer Anrede werden besonders fühlbar, wenn wir das Deutsche mit fremden Sprachen vergleichen und etwa aus dem Französischen oder Englischen ins Deutsche übersetzen oder umgekehrt. Der Lehrer weiß ein Lied davon zu singen. Die Mangelhaftigkeit unserer Sprache in diesem Punkt kommt daher auch gerade dem Ausländer besonders zum Bewußtsein, und es liegt auf der Hand, daß dieser Umstand dazu beitragen muß, unserer Sprache den Wettbewerb unter den Völkern zu erschweren. Wir können also nicht umhin, unserem Jacob Grimm recht zu geben, der hier von einem Fleck im Gewand unserer Sprache redet. Allein hat er auch recht, wenn er sagt: Es bleibt ein Fleck, der nicht mehr ausgewaschen werden kann?

Der große Forscher ist von dieser Unmöglichkeit offenbar überzeugt gewesen, weil im deutschen Volk der Wille fehlte, jene Modetorheit des 18. Jahrhunderts wieder auszutilgen, und er nicht daran glaubte, daß ein solcher Wille jemals entstehen werde. Es unterliegt jedoch nicht dem geringsten Zweifel, daß, *wenn* das deutsche Volk sich zu einer solchen Tat sprachlicher Umgestaltung entschlösse, es ein Leichtes sein würde, Mittel und Wege zu finden, uns von jener Mißbildung zu befreien. Der Weg ist vorgezeichnet. Natürlich kann es sich nicht darum handeln, die schädliche Anrede einfach zu beseitigen, so daß wir uns mit dem natürlichen „Du" zu begnügen hätten; wir können neben dem Du eine förmlichere Anrede kaum entbehren. Noch weniger ist daran zu denken, einen künstlichen Ersatz an die Stelle treten zu lassen. Nur eins kann in Betracht kommen, die *Rückkehr zu der früheren Form höflicher Anrede mit „Ihr"*. — Durch das ganze Mittelalter hat sich diese Form der Begrüßung erhalten, selbst im Volksepos und im Minnesang ist sie heimisch geworden. So bei Kriemhildens Traum, als Frau Ute ihn deutet: „Der Falke, den Du ziehest, das ist ein edler Mann", und Kriemhild erwidert: „Was sagt Ihr mir vom Manne, viel liebe Mutter mein?" — Auch der Begründer der neuhochdeutschen Schriftsprache hält daran fest. Während sich Luther in seinen Briefen Fürsten gegenüber ihres Titels als Anrede bedient und die Mitglieder seiner Familie, vornehmlich seine Käthe und sein Söhnchen Hans, mit dem traulichen „Du" begrüßt, wendet er im Verkehr mit Fernerstehenden seines Standes das „Ihr" an. Dieser Sprachgebrauch hat sich bis ins 18. Jahrhundert gehalten, in dessen Verlauf dann aber das Ihr mehr und mehr von den Fürwörtern der 3. Person, zunächst der Einzahl, darauf der Mehrzahl, zurückgedrängt wird. Wir haben gesehen, wie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der junge Goethe sich zu der Frage stellte, und nicht allein im täglichen Verkehr schätzte er das altehrwürdige Ihr, sondern auch gerade in seinen volkstümlichen Dramen ist es, wo es angeht, vorherrschend. Selbst in dem 1811 erschienenen „Wahrheit und Dichtung" mischt er oft genug die alte, ihm vertraute Anrede in seine anschaulichen Erzählungen. Auch kehrte der Dichter in seinen letzten Jahren gern zu dem treuherzig schönen „Ihr" zurück. Als ihn Eckermann im Jahre 1825 am Tage nach dem Brande des Weimarschen Theaters aufsuchte, ließ ihn Goethe an sein Bett rufen und bat ihn, ein wenig da zu bleiben. „Ich habe viel an Euch gedacht und Euch bedauert," sagte er. „Was wollt Ihr nun mit Eueren Abenden anfangen?"

Indes mit Goethe ist die Spur einer schier tausendjährigen Sprachgewohnheit nicht geschwunden. Bis auf diese Stunde bedient sich die ländliche Bevölkerung vielerorten, zumal in Niedersachsen, am Rhein, in Hessen und Schwaben immer noch der alten Anrede, und es ist bemerkenswert, daß sich hier die Sitte, die Eltern mit „Ihr" anzureden, die wir schon im Nibelungenlied beobachten können, bis heute erhalten hat. Auch in höheren Ständen scheint sie hier und dort eine Stätte zu finden; so redeten sich die jungen Ärzte eines großen Krankenhauses im Mainland mit „Ihr" an, ebenso ein vertrauterer Kreis in Hannover.

Die Vorzüge der alten Anrede liegen auf der Hand. Sie vermeidet den verwirrenden Unfug, eine angeredete Person wie dritte Personen zu behandeln. Durch die Anrede mit „Ihr" gewinnt unsere Rede an Kürze, Wohllaut und Kraft. Schon Simrock klagt über den ungünstigen Einfluß des wuchernden, farblosen „e", und Oskar Weise behauptet in seinem erwähnten Buch (S. 41), daß dieses „e" so häufig geworden sei, daß es 43 vom Hundert aller Vokale ausmache. Die Rückkehr zum „Ihr" böte ein vortreffliches Mittel, das Übel einzudämmen. Millionen von klanglosen Endungen würden im täglichen Verkehr verschwinden. Wie die Mangelhaftigkeit der herrschenden Anrede uns beim Vergleich mit anderen Sprachen immer wieder fühlbar wird, so tritt auch die Vortrefflichkeit des „Ihr" gerade dabei besonders deutlich hervor. Vor mir liegt der offene Brief, den der Amerikaner John L. Stoddard vor kurzem zu Gunsten Deutschlands an seine Landsleute gerichtet hat; er trägt die Überschrift: Please read and let others read! zu deutsch: Bitte lesen Sie und lassen Sie andere lesen! Wieviel kürzer und deutlicher, wieviel ansprechender und natürlicher klingt es, wenn wir dafür einsetzen: „Bitte lest und laßt andere lesen", und, wenn wir die Schlußworte des trefflichen Briefes so übertragen: „Um Gottes Willen tut alles, was Ihr könnt, um den Frieden zustande zu bringen; aber schenkt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Euere Teilnahme und Bewunderung diesem Volk, das eines so herrlichen Kampfes, eines so erhabenen Opfers fähig ist." Und weil diese Art „sich an andere zu wenden" natürlicher klingt, teilt sich der Rede auch eine größere Wärme mit. So würde unserer Sprache und dem ganzen Verkehr der Volksgenossen ein unschätzbarer Vorteil aus dieser Rückkehr zum Natürlichen und Altbewährten erwachsen.

Das „Ihr" ist als herrschende Anrede nicht etwa durch eigene Mängel gestürzt, die übrigens gar nicht vorhanden waren, es ist dem Geist einer Zeit zum Opfer gefallen, in der das Sprachgefühl dermaßen entartet war, daß ein so kerndeutscher Fürst wie Friedrich Wilhelm I. sprechen konnte: „Ich stabiliere die Souveräneté wie einen Rocher von Bronze", einer Zeit, in der das völkische Selbstgefühl darniederlag und oben der Absolutismus herrschte, während unten die Bedientenhaftigkeit in Blüte stand.

Trotz alledem wird man sagen, eine Änderung sei ausgeschlossen, und in der Tat scheint es, daß wir verurteilt sind, jene Versündigung gegen Sinn und Geschmack wie eine ewige Krankheit fortzuschleppen. Wohl drängt sich der Gedanke auf, warum es nicht möglich sein sollte, diese Schädigung durch die Rückkehr zu Altbewährtem in ihr Gegenteil zu verkehren, in einer Zeit, wo der Zug zum Natürlichen sich überall Bahn bricht, in einem Zeitalter, das man das soziale nennt, weil alles danach drängt, die künstlichen Schranken zwischen den Volksgenossen zu beseitigen oder doch zu mildern, in einer Zeit endlich, wo im Gegensatz zu der politischen Zerrissenheit des 18. Jahrhunderts die Staatsgewalt eines geeinigten Reiches alles durchdringt und Männer an der Spitze stehen, denen die Förderung des deutschen Volkstums eine Herzenssache ist! Wenn das 18. Jahrhundert es fertig gebracht hat, uns diese hervorragende Sprachdummheit aufzuzwingen, dann hat das 20. ganz gewiß das Zeug dazu, uns davon zu befreien. Man fragt sich auch, warum es denn notwendig sein soll, daß die bei fast allen deutschen Stämmen noch fest wurzelnde Anrede mit „Ihr" ausgerottet werde, um einer Anrede Platz zu machen, deren Minderwertigkeit ganz offenbar ist. — Allein alle diese wohlbegründeten Erwägungen werden zunichte an der bloßen Tatsache, daß die Anrede mit „Sie" nun einmal die Vorherrschaft inne hat. „Sei im Besitze und Du wohnst im Recht, und heilig wird's die Menge Dir bewahren." Dazu kommt, daß die Anrede mit „Sie" durch eine Anschauung gestützt wird, die für den Sprachgebrauch sehr ins Gewicht fällt, durch die Anschauung nämlich, diese Anrede sei feiner, und das „Ihr" könne höchstens als Ausdruck wohlwollender Herablassung in Betracht kommen. Das „Sie" ist aber keineswegs als edler zu betrachten, sonst würden Poesie und Religion ihm gegenüber nicht so zurückhaltend sein. Wie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine edle Frau, sei sie auch noch so schlicht, innerlich höher steht als eine nur äußerlich feine „Dame", so verhält es sich hier mit den beiden Anreden. Man brauchte das „Ihr" nur zur Herrschaft zu bringen, und man würde Wunderdinge erleben; es würde alsbald im Wert steigen und zu hohen Ehren kommen. Daß diese Anrede mit „Ihr" an sich ganz besonders geeignet wäre, der Umgangssprache Feinheit und Anmut zu verleihen, hat sich im Verlauf ihrer Geschichte gezeigt, und auch die formvollendete französische Sprache kann es beweisen, deren vous unserem „Ihr" ja vollkommen entspricht. Ja, man kann die Wirkung schon heute ermessen; oder klingt es denn etwa unfein, wenn wir sprechen: „Wir grüßen Eure Majestät?" Aber noch ein Drittes wird im Wege stehen, nämlich der Wunsch Vieler, jene kühle Gemessenheit, die das „Sie" dem Verkehr aufzwingt, gerade festzuhalten; man wird fürchten, durch das „Ihr" mit anderen Menschen zu vertraut zu werden. Demgegenüber ist zu bedenken, daß eine jede Anrede, mag sie „Du", „Ihr", „Er" oder „Sie" lauten, mannigfaltige Abstufungen in dem gegenseitigen Verhältnis der Redenden ermöglicht. Die übliche Anrede der Höchstgestellten, Ew. Majestät, Ew. Durchlaucht, Ew. Exzellenz, sowie die seit der Zeit unseres Volksepos beobachtete und in den Mundarten bis auf diese Stunde bewahrte Sitte, daß die Kinder die Eltern mit „Ihr" ansprechen, beweist gradezu, daß unser „Ihr" die Ehrfurcht zum Ausdruck bringt. Somit stellt sich uns diese Anrede als eine glückliche Mischung von Ehrfurcht, Vertrauen und Wohlwollen dar. Ob die unnatürlich kühle Gemessenheit des „Sie" oder die warme Natürlichkeit des „Ihr" den Vorzug verdient, das ist eine Frage, die sich mit den höchsten Aufgaben unseres Volkslebens berührt; sie kann nicht nach dem Gutdünken Einzelner, sondern müßte zum Besten der Gesamtheit entschieden werden. Nur eine völkische Bewegung, die darauf abzielte, unsere Anrede von der Unnatur zum Natürlichen zurückzuführen, nur ein persönliches Beispiel von höchster Stelle, wie wir es bei Friedrich II., namentlich aber bei Josef II. beobachtet haben, wäre daher im Stande, hier Wandel zu schaffen. Ja, wenn die Jugend hier bahnbrechend voranginge! In dem trefflichem Buche von Natorp „Der Tag des Deutschen" kann man es lesen, wie unsere Jugend schon geraume Zeit vor dem Weltkriege in dunklem Drang gewollt und erstrebt hat, was die Stunde der heiligen Not jetzt als notwendig enthüllt, nicht nur Enthaltsamkeit und einfache Lebensführung, sondern auch den Geist der Liebe zur heimatlichen Scholle, den Geist der Brüderlichkeit, des natürlichen warmen Empfindens, die Abkehr von unechtem Schein und unehrlicher Pose und statt dessen die einfache Menschlichkeit. Auf dem Wege zu diesem Ziel ist die herrschende Anrede ein Hemmnis. Deshalb zurück zu dem natür-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichen, treuherzig schönen „Ihr", wo nicht schon das trauliche „Du" seine Herrschaft hat. Bei geeigneter Anregung wäre es gewiß möglich, es in den Kreisen der Jugendvereine und solcher Vereinigungen von Berufsgenossen, deren Mitglieder sich persönlich näher treten, einzuführen. Bei den Sängern und Turnern ist schon heute bei allen Ansprachen das Ihr üblich, ja man möchte sagen, allein möglich, denn es steht mit dem Zweck und Wesen des Turnens und des Gesanges in schönstem Einklang. Landesherrliche Verfügungen an Schule, Heer und Verwaltung würden mit einem Schlage weite Kreise in die Bewegung hineinziehen. Die Zeit würde das Übrige tun.

Der vorliegende Aufsatz ist auf Erreichbares gerichtet, er soll in erster Linie dazu beitragen, dieses anziehende Kapitel unseres Sprachgebrauches aufzuhellen, die Erkenntnis von dem Wesen und der Mangelhaftigkeit unserer herrschenden Anrede zu verbreiten und auf die Vortrefflichkeit des altehrwürdigen „Ihr" hinzuweisen. Die große Zeit, in der wir leben, gab den letzten Anstoß dazu. Eine starke Strömung, unsere Sprache von den Überresten ihrer Knechtschaft zu befreien, macht sich geltend. Vieles, was nie gelingen wollte, gelang. So ist der gedankenlose welsche Gruß beim Abschied so gut wie beseitigt, durch die lebhafte Mitwirkung aller, nicht zum wenigsten der Jugend. Sollte es nun nicht auch möglich sein, das mehr oder weniger frostige „Leben Sie wohl" durch das wärmere „Lebt wohl" zu ersetzen? Sollte nicht die Stunde gekommen sein, unsere Sprache von diesem Flecken zu befreien, der ihr aus der Zeit unserer politischen Ohnmacht und sprachlichen Verbildung anhaftet? Nicht nur die Sprache, auch das Seelenleben unseres Volkes würde dabei gewinnen. Das für unsere Zukunft verheißungsvolle Gefühl der Brüderlichkeit zu erhalten und zu vertiefen, das muß das Ziel sein. In der schlichten herzlichen Anrede des Volksgenossen bietet sich ein Mittel, uns im ganzen einander näher zu bringen. Schon hören wir diesen brüderlichen Klang öfter als je, in den Mahnungen der Behörden, in den Kundgebungen der Feldherren, in den Worten des Kaisers an sein Volk: „Ich danke Euch für Eure Liebe, Eure Treue!", aber auch dem Einzelnen gegenüber in den Grüßen ländlicher Krieger aus dem Felde.

Wohl drängt jetzt der Kampf der Waffen jedes andere Anliegen in den Hintergrund; aber hohe Ziele auch für unsere Sprache zu erstreben, dazu fordert diese gewaltige Zeit geradezu heraus, und der deutschen Sprache harrt nach dem Kriege die unendlich schwierige Aufgabe, die deutsche Art in der Welt zu stützen und echte Kultur zu verbreiten. Darin liegt für uns ein zwingender Grund, dieses Werkzeug unseres Wirkens so vollkommen wie möglich zu gestalten.

Prof. Fr. Böckelmann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Spuren des Russeneinfalls und die Nachwelt.

Sollen die Spuren des Russeneinfalls in Ostpreußen der Nachwelt erhalten bleiben? Die Frage darf mit Fug und Recht aufgeworfen werden. Sie zu beantworten scheint mir eine Aufgabe, der sich unsere besten Geister nicht zu schämen brauchen. — Mich selbst veranlaßt ein kurzer Aufsatz im Februarheft des „Kunstwart", zu dieser Frage Stellung zu nehmen. Es wird dort der Vorschlag gemacht — und von der Schriftleitung befürwortet —, die von den Russen zerstörte Stadt Schirwindt in ihrer jetzigen Gestalt als Ruine zu belassen, um den kommenden Geschlechtern ein Nationaldenkmal aus Ostpreußens schwerster Zeit zu sein. Das erinnert mich daran, daß ein ähnlicher Vorschlag vor kurzem auch im „Temps" erschien — hier allerdings mit einem ganz andersartigen Aufgebot von Pathos und Phrase und mit dem Unterschied, daß das, was für uns als eine ernste und bleibende Mahnung gedacht ist, dort nie verlöschenden Haß gegen Barbarenkultur predigen soll.

Man muß nun französische Verhältnisse, und vor allem so urfranzösische Dinge wie Pathos und Phrase, kennen, um nicht sehr bald den Pferdefuß zu entdecken. Wetten wir hundert gegen eins, daß der, der hier für lateinische Kultur eine Lanze bricht, im innersten Herzen recht eigentlich an den allerpersönlichsten — Geldsäckel dachte. Denn Ruinen brauchen nicht nur Nationaldenkmal zu sein, sie können gleichzeitig auch „Attraktionen ersten Ranges" werden. Blüht nicht neues Leben aus den Ruinen, so um so mehr aus ihrer Umgebung, die der Spekulation mit Grundstücken glänzende Chancen öffnet. Wo den erschütterten Wanderer fromme Schauer erfassen sollten, da führt ein lebensfroher Touristenstrom die allerschönsten Gewinnmöglichkeiten ins Land. Man muß staunen, was sich nicht alles mit der schönen Phrase vom „patriotisme clair voyant et bien compris" verdecken läßt, und dabei an Staat, Behörde und Deputierte nur die eine Forderung stellt: laisser faire — laisser aller.

Gewiß, das sind französische Verhältnisse, und der den Vorschlag im „Kunstwart" machte, dem lagen derartige Gedanken natürlich gänzlich fern. Es ist aber die Frage, und eine sehr ernste, ob, was nicht beabsichtigt war, nicht trotz alledem entstehen kann, — ob die Macht der Tatsachen sich nicht stärker erweisen wird, als alle guten Absichten. Ehe wir uns auf den Pharisäerstandpunkt stellen: „Herr Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie jener Sünder!" — ist es, meine ich, besser, ja unsere Pflicht, einen solchen Vorschlag auch für uns auf seine Folgen zu prüfen. Und da scheint es mir durchaus

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht ausgeschlossen, daß sich auch in und um Schirwindt etwas entwickeln kann, was den Dingen auf französischer Seite nicht so ganz unähnlich sieht. Wenn Schirwindt als Nationaldenkmal erst eine „Sehenswürdigkeit" geworden ist, wer will es hindern, daß Geschäft und Spekulation daraus ihre Folgen ziehen? — Und selbst blieben wir davon verschont, ist es so gewiß, daß seine Ruinen immer das bleiben werden, was sie doch sollen, eine Klage und Mahnung, wenn erst Mutter Natur mitleidsvoll mit Moos und Efeu ihren Schönheitsschleier über sie ausbreitet, und die Gegenwart zur Vergangenheit das harte, und doch so gesunde Wort sprechen wird: „Nur der Lebende hat Recht!"? — Denken wir beim Heidelberger Schloß an Franzosenschmach, oder an „Alt-Heidelberg du feine"? — Vielleicht aber käme dann jemand mit dem Vorschlag, die Ruinen „künstlich" in ihrem grauenerregenden Zustand zu „erhalten". Das wäre zum mindesten folgerichtig, ich möchte das aber lieber unseren westlichen Nachbarn überlassen, selbst dann, wenn sich beweisen ließe, daß das unserem vaterländischen Empfinden und nicht vielmehr der Sensationslust zugute käme. Denn ich meine, und darauf kommt es mir überhaupt an, daß wir ganz andere und eindrucksvollere Mittel besitzen, die Erinnerung an die Russenzeit Ostpreußens bei unseren Nachkommen wach zu halten.

Daß dies überhaupt geschehen muß, darüber kann wohl eine Meinungsverschiedenheit nicht bestehen. Es wird vielmehr Notwendigkeit und Pflicht, die in dem Maße dringender werden, als mit dem Wiederaufbau Ostpreußens, mit der Wiedergesundung seiner wirtschaftlichen Verhältnisse äußerlich wie innerlich diese Spuren verschwinden oder verflachen. — Nur dagegen muß man sich wehren, daß das Gedächtnis durch solche, man kann nur sagen: künstliche Mittel wach gehalten werden soll, wie der Vorschlag für Schirwindt eines ist.

Eine Frage, wie sie hier gestellt ist, und wie sie schwerwiegender und verantwortungsvoller kaum gedacht werden kann — kann nur auf deutsch beantwortet werden, frei von Phrase und „Mache", und eine solche Antwort finden wir nur dort, wo auf Ostpreußens Schlachtfeldern schlichte Kreuze etwas von Heldentum und Vaterlandsliebe zu erzählen wissen — bei den Gräbern der Gefallenen.

In Königsberg wird am 1. Mai eine Ausstellung für Heldengräber in Ostpreußen eröffnet. Dort muß sich zeigen, ob Deutschlands Künstler die gestellte Aufgabe in ihrer ganzen Größe erfaßten. Der Ausstellung voraus geht ein Wettbewerb, der merkwürdigerweise auf die Provinzen Ostpreußen, Westpreußen, Posen, Schlesien und Brandenburg beschränkt ist. Mußte man diesen Wettbewerb überhaupt beschränken, so wäre eine Beschränkung auf Ostpreußen allein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verständlich gewesen. Wo man aber die Grenzen erweiterte, da hätte es heißen müssen: Das ganze Deutschland soll es sein. Und hier wäre wohl einmal Gelegenheit gewesen, gerade im Interesse der Sache Geldpreise überhaupt auszuschalten und es der Größe der gestellten Aufgabe allein zu überlassen, unsere besten Geister und Köpfe heranzuziehen. Jedenfalls scheinen mir kleine Geldpreise schlimmer zu sein als keine, da sie dem Wettbewerb einen, man möchte sagen: subalternen Charakter geben. — Wie dem nun auch sei, fordern darf und muß man, daß Entscheidungen hier von einem weiteren, höheren Gesichtspunkt aus getroffen werden, als von einem rein örtlichen. Gewiß, wir stehen auf Ostpreußens Boden — hier hat ein Land gelitten wie nur selten eines, das soll und darf nie vergessen werden — und wenn rund umher Ostpreußen neu ersteht, größer und schöner vielleicht denn je, gerade dann und darum muß den Gräbern die ganze eindringliche Tragik der schweren Leidenszeit um so deutlicher erhalten bleiben. Hier, meine ich, liegt auch ein Teil der schweren Verantwortung vor der Nachwelt, die das Preisgericht zu übernehmen hat, und wenn irgendein Grund vorhanden gewesen wäre, den Wettbewerb auf Ostpreußen zu beschränken, so lag er hier. Denn wer konnte die ganze Tragik so im innersten erfassen, wie der, der sie e r l e b t e?

Aber über die Tragik der engeren Heimat wächst die Aufgabe hinaus zu welthistorischer Bedeutung: Ostpreußen litt, aber Deutschland wurde gerettet. Auch das müssen wir, müssen unsere Nachkommen immer wieder bei den Gräbern erleben können. Und daß auch das seinen schlichtesten und damit größten Ausdruck finde, und der Nachwelt die ganze Größe dessen, was bei Tannenberg und in Masuren geschah, gerade bei den Gräbern begreiflich werde, das ist allerdings eine Aufgabe, der nur höchste, reifste Kunst gerecht werden kann.

Es darf zweifelhaft erscheinen, ob man im Kriegsministerium gut beraten war, als man sich entschloß, durch eine gemischte Kommission von Künstlern, Architekten und Gartenbaufachleuten allgemeine „illustrierte" Leitsätze aufzustellen. Mir scheint, daß damit die Aufgabe von einem Gesichtspunkt eingeschätzt wird, der eher für die durch Zweck begründeten Bauverfügungen unserer Städte Geltung haben kann. Wenn je ein Grund bestand, die Kunst frei schalten zu lassen, unbeengt von noch so gut gemeinten Leitsätzen, so war es wahrhaftig hier, wo alles das, was des Lebens tiefste Tragik, aber auch seine höchsten Ziele: Tod und Sieg für das Vaterland bedeutet, uns körperlich, sinnfällig zum Bewußtsein kommen soll. Ich kann mir eine solche Aufgabe von keinem anderen Standpunkt denken, als dem, von dem aus jedes große Kunstwerk gedacht werden muß,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und wenn es schon Leitsätze für ein Kunstwerk gibt, so liegen sie in der Seele des Künstlers, und hier allein.

Hoffen wir, daß Ausstellung und Wettbewerb alle geäußerten Bedenken als ungerechtfertigt erweisen, und sich die deutsche Kunst einer Aufgabe würdig und gewachsen zeigt, wie sie ihr einzigartiger, aber auch verantwortungsvoller kaum gestellt werden kann.

M. Fehling.

Die Dienstpflicht der Frau.

Wir veröffentlichen den folgenden Aufsatz, weil er — wie uns scheint — wertvolle Anregungen gibt und die Hauptpunkte, auf die es in der Frage der weiblichen Dienstpflicht ankommt, klar hervorhebt. Wir bemerken aber ausdrücklich, das sich der „Vortrupp" nicht etwa auf sämtliche Forderungen der Verfasserin festlegt, und behalten uns eine weitere Behandlung der Frauendienstpflichtfrage vor. **Vortrupp.**

I.

Wesen der weiblichen Dienstpflicht.

Das Problem der weiblichen Dienstpflicht, seit mehr denn hundert Jahren immer neu umstritten, steht heute vor seiner Lösung durch die deutschen Frauen. Denn die große Schicksalsstunde ihres Volkes hat in ihrer Gesamtheit das Verlangen nach einer staatsbürgerlichen Pflicht, gleich dem Heeresdienst des Mannes, geweckt. Daß sie die Erfüllung dieser Pflicht nicht von der Gewährung des gleichen Rechts abhängig machen wollen, zeigen sie als Bekennerinnen des neuen deutschen Freiheitsideals, das „eine Entwicklung zur Freiheit nur auf dem Wege über die Hingabe an das Ganze sucht"*).

Von den Verfechtern der weiblichen Dienstpflicht gelang es bis heute nicht einem, das breite Verständnis bei seinen Zeitgenossen zu finden, das zur Verwirklichung eines solchen Planes nötig ist. So versuchte man es in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erst einmal mit dem Freiwilligendienst für die weibliche Jugend. Zu dieser Zeit bot ein freiwilliges Dienstjahr in der Krankenpflege die Organisation vom Roten Kreuz und von 1894 ab auch Prof. Zimmers Diakonieverein. Es folgte ein solches in der Hauswirtschaft, für das des Letztgenannten Töchterheime und besonders die wirtschaftlichen Frauenschulen auf dem Lande des Fräulein von Kortzfleisch warben. Aber so regen Zuspruch diese Ausbildungsstätten auch fanden und noch finden, es bedürfte doch erst einer näheren Untersuchung, inwieweit die jungen Mädchen dies Dienstjahr der Vorbereitung auf ihren eigentlichen Beruf abringen, oder Eigenziele

*) „Das heilige Vermächtnis unserer gefallenen Helden", 34. deutsche Rede in schwerer Zeit, gehalten von Prof. Dr. Ferd. Jacob Schmidt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

damit verfolgen, um feststellen zu können, in welchem Maße das Gefühl der Verantwortlichkeit gegen den Staat sie dazu bestimmt. Am ehesten scheint noch der Besuch der sozialen Frauenschulen von staatsbürgerlichem Pflichtbewußtsein veranlaßt zu werden. In ihm sah bis heute die Frauenbewegung das Mittel, ein zwangsweises Dienstjahr überflüssig zu machen, oder doch erst ganz allmählich dazu überzuleiten. Nun ist aber auch ihr unter dem Druck der Zeit schon jetzt zur Gewißheit geworden, daß der Staat auf die Leistungen seiner Frauen, von denen sein Bestand abhängig ist, bestimmend wirken muß, ebenso wie er seine Verteidigung nicht in das Belieben seiner Männer stellen darf.

Die Bedeutung der Frau für den Bestand des Staates liegt aber in ihrer natürlichen Bestimmung. Demnach müßte die Mutterschaft Wesen der weiblichen Dienstpflicht und die Vorbereitung darauf Inhalt des Dienstjahres sein. Aber Helene Lange*) verweigert ihr Begriff und Namen der Dienstpflicht mit der Begründung, daß nur eine von Beruf und Familie unabhängige Leistung, wie der Heeresdienst des Mannes, diesem gleichgestellt werden könne. Und auch Prof. Zimmer**) verneint die Gleichwertigkeit beider Leistungen für die Sicherheit, also den Bestand des Staates, wenn er ihm Opfer, wie sie die Wehrhaftmachung seiner männlichen Jugend von ihm fordert, im Interesse der Vorbildung seiner weiblichen Jugend auf ihre staatsbürgerliche Pflicht nicht zumuten will, obgleich er zur selben Zeit das Unvermögen Frankreichs, eine levée en masse gegen uns auf die Beine zu bringen, mit seinem Zweikindersystem, also sein voraussichtliches Unterliegen mit dem Versagen der Frau auf ihrem ureigensten Gebiet erklärt! Da sei eine kurze Betrachtung des Wesens der männlichen Dienstpflicht erlaubt.

Blättern wir in der Menschheitsgeschichte zurück, so sehen wir in der Keimzelle des Staates, in der Familie, die überlegene Kraft des Mannes in den Dienst ihrer Verteidigung gestellt und in der Stammesgemeinschaft diese Verteidigungspflicht auf alle ihre Schutzbedürftigen ausgedehnt. Bei Aufgabe des Nomadentums tritt dann noch die Verteidigung des heimischen Bodens hinzu, und es entsteht der Begriff des Vaterlandes, für das unsere wehrpflichtigen Männer ins Feld ziehen, ohne deshalb die Überzeugung aufgeben zu müssen, daß sie auch für Weib und Kind und den eigenen Herd, also auch im Dienst ihrer Familie, ihr Leben in die Schanze schlagen.

*) Helene Lange: „Die Dienstpflicht der Frau" in der Monatsschrift „Die Frau", Juli 1915.

**) Prof. Dr. Friedrich Zimmer: „Frauendienstpflicht", Nr. 13 der Hefte für Lebenserziehung. Prof. Zimmer unterscheidet dort eine direkte und eine indirekte Leistung. Das scheint mir willkürlich, denn wenn man fragt, welche Leistung für den Bestand des Staates, die des Mannes, oder die der Frau, die primäre ist, so ist es die der letzteren, denn wenn sie dem Staat nicht die Staatsbürger schenkt, sind auch keine da, ihn zu verteidigen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese Entwicklung haben die Frauen an ihrem Teil nicht mitgemacht. Noch jetzt kennen sie eine Verpflichtung zur Mutterschaft n u r im Interesse der Familie, nicht im Interesse des Staats, und auch der Staat selbst bezeugt durch keinerlei Anerkennung der Mutterschaftsleistung sein Interesse an ihr. Deshalb fand auch auf der Hinterbliebenentagung zu Berlin der Vorschlag, man möge den kinderreichen Kriegerwitwen, damit kein Broterwerb sie ihren Mutterpflichten entzöge, die eigenen Kinder von Staatswegen in Pflege und Erziehung geben und sie dafür entlohnen, wenig Beachtung. Und doch klang er wie eine Fanfare! Die Frau in ihrer mütterlichen Tätigkeit Dienerin des Staates, ihm verantwortlich, aber dann auch natürlich von ihm dafür vorgebildet, welch deutsche Lösung des Problems der Erziehung durch den Staat*)!

Der Wille zur Mutterschaft wird heutzutage in weitestem Maße vom eigenen Behagen und Vorteil oder von einem falsch verstandenen Familieninteresse abhängig gemacht**). Das hat einen Geburtenrückgang zur Folge, der die Zukunft unseres Volkes aufs schwerste bedroht. Geben wir deshalb der Mutterschaftsleistung die ihr zukommende Bedeutung einer hohen, staatsbürgerlichen Pflicht, indem wir unsere weibliche Jugend zu einem Jahr ernstester und gründlichster Vorbereitung darauf zwingen. In das Licht großer, allgemeiner Zusammenhänge gerückt, von der Weihe vaterländischer Hingabe umflossen, wird dieser Begriff vom Wesen der weiblichen Dienstpflicht einen für alle Mädchen gleich faßlichen ethischen Gehalt haben und dem weiblichen Dienstjahr einen für Alle gleichen und gleichwertigen Inhalt geben.

Man wende hier nicht ein, daß zur Mutterschaft berufen nicht auch zur Mutterschaft erwählt sein heißt, da mehr als 33% unserer Mädchen nicht zur Ehe gelangen! Auch unsere wehrhaft gemachten Männer gelangen nicht alle dazu, das für den Krieg Erlernte im Kriege anzuwenden! Und doch kommt ihre Ausbildung dem Staat zugut, der auch für seine Friedensarbeit geistig und körperlich wohldisziplinierte Kräfte braucht. Wo aber würde der Frau die Durchbildung ihrer mütterlichen Anlagen und Fähigkeiten hindernd im Wege stehen?

Es ist auch schon einmal eine zwangsweise Vorbereitung auf den Mutterberuf gefordert worden. Frau Henriette Goldschmidt verlangte

---

*) Die Tatsache, daß die Familie, wie sie uns die Großstadt heute zeigt, nicht mehr den geeigneten Boden für eine gedeihliche Entwicklung des Kindes abgibt, läßt Hulda Maurenbrecher („Die neue Auffassung von Mutterpflicht" in „Mutterschaft" von Adele Schreiber) eine Gemeinschaftserziehung des Kindes von klein auf durch pädagogisch besonders geschulte Kräfte fordern. Also Ausschaltung der von Natur zur Jugendbildnerin berufenen Mutter durch den Staat anstat deren Einbeziehung in die Neuorganisation der Jugenderziehung durch ihn.

**) Vgl. hierzu den Aufsatz „Die Mehrung unseres Nachwuchses" von Richard Pichottka (Vortrupp 1915 Nr. 24). Pichottka tritt der oben erwähnten Auffassung entgegen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Anfang der siebziger Jahre einen allgemeinen Dienst der Frauen im Kindergarten. Daß dies zeitlich mit dem Krieg zusammentraf, ist kein Zufall. Das große Sterben hebt Wert und Bedeutung der lebenschaffenden und lebenerhaltenden Kräfte im Staat und zeigt seine Abhängigkeit von ihnen von neuem auf. Aber auch zwei andere Auslegungen, die das Wesen der weiblichen Dienstpflicht in unseren Tagen erfuhr, dürfen nicht den Anspruch auf Originalität erheben. Die Forderung eines allgemeinen Frauendienstes in der Krankenpflege, die ein österreichischer Gesetzentwurf über den Kriegssanitätsdienst der Frauen*) von 1913 zuletzt formuliert hat, wird schon 1794 von Frau Tallien**) geb. Theresia Cabarru-Fontenay beim Nationalkonvent zu Paris gestellt. Damit gilt Frau Tallien als Urheberin des Gedankens der weiblichen Dienstpflicht überhaupt. Es folgt die Forderung eines sozialen Frauendienstes im Jahre 1820, wo der deutsche Pastor Klönne***) einen zweijährigen Dienst der Frau in der kirchlichen Gemeindepflege vorschlägt. Heute ist Helene Lange die überzeugteste Vertreterin der Auffassung, daß nur in der ehrenamtlichen Wohlfahrtsarbeit das Wesen der weiblichen Dienstpflicht zu suchen sei. Aber ein Ausgleich für den Heeresdienst des Mannes kann diese Verpflichtung schon darum nicht sein, weil auch der Mann ihr unterworfen ist. Dazu macht sie eine einheitliche Vorbildung unserer weiblichen Jugend im Dienstjahr unmöglich. Helene Lange fordert auch für alle aus der Volksschule hervorgegangenen Mädchen einen hauswirtschaftlichen Unterricht und nur für die Mädchen wirtschaftlich besser gestellter Kreise einen Unterricht in sozialer Hilfsarbeit, wobei sie die hauswirtschaftlichen Kenntnisse zur Voraussetzung macht. Das bedeutet nichts anderes als einen zweijährigen Dienst gerade für die Mädchen, denen eine lange Schulzeit und eine langwierige Berufsvorbereitung sowieso schon einen Abschluß ihrer Berufsbildung vor der Ehe erschweren. Wie nötig aber auch für sie ein solcher ist, das zeigt uns heute die in Kriegsnot geratene gebildete Frau in ihrer Hilfslosigkeit besonders deutlich. Zu bedenken ist auch, daß Dr. Alice Salomon noch im Jahre 1913 einen Zwang zu sozialer Arbeit „als ihrer Natur nicht angemessen" ablehnt. Nun ist freilich auch die Mutterschaftsleistung von zarten, verborgenen Kräften der Seele abhängig, die nur „in Freiheit und Selbstbestimmung sich entwickeln können". Aber jedes unverbildete Mädchen sieht ja in Ehe und Mutterschaft ihre Lebenserfüllung und wird eine Vorbereitung darauf nicht als lästigen Zwang empfinden, wenn ihr Verantwortlichkeitsgefühl geweckt ist. Ja, erst die Frau, die sich mit dem Brennpunkt ihres Wesens, ihrer Mütterlichkeit, dem Staat verpflichtet weiß, wird auch in einer anderen als der

*) Heft 20 der „Volksgesundung durch Erziehung". Herausgeber Friedrich Zimmer.
**) Ebenda.
***) Dr. Alice Salomon: „Soziale Dienstpflicht". In Zeitschrift für Armenwesen. 1913. S. 275—83.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eigenen mütterlichen Tätigkeit amtlich oder ehrenamtlich ihre Dienstpflicht sehen.

Neben Helene Langes Vorschlag, dem Dienstjahr des größeren Teils unserer weiblichen Jugend einen hauswirtschaftlichen Inhalt zu geben, erscheint noch die vielvertretene Forderung eines allgemeinen hauswirtschaftlichen Dienstjahres. Sie hat keine so alte Vergangenheit wie die bisher genannten Forderungen, denn sie ist erst zu der Zeit entstanden, wo der Privathaushalt die Wandlung vom Produzenten seiner eigenen Bedürfnisse zum Konsumenten gewerblich hergestellter Waren schon vollzogen und damit viele Frauenkräfte als überflüssig in einen außerhäuslichen Beruf hineingetrieben hatte. Die daraus folgende Entwertung der Hausfrauenarbeit schien jede Schulung dafür überflüssig zu machen, und der aufgezwungene Broterwerb machte sie wohl auch oft unmöglich. Zum Schaden des Staats, dem die schlechte Wirtschaftsführung seiner Frauen fortlaufend ungeheuere Werte vernichtete. Trotzdem brachte erst das Hinüberspielen des Krieges auf das wirtschaftliche Gebiet durch England, das Sieg oder Niederlage zu einem Bruchteil von der Haltung unserer Hausfrauen abhängig macht, der Forderung nach einem hauswirtschaftlichen Dienstjahr von allen Seiten Unterstützung. Aber dürfen wir nicht auch hier erst dann von der Frau eine Unterordnung ihrer privatwirtschaftlichen Interessen unter die volkswirtschaftlichen erwarten, wenn sie sich in ihrer Muttereigenschaft nicht einzig der Familie, sondern mehr noch dem Staat verpflichtet fühlt?

Übrigens lassen die meisten dieser Entwürfe die Vorbildung für den Mutterberuf nicht ganz außer acht; nur daß sie diese an zweiter oder dritter Stelle setzen und somit den Mutterberuf nicht als eigentlichstes Wesen der weiblichen Dienstpflicht begreifen*).

Natürlich ist mit dem Mutterschaftsdienst, den die Frau dem Staat daheim oder öffentlich leisten soll, ihr Pflichtenkreis weder für den Krieg noch für den Frieden abgeschlossen. Die ungeheueren Kulturaufgaben, die das künftige Deutschland unserem Volke stellen wird, verlangen für sich dieselbe weise Ökonomie der Kräfte, wie sie uns durch die großen Anforderungen des Krieges augenblicklich aufgezwungen wird. Diese Ökonomie der Kräfte kann nur in einem freien Wettbewerb von Mann und Weib auf allen Gebieten geistigen und wirtschaftlichen Lebens bestehen, ausgenommen den beiden: Mutterschafts- und Waffendienst, wo die Natur jedes Geschlecht auf seine Art dem Staat dienstpflichtig macht. Freien Wettbewerb durch gleiche Vorbildung, gleiche Entlohnung, damit allein

*) Prof. Zimmer, „Frauendienstpflicht" in Lebenserziehung Nr. 13. Marie v. Schmidt verlangt in ihrem „Mutterdienst", Leipzig, Felix Dietrich 1907 ein Frauendienstjahr, dem der Unterricht der preußischen Hebammenschulen zugrundegelegt werden soll. Erst das letzte Vierteljahr davon darf der Säuglingspflege gehören. Eine wirkliche Vorbildung auf den Mutterberuf ist das natürlich nicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die bessere Eignung, nicht Vorurteil noch Unterbietung die Arbeitsteilung regelt. Denn das „Eindringen" der Frau in die sogenannten „männlichen" Berufe ist in Wirklichkeit nur das berechtigte Verlangen nach einem Anteil an ihrem früheren Besitz. War sie doch einstmals Priesterin und Ärztin, Landwirtin und Erfinderin fast aller Gewerbe, solange deren Ausübung im Rahmen des Hauses blieb, und ihre Schöpferkraft bewundern wir noch heute in jeder alten Volkskunst. Will sie sich also nicht berauben lassen, so muß sie diesen Berufen aus dem Hause folgen, ebenso wie sie sich von der sozialen Arbeit aus dem Hause rufen läßt, um nicht auch ihr ureigenstes Gebiet, das der Charitas, in andere Hände auszuliefern*). Eine gesunde Fortentwicklung auf dieser Linie ist aber auch nicht nur im Hinblick auf die künftige Friedensarbeit die Pflicht der Frau; nur auf diesem Wege wird sie auch ihre Kriegspflicht ganz erfüllen können. Heute ist eine umfassende Mobilisierung der Frauen bei Ausbruch des Krieges daran gescheitert, daß sie nicht genügend vorgebildet waren, um die Männer in ihrem bürgerlichen Beruf zu ersetzen, von denen deshalb Tausende, zum Schaden unserer Wehrkraft, in Fabrik und Werkstatt, Bureau und Amtsstube ihren Kriegsdienst leisten müssen. Das darf nicht wieder sein. Der immer wiederholte Einwand aber, daß ein freier wirtschaftlicher Wettbewerb die Eheschließungen erschweren könnte, braucht uns nicht zu erschrecken. Eine solche Ökonomie der Kräfte, die aus jedem Arbeitsgebiet hinausdrängt, was darin nicht das Höchstmögliche leistet, ist auch das Prinzip der Maschine, und doch verringert sie die Arbeitsgelegenheit nicht, sondern steigert sie ins Ungeheuere. Daß aber unsere weibliche Jugend in einer Berufs- und Erwerbsarbeit nicht ihr einziges und letztes Ziel sieht, dafür wird dann das ihr auferlegte Dienstjahr sorgen, das ihr die eigentliche Bestimmung ihres Geschlechts in ihrer ganzen Würde und Bedeutung zeigt und jeder Erwählten zur höchsten Pflicht macht. Sache des Staats ist nur, durch einen weisen Mutterschutz und ein gesundes Heimstättenrecht dem neuen Mutterdienst den Boden zu bereiten.

Deutschlands Schicksalsstunde schlägt; es wird seine kommende Weltmission nur erfüllen können, wenn es seine Frauen in ihrer Dienstpflicht zu mütterlichen Priesterinnen des Staates weiht, die ihm für Krieg und Frieden einen starken, kampf- und arbeitsfrohen Nachwuchs sichern, in Krieg und Frieden alles Hilflose, das er umschließt, versorgen und sie in Krieg und Frieden zu ebenbürtigen Arbeitsgenossinnen seiner Männer macht.

---

*) Prof. Zimmer (Frauennot in Heft 10 der Volksgesundung durch Erziehung) wünscht die Frauen auf die Pflegetätigkeit, Erziehungstätigkeit und Wirtschaftstätigkeit beschränkt zu sehen. Aber unsere 13 Millionen erwerbender Frauen lassen sich nicht in diesen Gebieten unterbringen und sind auch an ihrer Stelle nicht ersetzbar.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

II.

Inhalt des Dienstjahrs.

Vorstehende Beantwortung der Frage nach dem Wesen der weiblichen Dienstpflicht will jede gesunde deutsche Frau zum Mutterschaftsdienst an eigenen oder fremden Kindern verpflichten. Der Mutterschaftsdienst an fremden Kindern soll auch durch eine fürsorgerische amtliche oder ehrenamtliche Tätigkeit anderer Art ersetzt oder, wenn erforderlich, in eine wirtschaftliche Leistung*) umgewandelt werden können. Die Dienstpflicht würde in der Ausbildungspflicht und der Dienstpflicht selbst bestehen. Die Ausbildungspflicht würde in die Zeit vom vollendeten 18. bis zum vollendeten 25. Lebensjahre fallen, und sich an die obligatorische Fortbildungsschule, Frauenschule, das Oberlyzeum und Gymnasium anschließen. In dem genannten Zeitraum müßten das Dienstjahr und zwei je sechswöchentliche Übungen abgeleistet werden. Die eigentliche Dienstpflicht würde sich vom 25. bis vollendeten 45. Lebensjahr erstrecken. Der von Prof. Zimmer in seiner Abhandlung „Frauendienstpflicht" gemachte Vorschlag, die Mädchen, die gleich den Einjährigen ihren Unterhalt selbst bestreiten, zur Ableistung ihrer Dienstpflicht Frauendienstheimen zuzuweisen, den anderen aber ihre praktische Unterweisung in einer Frauendienststelle (Privathaushalt) und den theoretischen Unterricht in einer Frauendienstschule geben zu lassen, würde allein die Durchführung eines allgemeinen Dienstjahrs ermöglichen, da nie die nötige Zahl von Anstalten mit dem nötigen Kindermaterial zu beschaffen wäre, um 600 000 Dienstpflichtige auf einmal auszubilden. Der Unterricht im Frauendienstheim müßte 8 Monate Säuglingspflege, Kleinkinderpflege und Kindergartenbeschäftigung und 4 Monate ausschließlichen Küchendienst umfassen. Letzterer zur Erwerbung der nötigen Kenntnisse in der Bereitung einer einfachen gesunden Nahrung, wie sie der junge Körper bei seinem Aufbau braucht. Hausarbeit, Waschen, Plätten und Nähen aber würden schon im Dienst am Kind erlernt. Dienstpflichtige im eigenen Heim ausbilden dürften natürlich nur Frauen, die ihr Dienstjahr im Frauendienstheim mit einem gut bestandenen Examen abgeschlossen und in den darauf folgenden je sechswöchentlichen Übungen ihre Lehrbefähigung bewiesen hätten und die Mutter eines Säuglings und anderer Kinder unter 6 Jahren wären. Sie unterständen der Kontrolle des Frauendienstamts (aus den Lehrerinnen des Frauendienstheims und der Frauendienstschule gebildet), das ihnen die Dienstpflichtigen zuwiese. Eine Entschädigung für den erteilten Unterricht würden sie nicht erhalten, da ihnen ja die Arbeitsleistung der Dienstpflichtigen zugute käme. Der nebenher laufende theoretische Unterricht in der Dienstschule würde Gesundheitslehre, Erziehungslehre und Nahrungsmittellehre umfassen, und für Bürgerkunde und Volks-

*) Im Kriegsfall Vertretung der heerespflichtigen Männer in ihrem Beruf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wirtschaftslehre, die schon durch 2 Jahre im Unterrichtsplan der vorher besuchten Schule einbegriffen sein müßten, den Abschluß bringen (staatsbürgerliche Pflicht der Frau, Wechselwirkung von Privatwirtschaft und Volkswirtschaft).

Frauendienstheime wären auch auf dem Lande zu gründen; für die Besitzertöchter, die nur Volksschulbildung haben, wäre eine Vorklasse anzufügen, die ihnen die nötige Vorbildung für den Unterricht im Dienstheim geben würde. Auch könnte dem Dienstheim eine Fortbildungsklasse für diejenigen Mädchen aufgesetzt werden, die noch nach einer höheren Allgemeinbildung und Vertiefung des im Dienstjahr Gelernten streben. Also eine Art ländliche Frauenfortbildungsschule. Auch wer hier mit einem guten Abgangszeugnis entlassen würde, müßte die Berechtigung haben, ländliche Dienstpflichtige, die den Besuch des Dienstheims nicht bestreiten können, bei sich auszubilden. Den theoretischen Unterricht würden die von ihnen auszubildenden Dienstpflichtigen unentgeltlich im Frauendienstheim erhalten.

Alle Vorkämpfer der weiblichen Dienstpflicht, die in dem Kasernenbetrieb*) das Hauptmoment zur Heranbildung des Gemeinsinns und Erlernung der Disziplin sehen, werden sich mit dieser Form des Dienstjahres nicht zufrieden geben; aber wird es nicht fast ebenso wichtig sein, den Mädchen, die von der Schule in den Fabrik- oder Ladenbetrieb übergehen und von daheim vielleicht nur die Schrecken eines schlecht geleiteten Hauswesens und einer schlecht geleiteten Erziehung kennen, die Harmonie eines Heims erfahren zu lassen, in dem planvolle Leitung auch großen Anforderungen gerecht zu werden vermag? Die Dienstkleidung, die die Mädchen Sonntags und Alltags zu tragen verpflichtet wären, würde sie ihren Vorgesetzten unterstellen, wo sie sich auch zeigten, und die strengen Vorschriften, die in bezug auf Pünktlichkeit, Gehorsam und Ordnung erfüllt werden müßten, die Strafen, die auf deren Übertretung stehen könnten, und die Aussicht, bei nicht bestandenem Examen**) länger dienen zu müssen, würden eine strenge Schule bilden. Den Geist der Hingabe aber vermittelt auch beim Militär das Beispiel des Vorgesetzten, oder er wird durch die Inanspruchnahme der Kräfte bis zum äußersten und die Treue im kleinen geweckt. Das alles aber kann auch im Dienst am Kind und im engen Rahmen des Hauses gelernt werden, wenn es im Licht der Verantwortung gegen den Staat geschieht.

---

*) Hans Eschenbach: „In die Kaserne mit der Frau". Käthe Schirmacher: Frauendienstjahr.

**) Die im Privathaushalt ausgebildeten Dienstpflichtigen hätten dasselbe Examen wie die in Frauendienstheimen Ausgebildeten abzulegen, das sie, wenn gut bestanden, ebenfalls zur Ausbildung Dienstpflichtiger im eigenen Haushalt berechtigen würde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie ließe sich nun das Dienstjahr möglichst schnell einführen? Es müßte eine Kommission von Sachverständigen auf dem Gebiete der Säuglings- und Kinderpflege und der Hauswirtschaft einberufen werden, um das Pensum in jedem Fach aufs genaueste abzugrenzen und ein Lehrbuch für den gesamten Unterricht herauszugeben. Die nötigen Frauendienstheime würden innerhalb zweier Jahre wohl schon zur Verfügung stehen, da viele unserer wirtschaftlichen Fortbildungsanstalten für junge Mädchen bereit sein würden, sich ihren Anforderungen anzupassen. So könnte in 2 Jahren der Besuch der Frauendienstheime obligatorisch gemacht werden. Und mit der steigenden Anzahl zur Ausbildung berechtigter Frauen würde sich auch der Kreis der Mädchen, die zur Dienstpflicht herangezogen werden können, immer mehr erweitern, bis die allgemeine Dienstpflicht unsere gesamten Frauen zu bewußten hingebenden Staatsbürgerinnen macht.

Helene Passow.

Gefährdung der Jugend in der Kriegszeit.

Seit dem Jahre 1906 besteht in Hamburg der Verein „Kinderschutz und Jugendwohlfahrt E. V.", dessen vorbildliche und fruchtbare Arbeit von allgemeinem Interesse ist. An den Schützlingen des Vereins kommen begreiflicherweise die Einflüsse, die der Krieg auf Kinder und Jugendliche ausübt, in besonders klarer Weise zur Anschauung. Auch unsere Leser außerhalb Hamburgs wird die Darstellung dieser Einflüsse, die ja für alle Großstädte allgemeingültig sind, sicher in hohem Maße fesseln. **Vortrupp.**

In der letzten Vorstandssitzung des Vereins „Kinderschutz und Jugendwohlfahrt E. V.", dem ich seit seiner Gründung angehöre, wurde die Frage aufgeworfen, in welcher Weise der Weltkrieg die Arbeit unseres Vereins beeinflußt hat, und ich wurde mit der ehrenvollen Aufgabe betraut, über dieses Thema einige Mitteilungen zu machen. Ich möchte nun von vornherein zwischen der gefährdeten Jugend und der Jugend im allgemeinen, die auch durch den Krieg gefährdet sein kann, unterscheiden.

Unter der gefährdeten Jugend verstehe ich die Kinder und Jugendlichen, deren sich der Verein „Kinderschutz und Jugendpflege" annimmt. Im Jahre 1915 kamen 2170 Fälle zur Behandlung gegen 1876 im Vorjahre. Dem Verein wurden 1605 Jugendliche und 1472 Kinder zugeführt, also 3077 im ganzen gegen 2762 im Jahre 1914.

Die Zahl der sich Ende Dezember 1915 in Schutzaufsicht befindenden jugendlichen Personen betrug etwa 3300. Die Schutzaufsicht wird in Hamburg durch die Angestellten des Vereins und ehrenamtliche Mitarbeiter ausgeübt, deren Gesamtzahl 570 beträgt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese stattlichen Zahlen sprechen eine beredte Sprache; sie zeigen die Hingabe an einen Kampf hinter der Front, der für unser Vaterland von hoher Wichtigkeit ist, da er der Zukunft unseres Volkes, unserer Jugend, dient, und zwar der gefährdeten Jugend, die dieses Dienstes am meisten bedarf.

Unter den 3077 jugendlichen Personen befinden sich schätzungsweise 2000, die als anormal zu bezeichnen sind, und die ich nunmehr vom ärztlichen Standpunkte aus einer kurzen Betrachtung unterziehen möchte.

Anormal nennen wir, was nicht alltäglich ist, was sich vom Durchschnitt unterscheidet, und zwar hinsichtlich der geistigen Begabung. Anormal ist nicht nur der geistig Arme, sondern auch der geistig Reiche. Der Sprachgebrauch hat indessen entschieden, daß wir einen Menschen nur dann anormal nennen, wenn er in geistigen und sittlichen Eigenschaften vom mittleren Durchschnitt nach unten hin abweicht.

Auch die Geisteskranken könnte man zu den Anormalen rechnen. Indessen hat auch hier der Sprachgebrauch entschieden: die geistig Anormalen stehen auf der Grenze zwischen Krankheit und Gesundheit und stellen leichtere Störungen dar, während die schweren Störungen Geisteskrankheiten genannt werden. Die Grenzen geistiger Gesundheit und Krankheit sind äußerst schwierig festzustellen. Die Verstandes-, Gemüts- und Willenseigenschaften sind je nach der Umgebung und Erziehung eines Kindes sehr verschieden; man denke nur an die Auffassungsgabe und an den Vorstellungskreis eines Dorfjungen, verglichen mit dem eines Großstadtjungen.

Neuerdings hat die Experimentalpsychologie es sich zur Aufgabe gestellt, die Kindesseele in planmäßiger Weise zu erforschen, um festzustellen, was man unter der Norm versteht, und welche Eigenschaften und Leistungen ein durchschnittlich begabtes Kind aufzuweisen hat. Die Hamburger sind stolz darauf, daß sie in ihren Mauern ein Institut für Jugendkunde besitzen, dessen Einrichtung sie dem leider zu früh dahingegangenen genialen Prof. Neumann zu verdanken haben.

Die unserem Verein zugeführten anormalen Kinder und Jugendlichen kann man in mehrere Gruppen einteilen.

I. Die Schwachsinnigen oder Debilen:
   a) intellektuell,
   b) moralisch.
II. Die Psychopathen.
III. Die Hysterischen.
IV. Die Nervösen.
V. Die Epileptiker.

Aus Rücksicht auf den mir zur Verfügung stehenden Raum kann ich mich nur auf eine kurze Charakteristik der ersten zwei Hauptgruppen einlassen.

Der stärkste Grad des Schwachsinns ist die Idiotie, der mittlere die Imbezillität, der leichteste die Debilitas.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Während die zu den beiden ersten Gruppen gehörenden Kinder in der Regel anstaltsbedürftig sind, nehmen gerade die Schwachbegabten oder Debilen unsere Hilfe in Anspruch, da sie die größte Schwierigkeit haben, sich im Lebenskampf allein zu behaupten. Einerseits wird es ihnen schwer, das Gelernte zu verwerten, andererseits sind sie leicht beeinflußbar und leichtgläubig, eine Folge ihrer mangelhaften Urteilskraft; endlich zeigen sie oft große Reizbarkeit und Neigung zu Wutausbrüchen.

Von dem Direktor eines heilpädagogischen Kinderheims wurde der Satz aufgestellt, daß die ethischen Defekte bei den Debilen um so stärker hervorträten, je geringer die intellektuelle Schwäche wäre, so Gefühlsroheit, Schamlosigkeit, Mangel an Pflichtgefühl, Eitelkeit und ähnliche Unarten. Diese Behauptung suchte neuerdings eine Hilfsschullehrerin in Genf auf Grund mehrjähriger Erfahrungen an Hilfsschulkindern zu widerlegen. Ihren Ausführungen trat der Stadtschulinspektor Henze, der Herausgeber der „Hilfsschule", im Januarheft dieses Jahres bei, indem er seine Begründung folgendermaßen zusammenfaßte: „Die Erfahrung lehrt allerdings, daß sittliche Mängel und Vergehen bei den geistesschwachen Kindern der Hilfsschule verhältnismäßig häufiger vorkommen, als bei den normalen. Es ist aber damit noch nicht bewiesen, daß ein ausgesprochener Hang zum Schlechten im Wesen des schwachsinnigen Kindes als solchem begründet liege, mit der Geistesschwäche leichteren Grades unbedingt und in jedem Falle verbunden sei. Der Tatbestand ist vielmehr der, daß in der Mehrzahl der Fälle Kinder, die nach ihrer sittlichen Anlage eine ausgesprochene Tendenz weder zum Guten noch zum Bösen besitzen, nach der Seite des Bösen hingedrängt werden, weil sie fortgesetzt der Beeinflussung zum Schlechten ausgesetzt sind, oder daß doch die Beeinflussung zum Guten, die sie zum Beispiel in der Schule erfahren, der Beeinflussung zum Schlechten durch Elternhaus und Großstadtstraße nicht entfernt das Gleichgewicht zu halten vermag. Daß dem so ist, erhellt deutlich aus der Tatsache, daß in vielen Fällen Kinder, die sittlich bereits stark auf abschüssige Bahnen geraten waren, ihr Verhalten überraschend schnell zum Besseren wandeln, wenn sie zeitig genug, ehe das Schlechte sich durch jahrelange Gewöhnung bei ihnen festgesetzt hat, in sittlich und erziehlich einwandfreie Verhältnisse verpflanzt werden."

Henze hebt noch besonders hervor, daß man neben den wenigen Fällen von ausgesprochener moralischer Minderwertigkeit in der Hilfsschule zahlreiche Kinder findet, die nach ihrer sittlichen Anlage hin als gutgeartet sich erweisen und in ihrem gesamten Wesen lobenswerte Eigenschaften an den Tag legen; so betonte er besonders ihre Anhänglichkeit für die Schule und Lehrer und Lehrerinnen und ihr gutes Verhalten gegen Eltern und Geschwister. Kurz, es liegt nach ihm gar kein Grund vor, daß geistige und moralische Minderwertigkeit sich wechselseitig bedingten.

Gefahren und Schwierigkeiten bestehen für die sittliche Entwicklung der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Debilen zweifellos, und die schulentlassenen Hilfsschüler bedürfen notwendig einer ihrer Eigenart gerecht werdenden Jugendfürsorge und Jugendpflege.

Eine zweite große Gruppe schwer erziehbarer Kinder bilden die psychopathischen Konstitutionen. Diese zeigen keinen intellektuellen Schwachsinn, sondern Störungen auf dem Gebiete des Gefühlslebens, des Willens, der Phantasie. Hierher gehören auch viele Epileptiker, Hysterische und schlechthin Nervöse. Allen ist eine große Ungleichmäßigkeit der seelischen Funktionen gemeinsam. Man nannte diese Individuen auch die Disharmonischen, das heißt die Unausgeglichenen, in sich Zerrissenen. Die Psychopathien sind wie der Schwachsinn angeboren, oder durch Hirnkrankheit, Kopfverletzung, Alkoholismus und so weiter erworben.

Es gibt aber auch nicht belastete Kinder mit ähnlichen Symptomen, die sich unter dem Einfluß der Verwahrlosung und der mangelhaften Erziehung entwickelt haben. Da im kindlichen und jugendlichen Alter eine gewisse Unausgeglichenheit, jäher Stimmungswechsel und Wutanfälle noch im Bereich des Normalen liegen, so ist die Diagnose der psychopathischen Konstitution nur vom Arzte zu stellen.

Man hat die Psychopathen in verschiedene Gruppen eingeteilt, deren Charakter schon aus der Bezeichnung hervorgeht:

1. Die Indolenten, 2. die Heruntergestimmten (Depression), 3. die Erregten (Manischen), 4. die mit periodischem Stimmungswechsel Behafteten (Periodiker), 5. die Affektmenschen (Angstaffekt, Zornaffekt), 6. die Triebhaften (Trieb zum Davonlaufen, Wandertrieb, Trieb zum Vagabundieren, Unvermögen, in geordneten Verhältnissen auszuhalten, das zum Verlassen von Stellungen führt, Zwangsimpulse wie Kleptomanie, Brandstiftungstrieb, Mordtrieb), 7. die Haltlosen (Instabile, Augenblicksmenschen, Spielball äußerer Einflüsse, unberechenbaren Stimmungswechseln Unterworfene), 8. die Verschrobenen, 9. die Phantasten und Lügner, 10. die Zwangskranken (Personen mit Zwangsvorstellungen der verschiedensten Art, zwangsmäßiges Ausstoßen gotteslästerlicher oder unanständiger Worte, Grübelsucht, Zwangslachen, Berührungssucht, Errötungssucht), 11. die moralisch Minderwertigen (Grausamkeit, Gemütsroheit), 12. die geschlechtlich Anormalen.

Viele psychopathische Jugendliche fallen natürlich dem Verbrecher- und Vagabundentum anheim oder geraten auf andere Abwege, wenn sie nicht durch rechtzeitiges Eingreifen und Betreuen davor bewahrt werden.

Es würde zu weit führen, hier noch auf die hysterischen, epileptischen und nervösen Jugendlichen einzugehen; es genügt, hervorzuheben, daß sie denselben Gefahren ausgesetzt sind wie die Psychopathen.

Welchen Einfluß hat nun der Weltkrieg auf diese gefährdete Jugend ausgeübt?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus den anfangs angeführten Zahlen ist zu ersehen, daß eine entschiedene Zunahme der Vereinsarbeit stattgefunden hat. Der Grund ist aber nicht der Krieg, sondern die Tatsache, daß die Oberschulbehörde unserer Geschäftsstelle die aus den Hilfsschulen und unteren Volksschulen Entlassenen neuerdings zuweist.

Sieht man von dieser Zunahme ab, so war die Arbeit des Vereins im Jahre 1915 nicht viel größer als in den vorhergehenden Jahren. Doch scheint durch den Krieg eine Verschiebung der Arbeit eingetreten zu sein, und zwar in der Hinsicht, daß einmal die Kindermißhandlungen seltener geworden sind und dann die Unterbringung von psychopathischen Kindern in Erziehungsanstalten sich gehäuft haben, weil der Vater eingezogen ist, und die Mutter sich der Erziehungsaufgabe nicht gewachsen gezeigt hat.

Das Gleiche traf bei einer Anzahl von Jugendlichen zu, die sich in den sogenannten Flegeljahren befanden und der Mutter die Erziehung durch ihr rüdes Verhalten unmöglich machten. Hierfür ein in mancher Hinsicht lehrreiches Beispiel, das für häufige Fälle bezeichnend ist.

Flegelhafter Jugendlicher. Vater eingezogen. Die nervöse Mutter vermag den Jungen nicht zu regieren. Unsere Schutzaufsicht stellt ein leidliches Verhältnis zwischen Sohn und Mutter her.

Der Jugendliche G. Z. wurde im Dezember 1899 geboren. Der Vater ist Vize eines großen Hauses am Jungfernstieg. Er wurde im Januar 1915 zum Militär eingezogen. Seitdem versieht die Mutter die Geschäfte des Vizen. Sie ist den Anforderungen des Postens aber wohl nicht recht gewachsen. Die Frau ist körperlich nicht allzu kräftig. Sie hat zwei Kinder im Hause, ein zwölfjähriges und den hier in Betracht kommenden sechzehnjährigen Gustav, der die Volksschule besucht hat und aus der zweiten Klasse konfirmiert worden ist. Nach der Konfirmation wurde er Arbeitsbursche. Er hat seit einiger Zeit eine Stelle in einem Geschäft am Gänsemarkt. Der Junge ist in den letzten Jahren immer etwas flegelig gewesen, doch hielt ihn der Vater gehörig im Zaume. Nach der Einziehung des Vaters wurde das anders. Die Mutter war dem Jungen nicht gewachsen. Es bildete sich daher recht bald ein Mißverhältnis heraus, um so mehr, als die Mutter von dem Jungen verlangte, daß er vor und nach seiner Tagesarbeit, also am frühen Morgen und späten Abend, gewisse Arbeiten leiste, die sein eingezogener Vater früher geleistet hatte. So sollte er unter anderem im Kellergeschoß die Öfen heizen und ihnen Koks zutragen, was keineswegs leichte Arbeiten waren. Der Junge benahm sich der Mutter gegenüber in aufsässigster Weise, und die Frau, die nicht mehr wußte, was sie tun sollte, kam klagend in unsere Geschäftsstelle. Den Ermahnungen unseres Helfers gelang es, den Jungen zu bewegen, gewisse Vizepostengeschäfte mit zu übernehmen. Ein Appell an den Jugendlichen mit dem Hinweis auf die besonderen Zeitverhältnisse blieb nicht ohne Eindruck auf ihn. Auch die Mutter wurde ermahnt, ihrer Nervosität weniger Ausdruck

zu geben und mehr Ruhe an den Tag zu legen. In der ersten Zeit mußten in der Familie wiederholte Kontrollbesuche unseres Helfers vorgenommen werden. Das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn ist seitdem ein leidlich gutes.

Zum Schluß möchte ich noch einen Einfluß des Krieges auf das Seelenleben Jugendlicher anführen, der rein patriotischer Art war. So hielt ein psychopathischer Junge seit Ausbruch des Krieges auf keiner Stelle mehr aus, weil er ins Feld wollte. Ein debiles, 20jähriges Mädchen wollte, als der Krieg ausbrach, als Marketenderin mitgehen.

Während der Kriegszeit haben, wie auch die von anderer Seite gemachten Erfahrungen beweisen, die Zwangserziehungsfälle nicht zugenommen. Dagegen hat eine Vermehrung der Arbeit darin bestanden, daß sehr viel mehr Jugendliche unterzubringen und in Verwahrung zu nehmen waren, als es in Friedenszeiten der Fall war, und zwar aus folgenden Gründen:

Manchmal lebten die Eltern in getrenntem Haushalt und der Vater, bei dem die Kinder waren, wurde eingezogen. So mußten einmal sieben Kinder einer Familie untergebracht werden. Häufig war eine Erkrankung der Mutter die Ursache. In anderen Fällen hatten sich die Mütter in Abwesenheit des eingezogenen Mannes einem unhäuslichen, liederlichen Lebenswandel zugewandt. Auch konnten Mädchen infolge des Krieges manchmal keine Stellen bekommen, und ebenso waren Jungen oft schwer bei Handwerkern unterzubringen, da die Meister einberufen waren. Natürlich verloren manche Jugendliche auch aus demselben Grunde ihre Stellungen, und endlich wurde manches Mädchen durch die Anwesenheit so vieler Krieger auf die schiefe Ebene gebracht und mußte in gesichertere Verhältnisse überführt werden.

Diese Schäden betreffen nun nicht nur die gefährdete Jugend in dem vorhin erwähnten Sinn, sondern beziehen sich auch auf die gesunde Jugend. Es ist allgemein bekannt, wie schwierig sich die Schulverhältnisse durch den Krieg gestaltet haben, weil so viele Lehrer eingezogen wurden oder freiwillig zu den Fahnen eilten.

In den höheren Schulen Hamburgs wurden 212 Hilfskräfte eingestellt, darunter 140 Lehrerinnen. Auf diese Weise wurde es ermöglicht, daß die Stundenzahl nicht wesentlich verringert worden ist. Die Leistungen der Schüler blieben auf einer annähernd gleichen Höhe wie vor dem Kriege; nur in einzelnen Fächern (namentlich in den naturwissenschaftlichen) war durch das Fehlen der Fachlehrer ein Rückgang der Leistungen in einigen Schulen bemerkbar.

Namentlich im Anfang des Krieges wurde das Gemüt und die Phantasie der Schüler mächtig erregt. Es wurde ihnen schwerer, die Gedanken zu konzentrieren, dadurch ließ die Aufmerksamkeit nach. Durch die Länge des Krieges ist Ruhe und Ordnung im Unterricht wieder eingekehrt. In

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den höheren Klassen wurde beobachtet, daß die Leistungen zum Teil zielbewußter geworden sind, und daß mehr Ernst in den Klassen herrsche. Doch wurde bei vielen Mädchen infolge der durch den Krieg bedingten traurigen Ereignisse im Familien- und Bekanntenkreis eine gewisse Nervosität wahrgenommen. Folgen der teilweise stark veränderten Ernährung der Schüler haben sich nicht bemerkbar gemacht, jedenfalls sind durch mangelhafte Ernährung bedingte Krankheiten nicht vorgekommen. In manchen Schulen machten die Kinder sogar infolge der Schulspeisung einen gesünderen Eindruck als früher.

Eine sehr erfreuliche Tatsache ist, daß ein verrohender Einfluß des Krieges nicht festzustellen ist. Es sind nicht mehr Disziplinwidrigkeiten vorgekommen als in Friedenszeiten und schlimme Dinge überhaupt nicht*).

In den Volksschulen haben sich Rückschritte der Leistungen in gewissen Fächern, zum Beispiel im Rechnen, in der Physik und in der Chemie feststellen lassen! In den übrigen Fächern ist kein nennenswerter Nachlaß der Leistungen bemerkbar.

Hamburg kann stolz darauf sein, daß es durch hohe organisatorische Kraft und durch die unermüdliche Arbeit und Hingabe unserer obersten Schulleitung gelungen ist, die heranwachsende Jugend trotz den größten Schwierigkeiten, die sich dieser Aufgabe entgegentürmten, ungefährdet durch diese schwere Zeit hindurchzuführen. Derselbe stählerne Wille, der unsere Truppen im Felde beseelt, herrscht auch hier in der alten Hansestadt, bereit, das wertvollste Heimatsgut, die heranwachsende Jugend, nicht nur vor den Schäden dieser Zeit zu bewahren, sondern sie auch vielseitig zu fördern, so daß sie hoffentlich dem heutigen kampferprobten Geschlecht dereinst ebenbürtig wird.

Prof. Dr. Alfred Saenger.

*) Das hob jüngst bei der Behandlung von Schulfragen im preußischen Abgeordnetenhause auch der preußische Kultusminister hervor.

Rund um uns

Berichtigung. In dem Aufsatze „Ein deutsches Wort für ‚Invalide'" (Vortrupp Nr. 6, S. 188/89) muß es am Schlusse, in der sechsten Zeile von unten, heißen: „dem neuen, dem deutschen Worte" statt „dem einen, deutschen Worte".

Auch sie sind Mütter. Der Artikel von Prof. Dr. Chr. J. Klumker im Vortrupp, Heft Nr. 3 dieses Jahres, „Vergessene Kinder" veranlaßt mich, aus meiner Erfahrung etwas über die Mütter dieser Kinder hinzuzufügen.

Als Leiterin der Mutterhilfe, dem Heim der Deutschen Gesellschaft für Mütter und Kindesrecht E. V. in Berlin, in dem junge, schutzlose Mütter vor und nach der Entbindung Aufnahme finden,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

habe ich in den 4½ Jahren meiner Arbeit dort über 800 junge Mütter und ihre Kleinen in meiner Obhut gehabt. Außerdem waren noch fast 300 werdende Mütter bei mir.

Und wenn ich zurückdenke an alle diese jungen Mütter, die fast immer noch mit dem Worte „uneheliche Mütter" bezeichnet werden, so bin ich glücklich, aus meiner Erfahrung heraus sagen zu können: Auch sie sind Mütter!

Mutter sein, das Wort Mutter im tiefsten Sinne zu verdienen, ist die höchste Würde, die ich mir für einen Menschen denken kann, die Krönung unseres Frauenlebens, die vollkommen zu erlangen so vielfach in unsere eigene Hand gelegt wird. Mutter *werden* viele Frauen; aber Mutter*sein*, ist nicht allen gegeben. Das Muttersein will erworben werden.

Nirgends in der Welt ist der Zusammenhang so von der Natur gegeben, wie bei Mutter und Kind. Die Mutter, wenn sie ein Kind geboren hat, neigt sich, nachdem sie seinen ersten kleinen Schrei gehört hat, voll Liebe über das kleine Wesen, und ihre Augen sprechen, wenn ihr Mund es nicht sagen sollte: es ist mein Kind! Und von dem Augenblick an ist es ihr Kind in ganz neuem Sinne.

Mutterwerden ist ein Wunder. Es kommt nicht immer, wo wir es erwarten, und kommt nicht immer zu der Zeit, da wir es erwarten. Wir müssen mit Liebe und Geduld und Zutrauen auf sein Kommen blicken. Gerade bei unseren Schützlingen ist das Mutterwerden erschwert und in vielen Fällen wird die Weiterentwicklung der Mutterschaft schon dadurch gehemmt, daß Mutter und Kind nicht zusammenbleiben können. Die Mutter wird dann nicht selten nur Ernährerin ihres Kindes und ist froh, wenn es ihr gelingt, es in ein Waisenhaus, in ein Erziehungsstift oder zur Adoption zu geben, weil sie keinen anderen Rat sich wußte. — Auf dem Lande und in kleinen Städten bleiben Mutter und Kind, auch die unverheiratete Mutter mit ihrem Kinde, meistens zusammen. Die Arbeits- und Wohnungsverhältnisse erleichtern das. Die einzelnen Fälle ordnen sich dem Ganzen meistens leicht ein. Anders liegen jedoch die Verhältnisse in der Großstadt. Wie groß die Zahlen sind, mit denen man zu rechnen hat, ergibt die Tatsache, daß in Berlin durchschnittlich jährlich 7—8000, im Jahre 1913 sogar 9508 Kinder unehelicher Geburt standesamtlich gemeldet wurden. Eine erschütternd große Zahl von Kindern, die voraussichtlich unter besonders erschwerten Verhältnissen aufwachsen, eine erschütternd große Zahl aber auch von jungen Müttern, die in den meisten Fällen nicht Mutter sein können und dürfen. Und doch: auch sie sind Mütter, und die Trennung von ihrem Kinde ist nicht Egoismus, Grausamkeit, Leichtsinn oder Herzlosigkeit. Das erlebt man, wenn man ihnen eine Zeit Ruhe, Pflege und Heimat gibt und versucht, ihre Sorgen zu teilen und zu verstehen. Auch die idealste Mutter geht zugrunde im Kampf mit der Not. Und wie dürfen wir von diesen jungen Müttern, die selber oft fast noch Kind sind, die selten eine geschützte und behütete Jugend gehabt haben, starke Sittlichkeit und Größe erwarten? Ich erlaube mir immer erst ein Urteil über sie und ihre Handlungsweise und die Art ihrer Mutterschaft, wenn ich von ihrem Leben weiß. Die natürliche Liebe der Mutter zu ihrem Kinde zum Segen für Mutter und Kind auszunutzen aber erscheint mir als eine der wichtigen, großen Aufgaben, sowohl vom volkswirtschaftlichen wie vom ethischen und sozialen Gesichtspunkte aus. In meiner praktischen Arbeit für meine Mütter und ihre Kinder lernte ich, daß ein Zusammenbleiben von Mutter und Kind viel häufiger zu erreichen ist, als gewöhnlich angenommen wird. Unterstützt von meinem Verein und anderen in ähnlichem Sinne arbeitenden Vereinen, unterstützt auch von einzelnen Freunden, die für unsere Arbeit gewonnen waren, gelang es mir, immer mehr Mittel und Wege zur Erlangung dieses Zieles zu finden. Das Ergebnis war eigentlich immer gut, wenn man den rechten Platz für die junge

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mutter fand. — Eine Zusammenstellung für unseren letzten Jahresbericht ergab, daß vom 1. Juli 1911 bis 1. Oktober 1915 730 Mütter mit ihren Kindern bei mir waren, von denen 467 mit dem Kinde zusammenbleiben konnten. Um eine Aufklärung über die Art des Zusammenbleibens von Mutter und Kind zu geben und zugleich zur Mitarbeit anzuregen, werde ich eine geteilte Aufstellung mit genauer Bezeichnung der Unterbringung folgen lassen.

125 junge Mütter hatten so viel Nahrung, daß sie mit dem Kinde in eine Anstalt gingen oder in ein Kinderkrankenhaus, in dem sie ihr Kind weiter nähren konnten, aber für fremde Kinder noch Milch abdrückten. Sie hatten freien Aufenthalt und Kleidung und erhielten 10—30 M. Gehalt zu. Es ist diese Art, als Amme zu verdienen, die einzige Art, der ich ein Recht zugestehen kann. Abgesehen soll jedoch sein von wenigen Fällen, wo das Leben eines Kindes nur durch Muttermilch erhalten werden kann und die eigene Mutter nicht stillen darf.

98 unserer Mütter gingen mit ihrem Kinde in die Heimat, zu ihren Eltern oder zu Verwandten. In den meisten Fällen konnten wir vermitteln und versöhnend auf die Eltern einwirken.

71 Mütter waren Arbeiterinnen. Sie zogen mit ihrem Kinde in eine von uns vermittelte Wohnung, in der ihr Kind Aufsicht fand, während sie zur Arbeit gingen.

54 junge Mütter gingen von uns aus mit dem Kinde in ein zweites Heim, das ihnen über die 6 Wochen hinaus, die ihnen bei uns in der Regel nur Aufenthalt gewährt werden kann, Obdach bot.

51 Mütter waren verheiratet oder heirateten in der Zeit ihres Aufenthaltes bei uns. Sie gingen in ihre Wohnungen zurück oder gründeten sich ein Heim. Natürlich gingen auch sie weiter ihrer Beschäftigung nach oder suchten sich Heimarbeit.

49 unserer Mütter vermittelten wir Stellung mit dem Kinde, oder die Herrschaft holte Mutter und Kind in die alte Stellung zurück.

19 junge Mütter erhielten ihrer Ausbildung gemäß Stellung als Stütze, Wirtschafterin oder Gesellschafterin mit dem Kinde.

Der Prozentsatz in dieser Vermittlungsarbeit für Mutter und Kind ward von Jahr zu Jahr größer. Im letzten Arbeitsjahre betrug er 75%, in den neun Monaten des neuen Vereinsjahres ist noch wieder eine Steigerung zu bemerken.

Neue Freunde bieten neue Hilfswege, und mein Wunsch, Arbeitsstätten erstehen zu sehen, die Mutter und Kind aufnehmen, das heißt: der Mutter Arbeit geben und dem Kinde in einer Krippe Aufnahme und Bedienung gewähren, geht der Verwirklichung entgegen. Auch in einer Siedlung auf dem Lande fangen wir an, Mütter mit ihren Kindern unterzubringen.

Alle diese Mütter konnten Mütter sein. Ihr Wille hilft uns, wie er denn überhaupt entscheidend für unser Vorgehen ist. Dieser Wille äußert sich oft so stark, daß man beschämt ist, ihm nicht von vorne herein getraut zu haben. Natürlich hält er auch nicht immer stand. Sind aber Mütter, die in geordneten Verhältnissen leben, ihren Frieden und ihre Ruhe haben, oft nicht ebenso? Geht ihnen die Aufgabe nicht auch oft über die Kraft? **Lotte Möller.**

Zur Reform der Arbeitszeit wird uns geschrieben: Mit großem Interesse habe ich den Aufsatz von Volquart Meyer über Reform der Arbeitszeit in Nr. 3 des Vortrupp gelesen. Der Aufsatz ist mir und vielen meiner Kollegen aus der Seele geschrieben. Es wäre gut, wenn der Gedanke einer ungeteilten Arbeitszeit immer mehr an Boden gewänne. Wie ich aus eigener Erfahrung weiß, hegen gerade unter den Beamten recht viele den Wunsch, sich außerhalb des Stadtkreises wohnbar zu machen. Bei den jetzigen Verhältnissen, unter der Last einer geteilten Arbeitszeit, ist der Wunsch aber einfach unerfüllbar. Die Gründe dafür hat der Verfasser sehr richtig angegeben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir haben die ungeteilte Arbeitszeit in den meisten Bureaus jahrzehntelang gehabt, etwa von Anfang der siebziger Jahre bis zum Jahre 1909. Es ging tadellos. Erst im letzteren Jahre kam man höheren Orts auf den Gedanken, daß sich die Arbeitskraft der Beamten doch viel besser verwerten ließe, wenn man wieder die geteilte Dienstzeit einführte. Dadurch konnte eine ganze Anzahl von Beamten erspart werden, man legte eben dem Nachmittagsdienst eine oder zwei Stunden zu, was sich am Anfang oder Ende der Dienstzeit leicht machen ließ. Bei durchgehender Arbeitszeit war das nicht gut möglich. Es waren also lediglich Geldfragen, die eine Wiedereinführung der geteilten Arbeitszeit veranlaßten. Solche Fragen müßten nach dem Kriege, wenn es gelten wird, die Volkskraft wieder zu heben und unsere Invaliden mit gesunden Heimstätten zu versehen, gänzlich ausgeschieden werden. Gewiß werden Tausende und Abertausende unserer heimgekehrten Krieger in kaufmännischen und gewerblichen Betrieben, in den Bureaus der Behörden, in den Kontoren der Kaufleute Beschäftigung finden müssen. Ihnen darf man das Wohnen in gesunder Gegend, im Freien, nicht aus Sparsamkeitsgründen unmöglich machen.

Vielleicht kann der Vortrupp diese brennende Frage noch weiter verfolgen; er würde sich ein großes Verdienst dadurch erwerben und namentlich vielen Beamten, die jetzt unter der Wohnungsnot recht zu leiden haben, helfen können. Wenn der Gedanke der ungeteilten Arbeitszeit mehr in die Öffentlichkeit gelangt, wird er auch mehr und mehr an Boden gewinnen, und das angestrebte Ziel wäre zu erreichen. H. F.

Landstürmer auf der Fahrt. Es ging in den nebligen Wintermorgen hinaus; eine ungemütliche kalte Fahrt; je acht Mann in einem Abteil.

„Ja, wenn wir nun man 'n Lütten in der Buddel hätten!"

Der das sagt, ein „Oberschweizer" aus dem Mecklenburgischen — Kuhstallmagnat nennen wir ihn —, reibt sich die kalten Hände und rückt unwillkürlich näher an seinen Nachbarn heran.

„Wär' mir recht!"

„Nee, mir nicht!"

Die Stimmen sind geteilt.

„Was, Dokter," sagt jetzt der Oberschweizer zu mir, „du würdest bei dieser Kälte 'n Kognak ausschlagen?"

„Ganz gewiß! Und du solltest es nur auch tun, denn mit der Wärme, die du dir aus der Flasche holst, ist es nicht weit her. Übrigens bin ich seit bald 20 Jahren Guttempler und trinke überhaupt nichts."

Das Wort „Guttempler" bringt Leben in die Bude. Mein Nebenmann, der Pantoffelmacher und Sonntagsmusikant aus Apenrade, sieht mich überrascht an.

„So, Guttempler?" meint er. „Das ist der beste Verein, den es gibt. Ich gehörte auch mal dazu," — seine Stimme wird etwas leiser und belegt — „vor Jahren mal. — Aber trinken" — er sagt das laut und mit Nachdruck — „tu ich auch nichts."

Nun wird der Oberschweizer lebhaft. „Nee, Kinners, Guttempler! Das ist nicht das richtige. Das Saufen kann ich auch nicht leiden. Wenn ich zuhause mal einen Melker habe, der säuft, so fliegt er sicher raus. Ordnung muß sein, aber alles ohne Übertreibung."

Des Oberschweizers Gegenüber, unser Schuster und Politiker, fuchtelt schon eine Zeitlang mit den Händen in der Luft herum. Er kann nie lange zuhören. „Nun will ich dir mal was sagen, Kuhstallmagnat! Wer irgend was gegen das Saufen tun will, etwas, was wirklich Sinn und Zweck hat, der muß Abstinent sein. Ich für meine Person bin ein Feind des Kapitals. Wo ich das Kapital bekämpfen kann, da tue ich das. Das Brau- und Brennerkapital, das gefährlicher ist, als jedes andere, kann aber jeder Einzelne schon dadurch schädigen, daß er die Alkoholjauche verschmäht. Darum trink' ich nichts."

„Na, Wenz, du seggst ja gornix!"

Wenz, unser Korporalschaftsunglück, bei dem kein Körperteil so sitzt, wie er

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eigentlich sitzen soll, der stets rechts und links verwechselt, zum Kummer unseres Feldwebels niemals geradeaus sehen kann und vor lauter Angst und Schüchternheit immer alles verkehrt macht, unser Wenz, der aus dem fettesten Mecklenburg stammt und seit seiner Schulzeit nicht mehr Hochdeutsch gesprochen hat, Wenz soll auch seine Meinung sagen. Aber er mag es mit keinem verderben: „Ja, ick kann nix verdrägen", meint er nach kurzem Zögern.

„Na, denn drink du ok man jo nix", rät ihm gönnerhaft der Kuhstallmagnat.

Nun geht der Wortstreit noch eine Weile hin und her. Einer ist „neutral". Einem Andern leuchten die Beweisgründe des Schusters ein. Der Letzte, der gedrängt wird, seine Meinung zu äußern, ist Kellner von Beruf, ein stiller, etwas schläfriger Mensch. Er sagt immer, daß er für viele Nächte den Schlaf nachholen müsse.

Nun wiegt er bedächtig den Kopf. „Ja, das ist wohl so: Wenn einer das man wegen seines Berufes kann, dann trinkt er am besten garnichts." —

Dann wird es still im Abteil. Der Oberschweizer hat seine Pfeife wieder in Gang gebracht. Bald ist die Luft so dick, daß der Pantoffelmacher zu husten anfängt und in seiner Atemnot das eine Fenster öffnet. Aber der Nebel läßt den Rauch der Lokomotive nicht hochsteigen, sondern drückt ihn gegen die Fenster. Nun dringt zum Tabaksqualm der Kohlendunst herein.

„Mach' das Fenster man wieder zu", mahnt der Kuhstallmagnat, „das wird bloß schlimmer. — Aber ich bleibe dabei: Jetzt wär' 'n kräftigen Schluck doch gut!"

„Schafskopp!"

* * *

So hab' ich's erlebt, vor wenigen Wochen erst. Andere haben Anderes erlebt; ich weiß es. Ich weiß auch, daß seit den Tagen der Landsknechte manchem Kriegsmanne ein starker Trunk über alles geht. Daran hat auch der Weltkrieg nichts geändert. Er hat aus Trinkern nicht Nüchterne gemacht — eher umgekehrt. Aber davon mögen zu gegebener Zeit Andere berichten.

Ich meine nur: Das Gute, das man weiß, wird nie zu früh gesagt. Deshalb erzählte ich von meinen alten Landsturmkameraden. Gewiß, auch sie sind beileibe nicht alle Nüchternheitshelden. Mutter Meincke, die der Kaserne gegenüber wohnt, ist nicht vom Selterverkauf reich geworden. Aber, Alles in Allem genommen, hat diese ältere Mannschaft viel Sinn für Maß und Nüchternheit. Ob das bei den Jüngeren ebenso ist — ich weiß es nicht.

Jedenfalls ist eine Korporalschaft, die allein fünf Abstinenten zählt, schon etwas wert und wirkt durch ihr Beispiel nützlicher, als bei einem gewissen Appell die bestgemeinten Mäßigkeitsmahnungen des Stabsarztes. C. R.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Fullerton, George Stuart: The truth about the german nation. M 1.50. R. Oldenbourg Verlag. Berlin-München.

Consentius, Dr. Ernst: Meister Johann Dietz des Großen Kurfürsten Feldscher und Königlicher Hofbarbier. Nach der alten Handschrift in der Königlichen Bibliothek zu Berlin zum ersten Male in Druck gegeben. Meister Johann Dietz erzählt sein Leben. M. 1.80. Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München.

Bröger, Karl: Kamerad, als wir marschiert. Kriegsgedichte, brosch. M. 1.—, geb. M. 1.50. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Lersch, Heinrich: Herz, aufglühe dein Blut! Gedichte im Kriege. Brosch. M. 2.—, geb. M. 2.50. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Das brennende Volk. Kriegsgabe der Werkleute auf Haus Myland. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

5. Jahrgang Nr. 8 16. April 1916

Menschheitsostern.

Aus dem kurzen Kriege, in den die Heere aller von Anfang an betroffenen Staaten hineinzugehen glaubten, ist ein zähes, erbittertes Ringen geworden, dessen Ende nach 20 Monaten unvorstellbaren Blutvergießens noch nicht abzusehen ist, in das nur selten ein in wenigen Tagen erkämpfter, ergebnisreicher Sieg wie ein Wetterschlag in endloses Gewittergrollen hineindröhnt. Was hätte ein rascher, entscheidender Sieg, wie wir ihn wohl alle im Herbst 1914 erhofften, für uns bedeutet? Müßiges Fragen! Nur eins ist gewiß: Ein Krieg von kurzer Dauer hätte in das Antlitz der Menschheit niemals so tiefe Spuren gerissen wie dies unabsehbare Elend. Wer daraus hervorgeht, ist gezeichnet auf Lebenszeit. Dies ganze duldende Geschlecht trägt das Mal eines blutigen Schicksals, das nicht ohne Schuld ist.

Rätselhaft verschiedenartig, ja entgegengesetzt ist die Wirkung des Krieges auf die einzelnen Menschen. Erhoffen die Einen als Frucht des Kampfes eine herrliche Wiedergeburt des deutschen Volkes, an deren Notwendigkeit wohl kein Einsichtiger vor dem Kriege mehr zweifeln konnte, so sehen die Anderen als seine einzige Folge den endgültigen, unheilbaren Zusammenbruch ganz Europas voraus, einen Zusammenbruch, der nicht nur die äußere Wohlfahrt der Völker vernichtet, sondern auch ihre sittliche Entwicklung unterbricht und aufs schwerste gefährdet. Ihnen bedeutet dieser Weltkrieg einen Rückfall in Zeiten finsterster Barbarei, wie er vernichtender nicht gedacht werden kann, nicht also eine Entartung der Menschheit, sondern vielmehr ein Anheimfallen an Urtriebe der menschlichen Natur, die gerade ihrer A r t entsprechen.

Mag es dahingestellt bleiben, ob wirklich dunkle Mächte, Blutinstinkte, die seit Urzeiten in der Menschheit schlummern, den Krieg herbeigeführt haben; sicher ist, daß Neid, Habgier und Selbstsucht ihre traurige Rolle dabei gespielt haben neben Furcht und Mißtrauen und der Mißachtung fremder Volksrechte. Viel wichtiger ist heute die Frage, was der geschlagenen Welt nottut, um von der Geißel dieses Krieges befreit zu werden, was geschehen muß, daß künftige, glücklichere Geschlechter von solch furchtbarer Not verschont bleiben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eins ist heute wohl jedem Unbefangenen klar: Das atemlose Wettrüsten hat den Krieg nicht zu verhindern vermocht, es wird sich auch in Zukunft als das ungeeignetste Mittel dazu erweisen. Ebenso klar muß uns das andere werden, daß alle Kriege stets willkürlich herbeigeführt worden sind. Wir dürfen das Schicksalhafte, das sich in dem entfesselten Ringen offenbart, nicht übersehen, ebenso wenig dürfen wir uns aber glauben machen lassen, daß Kriege so ungewollt und ungeahnt über die Menschheit hereinbrechen wie Naturereignisse. Kriege sind immer vorbereitet, ihre Mittel, Heer und Flotte, hat der Mensch geschaffen im Hinblick auf die Notwendigkeit der Verteidigung oder die Möglichkeit des Angriffes. Aber weder bei Erdbeben noch bei Vulkanausbrüchen, Wasserfluten oder Seuchen hat der Mensch seine Hand im Spiel. Auch entspringt der Krieg nicht mit Notwendigkeit der menschlichen Natur wie etwa ein im Jähzorn begangener Totschlag. Es gehört zu viel Überlegung dazu.

Wird uns erst einmal bewußt, daß Kriege nur durch einen menschlichen Willensakt entfesselt werden können, so folgt daraus ihre Vermeidbarkeit. Und in der Tat, es wird nicht immer Kriege geben. Wie Hexenwahn und Glaubensverfolgung aufgehört haben, obwohl sie der ganzen abendländischen Menschheit durch lange grauenerfüllte Jahrhunderte hindurch als unvermeidbar und Gott wohlgefällig galten, so werden auch dereinst die Waffengänge zwischen den Völkern aufhören. Ohne eine tiefgehende Sinnesänderung der Menschheit ist das freilich nicht möglich.

Doch scheint diese Sinnesänderung fast leicht. Der Weg dahin ist so deutlich vorgezeichnet. Die Menschheit müßte nur jene Lehre endlich wirklich befolgen, die nach zwei Jahrtausenden scheinbarer Geltung noch so wenig Frucht getragen hat, die Liebeslehre jenes Mannes, nach dem die abendländischen Völker sich Christen nennen. Seit Jahrhunderten ist die Lehre Christi zur Staatsreligion erhoben worden, nie aber in all diesen Jahrhunderten haben die Staaten sie zur Richtschnur ihres Handelns gemacht. Tun sie es aber dereinst, so werden sie zum letztenmal die Waffen gegeneinander erhoben haben.

Hat die christliche Religion überhaupt etwas mit diesem Kriege zu tun, in den doch auch Völker nichtchristlichen Glaubens verwickelt sind? So wenig wie jeder Gottesglaube, dem der Gedanke der Liebe nicht fremd ist. Mag den Einzelnen sein Glaube in allen Schrecken dieser entfesselten Hölle trösten und aufrecht erhalten, mag das deutsche Volk Gottes Hilfe anrufen in dem schweren Kampf um sein Dasein, die Staatsreligion als solche, wie sie allen Völkern eigen ist, hat ihre völlige Einflußlosigkeit, ihr völliges Versagen als veredelnde Macht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erwiesen. Es ist ihr nicht gelungen, die Beziehungen zwischen Volk und Volk ebenso auf eine ethische Grundlage zu stellen, wie sie es in langsamer Entwicklung mit den Beziehungen zwischen den einzelnen Menschen getan hat. Noch ruht der Fluch des ewig wiederholten Blutvergießens auf der Menschheit.

Was aber hält die Menschheit auf den tausendmal begangenen blutigen Wegen fest? Der Drang nach Glück, wie er im Einzelnen und in der Gesamtheit lebendig ist. Seltsamer Widerspruch! Weil sie den berechtigsten aller Triebe befriedigen wollen, gehen die Völker seit Jahrtausenden ziellos in der Irre? Was war noch immer ihr Los? Der Untergang! Wie viele Völker sind vergangen, von denen wir kaum eine dunkle Kunde erhielten! Von wie vielen kennen wir die Geschichte ihres Aufstieges, ihrer Größe und ihres Sturzes. Sie suchten das Glück, das ihnen als Reichtum, Macht und Ruhm vor Augen stand, und fanden den Tod. All ihr kriegerischer Glanz ist dahin, geblieben ist der unsterbliche Einfluß ihrer Friedenswerke.

Gewiß, unsere ganze Kultur ist durch dieses Glücksverlangen entstanden. Der Drang nach dem ewig Besseren, der den Menschen adelt, der ihn an der Befriedigung seiner ersten notwendigsten Bedürfnisse niemals Genüge finden ließ, hat ihn zum Denker gemacht, zum Forscher, zum Erfinder, zum Herrn der Naturkräfte. Und doch ist er vom Übel? Ja, denn er hat ihn — unbeherrscht entwickelt und wahllos auf Befriedigung gerichtet — auch zum Diebe und Mörder werden lassen, hat ganze Völker gegeneinander gehetzt und ist so nicht nur der Schöpfer unserer Kultur geworden, sondern auch ihr Vernichter, der sie zwar äußerlich bestehen ließ, der sie aber seelenlos und leer gemacht hat.

All unsere großartigen Erfindungen, unser riesenhaft angewachsenes Wissen, das kein Einzelgehirn mehr zu bewältigen vermag, das selbst auf all seinen gesonderten Gebieten dem Einzelnen nur noch in beschränktem Umfang zugänglich ist, hat die Menschheit nur ärmer und unruhvoller gemacht. Wohl häuften sich Güter und Geldmittel, wohl wuchs die Macht Einzelner ins Ungemessene, wohl wurde das Leben für Millionen von Menschen immer bequemer und sicherer, aber niemand wird zu behaupten wagen, daß die Menschheit in dem betäubend vielgestaltigen Leben, das sie sich selber erschuf, glücklicher geworden ist. Niemals waren die sozialen Zustände verlogener, niemals war die Ungerechtigkeit des Weltverlaufs größer als jetzt, denn alle Schäden, die auch früher bestanden, sind zu Massenerscheinungen von riesenhaftestem Umfange geworden. Sie treffen heute nicht Einzelne, nicht die Bewohner einer einzelnen, von besonderem Unglück heimgesuchten Gegend, sie treffen Millionen und aber Millionen von Angehörigen der gesamten zivilisierten Mensch-

heit, die in einer niemals dagewesenen Weise im Elend zusammengedrängt und in den Großstädten vom natürlichen Dasein mit seinen Glücksmöglichkeiten für immer hoffnungslos abgeschnitten sind.

Auf ihren Schultern aber ruht der Riesenbau unserer Kultur und Zivilisation, er lastet ihnen auf dem gebeugten Nacken und läßt ihnen das fluchwürdige Dasein, das sie führen müssen, als einziges Erbe für ihre Kinder. Und die ganze abendländische Menschheit trägt auch schwer an ihrem Jahrtausende alten Schicksalserbe und findet kein Ziel, das all der Angst und Mühe überhaupt wert wäre.

Nun steht sie vor der Entscheidung. Der Krieg hält sie unter dem unausweichlichen Zwang, ihre endgültige Wahl zu treffen. Will sie auch in den kommenden Jahrhunderten ihrer Geschichte die Beziehungen zwischen den Völkern von der Gewalt beherrschen lassen, wie es die Beziehungen der einzelnen Menschen durch Jahrtausende waren, so wird sie sich selbst ihr Urteil gesprochen haben. Die einzelnen Menschen lernten mit der Zeit aus immer wiederholten vernichtenden Erfahrungen, daß der Kampf Aller gegen Alle auf die Dauer nicht durchführbar blieb, sie schlossen sich, der Not gehorchend, mehr und mehr gegen gleiche Feinde und zur Förderung gleicher Interessen zusammen, doch wurden die Kämpfe, die nach wie vor ausgefochten wurden, dadurch nur auf eine breitere Grundlage gestellt. Hallte das ganze deutsche Mittelalter von der Fehde der Fürsten und Städte wider, so war die Neuzeit vom Kampfe der Stämme erfüllt, die sich schließlich doch unter dem Zwange der Tatsachen zu staatlichen Gebilden zusammenschlossen, nachdem sie zuvor ihre Kräfte auf zahllosen Schlachtfeldern gemessen und Gut und Blut unnütz vertan hatten. Heute stehen Weltmächte, die an Bewohnern Hunderte von Millionen zählen, deren Gebiet fast die ganze Erde umfaßt, in dem blutigsten Ringen, das die Menschheit jemals sah. Verhängnisvoll über alles Ermessen aber ist es, daß mit der Größe der Gegner auch die Furchtbarkeit der Vernichtungswaffen gleichen Schritt gehalten hat, weil jeder Staat seit langem seine erfindungsreichsten Köpfe, seine fleißigsten Hände und seine größten Machtmittel in den Dienst seiner Bewaffnung gestellt hat. Soll und kann die Entwicklung in der gleichen Richtung weiter gehen? Es ist ein in seiner Furchtbarkeit doch fast tröstliches Wort, daß die Technik dereinst die Kriege unmöglich machen wird. Wann aber wird die Menschheit das einsehen? Werden sich bis dahin erst noch ganze Erdteile über die Weltmeere weg durch noch grauenhaftere Vernichtungsmittel ihrer Menschen und Güter berauben lassen? Man sage nicht, daß die Verteidigungsmittel mit den Angriffsmitteln in gleichem Maße fortschreiten. Dieser Krieg lehrt uns durch seine entsetzlichen Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

luste, daß das nicht wahr ist, und außerdem, daß es immer schwieriger wird, die nichtkämpfende Bevölkerung vor der Wirkung der Kampfmittel zu schützen.

Noch sieht freilich jedes Weltvolk seine Daseinsmöglichkeit nur unter dem Schutze seiner Rüstung, wie einst nur das Schwert an der Seite des freien Mannes ihm Recht und Sicherheit verbürgte. Das Gefühl der Gemeinsamkeit alles Menschenschicksals entwand dem Einzelnen die Waffe, die Gemeinsamkeit des Völkerschicksals muß dereinst auch die großen Staatsverbände zu einer segensreichen Ordnung ihrer Beziehungen zwingen.

Was Menschenantlitz trägt, steht unter demselben Lose, das Ziel der Glückseligkeit suchen zu müssen, und unter tausend Mühen und Gefahren einen kurzen Weg zu wandeln, auf den nur selten die Sonne fällt. Auch die Völker haben gleiche Feinde, die sie vereint bekämpfen sollten: die soziale Not mit ihrer Armut und Unwissenheit, Seuchen und drohende Naturgewalten. Jahrhunderte einer langsamen Entwicklung hat es bedurft, den Begriff der Nächstenliebe im Einzeldasein zur Herrschaft zu bringen; in langsamer Entwicklung werden auch die Völker lernen, das Menschenlos in gemeinsamer Arbeit zu mildern. Sie gehen schon unbewußt auf den Wegen, die zu diesem Ziele führen, denn alle anderen enden im Verderben. Gott aber will seine Schöpfung nicht verderben lassen.

Wir nennen uns Christen, sprechen von den Deutschen als von einem christlichen Volke, wie sich auch die meisten unserer Feinde zur christlichen Staatsreligion bekennen. Verhältnismäßig klein ist in allen Ländern die Zahl derer, die sich von Kirche und Glauben entschlossen losgesagt haben. Die Meisten halten, wenn auch in Zweifeln oder in Gedankenlosigkeit, an dem Glauben ihrer Kindheit fest. Vielfach hat der Krieg die Hingabe an die Lehre der Liebe sogar gefestigt und vertieft. Jeder aber kennt eigentlich nur seinen deutschen, englischen, russischen oder sonst irgendwie national gefärbten Gott. Und all diese Götter starren sich mit drohenden, feindlichen Gesichtern voll heidnischer Züge entgegen, lassen Fluch und Verderben herniederschauern auf das fremde, verhaßte Volk. Aus der Religion der Liebe ist die Religion der Eigenliebe geworden.

Hier muß die Sinneserneuerung einsetzen. Es ist nicht wahr, daß die Forderungen der Menschenliebe in der Politik keine Stätte finden dürfen. Im Gegenteil, jede Politik, die nicht aus dieser Tiefe der Weisheit schöpft, wird ewig zur Unfruchtbarkeit verdammt sein. Haß erzeugt Haß, und Furcht führt zur Bedrohung. Gerechtigkeit aber erhöhet ein Volk!

Oder ist das nur ein frommer Wahn? Ach, es ist nicht an der Zeit, Ausflüchte zu machen. Reden wir nur von der Allmacht Gottes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oder glauben wir sie? Und macht Gottes Allmacht vor der Politik der Staaten Halt? Wenn aber nicht, wird sie jemals eine Politik der Ungerechtigkeit und des „heiligen Egoismus" mit Erfolg krönen?

Wir werden in diesem Kriege siegen, soweit wir des Sieges würdig sind. Unsere Gegner werden soweit geschlagen werden, wie sie die Niederlage verdienen. Es gibt keinen englischen, französischen oder russischen, es gibt keinen deutschen Gott! Es gibt auch kein auserwähltes Volk, es sei denn, daß wir alles dazu rechnen, was Menschenantlitz trägt und guten Willens ist.

Gott führt alle Mächte des Guten auf der ganzen Erde, im ganzen All. Er ist auch der Gott der uns jetzt feindlichen Völker. Er ist der Gott der kommenden und der vergehenden Geschlechter aller Zeiten. Um die ganze Menschheit handelt es sich ihm, um alle beseelten Wesen. Tausend Jahre sind vor ihm wie ein Tag, die Zuckungen des Völkerlebens wie der Todeskampf des zertretenen Wurms. Nichts ist vor ihm groß, nichts zu klein für seine liebende Allmacht. Wehe darum dem Volke, das sich in Größenwahn vermißt, seines Wohlwollens einziges Ziel zu sein!

Liebe zum Nächsten ist Gottes vornehmstes Gebot. Haß fordert er gegen das Böse, wo es sich auch verbergen mag; den Haß zwischen Volk und Volk fordert er nirgends und nie. Leugnen wir das, so haben wir kein Recht, uns ein christliches Volk zu nennen, so müssen wir mit dem echten, innerlichen Christentum, mit dem wir nicht mehr Ernst machen können, auch seine äußere Gebärde ablegen. Wir kommen um die letzte Entscheidung nicht mehr herum! Diesen Krieg werden die Völker mit Gott oder gegen Gott zu Ende führen, niemals aber ohne ihn. Was aber wider Gott ist, das ist auch wider den Sieg. Kann man es nicht mit Händen greifen, daß das Widergöttliche, die Eigensucht in jeglicher Gestalt, täglich unsere Aussichten auf Sieg schädigt? Ja, wir kommen um Gott nicht mehr herum! Zu unserem lähmenden Entsetzen fühlen wir seine Augen über all unserem Tun. So ist es schon entschieden und gerichtet.

Doch Gott ist ein Gott der Liebe, — sonst wäre er nichts. Er wird sein Werk, die Schöpfung, nicht zugrunde gehen lassen. Er wird die Völker auf den Weg des Friedens führen. Wir hoffen auf ein Menschheitsostern, das den schreienden Widerspruch zwischen unserem Glauben an einen Gott, der weiß, was er will, und dem Weltgeschehen endlich einmal aufhebt und versöhnt. Der Sinnesänderung bedarf es dazu. Sehe jeder zu, wie er sich entscheidet, und lasse es sich zur Mahnung dienen, daß weder ein Volk noch ein einzelner Mensch sich gottlos nennen lassen mag. Das Wort deckt nicht umsonst in seinem Sinne alles Rohe und Trübe.

Melanie Ebhardt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Formprobleme.

Baukunst ist Gestaltung räumlicher Gebilde, Gestaltung der Innenräume und Gestaltung der Außenform. Gestalten! Welche Gestalt der Mensch hat, ist wichtiger als: welchen Schmuck er trägt; ebenso, welche Gestalt das baukünstlerische Gebilde hat, ist bedeutender als: welchen Schmuck es trägt. Der Laie läßt sich leicht durch das äußerliche Dazutun, eine besondere Haartracht, oder in der Kunst durch eine schöne Schmuckform bestechen; fast immer bleibt er am Einzelnen haften und vergißt darüber die Gesamtform. Jedem Stil hat ein Idealraumgebilde vorgeschwebt: dem griechischen Stil das säulengetragene Dach (Tempel), dem römischen Stil der kreuzgewölbeüberspannte, kassettengeschmückte Raum (Basilika), der italienischen Renaissance die Kuppel in ihrer inneren und äußeren Wirkung (St. Peter in Rom), der romanischen und gotischen Kunst die vielgestaltige, turmgeschmückte, bewegte, himmelanstrebende Umrißlinie (Dom zu Limburg). Diese konstruktiven Grundgedanken werden durch eine veränderte Formensprache oft nur unwesentlich berührt (so bleibt z. B. in der deutschen Renaissance die giebelgeschmückte Gestalt des Bürgerhauses dieselbe wie in der voraufgehenden gotischen Kunst). Solange der konstruktive raumbildende Gedanke sich nicht ändert, ist es vergebliches Bemühen, nach einem neuen Stil zu suchen.

Ausschlaggebend ist ferner das Material. Es gibt einen Holz-, einen Backstein-, einen Haustein-, einen Eisenstil. Holz zwingt zur horizontalen Decke, Backstein zur steten Wiederholung einer und derselben Schmuckform, Backstein und Haustein zu Gewölben mit nur geringen Abmessungen (Das Mittelschiff des Kölner Doms, hat etwa 26 m Spannung), Eisen gibt größere Freiheit, Eisenbeton läßt sehr weite Räume mit einer einzigen Kuppel überspannen (Breslauer Festhalle etwa 65 m).

Zu diesen rein technischen Grundlagen kommt der dunkle Schaffenstrieb der Rasse. Die Gotik konnten die Südländer nur oberflächlich nachahmen, ebenso der Deutsche die italienische Renaissance nur oberflächlich. So weite sonnige Räume zu schaffen, wie es die italienische Renaissance tat, hat der Germane nie gelernt. Es scheint mir bedenklich, als Anknüpfungspunkt für unsere heutige Baukunst irgend einen Stil (z. B. den deutschen Barock) zu empfehlen. Ein Stil entwickelt sich nicht gewollt, am wenigsten aus dem Abschluß einer Entwicklung, wie ihn doch der Barock darstellt. Prof. Schmalz in Berlin hat ja den Barock aufnehmen wollen (z. B. Amtsgericht, Berlin), der Erfolg blieb aus. Nein, der Stil kann sich nur folgerichtig und schrittweise aus einer neuen Konstruktion, einem neuen Material oder einer neuen rassischen Weltanschauung entwickeln. Auch wäre es zu viel verlangt, wenn der Architekt bei jedem kleinen Landhaus nach neuen Stilformen suchen sollte. Tatsächlich sieht ein gotisches Wohnhaus außen nicht viel anders aus als ein Haus unserer Zeit. Nur daß einige

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Profile und Schmuckformen, besonders am Eingang, auf die alte Zeit deuten. In diesen kleineren Gebilden kann man nur wünschen: einfach, sachgemäß und so zweckentsprechend wie möglich. Wie einheitlich neuzeitlich eine solche Straße wirken kann, ohne daß man an einen historischen Stil angeknüpft hat, das sehe ich alle Tage, wenn ich durch die Straßen Bremens gehe. In den Monumentalwerken haben aber unsere Baukünstler einen neuzeitlichen Stil geschaffen (z. B. im Warenhaus, in Ausstellungshallen), nämlich da, wo der Eisenbeton zu neuen Formen zwang. Die etwas nüchternen, ernsten Linien können sehr wohl als Ausdruck unserer Zeit gelten, deren Menschen bei allem nervösen Hasten gern einen Ruhepunkt für ihre Augen haben wollen. Die rassischen Einschläge zeigen sich deutlich genug in der derberen Auffassung der bayrischen Künstler, der nüchterneren Art der Niederdeutschen, während sie im rassengemischten Osten weniger klar hervortreten. Die Versuche, einen neuen Kirchenstil zu schaffen, sind dagegen kläglich gescheitert. Warum? Die Kirche als staatliche Einrichtung stellt keine neuzeitliche Weltanschauung dar. Mit dem Eisenbeton kann man aber so wunderbar alle Gewölbeformen nachmachen!! Sobald die Kirche die Aufgabe anders stellen würde, sobald sie aus der Predigtkirche ein Gemeindehaus machte, in dem vielleicht ein feierlicher Andachtsraum den Mittelpunkt bildet, würden wir ein neuzeitliches Gebilde entstehen sehen, das an einfacher, monumentaler Größe mit älteren Kirchenbauten sich messen könnte. Da die Kirche dies nicht tut oder nicht kann, haben wir das merkwürdige Schauspiel, daß Warenhäuser, Restaurants (Rheingold, Berlin), Bahnhöfe oft feierlichere, stilvollere Innenräume und Außengestalt zeigen als neue Kirchenräume.

Zu bedenken ist noch, daß Baustile Jahrhunderte zur klaren Ausbildung brauchen. Der Eisenbeton ist gerade ein Menschenalter alt. Wir wollen doch auf dem einmal betretenen Wege, der eher Anknüpfung an Empire und klassizistische Formen (weil das Material dazu zwingt) als an Barock bedeutet, weitergehen, denn nur hier liegt der innere Zwang zu neuen Stilformen vor.

Karl Gehring.

Antike oder germanische Kunst.

Auf diesen Gegensatz laufen letzten Endes die baukünstlerischen Auffassungen der Herren Schoen und Prof. Much hinaus*), die sich übrigens insofern mißverstanden haben, als nach meinem Dafürhalten Letzterer mit seiner Äußerung, der Krieg werde uns eine neue Kultur schenken,

*) Vgl. Vortrupp Jg. 1915 Nr. 16 und Jg. 1916 Nr. 2.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Gotik und Renaissance weit entfernt, weder eine sprunghafte Wandlung gemeint, noch ins Leere hat weisen wollen. Wer auf dem Boden geschichtlicher Betrachtung steht, weiß, daß ein neuer Kunstabschnitt nicht urplötzlich auftreten kann, ohne daß das Erdreich dafür vorbereitet ist. Diese Vorbereitung hat in den letzten Jahren stattgefunden, und nun erwarten wir allerdings von dem Kriege einen gewissen Anstoß, der die „gravitätisch Dahinwandelnde" zu etwas schnellerem Schreiten in der Richtung auf eine germanische Kunst bringen soll. Daß die neue Kunst von Gotik und Renaissance weit entfernt sein wird, ergibt sich schon aus den seit jenen Zeiten verflossenen Jahrhunderten, die sich nicht einfach fortlöschen lassen, sondern die unsere ganzen Lebensauffassungen so geändert und damit auch die Grundlagen unserer Baukunst so verschoben haben, daß wir nicht eine Wiederholung jener alten Gotik aus der Hohenstaufenzeit, sondern an deren Stelle eine „neue Gotik" zu erwarten haben, die man vielleicht später einmal den „germanischen Stil des 20. Jahrhunderts" nennen wird.

Unser Versagen im Jugendstil und Eklektizismus — übrigens zwei ganz wesensfremde, entgegengesetzte Richtungen, die Herr Schoen nicht in einem Atem hätte nennen sollen — beweist noch lange nicht, daß wir zu etwas Neuem unfähig sind. „Wir sind nicht berufen," dieses Wort sollte ein stolzes, selbstbewußtes Geschlecht nicht aussprechen! Auch darf man bei aller Ablehnung des Jugendstils nicht vergessen, daß dieser Stil das Verdienst gehabt hat, uns aus dem Schlendrian des Eklektizismus herauszureißen und so Bahn für Späteres, Neues, Besseres zu schaffen. Es ist Pflicht eines gewissenhaften Chronisten, dies zu verzeichnen.

Der Vergleich der Formengebung mit der Sprache hat seine Schattenseiten. Die baukünstlerische Formengebung dient einer bildenden, die Sprache einer darstellenden Kunst zum Ausdrucksmittel. Das ist ein Unterschied. Man müßte daher in der Baukunst statt „Formensprache" besser „Formengebärde" sagen, und auch das trifft es noch nicht ganz. Es ist nun weiter klar, daß die „Gebärde", d. h. das Gebaren, das Auftreten des Nordländers anders sein wird und muß, als das des Südländers. Um in dem Vergleich mit der Sprache zu bleiben: ob ein deutscher Dichter deutsch, ein italienischer italienisch dichtet, das ist zwar für die allgemeine künstlerische Beurteilung seiner Werke einerlei. Ob aber ein Deutscher französisch, oder ein Engländer italienisch dichtet, das ist nicht einerlei; da würde wohl ein schöner künstlerischer Unsinn zustande kommen, wenn ein Italiener britische Königsdramen und ein Engländer italienische Opern schreiben wollte. Es ist ferner bekannt, wieviel die großen Schöpfungen der Dichtkunst in der Übersetzung verlieren, wie fade sie da wirken. Ich weiß mich mit Herrn Schoen völlig eins in der Ansicht, daß ein Künstler wirklich Wertvolles nur in seiner Muttersprache schaffen kann. Gerade deswegen verstehe ich aber nicht seinen Wunsch, die Sprache des 18. Jahr-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hunderts für uns maßgebend sein zu lassen, jenen mit lateinischen und französischen Brocken verschandelten, schwülstigen Kanzleistil. Da ziehe ich doch die Sprache Walters von der Vogelweide vor und, wenn das nicht möglich, dann eine von fremden Zutaten gereinigte, neuzeitliche deutsche Sprache, sei es in der Dichtung, sei es in der Baukunst.

Die Form ist etwas Festes, die Sprache etwas Fließendes. Man darf nie vergessen, daß Beherrschung einer toten Form und Beherrschung einer lebenden Sprache zwei ganz verschiedene Sachen sind. Daher müssen wir uns hüten vor der „restlosen Beherrschung" einer einmal dagewesenen Formengebung, denn bei dem starren Wesen aller Formen führt das unvermeidlich zur Erstarrung, zum — — Eklektizismus. Das genaue Auswendiglernen eines „Stils" bringt uns zu dem verderblichen „Zusammensetzen gelernter Formen"; das „Eindringen in die Reinheiten der antiken Formenwelt", das „mühsame Aneignen" läßt uns gerade auf Abwege geraten. Als unsere Vorväter vor fünfzehn Jahrhunderten die bauliche Erbschaft der Antike übernahmen, da haben sie auf das „Eindringen in ihre Reinheiten", die „restlose Beherrschung ihrer Formen" nicht den geringsten Wert gelegt. Vielleicht waren sie zu unwissend, vielleicht zu oberflächlich, vielleicht zu — — selbstbewußt dazu. Jedenfalls haben sie die antike Kunst völlig mißverstanden, und gerade dieses Nichtverstehen hat uns den romanischen Stil und die Gotik gebracht, hat uns auf einen stolzen Höhepunkt deutscher Kunst geführt! Merkwürdig, nicht wahr? — Und die Schlußfolgerung für die Tage der Gegenwart? — —

Ein Baukünstler, der in der Art und Weise fremder, vergangener Zeiten schafft, steht auf derselben Stufe wie ein Dichter, der lateinisch oder mittelhochdeutsch dichtet. Es kann recht gut sein; aber lebensvolle, zukunftsfrohe Kunst der Gegenwart ist das nicht. Das Geschlecht von 1914 lehnt das ab!

Es ward auch stets dann in der Kunst das Größte geleistet, wenn ein starkes Geschlecht, unbekümmert wie ein reiner Tor, ohne seitwärts oder rückwärts zu blicken, sich freudejauchzend der Gegenwart und Zukunft in die Arme warf! —

Ich möchte nun die Frage streifen: Was ist „Stil"? In der Öffentlichkeit besteht die Meinung, dabei handle es sich um die Art des Schmucks, um die Formengebung, die man wie einen Rosenkranz herunterleiern könne, je nachdem wie es verlangt wird. Leider ist diese falsche Auffassung jahrzehntelang durch die Ausbildung unserer werdenden Baukünstler unterstützt worden, insofern als man das Studium der Formen nicht als Mittel zum Zweck, sondern als Selbstzweck betrieb und im eklektizistischen Zeitalter auf einen peinlich genau auswendig gelernten Formenschatz den größten Wert legte, der, nebenbei bemerkt, von der Antike sehr stark durchsetzt war.

Damit muß ein Ende gemacht werden! Es ist völlig gleichgültig, ob ein Baukünstler diese oder jene einmal dagewesene Form restlos be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

herrscht. Das Wesentliche in der Baukunst liegt ganz wo anders! Es kommt darauf an, daß der Baukünstler die allgemeinen großen Richtlinien seines Wirkens erfaßt, daß er den Raum zu schaffen, die Massen zu verteilen lernt, Baustoffe und Bauverfahren kennt, Bedachungsfrage und Lichtzufuhr lösen kann; daß er ferner weiß, wie man mit dem Maßstab arbeitet, wodurch man ein Gebäude, einen Innenraum höher oder niedriger erscheinen lassen kann, wann man die Senkrechten, wann die Wagerechten hervorhebt, wie man ausgezeichnete Punkte betont, störende Schwierigkeiten überwindet oder wenigstens mildert und was dergleichen mehr ist. Das sollten wir unseren jungen Künstlern beibringen! In der Art, wie sich ein Meister mit diesen Dingen auseinandersetzt, darin liegt der „Stil", nicht in den paar äußerlichen Formen! Ob man draußen Akanthusblätter oder Eichenlaub anklebt, ob die Gesimse antikisierend oder gotisierend sind, das bleibt vollkommen Nebensache. Ein Bau kann mit ersteren gotisch, mit letzteren antik wirken und umgekehrt! Allerdings werden wir als Deutsche uns selbstredend für eine deutsche Formenwelt, für eine nationale Note im Schmuck aussprechen. Unsere Erfindungsgabe und unsere Tier- und Pflanzenwelt sind reich genug dazu; wir brauchen keine Anleihen von auswärts, die durchaus nicht immer glücklich gewesen sind. Ein Löwe ist in unserem Klima der Gefahr des Erfrierens ausgesetzt und Palmen gedeihen nun einmal nicht an der Wasserkante. Darum, ihr Künstler, sucht Anregungen in Deutschlands Wäldern, da ist eine Fülle des Formenreichtums! —

Unser Volk hat drei Anstürme der Antike mit der ihm eigenen Frische verdaut, und zwar jedesmal anders, je nach der in allen drei Fällen verschiedenen Weise seines inneren Lebens. Einmal nach der Völkerwanderung, als es die klassische Welt zur Gotik hinführte. Dann um die Wende der Neuzeit, wo es schon weniger widerstandsfähig war, aber trotzdem noch so etwas wie eine Art deutsches Barock — um bei der Baukunst zu bleiben — zustande brachte. Zuletzt um das Jahr 1800; dieser Ansturm ist bis auf den heutigen Tag nicht überwunden, wir stehen vielmehr noch mitten im heftigsten Kampfesgetümmel.

Der Humanismus ist, nachdem er uns zeitweilig Gutes gebracht hatte, zu einer Flutwelle geworden, die keinen trockenen Platz für unser eigenes Leben übrig ließ und läßt. Er hat uns in eine Zwitterkultur hineingezerrt. Deutscher Klassizismus und italienische Gotik sind gleich unerfreulich. Der Italiener hat das empfunden und unsere Gotik mit dem Worte „Bauseuche" abgelehnt, einem Vorwurfe, den wir ihm heute mit Bezug auf die griechisch-römische Kunst zurückgeben können. Diese ist zu einer Seuche bei uns geworden. Wer sie bekämpfen will, muß die Axt nicht gegen den Stamm, sondern gegen die Wurzeln des Übels schwingen. Und der Keim des Unwesens liegt in der Art und Weise, wie die Altphilologen auf unseren höheren Schulen die Jugend bearbeiten. Neun Jahre wird

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so ein junger Deutscher — und werdender Baukünstler! — mit fremden Dingen vollgepfropft, die ihm zeitlich und örtlich fernliegen, die er oft gar nicht einmal versteht. Damit wird die schöne Zeit vertrödelt, so daß der deutsche Akademiker alt wird, ehe er seinen Platz im Leben einnehmen kann.

Es haben sich im Laufe der Jahrhunderte veraltete und verrottete Ansichten über den Begriff der „Allgemeinbildung" festgenistet, in deren stauberfüllte Winkel mehr Licht gelangen muß. Allgemeinbildung, humanistische — also rein menschliche — Erziehung ist gewiß nötig, aber man muß sie auf deutscher Grundlage bieten. Daß der junge Deutsche seinen Goethe kennt, daß er etwas von Dürer gehört hat, daß er die großen Gesetze der Natur verstehen lernt, daß er den Pulsschlag unserer Zeit mitfühlt, das ist Allgemeinbildung, nicht aber, daß er eine Stelle aus dem Cicero fehlerfrei übersetzen kann! —

Wir haben heute keine einheitliche Kultur, keine geschlossene Weltanschauung und daher auch keine einheitliche Baukunst. Einen der Gründe dafür schilderte ich eben. Ein anderer liegt im innersten Wesen des Germanen, in seiner auf sich gestellten Kraftnatur, die aller öden Regelmäßigkeit abhold ist, und in der daraus folgenden Neigung zur Zersplitterung. Darin besteht seine Schwäche, aber auch seine Stärke, denn Vielseitigkeit in Verbindung mit Selbstbehauptung hält die Entwicklungsmöglichkeiten offen und das Erstarren fern.

An formalem Können fehlt es uns nicht, sind wir doch durch die Schule des Eklektizismus gegangen. Wohl aber an kraftvollen, deutschen Künstlerpersönlichkeiten, die uns die Richtung weisen zur deutschen Kunst, wie dies einst Meister Erwin, Meister Dürer, Meister Wagner getan haben. Kein Mensch wird die geschichtliche Entwicklung blind verleugnen wollen, aber daß wir uns mit dem Hinweis unserer Baukunst, unseres Stils, auf die Antike abzufinden haben, das muß ganz entschieden bestritten werden!

Von wo wir ausgehen, ob von der Gotik, ob vom deutschen Barock, darauf kommt es nicht an. Wie wir schaffen, das ist die Frage! Wie wir Gewesenes zu Neuem umwandeln — auch die Gotik war ja eine Abwandlung aus der Antike! — das ist des Pudels Kern! Wir wollen auch nicht nachahmen, selbst nicht die Gotik; das ist anderen Leuten vor uns sehr schlecht bekommen, hat zu Mißverständnissen geführt und der Gotik mehr geschadet als genützt. Nicht so sehr weil es uns an Ideen mangelt, oder weil sie zu schwer ist, kann die damalige Gotik heute bei uns keinen Fuß fassen, sondern der Sprung von 1500 bis 1900 ist daran schuld. Man braucht sich beispielsweise nur in das vor einem halben Jahrhundert in gotischer Nachahmung errichtete sogenannte Patriotische Gebäude in Hamburg zu begeben, um sofort zu fühlen — ich sage absichtlich fühlen —, daß wir in dieses Bauwerk nicht mehr hineinpassen. Daran werden alle in

den letzten Jahren erzielten Fortschritte in der wahren Erkenntnis der Gotik — Herr Prof. Much nannte einige Einzelheiten — nichts ändern. Für das Gewesene nützen sie uns nichts mehr, für das Kommende nehmen wir sie dankbaren Herzens an.

Zeitlich liegt uns also die Hohenstaufengotik fern; dem inneren Wesen nach ist sie noch heute in uns, vielleicht versteckt unter Schutt und Tand, aber doch noch da, und sie wird uns auch in Zukunft wieder äußerlich zu Gesicht kommen, allerdings in neuem Gewande, wie auf den Tristan Gottfrieds von Straßburg eine herrliche Wiedergeburt in dem Tristan Richard Wagners gefolgt ist. Überlassen wir uns nur unter Ausschaltung alles Fremden ganz dem deutschen Geist, der wird uns schon recht führen. Aber keine Fesseln darf er tragen, wie immer sie auch heißen mögen. Denkt daran, daß Ketten zu tragen einst unseren Vorvätern als höchste Schmach galt!

Schaffen wir unbekümmert aus unserer Eigenart, aus unserem innersten Wesen heraus, so bleibt es sich gleich, wo wir anknüpfen, ob an die Gotik, ob an das deutsche Barock, es wird von beiden ein ewiger Kreislauf uns zu einer neuen Gotik führen, denn jedes Volk kann schließlich doch nur so schöpferisch wirken wie es seiner — allerdings ungehemmten — Wesensart entspricht.

Es wurde von der Mönckebergstraße in Hamburg gesprochen, jener Straße, bei der die Baupflege leider noch nicht alles erreichen konnte, was sie wollte, die aber vielleicht einmal späteren Kunstgeschichtlern als ein wichtiger Übergangszustand wertvoll sein wird, mit dem Hamburg die Führung in Norddeutschlands Baukunst ergriffen hat, um sie hoffentlich nicht mehr loszulassen. Ich wollte, ich könnte hier an der Hand einiger Bilder beweisen, wie wesensverwandt der Hochmeisterpalast der Marienburg und die neueren Bauten der Mönckebergstraße im Grunde genommen sind, mögen letztere auch an das Barock angeknüpft sein und hier und da noch einen welschen Schnörkel aufweisen. Wie vorhin bei den Betrachtungen über den „Stil" ausgeführt wurde, ist das nicht so wesentlich. Man braucht das fremde Schmuckwerk nur zu entfernen und nordisches an seine Stelle zu setzen, dann ist der letzte Erinnerungsrest an die Antike verschwunden.

Der Backsteinbau der letzten Jahre in Nordwestdeutschland ist nicht mehr barock; er ist über diesen Stil hinausgewachsen, zukünftigen Zielen entgegen. Die Massenverteilung, die Lichtzuführung, die vornehmwürdige Zurückhaltung, das hohe Dach, das sehnsüchtige Emporstreben der Senkrechten, das ist durchaus nordisch, gotisch, germanisch; ist Geist von unserem Geiste; läßt das Walten deutscher Ideen erkennen. Man muß diese Bauten mit den Schöpfungen des deutschen Ordens einerseits und mit den Werken Michel Angelos oder Palladios andererseits vergleichen, um es nachfühlen zu können, daß wir auf dem richtigen Wege

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sind! Und was uns heute hier und da noch fehlt, das erwarten wir von einer nahen Zukunft. —

Geben wir uns unserem Eigenleben unbeirrt hin, dann wird uns eine neue Gotik ganz von selbst unter den Händen herauswachsen, wie einst unseren Vorfahren die alte Gotik. Freilich wird sie anders aussehen als diese, aber darum bleibt es doch Gotik, Neugotik, „germanischer Stil". —

Dipl.-Ing. **Walter Graul.**

Wie erlangt man geschichtliche Bildung?

Geschichtliche Kenntnisse zu erlangen, ist nicht allzu schwer, es gehört im Grunde nicht viel mehr dazu als Fleiß und Liebe zur Sache. Man sollte sich demnach wundern, daß geschichtliche Gelehrsamkeit nicht häufiger ist. Mir scheint, der Grund liegt darin, daß die Meisten dunkel fühlen, daß sie mit diesen Kenntnissen nicht viel anfangen können. Sie würden aber vielleicht mit mehr Eifer sich auf diesen Wissenszweig legen, wenn man ihnen klar machte, welch eine unentbehrliche Lehrmeisterin die Geschichte ist. Allerdings nicht das aufgehäufte Wissen ist nützlich, sondern nur das, welches zum Leben in Beziehung gesetzt ist, nicht der Wust der Tatsachen, sondern die Gesetze, die sich aus ihnen ergeben.

Wenn ich eine sprachliche Neuerung wagen darf, so möchte ich unterscheiden zwischen Geschichtskenntnis und Geschichtslehre. Jene macht mit den Ereignissen bekannt, diese sucht sie zu deuten. Die Geschichte hat so gut wie die Natur ihre Gesetze, nur liegen diese nicht so offen und untrüglich zutage, schon deshalb nicht, weil dem Geschichtsforscher das Hauptmittel des Naturforschers, das Experiment, nicht zu Gebote steht. Aber dennoch erschließen sich diese geschichtlichen Gesetze dem, der unbeirrt und beharrlich die Wahrheit sucht und, nicht zufrieden mit dem Was, das Warum zu ergründen sucht. Langsam und unmerklich erschließt sich ihm der Sinn der Geschichte, gelangt er zur geschichtlichen Bildung.

Hier heißt es Geduld üben. Es gibt Bücher, die sogenannte angewandte Geschichte zu lehren verheißen. Sie wenden sich an Leute, die die Frucht pflücken möchten, ohne ihre Reife abzuwarten. Vor solchen Büchern ist zu warnen. Die Geschichte belehrt nur den, der ihr ein fleißiges Studium gewidmet hat. Geschichtslehre ohne Geschichtskenntnis gibt es nicht. Um nur auf eins zu verweisen: in der geschichtlichen Überlieferung ist alles durchwuchert mit unzähligen Fälschungen, Irrtümern, Legenden, so daß der Geschichtsbeflissene einem Wanderer gleicht, der sich durch ein Dickicht voll Dornen und Gestrüpp mühsam mit dem Messer einen Weg bahnt. Wenn man nun dem, der noch nicht geübt ist, Trug von Wahrheit zu unterscheiden, die fertigen Ergebnisse vorlegt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so läuft das in der Regel darauf hinaus, daß man ihn für eine bestimmte einseitige Tendenz einfängt. Nur selbsterarbeitete Kenntnis hat Wert, das gilt von der Geschichte mindestens so sehr wie von anderen Wissenschaften.

Also tüchtige Geschichtskenntnisse müssen die sichere Grundlage bilden. Nur hat man nicht nötig, die Geschichtslehre so lange aufzuschieben, bis man mit der Geschichtskenntnis zum Abschluß gelangt ist. Schon beim Schulunterricht wird ein tüchtiger Lehrer beides verbinden. Er wird bei Erscheinungen der Vergangenheit, so oft sich Gelegenheit bietet, auf verwandte Erscheinungen der Gegenwart hinweisen, z. B. wird er die Taktik Hannibals mit der, die Hindenburg in unseren Tagen angewandt hat, vergleichen. Er wird überhaupt das Vergleichen eifrig pflegen, denn nichts führt besser in das Verständnis ein. Er wird auch auf den größeren oder geringeren Grad von Glaubwürdigkeit der geschichtlichen Überlieferung aufmerksam machen, er wird dazu anleiten, Kritik an Berichten zu üben. So läßt sich schon beim Anfänger manches tun und eine tüchtige Grundlage schaffen. Aber auch nur eine Grundlage. Das Meiste und Beste muß später durch eigene Arbeit erworben werden. Und auch die Geschichtskenntnis kann die Schule, ja selbst die Universität nur zum allergeringsten Teil geben, und sie hat schon viel getan, wenn sie das Bewußtsein erweckt hat, daß man auf diesem Gebiet überhaupt nie auslernt.

Aber eine allgemeine Anleitung, Winke über den einzuschlagenden Weg mögen Manchem, bei der unermeßlichen Menge des zum Lernen Gebotenen, willkommen sein. Da ist es nun vor allem wichtig, auf die Bedeutung der Quellen hinzuweisen. Schon durch die frische Unmittelbarkeit der Sprache, die wenigstens die besseren Quellen auszeichnet, sind sie für den Anfänger die tauglichste Nahrung. Ich habe mich oft gewundert, daß in den geschichtlichen Abschnitten unserer Lesebücher die Darstellungen moderner, oft sehr unberufener Federn, die für das jugendliche Alter geradezu unverdaulich sind, einen breiten Raum einnehmen, wogegen von den ehrlichen alten Annalisten und Chroniken, den kernigen Gesetzbüchern und Weistümern, den oft überaus merkwürdigen Briefen nirgends Gebrauch gemacht ist. Freilich muß man auch hier sichten, es gibt auch minderwertige Quellen. In den letzten Jahren hat sich die buchhändlerische Spekulation auf dies Gebiet geworfen, und die Geschichtsbeflissenen sind mit viel Wertlosem und Ungenießbarem überschüttet worden. Dadurch darf man sich nicht abschrecken lassen. Wählt man nur mit Verstand aus, so wird man den Satz bestätigt finden, daß die rechte lebendige A n s c h a u u n g doch schließlich nur die Quellen geben.

Zahlreiche verkehrte Vorstellungen fallen sofort von dem Leser ab, wenn er an die Quellen herantritt. Er merkt da, wenn er überhaupt für dergleichen einen offenen Sinn hat, auf der Stelle, was man einem Zeitalter zutrauen kann. Wer z. B. aus den echten Quellen des 11. Jahr-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hunderts gelernt hat, welcher Art das religiöse Leben war, wie insbesondere damals Demutsbezeugungen, öffentliche Sündenbekenntnisse und Bußübungen, weit entfernt, einem hochgestellten Manne zur Schande zu gereichen, vielmehr förmlich von ihm verlangt wurden, der wird sich abwenden von der landläufigen Vorstellung, die in der Szene von Canossa eine Erniedrigung des Kaisertums sieht. Er wird es durchaus begreiflich finden, worüber die ernste Forschung übrigens sich auch längst einig ist, daß Heinrich IV. in Canossa einen diplomatischen Sieg errungen hat. Ebenso wird einer, der das Mittelalter aus den Quellen kennt, nicht mehr die weithin herrschende Meinung teilen, daß die Mönche so gelebt haben, wie sie in den Grützner'schen Bildern dargestellt werden, daß die Klöster Stätten des Wohllebens gewesen seien; eine Auffassung, die kaum für die Verfallszeit einen Schein von Berechtigung hat.

Natürlich ist es nicht einerlei, welche Quellen man liest, aber hier spielen die besonderen Absichten und Zwecke des Lesers eine zu große Rolle, als daß man sagen könnte: diese ist zu empfehlen und diese nicht. Wo man die Wahl hat, wird man solche vorziehen, die von Teilnehmern der Ereignisse herrühren. Man muß sich wundern, daß z. B. Friedrichs des Großen Geschichte des siebenjährigen Krieges kaum je von unseren Schülern gelesen wird. Ich will nicht gerade behaupten, daß sie ein Meisterwerk der Geschichtsschreibung sei, aber jedenfalls ist sie besser als der verdünnte Aufguß, der in den gangbaren Lehrbüchern geboten wird.

Das Altertum ist, wenn man von den Inschriften absieht, ziemlich arm an Quellen im eigentlichen Sinne. Denn Werke wie die des Livius und Tacitus sind für u n s nur deshalb Quellen, weil die ursprünglichen Schriften, auf denen sie fußen, verloren gegangen sind. Schriften wie die Kriegsberichte Cäsars stehen vereinzelt. Ein um so bedenklicheres Licht wirft es auf das geschichtliche Verständnis unserer Schulleiter, daß die meisten unserer Gymnasiasten zwar die Reden Ciceros kennen lernen, nur sehr wenige aber seine in großer Menge erhaltenen Briefe, obgleich diese viel unmittelbarer und deshalb weit echtere Quellen sind. Das Altertum ist dafür in anderer Hinsicht sehr im Vorteil, denn es hat einen Überfluß an hochbedeutenden Literaturwerken, die uns namentlich von dem griechischen Leben ein reiches und vielseitiges Bild geben, so daß wir zum Beispiel über die häuslichen Verhältnisse des alten Athen unvergleichlich besser Bescheid wissen als über die unserer Vorfahren aus der Zeit der Karolinger oder der Salier und Hohenstaufen. Wer zum Beispiel Platos Verteidigungsrede des Sokrates mit Aufmerksamkeit gelesen hat, der weiß mehr von Griechenland, als wenn er an der Hand eines geschichtlichen Abrisses die ganze Zeit vom Trojanischen Krieg bis auf Alexander den Großen durchflogen hätte.

Dem hat das Mittelalter nichts Gleichwertiges an die Seite zu setzen (höchstens einige Prediger des späteren Mittelalters wären hier zu nennen),

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aber es hat dafür wieder Quellen anderer Art. Sehr wenige Menschen wissen zum Beispiel, was für eine Menge von Briefen bedeutender Männer uns aus dem Mittelalter erhalten ist. So besitzen wir von Bonifatius und seinen Freunden eine ganze Anzahl. So hat Karl der Große zahlreiche päpstliche Briefe aus seiner ersten Regierungshälfte zu politischen Zwecken sammeln lassen. Briefe, die der große Kaiser selbst diktiert hat, sind zwar nur in geringer Zahl vorhanden, aber um so zahlreicher sind die seiner Freunde, namentlich Alcuins. Ebenso steht es mit späteren Zeitabschnitten. Von Kaiser Heinrich IV. besitzen wir unter anderm einen Brief aus seiner letzten Lebenszeit, gerichtet an den König von Frankreich, worin er die ihm widerfahrene schändliche Behandlung in den ergreifendsten Worten schildert. Von seinem großen Gegner Gregor VII. gar sind Hunderte von Briefen vorhanden, und wenn auch viel Spreu darunter ist, so sind andere um so bedeutsamer. Es ist wahrhaft beschämend, daß diese ebenso wichtigen wie interessanten Urkunden der großen Menge von Geschichtsfreunden so gänzlich unbekannt sind. Es ist, als hätten unsere Gelehrten sich förmlich Mühe gegeben, diese Schätze geheim zu halten. Sie sind allesamt nur in schwer zu erlangenden gelehrten Sammlungen zu finden, und zwar natürlich nur im lateinischen Original, wogegen es von den unbedeutendsten griechischen und lateinischen Schriftstellern Übersetzungen gibt.

Aus der Reformationszeit sodann gibt es eine Menge von Flugblättern, von Streitschriften und Satiren in deutscher und lateinischer Sprache, die das geschichtliche Studium in ähnlicher Weise beleben könnten wie jene literarischen Meisterwerke der Griechen. Aber nur sehr wenige lesen die hierher gehörigen Schriften des Erasmus und Reuchlin, die Huttens und Luthers, die Briefe der Dunkelmänner, die Satiren Fischarts und Murners. Man sollte sie nicht ganz in Vergessenheit sinken lassen, obgleich der gute Geschmack bei ihnen nicht immer auf seine Rechnung kommt.

Die politische Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts hat Ranke bekanntlich in erster Linie auf den damals aufkommenden Gesandtschaftsberichten aufgebaut. Von hier an liegen in den Archiven die eigentlichen Quellen. Für den Laien schwindet damit in vielen Fällen die Möglichkeit, sich quellenmäßige Belehrung zu verschaffen. Dafür aber entschädigen autobiographische Aufzeichnungen in reichster Auswahl. Wer zum Beispiel die Denkwürdigkeiten des Karl Heinrich v. Lang und die Jugenderinnerungen des Malers Wilhelm v. Kügelgen gelesen hat, der hat bereits eine gewisse Anschauung von der Zeit um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts und besitzt eine Grundlage, auf der er weiterbauen kann. Dann sind Napoleons Gespräche auf St. Helena geradezu unschätzbar, und es tut ihrem Werte keinen Eintrag, daß sie einseitig sind. Kann man doch andere Auslassungen zur Berichtigung daneben halten, etwa die E. M. Arndts und die gar nicht genug zu rühmenden Memorabilien Immermanns, die sehr mit Unrecht der Vergessenheit anheimgefallen sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Soviel über die Quellen, ein schier unerschöpfliches Thema, über das hier einige knappe Andeutungen genügen müssen.

Bei den Quellen aber, so wertvoll sie sind, dürfen wir nicht stehen bleiben, weil sie nur die Einzeltatsache geben, nicht die geschichtliche Verknüpfung, also das, was eigentlich erst die Geschichte wertvoll macht. Dies finden wir nur bei den Meistern der wirklichen Geschichtsschreibung, in den geschichtlichen Kunstwerken.

Hier bedarf es nun für den, der mit einer Anzahl von Quellen vertraut geworden ist, kaum noch einer Anleitung. Die großen Meister werden ihm ohne weiteres verständlich sein, und er wird sie immer lieber gewinnen. Auch hier hat es keinen Zweck, einen Kanon aufzustellen, weil das Gebiet der Geschichte zu groß, die Anforderungen der Einzelnen zu verschieden sind. Ich möchte nur einige wenige nennen, die für die deutsche Geschichte besonders in Betracht kommen. Da ist Ranke, von dem namentlich die Geschichte der Reformation, die Zwölf Bücher preußischer Geschichte, der Aufsatz: Die großen Mächte und Teile der Weltgeschichte hierher gehören. Da ist Droysens Geschichte der preußischen Politik, Prutz' Preußische Geschichte, Gervinus' Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts (reicht bis 1830), Gregorovius' Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, vor allem aber Nitzsch' Deutsche Geschichte (reicht bis 1556). Andere werden andere Werke bevorzugen, ich kann nur die nennen, die mir persönlich am nächsten stehen.

Noch einige Winke und Warnungen mögen gestattet sein.

Zunächst soll der Geschichtsfreund sich seinen Horizont nicht zu sehr beschränken lassen. Das Spezialistentum ist zwar, wie sich die Wissenschaft nun einmal entwickelt hat, nicht ganz zu vermeiden, aber man soll sich stets seiner Gefahren bewußt sein. Deshalb möge man, auch wenn man sich ein Lieblingsgebiet ausgewählt hat, von diesem doch fortwährend Ausflüge in die Nachbarschaft unternehmen. Treffend sagt einer der größten Meister der Geschichte, Jakob Burckhardt: „Das wahrste Studium der vaterländischen Geschichte wird dasjenige sein, welches die Heimat in Parallele und Zusammenhang mit dem Weltgeschichtlichen und seinen Gesetzen betrachtet, als Teil des großen Weltganzen."

Damit hängt eine zweite Forderung zusammen. Man halte sich an die Größten. Es kommt für die geschichtliche Bildung weit weniger auf das Was an als auf das Wie, weit weniger auf den Stoff als auf seine Gestaltung. Auch wessen Neigung der Gegenwart oder dem eigenen Volke zugewendet ist, der tut doch gut, nicht achtlos vorüberzugehen an Werken wie Burckhardts Kulturgeschichte der Renaissance, seiner Griechischen Kulturgeschichte und seinem Leben Constantins; an Sismondis Histoire des républiques italiennes au moyen âge; an des Amerikaners Prescott der spanischen Geschichte gewidmeten Werken und an seiner Conquest of Mexico; an Gregorovius' Leben Hadrians; an Rankes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Werk: Fürsten und Völker Südeuropas (Band 2—4 auch unter dem Titel: Geschichte der Päpste); an D. Fr. Strauß' Leben Huttens. So ließen sich unter den Neueren noch manche nennen. Aber auch das Altertum hat große Geschichtschreiber gehabt. Von dem Größten der Großen, von Thukydides, rede ich nachher. Hier möchte ich verweisen auf Xenophons Zug der zehntausend Griechen. Das ist ein ziemlich abgelegenes Kapitel der Geschichte, und doch würde der Weltliteratur ein wesentlicher Bestandteil fehlen, wenn Xenophons ebenso lehrreiches wie liebenswürdiges Buch verloren wäre. Auch Tacitus, so sehr man seine parteiische Einseitigkeit tadeln mag, ist doch unschätzbar wegen der psychologischen Feinheit seiner Charakterzeichnung, durch die er für den Geschichtsfreund anziehender ist als der spannendste Roman.

Ein weiterer Wink: man braucht nicht gerade immer nach dem Neuesten zu greifen. Man hüte sich vor dem Irrtum, daß durch die neueren Forscher die älteren Meisterwerke überholt, entbehrlich gemacht würden. Zwar schreitet die Einzelforschung fort, aber das wirklich Tiefe und Eigenartige verliert seinen Wert nicht, und man liest es am besten in der ursprünglichen Fassung. Überdies schützt man sich gegen Irrtümer am wirksamsten durch das fortgesetzte Studium der Quellen. Denn mit diesem darf man nie aufhören. Es gibt verhältnismäßig nur wenige große Geschichtschreiber, aber die Zahl der Quellen ist unbegrenzt.

Ferner darf man die an die Geschichte grenzenden Gebiete nicht vernachlässigen. Arge Irrtümer entstehen durch die Unbekanntschaft mit der Nationalökonomie. Wie hätte man zum Beispiel sonst darauf verfallen können, daß die Zahl der während der Völkerwanderung in Südeuropa eingedrungenen Germanen nach Millionen zu schätzen sei? Die ganze Kriegsgeschichte bekommt bei Berücksichtigung der wirtschaftlichen Verhältnisse ein anderes Gesicht. Leider ist solche Unkenntnis auch bei namhaften Gelehrten zu finden, die hierin nicht mustergültig sein dürfen. Ein anderes wichtiges Grenzgebiet ist die Völkerkunde. Sie eröffnet manchmal ganz überraschende Einblicke. Wer z. B., von der Völkerkunde kommend, an die geschichtlichen Teile des Alten Testaments herantritt (das überhaupt eine der allerwichtigsten und lehrreichsten Quellen ist) der wird aus den altbekannten Geschichten die merkwürdigsten Aufschlüsse erhalten. Vorbedingung ist hier jedoch, daß man mit der wissenschaftlichen Bibelkritik bekannt sei.

Endlich muß ich hier einige Worte dem Manne widmen, dessen Name jedem Geschichtsfreund heilig sein sollte, der an der Schwelle der Geschichtschreibung steht und bis heute noch nicht übertroffen worden ist, dem großen Geschichtschreiber des peloponnesischen Krieges. Da ist zunächst seine bewundernswerte Einleitung. Thukydides will zeigen, daß der Krieg, den er beschreibt, unter den bisher dagewesenen der größte ist. Er geht zu diesem Zwecke vom trojanischen Krieg aus, den er für eine geschichtliche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tatsache hält, ein für seine Zeit natürlicher, für uns belangloser Irrtum. Denn die Methode ist das Entscheidende. Thukydides geht von volkswirtschaftlichen Erwägungen aus und deckt den Zusammenhang der Wirtschaft mit den politischen Ereignissen auf. Seine Quellen sind nicht etwa die sagenhaften Überlieferungen seiner Zeit, sondern alte, sich auf seine Zeit erstreckende Bräuche, Reste von Bauten, Grabfunde, Inschriften, vor allem geographische Tatsachen. Alles dies ist deshalb so lehrreich, weil Thukydides auf diesem Gebiet Neuschöpfer war. Wir sehen hier die geschichtliche Methode förmlich entstehen.

Auf die Erforschung des Krieges selbst hat er ein Menschenalter verwandt, der Tod nahm ihm die Feder aus der Hand, ehe er fertig war. Er mußte alle Daten selbst herbeischaffen und soll es sich viel Geld haben kosten lassen, um von Augenzeugen und Mithandelnden, und zwar von solchen, die den verschiedenen Lagern angehörten, die nötigen Aussagen zu erhalten. Das Ergebnis dieser mühevollen Lebensarbeit liegt uns vor in einem Werk von mäßigem Umfang. Über dies Werk urteilt Burckhardt: „Zu seiner Aufgabe bringt er die Fähigkeit mit, alles, was man ihm berichtet hat, als Kundiger nachzudenken und durch seinen Geist gehen zu lassen; für Gründe, Anlässe, Verlauf und Ergebnis des großen Prozesses hat er den allerweitesten Ausblick; man sieht, wie die Dinge steigen und unvermeidlich werden; ohne aufdringliche Bemerkungen, mit den leisesten Mitteln läßt er uns die Notwendigkeit als solche empfinden. So hat er denn der Welt den großen Dienst geleistet, zu zeigen, bis zu welchem Grade eine Krisis sich wahrheitsliebend schildern läßt." Ein solches Werk ist nicht nur ewig, sondern bietet auch jedem Zeitalter neue Seiten, es ist unausschöpflich. So wird heute jeder Denkende das Wesen der furchtbaren Krise, die Europa durchmacht, in ihm wie in einem Spiegelbilde erkennen können, und manches klingt, als wäre es für uns geschrieben.

Vielleicht gelingt es diesen flüchtigen Andeutungen, der Geschichte Freunde zuzuführen und ihnen ihre Arbeit zu erleichtern.

Ernst Müller-Holm.

Was sollen wir lesen?

Mancher mag bei dieser Frage: „Was sollen wir lesen?" denken: „Wir haben in dieser schweren Zeit wahrhaftig genug Pflichten! Nun will man uns auch noch vorschreiben, was wir lesen sollen!" Aber so ist die Frage gar nicht gemeint. Vielmehr so, wie wenn eine gute Hausfrau an ihren und ihrer Kinder Hunger denkt und nun fragt: „Was sollen wir essen, das nicht zu teuer und doch nahrhaft und schmackhaft ist?" Oder so, wie wenn wir einen schönen Sommertag ganz frei sind und fragen uns: „Wo sollen wir hingehen, um die Sonne recht zu genießen?"

Lesen, wie es hier gemeint ist, setzt Bedürfnis und Verlangen nach

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erhebung voraus. Man soll überhaupt nicht lesen, es sei denn, daß der Beruf und seine Vorbereitung es verlangt, ohne Lust und Neigung. Und es gibt Manchen, der im Buche des Lebens zu lesen versteht und aus dem Treiben der Menschen und dem Geschehen in der Natur mehr entnimmt, als er je in Büchern finden könnte. Aber leider wird in den Schichten, wo man viel Muße hat, aus Langeweile, um die Zeit, die so kostbar ist, zu vertreiben, eher zu viel als zu wenig gelesen. Weil diese Leute so sinn- und ziellos darauf loslesen, wird auch viel zu viel geschrieben eben für diesen Bedarf, für diese überladenen verdorbenen Seelen, die immer neue Reize nötig haben. Also noch einmal: um eine neue Pflicht zu den vielen anderen handelt es sich hier nicht.

Aber wir, die wir Verlangen nach Erhebung aus der Enge des Werkeltages haben, was sollen wir lesen? Wie finden wir in der ungeheueren Bücherflut das, was wir suchen?

Die Antwort ist nicht einfach. Sie wird leichter, wenn man erst einmal die unübersehbare Menge der Bücher einschränkt durch die Frage: „Was sollen wir nicht lesen, wenn wir den Durst unserer Seele stillen, ihren Hunger befriedigen, wenn wir sie nähren wollen?“

Auf allen Gebieten der Lebensführung ruft der „Vortrupp“ und die ihm angeschlossenen Bewegungen zu neuer Freiheit auf. Wir brechen mit tausend altüberlieferten Sitten des Trinkens, der Ernährung, der Geselligkeit, der Tracht, des Schmucks, des sogenannten Lebensgenusses. Heraus aus der Stickluft der Kneipen und Vergnügungsstätten, aus der Einschnürung unnatürlicher Kleidungsstücke und Gewohnheiten, aus der Verlogenheit nachgeahmter Kunst und Lebensformen, zurück zur Wahrhaftigkeit, Einfachheit und Natürlichkeit. Alles das, was wir bekämpfen, gibt es auch in den Büchern, und jeder spürt's mit seinem gesunden Gefühl und Verstand. Es gibt Bücher, die wie die Rauschgetränke für eine kurze Zeit wärmen und den alltäglichen Kummer betäuben, aber einen faden Geschmack, eine Leere im Hirn, eine Müdigkeit und Schlaffheit zurücklassen. Liest man viel von ihnen, so tritt wie bei Wein und Bier und Schnaps eine Lähmung aller edlen quellenden schöpferischen Kräfte der Seele ein. Es gibt Bücher, die gemein und niedrig wie käufliche Dirnen oder lüstern und brünstig wie geile Weiber sind. Man kann sie nicht lesen und zugleich an jemand denken, den man achtet und verehrt, ohne sich zu schämen. Es gibt Bücher, die kalt und herzlos sind und mit all dem spielen, was uns lieb und hoch und heilig ist. All diese Bücher, mögen sie 10 oder 20 Pfennige oder 1 Mark oder 5 Mark kosten, sind Schundliteratur; sie locken uns, indem sie unsere niederen Triebe künstlich reizen. Wer gesund ist und sich gesund erhalten will, der traue seinem Gefühl und seinem Verstand und werfe sie weg.

Ganz abgesehen von den belehrenden Büchern, gibt es für die, die nährenden, lebensteigernden Genuß bieten, ein untrügliches Merkmal,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das sie vor aller Schundliteratur auszeichnet. Hat man einen „spannenden" Detektivroman, eine großstädtische Hintertreppengeschichte, eine lüsterne Liebeserzählung zu Ende gelesen, so kann man sagen: „Ich kenne sie nun, das ist mir genug." Man kennt die Tatsachen, die Handlung, das Ende und das ist alles, was das Buch zu geben hat. Liest man es kurz darauf noch einmal, so ist es langweilig und reizlos. Bei einem guten gewichtigen Buch aber hat man das Bedürfnis, es bald einmal wieder zu lesen oder wenigstens sich Teile davon wieder ins Gedächtnis zurückzurufen. Manche Menschen lesen ihre Lieblingsbücher jedes Jahr einmal. Andere (und sie waren früher nicht selten) haben ein Buch oder einen großen Schriftsteller, aus dem sie ihr ganzes Lebenlang ihren Bedarf an Erhebung schöpfen, mag es nun die Bibel oder Goethe oder Reuter sein.

Spannung, lebhafte Handlung, Überraschung sind gewiß gute, einwandfreie Mittel echter Schreiberkunst, und wenn manche Dichter unserer Tage glauben, daß ihre Werke künstlerischer würden, wenn sie auf jene Mittel ganz verzichten, so sind sie auf dem Holzwege. Ein langweiliges Buch mag allerlei Gutes enthalten, es ist kein gutes Buch. Im Buch eines echten Dichters aber ist die Handlung nicht der einzige Inhalt. Er hat seine Seele hineingelegt. Er hat tief ins Leben gesehen, viel mit bewegtem Herzen erfahren, und nun schildert er es uns und webt seine Liebe und seinen Haß, seinen Schmerz und seine Freude, seinen Glauben und seine Verzweiflung, seine Weltanschauung und seinen Lebenskampf hinein. Je tiefer seine Einsicht, je empfänglicher sein Gemüt, je größer und bewegter sein Herz, je umfassender sein Blick ist, um so mehr wird er nicht nur sein Ich ausdrücken, sondern er wird erleben und sagen, was in uns unausgesprochen, beseligend oder quälend, liegt. Er befreit und erhebt uns, er macht unseren Kummer adelig und groß, er beschwingt unsere Hoffnung, er stärkt unsern Willen! Alles was geheimnisvoll und unsagbar in uns und zwischen uns und den anderen Menschen lebt, das hat er mit seiner Dichterseele gepackt und in seine Sprache gebannt. Und weil wir wissen oder doch ahnen, daß es unter der Masse der Bücher solche gibt, weil wir uns nach ihnen sehnen, deshalb werden wir immer wieder angezogen vom gedruckten Papier, trotz häufiger Enttäuschungen.

Aber selbst wenn ein greifbarer Unterschied zwischen dem wertvollen und dem nichtsnutzigen Buch gefunden ist, bleibt noch die Frage schwierig: „Wie sollen wir lesen?" Denn es gibt kein Buch, das für jedermann geschrieben ist, das jeder „gelesen haben muß". Wir lächeln über die Frauen, die sich der Mode gedankenlos unterwerfen und zum Beispiel große Hüte tragen, gleichgültig, ob sie selbst danach gewachsen sind. Solche Modebücher gibt es jedes Jahr. Manchmal treibt die Öffentlichkeit ein gutes, häufiger aber sehr mittelmäßige und schlechte Bücher zu Riesenauflagen empor. Greift man zu bekannten guten alten Büchern, so trifft man auch nicht immer gleich das geeignete und empfindet leicht beim allerbesten Lange-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weile. Es kommt so viel auf Vorbildung, Selbsterziehung, Geschmack, Temperament und Charakter an, an welchem Buche man Genüge findet.

Man sollte ohne Scheu einen belesenen Freund oder einen Menschen, dem man in dieser Angelegenheit vertraut, um Rat bitten, um Führung im Irrgarten der Bücherwelt. Alle öffentlichen Büchereien — soweit sie es nicht schon tun — sollten, um ihrem Zweck wirklich zu dienen, bereitwilligst und eingehend Auskunft erteilen! Manchmal findet man auch einen brauchbaren Wink in den Bücherbesprechungen einer Zeitung, häufiger in denen der Zeitschriften, die man ihrer ganzen Haltung nach kennt und schätzt. Auch gibt es einige gute literarische Ratgeber, wie zum Beispiel den des Dürerbundes. Wer also gute Bücher lesen will, steht durchaus nicht verlassen da. Und ein mißglückter Versuch sollte nicht gleich abschrecken.

Findet man ein Buch, das die Sehnsucht nach Erhebung über den Alltag befriedigt, ein Buch, das man von Zeit zu Zeit wieder zur Hand nehmen möchte, so kaufe man es. Es gibt gegenwärtig genug billige gute Bücher. Das Geld ist nicht schlecht angelegt; denn es gibt kaum einen größeren Schatz als so eine allmählich selbst erlesene und erworbene Bücherei! An eigenen Büchern erlebt man erst, daß es mit den guten Büchern wie mit lieben Menschen ist. Nicht beim ersten flüchtigen Begegnen, obwohl es über Neigung und Abneigung entscheidet, geben sie uns alles und ihr Bestes. Wir müssen zu verschiedenen Zeiten immer wieder mit ihnen zusammen sein, um uns mit ihnen innerlich und fürs Leben zu verbinden, und es geht nicht ohne guten Willen und einiges Bemühen. Man kann sich einige Bücher mehr zu eigen machen in seinem Leben, als man Freunde erwerben kann. Aber die Größe einer Bücherei sagt so wenig als ein großer Freundeskreis irgend etwas darüber aus, wieviel innerer Reichtum man an ihr hat.

Beim fruchtbaren Lesen und beim Aufbau der eigenen Bücherei kommt eben alles auf Innerlichkeit und Wahrhaftigkeit an. So steht dieses Gebiet geistigen Lebens mit der ganzen Erneuerung unserer Lebensführung in innigster Verbindung. Wer nur eben über die Not des Alltags hinaus ist, dem steht der Weg in dies Land offen. Noch gilt die alte Weisheit, daß den höchsten Lebensgenüssen gegenüber alle Menschen gleich sind. In Liebe, Freundschaft und fröhlicher Geselligkeit, vor den Büchern und Kunstwerken, vor der Natur und dem ewigen Rätsel der Welt, da gilt letzten Endes der Mensch selbst und sein Erleben, und nicht von Ansehen, Macht, Stellung und Geld hängt es ab, wie reich er sich sein Leben gestaltet, sondern von seiner eigenen Art, von der Lauterkeit seiner Gesinnung und der Kraft seines Strebens.

Walter A. Berendsohn.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zur Berufswahl.

Zu den akademischen Berufen und zu Beamtenstellungen drängten sich seit Jahren weit mehr Bewerber, als vom Standpunkte des Volksganzen aus nützlich war, und wahrscheinlich wird in dieser Hinsicht eine Änderung sobald nicht eintreten. Zu einem nicht unbedeutenden Teile sind es wohl die besondere Wertschätzung, die die gesellschaftliche Stellung der Akademiker genießt, und die gesicherte Versorgung der Beamten, die sowohl den Eltern wie den Söhnen lockend vorschweben, und darum streben nicht nur aus den Familien der Akademiker und der Beamtenschaft selbst, sondern ganz besonders auch aus den Kreisen des Handwerks, der Kaufmannschaft, der Landwirte und zum Teil selbst der Arbeiter außerordentlich viele gut — und auch minder gut — begabte junge Leute zu den Universitäten und in die verschiedenen Behördenlaufbahnen.

Der „Drang nach oben" ist ja verständlich, die „Neigung zum Aufstieg" auch durchaus natürlich. Aber der Wunsch der Eltern, die Söhne „etwas Tüchtiges werden zu lassen", gerät doch leicht und oft auf den Abweg, daß er zu dem Streben wird, die Kinder in „gesellschaftlich höhere" Stellungen zu bringen und in Berufe, wo sie es „einmal besser haben", als sie selbst es konnten. Die allgemeine Hebung des Volkswohlstandes und die Verbesserung und Verbilligung des Verkehrs in die großen Städte, wo die höheren Schulen eingerichtet sind, hat ja die Möglichkeit zur Vorbereitung der Söhne zum Universitätsstudium und für die Beamtenlaufbahnen mittlerer Art gegen früher bedeutend erleichtert, so daß jetzt auch vom Lande und aus den kleinen Marktflecken und Ackerbürgerstädten die begabte Jugend aller einigermaßen bemittelten Stände mehr als vor Jahrzehnten die Möglichkeit hat, in die erstrebten höheren Berufsklassen hineinzukommen. Die Folgen — Überfüllung aller akademischen und Beamtenlaufbahnen, die drohende Entstehung eines Gelehrten- und Beamtenproletariats — sind schon oft genug beklagt worden.

Und dennoch wird von weiten Kreisen des Volkes die Erleichterung des Aufstiegs begabter Söhne auch der untersten Volksschichten, also des Arbeiterstandes, zu den gelehrten Berufen immer von neuem gewünscht und befürwortet. Die Forderung, tüchtigen und begabten Volksschülern die Möglichkeit zum Besuche der höheren Schulen und der Universitäten auf öffentliche Kosten zu geben, wird von den linksstehenden Parteien unserer Volksvertretungen seit Jahren erhoben. Aber trotz aller Verteidigung dieser Forderungen in Wort und Schrift darf dennoch behauptet werden, daß dem Volke als Ganzem mit ihrer Erfüllung im allgemeinen kein Dienst erwiesen, kein Vorteil angebahnt wird. Denn die Erleichterung des Zu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zuges der begabten Glieder aus allen Schichten des Volkes allein oder auch nur hauptsächlich in die akademischen und die Beamtenberufe arbeitet auf die Verarmung der übrigen Berufsstände an gescheiten und tüchtigen Männern hin, — ganz abgesehen davon, daß die dadurch wahrscheinliche weitere Zunahme des Anwärterandranges zu jenen Berufen eine ungeheure Verschwendung von Menschenkraft und Gütern bedeutet.

Es müßte geradezu im Gegenteile darauf Bedacht genommen werden, die seit Jahren beklagte Überfüllung der genannten Berufe einzuschränken, den Zustrom einzudämmen und vor allem: in den anderen Berufsständen und Volkskreisen die in ihnen aufwachsenden tüchtigen Kräfte und befähigten Köpfe zu behalten. Auch der Handelsstand, das Gewerbe und Handwerk, die Landwirtschaft brauchen begabte Leute. Vielleicht ist das ungeheure Anwachsen der Industrie nicht der einzige Grund, weshalb das Handwerk so lange Zeit hindurch zurückging und auch jetzt noch ziemlich daniederliegt. Vielleicht liegt es mit daran, daß die geistig begabten Söhne der Handwerker n i c h t das Geschäft der Väter ergriffen, sondern zur Universität gingen, daß sie n i c h t als hervorragend tüchtige, geschickte und erfindungsreiche Handwerker diesem Stande durch hochwertige Leistungen seinen Rang wahrten und ihm gegen den Ansturm der Industrie neue Bedeutung und neues Ansehen erstritten, sondern daß sie vorzogen, in das Heer der Akademiker und Beamten einzutreten, wo die meisten von ihnen in der Schar der Begabten nur „Einer von Vielen" wurden. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß unser Handwerk, unsere Landwirtschaft, unser Handel noch viel mehr begabte Leute gebrauchen können, als in ihnen jetzt wirken. Nicht nur um diese Stände im Weltwettbewerbe unseres Volkes auf ihrer Höhe zu erhalten, sondern auch — wie besonders das Handwerk und manche Zweige der Landwirtschaft (Gemüse- und Obstbau, Geflügelzucht) — sie zu schönerer Blüte und höheren Leistungen emporzuheben. Solche Blüte und Ertüchtigung kommt dem ganzen Volke hervorragend zugute. Denn nicht dadurch, daß allein unsere Gelehrtenwelt und die führende Beamtenschaft sich gegen die anderer Länder und Völker auszeichnet, behaupten wir unseren Vorrang vor anderen Staaten, sondern die Tüchtigkeit der breiten Mittelschicht gehört ebenfalls dazu, und zwar mindestens in gleichem Maße wie die der Oberschicht.

Die Mittelschicht der Waren erzeugenden und umsetzenden Stände darf deshalb nicht sozusagen künstlich der Begabungen beraubt werden, indem man diese vorzugsweise und mehr, als nötig ist, in die höheren Berufe und die Beamtenschaft fließen läßt. Vielmehr ist es um unserer Geltung als hochstehendes Kulturvolk willen unsere Pflicht, jener Schicht die in ihr aufwachsenden Begabungen zu erhalten. Je

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mehr gut begabte Söhne der Handwerker das Handwerk der Väter ergreifen, je mehr geistig hochstehende Landwirtssöhne in der Landwirtschaft bleiben, je mehr hervorragend beanlagte Kaufmannssöhne sich dem Handel widmen, desto mehr wird das diesen Ständen zur Steigerung ihrer Leistungen, zur Mehrung ihres Wohlstandes und zur Erhöhung ihres Ansehens gereichen. Und wenn endlich im Arbeiterstande aus dem begabten Volksschüler, statt daß er der höheren Schule zustrebt, um „mindestens das Einjährige" zu erreichen, ein Qualitätsarbeiter wird, wie wir sie in unserer Industrie hochschätzen und reichlich gebrauchen können, so ist das, vom Standpunkte des Ganzen betrachtet, ein größerer Vorteil, als wenn durch den jungen Mann das Beamtenproletariat um einen weiteren Kopf vermehrt wird.

Das eben genannte „Einjährige" erinnert uns ohnehin daran, daß wir mit dem weitgehenden Ausbau des Berechtigungswesens der höheren Schulen uns sozusagen eine Rute gebunden haben. Mit ihr peitschen wir übermäßig viele Volksgenossen in „höhere Gesellschaftsschichten" und in die Beamtenberufe hinein und veranlassen außerdem die wohlhabenden und gesellschaftlich angesehenen Familien, aus „Standesrücksichten" auch ihre unbegabten Söhne in die höheren Schulen zu schicken und diese dadurch zum Nachteil für die begabten Zöglinge zu belasten. Und die Worte „höhere Gesellschaftsschicht" und „Beamtenberufe" lenken uns wieder auf den Anfang unserer Betrachtung zurück: die besondere Wertschätzung der gesellschaftlichen Stellung des Akademikers und die gesicherte Lebensversorgung des Beamten.

Die Schätzung der gesellschaftlichen Stellung spielt in unserem Volke allerdings eine große Rolle. Aber es ist doch schon wiederholt ausgesprochen worden, daß in der gesellschaftlichen Abschließung der einzelnen Stände und in der stufenleitermäßigen Schätzung, wie sie bei uns üblich ist, keineswegs ein hervorragender Vorzug und Vorteil liegt, sondern daß uns statt der Pflege dieses Gebrauchs und dieser Anschauung der Ausgleich zwischen den Ständen und den Volksschichten und ihre gegenseitige Annäherung weit nützlicher wären. Und was die gesicherte Beamtenstellung anlangt, so kann doch keineswegs das harte Wort Georg Hermanns: „Das ungesicherte Leben hat immer Ziele, das gesicherte nicht immer"*) als unrichtig bestritten werden. Ohne Zweifel würde manche Begabung in ungesicherter Stellung zu ganz anderer Entfaltung, zu einer in höherem Grade und Erfolge schöpferischen Steigerung ihrer Kraft angefeuert

*) In seinem kürzlich erschienenen Buche „Vom gesicherten und ungesicherten Leben".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden, als im gesicherten Beamtenstande, wo gleiche Anreize gewöhnlich fehlen.

„Die Berufswahl" heißt die schwierige Frage, die so viele Eltern — gerade gegen die Osterzeit hin — beschäftigt. Wohl wird bereits seit Jahren von Einsichtigen die Mahnung verbreitet: „Nicht zu hoch hinaus! Nicht studieren! Handwerk und Kaufmannsstand, Industrie und Landwirtschaft brauchen auch tüchtige, geistig regsame Leute!" — aber doch wird auf solche Stimmen noch viel zu wenig gehört. Weit tiefer müßte die Überzeugung ins Volk dringen, daß nicht „hohe gesellschaftliche Stellung", nicht ein „gesichertes Leben" das erstrebenswerteste Ziel für unseren gut begabten Nachwuchs sein kann und darf, sondern daß wir eher mit einer Abänderung des bekannten Sprichworts sagen sollten: „Bleibe im Stande und nähre dich redlich!" — das heißt: suche in dem Berufskreise, aus dem du stammst, das Beste zu leisten, um dadurch mit deinem eigenen Wohlstande und Vorteil zugleich das Wohl deines ganzen Standes und deines ganzen Volkes zu fördern!

Paul Hundt.

Rund um uns

Gib uns den Frühling. Ein regnerischer Tag! Am Fenster rinnen die Tropfen herunter. Ich sehe von meinem Zimmer hinaus ins Weite. Zur Linken, der dunkle Schimmer dort, das ist das Moor. Mein Moor, so habe ich es oft genannt. Dorthin trug ich oft all meine Gedanken, meine Wünsche, all mein heißes Hoffen. — O, es war schon einmal schön, in diesem Jahr. — In milden Tagen des Januar lag schon mehr Frühlingsschimmer über den schlafenden Feldern als jetzt. Weich fegte der Wind die Wolken am blaßblauen Abendhimmel. Und der frische Erdgeruch trieb die Sehnsucht in uns hoch, die Erde zu küssen. Unsere Heimaterde, unser kampfumtostes Gut, unsere Hoffnung, unsere Liebe. Mit heißem Herzen erflehe ich Gottes Segen für dich, teures Land, das all meine Ahnen ernährt hat. — Kommt denn nicht endlich der Frühling zu dir? — Ich seh auf die vom Regen blank gewaschenen Dächer der vor mir liegenden Gartenhäuschen. — Die Menschen gehen trübselig vorbei. Manche tragen Spaten und Harke. Es ist ein Flehen um Sonne in aller Herzen, ein heißes inbrünstiges Flehen: Herrgott, wir müssen säen und pflanzen. Der Boden muß tragen so viel mehr als sonst. Du weißt es doch. Du bist doch gütig. — Sieh unser Land im Daseinskampf. — Sieh unsere Männer an den Fronten, sieh uns hier daheim. Wir schreien zu dir aus tiefster Not, aus tiefster Verlassenheit: Wenn du uns den Frieden noch nicht geben kannst, den Frieden, nach dem sich jede Faser unseres Herzens sehnt, Herrgott, so gib uns den Frieden in der Natur, gib uns den Frühling, damit er mithelfe zum endgültigen, großen Frühling, der uns Menschen das Jauchzen wiederschenken soll.

S. Johannsen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zwei Briefe zum Aufsatze „Geselligkeit" in Nr. 24 des vorigen Jahrganges.

I.

Geehrter Herr! Ihr Aufsatz über „Geselligkeit" im Vortrupp Nr. 24 (1915) hat allerlei Gedanken bei mir ausgelöst, die ich, zur Klärung dieser Frage, Ihnen nicht vorenthalten möchte. Mein Mann und ich haben uns, soweit es die Stellung meines Mannes — er ist Privatdozent — nur eben erlaubt, von der Zwangsgeselligkeit freigemacht, es kommt also kaum vor, daß wir nur „Zeitgenossen" bei uns zu Tische haben. Mein Mann und ich leben alkohol- und nikotinfrei. Auch im Felde umgeht mein Mann den Alkohol fast ganz ...

Auch auf anderen Gebieten leben wir gesundheitsgemäß (Kleidung, Ernährung usw.), aber der Kreis derer, die in unserer Gesellschaftsschicht Verständnis dafür haben, ist doch noch sehr klein, und dieser Umstand macht sich auch immer wieder geltend, wenn wir liebe Freunde bei uns sehen. Es sind fast durchweg Menschen, mit denen wir uns auf vielen Gebieten verstehen, Kollegen meines Mannes, die wissenschaftlich etwas zu sagen haben, Politiker, Industrielle, Ärzte. Mit den Frauen arbeite ich jetzt in der sozialen Fürsorge; das „weibliche Dienstjahr", die politische und staatsbürgerliche Schulung der Frau, viele Themen, die auch der Vortrupp behandelt, die Kriegerheimstätten-Frage usw. werden gründlich und mit viel Klugheit und Herzenswärme verhandelt. Kurzum, es sind eine ganze Reihe prächtiger, wertvoller Menschen, die sich bei uns bis vor dem Krieg zusammenfanden; nur auf dem einen Gebiet, der Enthaltsamkeit von Alkohol und Nikotin, verstehen und treffen wir uns nicht oder nur mit wenigen. In den Augen der Meisten ist das ein „Spleen", eine Schlappheit, eine Verweichlichung, eine Verrücktheit, und wenn wir sie zwängen, bei uns auf diese Genüsse zu verzichten, so würden die meisten von ihnen nicht wiederkommen, sondern es für eine unglaubliche Anmaßung von uns halten, daß wir ihnen unsere „Verrücktheit" so aufzudrängen versuchen. Und hier stehe ich nun vor der Frage: Haben wir das Recht, unseren Gästen Alkohol und Nikotin zu entziehen, nur, weil wir selber es für schädlich halten? Ich behaupte: nein. Ebenso wenig, wie ich von meinem Gast verlangen kann, daß er in dem Augenblick, wo er mein Haus betritt, auch auf mein politisches und religiöses Bekenntnis schwört, ebenso wenig kann ich verlangen, daß er meine doch nur subjektive Stellung zu Alkohol und Nikotin anerkennt und sich dem Zwang der Enthaltsamkeit fügt. (Wenn ich konsequent sein wollte, müßte ich von meinen weiblichen Gästen dann auch das Ablegen des Korsetts, der Hackenschuhe und falschen Haare verlangen!) Ich kenne aber eine Reihe Abstinenten, die es für durchaus verwerflich halten, ihren Gästen Alkohol vorzusetzen, und die jeden Menschen, der nicht auf ihre Fahne schwört, für minderwertig halten und seinen Verkehr meiden. Vor dieser Übertreibung möchte ich ernstlich und eindringlich warnen! Sie schadet unseren Bestrebungen nach Lebensreform auch insofern, als sie eine Spaltung und Trennung von Kreisen im Gefolge hat, die, im Interesse der Allgemeinheit, Hand in Hand arbeiten müßten. Der Mangel an Einsicht im anderen Lager wird nicht dadurch behoben, daß wir uns von ihm abschließen, sondern nur dadurch, daß wir still und zäh das feindliche Lager mit unserem Geist durchdringen. Im Zusammenleben und -Arbeiten und bei gemeinsamer Geselligkeit und Freude sollen die Anderen sehen, daß wir keine „Trottel" und „Wasserköpfe" und „Bleichgesichter" sind, sondern daß wir bei großen und kleinen Fragen in Beruf und Leben unseren Mann stehen, ebensogut wie sie. Aber auch in unserem Lager, sagen wir mal, im Vortruppkreis, soll man erkennen und anerkennen, daß außerhalb unserer Weltanschauungen auch noch tüchtige, wertvolle Menschen sind, daß Gutes, Großes geschaffen wird, auch von denen, die den Alkohol nicht meiden! Das schließt durchaus nicht aus, daß wir Tag um Tag den Kampf gegen die Rauschgifte von neuem aufnehmen, daß

wir aufklären vor allem bei der Jugend. Nicht denjenigen, die sich grollend abschließen, ist es zu danken, wenn die Alkoholfrage heute ein viel umstrittenes Kapitel ist, sondern vor allem denen, die sich mutig unter die Gegner mischen, die mit ihrem Glase Wasser fröhlich das Leben bejahen, die Spott und Witzeleien schlagfertig parieren oder ruhig an sich abprallen lassen und zeigen: ich bin und bleibe doch da und lache am letzten.

Um Mißverständnisse zu verhindern, will ich hier ausdrücklich betonen, daß ich den Alkohol meinen Gästen natürlich nur in mäßigem Quantum vorsetze (keine Schnäpse!), daß nach Tisch vorerst nichts gereicht wird außer Wasser, Limonaden, Obst, Kaffee oder Tee, erst gegen Schluß das unvermeidliche Glas Bier.

Daß alleinstehende Frauen viel eher Möglichkeit einer alkoholfreien Gastlichkeit haben, leuchtet wohl ein. Sie brauchen keine Rücksicht auf Beruf und Stellung ihres Mannes zu nehmen, und so ist die Form der Geselligkeit schon eine viel zwangloſere.

Hier in der Großstadt ist ja leider der zwanglosen Geselligkeit, wie Sie sie schildern und vorschlagen, nur schwer eine Heimstätte zu schaffen. Der Beruf hält unsere Männer oft abends bis 8 oder gar 9 Uhr fest; wenn sie dann erst heimfahren und essen sollen, um sich „nach Tisch" gemütlich zu treffen, so ist das fast ein Ding der Unmöglichkeit, oder mit so viel Hetzerei verbunden infolge der großen Entfernungen, daß die „Gemütlichkeit" von vorne herein ausgeschaltet ist. Auch die Unsumme von Vorträgen aller Art, von Vereinssitzungen, Konzerten, Theater usw. schneiden der häuslichen Geselligkeit den Faden ab. Es wird einem heute ja so bequem gemacht, sich zu „bilden", und so ist's heute ein Vortrag mit Lichtbildern aus dem Pflanzen- und Tierreich, morgen einer über unsere Kolonien, übermorgen über Politik und Wirtschaftsleben, über klassische oder moderne Dichter und Philosophen, ein Einführungsabend in eine neue Tonschöpfung, ein Beethoven- oder Brahmskonzert; selbst der kritisch Prüfende und Wählende kann sich dem vielen Guten, was geboten wird, nur schwer entziehen, auch wenn er nicht hingeht, weil „man" darüber mitsprechen muß, sondern nur aus innerem Bedürfnis heraus. Ich fürchte, nach dem Kriege wird die Flut von Vorträgen noch wachsen, und da wir auf vielen Gebieten umlernen müssen und mehr als bisher die Pflicht haben, mitzuarbeiten an der Staatsmaschine, so wird man sich dieser öffentlichen Art der Belehrung und Aufklärung gar nicht entziehen können. So sieht es für uns Großstädter trübe aus mit der Geselligkeit, die uns als das Ideal vorschwebt. Haben wir z. B. nach einem mit Freunden gemeinsam genossenen Konzert oder Vortrag noch den Wunsch nach Aussprache, so bleibt uns dazu nur das rauchige Wirtshauszimmer, denn unsere Wohnungen liegen außerhalb der Stadt und so weit auseinander, daß man nicht daran denken kann, sich in seinen vier Wänden noch gemeinsam niederzulassen. Im Wirtshaus sind wir dann, um den Rauch hinunterzuspülen, auf die kohlensauren Wässer angewiesen, die das Wohlbehagen gerade nicht erhöhen!

Mein Brief ist länger geworden, als er beabsichtigt war. Er sollte Ihnen vor allen Dingen sagen, daß der Wunsch nach feiner Geselligkeit schon vielerorts rege ist, aber der Weg dahin nur schwer gefunden werden kann trotz des besten Willens. In zweiter Linie wollte ich warnen vor der Vorstellung, daß Geselligkeit, die nicht völlig alkohol- und nikotinfrei ist, ohne weiteres als völlig verwerflich, weil unbedingt jeder geistigen Arbeit bar, angesehen werden darf. Es wurden mir trotz Bowle und Wein schon musikalische und geistige Genüsse feinster Art geboten. Die Tatsache bleibt eben doch bestehen: wenn Menschen geistig etwas zu geben haben, so werden sie das auch noch trotz mäßigen Alkoholgenusses tun können; wenn Menschen nichts zu geben haben, so wird auch die Enthaltsamkeit im Genuß von Rauschgiften ihre geistige Armut nicht beheben und bessern können. Daß ich trotz dieser Feststellung immer die alkohol- und rauchfreie Geselligkeit vor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ziehe und überall nach Kräften unterstützen werde, brauche ich wohl nicht erst zu betonen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

J. M.

II.

Sehr geehrte gnädige Frau! ... Leider erlaubt es meine sehr in Anspruch genommene Zeit nicht, daß ich derart eingehend mich mit den Gedanken und Einwänden Ihres Briefes befasse, wie ich es so sehr gern täte. Vielleicht aber komme ich später, zu gelegnerer Zeit, darauf zurück und sende Ihnen einige weitere Ausführungen über das strittige Thema „Geselligkeit".

Einstweilen darf ich vielleicht auf die verschiedenen Schriften der Abstinenzliteratur hinweisen, in denen die Frage, ob der Abstinent seinen Gästen Alkohol vorsetzen solle, erörtert wird. (Solche Schriften sind erschienen im Verlag der Guttempler, Hamburg 30, Eppendorferweg 211.) Es kommt in diesen Erörterungen immer auf das nämliche heraus.

Der überzeugte Abstinent soll zu seinen Freunden das Zutrauen haben, daß sie in seinem Hause es drei bis vier Stunden ohne Alkohol aushalten können, daß sie in dem fehlenden Glas Bier keinen wesentlichen Programmausfall erblicken, daß sie vor den seitens des Gastgebers übernommenen heiligen Pflichten (Bekämpfung der Trinksitte) ihr „heiliges Recht" auf ein Glas Bier zum Opfer bringen, einfach aus Achtung vor der Lebensaufgabe ihres Freundes, die er sich doch im Interesse der Gesamtheit gestellt hat, mögen sie selbst auch davon halten, was sie wollen.

Ich habe einen abstinenten Freund, der seinen Gästen noch „das Glas Bier" vorsetzt. Zu meiner inneren Belustigung erklärten mir schon in zwei Fällen Gäste von ihm, daß ihnen das Bier nicht schmecke, da er mit seiner jungen Frau „als lebendiger Vorwurf" daneben säße, und da sie seinen ethischen Standpunkt kennten. Klafft da nicht ein Widerspruch? Wo ist der Widerspruch?

Ihre Einwände, gnädige Frau, sind mir nicht fremd. Bezeichnen sie doch die Durchgangsstation, die ich vor sieben Jahren in bezug auf alkoholgegnerische Dinge durchschritt. Habe ich doch Ihren Standpunkt damals selbst gegen „radikalere" Kampfgenossen im Meinungsstreit verteidigt. Ich kann Ihre Bedenken durchaus würdigen.

Möglich, daß in Ihrer rheinisch-fröhlichen Heimat der Abstinenzgedanke noch auf viel größere und wurzelfestere Vorurteile stößt als bei uns an der „Wasserkante". Wir haben bereits Kreise, die sich in alkohol- und nikotinfreier Geselligkeit treffen, um all das, was auch Ihnen am Herzen liegt, theoretisch und praktisch zu betreiben, oder um nur Kunst zu genießen, sich zu erholen. Ich weiß genau, wie schwer es ist, damit anzufangen, wenn man einen großen und schönen Bekanntenkreis hat. Kämpfe, Mißverständnisse bleiben, wie die Menschen nun einmal sind, selten aus; es bedarf des höchsten Anspannens persönlicher Wirkungskräfte. Und wer seine Nervenkraft auf anderen Gebieten dringend benötigt, nicht in der Lage ist, gewisse Reservekräfte für diesen Kampf frei zu machen, wie kann man es dem verdenken, wenn er dem Geßlerhut der alten Sitte noch eine kleine Reverenz erweist? Ich bin der Letzte, der genügend Fanatismus zur Verurteilung aufbrächte. Gut Ding will Weile haben. Nur eines möchte ich in freundlichster Entschiedenheit bestreiten: nämlich die Berechtigung eines Vergleiches alkoholfreier Gastfreundschaft mit dem Aufnötigen sonstiger Dinge, wie etwa: religiöses und politisches Bekenntnis, Ablegen des Korsetts, der Stöckelschuhe, der falschen Haare.

Beweis: Ich nötige überhaupt nichts auf. Höchstens der Gast, wenn er auf seinem „Recht" auf Trunk besteht. Nur dann greife ich in seine heilige persönliche Freiheit ein, wenn er etwa ein Alkoholiker wäre, der bei 3- bis 4stündiger „Entziehung" des Giftes die sogenannten „Abstinenzerscheinungen" bekommt (ähnlich dem Morphinisten), schon die Achtung vor unseren Gästen darf doch diese An-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nahme ausschließen. Es wäre zwar sehr gut, wenn man in der Lage wäre, seinen Freundes- und Bekanntenkreis auch in bezug auf die Modenarrheiten und unhygienischen Verunstaltungen zu „reinigen"; aber: hier scheint mir denn doch weitaus nicht eine so furchtbare Not vorzuliegen wie beim Volksalkoholismus (hervorgerufen durch die Trinksitte — der verantwortlichen Führer unseres Volkes!). Am ehesten scheint mir noch das mit der „religiösen" Überzeugung zu stimmen. Wenn man nämlich statt „Aufnötigen" „Achtung verlangen", „Rücksicht verlangen" setzt. Wenn ich z. B. altgläubiger Mohammedaner bin, kann ich von meinen Gästen doch Achtung vor meiner religiösen Abstinenz verlangen. Oder nicht? Und muß denn die Abstinenz unbedingt religiös bedingt sein? Kann ich nicht aus einfacher Menschenliebe heraus, um weithin durchs Beispiel zu wirken, auf alkoholfreie Geselligkeit halten? Kann ich nicht, um Mitmenschen zu retten und zu bewahren, um der alkoholfreien Jugenderziehung willen das Guttempler-Gelübde übernehmen? Das Gelöbnis, mit dem das Versprechen alkoholfreier Geselligkeit verbunden ist? Was wiegt dagegen das angebliche Recht eines Gastes auf „sein Glas Bier"? Wem seine Lebensaufgabe ernst ist, wird in diesem Falle lieber auf diesen Gast als auf seine Aufgabe verzichten. Unbeliebt bei manchen Menschen macht man sich als Lebensreformer auf jeden Fall. Ob ich mich nun etwa als Freund der Frauenstimmrechts-Bewegung oder ob ich mich als radikaler Abstinent bekenne: Der Durchschnitts-Deutsche fährt in jedem Falle entsetzt zurück. Und wenn ich noch hinzufüge, daß ich (und meine Familie nebst vier Kindern) „Vegetarier" bin, dann blickt der Durchschnitt-Teutone sich ängstlich um, ob nicht ein Arzt oder ein Schutzmann in der Nähe ist. Mache ich dagegen allerhand Eingeständnisse, dann ist der „Teutone" zufrieden (und ich bin im tiefsten Herzen unzufrieden).

Meine Freunde und ich (vom radikalen Flügel) haben nie gemerkt, daß wir nicht mit allen möglichen anderen Gruppen zusammen arbeiten könnten; z. B. in der Bodenreform, der Kriegerheimstättenbewegung, der Frauenfrage, der Dürerbund-Sache, der „Vortrupp"-Sache, im Vegetarier-Bund, in der großen theosophischen Bewegung usw. Überall achtet Einer des Anderen Meinung. Auch mit einer Reihe von Offizieren und Gelehrten verbindet mich innige Freundschaft. Allerdings ist es da nur ein kleiner Kreis. Mit so radikalen Ansichten kann man ja keinen großen Bekanntenkreis und größere Geselligkeit pflegen. Welche Wohltat! Ohne etwas Abschluß von der „großen Welt" geht es sicherlich nicht, wenn man ernstlich, vor allem auch praktisch arbeiten will. Aber nie „grollend", geehrte gnädige Frau! „Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt . .!" Auf die beiden unterstrichenen Worte lege ich den allergrößten Wert. Fallen einmal scharfe Worte, beißt einmal unsere Satire, so ist das niemals Haß. Es ist die reine Lust am Hieb, auch mitunter redlicher Zorn. Auf wen? Auf etwas gänzlich Unpersönliches, das in der Brust jedes Menschen wohnt, nämlich den Geist des „ewig Gestrigen", „ganz Gemeinen" (Schiller), dessen nilpferdartig dicke seelische Epidermis derbe Reize benötigt, um zu reagieren. Also: Wir vertragen uns mit allen Menschen gut bei gemeinsamer gemeinnütziger Arbeit. „Scharf" sind wir nur in der persönlichen Lebensführung, was die Durchführung einmal erkannter Grundsetze anbetrifft und in der öffentlichen Vertretung lebensreformerischer Ideale. Also, lassen Sie nur den linken Flügel arbeiten; auch er muß sein.

Glauben Sie um Gotteswillen nicht, ich glaubte nicht an die Möglichkeit einer edlen, höchst vornehmen „alkoholischen" Geselligkeit. Ich kenne sie, und in meinem Elternhause wurde sie gepflegt. Ich habe auch manch schöne Erinnerung daran. Alles mag da wertvoll sein, die Menschen, die vertretenen Gedanken, die geäußerten Gefühle, die gebotene Kunst. Nur bestreite ich aus sehr reicher Erfahrung in anspruchsvollen und weniger

anspruchsvollen Kreisen, daß diese vornehmen, gebildeten Menschen außerhalb der für mäßige Alkoholwirkung geltenden physiologischen Gesetze stehen. Ich bin ein alter „Korpsstudent" und besitze das Band eines Korps. Sie werden darüber lächeln. Ich nehme es Ihnen nicht übel. Aber ich kann Ihnen versichern, gnädige Frau, daß mir dieser Umstand schon des öfteren von großem Nutzen war (nicht bei meiner „Karriere"; die hätte ich „auch so" gemacht); nämlich wo es sich um Debatten über „Trinkfestigkeit" und „Direktion" handelte und um das, was man gesellschaftliche „Sicherheit" zu nennen beliebt. Welch ein Unfug! Ich kann das beurteilen. Welch furchtbare Tragödien erlebte ich schon! Vor und hinter den Kulissen. Von der zynischen Brutalität des jede Manneswürde vergessenden und jede Frauenwürde in den Kot zerrenden Alkoholikers bester Kreise bis zu der leisesten psychischen Veränderung des edlen, grundvornehmen, hochgebildeten Menschen, dessen harmonischer Wesenskomplex durch die zwei Gläschen Bier schon eine dem scharfen Ohre unverkennbare Trübung des Einklanges erleidet — alle Stufenleitern erlebt man in unserer nicht alkoholfreien Geselligkeit. Bitte, beurteilen Sie nicht nach dem schönen und wertvollen Kreis von Menschen, in dem sich Ihre Geselligkeit abspielt, die durchschnittliche alkoholische Geselligkeit unserer „besseren" Kreise, besonders in Mittel- und Kleinstädten, in Mittel- und Kleingarnisonen. Fast jeder nachdenkliche Mensch der in Betracht kommenden Kreise, soweit sie überhaupt etwas von Alkoholfrage usw. gehört haben, sehnt sich aus der Sklaverei dieser „Zwangsgeselligkeit" heraus. Gesunde Anläufe sind fast überall gemacht worden. Aber sie ersticken meist im Keime oder bleiben auf halbem Wege stehen. Ob nach dem Kriege eine Erlösung kommt für die vielen, vielen armen Frauen, die nie zu sich selbst kommen, für die vielen wertvollen gebildeten Männer, deren Wirken in Flachheit verrinnt, da die Geselligkeit Zeit- und Geldopfer besserer Betätigung vorenthält?

Daß die Abstinenz aus einem leeren Kopfe keinen Vollmenschen macht, wer zweifelt an dieser Binsenwahrheit? Anderseits aber: Welcher Kenner zweifelt, daß der Alkoholgenuß den Wert auch der höchsten Geselligkeit um ein Bestimmtes herabdrückt? Den Umstand der Relativität gilts zu beachten. Bei feinen, geistreichen Menschen merkt man den Abzug nicht derart auffallend wie bei dem ersten besten „Zeitgenossen". Um so jammervoller aber ist die auch geringe Schädigung eines Menschengehirnes, von dem Gott und Menschheit die Verzinsung hoher Werte verlangen darf!

Nicht im entferntesten denke ich daran, eine Geselligkeit wie die Ihre „völlig zu verwerfen". Hätten wir eine solche doch überall! Dann gäbe es nicht das, was man „Alkoholfrage" nennt, nämlich eine Unsumme von furchtbaren und höchst traurigen Erscheinungen an unserem Volkskörper. Da wir nun aber leider eine Alkoholfrage haben mit all ihrer Not und ihrer unerbittlichen Forderung, deshalb bin ich, deshalb ist mein Haus, deshalb ist mein Freundeskreis (mein engerer) total enthaltsam, deswegen halten wir es für besser, dem Geßlerhut der Alkohol-Trinksitte überhaupt keine Reverenz zu erweisen.

Was nicht ausschließt, daß wir vor jedem ehrlich vertretenen Standpunkt Achtung haben!

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr ergebener
O. Wanderer.

Deutscher Jugenddank. Der Aufsatz „Deutscher Jugenddank" in Nr. 6 des „Vortrupp" ist einer längeren, bisher noch nicht veröffentlichten Arbeit entnommen, deren Verfasserin Gustel von Blücher, die Begründerin des „Jugenddankes", ist. Infolge eines Mißverständnisses war der Name der Verfasserin am Schlusse des Aufsatzes fortgelassen worden.

Vortrupp.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

5. Jahrgang Nr. 9 1. Mai 1916

Keine Episode.

Je näher wir dem endgültigen und vollkommenen Sieg über unsere Feinde kommen, um so lebhafter regt sich die Frage, in welchem geistigen und wirtschaftlichen Verhältnis die Zeit nach dem Kriege zu der Zeit vor 1914 stehen wird. Es wird alles wieder wie vorher, hört man da sagen; schnell vergesse man das Schwere, setze da wieder ein, wo man in der Kultur stehen geblieben sei, und betrachte die Kriegszeit mehr oder weniger als einen lästigen, von schweren Schicksalsschlägen begleiteten Aufenthalt im Weltgeschehen und in der persönlichen Entwicklung: eine Episode also ... eine Irrung schließlich ... Wohlgemerkt: politisch meint man das natürlich nicht. Politisch wird und muß der Krieg Umwälzungen bringen — aber für das Sozialleben, für den geistigen Aufbau der Kulturmenschheit und die Grundlagen der Weltwirtschaftsführung meint man das — und nur darüber soll hier gesprochen werden.

Daß der Weltkrieg eine große Verirrung der Menschheit ist, mag richtig sein; nur liegt diese Verirrung durchaus nicht etwa in dem Ausbruch des Kampfes an sich, der durch allerlei künstliche Mittel, durch überreiche Friedensliebe der Mittelmächte noch etwas hätte hinausgeschoben werden können —; die Verirrung liegt viel weiter zurück: in der imperialistischen Ausbreitungssucht Englands, im Herrschafts- und Unterjochungsprogramm Rußlands, und noch tiefer in dem ewig-unabänderlichen Widerstreit zwischen bescheidenem Arbeitsverdienst und spekulativem Zins- und Spielergeist. Es ist fürwahr letzten Endes ein Wirtschaftskrieg, und die Politik dient hier der Wirtschafts- und Geistesverfassung.

Ein Widerstreit also zwischen bescheidenem Arbeitsverdienst und spekulativem Zins- und Spielergeist scheint mir eine der Grundformeln dieser Weltkatastrophe. Dabei ist „Bescheidenheit" beim Arbeitsverdienst nicht gleichbedeutend mit geringem Verdienst; er darf schon groß sein, der Verdienst, aber er soll erarbeitet sein, soll produktive, wahrhaftige, sozialethisch gültige, wirtschaftlich zutreffende Herkunft haben. Das ist der deutsche Wirtschaftsgedanke: der Wirtschaftsernst, der uns groß gemacht hat.

Der andere Gedanke aber ist dem nicht gleich: an allen Ecken der Welt aus der Arbeit Anderer sich hohes Einkommen zu verschaffen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

alle wirtschaftliche Arbeit fremder Länder und Völker zu nutzen, sie zinsen zu lassen, weil man über die nötigen Verkehrsmittel, überseeischen Organisationen, Einrichtungen zur Geldtransaktion verfügt — das ist der englische Geist, dem sich der französische allmählich angeschlossen hat mit dem besonderen Farbton des Renteneinkommens, und der russische mit der extensiven Landausbeutung und Unterjochung der eigenen Volksgenossen.

Die Tatsache, daß der soziale Gedanke in Deutschland seine Pflegestätte fand, ist dann nur eine Bestätigung dieser Verschiedenheit.

Mit dem Siege des Vierbundes über die Entente muß diesem deutschen Gedanken künftig die Welt gehören. Denn wir meinen doch wohl alle, daß der Sieg in einem Weltkrieg nicht auf zufälligem Schlachtenglück, auch nicht einmal allein auf der größeren Tüchtigkeit der Führung, sondern daß er auf dem Geist des Ganzen beruht und auf Zukunftskräften, wenn anders Weltgeschichte und Menschheitsentwicklung nicht Phantome sein sollen, mit denen die allmächtige Zeit Fangball spielt, und die so oder so fallen können, je nach dem Wind im Würfelbecher.

Kriegszeiten größeren Umfanges haben noch stets das Aussehen der politisch-wirtschaftlichen Welt verändert. Der Dreißigjährige Krieg hat Deutschland wirklich um Jahrhunderte zurückgeworfen, anderen europäischen Staaten die Grundlage jahrhundertelanger Geltung gebracht, das Wirtschaftsleben von Grund aus geändert. Nicht nur Siedlungen, sondern auch Lebensart hat er den Deutschen zerstört, nach Leibnizens Wort ihnen als Tugend nur den Fleiß gelassen, der nun langsam und bescheiden — ohne höhere Ziele — wieder zu bauen beginnen mußte und an Stelle einer zerstörten deutschen Geisteskultur die Notwendigkeit französischen Einflusses mit sich brachte. Während damals der Krieg in religiös-geistiger Hinsicht Deutschland für die Zukunft die Richtung gab, dürfte der heutige Weltkrieg in sozialwirtschaftlicher Hinsicht richtunggebend werden. Von Friedrich des Großen Zeitalter dürfen wir sagen, daß es die Wiege der modernen Großmachtpolitik geworden und der Ursprung des preußisch-deutschen Wirtschaftsaufschwunges gewesen ist zugleich mit einem gewaltigen Fortschritt des mitteleuropäischen Kulturgedankens. Der grundstürzende und richtunggebende Einfluß der französischen Revolution wie der Befreiungskriege bedarf kaum des Nachweises. Schon 1814 lag der deutsche Einheitsgedanke ohne Österreich im Kern begründet, wenn auch die diplomatische Gestaltung dies noch eher zu verschleiern als zu enthüllen schien.

Daß der heutige Weltkrieg nicht zu Episodenkämpfen gehört wie die von 1864 oder 1866, sondern den stärksten Weltumwälzungsereignissen auch kultureller Art zugerechnet werden muß, liegt doch

wohl, wenn in nichts anderem, schon in seiner räumlichen Ausdehnung begründet. Von vornherein also können wir den Krieg als eine Episode im Aufbau des menschlichen Gemeinschaftslebens nicht ansehen — und je länger er dauert, um so weniger. Wäre er nach wenigen Monaten zu Ende gewesen, so hätte man vielleicht an einen bösen Traum gedacht, der wieder der wachen Vernunft gewichen sei. So aber haben sich die Gedanken, Interessen und Zukunftspläne, für die die Mächtegruppen kämpfen, erst voll entwickelt und so tief Wurzeln geschlagen, daß es ein Zurück nicht mehr gibt. Heute kann keiner sagen, weil seine Rechnung falsch gewesen, wolle er vom Geschäft zurücktreten: das Geschäft steht, ist zu weit fortgeschritten, muß nun vollends liquidiert werden.

Die ganze neue Richtung der mitteleuropäischen Politik nach Südost, der Zusammenschluß der Völker Österreich-Ungarns, das Zwischenstuhlsystem Italiens, die Stillegung des balkanischen Weltvulkans, die mesopotamisch-persisch-indische Frage, die Frage der afrikanischen Kolonien — die beiden lachenden Dritten in Ostasien und Nordamerika, die wieder scheel aufeinander sehen —, das sind alles ebenso viele Fragen wie Weltumschaltungen, auch wirtschaftlicher und geistiger Kultur, die uns nach dem Kriege vor die Aufgabe einer neuen Weltgeschichte stellen. Denn sie müssen nach allen historischen Regeln ganz naturgemäß ihre Rückwirkung ins Innere des einzelnen Landes, und ganz vornehmlich auch für uns haben.

Von der Umstellung des gesamten Arbeitsmarktes für die zurückflutenden Männer und die stellvertretenden Frauen will ich dabei gar nicht sprechen. Das Fehlen so vieler Kräfte gibt der nationalen Arbeit ein neues Gesicht. Auch von der Änderung des Blickes, mit dem Familien, die ihren Ernährer oder ihre Söhne verloren, ins Leben und in die Wirtschaft schauen, soll nicht gesprochen werden: aber auch selbst da, wo scheinbar die Grundlage beim Alten blieb, wird in Wahrheit sehr vieles geändert sein — und glücklicherweise fällt es uns nur deshalb nicht so auf, weil die segnende Wirkung der Zeit uns allmählich an alle Änderungen gewöhnt.

So wird aller Vermutung nach die Teuerung teilweise, aber, wie immer, nicht ganz zurückgehen. Die Folge muß dann wohl erhöhte Bezahlung der Arbeit sein, um so mehr, da die Fähigkeiten vorderhand seltener geworden sind, die Nachfrage größer sein wird. Denn daß etwa keine Nachfrage da sein, daß es also an Unternehmungsgeist und Kapital fehlen werde, glaube ich nicht. Der erste Balkanzug war reichlich besetzt; man bahnte bereits Geschäfte an — ein Zeichen der nie verlorenen, aber mit anderer Richtung wiederkommenden Wirtschaftsenergie deutschen Fleißes. Auch in den besetzten Gebieten bewährt sich ja die deutsche Arbeit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dauernd als mustergültig. Das ist deutsche Eigenart, die unverloren ist. Jeder wird Arbeit und Verdienst suchen und Andere gerne daran teilnehmen lassen, wenn sie etwas können und fleißig sind. Trotzdem darf vermutet werden, daß sehr viel vorsichtiger disponiert werden wird, weil man vorderhand darauf bedacht sein muß, das Kapital schnell wieder fruchtbringend machen zu können. Dabei sind mannigfache Aufgaben entstanden, die erst auf lange Sicht Gewinn versprechen. Es ist anzunehmen, daß die Methoden der Wirtschaft im wesentlichen die gleichen bleiben werden, aber die Ziele werden andere geworden sein. Wir haben Belege dafür, daß die wissenschaftliche Literatur ebenfalls eine Umschaltung erfahren muß, für Verfassung und Verwaltung wirft sie schon jetzt einige schüchterne Schatten voraus, und Kunst und Lebensanschauung können von alledem nicht unberührt bleiben, weder in den Gegenständen, mit denen sie sich beschäftigen, noch in der Anschauung, mit der sie künftig zu wirken hoffen.

Daß das alles dann kulturell niedriger stehen werde als vor dem Kriege, wie Manche glauben, halte ich für einen großen Irrtum. Dafür hat uns der Krieg zu viel Neues gelehrt.

So muß man wohl zu dem Ergebnis gelangen, daß dieser Weltkrieg in der Geschichte der Menschheit, wenn wir die Jahrhunderte ins Auge fassen, eine Etappe mit neuer Richtung bedeutet, — und diese neue Richtung kann nur deutschen Ursprungs sein! Schon einmal wandelten Germanen die Weltgeschichte, und die Blüte des Mittelalters wie der Neuen Zeit erwuchs daraus — zum anderen Male entsteht heute eine Neugestaltung im inneren Wesen der Welt. Freilich wird der Friede wieder Friedensarbeit bringen wie vordem, die Menschen werden wieder dem Vergnügen nachgehen und in Politik und Sozialpolitik ihre Lage zu bessern suchen — aber die Friedensarbeit wird größer, vielseitiger und anspruchsvoller, das Vergnügen von anderer Bewertung sein, die Sozialpolitik wird mehr Verständnis für allerlei Schmerzen und fremde Sehnsucht haben — in der großen Politik aber wird man wie der Reiter über den Bodensee den Boden künftig besser zu erkennen suchen und Gefahren vorbeugen, die aus allen Erdteilen hervorlugen.

Für die Sieger in diesem Weltkampf, für uns also, entsteht letzten Endes aus alledem eine riesenhafte Verantwortung für das Zukunftsglück der Welt! Wir werden — jeder Einzelne — mit heißem Bemühen an uns selber arbeiten müssen; denn Erfolge verpflichten, und es ist auch in unseren sozialwirtschaftlichen Verhältnissen keineswegs alles so, wie es sein soll, beispielsweise Wucher und Eigennutz aller Art im Wirtschaftsleben selbst im Kriege, schmähliche Handlungen neben all der Opferfreudigkeit und dem lauten oder stillen Heldentum der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

überwiegenden Mehrzahl der Volksgenossen. Der Erfolg verpflichtet uns, daß wir uns der Stellung, die wir in der Welt errungen haben, würdig erweisen. Ein stärkeres Verantwortungsgefühl muß das soziale und wirtschaftliche Gebaren jedes Einzelnen veredeln. Das ist der letzte Sinn der Erkenntnis, daß dieser Krieg keine Episode sein kann.

Dr. Alexander Elster.

Die deutschen Siedlungszüge nach dem Osten.

Kürzlich traf ich einen mir bekannten österreichischen Landwirt unmittelbar vor seinem Einrücken an die Front. Er hatte längere Zeit in einem unserer größten Russenlager Wachdienste geleistet, und ich fragte ihn natürlich, wie es ihm dabei ergangen sei. Er suchte, indem er zu antworten begann, in seinen Taschen und brachte eine einfache, aber sauber gearbeitete Holzdose hervor, auf der mit treuherzigen Buchstaben eingeschnitzt stand: Zum Andenken an den Weltkrieg 1914—15—16. Die „16" war offensichtlich erst nachträglich hinzugefügt. „Wenn ich glücklich wieder heimkehre, sollen sie noch meine Kinder und Enkel als Erinnerung aufbewahren", sagte er. „Ich habe sie von einem Gefangenen bekommen, einem Deutschrussen aus Sibirien, einem gewissen Ernst Sieber, der hat sie selbst hergestellt. Wir hatten dort eine ganze Menge Deutschrussen in einer eigenen Abteilung, meistens Bauern, große, kräftige Leute, feste Kerle, eben rechte Deutsche." Dabei glänzten ihm die Augen vor Freude bei der lebhaften Erinnerung. „Das war mein Freund, der Sieber — das heißt, mit dem habe ich immer geredet. Der sagte immer: ‚Bei uns in Rußland haben wir ja mehr deutsche Bauern, als bei euch. Nur sind natürlich viele russisch geworden.' Er ließ sich gar nicht davon abbringen. Er war aus der Gegend von Omsk. Ein anderer war vom Jenissei, der Franz Schneider. Und dann hatten wir viele von der Wolga und aus dem Kaukasus, aus Beßarabien und von der Ostsee. Auch von Warschau und Lodz gab es viele Deutsche, aber meistens Fabrikarbeiter."

„Das war mein Freund", hatte er gesagt, wenn er es danach auch pflichtmäßig etwas einschränkte. Man sieht sie förmlich vor sich, die beiden Bauerngestalten, wie sie sich rasch verstanden und verständigten, wie sie sich trotz allem Trennenden aneinander freuten, wie sie miteinander stritten, wessen Vaterland mehr deutsche Bauern habe, das des kriegsgefangenen Deutschsibiriers oder des deutschösterreichischen Wachsoldaten. Man läßt im Geiste das Auge über die zahllosen Siedlungen und Siedlungsgruppen deutscher Landwirte hinschweifen, die sich so weit nach Osten hin vorgeschoben haben und auch sonst in aller Welt verbreitet sind. Da gibt es überall die gleichen kernigen Menschen. Sie leben unter verschiedenen Verhältnissen und Himmelsstrichen, sie reden verschiedene Mundarten — aber überall ist es der gleiche Schlag, die gleiche Art.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und überall sind sie erfüllt von deutscher Treue auch zur neuen Heimat, zum neuen Vaterland. Sie wollen dem deutschen Namen Ehre machen, selbst wenn sie fremden Führern gehorchen und gegen das alte Deutschland marschieren müssen. Wie sie einander von Mann zu Mann unmittelbar verstehen, auch wenn ihre Höfe durch halbe Erdteile getrennt sind, so hat man das deutliche Bild eines großen, lebendigen Zusammenhanges vor sich, der das gesamte deutsche Bauerntum auch in seinen entfernten und abgetrennten Gliedern wie ein einheitliches Volk für sich erscheinen läßt, dem alle übrigen Deutschen, Arbeiter, Kaufleute, Gewerbetreibende und Beamte, selbst beim nächsten Zusammenleben als etwas Getrenntes gegenüberstehen.

Natürlich ist das Wort vom Volk im Volke schon oft mißbraucht worden. Einst war freilich die Gefahr vorhanden, daß aus den deutschen Urstämmen zwei Völker würden, ein oberdeutsches und ein niederdeutsches. Dann wieder hatten wir die zwei Völker der Protestanten und Katholiken, die einander aufs blutigste befehdeten. Und schließlich — der sonstigen Gegensätze von Herren und Beherrschten, von Gebildeten und Ungelehrten, von Reichen und Armen gar nicht zu gedenken — hat sich namentlich in dem neuen Stand der Lohnarbeiter eine Neigung entwickelt, sich als besonderes Volk im Volke zu betrachten. Aber mehr als bei allen solchen späteren Gegensätzen, soweit sie nicht überhaupt nur staatlicher Natur sind, rechtfertigt sich das Wort von den zwei Völkern bei dem Zusammenhang, auf den das Gespräch mit dem Landwirt geführt hatte.

Nun soll aber nicht davon die Rede sein, daß unsere Bauern noch immer die alten Mundarten reden gegenüber dem schriftsprachlichen Teil des Volkes; nicht von dem Unterschied in Brauch und Sitte, Lebensweise und Anschauungsart. Am allerwenigsten jedoch von den wirtschaftlich-politischen Kämpfen zwischen Landwirtschaft und Industrie. Das Bezeichnende ist, daß das deutsche Bauerntum, streng genommen, ein anderes Wohngebiet hat als das übrige Volk, wenn auch im Hauptteil eine Deckung stattfindet. Das wäre am besten zu erkennen, wenn man zwei Karten der deutschen Besiedlung hätte, eine für das deutsche Bauernvolk und die andere für die Nichtbauern. Die eine Karte nun müßte durchsichtig sein und der anderen aufgelegt werden können. Da würde man deutlich ersehen, wie zwar der große Hauptteil gemeinsam ist, wie aber die bäuerlichen Anhängsel und Sprachinseln nach anderen Richtungen hinausgehen, andere Ansatzstellen und Formen haben als die der ausgewanderten in Industrie und Handel tätigen Deutschen. In alle Welt hinaus zieht der deutsche Kaufmann, Gewerbsmann und Techniker, hauptsächlich aber führt ihn der große Zug nach dem Westen und weiter über die See. In allen wichtigen Städten und Handelsplätzen findet er sich wie Flugsand in Windeswirbeln. Zu dauerndem Zuwachs für unser Volksgebiet führt das aber fast niemals, dazu wurzelt alles zu wenig fest im Boden. Auch die deutschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bauern sind in vieler Herren Länder hinausgeschwärmt, auch sie sitzen in Nordamerika, in Brasilien, in Afrika und auf den Inseln. Ihre bevorzugte Wanderrichtung war aber nach dem nahen und weiten Osten: über Galizien und Bukowina nach Rußland und Rumänien, über Ungarn und Bosnien bis auf den Balkan und bis nach Vorderasien. Den Bauern leitet von vornherein der Sinn, ganze Gemeinden und Bezirke zu begründen und sich draußen eine neue deutsche Heimat zu schaffen. Diese Bauernsprachinseln haben wohl menschliche Lebenskraft und Dauer genug in sich, aber nicht gleichviel völkische. Ihnen fehlt im fremden Staatswesen die eigene Führung und Leitung, sie verlieren zu bald den Überblick und den Zusammenhang mit ihrem Volksganzen, sie geraten völlig in den Dienst fremder Politik, werden die getreuen deutschen Bauern des russischen Zaren, denen schließlich doch alle Dienste mit der Vernichtung ihrer völkischen Eigenart gelohnt werden. Sie gehen im umgebenden Großvolk auf. Sonach führt gegenwärtig weder die Ausbreitungsart der einen noch die der anderen Hälfte unseres Volkes zu befriedigendem Volksgewinn.

Wie war es denn aber in der großen, glücklichen Zeit unserer Volksausbreitung, die im Mittelalter anhob und bis an die Schwelle der neuesten Zeit heraufreichte, die uns den ganzen Ostteil unseres Volksbodens einbrachte? Natürlich läßt sich dieser große, aus unzähligen Einzelgeschehnissen zusammengesetzte Gesamtvorgang nicht leicht auf ein einziges Leitwort bringen. Es war nicht überall gleich. Es spielte sich unter deutschen Fürsten ab, aber auch unter nichtdeutschen; es fehlte auch nicht an Fehlschlägen und Sackgassen. Politische Macht, die etwa hinter den Ansiedlern stand, gab jedoch keinesfalls den Ausschlag. Vielleicht erhellt nun gerade der behandelte Gegensatz in unserem Volkskörper die Sache am besten.

Auch für damals lassen sich zweierlei Siedlerzüge unterscheiden: die bäuerlichen mit Axt und Pflug und die städtischen mit den Kaufmannsfuhrwerken und den bunten Zunftzeichen. Aber wenn sie auch getrennt auszogen, innerhalb des gemeinsamen Wandergebietes fanden sie sich im großen Ganzen doch leicht und vielfältig wieder zusammen und schufen dann erst in lebendiger Wechselwirkung bestandsichere deutsche Neuländer. Wir freuen uns über die beträchtliche Zähigkeit, mit der sich deutsches Bürgertum auch dort erhielt, wo es ohne benachbarte bäuerliche Volksgenossen vereinzelt im Fremdvolk saß: schließlich einmal mußte es jedoch trotz aller geistigen Überlegenheit versinken. Wir mögen die schier unverwüstliche Lebenskraft anstaunen, mit der sich allzuweit vorgetriebenes und zusammenhangloses deutsches Bauerntum auch ohne leitende städtische Oberschicht jahrhundertelang stark und kräftig erhielt: mit dieser Volkskraft hielt doch das eigentliche Volksbewußtsein nicht Schritt, und so hatten die übermächtigen fremden Organisationen recht eigentlich den Vorteil von den deutschen Vorzügen.

Seitdem die neue Weltwirtschaft den Weg nach Westen und aufs

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Weltmeer hinaus genommen, seitdem die ostwärts führenden Handelsstraßen öder geworden sind, seitdem gerieten auch die Vorposten der alten deutschen Ostsiedlung immer mehr in Vergessenheit. Während man die Wirtschafts- und Lebensverhältnisse der neuen überseeischen Absatzgebiete aufs genaueste erkundete, um nur ja den Chinesen die passendsten Stoffe, den Negern die begehrtesten Glasperlen und den Südamerikanern allen Hausrat ihres Geschmackes zu liefern, kümmerte sich niemand mehr um die Bedürfnisse unserer ostdeutschen Bauersiedlungen. Die konnten beim galizischen Juden kaufen oder beim kroatischen Händler, was die ihnen nach ihren Geschäftsinteressen vorzulegen für gut fanden. Und suchte einmal eine Gemeinde Geld aufzunehmen, um selbständig fortzuschreiten, so fanden selbst die unangreifbarsten Sicherheiten bei unseren Millionenbanken nur kühle Ablehnung.

Auch in dieser Hinsicht hat die zeitweilige Abschneidung vom großen Weltverkehr, die der Krieg gebracht hat, eine unerwartete günstige Nebenwirkung: sie führt zur Selbstbesinnung. Sie führt uns überhaupt dazu, das nahe Gute im eigenen Hause zu betrachten. Ja dieses unser gemeinsames Haus sieht man jetzt erst einmal genauer an, vorher war ja niemals recht Zeit dazu. Man erkennt nun erst, wie groß und geräumig es immerhin ist, dieses Mitteleuropa, und wie reichem Leben es bei verständigem Ausbau weiterhin Raum bieten könnte. Glückauf, ihr Baumeister! Aus der neuen Kriegsgemeinschaft erwächst eine innigere Wirtschaftseinheit. Das wird selbstwirkend weitergehen, auch wenn die großen Weltmeerstraßen sich unseren Handelsflotten wieder auftun; ein starker Strom deutscher Wirtschafts- und Gestaltungskraft wird fortan wieder die alten Donauwege entlang in den Osten und Südosten einströmen.

Damit aber erwächst den lange vergessenen Bauernsiedlungen unseres östlichen Vorlandes eine neue Zukunft. Es kommt ihnen endlich das zu, was sie brauchen, um nicht zu erstarren und zu verkümmern. Mit den neuen Wirtschaftsplänen entfalten sich neue Volkspläne. Man wird danach trachten, wenn es irgendwie möglich ist, allzukühn vorgedrungene Siedlungsposten in mitteleuropäische Reichweite zurückzunehmen: unsere sibirischen Freunde zum Beispiel. Land wird sich, wie wir hoffen, schon finden lassen, wenn auch nicht für völlige Neubesiedlung, so doch für kräftigste und bestimmende Siedlungsverdichtung. Unabweisliche Wehrmaßnahmen spielen fördernd herein: Mitteleuropa braucht starke Grenzmarken. Selbstverständlich soll die Sache nicht auf Kosten unserer nichtdeutschen österreichischen Mitkämpfer gehen, sondern auch zu ihren Gunsten. Es war zum Teil ein Irrweg infolge der Verschiebung unserer alten natürlichen Verhältnisse, wenn sie oft alles Heil nur darin suchten, überknapp hinter unseren Fersen nach Westen zu drängen. Auch für sie führen neben den unserigen neue Zukunftswege gegen Sonnenaufgang.

Emil Lehmann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Kulturprophet des deutschen Weltreichs.

Mehr als allen anderen Völkern der Erde ist dem deutschen von jeher das menschliche Wesen in seiner individuellen und sozialen Gestalt ein Problem gewesen, eine fragliche und befragenswerte Sache, die fühlend und denkend betrachtet und ergründet, faustisch gelebt, prometheisch bezwungen sein wollte. Was der Deutsche als Denker und Künstler, als Schauender und Bauender auf allen Gebieten des Lebens Großes geleistet, das ist ursächlich in seiner problematischen Natur verwurzelt; denn nur der faustische Sinn erfaßt das Leben in der Tiefe, ahnt und begreift seinen problematischen Charakter für den Menschengeist, und allein die faustische Natur kann sich mit ihren schöpferischen Triebkräften bis zum prometheischen Willen erheben, der im göttlichen Schaffensdrange Menschen formt nach seinem eigenen Bilde. Alle unsere geistige Bedeutsamkeit und Größe, das ganze germanische Menschentum entspringt aus dem problematischen Charakter unseres deutschen Wesens. Er umschließt darum auch die Geschichte unserer vielfältigen und langen Leiden, unserer tiefen Sehnsucht und unserer kulturellen und politischen Irrwege durch die Jahrhunderte, unser Unterliegen und Siegen im Kampfe um das Ideal, unsere Demütigungen und unseren Triumph als Volk und Nation. Die problematische Menschheitsnatur selbst in ihrer sinnfälligsten Erscheinung: das ist die eine Seite des deutschen Wesens. Und das Problem aller Probleme, in dem alle anderen enthalten sind, das ist für uns die deutsche Kultur als Lebensverkörperung der deutschen Menschheitsidee, als soziale, staatliche Verwirklichung unseres Persönlichkeitsideals, unseres deutschen Menschentums, wie's unsere Dichter und Denker geschaut und dargestellt und unsere besten Geister sittlich erstrebt und vorgelebt haben.

Immer ist der Germane als Ideologe in den Kampf gestürmt. Selbst in den Führern der Völkerwanderung waltete schon in und über dem Schwertgeiste und der Brotnot die mystische Gewalt des kulturellen Geistes, die dem Germanentum neue Reiche erobern und eine Weltherrschaft begründen wollte. Diese kulturelle Idee der germanischen Rasse, die anfangs nur als politischer Dämon in einzelnen genialen Herrschernaturen thronte, wurde dann im Laufe der Jahrhunderte durch bedeutende und zeitüberragende Staatsmänner, durch die nationalen Denker und Dichter in das Volksbewußtsein geleitet und zur deutschen Reichs- und deutschen Menschheitsidee gewandelt und geformt. Zum erstenmal flammte sie in dieser Gestalt in den Freiheitskriegen vor 100 Jahren als ein heilig großes Feuer aus der deutschen Volksseele hervor und waltete so sichtbar, daß Napoleon selbst bekannte, es sei der deutsche Ideologe gewesen, der ihn überwunden.

Doch wie rauschend der Idealismus von Jugend und Volk auch das Sturmbanner des Schwertgeistes getragen, die nationale Sehnsucht nach einer politischen und kulturellen Einigung Deutschlands vermochten selbst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Genie und die Tatkraft Steins nicht zu stillen und zu erfüllen. Auch er mußte auf der Höhe seines Lebens als ein Scheiternder vor dem Problem zurücktreten. Allzuviel ständisch-parteiische Selbstsucht und staatlicher Bureaukratismus, bürgerliche Trägheit und politische Dumpfheit lag noch über dem tieferen, besseren Lebensgeiste des deutschen Volkes. Aber seine Sehnsucht und sein Wille ließen nicht von dem Problem des nationalen Ideals, bis in Bismarck der politische Held kam, der den Feuerwurm der deutschen Geschichte mit eiserner Faust packte, sich die Instinkte der deutschen Volksseele und den politischen Willen des Volkes dienstbar zu machen wußte, das Problem überwand durch das Pathos des nationalen Genius und den Reichskörper schuf, darin das deutsche Volk nun leben und als Nation sein Wesen individualistisch erhöhen, zum Charakter ausbilden und zur völkischen Erscheinung vor aller Welt bringen sollte.

Das war der letzte, innerste und höchste Sinn des Schwertkampfes von 1870/71, das Ethos des neuen Reiches mit seinem neuen kulturellen Problem für die deutsche Menschheit, wenigstens für die kulturell schöpferisch gesonnenen Geister der Zeit und vor allem auch für Bismarck, der aus seiner Titanennatur heraus selbst noch den Versuch unternahm, mit dem wirtschaftlichen und sozialen Ausbau des Reiches zugleich die kulturelle Frage zu lösen. Aber dafür war das deutsche Volk noch nicht reif; es ließ seinen Helden im Stich, wie so manchen vor ihm. — In welchem Sinne aber diese Frage der deutschen Innenwelt, das geistige Problem des Deutschen Reiches gelöst werden sollte, das sprach keiner so klar und zielbewußt, so unmittelbar und laut nach dem Kriege aus wie Friedrich Nietzsche.

„Es ist die deutsche Einheit in jenem höchsten Sinne, die wir erstreben, die Einheit des deutschen Geistes und Lebens nach der Vernichtung des Gegensatzes von Form und Inhalt, von Innerlichkeit und Konvention" — rief er in seiner Schrift „Vom Nutzen und Nachteil der Historie" aus und legte mit seinem persönlichen Verlangen und den schöpferischen Eingebungen seines kulturellen Lebensgefühls zugleich Zeugnis für die noch im Zeitboden schlummernden Instinkte der Volksseele ab. Und so tief lagen diese Keime des kulturellen Lebens in der starren Erde für das Bewußtsein der Menge, ihrer geistigen Führer und der ganzen politischen Oberflächenkultur, daß sich Nietzsche schon in seinen ersten Schriften mit Fug und Recht und nicht ohne Enttäuschung und Bitterkeit als ein „Unzeitgemäßer" selbst kennzeichnete. Und es ist keiner neben ihm gewesen und nach ihm gekommen, der den problematischen Charakter dieser kleinen Zeit des satten Behagens und gemeinen Erjagens, der patriotischen Bildungsphilister und künstlerischen Talmikultur, die der kriegerischen unmittelbar folgte, so tief und schmerzlich und mit der ganzen inneren Empörung, dem männlichen Trutz- und Tatwillen des von schöpferischen Kulturinstinkten erfüllten Geistes empfunden hätte. Offen lagen vor Nietzsches Augen die innere Not und Armut der deutschen Menschheit, die große geistige

Gefahr der zeitlichen Verſimpelung und Verſumpfung der Nation, deren geiſtige Oberſchichten ſich in dem Wahnrauſche einlullten, daß auch die deutſche Kultur auf den Schlachtfeldern Frankreichs geſiegt habe. Und im Anblick des drohenden Unheils, das für das junge Reich und ſeinen kulturellen Charakter aus der Erſchlaffung der geiſtig ſittlichen Kräfte der Volksſeele entſpringen mußte, begann der junge Baſeler Profeſſor noch einmal das ganze Problem der deutſchen Kultur aus dem Brennpunkte der Gegenwart heraus und unter dem Geſichtswinkel des Lebens aufzurollen, nachzuprüfen, klarzuſtellen und Sinn und Zweck und Ziel der zweitauſendjährigen deutſchen Geſchichte in die Richtung und das Strombett eines prometheiſch-ſchöpferiſchen Kulturwillens zu lenken. Für ihn, den geborenen Genius der kommenden Kulturepoche des neuen Reiches und des neuen Volkes, wurde es das tragiſche Schickſal ſeines Lebens, daß in der großen hiſtoriſchen Stunde, wo der Geiſt Bismarcks durch den heroiſchen Schwertgeiſt des deutſchen Volkes die realpolitiſche Grundlage, die geſchichtlichen Vorausſetzungen für einen großen kulturellen Aufſchwung, für eine wahrhaftige nationale Kultur mit einem ausgeprägten deutſchen Lebensſtilwillen geſchaffen hatte, ſich nichts von dem Geiſte der deutſchen Dichter und Denker, den Vorkämpfern einer bodenſtändigen deutſchen Kultur und Weltanſchauung regte. Was ſich da vor ſeinen Blicken aus der geiſtigen Nebelwelt in der deutſchen Kulturebene hob, das war nur das alte Geſpenſt der inneren Zerriſſenheit, der geiſtigen Zwieſpältigkeit und Unſelbſtändigkeit, der inneren Zerfahrenheit und Stilloſigkeit, der kulturellen Hoffnungs- und Troſtloſigkeit auf allen Gebieten des geiſtigen Lebens — abſchreckend und troſtlos wenigſtens für den Seherblick eines philoſophiſch-künſtleriſchen Genies.

„Denn was ſoll noch gehofft, noch geglaubt werden, wenn der Quell des Glaubens und Hoffens getrübt iſt, wenn die Innerlichkeit gelernt hat, Sprünge zu machen, zu tanzen, ſich zu ſchminken, mit Abſtraktion und Berechnung ſich zu äußern und ſich ſelbſt allgemach zu verlieren! Und wie ſoll der große produktive Geiſt es unter einem Volke noch aushalten, das ſeiner einheitlichen Innerlichkeit nicht mehr ſicher iſt und das in Gebildete mit verbildeter und verführter Innerlichkeit und in Ungebildete mit unzulänglicher Innerlichkeit auseinanderfällt! Es iſt das ſchmerzlichſte Schauſpiel: wer es überhaupt ſieht, wird hier eine heilige Nötigung erkennen: er ſagt ſich, hier muß geholfen werden, jene höhere Einheit in der Natur und Seele eines Volkes muß ſich wieder herſtellen, jener Riß zwiſchen dem Innen und dem Außen muß unter den Hammerſchlägen der Not wieder verſchwinden.“ (Nietzſche, „Vom Nutzen und Nachteil der Hiſtorie“.)

Aus ſolcher leibhaftigen inneren Not heraus rang Nietzſche in der Höhle ſeines Ichs als Menſch, als Schaffender mit dem Zeitproblem der deutſchen Menſchheit, der nationalen Kultur. Und wie Moeller van den Bruck in ſeiner Nietzſche-Studie („Führende Deutſche“ 2. Bd. des Werkes „Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutschen", J. C. C. Bruns Verlag in Minden) treffend ausführt: Was Nietzsche von seinem Herzen her in seinem Hirn auskämpfte, „das war die geistige Haltung überhaupt, die das deutsche Volk einnehmen würde, nachdem es in seiner staatlichen den ersten Schritt zum Weltvolke getan. So wie dieses Volk, schon längst das führende Philosophenvolk der Neuzeit, in seinem schärfsten Denker das Sein begriff, würde von nun an das Sein überhaupt begriffen werden. Die Basis legte er für jedes spätere System oder Prinzip. Die Begriffe, die er aufstellte, waren die Begriffe der Zukunft. Die Formeln, die er fand, enthielten die Formeln des Lebens im ganzen 20. Jahrhundert — und vielleicht noch vieler kommender Jahrhunderte." —

Diese Begriffe und Formeln für den neuen deutschen Menschen, und damit für die deutsche Nation, hatte Nietzsche zunächst als Problematiker, als ein „Argonaute des Ideals" auf den Wegen des Denkers gesucht und war darüber zum strengsten Kritiker seiner Zeit und zum gewaltigsten Protestanten gegen die Unterdrückung und Verfälschung des deutschen Menschentums geworden. Und weil er, der wie keiner an den Menschen und an seiner Zeit gelitten, in Stunden der Bitterkeit, der Empörung und des Zorns nach der Geißel griff, um den Tempel des deutschen Menschentums von den unsauberen Geistern und Krämerseelen zu befreien, die ihn zur Marktbude, zur Schacherstätte und Mördergrube des Seelischen, des Ichs gemacht, schmäht und verkennt man den Genius Nietzsche heute wie vordem und fühlt sich der schreibende nationale Bildungsphilister in unseren großen Tagen mehr denn je dazu moralisch berechtigt und vaterländisch berufen. Vor solchem kleinen und geistig instinktlosen Tagesgerede, zu dessen Trägern sich sogar Professoren als Kulturhistoriker und Kulturphilosophen machen, gilt für Nietzsches Wirken selbst, was er von Richard Wagners Persönlichkeit gesagt hat: „Im allgemeinen ist der hilfreiche Drang des schaffenden Künstlers zu groß, der Horizont seiner Menschenliebe zu umfänglich, als daß sein Blick an den Umzäunungen des nationalen Wesens hängen bleiben sollte. Seine Gedanken sind, wie die jedes guten und großen Deutschen, überdeutsch, und die Sprache seiner Kunst redet nicht zu Völkern, sondern zu Menschen. Aber zu Menschen der Zukunft!" —

Die Entfaltung unserer Außenpolitik vom Nationalen zum Übernationalen, nicht Internationalen, das ist die große politische Epoche, in die wir seit Bismarcks Tagen mehr und mehr eingetreten sind, und die uns ihre realpolitischen Aufgaben für die Zukunft stellt. Ihr entspricht als lebendige kulturelle Tendenz unseres Volkstums die Entwicklung vom deutschen zum überdeutschen, nicht undeutschen Menschentum. Und dieser Überdeutsche war Nietzsche aus seiner genialen Natur heraus; das überdeutsche Menschentum aber gestaltete er uns in seinem „Zarathustra". Dadurch wurde seine geistige Persönlichkeit für unser Volk nationales Sinnbild und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ideal, wurde er der Kulturprophet des neuen deutschen Weltreiches. Wie denn auch Moeller van den Bruck in dem Sinne treffend sagt: „Eben diesen letzten Nietzsche, den Zarathustra-Propheten, kann man deshalb auch nur im Symbol mit seiner Zeit identifizieren: von seinen Lebenssteigerungen kann man sagen, daß sie die kommenden der Menschen vorweggenommen hätten, während diese wiederum nachträglich die seinen bestätigen — im rauschenden Rhythmus des Kulturdranges, dionysisch von ihm auf die Erde herniedergesehnt, vital von ihnen in der Wirklichkeit ausgelebt, waren sie unterirdisch verbunden." —

Und dieses Sinnbild und Ideal des werdenden deutschen Menschentums, das dem Staate, dem Deutschen Reiche einst seinen politischen Charakter geben wird, schuf nicht der Problematiker, sondern der Pathetiker „im rauschenden Rhythmus" der genial schöpferischen Persönlichkeit, wie sie nur der metaphysische Untergrund der Volksseele in Willenssehnsucht und Liebe zum Ideal zeugen und gebären kann. — Kant, der Problematiker, hatte noch Schiller, den Pathetiker, zur Ergänzung gebraucht, damit der kalt herrische philosophische Pflichtgedanke, das moralische Soll des Innenmenschen durch das dichterische Lebensfeuer der Tatkraft zum kategorischen Idealismus der nationalen Jugend wurde, aus dem heraus und in dem sie siegte über die Tyrannen von außen und den alten verbrauchten Zeitgeist im Innern des Staates. Nietzsche hatte diese Ergänzung in seiner schöpferischen Natur, in der Lebensfülle seiner Persönlichkeit, die in ihrem Ethos Kants Denkkraft, die kritische Vernunft, und Schillers Bildkraft, die dichterische Lebensschwungkraft, vereinte und ihn damit über die Stufe des Nur-Denkers, des Nur-Dichters auf die des Propheten, des genial Lebenden hob, der das Ethos einer neuen schöpferischen Innenwelt in die Menschheit trug. Und diese innere Selbstvollendung und Selbsterhöhung war psychophysisch nur möglich, weil seine pathetischen Seelenkräfte den Problematiker in ihm überwanden, weil die Hirnkraft zur Herzkraft und die kritische Persönlichkeit zum dionysischen Lebensbejaher wurde, der im „Zarathustra" das Ethos seiner Gedankenwelt zum großen Melos des schöpferischen Lebens wandelte. —

„Es ist gewiß von keinem sterblichen Menschen kein größeres Wort gesprochen worden, als dieses kantische, was zugleich der Inhalt seiner ganzen Philosophie ist: Bestimme dich aus dir selbst!" — bekennt Schiller, als Kants Weltanschauung seine eigene geworden war. Und in dieser Selbsterlösung des deutschen Menschen liegt auch die letzte Selbstbefreiung und Selbsterhöhung der deutschen Menschheit als Nation. Als Volk, als Nation ganz zu uns selbst zu kommen und uns aus unserem besseren Ich heraus in Freiheit und mit starkem Willen zu bestimmen: das allein kann das nationale Ideal, kann die Idee sein, die unserer Kulturpolitik die künstlerische, das heißt schöpferische Tendenz und ein gesundes und starkes Ethos zum Inhalt gibt. — Ideal und Wille sind die beiden Pole der Schillerschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lehre zur Menschheitserziehung, und das Persönlichkeitsideal im Sinnbilde des Übermenschen und eine Willensethik von germanisch-kriegerischer Geistesart sind das Hirn- und Herzzentrum von Nietzsches Lebenslehre im „Zarathustra". Kants Befehlskräfte des moralischen Willens und Schillers schöpferischer idealer Lebensschwung in eine lebendige Bluts- und Geistesethik umgewandelt: das ist der „Zarathustra". —

Er ist das sittliche Pathos der deutschen Helden-, der deutschen Menschheitsseele. Und die Tafeln des „Zarathustra" bedeuten in dieser großen Schicksalsstunde für uns nicht weniger als die mosaischen Gesetzestafeln für die nationale und moralische Erziehung Israels. — Zarathustras Worte sind zwar nicht in Stein gehauen, dafür aber mit Blut geschrieben, mit dem Blut, das Geist und neues Leben ist. Ihr bleibender Charakter, das ist ihre monumentale dichterische Form, die Form der Sprüche, die nicht gelesen, sondern gelernt und gelebt sein wollen. Sie haben das große deutsche Welttempo, das den Gedanken und Willen der Zeit trägt, und sie haben den hinreißenden Rhythmus der deutschen Volksheere, des deutschen Weltherzens, der uns als Nation über uns selbst hinaus ins Zukünftige treibt und eine neue Herzensschwungkraft in die Völker der Erde bringt. — Das große Sturmlied unserer Zeit, die Eroika unserer Volksseele, Deutschlands einzigartiges Heldenlied: das ist Nietzsches „Zarathustra". Den lese, wer Gefühl für das Übermenschentempo im eisernen Willensschritt der Millionen hat, wessen Herz auf den Weltrhythmus der nationalen Lebensschwungkraft eingestellt ist und wessen Seele in der symphonisch göttlichen Lebenstiefe der deutschen Menschheit atmet: da ist das Weltethos unserer und der kommenden Tage, das meergewaltige Melos der Gegenwart und Zukunft, durch die wir alle als Einzelwesen und als Volk über uns hinaus gerissen werden, bis wir den höheren, den göttlichen Sinn des Daseins erfassen und sichtbar übermenschlich atmen und leben. Ja, dieser Krieg war die Feuertaufe von Millionen zur Lehre und zum Leben Zarathustras, von Millionen, die bis heute von Nietzsche kaum etwas Wahres gewußt haben oder von ihm haben wissen wollen. —

Und darum kann und wird auch eine schöpferische Kulturpolitik allein aus dem „Zarathustra" den lebendigen Odem für sich gewinnen, wenn es gilt, für die tausendstrahlig auseinandergehende geistige Vielheit der völkischen Millionen eine große, breite Heerstraße des kulturellen Geistes im Staate zu schaffen. Diese nationale Kulturstimmung recht zu erfassen, ist für den Kulturpolitiker mehr eine Sache richtigen Empfindens, künstlerischen Gefühls und Kalkuls als historischen Wissens und verständigen Wägens. „Politik ist weniger eine Wissenschaft als Kunst; sie läßt sich nicht lehren, man muß dafür begabt sein", hat Bismarck geurteilt. Und mit solcher künstlerischen Empfindung will Nietzsches „Zarathustra" von unseren Kulturpolitikern aufgenommen sein. Der aber wird der Staatsmann der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kulturpolitischen Erfüllung sein, der aus dem Zarathustra-Geist heraus das neue Lebenspathos der deutschen Volksseele auf dem innerpolitischen Gebiete in Bismarckischer Art zu nutzen und in das Strombett der großen Tatkraft zu lenken weiß. —

Paul Schulze-Berghof.

Ein zeitgemäßes fröhliches Buch.

Unter meinen Kameraden ist ein 47jähriger Kriegsfreiwilliger, ein Mecklenburger, der in Friedenszeiten Maschinen herstellte und verkaufte, im Laufe des Krieges aber seine „Bude" schloß, um vom großen Geschehen persönlich ein Stück mitzuerleben. Er ist mit tausend Fasern dem Leben seiner kleinen Stadt verwachsen und lebt doch als ein selbstdenkender, klarsehender, ein wenig lächelnder Zuschauer unter seinen Mitbürgern. Wir hausen seit 6 Monaten fast ununterbrochen zusammen. Wir beide haben kaum etwas anderes gemeinsam, als eben dies, daß wir jeder unseren eigenen Lebensweg gehen. Unsere Gemeinschaft beruht auf der stillschweigenden Übereinkunft, daß Jeder den Anderen nimmt, wie er ist. Das macht unsere Gespräche unerschöpflich, weil jeder allerlei zu sagen hat und jeder von uns zuhören kann. Er spricht hier wie in der Heimat gern plattdeutsch, weiß unermüdlich alte und junge Dinge, Einrichtungen und Menschen seines Städtchens und Ländchens zu schildern und liest mir, wenn wir im Ruheort sind, jeden Abend ein Stündchen aus „seinem" Reuter vor, gern, mit liebevoller Eindringlichkeit, und gut, mit ungewöhnlicher Kunst, die Menschen zu sondern und anschaulich zu machen. Wir haben „De Reis nah Belligen", „Ut de Franzosentid", „Ut mine Stromtid" und Teile von „Hanne Nüte" und „Ut mine Festungstid" gelesen. Ich danke ihm, daß Reuter mir wieder lebendig und nun erst lieb geworden ist. Wer meint, das seien „olle Kamellen", dem halte ich Lessings Spruch entgegen: „Wer wird wohl nicht den Klopstock loben? Doch wird ihn jeder lesen? Nein! Wir wollen weniger erhoben und fleißiger gelesen sein."

„Ut de Franzosentid" ist das zeitgemäße fröhliche Buch, das ich meine. O, wie haben wir hier draußen die allgemeinen Gedankengänge über das, was ist und sein soll, satt! Wie sind wir der allgemeinen Redensarten müde, die unsere Stimmung erhöhen sollen und hinten von Leuten geschrieben werden, die unser seelisches Erleben gar nicht kennen! Wie sehnen wir uns nach lebendiger Wahrheit, nach Darstellungen des wirklichen inneren leidenschaftlichen Erlebens der einzelnen Menschen! Wie verlangen wir in der Flut der Kriegsschriften nach dem festen Land echter Kunst! Und wenn's nicht sein darf, daß wir die Gegenwart hüllenlos sehen, dann greifen wir lieber nach einem solchen Buch, das uns im Spiegel einer verwandten Vergangenheit ein Stück Gegenwart bringt.

Die große Zeit des Jahres 1812 ist der dunkle Hintergrund, auf den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Reuter sein buntes Gemälde malt. Ist Onkel Herse auch ein typischer Kauz, aufgeblasen und beschränkt, hinter ihm wetterleuchtet doch heimliche Verbrüderung gegen unwillig getragene Fremdherrschaft. Wir bekommen vom Landsturm nur unendlich komische Übungen zu sehen und spüren doch den heiligen Eifer, der hinter diesem Tun steckt, spüren die Welle der Auflehnung, die nach Napoleons Flucht aus Rußland das gequälte Land durchläuft und auch zu anderen, großen Taten aufschäumt. Abgesprengte französische Jäger reiten durchs Land und rauben, was die langwährende Ausbeutung übrig gelassen hat. Einer von ihnen wird auf merkwürdige Weise bei Seite gebracht und dann vermißt. Die Untersuchung bringt eine ganze Anzahl Männer in Lebensgefahr und viele Herzen in bittere Sorge, ehe sich alles klärt.

Und wenn auch der Verfasser alles zum Guten wendet und dazu die beiden Männer, die am Kampf gegen Napoleon teilnehmen, glücklich heimkehren läßt, wir ermessen aus der tiefen Seelennot der beteiligten Menschen, wieviel namenloses Elend unausgesprochen hinter den geschichtlichen Geschehnissen steht. Ja, das Buch ist zeitgemäßer als manches vom Tage. Es ist auch ein gutes Buch. Daß Reuter ein Spaßmacher ist, der Jung und Alt zum Lachen bringt, weiß jeder; mancher übersieht aber, daß er einer jener seltenen Erzähler ist, die den Fluß des Geschehens breit, anschaulich und lebendig zu malen, ihn behaglich und ruhig fortschreitend und doch in jedem Augenblick fesselnd und spannend zu schildern wissen. Reuter weiß eben, daß es ein Vorzug einer Erzählung ist, wenn sie den Leser von Anfang an und bis zum Schluß gefangen nimmt. Seine Erzählerkunst ist volkstümlich, den Märchen, Sagen, Schwänken und Ähnlichem verwandt.

Echt volkstümlich ist auch die Sprache, die er in diesem Buche schreibt. Muß man immer noch auf Goethe verweisen, um den eigentümlichen Wert der Mundarten zu verteidigen? Er schildert in „Dichtung und Wahrheit", wie er sich in seiner Leipziger Zeit gegen die Schulmeisterei der „vornehmen" Meißner Sprache wehrte, und fügt hinzu: „Der Dialekt ist doch das Land, in dem die Seele ihren Odem schöpft." Aus jener Meißner Sprache ist nach manchen Wandlungen unsere Schriftsprache geworden, die uns bitter not tut als einigendes Band um alle deutschen Stämme. Aber sie wäre zu teuer bezahlt worden, wenn ihr die Mundarten geopfert worden wären, aus denen noch heute die Schriftsprache Nahrung und Leben zieht. Die Sprache des Volkes ist reich an alten Worten, ihr sind die blutleeren Begriffe fremd, sie ist anschaulich und gegenständlich und trifft in zahllosen Redensarten, Sprichwörtern und bildlichen Ausdrücken „den Nagel auf den Kopf". Sie ist unnachahmlich, und es ist ziemlich töricht, Reuter ins Hochdeutsche zu übersetzen. In „Ut mine Stromtid" gibt es breite Stellen von einer faden süßlichen Gefühlsduselei, denen man bald die Übersetzung aus hochdeutschem Entwurf anmerkt. „Ut de Franzosentid" ist frei davon.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die feste köstliche Sprache ist voll von jenen Redewendungen, Bildern und Sprichwörtern, die Reuter seiner Muttersprache entnahm oder dem, was er vorfand, dichterisch nachbildete.

Wie den Kern seiner Sprache, so konnte er auch den Rohstoff für seine Menschen aus dem Leben der Heimat schöpfen. Ich meine es nicht so, daß er die meisten einfach abschilderte, und der Nachweis von diesen oder jenen Vorbildern aus der Wirklichkeit trägt nur wenig zum Verständnis Reuters bei, da er sicherlich keinen Menschen ohne seine dichterische Umgestaltung aus seiner Werkstatt entließ. Aber aus den Erzählungen meines Kameraden ist mir klar geworden, daß allen seinen Menschen etwas von dem Lande anhaftet, das sie trägt, von Mecklenburg, in dem die Menschen heute noch zu großen Teilen durch die Landwirtschaft dem Boden fest verbunden und dadurch urwüchsig, seßhaft, überlieferungstreu, tüchtig im engen ganz erfüllten Kreis, von ausgeprägter Eigenart wie Baum und Strauch sind. Nachdem die Rückständigkeit des Ländchens und seiner Verhältnisse und die Enge, Beschränktheit und Langsamkeit seines geistigen Lebens oft genug betont ist, mag man nun auch der Einsicht Raum geben, daß solches in den festen Schranken alter Überlieferungen laufendes Leben ein besserer Boden für die Bildung starker eigenwilliger Persönlichkeiten ist als die fiebrige Hitze und Hetze der Großstadt nach dem Neuesten und Allerneuesten. Aus Mecklenburger Boden erwachsen solche prächtige Gestalten wie der Amtshauptmann Weber, Fiken, die Tochter des Müllers, Friedrich, sein Knecht und Mamsell Westphalen.

Es klingt fast wie ein Wunder, daß ein Buch, das so viel tief bewegtes wertvolles Menschenleben birgt, doch von der ersten Seite bis zur letzten ein fröhliches Buch ist. Reuter scheut sich nicht, den menschlichen Schwächen und Eigenschaften, selbst des würdigen Amtshauptmanns, die goldenen Lichter seines Humors aufzusetzen. Er schafft andere Gestalten, die nach ihrer Anlage komisch sind, wie den Onkel Herse, den Uhrmacher und Fritz Sahlmann. Er ist unerschöpflich in der Erfindung von Verwicklungen und Auftritten, die zu überwältigender Komik den Anlaß geben. Und neben solchen derben Wirkungen findet sich noch manch feiner lustiger Zug für den sinnigen Leser. Wem wäre in dieser Zeit ein gutes fröhliches Buch nicht willkommen, das zum Lachen zwingt, ohne herabzuziehen, das erheitert und zugleich der Seele Nahrung gibt.

Wie Reuter schöpfen eine große Anzahl unserer besten Erzähler aus dem Born heimatlicher Art. Ich denke an Gottfried Keller, Theodor Storm, Peter Rosegger, Hermann Hesse, Gorch Fock, Joh. Hinrich Fehrs und viele andere, und die uns vertraute Schwedin Selma Lagerlöf tut es besonders stark. Ihnen gegenüber stehen die ungebundenen entwurzelten Großstadtliteraten, die mit ihrer hohen Kunst auf einsamer Insel, abgesondert von ihrem Volke, leben. Mir scheinen die Dichtungen voll heimatlicher Gebundenheit, vor allem das Buch von Reuter selbst,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geeignet, sinnige Menschen hier draußen zu erfreuen und mit dem Geist des stillen Geschehens der Heimat tröstlich zu erfüllen.

Walter A. Berendsohn.

Der Bürokrat.

Wer nie das Glück hatte, in seinem Beruf auf jenen seltenen Menschentyp zu stoßen, der, von Natur zum Führer geboren, die kostbare Gabe besitzt, aus einer Arbeitsstätte ein harmonisch ausgeglichenes Kräftespiel zu schaffen, weiß nicht, daß Anregung und Humor weit mehr die Arbeit fördern als finstere bürokratische Strenge.

Wer aber in seinem Wirkungskreise einen Vorgesetzten fand, der zugleich ein feiner Organisator und ein feiner Mensch war, wird seiner in Dankbarkeit gedenken, und sein Bild wird ihm um so leuchtender in der Erinnerung erscheinen, als es sich auf dem grauen Grunde gleichmäßig öder Mittelmäßigkeit von Tag zu Tag verklärter abhebt.

Denn jenen anderen Typ, den Widerpart des Vornehmen, haben wir leider alle bis zum Überdruß erlebt.

Wo kam er her, der mißtönige Sänger, der dazu geboren schien, das Lied des Lebens auf Verdruß zu stimmen? Wir kannten ihn alle und sind ihm alle schon über den Weg gelaufen, ihm, der sich selber so wichtig nahm, daß er meinte, die Welt könnte ohne ihn nicht existieren. Du fandest ihn in Hof und Haus, in Schloß und Hütte, zu Wasser und zu Lande, in Uniform und in Zivil. Auf den öffentlichen Plätzen des Lebens stand er und trieb mit Kommandostimme das unbotmäßige Pack zu Paaren. In Amtsstuben saß er und hielt mit Paragraphen das Heer der unzufriedenen Subalternen fest in Schach. In Kontoren, in Werkstätten, in Schulen trieb er sein Wesen und trieb mit Stirnrunzeln die faule Bande zur Arbeit an.

Als er selber noch zur Schule ging, war er ein braver und strebsamer Knabe, die Zierde der Schule, ein Leuchter der Wissenschaft. Ein abgesagter Feind aller windigen Knabenstreiche, ließ er sich nie etwas zu schulden kommen. Bis aufs Tüpfelchen genau in seinen Arbeiten schrieb er wie gestochen, und seine Aufsätze nahmen dem Lehrer das Wort aus dem Munde. So wuchs er heran, ein Muster an Pünktlichkeit, gleichsam fleischgewordenes Pflichtgefühl.

Und eines Tages war's erreicht. Da nahm man ihn, den Mann der tadellosen Konduitenlisten, den Inhaber der blitzblanken, sauberen Zensuren und machte ihn — Traum seiner Sehnsucht — zum Vorgesetzten.

Da saß er nun und sollte aus lebendigen Menschen Arbeitsfreude erwecken, sollte lebendige Menschen zu harmonischem Wirken zusammenfügen. Da saß er nun, gefüllt mit Leutseligkeit und den besten Vorsätzen der Welt, saß auf seinem Thron und regierte aus Herzenslust sein Königreich. Aber merkwürdig, es klappte nicht so, wie er's gewohnt war. Die Menschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ließen sich nicht aufziehen wie dereinst seine Geschichtstabellen, die Menschen ließen sich nicht so sauber ins Reine schreiben wie dereinst seine kalligraphisch gestochenen Aufsätze. Da war etwas gegen ihn, was er wohl fühlen aber nicht richtig fassen konnte. Er fühlte es instinktiv: es ging ihm etwas ab. Nur wußte er selber nicht, was. Er sollte Menschen in ihrem menschlichen Wesen erkennen. Er sollte Kräfte und Fähigkeiten sinngemäß organisieren und war doch selber zu wenig Mensch, um mehr als Pflichtschemen zu sehen, die ihm auf Schritt und Tritt menschliche Schwächen durchblicken ließen.

In seinen Vorgesetztenexamen, deren er vielleicht ein halbes Dutzend überstanden, hatte er glänzend abgeschnitten. Von Adam an bis auf diesen Tag wußte er Auskunft zu geben und wußte genau, was die Griechen und die Römer gedacht und wie sie es auf Erden gemacht hatten. Nur eines hatte man ihn nicht gefragt. Eigenes Urteil, selbständige Entschließung, das ließ sich ja nicht abfragen und ordnungsgemäß examinieren. Und nun gar Blick und Begabung, schöpferische Phantasie. Pfui deibel! Ordnung regiert die Welt! Er arbeitete nach einem festen Plan. Die Abweichung von diesem Plan erschien ihm als ein Verbrechen. Und dies Verbrechen ließ nicht lange auf sich warten. Denn schon kamen die ersten Zusammenstöße. Zuerst harmlos und liebenswürdig trat es an ihn heran und wurde von ihm geduldig und freundlich beiseite geräumt. Er meinte es ja so gut mit seinen Anordnungen. Wenn sie auf Widerstand stießen, so mußte man eben die Leute davon überzeugen, mußte ihnen ins Gewissen reden, daß sie sich besserten und sich zu der Genauigkeit bekehren, die er für die höchste Tugend hielt. Und so redete er denn auf seine Umgebung ein und mahnte sie mit Ernst an ihre Pflichten. Aber seltsam, je mehr er redete und ermahnte, um so verstockter wurde seine Umgebung. Schon meinte er Gesichter zu sehen, die heimlich lächelten, Lippen zu hören, die hinter seinem Rücken tuschelten. Er wurde unsicher in seinen Anordnungen. Er griff vorbei. Er wurde wütend und riß den Knoten mitten durch. Das war der Krach. Entlassungen, Verstimmungen, passiver Widerstand, neue Verwicklungen. Es war, um die Wände hochzugehen. Er kam sich vor wie in einem Wald von Schlinggewächsen. Er wußte nicht mehr ein und aus. Und dann trat die Krisis ein. Entweder er war ein Nervenmensch, der selbst unter diesem Zustande litt, so daß er zuletzt in seinen minutiösen Forderungen erlahmte, resigniert die Zügel schleifen ließ und für den langen, langen Rest seiner Laufbahn mit amtlicher Leichenbittermiene hinter dem Leben dreinlief, im unübersehbaren Zuge jener, die an Stelle des fehlenden Organisationstalents vom Ordnungsfimmel befallen sind.

Oder er war eine vierschrötige, stiernackige Natur, die rücksichtslos jeden Widerstand niederschlug und Angst und Schrecken im weiten Umkreis um sich her verbreitete. Er verstand sich gut auf die menschliche Komödie und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

spielte seine Rolle musterhaft. In großer Pose trat er herein und teilte blitzschnell seine Hiebe aus. Wer nicht parierte, flog. Und siehe, die Menschen wurden zu Nummern und ließen sich schieben wie Nummern. Es war erreicht. Dort, wo ein geborener Organisator, ein großzügiger Anreger, ein unermüdlicher Berater stehen sollte, stand ein messerscharfer Aufpasser, der seine Ehre darin fand, das Aufsichtssystem so fein herauszuarbeiten, bis hinter jedem seiner Untergebenen ein unsichtbarer Polizist die Wache hielt. Sankt Bureaukratius saß auf seinem Thron und rettete den Staat vor dem Untergang.

Nur einen kleinen Fehler wies seine glatte Rechnung auf. Daß die psychologische Voraussetzung geistiger Arbeit innere Freude und Freiheit ist, daß jegliche Einbuße an dieser Seelenspeise mit Notwendigkeit die Qualität der Leistung vermindert, was tat das groß. Die Abschlüsse und Listen stimmten, der Betrieb funktionierte, das Personal kuschte. Das war die Hauptsache. Zwar entzündet sich Begeisterung nur an Begeisterung. Er aber, allen inneren Feuers bar, der kaltherzige Vollstrecker strenger Paragraphen, füllte ein Menschendasein damit aus, das lachende Leben rings um sich her unerbittlich zu schematisieren.

Und da saß er nun, der Wurm im Holz, und fraß am Mark des Lebensbaumes. Der von sich selber meinte, er wäre eine Stütze der Gesellschaft, ein Eisenträger der Autorität, er war es, der in Wahrheit die Autorität des Staates untergrub und bitterböse Opposition erzeugte. Sie fütterte man ein Leben lang und konnte sie nicht wieder los werden: die Schädlinge, für die der Staat alljährlich ein Vermögen opferte, damit sie seine Lebenskraft zerstörten.

Darüber, wie eine auserwählte Strebernatur rings um sich her die Luft vergiftete und alles Menschliche in einen Charaktersumpf verwandelte, wachte keine Instanz. Darnach, was ein beamteter Banause, ein Menschenstümper, ein geborener Hausknecht an Seelenschaden anrichtete, wer fragte danach. Seele war billiger als Dreck. Er hatte Examina gemacht. Er hatte studiert und approbiert. Er war ein Teil der Obrigkeit von Gott. Und wem der ein Amt gibt, dem gibt er auch den nötigen Verstand.

* * *

Wenn wir uns heute in dieser Zeit der Einkehr fragen, wie war all diese heillose Verwirrung möglich, so finden wir immer wieder das eine:

Nicht dieses oder jenes Versehen war schuld, nicht diese oder jene persönliche Unzulänglichkeit, sondern das ganze Gebäude litt an einem Konstruktionsfehler: Die Intelligenzauslese selber war von Grund auf falsch.

Daß das Organisationstalent, um das es sich hier handelt, ein Ding für sich ist, das mit einer guten Handschrift ebensowenig zu tun hat wie der Dichter mit dem Büroschreiber, daß ein Mensch ein ganz vorzüglicher Gelehrter sein kann und dabei ein ganz kläglicher Sachwalter ist, daß Begabung und Begabung zwei ganz verschiedene Dinge sind und gerade jene

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Examensbegabung, die wir als Ia dem Berufsleben präsentieren, am ganz anderen Ende der Begabungsreihe steht, als der Organisator, hatten wir vollständig vergessen. Darum bauten wir die Examina immer weiter und wissenschaftlicher aus. Darum richteten wir an allen Ecken und Enden Berechtigungen ein und versperrten, wo noch irgend eine letzte Straße für die praktische Vernunft frei geblieben war, auch diese mit irgendeiner Prüfung. Ob einer Zeichen- oder Gesangunterricht erteilen wollte, ob er Brücken und Eisenbahnen bauen wollte, ob er Offizier oder Pastor werden wollte, alle Fähigkeit auf Erden vermeinten wir einzig mit einer Prüfung feststellen zu können.

Wenn wir es heut im Drange der Zeit deutlicher als je empfinden, wie wir uns festgefahren haben, so werden uns in einer schweren Zukunft nicht kleine Verbesserungen und Erleichterungen weiter helfen, sondern nur eine Reform an Haupt und Gliedern. Jene Examensseligkeit, jenen Bildungsfetischismus gilt es für immer abzutun. Erst auf dem Boden der Natur werden wir den verloren gegangenen Blick für Wesen und Wert der Menschennatur zurückgewinnen. Erst wenn an Stelle der Prüfung die praktische Erprobung, an Stelle der hundert Zeugnisse die wirkliche Bewährung tritt, wird die Bahn wieder frei für schöpferische Kraft. Dann erst wird es aufhören, daß die geborenen Listenschreiber in so erschreckendem Umfang und so verheerender Menge als Leiter und Organisatoren in ihrer Unzulänglichkeit sich und anderen von Amtswegen ein Leben lang zur Last fallen.

Wilh. Lamszus.

Am Bosporus.

Am Abhange des Karlu Tepe, der zum Bosporus abfällt, stand Hassan Abdullah; um ihn herum weideten die ihm anvertrauten Kamele: 23 Stück. Es war im großen Kriegsjahre. Die Sonne schien warm, aber vor einer Woche noch hatte der Nordwind Eis auf die Straßen Stambuls und Schnee über die Höhen Kleinasiens gestreut. Da hatte Hassan Abdullah schlechte Tage gehabt. Mißgelaunt und störrisch waren die Kamele ihre eigenen Wege gegangen und hatten, statt auf den Abhängen sich zu nähren, im Tal zwischen dem Lorbeer- und Stechpalmengestrüpp Schutz gesucht. Kam er aber abends nach Hause, so empfing ihn seine Frau mit verdrießlicher Miene und harten Worten, denn der eisige Wind blies durch die schadhaften Wände, und es fehlte an Holzkohlen und Scheitholz, um sich des fremden Eindringlings zu erwehren. Auch an Kaffee und Zucker war Mangel, und das Brot war teuer geworden. Es fehlte an so vielem, das Hassan Abdullah seiner Frau nicht kaufen konnte, denn er verdiente nur wenige Piaster den Tag: das Hüten von Kamelen ist schon immer und überall ein schlechtes Geschäft gewesen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wortkarg hatte die Familie beim Abendbrot gesessen: Brot und Oliven, das war alles gewesen. Die Frau hatte mit besorgtem Blick darüber gewacht, daß keiner zu viel aß, und Hassan hatte Schmerz darüber empfunden, daß er seiner Familie nicht mehr und Besseres zu bieten vermochte. Er war zwar jung und stark, aber er hatte nichts weiter gelernt. — Nach dem Essen hatten sie dann auf Laubsäcken und unter alten Decken Schutz gesucht vor dem ungewohnten Gast aus dem Norden.

Das war vor acht Tagen gewesen. Nun aber stand die Sonne golden am lichtblauen Himmel und lockte frisches Grün aus den Kuppen und Hängen, die des Sommers Glut versengt, des Herbstes Dürre vergilbt und des Winters Eishauch kahl gemacht hatte. Nun blühten die letzten versteckten und die ersten vorwitzigen Knospen der Heidekräuter auf, nun reckte sich das Marienblümchen und streckte den Blütenkelch der Sonne entgegen.

Hassan Abdullah sah das Keimen und Knospen zu seinen Füßen, er freute sich der warmen Sonne und der linden, würzigen Luft, er war auch zufrieden mit seinen Schützlingen, die zwischen den hohen Ginsterbüschen weideten, und sie waren zufrieden mit ihm. Er stand gestützt auf seinem dicken Treiberstock und schaute von seiner Höhe weithin über die bunte Welt, die sich vor ihm ausbreitete. Wunderlich übereinander getürmt, runzelig und narbig waren die Hügel und Höhen ringsumher. An ihren Abhängen klebten kümmerliche Hütten; sie drängten sich regellos zusammen an der Straße, die krumm und buckelig am Ufer des Bosporus entlang lief. Dicht daneben reckten ernste Zypressen sich an den Felswänden auf, zwischen ihnen schimmerten weiße Säulen, wie Finger, aus den grünen Gärten hervor. In diesen Gärtchen schlummern die Toten. — Wo einst ihre nackten Kinderfüßchen trippelten, wo sie ihr junges heißes Liebesglück kosteten, wo sie als Greise den letzten wärmenden Sonnenstrahl erhascht haben, da hat man ihnen ihre letzte, ihre ewige Ruhestätte angewiesen. — Das alles sah Hassan Abdullah von seiner Höhe aus.

Da tönte vom Bosporus herüber ein langer heller Pfiff: um die Ecke, bei Anadoli Hissa, bog der Dampfer und legte am Landungssteg von Injir Kioi an. Nach einer kleinen Weile sah Hassan Abdullah ihn weiter fahren. Er verfolgte ihn mit den Blicken und dachte, wie schön es sein müßte, wenn man reich wäre und auf so einem Dampfer fahren könne, so oft man Lust hätte. Limonade könne man dann trinken und Kuchen essen und Zigaretten rauchen, soviel man wolle, und — und. — Ihm fiel noch vieles ein, was schön und unerreichbar war. Und dann fiel ihm ein, daß Allah jedes Menschen Los bestimmt habe, und daß jedem sein Maß und Ziel schon vor der Geburt gesetzt sei. — Kismet! — —

Drei Wanderer kamen von Injir Kioi her. Sie bogen in den schmalen Steig ein, der zwischen Gemüsegärten hindurch zur Höhe führt. Die von den Bergen strömenden Wasser haben an den Abhängen Rinnen gerissen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dann haben sie sich zusammengetan und sich diesen Weg zum Bosporus gewühlt und gewaschen. Zur Regenzeit machen sie sich darin breit, und nach Gewittern überfluten sie ihn mit Schäumen und Tosen. Aber wenn der Himmel blau wird, geben sie ihn den Menschen frei.

Trockenen Fußes schritten die drei Männer in seinem Bette aufwärts. Wo die aus mächtigen Felsblöcken zusammengefügten Wände des Staubeckens den Steig versperren, blieben sie stehen. Verwundert schauten sie das alte Gemäuer an.

„Eine richtig gehende Talsperre", sagte der Erste, ein blonder Hüne, mit klugem Gesicht. Er trug einen wohlgefüllten Rucksack auf dem Rücken.

Der hinter ihm Gehende, ein hagerer, schwarzbärtiger Mann, maß mit schnellem Blick die Tiefe der Schlucht und die Höhen der sie begrenzenden Bergzüge. „Günstig gelegen!" sprach er. „Wer weiß, ob nicht nach wenigen Jahren diese Gebirgsbäche so gründlich eingeengt sind, daß nicht ein Tröpflein von ihnen unnützlich in den Bosporus rinnt. Man muß die ungestümen Gäste der Bergwasser bändigen und zähmen und sie in kupfernen Drähten zu Tal leiten, damit sie den Männern den Pflug und den Weibern den Webstuhl treiben. Deutsche Ingenieure müssen aus diesen Tümpeln, deren Mauern die Bauern am Bosporus vor Hunderten von Jahren aufführten, neuzeitliche Kraftquellen schaffen, damit ..."

„Damit die Türken erst recht die Hände in den Schoß legen und Allah einen guten Mann sein lassen", unterbrach seinen Redestrom der Blonde.

Doch der Schwarzbärtige ließ sich nicht stören: „... damit ein neuer Geist ins Land zieht!" Und er fuhr fort: „Wer weiß, ob es dort oben, oder hier im Grunde nicht noch Besseres gibt, als Wasser. Ob nicht im Schoße der Berge Kleinasiens Braun- und Steinkohle und Öl ruht, ob nicht Eisen und Kupfer und Gold in ihnen zu finden ist."

„Damit die Bauern am Bosporus reich werden und jeder von ihnen drei Frauen haben kann", spöttelte der Blonde.

Der Dritte hatte aufmerksam zugehört. Er hatte etwas Soldatisches in Sprache und Haltung, obwohl er einen Lodenanzug und Filzhut trug. „Ein frischer Zug geht durch die Welt des Islam", entgegnete er. „Die Jungtürken machen's! Es ist erstaunlich, was alles in kurzer Zeit anders geworden ist."

Ernst sprach jetzt der Blonde: „Ja, ja! Aber mir sagte ein kluger Sohn dieses Landes: die Osmanen sind in ihren breiten Schichten ein religiöses Volk. Sie streben nach dem wahren Glück; unsittlich gilt ihnen das Jagen nach Scheingütern des Lebens. Dies Leben gilt als Vorbereitung für jenes, das erst rechte Freude und höchstes Glück bietet. Eilen ist vom Satan, sagt ein türkisches Sprichwort. — Das alles widerspricht unserer Auffassung: Das Leben ist Arbeit! Und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen." Lächelnd fügte er hinzu: „Wer weiß, ob uns diese unsere Lebensanschauung nicht schon zu

tief im Blute steckt. — So tief wenigstens, daß wir die andern nicht verstehen." —

„Sprachen Sie vorher nicht von drei Weibern?" höhnte nun der Schwarzbärtige. „Der frische Zug, der durch die Welt des Islam geht, — sagten Sie nicht so, Herr von Neubach? — Eben der wird auch Wünsche und Bedürfnisse wachrufen. Nichts gewöhnt man sich schneller an, als ‚Bedürfnisse'. Und die Arbeit muß dann die Mittel zu deren Befriedigung schaffen! — So wird man arbeiten lernen."

„Nennen Sie so etwas denn nun Kultur oder Zivilisation?" fragte der Blonde.

„Nennen Sie es, wie Sie wollen", war die Antwort. „Ich nenne es Fortschritt, und glauben Sie mir: so kommt's!"

Dicht hinter dem Staubecken verlor sich der Steig zwischen Felsbrocken und Gestrüpp. Da mußte jeder der Aufsteigenden sich seinen eigenen Weg suchen, und ihre Unterhaltung stockte. Als sie nach einer Weile eine vorspringende Höhe erreicht und dort einen geeigneten Lagerplatz gefunden hatten, machten sie Rast. Der Blonde holte aus dem Rucksack ein gutes Frühstück hervor, dazu zwei Flaschen.

Als man von der Moselweinflasche die blanke Kapsel entfernt und den Korken herausgezogen hatte, kamen unter dem neuen blauen Siegel die Reste von altem Lack zum Vorschein.

„Da sind die Levantiner an der Arbeit gewesen: dieser Wein ist nicht an der Mosel gewachsen, sondern am Goldnen Horn gemacht", sagte der Blonde. Er goß etwas in einen Becher, prüfte und murrte: „Sprit, Weinstein und Genossen!" — Man trank mit saurer Miene und legte die Flasche beiseite. Ein Schluck aus der anderen Flasche sollte den schlechten Geschmack vertreiben. Aber sie machten: „Brrr!" und schüttelten sich. Der Blonde hob die Flasche gegen das Licht der Sonne, roch dann daran und sprach, kopfschüttelnd: „Man hat mich vor dem Konstantinopeler Wasser gewarnt, aber dieser ‚echte französische Kognak' scheint mir noch gefährlicher zu sein." Die gebratenen Hühner, Brot, Käse und Feigen ließen sie sich jedoch gut schmecken.

„Von der Elektrizität weiß ich noch ein Wörtlein zu reden", hub dabei der Schwarzbärtige an. Und er erzählte:

„Der abgesetzte Sultan, der alte Abdul Hamid, der jetzt in seinem Serai am Bosporus sitzt, litt schließlich am Verfolgungswahn und witterte überall Anschläge gegen sein Leben. Er war aber für alles Neue sehr empfänglich. So ließ er sich denn auch einmal von einem Fachmann einen Vortrag über die Elektrizität halten. Dieser wollte für elektrische Anlagen ein Absatzgebiet in der Türkei schaffen und schilderte mit lebhaften Farben deren Vorteile. ‚Man kann also damit Licht und Wärme erzeugen, man kann damit Maschinen, Wagen und Schiffe antreiben. Man kann ...'

‚Kann man auch damit schießen?' unterbrach ihn der Sultan.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortragende ließ sich nicht aus der Fassung bringen. ‚Allerdings kann man das', sagte er. ‚Man kann mit Hilfe des elektrischen Stromes in Entfernung von Meilen, ja von Hunderten von Meilen eine Kanone abfeuern.'

‚So, so! — Ganz wunderbar!' Der Sultan entließ huldvollst den Vortragenden. Aber er verbot die Einführung so verdächtiger Erfindungen, damit man sich ihrer nicht bediene, um aus sicherer Entfernung eine Kanone auf ihn abzufeuern." — Sie lachten. Der Erzähler schloß dann seine Rede: „Und jetzt fährt man doch in dem mit Sagen durchsponnenen, von Märchen umwobenen alten Stambul mit elektrischen Straßenbahnen, Abdul Hamid aber sitzt auf dem Altenteil."

„Sein Nachfolger aber sprach das treffliche Wort: ‚Alles ist Schicksal, aber man muß trotzdem immer tätig sein'", setzte der im Lodenanzug hinzu. „Das Wort paßt besser für unsere Zeit! Und nun wollen auch wir machen, daß wir weiter kommen."

Sie wanderten weiter. Auf rauhen Pfaden stiegen sie empor, von einer Höhe zur anderen, und freuten sich der bunten, stets wechselnden Bilder. — — —

Als sie ihren Lagerplatz verlassen hatten, reckte sich aus dem nahen, dichten Stechpalmengestrüpp eine hagere, kraftvolle Gestalt auf; zwei lebhafte, dunkle Augen blickten den Fremden nach. Sobald sie hinter der nächsten Höhe verschwunden waren, ging Hassan Abdullah an den Platz heran, wo sie gelagert hatten. Neugierig drehte er mit seinem Stock die hingeworfenen Papiere und Blechbüchsen um. Sie waren leer. Aber zwei halbvolle Flaschen fand er.

Dann saß Hassan im Heidekraut, hob die Flaschen, eine nach der anderen an das Licht der Sonne, roch daran und fing an, zu ihnen zu reden: „Der Prophet hat dich verflucht," sprach er zum Wein. „Aber Ali Haffi, der jetzt als Hammal am Galataufer Holz von den Mahonen ans Land schleppt, der hat mir erzählt, daß sein Herr, der reiche Ismael dich doch trinkt, wenn er mit dem Kapitän des Dampfers in dessen Koje sitzt." Hassan goß etwas von dem Wein vorsichtig in die hohle Hand und prüfte mit der Zunge. Dann spuckte er aus und rief: „Sauer bist du! Sauer wie Essig!" —

„Aber du!" Er nahm die andere Flasche in die Hand. „Du bist klar, wie das Wasser aus dem Brunnen an der Moschee. Dich hat der Prophet nicht verflucht. — Sie sagen: weil er dich nicht gekannt hat. Lüge! — Der Prophet hat gekannt, was war, und er hat gewußt, was werden würde. Nein, er hat dich nicht verflucht. Du gibst dem armen Manne Kraft, wenn er nicht Brot noch Fleisch hat, du gibst ihm Wärme, wenn er sich nicht Holz kaufen kann, so sagt Ali Haffi. Und als einmal der Dampfer gar schnell Kohlen nehmen sollte, da gab der englische Kapitän den Lastträgern von diesem gebrannten Wasser. Das gab ihnen Lust und Kraft,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so erzählte man mir. — — Komm her!" Hassan Abdullah setzte die Flasche an den Mund und tat einen langen Zug. — Fast stand ihm der Atem still. Er hustete und schüttelte sich. „Stark! — Zu stark fast für einen armen Mann, der so Gutes sonst nicht bekommt", so stöhnte er. — „Aber man muß sich daran gewöhnen, so sagte man mir!" Er trank noch einmal und noch einmal. — —

Vom Minaret in Injir Kioi herab wurden die Gläubigen zum Mittagsgebet gerufen. Der Südwind trug die mahnende Weise an den Hängen des Karlu Tepe hinauf zu Hassan Abdullahs Ohr. Er aber lag unter den Stechpalmen und schlief. — Als die Nachmittagssonne über dem Bosporus stand, bebte neben ihm der Boden von schweren Tritten. Er hörte ein Rauschen im Gestrüpp und ein Schnauben. — Hastig fuhr er auf und sah neben sich das Leittier seiner Kamele. Da wurde er zornig, schlug das treue Tier mit seinem Stock und warf nach ihm mit Steinen. Dann schlief er weiter.

Die Schatten der Vorberge fielen schon weithin über die Abhänge, als Hassan Abdullah sich erhob, die steifen Glieder reckte und, von brennendem Durste geplagt, die Flaschen leerte. — Dann suchte er seine Kamele, fand aber keins und machte sich stolpernd auf den Heimweg. Auf dem Erdbeerenfelde, weit unten am Abhang, sah er ihre Spuren: sie hatten manche Pflanze zertreten und waren dann ans Staubecken gegangen, ihren Durst zu löschen. Hassan trieb sie unter Schelten und Schlägen heim, sie aber wurden störrisch und bissen nach ihm.

Als Hassan Abdullah abends nach Hause kam, redete er viel von seiner Stärke und Klugheit, und daß er in Konstantinopel Lastträger werden und viel Geld verdienen wolle. R e i c h wolle er werden. Vier Frauen wolle er dann nehmen. — — Als seine Frau das hörte, fing sie zu schelten an. Er aber, der sonst nie ein hartes Wort für sie hatte, schlug nach ihr. — Da erschrak sie heftig, denn erst jetzt sah sie, daß seine Stirnadern straff standen, und daß seine Augen fremd und starr waren. — Hatte Jelnasir, der im Frühlingsnebel durch die einsamen Täler des Gebirges streicht, ihn mit seinem giftigen Hauch angeblasen: war es das Fieber, das aus seinen irren Augen flackerte?

Er aber redete weiter: „Bin ich nicht aus edlem Geschlecht? — Steht meines Vaters Hütte nicht heute noch zwischen den Mauern der alten Feste Rumeli-Hissar! — Ist das nicht der Freisitz der Söhne der Janitscharen, die einst die Mauern von Stambul erstürmten?! — Habe ich nicht ihr Blut in meinen Adern!" — Er warf sich in die Brust und schritt stolz, aber schwankend im Zimmer umher. Dann ging er auf seine Frau zu: „Mein Täubchen! — Meine Rose! — Wonne meiner Augen." — — Aber diese Zärtlichkeiten erschreckten sie in diesem Augenblick fast noch mehr, als sein Wüten: sie wich ihm aus und entfloh. — —

Als der Morgen graute, lag er im todähnlichen Schlaf auf der harten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diele. Sie aber kniete neben ihm, trocknete den Schweiß von seiner Stirn, bettete sein Haupt in ihrem Schoß und wartete, bis wieder Leben in seine ungefügen Glieder kam. Dann schlich sie beiseite.

Schwerfällig erhob sich Hassan Abdullah von der Diele. Eine ganze Weile dauerte es, bis in die schmerzende Stirn ein dumpfes Dämmern aufstieg von dem, was gestern gewesen war. Voller Scham und Weh schlich er fort, ohne sein Weib anzusehen. — —

Als wieder um die Mittagstunde die Gläubigen vom Minaret zu Injir Kioi zum Gebet gerufen wurden, stand Hassan Abdullah am Karlu Tepe, an der Stelle, wo er gestern im Heidekraut gelegen hatte. Er suchte die Flaschen, hielt sie in der Hand, und wieder redete er zu ihnen:

„Der Prophet hat dich verflucht", sagte er zur Weinflasche. „Und dich verfluche ich", sagte er zur anderen. Damit zerschmetterte er beide an der Felswand. —

Dann hob er die Arme zum Gebet empor, warf sich, mit dem Gesicht gen Mekka, auf den Erdboden nieder und rief:

„Vergib, o Allah, dem Unwissenden! Dem Wissenden aber gib Kraft und Gnade, daß er und sein Land vor diesem bösen Zauberer verschont bleiben!"

„Inschallah!"

G. Asmussen.

Was andre sagen

Deutscher Wille. Herausgeber: Ferdinand Avenarius, Dresden-Blasewitz. 29. Jg. Heft 12. Dilettanten-Politik. Von P.

„. . . . . .

Zu dem Erstaunlichen, das wir jetzt täglich erleben, gehört für mich allerlei, woran die meisten schon so gewohnt sind, daß sie es gar nicht erregt. So frag ich mich jeden Tag: woher nehmen manche Journalisten den Mut, an weitbeachteten und deshalb drei- und zehnfache Verantwortung fordernden Stellen über Dinge zu reden, über die sie gar nicht genügend unterrichtet sein können?

Jetzt wieder: über den Konflikt mit Amerika anläßlich des Tauchbootkrieges. Wer darüber eine irgendwie beachtliche Meinung haben will, müßte allermindestens das Folgende kennen. Erstens: die Zahl, die Beschaffenheit, die Leistungsfähigkeit unserer alten und unserer neuen Tauchboote. Zweitens: die Mittel, welche England und die Entente gegen sie vorbereitet hat. Drittens müßte er darüber Bescheid wissen, was eine Kriegserklärung Amerikas bedeuten würde mit ihren Folgen, als da sind: Einstellung der deutschen Schiffe, die drüben liegen, in den Dienst des feindlichen Verbandes, Lieferung auch der staatlichen amerikanischen Werkstätten an Waffen und Munition für diese, Unterstützung unserer Feinde durch die amerikanische Flotte, durch ein amerikanisches Freiwilligenheer, durch große amerikanische Gelder usw. Viertens müßte er voraussagen können: das Verhalten

der jetzt ‚schwankenden' Neutralen im Fall der amerikanischen Kriegserklärung. . . . . Fünftens müßte er wissen, ob das Verhalten derjenigen Neutralen, die jetzt zuverlässig neutral sind, so bleiben würde, auch wenn wir (wie man vorschlägt) ihre Handelsschiffe nicht mehr schonten, und, falls sie nicht länger neutral blieben: welche Folgen etwa ihre Verbündung mit unseren Feinden für uns zeitigen würde. Sechstens müßten sie beurteilen können die Folgen an Kraftaufwand nach Menschen und Mitteln für uns, wenn der Krieg sich weiter verlängerte. Solche Kenntnisse wären das Mindeste, in Wahrheit brauchte es wohl noch einige mehr. Und worüber wissen sie Bescheid? Sie glauben: darüber, daß wir England in zwei Monaten aushungern könnten. Wenn sie sich darin nicht irren, so hätten sie also in ihrer Rechnung eine feste Ziffer gegenüber zum mindesten einem halben Dutzend von x und y. Und das genügt ihnen!

Zu dem Erstaunlichen gehört für mich ferner dieses: daß man die Wirkung der eigenen Reden aufs Ausland so selten einigermaßen richtig einschätzt. Sogar der Kindlichkeit begegnen wir immer noch, die denkt: ‚das ist ja gleich, wie ich aufs Ausland wirke, wir verlassen uns auf uns'. Eine Leichtfertigkeit, die den Feinden den größten Teil des Agitationsstoffes gegen uns geliefert hat. Wer den Eindruck seiner Worte aufs Ausland immerhin für erwägenswert hält, glaubt oft: je drohender man auftritt, als desto energischer wirke man. Imponieren uns denn die Drohungen der Feinde, erscheinen sie uns nicht einfach wie Großsprechereien? Und die feindliche ‚Mentalität' ist doch noch ganz anders geartet als die deutsche. . . . .

Jede deutsche Zeitung spricht gelegentlich bei Gerichtsverhandlungen gegen das Hineinreden der nicht genügend Unterrichteten in einen schwebenden Prozeß, um so auf die allein ganz unterrichteten Prozeßbeteiligten einzuwirken. Aber im größten schwebenden Prozeß der Weltgeschichte, im Weltkriege, darf man die zu den folgenschwersten Entschlüssen drängen wollen, die allein zu solchen Entschlüssen, soweit das menschenmöglich ist, die Unterlagen kennen.

Das dritte Erstaunliche bei diesen Vorgängen ist für mich, daß man die verschiedenen Meinungen hier unter Gegensätze wie „zag und kühn", „flau und schneidig" bringt. Danach gemessen wäre Bismarck ein Feigling gewesen, als er, wie so oft, seinen Zielen mit Kompromissen zustrebte, oder auch, wie bei dem Konflikt mit den Katholiken und wie in der Karolinenfrage sogar vor Spanien zurückwich. War er wirklich ein Feigling? Für den verantwortlichen Staatsmann, mag jetzt, abgesehen von der verschiedenen Beurteilung der Dinge, noch der Gegensatz ‚entschlossen und unentschlossen' möglich sein. Für uns andere besteht der Gegensatz: besonnen und unbesonnen. Und für den Journalisten außerdem noch der, ob er sich dessen bewußt ist, was er vermag und deshalb darf, und was nicht. Anders ausgedrückt: ob er als Politiker an seinem Platze ein Fachmann oder ein Dilettant ist . . . ."

Rund um uns

Zur Aufklärung über Österreich-Ungarn. Aufklärung über Österreich-Ungarn ist jetzt mehr als je eine wichtige Sache. Ist doch dieses völkerreiche Doppelstaatswesen mit den mancherlei unvermeidlichen und vermeidlichen inneren Reibungen auch vielen Österreichern, wenn sie es nicht ernsthaft nehmen, ein ewig Rätsel. Seine Widerstandskraft im Kriege, sein ehernes Heer ist ihnen dann

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ein blaues Wunder. Und auf einmal lösen sich ihnen dann auch alle nationalen Schwierigkeiten, die sie doch fühlbar miterlebt haben müssen, in leeren Dunst auf. Man fährt einfach einmal nach Prag und spricht sich aus. Und die Sache hat sich. Dann aber bedarf's nur noch einiger krauser Federspiele — denn dafür ist Österreich immer ein dankbarer Stoff. Und führende Zeitschriften in Berlin drucken's ab, als wäre es ein Zerrbild über irgend ein fernes, unerreichbares, unerforschbares Land . . .

Auch unsere Feinde haben sich die Aufklärung über das Habsburgische Reich was kosten lassen. Sie wurden prompt bedient — und genau wie sie es verlangten. Sie hörten, was sie wollten, und immer klang der Kehrreim mit vom kranken Mann. Den stellten sie denn auch mit in ihre falschen Rechnungen ein, aber siehe da, nun schrein sie selbst nach dem Arzt und dem Bad, so kräftig hat der angeblich kranke Mann um sich geschlagen.

Wer Österreich verstehen will, tut gut, von Deutsch-Österreich auszugehn. Deutsch-Österreich aber versteht er, wenn er sich mit der deutsch-österreichischen Bewegung befaßt, das ist die Bewegung der deutschen Schutzvereine in Österreich. Durch sie ist Deutsch-Österreich als eine bewußte geschlossene Einheit überhaupt erst geworden. Statt aller anderen Behelfe empfehlen wir zur ersten Einführung die zehn wohlfeilen Flugschriften der „Deutschen Arbeit" (Prag, Palais Clam-Gallas). Mit deren erster von Jesser „Wesen und Werden der nationalen Frage", und zweiter von Perko, „Die deutschtschechische Streitfrage" (je 25 h) kann man ruhig beginnen. Den neuen Aufgaben Deutsch-Österreichs dient eine zweite Reihe von Flugschriften, die bei Strache in Warnsdorf erschienenen „Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen", in denen namhafte Verfasser die wichtigeren einschlägigen Fragen behandeln (je 10 Pf.). Wir heben besonders hervor: Fr. v. Wieser, „Die Lehren des Krieges"; O. Weber, „Österreich und England"; J. Szterényi, „Wirtschaftliche Verbindung mit Deutschland". Schließlich möchten wir noch auf die ausgezeichnete Arbeit Hermann Ullmanns „Die Bestimmung der Deutschen in Mitteleuropa" verweisen (Tatflugschriften 11 bei E. Diederichs, 80 Pf.), die das österreichische Problem mit eindringender Tiefe erfaßt. E. L.

Die Kriegerheimstättenfrage in Österreich. Auch in Österreich hat der von den reichsdeutschen Bodenreformern ausgegebene Ruf: Jedem Krieger eine Heimstätte! — sein Echo gefunden. Die Werbearbeit, die A. Damaschke selbst in Wien geleistet hat, fiel auf fruchtbaren Boden. Der Bürgermeister von Wien konnte schon in seinen Begrüßungsworten darauf hinweisen, daß Wien als erste deutsche Stadt an die Verwirklichung des schönen Gedankens gegangen sei. Sie hat bereits damit begonnen, in Hirschstetten und Aspern zu diesem Zwecke 91 Vierfamilien- und 161 Zweifamilienhäuser mit Hausgärten, Spielwiesen, Arbeitshäusern und allem Zubehör zu errichten.

Freilich liegen die Verhältnisse in dem österreichischen Völkerstaat auch hier viel schwieriger; da heißt es sorgfältig alle nationalen Ansprüche berücksichtigen und jedem Volk für seine eigenen Arbeiten freie Bahn schaffen. Anderseits aber ist das Bedürfnis hier um so stärker, als die bisherigen Unterstützungsbeträge an Kriegsverletzte bedeutend niedriger stehen als im Deutschen Reiche.

Für Deutsch-Österreich werden gegenwärtig unter Führung der einzelnen Volksräte in allen Kronländern Kriegerheimstättenausschüsse gebildet, die zu einem Hauptausschuß für das ganze Reich zusammentreten sollen. Entwürfe für diesen und für die Gesetzgebung liegen vor von seiten des niederösterreichischen und des deutschböhmischen Volksrates. Die Grundzüge des letzteren sind nach einem Vortrag des Erziehungsrates H. Heller im Februarheft der „Deutschen Arbeit" wiedergegeben. Freilich macht sich auch für diese Arbeiten das Fehlen des größten gemeinsamen Beratungs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

körpers, die Ausschaltung des Reichsrates, bemerkbar. Es wird aber, wie bei vielen anderen Dingen in diesem Kriege, auch so vorwärts gehen.

E. L.

Trinkerfürsorge. Mache dein Herz stark, lieber Leser, und wappne dich, denn ich will dich in die dunklen Tiefen des Lebens führen. Setze dich in Gedanken zu mir in mein Sprechzimmer und höre, was die Besucher uns zu sagen haben.

Da kommt eine noch jung aussehende Frau, ärmlich gekleidet; das Gesicht erscheint mir bekannt und doch so verändert, daß ich es nicht erkenne, bis ich den Namen höre und nun erfahre, daß eine alte Bekannte vor mir sitzt. Wo kommt sie her? Warum habe ich sie so lange nicht gesehen und was hat sie so verändert? — Sie beginnt zu erzählen; sie kommt aus dem Gefängnis, wo sie 6 Monate hat zubringen müssen. Ich bin entsetzt über diesen Bericht, denn ich kenne sie seit 10 Jahren, bin bei ihr aus und ein gegangen, um ihr zu helfen in ihrer Armut und in ihrem grenzenlosen Elend, das in der unheilvollen Trunksucht ihres Mannes und in der von Jahr zu Jahr wachsenden Kinderzahl seine Ursache hatte. Wie viel Hilfe habe ich eingeleitet, das Los der armen, aber stets fleißigen und sauberen Frau und der schwächlichen, rachitischen Kinder zu lindern! Es war immer wie ein Tropfen auf einen heißen Stein, weil der Ernährer in der Erfüllung seiner Pflichten versagte. Alle Mittel der Trinkerfürsorge wurden angewandt, gütliche Einwirkung, polizeiliche Verwarnung, Heilstätte, Entmündigung, Arbeitshaus, alles vergeblich, die Trunksucht war vom Vater ererbt, und die Widerstandskraft des Mannes war längst gebrochen. Da war denn die vorher ordentliche Frau, die stets auf ehrliche Weise sich für ihre Kinder gequält hatte, des Kämpfens und Mühens, des Hungerns und Darbens müde geworden und hatte zu leichteren Mitteln gegriffen, Brot für ihre acht Kinder, deren ältestes 13 Jahre zählte, zu erwerben. Es wurde bekannt, und die Kinder wurden ihr genommen, sie selbst zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt. „Ihr laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt ihr ihn der Pein." Und nun? Ja, nun hat sie nichts, die Mutter, die ich stets von kleinen hilflosen Kindern umringt sah, nichts und niemand; der Hausrat wurde im Leichtsinn verkauft, der Mann ist im Felde.

Ihr folgt eine ältere Frau, deren Mann vor einer Reihe von Jahren einer Heilstätte überwiesen wurde, der sich dort gut führte und nach 6 Monaten als geheilt zurückkehrte. Ich hatte inzwischen regelmäßig den Bericht der Helferin über ihn gehört. Immer hieß es: Er arbeitet, führt sich gut, weigert sich aber nachdrücklich, einem Enthaltsamkeitsverein beizutreten. Auch meine eigenen Bemühungen waren ohne Erfolg. Und nun kam die Frau, um mir das Gefürchtete zu berichten. Seit einer Woche war er sehr stark rückfällig, arbeitslos und bittet mich dringend, ein zweites Mal die Heilstätte besuchen zu dürfen. —

Dann erscheint ein Mann, den ich vorgeladen, ein Kohlenfuhrmann, der anscheinend von der Arbeit kommt, denn die Hand, die er mir entgegenstreckt, ist schwarz. Er merkt das aber gar nicht, der scharfe Branntweingeruch, der mir entgegenkommt, sagt mir, warum nicht. Durch unaufhörliches Reden in stark polnischem Dialekt sucht er sich rein zu waschen, läßt jedoch gerade dadurch immer mehr merken, wie fest ihn der Alkohol wieder in Banden hält. Auch er gehörte schon einmal zu den Geheilten, kam sauber und nüchtern zu mir, nachdem er sich ein halbes Jahr in der Heilstätte gut geführt hatte, lebte ein Jahr enthaltsam, so daß seine Frau trotz meiner Warnung die Entmündigung aufheben ließ. Das war zu viel des Erfolges für ihn. In seinem Freiheitsgefühl unterlag er dem Alkohol von neuem, und das Entmündigungsverfahren ist schon wieder gegen ihn eingeleitet. —

Aber treten uns denn heute nur ungünstige Fälle entgegen? Ist da denn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gar kein Aufatmen, darf man sich nicht an einem wiedererrungenen Glück, an einem dauernden Erfolg erfreuen? — O ja, ich könnte den Leser bitten, einen Rundgang durch etwa 100 Familien mit mir zu machen, um ihm strahlende Kinderaugen und die dankerfüllten Blicke der Frauen und Männer zu zeigen, denen geholfen werden konnte, die wie aus einem langen bösen Traum erwacht sind und es nicht begreifen können, daß sie früher auch einmal in den Banden des Alkohols gelegen haben. Es würde ein glückliches Wandern werden, und mit dem erhobenen Gefühl des Erfolges würden wir heimkehren. Und doch können wir nur 16,09% derer, die in den 10 Jahren in unsere Fürsorge kamen, zu diesen glücklichen Menschen rechnen. Diesen Prozentsatz wird jeder Kenner durchaus nicht klein nennen, im Gegenteil; doch wir dürfen uns bei ihm nicht aufhalten, denn die fast 84% der Ungeheilten rufen zu laut nach uns.

Sie rufen nach uns, sie klagen uns an: „Ihr laßt den Armen schuldig werden! Ihr mit euren Sitten und Lebensgewohnheiten, ihr mit eurem falschen Freiheitsbegriff, ihr mit eurer Erwerbssucht, die ihr nicht einmal auf ein Genußgift verzichten könnt um unserer Not, um unseres Elends willen. Hört es, wir sind 84%, die bis jetzt nicht geheilt werden konnten. Ist unsere Zahl noch nicht groß genug und unser Elend noch zu gering, um euren Willen zum Fluch und zum schärfsten Kampfe aufzureizen gegen das Gift, das uns verdarb und uns peinigt, das Gift, das ihr ruhig in eurer Mitte duldet, ja, das ihr mit Behagen genießt, unserer Not spottend, während ihr eure Feste feiert und nicht hört, daß unser Rufen eure Freude übertönt!" —

Wo sind die großen Heere der Männer und Frauen, die endlich die jetzt herrschenden grausamen und rohen Trinksitten für unwürdig erklären und ihnen ein baldiges Ende bereiten? —

Die nunmehr über 200 Fürsorgestellen in Deutschland sollten ihre Akten veröffentlichen und all das Leid, das im Verborgenen an der Kraft und Gesundheit, am Glück und Wohlstand so Ungezählter zehrt, ans Tageslicht bringen, damit unser Volk endlich sehend werde und seinen schlimmen inneren Feind erkenne! — Darum sollten die Fürsorgestellen zu Ausgangspunkten des Kampfes gegen das Alkoholgift selbst werden, sollten nicht bei der Fürsorge stehen bleiben, sondern sich erweitern und zu Nüchternheitsämtern ausbauen, in welchen die gesamte Arbeit gegen den Alkohol an dem betreffenden Orte einen starken Stützpunkt fände. Sie sollten die Aufklärung über den Alkohol planmäßig betreiben, denn sie sind in der Lage, unwiderlegliche Gründe aus den Tatsachen, die ihnen täglich in den Weg kommen, für ihre Forderungen ins Feld zu führen. So steht ihnen das schärfste Geschütz zur Verfügung. Jede Fürsorgestelle sollte eine rednerische Kraft in ihren Dienst stellen, die planmäßig von Stadtviertel zu Stadtviertel für Erwachsene und auch für Jugendliche Versammlungen veranstaltete, um die Wahrheit über den Alkohol auszubreiten. Sie sollten Pionierarbeit leisten zur Gründung von Enthaltsamkeitsvereinen verschiedenster Art und Färbung und, wo solche schon bestehen, sie stützen und stärken. Von den Fürsorgestellen aus sollten die Anträge zur Einschränkung des Alkoholhandels gestellt werden, denn hier können sie am besten begründet werden, von ihnen müßte der Kampf gegen die Wirtschaften ausgehen. Das sei das Programm der Fürsorgestellen für das zweite Jahrzehnt ihres Bestehens; möchten die Gemeinden sich bereit finden, zur Lösung dieser Aufgaben tüchtige Persönlichkeiten in ihren Dienst zu stellen. Nur dadurch werden sie ihren Anteil an der Schuld, die Erlaubnis zu einem solchen Übermaß von Verkaufsstellen für den Alkohol erteilt zu haben, sühnen, nur dann werden wir von einem Kampf der Gemeinden gegen den Alkohol sprechen können!

Wilhelmine Lohmann.

Der Operettenkoller. „Man lacht, man lebt, man liebt und man küßt, wo's Küsse gibt!"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das ist die Parole der modernen Operette. Bei Gott! Man lacht über diesen Blödsinn. Aber man lacht nicht aus vollem freudigen Herzen, sondern es ist ein erzwungenes, klanglos heiseres Gelächter, das betäuben soll, das über die rauhe Wirklichkeit auf einige Minuten hinwegtäuschen soll.

Ja, man lacht über diesen Blödsinn und — zahlt hohes Eintrittsgeld, ein höheres Eintrittsgeld, als man es jemals für eine Aufführung von Schillers oder Hebbels Dramen verausgaben würde.

Zweifellos: für das eingenommene Geld wird etwas geleistet. Der Tenor trägt in heiserem Sprechton einige geistlose Couplets vor, die Soubrette trällert die witzlosesten „Schlager" herunter und hopst mit ihrem Partner zum Herzerbarmen im Dreivierteltakt über die Bretter. Und so schick sieht die Kleine aus mit den durchbrochenen Strümpfen und dem tief ausgeschnittenen Kostüm, so daß trotz der 300. Aufführung der starke Beifall des Publikums den Schlagerrummel noch einmal verlangt; denn es prickelt in diesem Schlager.

Ja, auch der Komponist hat seine Sache zugkräftig gemacht. Er weiß, was dem Publikum gefällt. Er kennt den Geschmack der Stammgäste.

Wozu gibt es denn die Pauke? Wenn die es nicht macht, dann macht es kein Instrument. Und so einen „stimmungsvollen" Krach von Pauken und Trompeten hört das verehrte Publikum für sein Leben gern. Es zuckt dabei in Armen und Beinen. Und mit dem Paukenkrach haut jeder das, was sich in seinem Innern zu regen versucht und was man gemeiniglich die Stimme des Gewissens nennt, energisch zu Boden.

Aber schließlich nützt auch die fescheste Melodie nichts, wenn der Librettist versagt. Und auch der weiß, was seine Pflicht ist. Ja, er hat für die nötige „Handlung" gesorgt. Da schäkert der Hausherr mit seinem drallen Stubenmädchen, da läßt die Hausdame im geeigneten Augenblick die elektrische Beleuchtung versagen, damit ihr Hausfreund sich ungestört ihrer Person widmen kann. Und daß der Herr Baron, dieser Schwerenöter, und der Dollarprinz mit einigen Milliönchen und auch das zuckersüße kleine Ladenmädel, dieses reizende Geschöpf, — daß alle diese Leutchen nicht fehlen dürfen, ist selbstverständlich. Es ist doch auch so spaßhaft für Männlein und Weiblein, diesem Kunterbunt von Dummheiten und Reinfällen, von Ent- und Verlobungen zuzusehen, und doch auch so beruhigend, wenn in einer versöhnlichen Schlußszene alle sich selig in die Arme sinken!

Was will man mehr? Die Lebensgeister sind durch die Nervenkitzel genügend gereizt und aufgepeitscht.

Die Masse kennt ja gar kein besseres Vergnügen. Der Schusterjunge pfeift ebenso verwegen den neuesten Operettenschlager, wie ihn der Herr Kommerzienrat heiter trällert. Und die Ladenverkäuferin besucht ebenso begeistert die oberen Regionen der Operettentheater, wie die Elitegesellschaft der Herren Chefs mit ihren Damen das Parkett und die Logen mit ihrer werten Anwesenheit beehren. Ausverkaufte Häuser und gefüllte Kassen — das ist die Parole der Operettentheater.

Und für diesen Mummenschanz kann man den liebenswürdigen Offenbach ebensowenig verantwortlich machen wie den köstlichen Strauß. Aber es ist ein großes Unglück, daß man die ansprechenden Kunstwerke dieser Könner durch gefühlsrohe Nachahmungen prostituiert und durch Pikanterie die Lüsternheit des mit Seide und Edelsteinen geputzten Pöbels und der kritiklosen Volksmasse immer stärker reizt.

Ein ganzer Könner, dessen künstlerisches Gewissen nicht einmal den leisesten Anflug eines Gassenhauers dulden würde, ein Komponist mit künstlerischem Ehrgefühl und dramatischem Empfinden müßte kommen, eine Persönlichkeit, vor deren genialem Scharfblick die ganze Totenreißerei der heutigen Operette von der Bildfläche verschwände, dann könnte auch ein feinfühlender Mensch sich in einer launigen Stunde an der bestrickenden leichtgeschürzten Muse herzlich erfreuen.

Willy Frank.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

5. Jahrgang Nr. 10 16. Mai 1916

Was können wir für die körperliche Erstarkung unserer männlichen Jugend tun?

Nicht nur die Familie, sondern auch der Staat und die Gesellschaft haben das größte Interesse daran, die heranwachsende Jugend sich zu einem kräftigen Geschlecht entwickeln zu sehen. Der Krieg hat gezeigt, welche Bedeutung ein gesunder, körperlich leistungsfähiger Nachwuchs hat: unsere männliche Jugend leistet auf den Schlachtfeldern Gewaltiges. Aber sollte uns nicht die Frage kommen, ob wir sie nicht für die furchtbaren Strapazen, die ihrer warteten, durch eine größere Stählung ihrer körperlichen Widerstandskraft noch besser hätten ausrüsten können? Nicht allein die Kugeln und Bajonette sind ihre Gegner, in gleichem Maße die Unbilden der Witterung und die Strapazen der Märsche. Man hat jetzt oft genug ausgesprochen, daß die stärksten Nerven, die kräftigsten Körper den endlichen Sieg erringen würden, und wir haben gezeigt, daß wir es in dieser Hinsicht mit unseren Feinden wohl aufnehmen konnten. Aber zweifellos ist doch, daß in der körperlichen Ausbildung unserer Jugend noch nicht genug geschehen war. Manche mußten aus den Reihen der Kämpfer ausscheiden, weil ihr Körper seit Jahren verzärtelt und jeglicher größeren Anstrengung ungewohnt war, und Manche mußten von vornherein schweren Herzens darauf verzichten, an der Seite ihrer kräftigeren Kameraden mit hinauszuziehen. Das hat sich auch bei den Schülern unserer höheren Lehranstalten gezeigt, die zu unserem Stolz in so großer Zahl sich als Freiwillige meldeten.

Der Forderung nach größerer Abhärtung und Gewöhnung an körperliche Leistungen schon auf der Schule werden wir von jetzt an mit mehr Verständnis und weniger Vorurteil als bisher gegenübertreten müssen, enthält sie doch das, was wir im Interesse unseres Volkes nur wünschen können; denn nicht nur dieser unglaublich riesenhafte Kampf wird für ferne Zeiten entscheidend sein. Auch wenn uns der Himmel vor weiteren Kriegen bewahrt, so hat der Kampf um die Existenz der Völker ja doch kein Ende. Er spielt sich ohne Schlachten nur um so unerbittlicher ab, und nur dasjenige Volk wird sich und seine Kultur einmal durchsetzen, das mit all jenen Eigenschaften der körperlichen Tüchtigkeit ausgerüstet ist. Gewiß wird

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch das geistige Können nicht in letzter Linie stehen. Aber das glauben wir im stillen doch alle, daß wir in dieser Hinsicht unbesorgt sein können. Wenn eine Besorgnis besteht, so liegt sie jedenfalls mehr auf der anderen Seite.

Auf jene Forderung nach körperlicher Erstarkung der Jugend hat man häufig genug hingewiesen, und es sind auch ganz gewiß in den letzten Jahren Versuche und Anläufe gemacht worden, um ihr nach Möglichkeit gerecht zu werden. Aber seien wir ehrlich! Sehen wir zunächst von den jetzigen seit dem Kriegsbeginn gefaßten energischeren Maßnahmen ab, so müssen wir eingestehen, daß es viel mehr als Anläufe bisher nicht gewesen sind. Das zeigt sich am deutlichsten, wenn man die Zahl der dabei beteiligten höheren Schüler — von diesen sei hier zunächst die Rede, da ihr Schulbesuch sich bis zur Zeit des Militärdienstes ausdehnt — mit ihrer riesigen Gesamtziffer vergleicht. Da, wo man mit Nachdruck an die Verwirklichung solcher Gedanken ging, haben die guten Früchte sich in erfreulichstem Umfang gezeigt. Und viele Offiziere bestätigen, daß gerade diejenigen unserer jungen Soldaten sich den Anstrengungen und der Ungunst der Witterung gewachsen zeigten — ganz abgesehen von ihrem größeren Wert für alles Praktische im Felde —, die bereits daheim vor ihrer Soldatenzeit ihren Körper stählten und ein innigeres Verhältnis zur Natur gewannen. Alle jene Bestrebungen, die von unseren Jugendwehrvereinen und den Schüler-Sportabteilungen bis zum Wandervogel sich die Aufgabe stellen, ein wirksames Gegengewicht gegen die Einseitigkeit unseres heutigen Schulbetriebes zu schaffen, wären hier zu nennen, und sie haben gewiß, wie die Probe in diesem letzten Jahre gezeigt hat, Anerkennenswertes geleistet. Vergessen sei auch nicht, daß manche höhere Schule durch Einführen einer Spiel- und Sportstunde oder gelegentlicher Wanderungen ihr Verständnis bewiesen hat. Ja, wir können wohl sagen, daß der Wunsch nach Erfüllung des Gedankens, unsere Jungen gesund und kräftig zu machen, ziemlich allgemein gewesen ist, daß es aber vielfach an dem rechten Verständnis für ein kräftiges „In die Tat umsetzen", auch an dem guten Willen hierzu und nicht selten auch an dem rechten Können gefehlt hat.

Was bedeutet ein Sonnabend-Nachmittag, was die üblichen zwei bis drei Turnstunden, die im Winter nicht einmal im Freien abgehalten werden, wenn in der übrigen Zeit der Woche, wie es im Winter ja meist der Fall ist, der Schüler in den Schulräumen oder im Hause sitzt? Man wird vielleicht entgegnen, daß es ja jedem Schüler freisteht, sich so lange im Freien aufzuhalten, wie die Schulpflichten es zulassen. Das Elternhaus möge nur selbst die Regelung dieser Frage in die Hand nehmen. Das ist aber leider nur selten der Fall, und es

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bedarf wohl keiner besonderen Beweisführung, daß das Elternhaus dafür fast immer am ungeeignetsten ist. Ein willkürliches Tun und Lassen, das dem Gutdünken der Schüler selbst oder ihrer Angehörigen anheimgegeben ist, kann uns nicht helfen. Wenn auf Erfolg gerechnet werden soll, muß der tägliche Freiluftaufenthalt und die Körperbewegung mit größter Regelmäßigkeit betrieben werden, und da muß der Staat selbst oder die Schule die Ausführung in die Hand nehmen.

Die Frage, ob die Schule die Pflicht hat, neben ihren Aufgaben der Bildung und Erziehung auch die körperliche Entwicklung ihrer Zöglinge außerhalb des Unterrichts zu fördern, muß unbedingt bejaht werden. Unsere höheren Schüler haben, wenn mit dem Abiturientenexamen sich die Tore ihrer Schule hinter ihnen schließen, etwa den dritten Teil ihrer Lebenszeit in unmittelbarer Abhängigkeit von jener verbracht. Die Schule setzte mit größter Bestimmtheit die ganze Lebensweise bezüglich der Einteilung des Tages und damit der Möglichkeit der körperlichen Bewegung fest; sie machte dem Elternhause ein Mitbestimmen in dieser Hinsicht im wesentlichen nicht leicht. Gerade die Schuljahre sind aber die Zeit der körperlichen Entwicklung, in der der Grund gelegt wird für das ganze spätere gesundheitliche Befinden. So hat die Schule auch die unbedingte Pflicht, dafür zu sorgen, daß die Entwicklung des jugendlichen Körpers nicht beeinträchtigt wird, daß Gegengewichte geschaffen werden gegen die Folgen einer nur geistigen Tätigkeit, gegen das fünf- oder sechsstündige Sitzen in den Schulräumen mit den dazu gehörenden häuslichen Vorbereitungsstunden. „Die Typen der Schmalbrüstigen, der Dickwanstigen, der körperlich Ungewandten, Unelastischen, Schlappen, der Brillenträger sind noch allzu zahlreich, als daß zu erwarten wäre, es sei allen — Vätern, Vormündern, Lehrern, Dienst-, Brotherren —, welche die kostbarsten Schätze des Vaterlandes, die Jugend, in Obhut haben, bereits in Fleisch und Blut übergegangen, daß der körperlichen Ausbildung der Pflege- und Schutzbefohlenen ihr Recht werden muß", sagt Provinzialschulrat Dr. Kolbe noch 1913 in seinen Bemerkungen über die Frage „Gehören sportliche Übungen in die Schule?" Er befürwortet, wie es auch von anderer Seite geschehen ist, mit Nachdruck die Forderung, daß die Schule selbst die körperliche Betätigung der Jugend in die Hand nehmen müsse.

Dies ist die Grundlage, auf der eine Entwicklung in unserem Sinne nur möglich ist. Der Staat selbst möge sich, wie es jetzt in der Kriegszeit der Fall ist, der Frage der Wehrhaftmachung, des körperlichen Erstarkens unserer Jugend annehmen, entsprechend ihrer Bedeutung für das ganze Volkswohl. Die weitere Ausführung im Ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zelnen, ob Kriegsspiele, Wanderungen, Geländeübungen, Sport oder Turnen, dürfte dann gewiß nicht mehr schwer sein. Nicht zwei armselige Turnstunden, nicht ein Sonnabend-Nachmittag mit freiwilliger Beteiligung am Sport, wie es bisher bis zum Kriegsbeginn üblich war, kann der Grund sein, von dem wir die Erstarkung erwarten dürfen. Täglich soll der Knabe und Jüngling in der Lage sein, sich in frischer Luft zu bewegen, seinen Körper zu kräftigen und geschickt zu machen. Und regelmäßig, wie der Schulunterricht, müssen diese Übungen sein. Nicht dem Belieben des Einzelnen darf die Beteiligung anheimgegeben werden, sondern in fester, für jeden verbindlicher Form — soweit nicht Ausnahmen durch Gründe der gesundheitlichen Schonung sich ergeben — müssen sie dastehen. Von dieser Grundlage geht unser Mahnen und Fordern aus.

Es hat derartigen Vorschlägen gegenüber nie an Gegnern gefehlt. Doch sind wir der sicheren Überzeugung, daß ihre Zahl nach den Erfahrungen des letzten Jahres merklich zurückgegangen ist, und die erfreulichen Anregungen und Beschlüsse des Bayerischen Gymnasiallehrer- und Realschulmännervereins berechtigen zu den besten Hoffnungen. Daß weitgehende Zugeständnisse in dieser Richtung möglich sind, haben die aus den jetzigen Verhältnissen geborenen und von großem Geist getragenen Bestimmungen des Preußischen Kriegs- und Kultusministeriums für „die militärische Vorbereitung der Jugend während des mobilen Zustandes", sowie die der meisten anderen deutschen Bundesstaaten gezeigt. Und wohl überall sind diese Verordnungen mit heller Freude begrüßt. Nur in dem Punkt ließe sich an diesen Bestimmungen etwas aussetzen, daß sie wohl auf die militärische Vorbereitung der Jugend Rücksicht nehmen, doch nicht in gleichem Maße auf den so nötigen regelmäßigen, wenn möglich täglichen Aufenthalt der Jugend im Freien. Das Hauptziel für unser Wirken an der Jugend nach dem Kriege soll sein, kräftige, gesunde und gewandte Körper zu bilden. Rassenerziehung! An dieses Ziel führen auch die genannten Bestimmungen noch nicht.

Was man von der größeren Bewegungsfreiheit der Jugend im Sport, Wandern und Exerzieren befürchtete, war, daß auf diese Weise das wissenschaftliche Ziel unserer höheren Schulen nicht erreicht werde, der Wissensstand der Schüler sinke, ja sogar die geistige Regsamkeit des Einzelnen nachteilig beeinflußt und der Charakter geschädigt werde. Man könnte all diese gegnerischen Beweisgründe mit der Entgegnung abtun, daß die gesundheitlichen Rücksichten am stärksten wiegen, hinter denen alle anderen Bedenken zurück-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stehen müssen. Aber eine Widerlegung dürfte auch im einzelnen nicht schwer fallen. Zunächst muß festgestellt werden, daß es sich, was den Sport anbetrifft, nicht um sportliche Exzereien mit ihren unangenehmen Auswüchsen handeln soll, nicht um eine öde Sekundenrekordhascherei. Der Sport soll allein in einer unseren Schulverhältnissen angepaßten Form das Mittel zum Zweck sein, den Körper leistungsfähig, elastisch und gesund zu erhalten. Es wäre abzuwägen, inwieweit der Sport durch Wanderungen, Kriegs- und sonstige Spiele im Freien (neben den üblichen Turnstunden) abgelöst würde. Eine tunliche Abwechselung aller für die Körperzucht der Jugend im Freien in Betracht kommenden Hilfsmittel wird auch hier gewiß das Beste sein. Ja, es ließe sich diese Auswahl noch leicht den Altersstufen anpassen, so daß den Abschluß des Ganzen die mehr militärische Ausbildung der Jugend bildet, doch unter steter Berücksichtigung der Körperausbildung. Diese gesamte körperliche Betätigung würde sich ja in Gegenwart und unter Kontrolle geeigneter Lehrer abspielen, wodurch dem jugendlichen Zuviel von vornherein vorgebeugt würde. So dürfen wir wohl umgekehrt ein Erstarken auch des Charakters erwarten: „Die Möglichkeit freiester individueller Entwicklung, die Entfaltung verborgener ungekannter Anlagen, die Erziehung zu Mut, Entschlossenheit, Geistesgegenwart, die Grundlagen für Heranreifung tüchtiger Charaktere, die in Sittlichkeit, Selbstzucht, Hingabe für das große Ganze, Zurücktretenlassen der eigenen Persönlichkeit Bürgen gesegneter Zukunft werden" (a. a. O.). Die Befürchtung einer Verminderung der geistigen Fähigkeiten widerlegt sich wohl von selbst. Der Geist des sich kräftigenden Körpers kann nicht ärmer werden, er wird im Gegenteil sich entfalten und an Beweglichkeit gewinnen; und ganz besonders wird dies der Fall sein, wenn die Übungen im Sinne jener erwähnten Verordnungen geschehen. Um Schüler, die durch einen mehrstündigen Aufenthalt im Freien eine Verminderung ihrer Leistungen in der Schule befürchten müssen, da sie nicht mehr die nötige Zeit für ihre mühselige geistige Vorbereitung zu Hause finden, ist es gewiß nicht schade. Sowohl für sie als für die Schule wird es besser sein, wenn sie frühzeitig ausscheiden. Über die anderen Punkte der gegnerischen Bedenken mag noch im Folgenden gesprochen werden.

Zunächst die Frage, wie sich ein längerer täglicher Aufenthalt im Freien — wir denken an einen solchen bis zu 2 Stunden und an längere Märsche oder Geländeübungen an 1 bis 2 Wochentagen — mit unseren bisherigen Schulplänen verträgt. Es soll aber hierbei betont werden, daß Ausflüge naturwissenschaftlicher Art durchaus in den Rahmen der täglichen Körperbewegung im Freien zu rechnen sind. Im Gegenteil hüte man sich, diese wertvollen Bestandteile

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unseres bisherigen Schulprogrammes nach dem Kriege zugunsten einer einseitigen militärischen Erziehung auszuschalten. Auch hier treffen die Beschlüsse des Bayerischen Gymnasiallehrer- und des Bayerischen Realschulmännervereins das Richtige. Im Sommer mit seinen langen Tagen ließe sich eine entsprechende Einordnung solcher der körperlichen Ausbildung gewidmeten Stunden leicht in die Nachmittagszeit einfügen. Anders leider im Winter, der eine gleich große Berücksichtigung verdient! Da liegen die Verhältnisse so, daß nach den jetzigen Unterrichtsplänen fast gar keine Zeit für den Freiluftaufenthalt übrig bleibt. Wenn der Unterricht einer höheren Großstadtschule um $1^1/_2$ Uhr, ja sogar gelegentlich um 2 Uhr schließt, so wird der Schüler unter Berücksichtigung der oft großen Entfernungen etwa nach einer halben Stunde zu Hause sein, auch wenn er die zur Verfügung stehenden Verkehrsmittel der Straßen benutzt. In den Monaten der kürzesten Tagesdauer wird nach Erledigung der Mittagsmahlzeit demnach wenig Zeit mehr für irgendwelche dem Körper dienenden Unternehmungen übrig bleiben. Wenig vor Einbruch der Dunkelheit wird er sich außerhalb der Straßen der Stadt befinden, wo die Sport- und Spielplätze in der Regel liegen und wo die Ausflüge ihren Anfang nehmen. Ein Herumschlendern in den Straßen, wie es nur allzu häufig noch üblich war, wird wohl niemandem, weder vom gesundheitlichen, noch vom erziehlichen Standpunkt als wünschenswert erscheinen. Auch von klimatisch-hygienischen Gesichtspunkten aus wird einzuwenden sein, daß die für den Freiluftaufenthalt beste Zeit unseres mitteleuropäischen Klimas im Winter die Mittagsstunden sind.

Die Erfahrungen, die der Verfasser seit vielen Jahren als Leiter und Lehrer einer deutschen höheren Auslandsschule in der Schweiz gemacht hat, die zugleich die Aufgabe hat, in ihrem Internat schwächliche und leichtkranke Kinder und Jünglinge zur Genesung zu führen, zeigen deutlich, daß die meisten Zöglinge die Grundlage zu ihrer Erkrankung im Winter gelegt haben. Es fehlte ihnen an dem für ihren jugendlichen Körper Notwendigsten: Bewegung, frischer Luft und Sonne. Bei manchem schwächlichen Jungen war es geradezu überraschend, wie schnell er sich bei einer den natürlichen Bedürfnissen angepaßten Lebensweise körperlich und dann auch geistig erholte. Und es ist außer Zweifel, daß es bei vielen gar nicht zu körperlichen Niederlagen gekommen wäre, wenn den Jungen durch eine zweckmäßige Tageseinteilung die Möglichkeit gegeben wäre, mehrere Stunden des Tages im Freien zu verbringen. So manches der vielen blassen und kränklichen Gesichter in den Reihen unserer Großstadtschüler würde dann gewiß ganz anders aussehen. Man vergißt nur zu leicht, daß unser mitteleuropäischer Winter, sowie die

Spätherbst- und Frühlingsmonate ohnedies die Zeit der Erkältungen sind, die eine größere Widerstandsfähigkeit und Abhärtung des Körpers erfordert. Statt diese zu ermöglichen, macht man den Schülern durch einen Stundenplan, der allenfalls in der Verteilung auf den Tag für den Sommer paßt, den Aufenthalt in frischer Luft fast unmöglich. Daß der Versehen noch mehr sind, mag nicht unerwähnt bleiben; sie fallen zum Teil auch dem Elternhause zur Last. Oft erhielt man den bestimmten Eindruck, daß die Nachteile und Schäden, die die große Stadt an und für sich der ruhigen Entwicklung eines jungen Menschen entgegenstellt, nicht ausgeglichen, sondern gar noch vertieft waren. Da war nicht selten sogar die selbstverständliche Regel außer acht gelassen, daß ein Kind oder Jüngling nicht erst zu später Stunde ins Bett gehört, um den nötigen reichlichen Schlaf zu finden.

Nehmen wir als mittlere Dauer des täglichen Schulunterrichtes 5—6 Stunden — unter Hinzurechnung der praktischen Übungen und der fakultativen Fächer sind es gewiß 6 — und rechnen wir in den höheren Klassen von der Untersekunda an noch durchschnittlich 2—3 Stunden für die häusliche Tätigkeit hinzu, so haben wir bereits 8—9 Stunden, die sitzend unter stetiger geistiger Sammlung verbracht werden. Man steht da vor der ja genugsam bekannten, aber darum nicht minder verwunderlichen Tatsache, daß unsere Söhne gerade in den Jahren ihrer körperlichen Entwicklung nicht weniger als 8—9 Stunden, in manchen Fällen gewiß noch mehr, geistig tätig sein müssen, ohne daß ihnen im Winter die Möglichkeit gegeben ist, durch Bewegung im Freien ihren Körper genügend zu kräftigen. Es braucht nicht erst besonders betont zu werden, daß dieses Maß der Arbeit, das dem eines Erwachsenen entspricht, für einen jungen, körperlich unfertigen Menschen viel zu viel ist, ganz besonders dann, wenn es an dem nötigen Ausgleich fehlt.

Es wäre des weiteren also die dringende Forderung aufzustellen, den Stundenplan im Winter anders einzurichten; nämlich so, daß genügend Zeit für einen ausgedehnten täglichen Aufenthalt in freier Luft, für Wanderungen, Geländeübungen, Sport usw. zur Verfügung steht. Daß ihre Erfüllung möglich ist, ist sicher, wenn sie auch einige Änderungen in den Unterrichtsplänen unserer höheren Lehranstalten hervorrufen sollte. Aber ist das Ziel, das doch schließlich die Zukunft unseres Vaterlandes ist, nicht groß genug, um nicht einige Neuordnungen in unserem Schulleben, die sich wohl als gar nicht so einschneidend herausstellen, mit in den Kauf zu nehmen? Im Einzelnen festzustellen, welcher Art die zum Ziele führenden Neuordnungen sein müßten, bliebe der eingehenden Durchprüfung vorbehalten. Aber es lassen sich wohl Wege andeuten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine ins Gewicht fallende Änderung unserer staatlichen Unterrichtspläne wäre nicht einmal notwendig, wenn der Vormittagsunterricht im Winter stets um 12 Uhr, spätestens um 12½ Uhr schließen würde. Für den Freiluftaufenthalt könnte dann die Zeit von 2—4 gewählt werden oder auch, je nach den örtlichen Verhältnissen, ein etwas früherer Termin. 1½, möglichst aber 2 Stunden wäre das Maß für die tägliche Körperbewegung im Freien. Der Verlust einer Unterrichtsstunde an jedem Tage wäre nun ja allerdings nach unseren jetzigen Plänen kaum angängig. Aber der Ausfall könnte entweder dadurch ausgeglichen werden, daß man für den Winter überall die 45 Minuten-Kurzstunde einführt und den Unterricht um 7½ anfangen ließe, oder daß man an zwei Wochentagen einen Nachmittagsunterricht einführte, der erst nach 4 Uhr beginnen und etwa 3 Kurzstunden umfassen müßte. An diesen Tagen sollte alsdann die häusliche Vorbereitung ausgeschaltet sein, was sich gewiß leicht durch Verzicht auf Hausarbeiten für den folgenden Tag ermöglichen ließe. Ein wesentlicher Gewinn ergäbe sich bereits, wenn die Vorschläge der genannten Bayerischen Vereinigungen in den Tagungen Anfang 1915 verdiente Berücksichtigung fänden. „Die wissenschaftliche Ausbildung betrachtet als ihre Hauptaufgabe die Erziehung zum geistigen Arbeiten, nicht die Aneignung eines umfassenden Wissensstoffes." Mit anderen Worten, man verlege die Haupttätigkeit der wissenschaftlichen Ausbildung in den Unterricht selbst und vermeide die Hausaufgaben soweit als möglich.

Der eigentliche Schulbetrieb braucht also gar nicht zu leiden, und jene früher geäußerten Bedenken von der Unmöglichkeit der Erreichung der wissenschaftlichen Ziele bei einer stärkeren Berücksichtigung der körperlichen Ausbildung scheinen damit auch hinfällig. Um diejenigen Schüler, deren Leistungen infolge des ihrer Gesundheit dienenden Zeitaufwandes zurückgehen sollten, ist es, wir wiederholen es, nicht schade. Es wäre keineswegs bedauerlich, wenn die Ziffern des Schulbesuchs in den oberen Klassen etwas zurückgingen. Schließlich wäre es aber auch kein zu schmerzlicher Verlust, wenn der Wissensstoff, falls kein anderer Ausweg bliebe, in einigen Fächern ein wenig eingeschränkt würde. — Für die Beteiligung der Schüler an den Unternehmungen der dem Freiluftaufenthalt vorbehaltenen Stunden hätte eine genaue Durchmusterung durch den Schularzt zu erfolgen, damit die mit Gebrechen Behafteten, wie es bei den Turnstunden der Fall ist, ausgesondert werden. Dabei wäre man durch die Möglichkeit einer Abwechselung in der körperlichen Betätigung in die Lage versetzt, eine weitgehende Individualisierung vorzunehmen, d. h. manchen Schüler, der vielleicht nicht turnen oder ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wisse Sportübungen nicht mitmachen darf, doch an den Wanderungen und Geländeübungen teilnehmen zu lassen.

Es will uns scheinen, daß die Wege, die wir andeuteten, durch die heutigen Erlasse zum Teil bereits beschritten sind und daß es nur einer weiteren Verbreiterung der geschaffenen Grundlage bedarf. Sind sie auch zunächst nur als eine Folge des Krieges entstanden aus dem Wunsche heraus, dem Vaterlande in dieser schweren Zeit möglichst viele wehrhafte Söhne zu geben, die zum Kampf für seine Zukunft körperlich leistungsfähig und militärisch geschult sind, so liegt in ihnen doch zugleich das Zugeständnis, daß in dieser Richtung bisher noch nicht genug geschehen ist. Daher darf die heutige körperliche Vorbereitung der Jugend nicht nur vorübergehend und für die jetzige Kriegszeit bestimmt sein. Vielmehr muß sie auch nach dem Kriege auf breiterer und nicht nur militärischer Grundlage eine dauernde Einrichtung sein.

Wir wiederholen es: Nicht ein- oder zweimalige, der Körperzucht dienende Unternehmungen in der Woche — so wertvoll sie auch sind — werden uns von jener Gattung der körperlich Zurückgebliebenen und praktisch Unbrauchbaren in unserer Jugend befreien, sondern der regelmäßige tägliche Aufenthalt in freier Gottesluft, die regelmäßige tägliche Schulung des gesamten Körpers.

Dieses Ziel ist zu erreichen; es ist für unser Volkswohl von höchster Bedeutung.

Dr. Hugo Bach.

Zarathustra — Deutsche Mystik — Deutscher Glaube.

Gottfried Keller erzählt in seinem „Grünen Heinrich", wie der Pfarrer als Haus- und Gastfreund des Grafen den „Cherubinischen Wandersmann" des Angelus Silesius ins Haus bringt und daraus vorliest, um gegen den nüchternen, trivialen und poesielosen Zeitgeist anzugehen. Nachher nimmt Heinrich das Buch in die Hand und beginnt zu lesen:

„Ich bin so groß als Gott, Er ist als ich so klein:
Er kann nicht über mich, ich unter ihm nicht sein."
„Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben,
Werd ich zunicht, er muß vor Not den Geist aufgeben."

Nach diesen und anderen Stellen äußert dann Heinrich: „Alles dies macht beinahe vollständig den Eindruck, als ob der gute Angelus nur heute zu leben brauchte und er nur einiger veränderter äußerer

Schicksale bedürfte, und der kräftige Gottesschauer wäre ein ebenso kräftiger und schwungvoller Nichtschauer und Feuerbachianer." —

Da fuhr der Pfarrer aber auf und schrie: „Das wird mir dann doch zu bunt!" —

Mir will scheinen, daß diese Szene zu unseren Gedanken wie ein guter, stilgerechter Hauseingang zum Hause gehört, der unseren Sinn bereits einstellt auf den Geist des Ganzen, auf das Innere und Inwendige der Räume. Zarathustra — deutsche Mystik — deutscher Glaube: solche Gedankengänge werden heute noch von den meisten Geistern mit dem obigen Pfarrersinn aufgenommen, dem diese Dinge zu kraus und zu bunt erscheinen. Und dennoch handelt es sich hier nicht nur um Dinge, darin sich die Extreme des Denkens berühren, sondern um geistige Wahrheiten und Tatsachen, zu denen wir nur noch nicht vorgedrungen, die deshalb aber doch vorhanden sind und zum Fundament unserer deutschen Weltanschauung gehören, also für unsere weitere kulturelle und religiöse Entwicklung wesentliche Bedeutung haben. Um das ganz und recht zu begreifen, gilt es bis zu den letzten Quellgründen der schöpferischen Menschennatur sehend hinabzusteigen. Dazu bedarf es einer außerordentlichen philosophischen Schaukraft und für den, der hier in den Tiefen der seelischen Schöpfung, dem Reiche der Mütter, nicht als Schaffender unmittelbar heimisch ist, einer langen und mühsamen Erkenntniswanderung auf den Wegen der psychologischen und metaphysischen Forschung. Und dann selbst ist das Ziel nicht sicher, wenn dem suchenden Intellekt nicht die Kraft der seelischen Einfühlung, der intuitiven Gefühlsanschauung zur Seite geht. Sie aber ist die eigentliche Volkskraft der Erkenntnis, das geistige Tastorgan der Volksseele. Auf solch eine seelische Einstellung und Einfühlung des Geistes kommt es uns hier auch allein an.

Zumeist flüchten bei dem Begriff der Mystik die Vorstellungen aus dem Sinnenreich in eine dunkle, chaotische Gefühlswelt, wo's weder klare Bilder der Anschauung, noch lichte und vernünftige Gedanken gibt. Aber diese Auffassung der Mystik ist einseitig, naiv und unphilosophisch. Zudem stellen sich dann daneben zumeist noch die Gedanken an eine dogmatische Mystik, eine dogmatische Metaphysik ein. Von solchen Vorurteilen müssen wir uns erst einmal frei machen, wenn wir den Lebenswert der Mystik und das mystische Lebenselement des Zarathustra recht erkennen wollen. — Mystik ist das schöpferische Lebensgefühl, durch das unser Geist Eins wird mit der Schöpfermacht der Natur, mit dem göttlichen Weltgeist, der Allseele, ist das durchgöttlichte Schöpfungsgefühl in uns als Ichbewußtsein in seiner inbrünstigsten Gestalt und sprechendsten Form. Mystik ist ihrem innersten Wesen nach nichts weiter als der persönliche

schöpferische Lebenswille des menschlichen Geistes, der aus dem Ewigen kommt und ins Ewige drängt, ist das persönliche Bewußtsein von der alles gestaltenden Schöpferkraft in uns, das gläubige Bewußtsein vom Walten des unendlichen Geistes oder Gottes in der irdischen Stoffwelt und Endlichkeit. Und dieser mystische Lebensgeist, Schöpferwille und Lebensgestalter ist der metaphysische Äther des Zarathustra, der alles durchdringt und trägt, belebt und formt.

So von innen her müssen wir die Welt der christlichen Mystiker und des Zarathustra betrachten, und sobald wir uns nur recht und in lebendiger Anschauung in die geistigen Trieb- und Formkräfte des Genius versetzen und seine Innenwelt als etwas aus sich selbst Wirkendes begreifen, werden wir auch bald erkennen, auf wie gutem Vätergrunde wir als die sittlich Handelnden und geistig Lebenden bei Nietzsche stehen, und daß zwischen dem mystischen Charakter des Christentums und dem des Zarathustra keine unvereinbaren Gegensätze obwalten. Man hat allzu einseitig bisher bald das philosophische, bald das dichterische Element des Zarathustra betont und aufgedeckt, ohne seinen ausgeprägten mystischen Charakter und die mythische Form recht zu würdigen und damit zum Wesenskern des Ganzen vorzudringen. Denn es gibt in unserer neuzeitlichen philosophischen und dichterischen Literatur kein Werk, in dem sich die mystischen Elemente und Kräfte des menschlichen Geistes, das heißt die göttliche Urstoffwelt seelischen Empfindungslebens und seelischer Gefühls- und Schaukraft so sichtbar und elementar in der Materie und monumental in der Form ausgewaltet haben wie im Zarathustra. Selbst Goethes Faust ist nicht in dem Grade von dem mystischen Schöpfergeist des göttlichen Urgrundes der Menschennatur erfüllt wie der Zarathustra. Und was unsere jüngste Gegenwartsdichtung ihm gegenüber geboten (wenn wir z. B. an die mystischen Poesien Momberts denken), ist nichts weiter als ein kindliches Lallen und hilfloses Gestammele der erwachenden ästhetischen Instinkte und dichterischen Triebkräfte. Um wie im Zarathustra unmittelbar aus dem Jungbrunnen des Gottmenschen in uns schöpfen zu können, müssen wir schon zurück bis zu den religiösen Offenbarungen der seelischen Schaukraft unserer älteren deutschen Mystiker. Ein paar gedankliche Lotungen auf dem Meere ihres Welt- und Gottempfindens mögen uns das bekunden.

Schon der gottinnige Mystiker Jakob Böhme (1575—1624) leugnete den absoluten Unterschied zwischen Gut und Böse und vertritt in seinem „Mysterium Magnum" die Anschauung: der innere Grund der Seele ist weder gut noch böse, Gott selber ist beides. „Er ist selber alles Wesen, er ist Böses und Gutes, Himmel und Hölle, Licht und Finsternis." — Und auch in diesem frommen Denker

erklingt schon leise und ahnend das große Ja und Amen Nietzsches vor dem Leben in seiner wilden Schönheit, wenn er in seiner Hauptschrift „Die Morgenröte" sagt: „In allen Dingen dieser Welt ist ein guter und ein böser Wille — und alles lebt in diesem zwiefachen Trieb und Willen." — Und gehen wir von ihm zu dem „Cherubinischen Wandersmann" des Angelus Silesius (1624—1673), so begegnet uns auch da der „Schatten Zarathustras", der sein Lied unter den „Töchtern der Wüste" singt. Oder ist das nicht „gute, helle, morgenländische Luft" der Erkenntnis, wenn der Mystiker des siebzehnten Jahrhunderts in dem „Cherubinischen Wandersmann" seinem Psalter so kühne Klänge und Gedanken entlockt wie die nachfolgenden:

„Wer Gott recht dienen will, muß mehr als göttlich sein und ich muß noch über Gott in eine Wüste ziehen."

„Willst du den Perlentau der edlen Gottheit fangen,
So mußt du unverrückt an seiner Menschheit hangen."
„Willst du den neuen Menschen und seinen Namen kennen,
So frage Gott zuvor, wie er pflegt sich zu nennen." —

Solche Töne des mystischen Welt- und Gottempfindens lehren und zeigen uns handgreiflich, wie tief die Wurzeln alles wahrhaftigen genialischen Empfindens und Denkens hinabgehen in den geistigen Urgrund der Menschennatur, und wie die jahrhundertelang verschütteten Quellströme der mystischen Lebensinstinkte auch heute noch auf den höchsten Höhen der Erkenntnis das Denken und Dichten der freiesten unter den freien Geistern nähren und aufbauen.

Das Wesentliche der mystischen Gottschau ist die große, einzigartige Abkehr von allem körperlichen Glauben, und die deutsche Mystik ist damit auf dem Wege der Verinnerlichung und Durchgeistigung des Christentums noch über das Urchristentum und seine Begründer hinausgegangen. „So streift nun alles Bildhafte ab und eint euch dem bild- und formlosen Wesen!" — mahnt Meister Eckart (1260—1327), der Erzvater der deutschen Mystiker und „Philosoph des germanischen Jesustums", wie er treffend genannt worden ist. Und die eigentliche Tat der religiösen Schöpfung gipfelt bei Eckart und seinen Nachfolgern in der mystischen Schaffung Gottes durch den Menschen und im Menschen. In der Form des religiösen Schauens gibt es für das Christentum kein Hinaus darüber. Göttlicher, besser, christlicher als in einem Eckart kann das menschliche Ich die Welt nicht anschauen, und reiner kann sich der Kristall unserer Weltanschauung als Gottesglaube in der menschlichen Seele nicht bilden. Eine Bereicherung, eine Vertiefung, eine schöpferisch bedeutsamere Verkörperung konnte und kann dieser Glaube nur nach der Seite des Lebens hin erfahren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das aber hat Nietzsche vollbracht, und so wurde er zum Sohne und Erfüller der deutschen Mystik, der den Gott in der Menschenbrust in Freiheit und Willenskraft zum wirklichen und wahrhaftigen Gestalter und bewußten Gottverwalter des Lebens macht, der unsere Geistnatur, die alles Bildhafte abgestreift und mit dem Göttlichen als dem bild- und formlosen Wesen Eins geworden ist, in der schöpferischen Tat der Lebensführung, des höheren Menschseins erlöste — nicht biblisch, aber auf die germanisch-christliche Art. Ist Meister Eckart der Mann der großen religiösen Zusammenschau, so ist Nietzsche im Zarathustra der große Zusammenbildner des ethischen Lebenswillens, der im religiösen Schöpferdrange über die menschliche Natur hinaus ins Übermenschliche, ins Göttliche trachtet. Er hat aus der schöpferischen Tiefe unseres sittlichen Ichs heraus die praktische Folge gezogen im Sinne und Geiste Eckarts, der da schon sagte: „Wenn der Mensch sich übt in dem schauenden Leben, so kann er vor rechter Fülle es nicht ertragen, er muß einmal ausgießen und sich üben im wirkenden Leben." — Wer das geistige Wesen und den Werdegang Nietzsches übersieht, der hat in diesen Worten den Schlüssel zu dem ganzen biologischen und psychologischen Geheimnis der schöpferischen Seele Nietzsches, die sich im Zarathustra offenbart und verkörpert. Und wie ihr wird es und muß es der deutschen Volksseele mit ihren schöpferischen religiös-sittlichen Trieben auch gehen, wenn ihre Zeit erfüllt ist: sie wird die Fülle des geschauten Lebens ausgießen im Willen zu einem neuen geistigen Leben und sich schöpferisch tätig üben im wirkenden Leben. —

„Alles Erschaffene hat ein Eilen zu seiner höchsten Vollendung", sagt Meister Eckart, und aus dieser Selbstvollendung als der inneren Natur und Notwendigkeit aller Dinge entspringt ganz natürlich auch ein Wesensunterschied zwischen Nietzsche und den mittelalterlichen Mystikern. Die Mystik der alten Meister war erfüllt von dem Bewußtsein des göttlichen Wesens, von dem Hochgefühl der unendlichen und ewigen Persönlichkeit, Gotteskindschaft, dagegen ist die Mystik des Zarathustra-Menschen schöpferisches Auswalten des Geistmenschen, persönliche Lebensgestaltung aus unserem Gott-Ich heraus. Jene geht auf im frommen Empfinden und göttlichen Schauen, diese ist realistische, ja geradezu naturalistische lebensschöpferische Geistoffenbarung. War die mittelalterliche Mystik also vorwiegend und fast ausschließlich Religion, so ist die Mystik Nietzsches im Zarathustra ebenso ausschließlich Ethik, das heißt Tat gewordenes göttliches Lebensgefühl, sinnliche Gottoffenbarung im Menschen. Und war Meister Eckart der erste Bringer einer Diesseits-Religion, so geht Nietzsche in der mystischen Kraft dieser Diesseits-Religion weit über

die Ethik der mittelalterlichen Mystik hinaus. Diese war nur eine Ethik der Wiederholung, sogar der intellektuell und ästhetisch verwässerten Wiederholung, und die mittelalterlichen Mystiker sind als sittliche Persönlichkeiten nur Schemen der Persönlichkeit Christi. In Nietzsche erst erfährt die Diesseits-Religion der Mystiker im Sittlichen ihre schöpferische Ergänzung und Erfüllung. Im Zarathustra erst haben wir eine ursprüngliche Ethik als Frucht einer Weltanschauung, die in ihrer mystischen Inbrunst religiös schöpferischen Ursprungs ist.

Die Religion der Mystiker zeigt uns nicht und will uns nicht sowohl lehren, wie man durch ein gottgefälliges Leben zu Gott hingelangt, sondern zeugt vor allem für das Gottwesen in uns, nährt das Gottgefühl und bringt uns zum selig klaren Bewußtsein, daß wir als Menschen, als Zeitgeschöpfe der Erde bereits in Gott, daß wir selbst Gott sind. Zarathustra aber ist die praktische Lebenslehre, wie wir zu diesem Gott in uns kommen, und zwar eine durch und durch mystische Lehre, die sich wie Christi Lehre von der geistigen Wiedergeburt auf der Lehre von den drei Verwandlungen des Geistes aufbaut und wie jene im göttlichen Kindertum, in der Schöpferfröhlichkeit des Geistes, in der Seligkeit wider Willen gipfelt und triumphiert.

„Unschuld ist das Kind und Vergessen, ein Neubeginnen, ein Spiel, ein aus sich rollendes Rad, eine erste Bewegung, ein heiliges Ja-sagen.

Ja, zum Spiele des Schaffens, meine Brüder, bedarf es eines heiligen Ja-sagens: seinen Willen will nun der Geist, seine Welt gewinnt sich der Weltverlorene.

Drei Verwandlungen nannte ich euch des Geistes: wie der Geist zum Kamele ward, und zum Löwen das Kamel, und der Löwe zuletzt zum Kinde. —" „Also sprach Zarathustra."

Indem Nietzsche so den geistschöpferischen, göttlichen Lebenswillen der Persönlichkeit zum Menschheitsethos wandelte, ist es in ihm dem deutschen Genius gelungen: den Menschen, als den göttlich Lebenden, den schöpferisch Wirkenden frei zu machen von aller hinterweltlichen und außerweltlichen, sogenannten göttlichen Autorität und in der Tat selbst die Gottheit im Menschen unter dem Sinnbilde des Übermenschen herauszustellen und als Ideal vor uns aufzurichten, dem wir nachleben, dem wir zustreben sollen. — Wie sagte doch Angelus Silesius? — „Wer Gott recht dienen will, muß mehr als göttlich sein — und ich muß noch über Gott in eine Wüste ziehen." — Und von hier aus versuche man es einmal, Zarathustra als dem cherubinischen, dem Wandersmann der Erkenntnis in die Wüste zu folgen, mit ihm zu leben durch lange stille und tiefe Stunden, um

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in seinen Sprüchen und in der eigenen Seele „den Perlentau der edlen Gottheit" zu finden. —

Denn wahrlich, der da sagt: „Ich liebe die, welche nicht zu leben wissen, es sei denn als Untergehende, denn es sind die Hinübergehenden. — Ich liebe den, welcher nicht einen Tropfen Geist für sich zurückbehält, sondern ganz der Geist seiner Tugend sein will: so schreitet er als Geist über die Brücke" — der das gesagt, der ist weder der Antichrist, noch der Immoralist dem göttlichen Lebensgeiste nach, mag ihn eine kirchliche Orthodoxie immerhin so nennen und verketzern. Wir müssen ihn nur recht verstehen und ganz von innen her erfassen. Seit Christi Tagen hat niemand mit so leidenschaftlich titanischem Trotze das Reich des Geistes in diese Welt zu ziehen gesucht wie Nietzsche. Und wenn irgendwo für das deutsche Geistesleben als eigene und ursprüngliche ethisch-religiöse Weltanschauung die Morgenröte den Horizont vor unseren Augen lichtet und uns mit neuen Hoffnungen auf den kommenden Tag erfüllen kann: so ist es der Zarathustra-Geist Nietzsches, der dem ideellen Urkern des Christentums, dem Lebenslicht, das aus der schöpferischen Menschennatur des Nazareners brach, als Sonnensubstanz der Innenwelt ungleich näher steht, als es die Priester der Kirchen ahnen und als es sich unsere Schulweisheit träumen läßt. —

Ohne Frage stehen wir bei dem Zarathustra, diesem monumentalen Werke eines heiligen Müssens aus mystischer Innenwelt, auf dem Boden eines neuen Lebensglaubens und damit vor den Anfängen einer neuen Religion, deren Wurzeln in den Tiefen des germanischen Menschen mit seinem ethischen und religiösen Empfinden verankert sind. Die Geistesreligion eines neuen universalen Weltempfindens und Persönlichkeitsglaubens, die neue Weltreligion einer kosmisch gläubigen Menschheit ist der Zarathustra noch nicht. Denn das Reich des religiösen Glaubens, wo sich das Ichbewußtsein aus den Tiefen des kosmischen Innengefühls im persönlichen Unsterblichkeitsglauben monumentalisiert und selbst verewigt, durfte Nietzsches Seele mit ihren schöpferischen Triebkräften nicht betreten und in Besitz nehmen. Hier konnte sein Ich den „Geist der Schwere" nicht überwinden und abwerfen, verfing und verwirrte sich sein persönlicher Lebensglaube in der Lehre von der ewigen Wiederkunft des Gleichen. Doch wenn der Zarathustra auch nicht die letzte und höchste Form religiöser Verinnerlichung und göttlichen Glaubens ist, so ist er doch ohne Frage für den prometheischen Geist des germanisch-deutschen Menschen das Menschentum in seiner höchsten schöpferischen Geistigkeit, die ethische Erfüllung und Vollendung unserer vieltausendjährigen Kulturgeschichte.

Paul Schulze-Berghof.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alt und Neu

Unter „Alt und Neu" geben wir zu geeigneter Zeit Stücke aus den Werken alter und neuer Dichter und Schriftsteller. Wir bevorzugen dabei selbstverständlich solche Werke, die nicht nur künstlerischen oder literarischen Wert haben, sondern von denen auch ihr Inhalt erweist, daß sie zu dem Gesunden gehören, was in unserm Land und Volk (oder anderswo) wächst und wird. **Vortrupp.**

Wie unser Volk wohnt.

Im Verlage von Karl Robert Langewiesche ist unter dem Titel „Das blaue Buch von Vaterland und Freiheit" ein Auszug von Friedrich Naumanns Werken erschienen, aus dem wir den während des Krieges besonders zeitgemäßen Abschnitt über die Wohnungsverhältnisse in der Großstadt bringen. Die knappe Zusammenfassung des Wesentlichen und die kurzen Hinweise auf die Möglichkeit, die Verhältnisse zu verbessern, machen den Auszug zu einem wirkungsvollen Mahnruf, im Kampf für die Kriegerheimstätten nicht zu erlahmen. **Vortrupp.**

Man mag vom Glanz unserer Zeit reden, was man will, das Wohnungswesen ist Nacht und Grauen! Auch das besagt nicht übermäßig viel, daß die Prozentziffern sich im allgemeinen gebessert haben, denn die absoluten Ziffern der Menschen, die ein menschenunwürdiges Wohnen ertragen müssen, wachsen beängstigend. In solchen Wohnungen sollen die zukünftigen wirtschaftlichen und militärischen Verteidiger des Vaterlandes geboren werden!

Es ist ein Elend, mit was für kleinen und teuren Wohnungen sich fast die Hälfte des Volkes behelfen muß! Nicht das ist das wichtigste, daß an einzelnen Stellen ganz schmutzige Löcher als Wohnungen ausgeboten werden. Die Mehrzahl der deutschen Wohnungen ist nicht schmutzig und faulig. Selbst die Landarbeiterwohnungen fangen an, sich über den allertiefsten Zustand zu erheben. Die Wohnhäuser der großen Städte und Industriegebiete sind meist erst in neuerer Zeit entstanden, unterlagen baupolizeilicher Prüfung und werden, schon um ihre Vermietbarkeit nicht zu schädigen, zwar nicht glänzend, aber erträglich gehalten. Sie sind aber so teuer, daß im allgemeinen die von ihrer Arbeit lebende Familie halb so viel an Wohnung hat, als sie aus gesundheitlichen und sittlichen Gründen haben sollte.

In langem Streit, unter Erschütterung des sozialen Friedens, erkämpfen die Gewerkschaften Vorteile — für die Wohnungsbesitzer! In vielen Demütigungen erbitten die Beamten Geld — für die Wohnungsbesitzer! Die schlechtesten Zimmer steigen im Preise. Ganz alte Häuser, die, kaufmännisch gesprochen, längst abgeschrieben sind, ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mehren ihre Einnahme. Die Allerärmsten bezahlen verhältnismäßig das Allermeiste. Eine alte Näherin, die eine Kammer für 10 M. im Monat mietet, arbeitet 10 Tage, um wohnen zu dürfen.

Die Qualität des Massenvolkes leidet unter seiner räumlichen Zusammendrängung, die Moral leidet und der Reichtum an inneren Werten. Es ist deshalb ein Haupterfordernis der neudeutschen Volkswirtschaft, die Menschen zu dezentralisieren, um sie zu erhalten.

Das Ideal also muß sein: Dezentralisation der Masse, soweit es nach der Natur der Bodenschätze möglich ist, Industriestraßen durch die Provinz, Belebung der Kleinstädte, Industrialisierung des flachen Landes! Wenn wir die Menschen auf dem Lande halten wollen, so müssen wir ihnen dort Lebensmöglichkeiten verschaffen. Heute will der Landmann von der Industrialisierung der Provinz oft wenig wissen. Er sagt einfach: ich will keine Sozialdemokraten sehen! Er will für sich bleiben, vergißt aber dabei, was es für seinen Absatz bedeutet, die Käufer vor der Tür zu haben. Die Landleute industrialisierter Gebiete sind mit ihrer Kundschaft zufrieden, sobald diese gute Löhne verdient. Die Industrialisierung des flachen Landes sollte zur allgemeinen Parole gemacht werden.

Versuchen wir festzustellen, worauf sich die großen arbeitslosen Einnahmen etwa eines Berliner Bodenbesitzers gründen. Er besitzt ein Grundstück, das als Ackerboden minderwertig ist und durch alle vergangenen Jahrhunderte hindurch nur wenigen Menschen Nahrung bot. Der Wert dieses Grundstückes hat sich erst von da an gehoben, als die Großstadt zu ihm hinausrückte. Was hat der Besitzer dafür getan, daß die Stadt wächst? Dieses Wachsen ist ein geschichtlicher Vorgang, der weit über seine kleinen Privatinteressen hinausgeht. Vielleicht war er stets bei der Partei derer, die dem Wachstum Hemmnisse bereiteten. Auch das ändert nichts an seinem Gewinn. Die Verlegung des politischen Schwergewichts vom deutschen Süden nach dem Norden, der Sieg des preußischen Heeres, die Verbesserung der Verkehrsmittel, der Zusammenfluß von Menschen und Geld sind für ihn dagewesen. Er gewinnt von der Abwanderung aus den östlichen Provinzen, von der Hoffnungslosigkeit der Tagelöhner, von den Fortschritten der Hygiene, er ist ein Glückskind der neuen Wirtschaft. Alles scheint sich ihm in Gold zu verwandeln, und er selber wird nobel, ohne daß er es merkt.

Das Land der Masse! So tönt es, wenn wir die Klage der städtischen Mieter wie dumpfes tausendfältiges Rauschen vernehmen. Gehört nicht das Land dem Volke? Ist es nicht altes germanisches Rechtsbewußtsein, die Gesamtheit als Herrin des Bodens zu betrachten? Sind Eigentumsrechte an Grund und Boden dazu da, um Millionen von Menschen heimatlos zu machen, und um durch das Anwachsen der Menge eine Minderzahl mühelos zu bereichern? Was sollte denn das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eigentumsrecht an Grund und Boden ursprünglich sein? Ein Schutz der Arbeit vor fremdem Eingriff. Heute wird es zum Anrecht auf einen Anteil an fremder Arbeit. Das trifft ja oft auch sonst beim Eigentumsrecht zu, wird aber auf diesem Gebiet am unmittelbarsten empfunden. So juristisch fest das Eigentumsrecht an Grund und Boden formuliert ist, so sicher ist, daß das öffentliche Bewußtsein, das Gewissen des Volkes, dieses Recht nicht mehr versteht. Man sieht den Zweck nicht ein, weshalb die städtischen Bodenwerte heute beliebigen Einzelpersonen zugute kommen, und die große Reform, die dunkel in dem Nebel der zukünftigen Dinge liegt, heißt Ablösung dieses moralisch nicht mehr haltbaren Rechtes.

So leicht es aber ist, das neue Rechtsbewußtsein gegenüber dem alten Bodenrechte auszusprechen, so unendlich schwer ist es, den geordneten Weg zur Überleitung in bessere Rechtsverhältnisse zu finden. Man muß dabei sich gegenwärtig halten, wie überhaupt neue Rechte zu entstehen pflegen. Sie kommen nicht aus einer bloßen Theorie heraus. Deshalb, weil etwas theoretisch richtiger ist, geschieht es noch lange nicht. Wieviel müßte sonst in der Welt schon geschehen sein! Neues Recht ist gewöhnlich nur Formulierung eines neuen Zustandes, der sich unter der Decke des alten Rechtes sein Dasein erzwungen hat. Wo aber ist bis heute der neue Zustand im Wohnungswesen? Alle unsere Baugenossenschaften sind bis jetzt noch junge Kinder mit geringen Kräften. Erst wenn sie wachsen, werden sie ihre Rechte schaffen. Alle öffentliche Bautätigkeit ist nur ein Anfang. Das Erbbaurecht ist ein Versuch. Die Zusammenfassung der Mieter als gemeinsame Wirtschaftskraft ist kaum irgendwo erfolgreich zu spüren. Die Organisation des Proletariats versagt bis jetzt gegenüber dem Wohnungsproblem. Man klagt und zahlt! Die Idee „das Land dem Volke" hat ihre Form noch nicht gefunden. Nur auf dem Wege der Besteuerung versucht man da und dort der wachsenden Rente einen Teil ihres müheloſen Gewinnes zu entwinden. Diese Lage ist peinlich für jeden, der die Wohnungsfrage in ihrem ganzen Umfange begriffen hat. Aber ist es nicht schon ein Vorteil, daß wenigstens die Zahl derer, die sie begreifen, im Zunehmen ist?

Sie wartet.

Georg Asmussen, der Verfasser der folgenden Erzählung, wird den meisten unserer Leser nicht erst aus der kleinen Skizze, die in der vorigen Vortrupp-Nummer erschienen ist, bekannt sein. Schon im ersten Jahrgange des „Vortrupp" (1912, S. 52ff.) haben wir Asmussens schriftstellerische Tätigkeit gewürdigt und aus dem damals gerade erschienenen Romane „Die Rastlosen" einen Abschnitt abgedruckt. Inzwischen hat der Dichter, der am 14. Mai d. J. sein 60. Lebensjahr voll-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

endet, eine Reihe neuer poetischer Arbeiten veröffentlicht — darunter den prächtigen Heimatroman „Die Leibeigenen".

Möge die kleine, übrigens schon vor dem Kriege geschriebene Erzählung, die wir heute bringen, ihrem Verfasser neue Freunde werben.

Wir grüßen den rüstigen Sechziger und wünschen ihm noch viele Jahre ungeschwächter Kraft und Schaffensfreude. **Vortrupp.**

Auf dem Baltischen Bahnhof in St. Petersburg steht in der großen Vorhalle, in der man Fahrkarten, Bücher, Zeitungen und Reisebedarf mancherlei Art kaufen kann, ein Altar mit einem Muttergottesbilde. Vor dem Bilde steht ein vergoldeter Leuchter mit einem großen Wachslicht in der Mitte und vielen kleinen Lichtern rings herum. Gar mancher Reisende holt sich von der Verkaufsstelle neben dem Altar ein Lichtlein, entzündet es an den schon brennenden und steckt es mit der stillen Bitte um eine gute Reise und glückliche Wiederkehr in eine der vielen kleinen Hülsen.

Nicht weit von diesem Muttergottesbilde steht seit Jahren ein Mädchen mit feinem blassen Gesicht, das von dunklem, schlichten Haar umrahmt ist. Sie hat den Kopf meist gesenkt, wenn sie aber aufschaut, so geht ihr Blick ins Leere. Sie trägt eine Büchse mit russischer Aufschrift vor der Brust; man braucht nicht Russisch lesen zu können, um zu wissen, was auf der Büchse steht, man sieht es dem Mädchen am Gesicht an: sie ist blind.

Viele Jahre, so sagte man mir, ist vor ihren Augen trostlose Nacht. Aber auch von einem Lichtstrahl von Glück wußte man mir zu erzählen, der einmal durch dies Dunkel hineingefallen ist in ihr Innerstes. Und jeden Morgen, wenn sie vor dem Muttergottesbilde steht, wenn in ihre toten Augen ein Ahnen des Lichtes fällt, das diese Kerzen spenden, dann zuckt ein Abglanz jenes fernen Glückes durch ihre Seele. — Mit einem Lächeln, das die sonst so kummervollen Züge eigenartig verklärt, wendet sie sich dann von hier ab und geht an ihren Platz. Sie weiß nicht, daß man sie beobachtet, sie weiß überhaupt nicht, daß sich von den Vielen, die hin und her hasten, jemand um sie kümmert.

Ein armer Junge war es, dessen die blinde Annuschka dann gedenkt. Und er selbst denkt wohl kaum noch daran, welchen tiefen und nachhaltigen Eindruck seine Freundlichkeit auf die Bettlerin am Baltischen Bahnhof machte. Es war auch ein Zufall, daß es so kam.

Der Vater dieses Jungen war als Schwarzarbeiter auf dem Putilow-Werk angestellt. Dort trug er Eisenbahnschienen, arbeitete mit Schaufel und Spaten und verdiente einen bis anderthalb Rubel täglich. Pioter Antonowitsch, so nannten ihn seine russischen Mitarbeiter. Früher, als er jung war und in Reval lebte, hatte man ihn Peter Horst genannt; sein Vater, Anton Horst, war Besitzer eines kleinen Steinbruchs gewesen. Damals hatte er Deutsch gesprochen, vom Russischen hatte er nur so viel verstanden, als zum Verkehr mit andern Arbeitern eben nötig war. Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schwere Arbeit im Bruch hatte Peter nicht recht gefallen. In Petersburg, so hieß es, würden große Fabriken gebaut, dort gäbe es Arbeit genug und hohen Lohn, dort könne man auch vorwärts kommen und was werden. Genug, Peter Horst war nach St. Petersburg gereist, um etwas Besseres zu werden, als Steinbrucharbeiter.

Das war ihm nicht gelungen: er war Fabrikarbeiter geworden, hatte dann eine Russin zur Frau genommen und in Reval nichts mehr von sich hören lassen. Seinen Kindern war das Russische die Muttersprache geworden; nur ein kümmerliches Deutsch lernten sie von ihrem Vater. Sie wurden in den Schoß der griechisch-katholischen Kirche aufgenommen; dorthin gewöhnte sich auch der Vater nach und nach. Aus dem deutschen Namen Horst wurde ein Gorst, denn so viele Buchstaben der Russe auch hat, ein H hat er nicht. Im gewöhnlichen Verkehr fiel das Gorst weg, da hieß er also Pioter Antonowitsch.

So war denn dieser Sproß einer alten Baltenfamilie auf dem besten Wege, hineinzuwachsen ins altrussische Volkstum, und er wäre vollends damit verwachsen, wenn nicht eins gewesen und geblieben wäre: die alte, nicht unterzukriegende Sehnsucht nach der baltischen Heimat. So arm, wie er war, er wäre gerne heimgezogen, aber seine Frau wollte nicht mit! —

Wer von Lübeck über die Ostsee kommt und hineinschaut in die alte Stadt Reval, der weiß es, woher diese Sehnsucht stammt. Sie ist ein Erbe von den Vätern her, die einst diese hohen spitzen protestantischen Kirchtürme aufführten, die diese altdeutschen Giebelhäuser an den engen Straßen bauten, zur Zeit, als noch lübsches Recht in der deutschen Hansestadt galt. — Sie liegt im niederdeutschen Blut; mit der Muttermilch hatte sie Peter Horst eingesogen. Und wenn er abends seinen Kindern von der alten Heimat erzählte, so wurden auch ihre Augen hell.

Paul Petrowitsch, so nannte man seinen ältesten Jungen. Als der so weit war, daß er sein Brot selbst verdienen konnte und mußte, schrieb der Vater nach Reval, ob Paul nicht dort bei dem Onkel Arbeit bekommen könnte, denn der Onkel hatte vom Vater den Steinbruch übernommen und war kinderlos. Die Mutter wollte ihn zwar nicht gerne aus St. Petersburg fortlassen, sie meinte, in der Hauptstadt, wo so viele Menschen lebten, fände sich leichter Arbeit und Verdienst für einen anstelligen Burschen, als fernab an der Ostsee unter den Deutschen, Letten und Esthen. Der Umstand aber, daß der Onkel kinderlos war, fiel bei ihr schließlich doch schwerer ins Gewicht als der andere: vielleicht konnte ihr Paul noch einmal Steinbruchsbesitzer werden.

Es dauerte ziemlich lange, bis von Reval eine zustimmende Antwort kam, aber sie kam endlich. Die Mutter hatte auch auf Reisegeld gehofft, aber es folgte keins mit. So verging denn wieder eine Zeit, bis Paul reisen konnte, denn das Reisegeld mußte erst verdient und zu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sammengespart werden, auch mußten die nötigsten Kleider erst beschafft werden; Pioter Antonowitsch verdiente doch nur wenig, und er hatte sechs Kinder. —

Es war im Herbst, als sich Paul auf den Weg nach dem Baltischen Bahnhof machte. Es war gut, daß er Platz machte in der elterlichen Wohnung, denn ein paar Tage vorher war wieder ein kleines Brüderchen angekommen. — Von dem Vater hatte er am frühen Morgen Abschied genommen, denn der durfte keinen Taglohn verlieren und verlaufen, wenn er all die hungrigen Mäuler stopfen wollte, so ging denn der Älteste mutterseelenallein seinen Weg in die Fremde hinaus.

Seine Habe trug er in einem rotbunten Tuch, das an den vier Ecken zusammengeknotet war. In der einen Ecke war, genau abgezählt, sein Fahrgeld mit hineingeknotet. In einer andern Ecke waren 30 Kopeken in Kupfermünzen ebenso wohl verwahrt, die waren für sein Wohlergehen auf der Reise bestimmt. Als sein Vater nämlich damals von Reval nach St. Petersburg gereist war, da hatte er in Wesenberg einen Teller Borscht genossen, der hatte 20 Kopeken gekostet, und der war so köstlich, die darin schwimmenden Wurst- und Fleischbrocken waren so groß und wohlschmeckend gewesen, daß er 20 Jahre lang diesen Genuß rühmte. Darum sollte nun auch sein Sohn in Wesenberg auf dem Bahnhof einen Teller Borscht essen. Und Paul freute sich nicht zum wenigsten auf Wesenberg, wo er stolz acht Kupferstücke auf den Tisch legen und dann seinen dampfenden Borscht essen wollte. Dafür waren von diesem Zehrgelde 20 Kopeken bestimmt.

Die 10 Kopeken, die ihm noch blieben, hatten für das Wohlbefinden auf der Reise aber eine noch weit größere Bedeutung als der Borscht, so wenigstens meinte seine Mutter. Sie hatte es ihm von ihrem Bett aus noch eingeschärft, daß er dafür auf dem Bahnhof der Muttergottes ein Lichtlein spenden müsse. — Und das wollte er auch tun! —

Es war mehr als eine Stunde vor der Abfahrt, als er auf dem Bahnhof ankam, er hatte also Zeit genug, sich dort umzusehen, sein Lichtlein zu kaufen, es herunterbrennen zu lassen und die Hilfe der Muttergottes für eine glückliche Reise zu erbitten.

Stolz ging er eine ganze Weile zwischen den Obst- und Bücherständen, zwischen Gepäckträgern und all den Menschen umher, die kamen und gingen und warteten. Schon war er im Begriff, sein Lichtlein zu kaufen, da sah er nicht weit vom Muttergottesbilde ein Mädchen mit einer Sammelbüchse stehen. Er las die Inschrift, die über der Büchse angeschrieben war. — Er konnte so viel lesen! — Er buchstabierte heraus, daß eine Blinde die glücklichen Sehenden um eine milde Gabe anflehte. — Eine Blinde! — Paul Horst hatte schon öfter von blinden Menschen gehört, aber das waren alte kümmerliche Leute gewesen, da hatte er sich weiter keine trüben Gedanken darüber gemacht: die Alten haben das Leben nun mal hinter

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich, und müssen doch schließlich kümmerlich und gebrechlich werden, sie sehen und hören dann schlecht oder gar nicht mehr — nun, das ist doch mal nicht anders! Ja, so hatte er es sich immer gedacht. — Aber j u n g und blind! — So jung, und nichts sehen von all dem bunten Treiben des hin und her flutenden Lebens, das gerade hier brandete und in dem jungen Reisenden so stolze und wunderbare Gefühle weckte! — Blind hier den ganzen Tag stehen und betteln, während er hinausflog in ein neues Land: viele viele Meilen fort über Berg und Tal, durch Felder und Wälder, bis in eine ferne Stadt an der Ostsee, wo es so schön war, und wo er so viel Geld verdienen und Steinbruchbesitzer werden wollte. Und ihm kam der Gedanke: „Wenn i ch nun blind wäre!" —

Er war stehen geblieben in einer Ecke und starrte das Mädchen an, das nicht ihn und nicht die andern Menschen sah, das nicht mit den Augen bitten konnte, sondern geduldig warten mußte, bis einer der Eiligen ihrer Not und Dunkelheit gedachte. Die meisten Reisenden liefen aber vorbei an der Stummen und Geduldigen, nur einmal sah Paul, daß eine Frau eine Kupfermünze in ihre Sammelbüchse fallen ließ, und daß die Blinde dankend sich neigte und die Lippen bewegte. Und dann fiel sein Auge unwillkürlich auf das Muttergottesbild, vor dem fast alle Lichthalter gefüllt waren, schier hundert Lichtlein hatte sie schon erhalten. . . . Wie v i e l wurde ihr gespendet! Und Paul kam der Gedanke, daß es doch nur Lichtlein waren, die niederbrannten, die keinen wärmten und satt machten. — Doch fiel ihm dann gleich die Mahnung seiner Mutter ein, und daß es unrecht sei, so zu denken.

Im nächsten Augenblick hatte er seine Kopekenstücke aus dem Tuch herausgeknotet, hielt sie in der Hand und klimperte damit. Die Blinde hörte den Klang und hob den Kopf ein wenig. Er trat sogleich näher und ließ ein Dreikopekenstück in die Büchse fallen, die Lippen der Blinden bewegten sich: er hörte einen leisen Dank. Da fragte er sie:

„Kannst du gar nichts sehen?"

Sie schüttelte den Kopf und zeigte auf die Inschrift ihrer Sammelbüchse.

„Ich will nach Reval reisen zu meinem Onkel", erzählte er. Er mußte doch mit jemanden darüber reden: das Herz war ihm zu voll. „Und ich wollte eben der Muttergottes ein Licht kaufen, da sah ich dich." — Er verstummte, denn ihm fiel ein, daß dafür nun sein Geld nicht mehr reiche.

„Sie hat so viel Licht, und ich gar keins," klagte da die Blinde.

„Möchtest du denn, daß ich dir das andere Geld auch noch gäbe?" fragte Paul. Sie verstand wohl nicht recht, was er damit meinte. „So ein Licht nützt dir ja nichts", fuhr er fort. „Aber du könntest dir dafür einen Apfel kaufen, es sind so schöne gelbe da."

„Wenn du ihr ein Licht versprochen hast, so mußt du es ihr geben", sagte sie. „Und ich darf mir nichts kaufen."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Wer kann dir das verbieten, wenn ich dir Geld dazu gebe?" Stolz wog er die Kupfermünzen in der Hand, aber heimlich im Herzen regte sich der Vorwurf, daß sie der Muttergottes gehörten.

„Mein Vater bringt mich hierher. Wenn er jetzt nicht im Tracktir sitzt und trinkt, so steht er irgendwo in der Halle und paßt auf, daß ich alles, was ich kriege, in die Büchse stecke."

„Dein Vater hat mir gar nichts zu sagen!" brauste er auf. Dann ging er mit großen Schritten an den Apfelstand heran, kaufte zwei schöne gelbe Äpfel und steckte sie ihr in die Hand.

„Du bist gewiß reich?" fragte sie.

„Ich habe noch 20 Kopeken Reisegeld, dafür will ich mir in Wesenberg einen großen Teller voll Borscht kaufen, mit Wurst und Speck und Fleisch darin. In Wesenberg gibt's den besten Borscht!" sagte er.

„Mehr nicht, als 20 Kopeken?"

„Und meine Fahrkarte. Die habe ich in der Tasche." — Er fühlte nach: ja, da war sie. Dann fuhr er eifrig fort zu erzählen: „Wenn ich in Reval bin bei meinem Onkel, dann verdiene ich viel Geld. Dann kann ich der Muttergottes leicht hundert Lichter schenken, und das will ich auch. Mein Onkel ist reich. Er hat einen großen Steinbruch. Er liefert all die Steine hier her, aus denen man die Treppen macht und große Häuser baut. Er hat keine Kinder. Und ich — und ich wohne dann in seinem Haus, und ich — und ich kriege mein Bett ganz allein!"

„Wie glücklich!" Sie hatte das ganz leise gesagt, aber er hatte es doch gehört.

„Natürlich!" rief er. „Und in Reval ist es schön, das hat Vater gesagt. Da ist das Meer. Ganz blau ist es und voller Schiffe. Da kann man baden und schwimmen, und in den Wald gehen und auf die Berge am Strand steigen, von wo man weit, ganz weit sehen kann, ich glaube bis Schweden und Deutschland. — Da will ich . . ." Er schwieg plötzlich, denn er hatte bemerkt, daß ihre toten, leeren Augen feucht wurden, und daß eine Träne an ihrer Wange niederrieselte. „Warum weinst du?" fragte er.

Sie fuhr mit der Hand über die Augen. Ihre Lippen zitterten, sie sagte aber kein Wort. Da ahnte er, was ihr wehe tat. Und er mußte doch an der Wunde rühren. „Hast du nie so etwas sehen können?" fragte er leise.

„Als ich ganz klein war."

„Was hast du denn da gesehen?"

„Eine schöne Puppe mit blauem Kleid und roter Mütze. Die hatte meine Mutter mir mitgebracht, als ich krank war. — Am andern Tag konnte ich sie nicht mehr sehen, da war alles dunkel."

„Deine Mutter?" fragte er. Das war ihm tröstlich, daher fuhr er fort: „Die bringt dir doch gewiß . . ."

„Mutter ist tot", unterbrach sie ihn.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Tot?" — Es war Paul Horst in diesem Augenblick, als ob sich ihm die Brust zusammenkrampfe. Hier an der Schwelle seines Glücks so viel Leid! — Was waren dagegen die kleinen Nöte seines Lebens gewesen: mal Schläge, mal nichts zu essen, wenn der Vater Schnaps getrunken oder keine Arbeit hatte. Nun lag die weite Welt mit all ihrem Glück und ihrer Freude offen vor ihm. Dies blinde Mädchen aber mit dem traurigen Gesichtchen, sie mußte hier in endloser Dunkelheit stehen und betteln für den rohen Vater. — — Rasch griff er in die Tasche, wo er eben die 20 Kopeken geborgen hatte, holte sie heraus und steckte sie ihr in die Hand.

„Nimm's!" — Sie zögerte. „Nimm's, ich brauch's nicht!" — Sie hielt das Geld in der ausgestreckten Hand. „Du kannst es mir glauben. Nimm's, ich bin reich!" —

Da schlug draußen auf dem nahen Bahnsteig die Bahnhofsglocke laut und hart an. „Ich muß fort!" rief er erschreckt.

„Du hast noch Zeit. Es läutet dreimal. Bleibe noch!" bat sie. „Wie heißt du?"

„Paul. Paul Petrowitsch Gorst." Er faßte ihre Hand.

„Annuschka, heiße ich." Sie beugte sich nieder und drückte demütig ihre Lippen auf seine Finger. „Ich will an dich denken, Paul!" Da küßte er sie nach Russenart auf beide Wangen. —

„Ich komme wieder, Annuschka!" Ihn durchströmte ein nie gekanntes Gefühl. Er küßte sie auf den Mund. „Do swidanja, Annuschka!" — —

Einer der nach dem Bahnsteig Drängenden stieß ihn mit seinem Koffer an. — Hastig raffte er sein Bündel vom Fußboden auf, stürzte hinaus auf den Bahnsteig und suchte sich einen Platz im Wagen. — Zwei laute Glockenschläge. — Eine Minute nachher drei Schläge. — Langsam fuhr der Zug aus der halbdunklen Halle hinaus ins helle Licht, in den goldenen Sonnenschein. Paul Horst saß still auf der Holzbank und weinte. —

In der Vorhalle des Bahnhofs aber stand das blinde Mädchen am Leuchter des Muttergottesbildes, in dem die vielen Lichter brennen, damit die Reisenden unter dem Schutze der Heiligen fahren. Sie kaufte für das Geld, das Paul ihr in die Hand gedrückt hatte, zwei Lichtlein. Vorsichtig tastend, und doch hastig, damit niemand sie hindere und störe, entzündete sie die Kerzen an den brennenden und steckte sie in leere Hülsen. Als sie brannten, die geweihten Kerzen, lag ein sonniger Schein auf ihrem bleichen Gesicht: die Blinde betete, daß der Junge, der so gut zu ihr gewesen war, sein Glück da draußen finde und — wieder heimkehre zu ihr.

Sie steht jeden Morgen an dieser Stelle vor dem Heiligenbild mit seinen Lichtern. Aus dem Dämmern erscheint ihr eine Gestalt, die sie selbst sich schmückt, so schön sie es vermag, aus dem Stimmengewirr der hastenden Menge hört sie eine liebe Stimme, und sie fühlt wieder den Kuß auf ihren Lippen. — — Und dann geht sie an ihren Platz und wartet — und wartet. —

Georg Asmussen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was andre sagen

Das Blaue Kreuz. Monatsblatt des Deutschen Bundes evangelisch-kirchlicher Blaukreuzverbände. In Gemeinschaft mit Pastor Schröder in Rendsburg herausgegeben vom Generalsekretär Pfarrer Dr. R. Burckhardt in Berlin. 16. Jg. Nr. 1*).

Der Blaukreuzverein im Schützengraben. Aus dem Brief eines Leutnants und Kompagnieführers an Dr. R. Burckhardt.

(Nachdem der Schreiber an einen Vortrag des Empfängers erinnert hat, den er im November 1912 im Göttinger Gymnasium hielt und dadurch etliche Primaner für die Enthaltsamkeit und das Blaue Kreuz gewann, fährt er fort:)

In der ... Kompagnie des Reserve-Infanterie-Regiments ... besteht ein Blaukreuzverein, der zurzeit (Ende Oktober 1915) 31 Mitglieder zählt. Wie er zustande kam, wie wir uns betätigt haben, welche Aussichten für die Zukunft er hat, will ich kurz berichten.

In meiner Kompagnie gibt es, wie in der ganzen Armee, eine Anzahl von Trinkern, die mehr oder weniger haltlos sich dem Schnaps hingeben, wenn sie ihn bekommen. Schon im letzten Winter war es mein beständiger Kampf, zu verhindern, daß der Kompagnie Schnaps geliefert wurde. Trotzdem kamen immer wieder die großen Korbflaschen an. Außerdem erhielten die Mannschaften viel aus der Heimat geschickt, so daß es einmal vorkam, daß acht Mann wegen Trunkenheit nicht mit in Stellung rücken konnten. An demselben Abend meldete mir der Verpflegungsunteroffizier, daß eine Korbflasche mit 25 Liter Branntwein mit den andern Verpflegungsmitteln: Brot, Kaffee usw. angekommen sei. Ich war noch ziemlich erregt über die acht betrunkenen Leute, so daß ich zunächst die Korbflasche in meinen Unterstand bringen ließ und ihren Inhalt gleich darauf eigenhändig ausgoß. Ich habe weiterhin gegen alle Schnapslieferung Einspruch erhoben; trotzdem kam im Juni wieder eines Abends mit den andern Sachen eine Korbflasche voll gemeinsten Fusels in die Stellung. Wieder nahm ich sie in meinen Unterstand und sagte dem Unteroffizier, daß ich die Flasche abermals ausgießen werde. Darauf sagte er: „Dann wird es in der Kompagnie Aufruhr geben." Ich lachte und meinte: „Das wollen wir erst einmal sehen." Daraufhin erließ ich drei Schreiben an die Kompagnie. Im ersten setzte ich meinen Standpunkt über die Enthaltsamkeit auseinander; im zweiten forderte ich alle Leute zur Unterschrift auf, die meinten, ohne Schnaps nicht auskommen zu können; im dritten forderte ich die Leute auf, die mit mir einen Abstinentenbund gründen wollten. Hier muß ich einfügen, daß ich bis dahin nicht völlig enthaltsam war. Auf dem Zettel, der das Bekenntnis zum Schnapstrinken forderte, unterschrieb ein Mann. Zu einem Abstinentenbund erklärten sich sechs Mann bereit, darunter einer, der wegen Trunkenheit Löhnungsentziehung hatte. In der Mittelschule zu Colmar i.E., wo wir in Quartier lagen, haben wir uns dann durch Handschlag verpflichtet, bis zum Frieden abstinent zu bleiben. Bald darauf versammelte ich die Mitglieder bei Kaffee und Kuchen in meinem Quartier, und da haben wir in einem Verpflichtungsbuch des Blauen Kreuzes alle unterschrieben.

Dann kamen wir wieder in schwere Kämpfe, wurden bald hierhin, bald dort-

*) Alle Freunde der Volksgesundheit weisen wir ganz besonders auf diese Zeitschrift hin, die sich zu einem der kräftigsten Kampforgane der deutschen Abstinenzbewegung entwickelt hat.

Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hin geworfen, so daß es lange dauerte, bis wir wieder eine Versammlung abhalten konnten. Es fehlte uns meistens auch ein geeigneter Raum. Da kamen wir nach Mülhausen. Der dortige Divisionspfarrer hielt unseren Leuten belehrende Vorträge, in denen er vor den Gefahren der Stadt warnte. Zugleich lud er alle zum Besuch des Soldatenheims ein. Diese Gelegenheit benützten wir und setzten eine Versammlung für den nächsten Sonntag im Heim an. Als ich dorthin kam, fand ich den kleinen Raum fast überfüllt. An diesem einen Tag traten etwa 15 Mann bei. Es war ein sehr schöner Nachmittag, den wir dort verlebten, dank der guten Fürsorge des Wirts. Einige Tage darauf kamen wir nochmals zusammen, und wieder traten neue Mitglieder bei. Später haben wir dann noch an einem schönen Herbstsonntag eine gemeinsame Wanderung gemacht.

So ist der Stand der Dinge jetzt. Zurzeit sind wir wieder im Schützengraben, wo an eine gemeinsame Betätigung nicht zu denken ist; jeder übt still für sich die Enthaltsamkeit. Natürlich wird dafür gesorgt, daß alkoholfreie Getränke zur Hand sind, soweit das möglich ist. Kaffee und Tee sind immer zu haben.

Alle Mitglieder sind voll Zuversicht, daß der Verein noch in Zukunft wachsen wird, was auch ich hoffe.

Unser Verein ist natürlich Gegenstand mancher Unterhaltung bei Offizieren und Mannschaften. Unterstützung finden wir wenig, etwas Spott bleibt nicht aus. Besonders könnte der Verpflegungsoffizier etwas mehr auf unsere Wünsche eingehen und für Mineralwasser sorgen, das doch so gut wie Wein oder Schnaps geliefert werden könnte. Das sind aber nur kleine Widerstände, die zur Sache gehören und sie schließlich nur fördern können. Auf tatkräftige Unterstützung durch die anderen Offiziere konnte ich leider nicht rechnen. Sie ist denn auch ausgeblieben, trotzdem immer und von allen Kommandostellen uns die Bekämpfung der Trunksucht zur Pflicht gemacht wird. Es ist eben einer der vielen Fälle, wo es unbequem ist, nach seiner Überzeugung zu handeln.

Wir befinden uns bei der Abstinenz alle sehr wohl, und ich hoffe, daß mancher auch im Frieden der Sache treu bleiben wird. Da wird natürlich mein Einfluß aufhören. Zurzeit als Kompagnieführer habe ich es ja leicht, als solcher hat man Macht über 250 Männer, und das will viel heißen. Der schlimmste Widerstand, der in der Kompagnie, ist damit beseitigt.

Nun möchten wir uns gern dem Gesamtbund anschließen, um uns mit vollem Recht Blaukreuzverein nennen zu können. Ich muß ein neues Unterschriftbuch haben, auch wäre ich für andre Drucksachen sehr dankbar ...

Rund um uns

Lebensreformerisches von einer Kriegsverletztentagung. Die Frage der Wiederertüchtigung der Kriegsverletzten beschäftigt andauernd die Öffentlichkeit. Zwar ist die erste Unruhe und Ungewißheit gewichen, aber die unvorhergesehene Länge des Krieges ist es, die immer von neuem Bedenken darüber aufkommen läßt, ob es uns jemals möglich sein werde, die vielen vor dem Feind ernsthaft beschädigten Volksgenossen dem Volksganzen wieder einzufügen. Es ist das Verdienst der vom Wirkl. Geh. Ober-Medizinalrat Professor Dr. Dietrich und Professor Dr. K. Biesalski in Gemeinschaft mit angesehenen Ärzten, Pädagogen, Geistlichen und sozialen Fürsorgern geleiteten „Deutschen Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einigung für Krüppelfürsorge", immer von neuem darauf hinzuweisen, daß wir es nahezu vollkommen in der Hand haben, unsere Kriegsverletzten wieder einem geordneten Berufs- und Erwerbsleben, einem erfreulichen Familienleben zuzuführen.

Mit besonderem Nachdruck wurde dies vor Kurzem auf einer Tagung ausgesprochen, die die genannte Vereinigung im großen Sitzungssaal des Reichstages abhielt. Aus den auf dieser Tagung gehaltenen Reden und Ansprachen können auch wir Lebensreformer allerlei heraushören, das alte und geläufige Anschauungen bestätigt.

„Orthopädisches Lazarett und Invalidenschule", so lautete das Grundthema der Tagung, um das sich alle Ausführungen zu gruppieren hatten. Das „orthopädische Lazarett" will dem Schwerbeschädigten wieder zu seiner körperlichen Gesundheit und zu seinem Aufkommen, die Invalidenschule zu seiner wirtschaftlichen Gesundheit und seinem Fortkommen verhelfen. Es ist nun recht lehrreich zu beobachten, daß von den Rednern der Tagung ein Wort kaum Erwähnung gefunden hat, das uns Lebensreformern, wenn wir uns mit der Krüppelsache befassen, mit das wichtigste ist: Alkohol. Eine Krüppelfürsorge, die sich nicht über die Bedeutung des Alkohols für einen in seiner körperlichen und geistigen Tätigkeit Gehemmten klar ist, ist nur etwas Halbes. Und gewiß nicht nur uns. Denn zweifellos spielt bei der ganzen Friedens- und Kriegskrüppelfürsorge gerade die Besorgnis, daß der Invalide dem Alkoholismus, damit der Arbeitslosigkeit, und seine Familie dem vollkommenen Elend verfallen können, eine Hauptrolle. Dies muß einmal ganz klar und deutlich ausgesprochen werden, und es ist zu wünschen, daß das Thema „Alkohol" auch von der sozialen Kriegskrüppelfürsorge ohne Zagen scharf und klar und immer von neuem angesagt wird. Bisher ist das nur ganz vereinzelt geschehen, wie wenn man sich scheute, das böse Wort Alkohol zu nennen. Doch hat sich der hannoversche Arzt Dr. Peter Bade um die Betonung des rassenhygienischen Momentes (Alkoholismus und Lues) in der Krüppelfürsorge besondere Verdienste erworben. Schade, daß er nicht auf der Tagung gesprochen.

Manch gutes Wort sprach uns Lebensreformern Professor Biesalski aus der Seele. Er wies darauf hin, daß die Siedlungsbestrebungen, die auch die Kriegsverletzten erfassen, dazu beitragen werden, wieder größere Teile unseres Volkes zu ruhigerer Lebensweise und einfacheren Sitten zurückzuführen. Professor Biesalski ist übrigens auch das Verdienst zuzuschreiben, als erster die Bedeutung der Kriegsverletztenfürsorge in ihrer ärztlichen, erzieherischen, biologisch-hygienischen, wirtschaftlichen, sozialen und ethischen Gesamtheit erfaßt und betont zu haben.

Sehr frisch und eindrucksvoll sprach dann der Erziehungsdirektor des Oscar-Helene-Heims, Hans Würtz. Er betont in Wort und Schrift die gewaltige Bedeutung eines starken Willens für den Kriegsverletzten. Das ist ein Standpunkt, der gerade von Lebensreformern mit besonderem Nachdruck vertreten wird und mehr und mehr in der Kriegskrüppelfürsorge Anerkennung findet.

Der bayrische Ökonomierat Meier-Bode hob hervor, welche Bedeutung die Landwirtschaft für die Erhaltung der Volkskraft habe, und wünschte, gleichfalls in Übereinstimmung mit uns, daß das Bestreben der Kriegsverletzten, in den Besitz eines eigenen Hauses zu kommen, mit allen nur möglichen Mitteln unterstützt werden müsse.

So zeigt uns der Kongreß der Krüppelfürsorger dieses Bild: Man will mit allen Mitteln und um jeden Preis versuchen, die Kriegsverletzten so herzustellen, daß sie wieder arbeiten, erwerben, verdienen können. Die Rente allein würde nicht genügen, um einen Kriegsverletzten mit seiner Familie zu erhalten. Und dann ist noch die eine, schon erwähnte, Gefahr nicht aus den Augen zu verlieren, nämlich die Gefahr, daß die Kriegsverletzten ohne Arbeit und Erwerb zunächst einmal dem Alkohol und damit der sozialen De-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

klassierung verfallen. Unsere Pflicht, unsere Aufgabe wird es sein, diese Tatsache immer stärker zu betonen, um dann die bisher kaum noch erhobene Forderung wuchtig und groß hinzustellen: die Alkoholenthaltsamkeit des Kriegsverletzten als Voraussetzung einer restlosen Durchführung der Kriegskrüppelfürsorge.

Jan Ewert.

Ein Vater an den hinausziehenden Sohn. Vor allem geh nicht mit dem Gedanken hinaus, daß du nicht wiederkämst. Das ist gefährlich. Man spricht viel von Vorahnungen. Schon Mancher hat von einem Unglück gesprochen, das nachher denn auch eingetreten ist. Aber das verhält sich so: der Mensch ist zuweilen in trauriger Stimmung, und seine Phantasie malt sich dann ein Mißgeschick so lebhaft aus, daß er es nicht aus dem Gedächtnis los wird. Alles, was er denkt und tut, wird von dem Gedanken an dies nur vorgestellte Mißgeschick überschattet. Schließlich hält er das Mißgeschick schon für halb erfüllt, er erlahmt in seiner Arbeit, er unterläßt Schritte, die sonst jeder gesunde Mensch aus Selbsterhaltungstrieb ganz natürlich tut, und das Mißgeschick überfällt diesen von seiner Vorsicht nicht mehr verteidigten Menschen mit seiner ganzen Gewalt. Dann wird gesagt, er habe das Unglück vorausgeahnt. In Wirklichkeit ist aber das Gefühl, das als Vorahnung gedeutet wird, die erste Ursache des Unglücks, der erste Wegweiser dahin gewesen. Ebenso ist es mit denen, die mit Todesahnungen ins Feld ziehen. Ich kenne Viele, deren Ahnung sich erfüllt hat, die fern irgendwo in Feindesland vergraben liegen, und ich behaupte, sie wären fröhlich und gesund, wenn sie ihrer trüben Stimmung nicht nachgehängt hätten. Die fünf Sinne sind die fünf Armeekorps, die jeder Mensch für den Lebenskampf mitbekommen hat. Sagt sich der Mensch, es ist alles zwecklos, ich falle doch, wozu sollen da seine fünf Sinne besonders wachsam sein? Der Soldat im Felde, der die Hoffnung auf Heimkehr aufgegeben hat, wird Auge und Ohr auch nicht so scharf spannen, um eine drohende Gefahr rechtzeitig zu erkennen. Seine Hand wird nicht so rasch sein, um sie abzuwehren. Das Ducken, das Aufspringen, das Zuschlagen wird den Bruchteil einer Sekunde später geschehen als sonst, weil sich zwischen Entschluß und Ausführung der düstere Blitz drängt: zwar muß ich es tun, aber es ist ja doch alles vergebens! Das ist nur ein Blitz, der Bruchteil einer Sekunde, aber gerade soviel kann auch über ein Menschenleben entscheiden.

Mein Lieber, ich glaube nicht, daß der Soldatentod nur Zufall ist. Gott ist gewiß in vielem unerforschlich, in manchem aber können wir ihn erkennen, und in vielem hat er unser Schicksal in unsre Hand gelegt. Ob wir leben oder sterben, ich glaube, wir können selber viel dazu tun. Todesgedanken ziehen den Tod an, froher Lebenswille hält ihn fern. Ich weiß aus dem schweren Cholerajahre in Hamburg, daß Leute, die fortwährend in Furcht vor der Seuche lebten, krank wurden und starben, obgleich sie weit von den Ansteckungsherden entfernt waren, und andere blieben frisch und gesund, obgleich sie täglich als Pfleger mit Cholerakranken in Berührung kamen und Leichen transportierten; sie dachten nicht daran, daß sie selber ergriffen werden könnten. Immer vorausgeschickt, daß ein unerwartetes Schicksal Jeden in jedem Augenblick treffen kann, darf man wohl behaupten: daß ein Soldat in dem schlimmsten Feuer unversehrt bleibt, ist zu einem großen Teile auch Sache der Klugheit. Der fröhliche Lebenswille schafft eine unbewußte Intelligenz. Er gibt dem Soldaten urplötzlich ein: hier mußt du dich hinstellen, diese Stelle ist nach diesen oder jenen mathematischen Gesetzen (die man als Junge in der Schule nie begriffen hat) gegen die Geschoßstrahlen sicherer als andere. Der fröhliche Lebenswille bannt die Kopflosigkeit und macht besonnen, und nun sieht der stürmende Soldat die ganze Fläche vor sich, keine Bodenerhebung, keine Senkung, kein Gras- und Krautbüschel entgeht ihm, und ohne im min-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

desten feig zu sein, benutzt er die kleinste Gunst des Geländes, um sein Leben zu sichern, um unverwundet und stark an den Feind zu gelangen. Einer der sich so schont, dient er dem Vaterlande nicht mehr als der blinde Draufgänger? Verschwende dein Geld, denn du kannst immer welches wieder bekommen. Aber sei sparsam mit deinem Leben, denn du hast nur eins.

Sodann, mein Sohn, nimm dir nicht vor, das Eiserne Kreuz zu erwerben oder dich sonstwie auszuzeichnen. Das ist nicht der Zweck dieses Krieges. Ruhmsucht ist genau so gemein und niedrig wie Geldsucht, es macht gar keinen Unterschied, daß das Ziel dieser Sucht in dem einen Falle klingende Münze, in dem anderen Falle die staunende Meinung der Menschen ist, in der wir uns so gern sonnen wollen. Das Eiserne Kreuz soll nur das Zeichen dafür sein: Dieser Mann hat zur rechten Zeit das Rechte getan. In diesem Kriege, wo es alles gilt, braucht man keine Gelegenheit zur Auszeichnung zu suchen, sie kommt von selber. Warte du, bis die Reihe an dir ist. Dann tue das Selbstverständliche mit derselben Ruhe und Besonnenheit, ohne Aufregung und Übereilung, als würdest du in der Kaserne daheim zum Kartoffelschälen kommandiert. Ist dir etwas Besonderes geglückt mit Hilfe all deiner Erfahrung und Tüchtigkeit und mit Hilfe der zuweilen spürbaren geheimen Kraft in uns, von der wir gar nichts kennen, dann darfst du dich ehrlich freuen und darfst stolz sein, wie ich es sein werde. Nur die Lumpe sind bescheiden, Brave freuen sich der Tat.

Mehr kann ich nicht sagen. Du lösest dich nun aus allem, was dir vertraut und lieb ist, etwas Neues erwartet dich, was du noch nicht kennst, also noch nicht lieben kannst, und es ist natürlich, daß du dich zunächst verlassen und hinausgestoßen fühlst. Aber bald wird dich das Neue gefangen nehmen, und dann denke nicht mehr soviel an daheim. Heimweh ist Rückwärtsschauen. Suche dir dein Heimweh in Vorwärtsschauen zu verwandeln, in Zukunftswillen und Zuversicht. Dann wirst du dir und uns allen den besten Dienst erweisen.

J. John.

Das amerikanische Institut für internationales Recht hat im Januar 1916 Grundsätze beschlossen, die in der „Zukunft" vom 15. April 1916 (Nr. 28) abgedruckt sind (auf Seite 44). Der Herausgeber der „Zukunft", Maximilian Harden, bemerkt dazu, er sehe voraus, daß diese Grundsätze den nächsten Jahrzehnten so wichtig scheinen werden, wie denen nach der Französischen Revolution die Verkündung der Menschenrechte schien. Die Grundsätze lauten so:

„Jedes Volk hat das Recht, zu leben, sein Leben zu schützen und zu wahren; um dieses Leben zu wahren und sich zu schützen, darf aber ein Staat nicht gegen andere Staaten, die ihm kein Leid bereitet haben, ungerecht handeln. Jedes Volk hat das Recht auf Freiheit: das Recht, ohne Einmischung und lastenden Machtdruck Fremder nach dem Ziel seiner Glücksvorstellung hinzustreben, solange es dadurch nicht die tief und fest begründeten Rechte anderer Staaten schmälert oder bricht. Jedes Volk ist, als Rechtsbesitzer und vor dem Rechtsstuhl, jedem anderen aus der Völkergesellschaft gleich. Jedes hat das Recht auf sein abgegrenztes Gebiet und spricht, nach freiem Ermessen, allen Bewohnern dieses Gebietes, auch den aus der Fremde eingewanderten, das Recht. Jedes Volk darf für jedes seiner wesentlichen Rechte von allen anderen Völkern Achtung und Schutz fordern; denn Recht kann nicht ohne Pflicht sein, und wo sich's um das Recht eines Volkes handelt, sind alle Völker zum Eingriff verpflichtet."

In derselben Nummer der „Zukunft" sagt der Herausgeber (auf Seite 42):

„Kein Gefühl wird (nur dies ist gewiß) so schnell, so gewaltig erstarken wie Abscheu vor neuem Krieg; keins so ungestüm zwei Welten durchlodern."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Weg der Einsamkeit. Wer unsere Nordseeinseln kennen lernen will, muß nicht im Sommer hingehen; sie zeigen ihr wahres Gesicht als nordische Lande am liebsten im Frühling oder Herbst. Die ersten Apriltage führten mich in diesem Jahre nach Sylt. Mit Sturm und schneevermischtem Regen empfing die Heimat mich, dann schlug das Wetter um. Am zweiten Morgen schon hob sich die Sonne aus einem klaren, goldenen Osten. Alle Winde ruhten, und um die Mittagsstunde lag die Insel in wohliger Wärme, von Hunderten von Lerchen überschwirrt. Wer weiß, daß eigentlich die Lerche der treueste Gast unserer nordfriesischen Inseln ist? Ich erinnere mich, daß ich einmal im Februar, an einem reifstarrenden Frostmorgen gegen den scharfen Ostwind ging, während unzählige Lerchen aus den Ackerfurchen und Räderspuren aufstiegen, oft dicht vor meinen Füßen, und die Luft mit ihrem Jubel erfüllten. Unter keinem anderen Himmelsstrich habe ich je so frühen, so unermüdlichen Lerchengesang vernommen, vom Morgen bis zum Abend, viele Monate lang. Sylt ist für mich das lerchenüberschwirrte Land der schönsten Frühlingstage.

Jetzt begrüßte mich der alte Lerchenjubel nach langer Abwesenheit und machte mir das Herz leicht.

Schon einer der ersten Tage sah mich früh auf meinen liebsten Wegen. Im Morgenlicht geht es nach Norden, an den letzten Häusern von Keitum, der jahrhundertealten, wuchtigen Kirche, dem träumenden Friedhof vorbei. Auf der Landstraße, die nach Munkmarsch führt, sind alle Telegraphendrähte von Vögeln besetzt; sie halten alle den Kopf gegen den Wind, sitzen dicht zusammen und fliegen von Pfahl zu Pfahl vor mir auf. Ihr Zwitschern klingt ungemein geschäftig und erwartungsvoll. Nichts kann den Wanderer munterer stimmen.

Kalt und stählern blinkt das Haff im Frühschein, doch je höher die Sonne steigt, um so tiefer und wärmer färbt sich sein Glanz. Er wird zu einem weichen und dunklen Blau, der schönsten Farbe der Welt. Ich biege in die braune Heide ein und folge einem der von den zahlreichen, frei weidenden Schafen getretenen schmalen Pfade. Die Häuser des kleinen Dorfes Braderup bleiben zurück, die in so sicherer Ruhe gelagerten von Kampen nehmen mich in ihre heimatliche Mitte. Sie sehen über sanfte Weiden zwischen alten Wällen auf das Haff hinunter; sie liegen der Erde selbst im Sturm so friedlich angeschmiegt, als könnte ihren wetterfesten Mauern, ihren schönen, alten, braunen Reetdächern von Wind und Wetter niemals ein Leid geschehen. Nie sah ich das Vertrauen der Menschen schöner ausgedrückt als in dieser Dorfsiedlung, die sich allen Winden des Himmels so schutzlos preisgibt. Und dies Vertrauen wird gelohnt; manche der Häuser stehen schon seit Jahrhunderten.

Auch Kampen weicht zurück. Jenseits seiner nördlichen Heide erhebt sich in einer großartigen Linie der Dünenkranz, der sie vom Kampener Grün, dem vom Meere gebildeten Anwachsgebiet, scheidet. Später im Jahre weidet ein Knabe dort die Kampener Schafe; jetzt gehört es noch einzig dem wilden Gevögel.

Da liegt es vor mir, weit und grün, mit feuchten braunen Streifen, von unzähligen Vögeln belebt, jenseits seiner Fläche die majestätischen, schön geschwungenen Bogen der Dünen, die sich nach Osten öffnen. Warmleuchtend liegen sie im vollen Morgenlicht, und ihre Farbe wechselt unaufhörlich. Bald steigen sie golden, bald rosig, bald schimmernd weiß aus dem tiefen Blau des Wattenmeeres, bald hüllt ein Wolkenschatten sie in ein totes schwärzliches Grau.

„So war es immer schon!" Keines Menschen Hand hat diese Natur verfälscht, in erster Schöpfungsreinheit liegt sie menschenleer und unberührt in der frischen Meereseinsamkeit.

Es tut unsäglich wohl, sich wieder einmal an diese große Einsamkeit zu verlieren, die seit Jahrhunderten die gleiche blieb. Wie oft ging ich an diesen Küsten hin! Immer umschloß mich dieselbe lebensvolle Stille. Den Vögeln gehört

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dies weite Reich, den Schafen und wilden Hasen. Der Mensch hat hier kein Heimatsrecht; er verlor es, als er seine unschuldige lebensfrohe Seele verkaufte.

Kiebitze umkreisen mich mit aufgeregtem Rufen. Ich sehe die schönen Möwen schweben, wild und frei in ihrer Lebenslust. Unter meinen Schritten federt der nasse Grund, der mich zwischen seinen scharf eingeschnittenen, glattrandigen, rotbraunen Wasserrinnen gefangen nehmen will. Wie viel geheimnisvolles, vielgestaltiges Leben regt sich unsichtbar in diesen von Daseinsmöglichkeiten strotzenden Gründen. Nun steigt der Boden. An windzerzaustem, niedrigem Eichen- und Nadelholzdickicht geht es hin. Hier haben die Kaninchen ihre Freistatt, die der Mensch selten verletzt. Sie bleiben sitzen, bis man sie fast mit dem Fuße berührt, und ihre Flucht zeigt selbst dann keine Angst und Eile. Die Vogelkoje mit ihrem dichten Buschwerk lasse ich liegen und hüte mich, an ihren Zweck zu denken ... Jetzt trennt mich nichts mehr von der leuchtenden Düneneinsamkeit, der tiefsten und friedevollsten Einsamkeit, die ich kenne. Es ist fast windstill. Zu meiner Rechten steigt die Flut, links stehen die Dünen gegen den Himmel. Sie sind immer anders, immer neu. Es gibt nichts Lebendigeres als diese Sandhügel, die sich stets neu gestalten, deren Oberfläche in ewiger Bewegung ist. Auf dem glatten, vom Wasser festgespülten Ufersande schreite ich dahin, rings um mich die Fußspuren der Laufvögel, Muscheln, Massen angeschwemmten Tangs, dessen Jodgeruch zu diesem Lande gehört wie das volle Pfeifen der Strandläufer, das Schreien der Möwen.

Sonst ist es still. Und doch nicht. Ich unterscheide das singende Rieseln des Sandes, das hier jeden Laut des Lebens begleitet, und, so oft die Luft sich regt, das Zischen des Strandgrases. Unter meinen Schritten knirscht der nasse Sand, der durch den Druck rund um meinen Fuß weiß und trocken wird, während sich die Stapfen hinter mir sofort mit Wasser füllen.

Fast unmerklich steigt die Flut. Sacht kippen die langen flachen Wellen auf den Sand. Sie bringen kleine Hölzer mit, Muscheln, einen seltsam geformten Tang lassen sie liegen, weichen zurück, kommen wieder und schieben sie weiter in kaum wahrnehmbarer Bewegung.

Auf den Dünen zur Linken steht der Himmel. Da ist die Welt zu Ende. Rechts geht das Meer in den Horizont über. Dahinter gibt es nichts mehr. Seltsam, in diese Welt der friedevoll gestillten Einsamkeit gehört die Menschheit nicht hinein. Die sich so wild gebärdende ist recht- und heimatlos in dieser Stille. Man vergißt sie. Man lebt und atmet, unbewußt glücklich, eins mit der Natur, schicksallos wie sie, nur ihren Gesetzen gehorsam hingegeben.

„So war es immer schon", lange ehe der Mensch der Erde Wunden schlug und sie zur Walstatt seiner Kämpfe machte. Ich vergesse, was die langen, bangen Monate des Krieges an Elend und Unrast brachten, vergesse die Menschheit, die sich blutig zerfleischt. Die Gedanken zählen nicht mehr mit Jahrzehnten, nicht mehr mit dem Verlauf der menschlichen Geschichte, die in der Geschichte der Erde nur eine Episode ist. In Jahrmillionen malten Wasser und Wind diesen Sand, schichteten die Dünen, wehten sie über die Insel hin. Das Strandgras zischte im Winde, einst wie jetzt, die Vögel bauten, brüteten und suchten ihre Nahrung im Watt. Die Welt bedurfte des Menschen nicht. Er kam, lebt unruhvoll, wird einst vergehen. Weiter bauen Winde und Wasser an der Gestalt der Erde. Die Natur kümmert sich nicht um die Gebilde des Menschengeistes. Unerschöpflich gebiert sie neues Leben, vernichtet alte Formen, zertrümmert Welten und wirft die erloschenen aus ihrer Bahn. Was ist ihr Menschenwerk?

Hier herrscht die Ewigkeit! In ihrer Fülle sind Menschenlos und Menschenwerk nur eine Erscheinungsform, sinnvoll und unverloren, aber nichtig, wo sie sich vermessen, nur auf sich selbst zu stehen. Was überschätzen wir uns so? Kann es Besseres geben, höhere Würde,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gewisseres Glück, als ein Teil des Alls zu sein, ein Teil der Schöpferkraft, die alles Leben aus dem Nichts rief? Wie sind wir zeitlich begrenzt, eingeengt im schweren Kleid des Stoffes, abhängig von den Kräften der Natur! Einsam in menschenleerer Weite erkennen wir es wieder in Demut, daß wir alle Kinder der gleichen Mutter sind, machtlose Geschöpfe der Natur wie Tier und Blume.

In wundervollem Schwung öffnet sich der zweite Bogen der Dünenkette. Wie sie dastehen, goldschimmernd mit bläulichen Schatten, wechseln sie ihr aus Licht gewobenes Kleid in jedem Augenblick. Die Sonne gießt verschwenderische Schönheit über die ganze Welt. O freundliche Heimat aller Wesen, liebe Erde, hast du nicht Raum für Alles, was leben will? Mir ist, als spräche eine sanfte Stimme durch das Schweigen: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen."

M. E.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Benz, Richard: Blätter für deutsche Art und Kunst.
1. Die Renaissance, das Verhängnis der deutschen Kultur.
2. Verkündiger deutscher Kunst.
Jeder Band brosch. M. 1.—. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Blunck, Hans Fr.: Sturm überm Land. Gedichte der Kriegszeit. Brosch. M. 1.50, geb. M. 2.—. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Classen, Walther: Die deutsche Familie und der Krieg. M. 0.30. 149. Flugschrift des Dürerbundes. Georg D. W. Callwey, München.

Seidlitz, Woldemar von: Das erste Jahr des Kulturkrieges. M. 0.30. 150. Flugschrift des Dürerbundes. Georg D. W. Callwey, München.

Avenarius, Ferdinand: Das Bild als Verleumder. Bemerkungen zur Technik der Völkerverhetzung. Mit 72 Abbildungen. M. 1,20. 151. Flugschrift des Dürerbundes. Georg D. W. Callwey, München.

†**Jaskowski, Friedrich:** Geheimnisse der Völkerkatastrophen. M. 1.50. Konkordia A.-G für Druck und Verlag, Bühl (Baden).

v. Hofmannsthal, Hugo: Prinz Eugen der edle Ritter. Mit 12 Originallithographien und Buchschmuck von Franz Wacik. M. 5. Kr. 6. L. W. Seidel & Sohn, Wien I, Graben 13.

Zdarsky, M.: Für Skifahrer. Gesammelte Aufsätze und Vorträge. Herausgegeben vom Alpen-Skiverein. Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel), Wien.

v. Wiese, Leopold: Gedanken über Menschlichkeit. M. 3. Duncker & Humblot, Leipzig.

Deutsches Warenbuch. M. 2.50. Herausgegeben von der Dürerbund-Werkbund-Genossenschaft, Hellerau bei Dresden.

Besser, Hans: Raubwild und Dickhäuter in Deutsch-Ostafrika. M. 1. Kosmos-Gesellschaft der Naturfreunde. Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart.

v. Bissing, Fr. W. Freiherr: Deutschlands Stelle in der Welt. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München.

Schäfer, Wilhelm: Lebenstag eines Menschenfreundes. Roman. Georg Müller, München.

Wöhrle, Oskar: Ein deutscher Handwerksbursch der Biedermeierzeit. Auf der Walze durch den Balkan und Orient. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50. „Die Lese", Verlag G. m. b. H., Stuttgart.

Deutsche Feld- und Heimat-Bücher: Herausgegeben vom Rhein-Mainischen Verband für Volksbildung.
1. Bändchen: Mathematik im Kriege. Von Dr. **P. Riebesell.**
2. Bändchen: Physik im Kriege. Von Dr. **Fr. Gagelmann.**
5. Bändchen: Natur und Krieg. Von **W. Henze** und Dr. **Fr. Gagelmann.**
6. Bändchen: Freund und Feind in der Geschichte. Von Prof. Dr. **Paul Colischonn.**
8. Bändchen: Die Entstehung des Weltkrieges. Von **Hanns Altmann.**
9. Bändchen: Das deutsche Heer. Von **Franz Carl Andres.**
11. Bändchen: Die Mobilmachung des Geldes. Von Prof. Dr. **Paul Arndt.**
15. Bändchen: Die Kriegsfürsorge. Von **A. Liebrecht.**
Preis für jedes Heft M. 0,40. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin.

Schnell, Dr. Heinrich: Als sie mannbar wurden. Offene Worte über das geschlechtliche Problem des gebildeten Jungmanns. M. 1,80. Furche-Verlag, Cassel.

Hedin, Sven: Nach Osten! M. 1. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Schmidtbonn, Wilhelm: Menschen und Städte im Kriege. M. 2. Egon Fleischel & Co., Berlin W.

152. Flugschrift des Dürerbundes:
Grabowsky, Dr. Adolf: Einführung in das politische Denken. M. 0.30. Georg D. W. Callwey, München.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

5. Jahrgang Nr. 11 1. Juni 1916

Aufgaben der deutschen Bevölkerungspolitik.

Wir Deutschen werden — wie Prof. Max v. Gruber sagte — in hundert Jahren entweder ein 200 Millionen-Volk oder ein Vasallenstaat Rußlands sein. Eigene Beobachtung und Bevölkerungsstatistiken geben einstweilen wenig Raum für die ausschweifende Zukunftshoffnung auf ein 200 Millionen-Volk. Der Ernst unserer Lage weist aber gebieterisch auf eine energische Bevölkerungspolitik als vornehmstes Problem für Volk und Staat. Wie wenig geschult heute noch weite Kreise an bevölkerungspolitische Fragen herangehen, zeigen allerlei hohle Schlagworte, mit denen man über die Tatsache des Geburtenrückganges, der sich jetzt endlich auch amtliche Kreise nicht mehr verschließen, hinwegzukommen sucht. Nicht die Zahl, sondern die Güte des Nachwuchses sei für ein Volk ausschlaggebend; eine geringe Kinderzahl gebe die Gewähr für eine sorgfältigere Aufzucht. Das Frankreich unserer Tage mit seinem Zweikinder- oder richtiger Einkindsystem beweist aufs schlagendste die ganze Fadenscheinigkeit solcher Beweisführung. Auch die immer weiter sinkende Sterblichkeitsziffer kann den Geburtenrückgang nicht dauernd ausgleichen. Die Bekämpfung der Sterblichkeit, besonders im Säuglingsalter, wird ohne Zweifel noch weitere Fortschritte machen und die Zahl der Todesfälle entschieden noch tiefer sinken durch den Ausbau unserer hygienischen Einrichtungen und das Fortschreiten der ärztlichen Wissenschaft. Aber die durchschnittliche Lebensdauer wird in einer Zeit des rastlosen nervenzerrüttenden Vorwärtshastens nicht steigen, und die Einschränkung der Sterblichkeit findet ihre natürliche Grenze, während die gewollte und die ungewollte Geburtenbeschränkung schon jetzt eine Grenze erreicht hat, die wir nicht mehr überschreiten dürfen, ohne die Zukunft des Volkes zu gefährden.

Ein ebenso trügerischer Schluß ist es, den Geburtenrückgang mit der Abnahme der Eheschließungen in ursächlichen Zusammenhang zu bringen. Die umstehende Tabelle zeigt, daß die Zahl der Eheschließungen seit 1870 immer ungefähr die gleiche Höhe hatte, während die Geburtenzahl ständig zurückgegangen ist.

Es entfielen in Deutschland auf 10000 Einwohner:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im Jahre	Geburten	Eheschließungen	Todesfälle
1870	401	77	290
1875	423	91	293
1880	391	75	275
1885	385	79	272
1890	370	80	256
1895	373	80	234
1900	368	85	232
1905	340	81	208
1910	307	77	171
1913	282	76	158.

Wenn endlich aus dem Untergang der antiken Völker eine gewisse Gesetzmäßigkeit im Leben aller Völker gefolgert wird, so entspricht ein dumpfes Sichbeugen unter ein Fatum wenig unserer auf die Tat gerichteten Lebensauffassung. „Unsere Zeit — sagt Eucken — ist voller Bewegung; sie ist keine müde und matte Zeit." Auf allen Gebieten zeigt sich ein erhöhter „Aktivismus", der sich nicht durch Hemmungen eindämmen läßt. Dieser unserer Zeit eigene Aktivismus läßt Resignationsstimmungen nicht aufkommen, er läßt vielmehr hoffen, daß es uns gelingen werde, durch geeignete bevölkerungspolitische Maßnahmen eine Umstimmung der Gesinnung in allen Volksschichten herbeizuführen. Bei allen natürlich lebenden und gesunden Völkern galt immer Kinderreichtum als kostbarstes Gut. Die Religion der alten Juden und das Christentum haben Kinder als Gabe Gottes und die Aufzucht einer großen Kinderzahl als göttliches Gebot aufgestellt, sie waren Religionen des Kindersegens. Immer waren es Zeiten des Verfalls und einer krankhaften Kulturverfeinerung, die die natürliche Fruchtbarkeit eines Volkes zum Stillstand brachten. Auch unsere gegenwärtige angefaulte Großstadtkultur — eine Folge des zunehmenden Industrialismus und der damit zusammenhängenden Entfremdung vom heimischen Boden — hat die Freude an der Erzeugung und Aufzucht einer zahlreichen Nachkommenschaft unterdrückt und die Achtung vor der Mutterschaft in dem heutigen Geschlecht herabgesetzt. Der Riesenkampf, den uns unsere Gegner aufgezwungen haben, hat die Bedeutung eines reichlichen Nachwuchses für die Nation eindringlich vor Augen geführt, und diese Erkenntnis muß auch eine höhere Bewertung der Mutterschaft anbahnen und eine Umwertung althergebrachter gesellschaftlicher Moralbegriffe bringen. Der Mann setzt Kraft und Leben ein im Kampf für Land und Volk. Er tut nicht mehr als das, was unsere Frauen und Mütter als natürliche Pflicht erfüllen unter gleichen Gefahren und Beschwerden für Gesundheit und Leben, ohne daß man die vielen auf dem Felde ihrer Ehre Gefallenen als Heldinnen preist. Der Soldat im

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Felde, die Mutter im Wochenbett, sie opfern sich im Dienst für ihr Volk, und ich weiß nicht, was heroischer ist, im Felde seinen Mann zu stehen oder sechs Kinder mit Schmerzen zu gebären und mit unendlichen aufreibenden Mühen großzuziehen. Wir sind uns unserer Dankespflicht gegen die ehrenvoll gefallenen und die heimgekehrten Krieger bewußt, den Heldinnen der Mutterschaft hat die Gesellschaft ihr Recht vorenthalten. Gleichgültig und teilnahmlos sieht man die unsägliche Fron der Vielen, ach zu Vielen aus dem Volk, die unter der doppelten drückenden Bürde ihrer heranreifenden Leibesfrucht und harter Haus- und Erwerbsarbeit ächzen müssen. Und kaum der einen Bürde ledig, müssen sie die andere um so drückender empfinden im schweren Lebenskampf für sich und die Ihrigen. Weibliches Sklaventum und Heldentum zugleich! Vor einigen Jahren bot sich uns im Reichstag ein unerfreuliches Bild, als man bei den Beratungen über die Neuordnung der Reichsversicherung das Recht auf Wochenhilfe möglichst zu beschneiden suchte — als ob nicht jeder von uns einer Mutter Sohn wäre! Gleiche Bewertung der Blutarbeit auf der einen, wie auf der anderen Seite! Zahlt man den Kriegern eine Rente, so haben die Mütter billigerweise ein gleiches Recht, das ihnen in Form von Mutterschaftsprämien zu gewähren ist, die nach der Kinderzahl abgestuft sein müßten. In solchen Prämien wäre auch schon äußerlich die Anerkennung ausgedrückt für die Mutterschaft als tatsächliche Leistung im Dienste des Volkes. Unser in der Gegenwart besonders reges soziales Gewissen drängt uns, den verletzten Kriegern alle mögliche Pflege zur Herstellung ihrer Gesundheit angedeihen zu lassen; es muß sich fürderhin auch nach der anderen Seite hin betätigen. Der Wochenpflege sind nicht nur die weitesten Grenzen zu setzen, jeder Mutter in den wenig bemittelten Kreisen sollte nach mehreren Geburten die Möglichkeit einer regelmäßigen Erholung geboten werden, damit sie, befreit von ihren häuslichen Arbeiten und Sorgen, an die sie Tag für Tag gebunden ist und die sie mit sich herumträgt wie die Schnecke ihr Häuschen, neue Kräfte sammle für ihre aufreibende Arbeit in der Familie.

Eine höhere Bewertung der Mutterschaft wird auch die Berufsarbeit der Frauen auf ein Mindestmaß zu beschränken suchen. Die Überzeugung, daß Mutterschaft und Berufsarbeit sich ausschließen, wird auch von Anhängerinnen der Frauenbewegung vertreten. Die Frauenberufsarbeit schließt nicht die Ehe aus, wohl aber die Aufzucht einer größeren Kinderzahl. Ein Haushalt mit ein bis zwei Kindern kann zur Not bezahlten Kräften überlassen werden, eine Familie von drei oder vier Kindern bindet die Mutter völlig und läßt ihr für berufliche Tätigkeit weder Kraft, noch Zeit. Vom rassenhygienischen Standpunkt ist die Frauenerwerbsarbeit in jedem Falle ein schweres Übel, weil sie unsere Jungfrauen frühzeitig verbraucht und ihnen die für Ehe und Kinderaufzucht nötige Nervenfrische raubt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die in der Gegenwart schon lange bestehende Mutterschutzbewegung wendet ihre Fürsorge weniger der großen Masse der Mütter mit hoher Kinderzahl zu, als vielmehr denjenigen unserer Mädchen und Frauen, die in dem an und für sich durchaus gerechtfertigten und natürlichen Drang nach dem Kind „zu Fall" kommen, und es will dem nüchternen Beobachter scheinen, als machte man es heute der unehelichen Mutter leichter und bequemer als dem legitimen Weib in den unteren und auch mittleren Volksschichten. Die sittlich durchaus gerechtfertigte Fürsorge für uneheliche Mütter und deren Kinder muß von den Grundsätzen einer vernünftigen Gesellschaftsmoral geleitet werden. Heute ist sie eine Doppelmoral, die an Mann und Weib verschiedene moralische Wertmesser anzulegen für gut findet. Während die Gesellschaft das verführte Mädchen als ehrlos ächtet, erleidet der gewissenlose Verführer in seiner gesellschaftlichen und amtlichen Schätzung nicht nur keine Einbuße, sondern er erwirbt sich noch den Nimbus des unwiderstehlichen Lebemannes. Eine Wandlung unserer moralischen Anschauungen vollzieht sich aber merklich, und die Gesetzgeber werden sich ihr auch nicht entziehen dürfen. Der gesellschaftlichen Achtung der unehelichen Mutter und ihres Kindes wird ein Ende gemacht mit dem gesetzlich zugebilligten Recht des unehelichen Kindes auf den Namen des Vaters.

Eine in gleichem Grade erhöhte Fürsorge wird der Staat aus bevölkerungspolitischen Gründen auch jenem Bestandteil der Bevölkerung angedeihen lassen, der gleichsam sein Knochengerüst darstellt, der Beamtenschaft. Im Jahrbuch 1911 der Bodenreform weist der Wirkl. Geh. Rat Dr. jur. Daneel in einer sorgfältigen und von keiner Seite widerlegten Aufstellung zahlenmäßig das allmähliche Heruntersinken der preußischen Beamtenschaft auf der sozialen Stufenleiter nach.

Die Beamten der Wohnungsgeld-Zuschuß-Klasse	welche 1854 ein Durchschnitts-Einkommen hatten von	hatten 1908 ein Einkommen erreicht von	während sie schon 1906 hätten beziehen müssen
II	6645	11100	23500—24500
III	3311	6124	8500— 9500
IV	1840	3597	6000— 6500
V	905	1975	2400— 2700

um sich 1906 in der ihrer sozialen Schicht von 1854 entsprechenden Schicht zu befinden.

Angesichts solcher Verhältnisse ist die auffällige Kinderarmut, die sich in der deutschen Beamtenschaft geltend macht, nicht verwunderlich. Nach einer Statistik über den Familienstand der Postbeamten vom Jahre 1912 ergab sich eine Durchschnittskinderzahl von 2,4 für die unteren, 1,8 für die mittleren und 1,7 für die höheren Beamten. Die unteren Beamten

stehen hiernach genau mit Frankreich auf einer Stufe. Da die Durchschnittszahl der auf jede Ehe in Deutschland entfallenden Kinder 3,6 beträgt, gibt die Kinderarmut unserer Beamten zu denken. Diese Erscheinung findet ihre Erklärung in den oben angegebenen statistischen Zahlen. Der Unterbeamte ist mit einem Einkommen von 800—1500 M. wirtschaftlich ungünstiger gestellt als der ungelernte Arbeiter, dem bei gleichem Einkommen manche Wohlfahrtseinrichtungen offen stehen, die dem Unterbeamten verschlossen sind. Die gewerblich geschulten Arbeiter verdienen Löhne, die die Tagesgelder der Gerichts- und Regierungsassessoren übersteigen. Noch krasser ist das Mißverhältnis zwischen den mittleren Beamten und den Zugehörigen des gewerblichen und kaufmännischen Mittelstandes, zwischen den höheren Beamten und den Führenden im Wirtschaftsleben. In einer Zeit der grenzenlosen Erwerbsgier und Genußsucht ist allein der vermögenslose Beamte auf ein Einkommen angewiesen, das — weit entfernt, ihm ein bescheidenes sorgenfreies Leben zu gewähren — ihn zu unendlichen Entbehrungen und wirtschaftlichen Kunstkniffen zwingt, um mit einer kleinen Familie überhaupt noch durchzukommen.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die wirtschaftliche Zurücksetzung der Beamten besonders die kinderreichen Familien unter diesen in schwere wirtschaftliche Nöte führt und mit dem Geburtenrückgang in Beamtenkreisen in ursächlichem Zusammenhang steht. Im Interesse eines ausreichenden Bevölkerungszuwachses wird sich deshalb der Staat seinen Pflichten gegen die Beamten nicht länger entziehen können. Die Kategorien der Familienväter auf der einen Seite, der Junggesellen auf der anderen Seite sind ganz ungleichmäßig belastet — schon durch die indirekten Steuern. Der Verbrauch an den mit Zöllen belasteten Gegenständen ist größer in einer stärkeren Familie als in einer schwächeren, in einem kinderlosen Haushalt oder bei einem Alleinstehenden; und daraus ergibt sich, daß die in den Preisen enthaltenen Verbrauchsabgaben das Einkommen um so geringer belasten, je weniger Personen ihren Lebensunterhalt damit bestreiten. Diese Tatsache rechtfertigt es, wenn man die indirekten Steuern überhaupt nur als Verlegenheitssteuern erklärt, zu denen eine auch von sittlichen Grundsätzen geleitete Steuergesetzgebung nur im äußersten Notfalle greifen dürfe. Jede indirekte Steuer lastet um so schwerer auf den wirtschaftlich schwachen Volksschichten, als erfahrungsgemäß Handel und Gewerbe sie auf die Masse der Verbraucher abzuwälzen suchen.

Da die indirekten Steuern die kinderreichen Familien viel härter treffen als die kleinen Familien und die Alleinstehenden, so entspräche es nur einer ausgleichenden Gerechtigkeit, eine unterschiedliche Belastung der Familienväter, der kinderlosen Haushalte und der Alleinstehenden durch die direkte Steuer herbeizuführen. Wie liegen hier aber die tatsächlichen Verhältnisse? Der Gedanke einer unterschiedlichen Belastung nach

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Kinderzahl ist zwar den in den deutschen Staaten geltenden Einkommensteuergesetzen nicht fremd. So wird nach dem Preußischen Einkommensteuergesetz bei einem Einkommen von mehr als 3000 M., aber nicht mehr als 6500 M. der vorgeschriebene Steuersatz ermäßigt

um eine Stufe, wenn der Steuerpflichtige drei oder vier,
um zwei Stufen, wenn er fünf oder mehr Kindern

oder anderen Familienangehörigen auf Grund gesetzlicher Verpflichtung Unterhalt gewährt. Es ist aber klar, daß eine so unerhebliche Herabsetzung unzureichend ist und auf die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit keinen Einfluß haben kann. Eine größere Berücksichtigung der Familienstärke bei der direkten Besteuerung ist unumgänglich notwendig. Die Steuerregelung nach bevölkerungspolitischen Gesichtspunkten muß freilich auch schon die Eheschließungen zu begünstigen suchen und wird auch Familien mit wenig Kindern zu berücksichtigen wissen, wenngleich einschneidende Maßnahmen erst beim dritten oder vierten Kinde einsetzen können. Da wir aber nach dem Kriege mit einiger Wahrscheinlichkeit auf eine allgemeine Erhöhung der Einkommensteuer zu rechnen haben, so wird der Ausbau der Kinderprivilegien wohl weniger in einer Herabsetzung der gegenwärtigen Steuerleistungen der Familienväter bestehen, als in einer Nichterhöhung oder in einer nur mäßigen Steigerung.

Die Gesellschaft fängt ja wenigstens an, sich der Ungerechtigkeit des gegenwärtigen Steuersystems, das die Steuerpflichtigen ohne Rücksicht auf die Stärke ihrer Familie ganz gleichmäßig belastet, bewußt zu werden. Der Senatspräsident beim Oberverwaltungsgericht Dr. Strutz befürwortet in der Zeitschrift „Recht und Wirtschaft" eine unterschiedliche Besteuerung der Familienväter und der Alleinstehenden. „Der relative Ausfall — fährt er fort —, der für den Steuerfiskus dadurch entsteht, muß seine Deckung eben in der um so stärkeren Erhöhung der regelmäßigen Steuersätze finden, die dann, wenn die sogenannten Kinderprivilegien auch schon für Ehepaare ohne oder nur mit einem Kinde einsetzen, auch bis in die untersten Steuerstufen gehen kann, vor allem aber in einer konsequenten Durchführung und Steigerung der Progression wird bestehen müssen." Die von Dr. Strutz befürwortete Ausdehnung des Kinderprivilegs auf Ehepaare ohne Kinder oder mit nur einem Kind dürfte indes auf ernste Bedenken stoßen.

Die ganze Härte und Ungerechtigkeit der gegenwärtigen Belastung der Familienväter und der schematisch gleichmäßigen Besoldung der Beamten ohne Rücksicht auf ihre Kinderzahl springt am auffälligsten ins Auge beim Wohnungsgeld oder Wohnungsgeldzuschuß. Nach der heute durchweg üblichen Regelung erhält der Alleinstehende den gleichen Wohnungsgeldzuschuß wie der Familienvater, mag dieser auch eine zehnköpfige Familie unterzubringen haben. Berücksichtigt man hierbei die schwierigen Wohnungsverhältnisse in der Großstadt, die hohen Mietspreise und die Abneigung unserer Hauswirte gegen kinderreiche Familien, so

spricht sich in solcher Gleichstellung ein unglaublicher Mangel an bevölkerungspolitischem Verständnis aus. Gerade bei der Festsetzung des Wohnungsgeldzuschusses bietet sich eine ausgezeichnete Gelegenheit, positiv dem kinderreichen Beamten günstigere wirtschaftliche Bedingungen für die Aufzucht der Kinder zu gewähren, negativ aber besonders augenfällige wirtschaftliche Vorteile der Kinderlosigkeit oder Kinderarmut zu verringern.

Bevölkerungspolitische Rücksichten werden nach dem Kriege zu einer einschneidenden Neuregelung der Beamtenbesoldungen überhaupt drängen; denn die große Masse der staatlichen und kommunalen Beamten aller Kategorien, die nur über ihr Diensteinkommen zu verfügen und mehrere Kinder aufzuziehen haben, sind auf ein dürftiges Existenzminimum angewiesen, das den stärksten Antrieb zur Geburtenbeschränkung gibt. Die späte Heiratsmöglichkeit der höheren und auch vieler mittleren Beamten beeinträchtigt nicht nur den Kinderreichtum, sondern begünstigt auch den außerehelichen Verkehr und die Prostitution, während die Frühehe die sicherste Gewähr für eine ausreichende Kinderzahl bietet. Staats- und Gemeindebehörden müssen es deshalb als ihre Pflicht ansehen, ihren Beamten die Möglichkeit zur Heirat spätestens mit dem 28. Lebensjahre zu geben. Die Festsetzung des Wohnungsgeldzuschusses nach dem Familienstand ist ohne weiteres geboten und ohne technische Schwierigkeiten durchführbar. Schwieriger ist die Frage, wie die Gehaltsregelung im ganzen nach einem durch bevölkerungspolitische Erwägungen bestimmten System sich durchführen lasse. Indes dürften die maßgebenden Persönlichkeiten unserer Staats- und Reichsbehörden bei ernstem Wollen nicht im Zweifel sein, daß das Alterszulagensystem in der Beamtenbesoldung ersetzt oder wenigstens ergänzt werden müsse durch ein Familienzulagensystem. Bei aller Würdigung der gleichen Leistungen des kinderreichen wie des kinderlosen oder alleinstehenden Beamten wird es sich als Notwendigkeit erweisen, die Gehaltszulagen durch Familienzulagen zu ergänzen und dem Familienvater ein Höchstgehalt nicht erst wenige Jahre vor der Pensionierung, sondern zu einem Zeitpunkt zu sichern, der erhöhte Erziehungsausgaben für die Kinder fordert. Es braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß Staat und Gemeinden sich der Notwendigkeit nicht werden entziehen dürfen, auch an unbemittelte kinderreiche Nichtbeamte Erziehungsbeihilfen zu zahlen. Bei allen steuerlichen Maßnahmen werden sich Staat und Gemeinden von dem bevölkerungspolitischen Grundsatz leiten lassen müssen: Die Familie mit vier und mehr Kindern darf wirtschaftlich nicht schlechter stehen als eine andere mit zwei Kindern. Gleiche Grundsätze müssen bei der Bemessung der Witwen- und Waisenpensionen maßgebend sein. Bei gleichmäßig abgestuften Witwen- und Waisengeldern ist die Witwe mit ein bis zwei Kindern ungleich günstiger gestellt als eine andere mit drei, vier und mehr Kindern. Bieten sich ersterer die verschiedensten Erwerbsmöglich-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

keiten, so sieht sich die letztere durch ein größeres Maß häuslicher Arbeiten und Pflichten von jeder Erwerbsarbeit, die sie ihrem Hause und den Kindern entzöge, abgeschnitten. Die allgemeine Unkenntnis der tatsächlichen Bedürfnisse der kinderreichen Familien hat es auch hier dahingebracht, daß beim Waisengeld für eine größere Kinderzahl ganz unzureichende Steigerungssätze bemessen sind.

Die Frage der Schulgeld- und Lernmittelfreiheit gewinnt von unserem Gesichtspunkt aus eine erhöhte Bedeutung. Schulgeld- und Lernmittelfreiheit sind ohne weiteres möglich durch abgestufte Zuschläge zur Einkommensteuer, die zugleich einen neuen Weg weisen, um ohne die etwas anrüchige Junggesellensteuer die Alleinstehenden und Kinderlosen in erhöhtem Grade zu den Lasten für die Aufzucht der Kinder kräftig heranzuziehen. Die Lernmittelfreiheit wird immer mehr zum unabweisbaren Bedürfnis. Der Büchermarkt wird in der Gegenwart von neuen Schulbüchern überschwemmt, eine Auflage jagt zudem die andere. Die durch den häufigen Ortswechsel bedingten erneuten Bücheranschaffungen und der fortwährende Wechsel der Bücher an einer und derselben Schule belasten drückend das häusliche Budget. Schul- und Lernmittelfreiheit werden der erste Schritt auf dem Wege zu einer durch pädagogische, soziale und völkische Gründe geforderten Neuorganisation unseres Schulwesens sein, durch die der Besuch höherer Lehranstalten nicht lediglich von der sozialen Stellung und dem Geldbeutel des Vaters abhängig gemacht, sondern den befähigten Kindern aus allen Volksschichten ermöglicht werde.

Von einschneidender Bedeutung für alle bevölkerungspolitischen Maßnahmen ist die Wohnungsfrage. Für die mittleren und unteren Volksschichten Wohngelegenheiten zu schaffen, die den ländlichen nahekommen, wird neben der wirtschaftlichen Besserstellung der kinderreichen Familien die wichtigste Sorge der Bevölkerungspolitik sein. Heute baut man in der Großstadt kleine Häuserblocks, aus Vorderhaus, Seiten- und Querflügeln bestehend, die um einen oder mehrere licht- und luftlose Höfe gelagert sind. Ein Jahrhundert solcher unglückseligen Entwicklung läßt sich nicht in einigen Jahrzehnten rückgängig machen. Wenn aber auch gegenwärtig Einfamilienhäuser in unseren Großstädten unmöglich sind, so müßten doch baupolizeiliche Vorschriften das Weiterumsichgreifen des alten Blocksystems mit allen Mitteln zu verhindern suchen. Ein neues Blocksystem muß an jene Stelle treten: ein ganzes Häuserviertel, nur aus Vorderhäusern bestehend, umschließe eine weite, durch Baumgruppen, Kinderspiel- und Rasenplätze gegliederte Fläche, die allen Kindern des Viertels Gelegenheit zum gesunden, vom Straßentreiben ungefährdeten Aufenthalt im Freien biete. Die alten Wohnviertel mit ihren eingeschachtelten Häusern und den von Luft und Licht hermetisch abgeschlossenen Höfen werden freilich nicht plötzlich vom Boden der Großstadt verschwinden. Aber bevölkerungspolitische Grundsätze wie völkische Lebensfragen überhaupt drängen immer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ernster zu durchgreifenden Maßnahmen gegen die Unnatur der großstädtischen Wohnungsverhältnisse. Die breiten Schichten der Bevölkerung, die in jenen elenden Mietskasernen zu hausen verurteilt sind, entbehren so vollständig aller natürlichen Lebensbedingungen, daß sie — darüber wollen wir uns trotz aller unser Gewissen einschläfernden Wohlfahrtsbestrebungen keiner Illusion hingeben! — physisch und moralisch der Entartung preisgegeben sind. Es ist dringend geboten, daß auch unsere regierenden Gewalten aus dem Stadium endloser Erhebungen und Erwägungen endlich zur frischen Tat übergehen, damit es nicht einst auch von uns heiße:

„Während man in Rom ratschlagte, ging Sagunt zugrunde."

Mit allen diesen Maßnahmen, seien sie nun auf wirtschaftliche Besserstellung der Familien oder auf Änderung der Wohnungsverhältnisse gerichtet, werden für die Aufzucht eines zahlreicheren Nachwuchses günstigere Bedingungen geschaffen und damit erst die notwendige Voraussetzung für eine in allen Volkskreisen zu erstrebende Umstimmung der Gesinnung — von vorwiegend egoistischer Denkweise zu bewußt sozialem und völkischem Verantwortlichkeits- und Pflichtgefühl. Diese Bedingungen müssen geschaffen werden, auch wenn sich aus einer solchen planmäßig und ernst durchgeführten Bevölkerungspolitik Kulturaufgaben für den Staat ergeben, die er mit den ihm heute zur Verfügung stehenden Mitteln nicht zu lösen vermag. Der arme Teufel „Staat" sucht heute mit der Laterne alle Winkel ab, um irgendwo noch etwas Steuerbares zu finden, und er steht — wie Abbe treffend ausführt — auf einem Lebensniveau, das durchaus dem seiner Proletarier zu vergleichen ist. Woher also — wird man fragen — die Mittel zu einer großzügigen Bevölkerungspolitik nehmen? In einer Zeit, in der man Milliarden im wahrsten Sinne des Wortes „verpulvert". Der große Krieg hat uns gezeigt, daß schier endlose Milliarden aufgebracht werden können, wenn es die Not der Zeit gebieterisch fordert. Mehr als $4^1/_2$ Milliarden hat das deutsche Volk vor dem Kriege für Alkohol und Tabak ausgegeben, und das kann uns wohl die beruhigende Gewißheit geben, daß auch notwendige Kulturausgaben ihre Deckung finden werden. England, dessen Krämergeist wir schelten, hat die großen Einkommen seiner vermögenden Staatsbürger mit einer Einkommensteuer bis zu 35% belastet. Wollen wir unseren eigenen Volksgenossen eine gleiche Opferwilligkeit für Friedensaufgaben von vornherein absprechen? Das deutsche Nationalvermögen, das nicht die wenigen Führenden im Wirtschaftsleben zusammengetragen haben, sondern das ganze deutsche Volk in zäher Arbeit und rastlosem Schaffen, muß mehr, als es bisher geschehen ist, in seinem Zinsertrage vom Staate herangezogen werden. Wo also ernster Wille zu schaffender Tat treibt, da wird es auch nicht an den Milliarden fehlen, um unser Volkswesen gesund und kräftig zu erhalten.

Richard Pichottka.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Arbeiterlohn und Kindersegen.

Einige Stellvertretende Generalkommandos (z. B. in Kassel und in Berlin) haben sich veranlaßt gesehen, gegen die Verschwendungssucht jugendlicher Arbeiter vorzugehen, indem sie einen Sparzwang anordneten. In Berlin dürfen wöchentlich nur 18 M. und 1/3 des diese Summe übersteigenden Wochenlohnbetrages an Jugendliche vor dem vollendeten 18. Lebensjahre in bar ausgezahlt werden, der Rest muß vom Arbeitgeber auf die Sparkasse auf das Buch des Arbeiters gebracht werden. Diese Verordnungen lenken den Blick auf die Frage der Entlöhnung der Arbeiter im allgemeinen, und dem tieferen Blick zeigt sich bald, daß an dieser Stelle ein Mißstand herrscht, der abgeändert werden muß, „um die Kraft und die Gesundheit unseres Volkes vor schweren Schäden zu bewahren", wie es in der Berliner Verfügung heißt. Es zeigt sich, daß diese Verordnungen nur die eine Seite, die Verschwendung Jugendlicher treffen; aber nicht die andere Seite, die Not der Familien mit zahlreicher Kinderschar. Da aber gerade in dieser Zeit, in der es gilt, Mittel und Wege zu ersinnen, wie die großen Aufgaben nach dem Kriege bewältigt werden sollen, die Frage der Bevölkerungspolitik, das heißt die Frage des deutschen Nachwuchses, in den Vordergrund tritt, so wird die Lösung der Lohnfragen, so äußerlich sie auch sein mag, auch hier vorwärtsbringen. Ich weiß sehr wohl, daß das Zweikindersystem nicht lediglich wirtschaftlicher Not zuzuschreiben ist, sondern auch in den wohlhabenden Klassen angewandt wird. Andererseits darf man aber nicht vergessen, daß wirtschaftliche Not zweifellos das größte Hemmnis der Volksvermehrung ist, und daß der aufgeklärte Arbeiter, wenn er sieht, wie gut kinderarme Familien im Gegensatz zu den kinderreichen fortkommen, nach einer weit verbreiteten Anschauung ein dummer Tölpel wäre, wollte er die ihm angepriesenen Mittel zur Verhütung der Empfängnis nicht benutzen.

Der Lohn müßte mindestens doch so sein, daß er in allen Lebensaltern ungefähr den notwendigen Ausgaben entspräche. In früheren Zeiten ist er das gewiß auch meist gewesen. Das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer war damals noch ein engeres als heute, wo der Arbeitgeber den Arbeiter nur als Ware betrachtet und betrachten kann. Heute ist der Lohn des jugendlichen Arbeiters viel zu hoch, der des verheirateten älteren Arbeiters viel zu niedrig, wie man aus einer einfachen Gegenüberstellung von Einnahmen und Ausgaben sehen kann. Der Berechnung will ich die Löhne einer rheinischen Stadt für gelernte Arbeiter zugrunde legen und bei den Ausgaben Durchschnittswerte, für Nahrung z. B. für einen Erwachsenen täglich 1,00 M., für Kinder die Hälfte, annehmen. Es kommt auf die Höhe der Einzelposten nicht so sehr an, ich will nicht beweisen, daß die Arbeiterlöhne überhaupt zu niedrig sind, es kommt mir nur auf den Unterschied der Einnahmen und Ausgaben in den verschiedenen Altersstufen an.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1. Der gelernte Arbeiter ist 18 Jahre alt, unverheiratet.

Seine Einnahmen betragen jährlich (Annahme von 300 Arbeitstagen): 300 × 4,50 = 1350 M.

Seine Ausgaben betragen:

a) Nahrung 365 × 1,00	365,00 M.
b) Wohnung einschl. Heizung und Licht	200,00 M.
c) Kleidung	100,00 M.
d) Versicherungen etwa	50,00 M.
e) Verschiedenes und zur Abrundung	35,00 M.
	750,00 M.

Er hat also jährlich einen Überschuß von 600 M. Zugegeben, daß eine Anzahl Arbeiter aus diesem Gelde Eltern oder Geschwister unterstützt, so ist eben doch der größte Teil sein freier Herr und legt diesen Betrag nicht auf die Sparkasse. Es findet ein Anreiz zum Wohlleben und zur Ausschweifung statt, dem die Wenigsten gewachsen sein werden. Man kann auch von einem jungen ungebildeten Manne kaum soviel Ernst und soviel Denken an die Zukunft verlangen, daß er sich eine genügende freiwillige Beschränkung auferlegt. Sahen wir's doch oft genug in Friedenszeiten, daß gebildete junge Männer solchem Anreiz auch nicht widerstehen konnten.

2. Der Arbeiter ist 25 Jahre alt, jung verheiratet, ohne Kinder.

Seine Einnahmen betragen: 300 × 5,00 = 1500 M.

Seine Ausgaben stellen sich auf:

a) Nahrung 2 × 365 × 1,00	730 M.
b) Wohnung mindestens	200 M.
c) Heizung und Licht	100 M.
d) Kleidung 2 × 100	200 M.
e) Versicherungsgelder etwa	50 M.
f) Verschiedenes und zur Abrundung	70 M.
	1350 M.

Noch kommt er also aus. Aber der Überschuß beträgt nur noch 150 M. Wenn man den täglichen Nahrungsbedarf eines Kindes mit 0,50 M. ansetzt, würde der Überschuß schon nicht mehr zur Ernährung eines Kindes ausreichen.

Nehmen wir aber eine Arbeiterfamilie mit 4 Kindern als Durchschnitt, so ergibt sich gar folgendes Bild:

3. Der Arbeiter sei 37 Jahre, verheiratet, habe 4 Kinder:

Seine Einnahmen sind: 300 × 5,50 = 1650 M.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seine Ausgaben dagegen:

a) Nahrung 2 × 365 × 1,00 + 4 × 365 × 0,50 =	1460 M.
b) Wohnung mindestens	300 M.
c) Heizung und Licht	100 M.
d) Kleidung 2 × 100 + 4 × 25	300 M.
e) Versicherungen etwa	50 M.
f) Schule und Lehrmittel	50 M.
g) Verschiedenes und zur Abrundung	90 M.
	2350 M.

Es zeigt sich also ein rechnerischer Fehlbetrag von 700 M. Selbst wenn der Betreffende in seiner Jugend sparsam gelebt hat, wird es ihm nie gelingen, diese jährlichen Ausfälle zu decken. Er muß von Jahr zu Jahr wirtschaftlich herabsinken. Das ist nicht gerade ein angenehmes Gefühl! Wie sollen die Schulden gedeckt werden? Landarbeit kann etwas, ein weniges, vielleicht jährlich 100 M. einbringen. Das genügt nicht. Es bleibt fast nur: Heimarbeit oder Fabrikarbeit der Frau und der Kinder, sobald diese eingespannt werden dürfen. Wenn Krankheit hinzutritt, und die Möglichkeit steigert sich ja auch mit der Zahl der Familienglieder, ist es völlig aus. Schönaich-Karolath sagt in seinem Buche „Bürgerlicher Tod" etwa so: Diese Leute sind, wenn Krankheit hereinbricht, wie das Gras, über das die Walze geht; sie legen sich hin, um nie wieder aufzustehen. Es kann nicht richtig sein, daß die gesunde Vermehrung der Familie wie eine Strafe wirkt, wir müssen unbedingt wieder dahin kommen, daß Kinder wahrhaft ein Segen sind.

Es kommt aber für den denkenden Arbeiter noch ein anderer Gesichtspunkt hinzu. Er weiß wohl, daß der Kollege, der mit geringerem Lohne auskommen kann, als Lohndrücker wirkt. Die Lohndrücker sind nicht nur die billigen Italiener und Russen, sondern auch die Jugendlichen, auch z. B. die Frauen, und das um so mehr, je geringer die Arbeitsklasse ist, d. h. je weniger Erfahrung und Wissen zur Verrichtung der Arbeit gehört. Körperlich ist der Mensch etwa um das 25.—30. Lebensjahr auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit, dem Unternehmer ist es aber doch gleichgültig, ob der Arbeiter eine Familie zu ernähren hat oder nicht. Was in aller Welt sollte ihn denn bewegen, lieber einen alten Mann mit hohem Lohn anzustellen als einen jungen mit niedrigem, wenn dieser mindestens dasselbe leistet?

Um die Größe der Frage zu schätzen, vergegenwärtige man sich, daß rund 80% des deutschen Volkes den unbemittelten Klassen angehören. Man bedenke auch, daß dem Landmann die Kinder, sobald sie groß sind, Helfer und Mitarbeiter werden, dem Industriearbeiter Wettbewerber!

Wie ist zu helfen? Vom freien Unternehmertum kann hier nichts erwartet werden. Die staatlichen und städtischen Betriebe mit ihren An-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gestellten könnten eine andere Regelung der Lohnklassen einführen, den Lohn für Jugendliche noch niedriger, den für Erwachsene höher ansetzen. Die Folge wäre wahrscheinlich, daß sie nur noch ältere Arbeiter bekämen. Einen ganz kleinen Schritt hierhin hat die Stadt Düsseldorf gemacht, indem sie bestimmte, daß an Jugendliche unter 18 Jahren in der Regel nicht mehr als 3,00 M. Tagelohn gezahlt werden solle. Eine wirkliche Besserung kann aber meines Erachtens nur erfolgen, wenn die Verfügungen der Generalkommandos von Kassel und Berlin für das ganze Reich Geltung erhalten und nicht nur für die Kriegsdauer gemacht sind und wenn sie entsprechend ausgebaut werden.

Das Berliner Generalkommando nimmt einen wöchentlichen Lohn von 18 M. als genügend für junge Leute an, das ist im Jahre 18 × 52 = 936 M. Der dritte Teil des Überschusses (in unserem 1. Fall $^1/_3$ [1350 — 936] = 138 M.) wird außerdem ausgezahlt und steht zur freien Verfügung. Der Arbeiter kann also etwa 400 M. jährlich sparen. Im 25. Lebensjahr hat er bei einem Zinsfuß von $3^1/_2$% ein Kapital von 3112 M. angesammelt, das ihm jährlich schon etwa 110 M. an Zinsen einbringt. Würde ihm nun ferner eine Kinderunterstützung in Form einer Rente gezahlt, die das Kapital in etwa 15 Jahren aufzehrt, so könnten ihm schon hinreichende Mittel für die Erziehung seiner Kinder gewährt werden.

Bei einer solchen Einrichtung würde aber die kinderlose Familie immer noch gleich der kinderreichen behandelt werden. Für besser würde ich daher eine Art Kinderversicherung nach Art der Alters- und Invalidenversicherung halten. Die jugendlichen Arbeiter hätten hohe Beiträge etwa bis zum 25. Lebensjahre, allmählich geringer werdend und dann ganz aufhörend, zu zahlen. Und die Versicherten würden dann für jedes Kind vom 1. bis 15. Lebensjahr Beihilfen erhalten. Wer keine Kinder hat, bekommt keine Beihilfen. Die Unternehmer sollen von Beiträgen an die Versicherung freibleiben, die Versicherung soll nicht den Stempel einer aus Nächstenliebe oder Gönnertum erwachsenen Einrichtung erhalten, sondern sie soll von Arbeitern für Arbeiter gemacht werden. Die Höhe der Versicherungsprämien und die Höhe der Beihilfen für Kinder richtet sich nach der Höhe des Lohnes. Die Versicherung muß für das ganze Reich zwangsmäßig vom Staat eingerichtet werden. Die Verwaltungskosten sollte der Staat tragen, da er ein Interesse an der Aufzucht gesunder Kinder hat.

Allerorten hört man jetzt den Ruf ertönen: wir brauchen mehr Menschen. Wenn man sich die großen Verluste und den Geburtenrückgang der letzten Jahre, andererseits das ungeheuerliche Wachstum unseres östlichen Nachbarn vor Augen hält, dann kann sich wohl kein Denkender der Einsicht verschließen, daß wir allerdings alle Kräfte anspannen müssen. Aber die, die so laut rufen, werden gut tun, zu gleicher Zeit die Hemmnisse aus dem Wege zu räumen, die dem zurzeit sichtlich vorhandenen Willen im Wege stehen. Mich dünkt, hier sei ein Weg gezeigt. **Karl Gehring.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Beiträge zur sexuellen Frage.

Der Krieg, den wir unter westeuropäischen Völkern, und zumal in diesem Riesenstile, von unserem Wertmaßstab der Kultur aus für unmöglich gehalten hätten, stellt uns ein großes Problem dar. Von diesem Problem abgesehen gibt es kaum ein einziges von so großer Bedeutung für die Allgemeinheit und besonders keines, das so nahe die Naturwissenschaft angeht, wie das sexuelle Problem.

Es ist kein Zweifel, daß in dieser Frage vorwiegend die Medizin berufen ist, Licht in das Dunkel zu bringen, das für sehr viele Menschen darüber schwebt. Man kann wohl ruhig sagen, daß, wer nicht die naturwissenschaftlichen Wurzeln des Problems zu erfassen sucht, die Tiefen der Frage und die richtige Methode der Behandlung nicht treffen wird.

Es ist mir nun nicht möglich, auf wenigen Seiten einer wohl von Leuten aller Bildungsgrade gelesenen Zeitschrift irgendwie erschöpfend die wissenschaftlichen Grundlagen zu behandeln. Aber auf die Bitte der Schriftleitung antworte ich doch gern mit einigen Richtlinien, die auch in der deutschen Ärztewelt jetzt anfangen, ihre Daseinsberechtigung sich zu erkämpfen. Ich kann und will nicht hier die Fragen der perversen Geschlechtsbefriedigung anschneiden, will auch die öfter behandelte, aus triftigen Gründen abzulehnende Selbstbefriedigung auslassen, die zweifellos bei beiden Geschlechtern eine große und oft tragisch endende Rolle spielt. Ein besonders entscheidender, klar umrissener Ausschnitt der Frage und der Erscheinungen aus diesem großen Kapitel mag es nur sein, dem diese Zeilen gewidmet sind.

Das sexuelle Problem besteht für beide Geschlechter. Man sucht es zu ergründen und tastet sich vorwärts zu einer Lösung seit Jahrtausenden. Der Ausgangspunkt des Problems ist bei beiden Geschlechtern, wenn man genau zusieht, wohl nicht der gleiche. Das liegt erstens an der, natürlich im Laufe von Jahrhunderten von vielen äußeren Faktoren auch beeinflußten, Naturanlage, die nicht ganz gleichartig ist, und zweitens liegt es an der verschiedenen sozialen Stellung des Mannes und der Frau.

Der Mann weist einen starken aktiven Geschlechtstrieb auf. Dagegen spielt wohl auf der weiblichen Seite die entscheidende Rolle die Frage: Wie kann ich in einer Ehe glücklich werden? Man erkennt sofort, daß dieser Wunsch nach dem Kriege für viele wesentlich schwerer erfüllbar sein wird, als vor dem Kriege, da dieser eine nicht unbeträchtliche Zahl der Männerwelt, die schon in Friedenszeit etwas in der Minderzahl ist, hinweggerafft hat. Wir haben also in der Frauenwelt mit einer beträchtlichen Verschärfung des sexuellen Problems

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nach dem Kriege zu rechnen, die bereits merklich ihre Schatten vorauswirft. Jede solche Verschärfung ist aus naheliegenden Gründen für weibliche Individuen Anlaß zu weitergehenden Zugeständnissen. Man hofft durch deren Anwendung doch noch zum Ziele zu kommen. Und Vielen bringt dieses Experiment den Ruin ihres Lebens. Der Satz dürfte wohl mit ziemlicher Allgemeinheit gelten: Alle Zugeständnisse auf seiten des weiblichen Teils vor der Ehe werden letzten Endes nur gemacht, wenn und weil der unmittelbare Weg zur glücklichen Ehe versperrt ist. Von krankhafter Anlage gelten natürlich andere Gesetze.

Man hört oft die Behauptung, daß der Sexualtrieb, besonders des Mannes, der stärkste Trieb sei, den es überhaupt gebe. Die Richtigkeit dieses Satzes kann man bei genauer Betrachtung doch bezweifeln. Wenigstens dürfte eine Art pathologische (= krankhafte) Entwickelung hierin vorliegen, die ihre ganz bestimmten Gründe hat.

Genau gesehen scheint mir der Selbsterhaltungstrieb der stärkste menschliche Trieb zu sein. An sein ganz allgemeines Wirken und damit dauerndes Befriedigtwerden haben wir uns so gewöhnt, daß wir gar nicht mehr darauf achten, ihn kaum noch so stark in Rechnung setzen. Der Sexualtrieb macht mehr von sich reden, weil er zu schwereren Komplikationen und Kollisionen führt. Aber er macht sich auch stärker, als er brauchte, geltend,

1. da vieles in unserer Kultur auf seinen Anreiz eingestellt ist,
2. da die weitgehende theoretische Unklarheit zum ständigen Nachgrübeln darüber verführt, und
3. unter dem Einfluß starker herrschender Massensuggestionen.

Wir leiden also kurz gesagt unter der Tatsache, daß die mit dem sexuellen Gebiete zusammenhängenden Ideen „überwertig" geworden sind. (Diesen Begriff aus dem Gebiete der Nervenkrankheiten darf ich wohl als bekannt voraussetzen.) Ganz grob ausgedrückt müssen wir also sagen, daß diese ganze Gedankenwelt maßlos ins Kraut geschossen ist. Bei wie vielen Menschen mag sie vielleicht 90% aller Gedanken ausmachen! Ist das normal? Wie viele andere Gebiete gibt es, über die nachzudenken sich viel mehr lohnt, als über dies, wobei die Gedankenbahn oft im Sumpfe endet! Tausende von Romanen und Witzblättern spiegeln dem modernen Menschen vor, daß das sexuelle Leben ungeheuer interessant und immer neuer Wandlungen und Wendungen fähig sei, und genau besehen ist es einförmig und gleichartig, wozu die im ganzen eindeutigen physiologischen Vorgänge zwingen. — Unnatürlich aufgepeitscht wird der Geschlechtstrieb namentlich durch den sexuellen Witz. Was der Naturforscher staunend in seinen Studien verfolgt, vom Werden und Wachsen des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lebens, was er noch zum Teil als unentschleiertes Geheimnis mit einer Art Ehrfurcht bewundert, indem er ahnend sich naht (man denke an die Vererbungsfrage in ihren letzten Kausalzusammenhängen), das reißt jener brutal in den Schmutz. Der sexuelle Witz ist eins der Grundübel unserer Geisteskultur, er ist ein deren Aufsteigen beträchtlich verhinderndes Verbrechen am Menschengeschlecht. Ihn auszuschalten, wäre schlechthin Willenssache. Möchte sich ein Gesamtwille unseres Volkes in dieser Richtung Bahn brechen! Wäre dies geschehen, so würde man vermutlich kaum noch behaupten können, daß der Sexualtrieb der stärkste aller Instinkte sei.

Der Krieg trägt auch in mancher Hinsicht das Seine zur Beurteilung unserer Frage bei. Wie viele verheiratete Feldsoldaten, die ihre Frau daheim wirklich lieb haben, mögen sich zwingen, jetzt enthaltsam zu sein, sind es mit gutem Erfolg nun schon seit Monaten, in Einzelfällen vielleicht über Jahresfrist! Die Strapazen des Feldzuges in abliegenden Gegenden Rußlands oder Serbiens mögen ihnen in dieser Richtung zu Hilfe kommen. Soviel ich beurteilen kann und sah, hatten unsere Leute während der Monate in Rußland nicht Bedürfnis und Neigung, mit der weiblichen Bevölkerung schmutziger polnischer Bauerndörfer, die wir fast ausschließlich berührten, in nähere Verbindung zu treten, zumal da man sich meist fast gar nicht verständigen konnte. Dabei will und kann ich leider nicht sagen, daß die Mehrzahl der Verheirateten unserer Kameraden den eben charakterisierten Standpunkt einnimmt. Die meisten muten aber ihren Frauen zu, ihnen, den Männern, unbedingt treu zu bleiben. Ein Hauptmann, der seine Leute recht gut kannte, sagte mir — es war noch in Frankreich —, er sei geneigt, anzunehmen, daß in seiner meist aus Verheirateten bestehenden Truppe etwa drei Fünftel diesen Standpunkt der Treue einhielten. Es ist klar, daß auf die Haltung der übrigen zwei Fünftel auch der Truppenarzt noch nicht unwesentlichen Einfluß hat, je nachdem, ob er ihnen die Enthaltsamkeit empfiehlt und medizinisch als unbedenklich nachweist oder den gegenteiligen Standpunkt vertritt. — Auf feindlichem Boden kommt als erschwerendes Moment ja noch hinzu, daß jedes Liebäugeln mit der fremden Bevölkerung doch schließlich ein Verbrechen an der nationalen Sache ist, ebenso wie zu Beginn des Krieges unseren Frauen und Mädchen jede Annäherung etwa an französische Offiziere als solches ausgelegt wurde. —

Also kann man sagen, daß ein Trieb der stärkste ist, der sich nahezu oder ganz ohne irgendwelchen Nachteil, allmählich mit der Gewohnheit immer besser, zurückdrängen läßt? Mir scheint, daß der Hunger, also eine Seite des Selbsterhaltungstriebes, ein stärkerer Instinkt ist, wenigstens normalerweise. Er fordert noch unwiderstehlicher, und,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

längere Zeit zurückgedrängt, stellt er die Existenz des Menschen überhaupt ernstlich in Frage. —

Bildlich gesprochen ist uns also im System unserer Sexualorgane ein fein eingerichtetes Instrument anvertraut, allerdings ohne die vom Feinmechaniker seinen Instrumenten immer beigegebene Gebrauchsanweisung. Letztere muß in unserem Falle erst auf dem Wege der Erfahrung, die von vielen Menschen zusammengetragen wird, gefunden werden. Viele Menschen gehen mit diesem wertvollen, staunenswert fein organisierten Instrument um, als wenn es ein wertloses Spielzeug wäre. Aber fragen wir nach seinem Zweck.

Nicht alle Zweckfragen sind so einfach und klar zu beantworten, wie diese. Diese Organe dienen zum Hervorbringen der nächsten Generation, also zur Ermöglichung der Fortdauer der Art. Aber sofort wird die Antwort weniger eindeutig, wenn man nach dem Zweck des Geschlechtstriebes fragt. Gehen wir zunächst von der Tierwelt aus. Bei ihr ist der leicht erkennbare Zweck des Geschlechtstriebes der, daß die beiden Geschlechter einander finden und so die Fortpflanzung der Arten gewährleistet wird.

Beim Menschen ist, wie leicht ersichtlich, diese Zweckbestimmung hinfällig, da der Verstand ihm sagt, daß das Fortbestehen des Stammes, der Familie, wünschenswert und notwendig ist. Was soll ihm also der Sexualtrieb? Sollen wir sagen, daß er beim Menschengeschlecht atavistisch und entbehrlich ist? Für das Lebensstadium der Ehe ist wiederum die Antwort leicht zu geben, aber im allgemeinen werden zwei einander entgegenstehende Antworten aufgestellt. Die eine besagt, daß dieser Trieb einfach einer Befriedigung seiner selbst zustrebt, also dem Menschen angenehmes Behagen schaffen soll, eine Art momentaner Gefühlsseligkeit. Die andere Seite behauptet einen sich aufs Geistige im spezielleren Sinne richtenden Zweck, nämlich daß gerade das mehr oder weniger starke (weil zeitweise sozial notwendige) Ankämpfen gegen den Trieb der Charakterentwickelung des Menschen ungemein förderlich ist. Das Erlernen dieses gewissermaßen Ausbalancierens der Kräfte zur Gleichgewichtserhaltung ist für den Charakter lebenswichtig, da es auch auf anderen Gebieten verschiedentlich notwendig ist. Wer es nicht gelernt hat, bleibt im Schlepptau seiner Leidenschaften. Solche Menschen erscheinen in geistiger und schließlich auch in körperlicher Beziehung am Ende als Ruinen. Ein solcher einseitiger Hang ohne vorhandene und anerzogene Hemmungen wird zu einer Art Manie und führt Manchen in Nervenanstalt oder Irrenhaus. —

Also kurz: Der Geschlechtstrieb ist unter normalen, das heißt leider in unserem Kulturstadium vielfach erst noch idealen, Durchschnitts-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bedingungen ein nicht unbedingt und jederzeit Befriedigung erfordernder Trieb, also ein „beherrschbarer". Der recht weit verbreitete Irrtum, das Gegenteil anzunehmen, beruht einerseits darauf, daß die sexuellen Ideen in weitem Umfang „überwertig" geworden sind und anderseits darauf, daß man auf Grund mangelhafter Beobachtung den Geschlechtstrieb etwa mit dem Hunger in Parallele setzte, was betreffs der Folgen fehlerhaft ist.

Allerdings insofern darf man einen Vergleich mit dem Magen oder manchen anderen Körperorganen ziehen: Es gibt deren solche, die dauernde konzentrierte Aufmerksamkeit nicht gut vertragen. Viele sogenannte Neurastheniker bekommen Magenbeschwerden, weil sie immer in kleinlich skrupulöser Weise an ihren Magen denken. So soll man auch den Sexualorganen nicht konzentrierte Aufmerksamkeit schenken. Allerdings soll man ihnen Schonung und Vorsicht widmen, wie es der feine, zarte Aufbau, den die Naturwissenschaft aufdeckt, fordert, aber sonst kann man sie sich selbst überlassen. Dann bleiben sie am gesündesten. —

Im zweiten Teil meiner Ausführungen komme ich auf zwei ungesunde Arten der Befriedigung des Geschlechtstriebes.

Das Damoklesschwert, das über beiden schwebt, ist die Gefahr der Geschlechtskrankheiten. Über diese selbst kann ich hier bei der nötigen Kürze fast nichts sagen. Es ist dies ein oft behandelter und im ganzen wohl jetzt ziemlich bekannter Stoff, so daß ich mir auch deshalb seine Behandlung sparen kann.

Die Meinung der Befriedigungsnotwendigkeit des Sexualtriebes hat neben dem durch die Kulturentwicklung und Vernunft gegebenen Wege des von allen Besonnenen anerkannten sogenannten „gebundenen Geschlechtslebens" in der Ehe zu zwei verschiedenen Aushilfsvorschlägen geführt. Beim Durchmustern der darauf bezüglichen wissenschaftlichen Literatur vor dem Kriege findet man diese beiden Möglichkeiten einander schroff gegenübergestellt:

1. eine möglichst ungefährlich gestaltete Prostitution, und
2. das irgendwie umschriebene und dadurch dem gebundenen Geschlechtsleben möglichst angenäherte „Verhältnis".

Schaut man sich die Wirklichkeit des letzteren an, so wird man in Anbetracht des Durchschnitts davon überzeugt, daß kaum etwas anderes, als die leichteste Form der Prostitution, oder in vielen Fällen ein Übergang zu dieser, zur öffentlichen oder zur geheimen, dabei herauskommt. Wie oft heißt es im Krankenhausdienste bei der Frage an Prostituierte, wie sie zu diesem traurigen Dasein gekommen seien, als Antwort: Der Anfang war ein „Verhältnis"! —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Charakter junger Leute, gerade in dem Stadium der Begeisterung für die „freie Liebe", ist nie so stark, daß beiderseits Untreue mit Sicherheit ausgeschlossen wäre. Den Beweis dafür, daß selbst das scheinbar idealste „Verhältnis" für den einen Teil mindestens den Übergang zu dieser oder jener Form der Prostitution bedeuten kann, brauche ich nicht erst ausführlich anzutreten. Die Erfahrung, wenigstens in typischen Einzelbeispielen, liegt fast jedem, der nicht blind ist in der Welt, die ihn umgibt, erreichbar nahe. Wenn erst die Moralstatistik im weiteren Sinne in Zukunft so weit ausgebaut werden kann, daß sie auch auf solche Fragen Antwort gibt, so wird für keinen, der sehen will, noch ein Zweifel möglich sein.

Also bei diesem fließenden Übergang zwischen Prostitution und Verhältniswesen bleibt eigentlich nur übrig, die Frage so zu stellen: Wie soll man über diesen gesamten Erscheinungskomplex denken, wie zu ihm Stellung nehmen?

Darüber sind sich Fachleute kaum im Unklaren, daß der Satz gilt: Ohne Bestehen der Prostitution und der damit zusammenhängenden Erscheinungen wäre das Bekämpfen der Geschlechtskrankheiten, ja vielleicht sogar deren Ausrottung, keine schwierige Sache mehr. Die Prostitution ist jedenfalls die fast allein in Betracht kommende Quelle und Nährerin der Geschlechtskrankheiten. Man versteht darum nicht, warum nicht die deutschen Frauen, die doch so oft unschuldig die äußerst bedauernswerten Opfer dieser Seuchen werden, nicht mit größter Energie gegen dieses Unwesen kämpfen. Es gäbe oder gibt bis jetzt keine wirksamere Art des Selbstschutzes für sie. Das von der neugegründeten Gesellschaft für Rassenhygiene vorgeschlagene beiderseitige ärztliche Gesundheitsattest vor der Eheschließung wird ja, wenigstens in seiner allgemeinen Durchführung, noch länger auf sich warten lassen müssen. Und selbst bei erreichter Durchführung stieße die ärztliche Diagnosenstellung gegenüber der heimtückischen Gonorrhöe bei unseren bisherigen Hilfsmitteln auf recht empfindliche Schwierigkeiten.

Es gibt keinen anderen Weg aus der wegen mehr als wahrscheinlicher Infektionsgefahr bangen Alternative von Prostitution und Verhältniswesen, als den Verzicht auf das eine, wie auf das andere.

Viele halten noch große Stücke auf die sogenannten Präservative oder Schutzmittel. Es ist in ärztlichen Kreisen kein Geheimnis, daß ihr Schutz nicht ausreicht, speziell bei der oft über weite Bezirke des Körpers sich verbreitenden Syphilis.

Der bisher verfolgte Gedankengang hat uns also bis zu dem Vorschlag geführt, mit der Prostitution in jeder Form zu brechen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

allerdings eine starke Anforderung an den vielfach so zersplitterten Willen des modernen Menschen. Aber die Kriegsnot ist sicher ein gewaltiger, wuchtiger Hebel zur Einstellung auf den sittlichen Fortschritt. Kein Zweifel, daß zu Beginn des Krieges ein kraftvoller Idealismus eingesetzt hatte, an den sich noch immer anknüpfen läßt. Damals empfanden wir unmittelbar die Größe und Wucht des Vaterlandsgedankens. Gelingt es, jene Stimmung neu zu beleben, und klingt der Grundakkord der Stimme klaren Denkens mit, so mag es uns gelingen, bei Vielen, erst denk- und dann willensmäßig diesen gewaltigen Bruch mit der Vergangenheit herbeizuführen. Wir werden sie überzeugen von der Verächtlichkeit und Schädlichkeit dieses so tief eingewurzelten Lasters. Wie eine Krebsgeschwulst nagt und zehrt es am Leibe des deutschen Volkes, bis die Thoriumstrahlen neuer Erkenntnis seine Zellen, die Bordelle, Kaffee-, Wein- und Animierkneipen und die Tanzlokale, wo die Prostitution sich breitmacht, hinwegfegt. Bevor diese Wandlung sich vollzieht, können unsere Großstädte nicht geistig-hygienisch gesunden.

Doch sehen wir uns die Prostitution noch etwas genauer an, um sie in ihrem Wesen zu erkennen! Das schleichende Übel macht sich mit seinen geistigen Einflüssen in den verschiedensten Lebensgebieten geltend, in mehr oder weniger starker und deutlicher Weise: in der Kunst und Literatur, in der Mode, aber auch in der sprachlichen Ausdrucksweise des Volkes. Ja selbst in den Wortschatz der sogenannten „oberen Zehntausend" dringen, sich zeitweise hervorwagend, Wörter ein, die im Bordell ihre Heimat haben und dort höchstens hingehören.

In Arbeiterkreisen zumal ist oft die Meinung verbreitet, daß meist wirtschaftliche Not die Mädchen zwinge, den Weg des Dirnentums zu beschreiten. Das ist ein Irrtum. Nachgewiesenermaßen stammt die Mehrzahl in diesem ekelhaften Gewerbe aus dem Dienstmädchenstande, dem man im allgemeinen nicht gerade wirtschaftliche Not nachsagen kann. Aber daß er bei der oft damit verbundenen geistigen Vereinsamung und gerade infolge Verfügens über etwas Geld und andere materielle Mittel wahlloses Anknüpfen von Verhältnissen in freien Stunden nahelegt, ist klar. Bei der kaufmännisch oder dergleichen beschäftigten Mädchenwelt tut Putzsucht, Eitelkeit und Hang zum Luxus noch einiges Wesentliche bei den Motiven hinzu. — Später im Sumpfe sittlicher Verkommenheit schätzen sie sich selbst in nüchternen Stunden als recht verächtlich ein. Oft, wenn ich Patientinnen fragte: Wissen Ihre Angehörigen, wo Sie sind und was Sie treiben? hieß die Antwort: „Sie dürfen das nie wissen, ich bin für sie verschollen und werde erst, wenn ich mich wieder herausgearbeitet habe, wieder auftauchen!" Bei wie Wenigen kommt dieser Augenblick und diese Möglichkeit! Gewiß ist das weitere Schicksal einer Anzahl,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß sie heiraten. Manche mögen dadurch wieder etwas aufsteigen. Aber die Tatsache solcher Heiraten ist doch anderseits ein Symptom völligen Verzichts auf sittliche Ansprüche in manchen Kreisen unserer Männerwelt!

Aber der Bedarf für die Prostitution wird nicht gedeckt durch die, die freiwillig kommen, bei denen übrigens auch oft mit allen Mitteln lügnerischer Überredung nachgeholfen wird. Von der Krankenhausentlassung des gefallenen Mädchens bekommt oft schon die Bordellwirtin Wind und stellt sich am Tore des Hospitals auf. Das allerschlimmste ist der sogenannte Mädchenhandel, der international und schwunghaft mit regelrechten Geldsummen (bis zu Tausenden von Mark „pro Stück") für die „Ware" arbeitet. Natürlich kommt alles darauf an, die Opfer über den Vorgang im Unklaren zu halten, was durch geschwätzige, suggestive Überredung, aber manchmal auch gewaltsam durch Betäubungsmittel (wie Morphium) geschieht.

Eine Agentin des Mädchenhandels gab später selbst etwa folgendes Beispiel:

Sie mietet sich einer an der Peripherie der Großstadt gelegenen Mädchenschule gegenüber eine Wohnung. Vom Fenster aus kann sie die Kinder mittags beim Verlassen des Schulhauses beobachten. Nach genauerer Umschau unter dem ältesten Jahrgang ist sie mit sich über die Wahl des Opfers einig. Sie nähert sich bei passender Gelegenheit vorsichtig, herablassend und mit gewinnendster Liebenswürdigkeit dem betreffenden Mädchen, das demnächst Ostern die Schule verlassen soll, und mietet es zunächst stundenweise zur Hilfe bei der Hausarbeit. Nach Schulbeendigung ist sie ganz bei der „vornehmen Dame" als Dienstmädchen und erhält sehr gute Bezahlung. Nichts gibt Anlaß zu Verdacht. Die leichtgläubige Mutter läßt sie dann an einer Auslandsreise teilnehmen, die das Mädchen in ein Antwerpener Bordell führt. Erst am Ziele angekommen, ahnt sie die Falle, hat aber niemand als Beistand, keiner versteht ihre Sprache. Sie ist verloren, ihre Spur verwischt. —

Das sittliche Urteil über eine Einrichtung, die mit derartig verbrecherischen Mitteln arbeitet, sollte nicht schwer fallen. — Weil auch tatsächlich die Prostitution bei nüchternem Besehen dem sittlichen Urteile des Durchschnittsmenschen schon niemals standhielt, so suchte sie stets einen Rückhalt an gewissen offiziellen Größen. Dazu bot sich im Altertum die Naturreligion, die bereit war, das Mysteriöse im Naturwunder der Menschenerschaffung symbolisch und schließlich drastisch in den Kultus aufzunehmen. Zu was für abscheulichen Vorgängen und Szenen das geführt hat, läßt sich denken. Das

Christentum war die erste Religion der Geschichte, die grundsätzlich einen Schnitt machte zwischen sich und aller Prostitution und erklärte: „Der Hurer hat nichts zu tun mit dem Himmelreich!" So mußte die Prostitution denn aus diesem Schutze, den bis dahin selbst Tempel und Heiligtümer ihr gewährt hatten, flüchten und rettete sich unter den Schutz des Staates. Wie oft nehmen Menschen daran Anstoß, daß der Staat dies schmutzige Gewerbe „konzessioniert", wie sie sagen. Juristen erklären uns, daß es sich nie dafür um Konzessionen im strengen Sinne und formell handelt, sondern lediglich um duldendes Gewährenlassen von Dingen, die eigentlich dem Kuppeleiparagraphen verfielen. Krankenhauspatienten wundern sich schmerzlich, daß sie sich in gut kontrollierten Bordellen anstecken konnten. Man sieht allenthalben die Unhaltbarkeit und Unlogik, das Widerspruchsvolle der gegebenen Zustände auf diesem Gebiete. Aber Wandel kann erst eintreten, nach den Grundsätzen unseres Staates, wenn der Mehrheitswille sich auf die Änderung richtet. Nehmen wir an, der Mehrheitswille des Volkes, wie, daraus folgend, der des Reichstags, schlüge in diesen Punkten zum Besseren um, dann bedürfte es zwar einer neuen, darauf eingestellten Pädagogik in Schule, Haus und Volk, um die junge Generation von vorn herein auf bessere Wege zu führen, und einer von ernsten Leitmotiven durchdrungenen Ärzteschaft; aber mit Hilfe solcher Faktoren könnte es allmählich gelingen, auf diesem sexualethischen Gebiete das „Mittelalter" zum Abschluß zu bringen und einer volksgesundheitlichen Neuzeit entgegenzuschreiten. —

Selbst verkommene Mädchen sind zum Teil nicht besserer Einsicht bar. Freilich sind viele notorisch schwachsinnig, nach Schätzung mancher Nervenärzte über 30%.

Eine Polizeiassistentin erzählte mir einmal, seit man alle Mädchen, die sich zur Kontrolle melden wollten, ihr erst vorführe, so daß sie nochmal eingehend mit ihnen sprechen und ihnen ins Gewissen reden könne, hätte sich in jener betreffenden Stadt keine mehr zur Kontrolle aufnehmen lassen, also die Abnahme sei beträchtlich und die heimliche Prostitution habe nicht merkbar zugenommen. Letztere untersteht ja stellenweise sehr scharfen Polizeibestimmungen und möglichst verhindernder Überwachung. Gleichfalls gibt es sehr einschränkende Polizeiverordnungen gegen die öffentliche Prostitution, wovon leider das Bürgertum meist nichts weiß. So ist zum Beispiel vielfach Straßenaufenthalt der Prostituierten nach bestimmter Stunde (etwa abends 9 Uhr) strafbar oder irgendwelches Sichbemerkbarmachen in selbst unauffälligster Form (Winken, Klopfen, also nicht nur Anreden) verboten*).

*) Ebenso haben die Lokale keine Schankkonzession!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Öffentlichkeit könnte also vor den Belästigungen des Unwesens stark geschützt sein, wenn das Publikum selbst die Durchführung der Polizeiverordnungen unterstützte. Meist genügt Anzeige und Aussage eines Einzelnen zur Herbeiführung einer empfindlichen Strafe für solche Dreistigkeiten. Freilich wundert man sich auch im allgemeinen oft, wie viel auch der weibliche Teil der Bevölkerung an mehr oder weniger aktiven Taktlosigkeiten und Anpöbelungen der Männer, sogar auf freier Straße, sich gefallen läßt. Eine Patientin, die sich auch einmal wegen ähnlicher Dinge klageführend aussprach, ließ sich nur sehr schwer beruhigen; sie klagte: „Wenn es nur nicht oft der Chef [also der Brotgeber] wäre!" —

Günstiger und erfolgreicher, als Besserungsversuche an Prostituierten, wäre die Vorkehrung, daß möglichst niemand erst so weit sinken möchte. Das ist nun eine Erziehungsfrage für sich. Soweit es sich um die Rettung „gefallener" Mädchen handelt, dürfen natürlich persönliche Opfer nicht gescheut werden; es kostet großen Aufwand an Geduld und liebevoller Erziehungskunst. Diese müßte nach der ersten, meist bitter bereuten, Katastrophe einsetzen von seiten edler, vorbildlicher Familien, die unter guter ärztlicher hygienischer Aufsicht vertrauenseinflößende Aufnahme und persönlichen Anschluß gewähren müßten. So wäre durch weitgehende Selbstlosigkeit, die immerhin der nötigen Vorsicht nicht entbehren soll, vieles zu retten. —

Leider reicht der Raum nicht, um nach dieser kurzen Charakterisierung der Prostitution und Andeutungen über die Abhilfe nun die medizinisch geklärte Tatsache darzulegen, daß Enthaltsamkeit keine krankhaften Organveränderungen hervorruft*). Darin sind sich im Grunde alle Ärzte einig, daß die Beschwerden und Leiden erlebter Ansteckung viel schwerer sind, als die auch lange ertragener Enthaltsamkeit. Man empfiehlt also nichts Unmögliches und befindet sich auch in Übereinstimmung mit hohen ärztlichen Stellen unseres Feldheeres, wenn man auf die außereheliche Enthaltsamkeit hinweist als die beste Prophylaxe, d. h. den besten Seuchenschutz und die beste Grundlage, soweit die sexuelle Seite in Frage kommt, eines guten Gewissens.

Dr. Büsching.

---

*) Näheres über diesen und andere hier berührte Punkte in dem 1913 bei M. Költz, Leipzig, Johannisplatz, erschienenen, vor einer Männerversammlung gehaltenen Vortrag des Verf.: „Sexuelle Beschränkung ein Weg zur Freude" (20 Pf.), dessen 2. Auflage bald erscheinen dürfte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alt und Neu

Unter „Alt und Neu" geben wir zu geeigneter Zeit Stücke aus den Werken alter und neuer Dichter und Schriftsteller. Wir bevorzugen dabei selbstverständlich solche Werke, die nicht nur künstlerischen oder literarischen Wert haben, sondern von denen auch ihr Inhalt erweist, daß sie zu dem Gesunden gehören, was in unserm Land und Volk (oder anderswo) wächst und wird. **Vortrupp.**

Fremdenlegionär Kirsch.

Unser Mitherausgeber Hans Paasche hat soeben bei Scherl in Berlin ein Buch veröffentlicht, das wir als ein treffliches Mittel im Kampfe um das Wohl des deutschen Volkes mit Freuden begrüßen und unseren Lesern warm empfehlen. Wir haben es von Anfang an als eine unserer Aufgaben betrachtet, die deutsche Jugend vor dem Eintritt in die Fremdenlegion nach Kräften zu warnen, bedeuteten doch die Tausende von Volksgenossen, die im kräftigsten Alter der Legion anheimfielen, einen steten schweren Verlust an deutscher Zukunftshoffnung. Es gab bisher nur wenige wertvolle Bücher, die die Fremdenlegion ernstlich bekämpften; die meisten Veröffentlichungen nutzten den ergiebigen Stoff nur mit allen Mitteln der Sensation aus. Paasches Buch, dem ein tatsächliches Kriegserlebnis eines jungen Deutschen zugrunde liegt, tritt in eigenartiger Form von einem ganz neuen Gesichtspunkt aus an die Frage heran und beleuchtet gleichzeitig das Frankreich der ersten Kriegsmonate in sehr interessanter Weise. So trägt es auch zur Kenntnis unserer Gegner wesentlich bei. Wir wollen unsere Leser mit einem hierfür sehr bezeichnenden Abschnitt aus dem Buche bekannt machen. **Vortrupp.**

Ich nähte das Abzeichen der Legion, die Granate mit der hervorbrechenden Flamme, an die Mütze und stand nun fertig angekleidet da. Ich war froh, daß ich aus meinen alten, schmutzigen Lumpen heraus war, die ich so lange hatte ungewaschen tragen müssen, und fühlte mich in der reinen, luftigen Kleidung so recht wohl und warm.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen rückten wir, unsere zehn „Blaue", ohne Gewehr hinter der Kompagnie hinaus auf den Übungsplatz, wo wir eingeübt werden sollten. Es war der bei den Soldaten der Garnison Bayonne bekannte „Camp-St. Léon". Da lernten wir von einem Soldaten Erster Klasse die „école du soldat", die Anfangsgründe des Infanteriedienstes. Unser Lehrer war ein Luxemburger und konnte gut Deutsch sprechen. Mitunter entfuhren ihm echt deutsche Flüche. Ich mußte lernen, rechtsum kehrt zu machen.

Obwohl ich abends müde war, ging ich doch regelmäßig in die Stadt, um etwas von Land und Leuten zu sehen und meine Lage recht zu beurteilen. Ich litt zuerst sehr unter dem dauernden Angebrülltwerden und unter dem Zwang, mich mit keinem Menschen aussprechen zu dürfen. Ich merkte auch viel von Lastern der älteren Soldaten, und es bedrückte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mich, mit Menschen dieser Art zusammen sein zu müssen. Alkoholismus und Abirrungen spielten eine große Rolle. Ich war froh, wenn ich abends allein spazieren gehen konnte, und las dann mit Aufmerksamkeit die neuesten Fernsprüche, in denen die Worte „Nous progressons" (wir schreiten vor) sich immer wiederholten. Aus den Nachrichten konnte ich aber sehen, daß von Fortschritten der Franzosen eigentlich keine Rede war.

Am Ende des ersten Tagzehntes bekam ich den lächerlichen Lohn von 55 Centimen. Davon wurden mir gleich 15 abgezogen, wofür mir ein Paket Tabak, Zigarettenpapier und Streichhölzer in die Hand gedrückt wurden. Da ich Nichtraucher war und der Tabak den Soldaten billig überlassen wurde, konnte ich meinen Tabak gleich für 25 Centimes verkaufen. In Frankreich besteht ja das Tabakmonopol, und der Staat hat einen Vorteil davon, den Soldaten einen Teil des Soldes in Tabak zu geben. Es ist also eine planmäßige Erziehung zum Rauchen, und über diese Tatsache sollte man nicht hinwegsehen, wenn es gilt, sich ein klares Bild von der Entartung der Franzosen zu machen. Wenn Alkohol und Nikotin so gleichmäßig und ohne Unterbrechung über ein Volk ausgeschüttet werden, müssen sie ganz bestimmte Erscheinungen hervorbringen, über die sich mit der Zeit auch die Wissenschaft immer klarer werden dürfte.

Die Soldaten drehten ihre Zigaretten mit einer Fingerfertigkeit, die erstaunlich ist. Fast konnten sie es im Schlaf.

Obwohl der Lohn so gering war, wartete ich doch jedesmal gespannt auf den Tag der Löhnung und ging beglückt mit den 55 Centimen zur Stadt. Etwas Schreibpapier und Obst, das waren die Einkäufe, die ich mir dafür leisten konnte. Bei jedem Gang richtete ich meine Schritte zu einer Buchhandlung, in deren Fenster ein Plan der Umgegend von Bayonne hing. Auch in der Kammer des Schießunteroffiziers hing eine sehr gute Karte und bald gelang es mir, sie genauer anzusehen, indem ich mich öfter zum Reinigen der Gewehre meldete. Ich kannte bald jeden Weg der Umgegend und wußte, daß die spanische Grenze nur 25 Kilometer entfernt war.

In meiner Korporalschaft war ein spanischer Sergeant, der hier als einfacher Soldat diente. Er war von seiner spanischen Truppe hierher entlaufen, um Lorbeeren im Kriege zu erringen. Den hörte ich oft über die schlechte Behandlung schimpfen. Als ihm einmal ein Korporal zu nahe getreten war, hatte er ihn bedroht und war mit vier Tagen Arrest bestraft worden. Er zeigte mir sein Bild in spanischer Uniform und eine spanische Münze, die er im Kriege mit den Riffpiraten erworben hatte. Nach seiner Entlassung aus dem Arrest zeigte er sich sehr mißmutig, und eines Abends fehlte er bei der Musterung. Er war über die Grenze entflohen und kehrte nicht wieder. Die spanischen Kameraden erzählten nach einigen Tagen, daß er Briefe schrieb, er sei glücklich hinübergekommen; er fürchte die Strafe nicht, die ihn dort erwarte. Es gab im Regiment noch viele Enttäuschte. Nur die alten Soldaten, die aus Gewohnheit und weil sie ihre Selbständig-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

keit verloren hatten, alle Übel hinnahmen und sich in der Freiheit nicht mehr zurecht fanden, waren gleichmütig und erneuerten meist ihre Verpflichtungen nach Verlauf von fünf Jahren wieder. Empörend war, daß mancher neutrale Ausländer durch List in die Legion gebracht worden war. Ein junger Schweizer, der als Mechaniker zu Beginn des Krieges in einer französischen Großstadt ohne Arbeit herumgeirrt war, wurde von der Polizei beschwatzt, er könne eine Stelle in einer Waffenfabrik bekommen, wenn er Militärperson sei, und hatte sich mit dieser Aussicht anwerben lassen. Er war dann gegen seinen Willen als Soldat der Legion festgehalten worden. Deshalb war er jetzt völlig trübsinnig. Mir ging es bald nicht besser. Ich versuchte mich aufzurichten mit dem Gedanken, daß der Dienst bei der Legion für mich nur ein vorübergehendes Erlebnis sei.

Böse Geschichten hörte man abends beim Wein. Die Legionäre erzählten, wie es zu Beginn des Krieges in Sidi-bel-abes, von den Legionären genannt „die Hölle", und in Casablanca hergegangen sei. Das Erste Fremdenregiment bestand zum größten Teil aus Deutschen. Als der Krieg ausgebrochen war, wurde es den Leuten bei der Musterung mitgeteilt. Da man glaubte, die Deutschen würden meutern, hatte man mehrere Kompagnien französischer Kolonialtruppen, die auf die Fremdenlegion schlecht zu sprechen waren, bereitgehalten. Als sich die Leute in den Stuben besprachen und einige Hitzköpfe sagten, man müsse sich weigern, jetzt weiter zu dienen, wurden die feindlich gesinnten Truppen auf die Deutschen losgelassen. Ein wüster Geselle, ein Italiener, brüstete sich, einen Deutschen, dem er Geld schuldig war, bei dieser Gelegenheit mit so und so viel Zoll „kaltem Stahl" zurückbezahlt zu haben. Viele Deutsche wurden bei der Keilerei aus dem Fenster hinausgeworfen und getötet. Die übrigen wurden gefangengesetzt. Mehrere wurden nachher noch wegen Meuterei erschossen. Derartige Sachen hörte ich, und es mußte wahr sein; denn oft fiel die Äußerung: „Wenn wir mal nach Deutschland kommen, dann wollen wir es so machen wie in Casablanca."

Eines Morgens war großer Lärm. Auf dem Kasernenhof kam in geschlossenen Reihen ein großer Zug Engländer an. Bald hörte man, daß es Tschechen seien, die bei Ausbruch des Krieges in England waren, von England erst als Österreicher gefangengesetzt, dann aber freigelassen wurden, als sie sich bereit erklärt hatten, für die Sache der Tschechen mit Rußland gegen Österreich zu kämpfen. Es waren meist junge Menschen: Studenten, Kaufleute und Kellner, die den „Sokols", Turnvereinen, angehörten. „Nazdar", begrüßten sie sich. Das ist etwa so, als wenn unsere Wandervögel jetzt „Heil" rufen.

Sie hatten auch ein Blatt, das „Nazdar" hieß. Sie wurden von Männern gebildeter Stände geführt; es waren österreichische Reserveoffiziere dabei. Diese Legion der Tschechen wuchs bald auf mehrere tausend Köpfe an, bildete ein ganzes Bataillon und wurde von den Franzosen begeistert

empfangen. Der Bürgermeister von Bayonne wurde zum Ehrenvorsitzenden des Empfangsausschusses gewählt. Die Damen der Stadt stifteten eine rotseidene Fahne. Darauf war in Gold ein schreitender Löwe gestickt. Die Tschechen wurden täglich in die Stadt eingeladen und waren wegen ihrer musikalischen Begabung sehr beliebt. Sie waren schon in England militärisch ausgebildet und dann den Franzosen zugesandt worden. Ungern trennten sie sich nach Wochen von der englischen Kleidung, in der sie den Bewohnern auffielen. Mit diesen Tschechen hatte ich bald mehr Verkehr, weil ich in den Flügel der Kaserne kam, in dem sie lagen. Dort war Platz geworden, weil Truppen an die Front gegangen waren. Es wurden von Zeit zu Zeit aus fertig ausgebildeten Rekruten Bataillons de marche gebildet, die den Standort verließen. Jeder trachtete danach, in ein solches Bataillon zu kommen, weil das eintönige Leben in Bayonne verhaßt war.

Mittlerweile erregte ich die Aufmerksamkeit des Adjutant Guillot, und er sorgte dafür, daß ich zum fonctionnaire caporal (diensttuenden Unteroffizier) ernannt wurde. Später meldete ich mich auch zum Offizieranwärter. Ich wurde dienstlich mehr in Anspruch genommen, durfte aber abends eine Stunde länger auf Urlaub bleiben. Als meine englischen Sprachkenntnisse entdeckt worden waren, mußte ich auch bald Kameraden unterrichten. Gerade die Tschechen waren meine Schüler, und ich sprach, wenn sie Französisch nicht verstanden, Englisch mit ihnen. Die Namen der Leute sind mir unvergeßlich. Auch den Unterricht, den ich hielt, werde ich nie vergessen: „Le fusil se compose de 6 parties principales: premièrement la boîte à culasse“ — — —. (Das Gewehr besteht aus sechs Hauptteilen: zuerst dem Kolben und dem Schaft, dann dem Lauf mit seinem Schloß und Magazin — — —.)

Oft mußte ich mit meiner Truppe zum Schießplatz. Die Kurgäste von Biarritz hatten sich in dem schönen Kiefernwalde einen Schießstand eingerichtet, „le tir Biarritz-Bayonne“, der besonders vornehm ausgestattet war und wie eine große Rennbahn schön gepflegte Rasenplätze, gute Zäune und praktische Einrichtungen hatte. Dieser Schießstand wurde jetzt im Kriege von der Militärverwaltung in Anspruch genommen.

Es war ein Genuß, hier einen Vormittag zu verbringen. Jeder Mann schoß jedesmal acht Patronen. Wir schossen auf „silhouettes“, die deutsche Soldaten darstellten. Es wurden immer zwölf Mann abgezählt, die einen Stand einnahmen. Der eine Stand war für liegende, der andere für stehende Schützen, ein anderer für Schießen aus dem Graben. Der Befehl lautete: „Feu à huit cartouches sur les cibles qui sont devant vous à deux cent cinquante mètres — commencez le feu!“ (Acht Schüsse auf die 250 m-Scheiben ... Gebt Feuer!)

Es waren Scheiben, die alle deutschen Truppengattungen darstellten. Ich dachte: „Auf diese Deutschen kannst du ruhig schießen“, und schoß gut. Ich hatte fast immer die meisten Punkte. Nach mir war ein Tscheche der beste Schütze.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Kompagnieführer und andere Vorgesetzte stifteten oft Preise. Meist war es Tabak, und die Aussicht, mir mit Schießen etwas Geld zu verdienen, verlockte mich sehr. Ich war ja meistens Gewinner, und als Nichtraucher verkaufte ich dann den Tabak.

Auf dem Schießplatz war eine Kantine, in der zwei Schwestern bedienten. Die eine sah immer so ernst aus. Eines Tages erzählte sie mir sehr traurig, ihr Bruder sei kriegsgefangen in Halle. Sie zeigte mir einige Ansichtskarten. Da konnte ich mich nicht enthalten, ihr zu sagen, daß ihr Bruder es nicht schlecht haben könnte, und gestand ihr, daß ich Deutschland recht gut kenne. Bei jeder Gelegenheit suchte ich nun ihre Gesellschaft auf und freute mich, wenn meine Schilderungen ihr Gesicht aufhellten und daß ich mich im Gespräch mit einem Menschen an meine Heimat erinnern durfte. Das Schießen brachte mir auch einen großen Vorteil ein: In mein Dienstbuch wurde eingetragen: „Bon tireur" (Guter Schütze), und mir stand das „cor de chasse" (Waldhorn) zu, ein Abzeichen auf dem Ärmel. Jetzt in Kriegszeiten wurde aber kein Wert darauf gelegt, und ich trug es nicht.

Beim Schießen wurde immer genau nachgesehen, daß niemand Patronen bei sich hatte, weil vor kurzem ein rumänischer Legionär einen Sergeanten niedergeschossen hatte. Der Täter wurde gerade in diesen Tagen in Bordeaux erschossen. Die Legionäre erzählten sich die Geschichte jedesmal, wenn wir im Walde an der Stelle vorbeikamen, wo die Tat geschehen war.

Mitunter wurden Märsche an den Strand von Biarritz gemacht, dann badeten wir im Meere. Wenn wir an den Villen der Kurgäste vorbeizogen, wurden wir oft mit Liebesgaben bedacht.

Unterwegs wurden sehr schöne Marschlieder gesungen. Eins der schönsten war das bekannte Fremdenlegionslied:

Soldats de la légion, la légion étrangère n'ayant point de patrie, la France est votre mère!

(Soldaten der Legion, da die Fremdenlegion kein Vaterland hat, so ist Frankreich eure Mutter!)

Man hörte aber auch Lieder in den Sprachen anderer Nationen, und es fiel auf, welch schöne Lieder gerade die Tschechen hatten.

Die Engländer sangen das Modelied: „It's a long way". Auch die Amerikaner sangen reine Gassenhauer. Seltsamerweise hörte man mitunter auch deutsche Lieder, so: „Ich hatt' einen Kameraden", aber die wurden mehr aus Scherz gesungen.

Eines Tages kam ich aus der Kapelle hinaus und mußte in ein „Marabout" ziehen. Das wurde für mich eine Zeit des Leidens; ich war noch tropisches Klima gewöhnt und litt sehr unter der Nässe und Kälte. Das nasse Stroh, das mir als Lagerstatt diente, ist mir noch in schrecklicher Erinnerung. Zudem wurden die Anstrengungen des Dienstes immer größer. Die Märsche dehnten sich weit in die Gebirgsketten hinein, und es war nicht selten, daß eine ganze Anzahl Soldaten am Wege liegen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

blieb. Es gingen zwar immer einige Hilfswagen mit, in die die ersten Kranken hineingepackt wurden. Viele andere aber konnten nicht mehr aufgenommen werden, sie hielten sich an den Wagen oder blieben liegen, und dann mußten Unteroffiziere bei ihnen zurückbleiben, die ihnen das Leben nicht gerade erleichterten. Wenn die Wagen zur Kaserne zurückkehrten, wurden die Schlappgewordenen unter höhnischen Bemerkungen der Zuschauer ausgeladen. Wer nicht wirklich krank war, wurde schwer bestraft.

Die Märsche hatten für mich viel Wert, weil wir dabei der spanischen Grenze nahe kamen. Mitunter gingen wir gerade auf den Landstraßen, die für eine Flucht in Betracht kamen, und ich prägte mir die Merkmale des Weges ein. Wir übten hier das Vordringen der Truppen auf Landstraßen. Als erste wurden vorgeschoben „les éclaireurs", einige Leute, die sich, im Weggraben möglichst versteckt, vorschleichen und bei jedem Verdächtigen stehen bleiben und es untersuchen müssen. Mit ihnen verbunden ist die „avant-garde". Dahinter durch Verbindungsleute verbunden das Gros. Dann folgt die „arrière-garde", und das Ganze wird flankiert durch die „flancs-gardes". Das alles stand auch in meinem Unterrichtsbuch. Die praktische Einübung konnte für mich nirgends lehrreicher sein als hier in den Vorpyrenäen. Sehr gerne übernahm ich die Aufgabe des éclaireur und hoffte, dabei der spanischen Grenze recht nahe zu kommen und womöglich gleich zu entfliehen. Je besser ich die Gegend kennen lernte, desto mehr wurde in mir der Plan zur Flucht gefestigt. Die Stadt, die ich mir hinter der spanischen Grenze als Ziel ausgesucht hatte, hieß Pamplona; für eine Flucht von der Küste aus kam San Sebastiano in Frage. Um den Plan zur Flucht zu vervollständigen, wollte ich Urlaub in die Umgebung haben, aber leider bekamen wir Fernurlaub nur nach Biarritz. So benutzte ich erst einmal diesen Urlaub nach dem berühmten französischen Badeort am Ufer der Biskaya.

Rund um uns

Erdsegen. An schönen Frühlingstagen mache ich mich sehr oft eine Stunde früher aus den Federn, lasse Stadtbahn Stadtbahn sein und wandere zu Fuß von dem Vorort in die Großstadt zur Arbeitsstätte. Der Weg führt mich durch ein weites Gelände, das nur noch zum geringen Teil in den Händen seiner ehemaligen Besitzer, der Bauern des Vorortes, ist. Die Grundstücksspekulanten haben sich hier noch weit vor den ersten Häuserblocks der Großstadt große Grundstücke gesichert, um sie demnächst mit riesigem Gewinn loszuschlagen. Ihre Pläne und Wünsche werden in Erfüllung gehen; denn die Wellen des steinernen Meers der Stadt branden immer weiter, und die Zeit ist nicht fern, da sie bis an den Rand des Vorortes lecken. Eingesprengt in den Grundbesitz der Spekulanten liegen große Flächen städtischen Besitzes, kleinere,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

noch den Bauern gehörende, und ferner mehrere Hektar fiskalischen Eigentums. Vor dem Kriege bot dieses umfangreiche Gebiet einen höchst traurigen Anblick. Der Boden, fruchtbarste Ackererde mit hohem Humusgehalt, Boden, wie er besser in ganz Westdeutschland kaum zu finden ist, lag hier völlig unbenutzt. Hauhecheln, Disteln, Quecken, Dost und Nesseln machten sich breit, wo schon vor zweitausend Jahren, ehe der Römer nach dem Westen kam, der fleißige Marser goldigen Weizen baute. Wie Oasen in der Wüste waren die wenigen bäuerlichen Parzellen anzusehen, die in guter Kultur standen. Das Herz tat einem weh, wenn man sah, welche Verschwendung mit dem besten Gut, das das Vaterland hat, hier getrieben wurde.

Die Gründe für den traurigen Umstand, daß das vorzügliche Land nicht bestellt wurde, sind allzu bekannt, treffen doch die geschilderten Tatsachen mehr oder weniger für alle Großstädte zu. Den Spekulanten lag nichts daran, ihren Besitz durch Landbau auszunutzen. Ganz abgesehen davon, daß sie in den meisten Fällen von der Ackerwirtschaft nichts verstanden, bemühten sie sich auch nicht im geringsten, die Felder zu verpachten und dadurch dem brachliegenden Boden Gewinn zu entlocken. Warum sich Mühe und Unkosten, Unbequemlichkeiten und Ärger aufladen! Was sie jährlich an Pacht verloren, das schlugen sie doppelt und dreifach auf den Bodenpreis. Die durch das schnelle Wachstum der Stadt bedingte ungeheure Wertsteigerung des Bodens hielt sie bei völliger Untätigkeit gänzlich schadlos, ja warf ihnen einen schier märchenhaften Gewinn mühelos in den Schoß. Die Bauern des Vorortes zeigten zudem auch wenig Lust, das Land als Pachtland in Kultur zu nehmen. Der Spekulant war nicht geneigt, das Feld auf längere Zeit hinaus pachtweise abzugeben; denn er rechnete damit, daß er es eines Tages als Bauland plötzlich losschlagen konnte; und der Bauer hatte von seinem Standpunkte aus durchaus recht, wenn er sich auf eine kurze Pachtzeit nicht einließ; denn wie hätte er mit Lust und Liebe des Ackers pflegen können, sofern er gewärtig sein mußte, daß er ihm alle Augenblicke entzogen werden konnte. Für solche unsicheren Geschäfte ist ein Bauer nicht zu haben, und er nimmt den Kampf mit Unkraut und Quecken nur dann auf, wenn er weiß, daß er den Feind schlagen und die Früchte des Sieges auf Jahre hinaus ernten kann.

Nun hätte schließlich das Land noch in kleineren Parzellen an Kleinpächter abgegeben werden können, die es zum mindesten — selbst bei ganz kurzer Pachtzeit — als Kartoffelland in Kultur nehmen konnten. Dazu hätten sich vielleicht die Besitzer verstanden. Aber die Pächter blieben aus. Bei den billigen Gemüse- und Fruchtpreisen verstand sich so leicht keine Arbeiterfamilie dazu, ein Stück Gartenland zu bebauen. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Landbau vor dem Kriege in weiten Kreisen unseres Volkes als eine Arbeit niederen Ranges angesehen wurde, als eine Arbeit, die bei schwerer Mühe und vielen Unbequemlichkeiten nur einen geringen Gewinn abwarf.

So kam es denn, daß in der Nähe der Großstädte weite Strecken Ödland lagen, große Flächen besten Ackerbodens zur Wildnis wurden, die nicht selten einer überaus eigenartigen Fauna zum Tummelplatz diente; kam es doch z. B. in einer Großstadt des Westens vor, daß durch Lässigkeit nicht allzuweit von der Stadt entfernt eine große Fläche Landes versumpfte und neuerdings der Wildgans, der Wildente und dem Bläßhuhn mitsamt der Rohrdommel eine Heimat bot, aus der die Artgenossen vor fünfzig Jahren unfreiwillig hatten weichen müssen.

Und wenn ich heute von dem Vorort zur Stadt wandere, glaube ich manchmal, in einer ganz anderen Gegend zu weilen. Sie hat sich so verändert, daß man sie gar nicht wiedererkennt. Nirgendwo erblickt das Auge noch Ödland. Große Flächen sind unter den Pflug gekommen; eine Unzahl von Gärten und Gartenstücken reihen sich aneinander. Selbst die niedrigen Stellen, wo Jahre lang Schutt abgeladen wurde, sind in Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nutzung genommen. Ein wahrhafter Landhunger hat die Leute ergriffen: auf den Schutthalden sind große Haufen von Steinen, Trümmern und Abfall aufgeschichtet, so daß neben ihnen kleine Fleckchen Erde frei geworden sind, die nun im Frühling eifrig bestellt werden.

Eine uralte gewaltige Lehre hat der Krieg so manchem unserer Volksgenossen verkündet, eine Weisheit, die beinah vergessen schien: die Erde bringet Brot!

War es notwendig, daß die alte Wahrheit weiten Kreisen unserer Bevölkerung von neuem aufging?

Darauf kann man nur eine bejahende Antwort finden. Wie oft beklagte man vor dem Kriege die von Jahr zu Jahr stärker einsetzende Landflucht! Wie unendlich viel wurde geredet über den traurigen Zustand, daß Hunderttausende unserer heimischen Bevölkerung den Zusammenhang mit der heimischen Scholle verloren, jener urewigen unübertrefflichen Nährmutter Leibes und der Seele! Die furchtbaren Schäden am Volkstum, die die Loslösung von der Scholle zur Folge hatte, lagen zu offensichtlich am Tage, als daß sie geleugnet werden konnten. Der Nachwuchs der bäuerlichen Bevölkerung sank in den Großstädten nur zu bald zum Proletariat herab; er verkümmerte geistig und leiblich.

Man erklärte die Landflucht zumeist als die Folge der wirtschaftlichen Entwicklung: Der Agrikulturstaat wandelte sich in einen Industriestaat um, und der Zug zur Stadt sei eine notwendige Begleiterscheinung, die, wenn sie auch nicht durchweg erfreulich sei, so doch keineswegs unterbunden werden dürfe. Ohne Zweifel war die Landflucht zum großen Teil durch die Umgestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse begründet; aber es darf doch nicht verkannt werden, daß viele Tausende aus dem Volk eine stille Sehnsucht nach dem Stadtleben im Herzen trugen. Viele, viele, die auf dem Lande ein sicheres und reichliches Brot aßen, ergriff eine sonderbare Unruhe, die sie nicht mehr losließ, bis sie die Großstadt gesucht hatten, wo ihrer gar oft die herbsten Enttäuschungen warteten. Es zeugt von tiefem Verständnis für die verborgensten geistigen Strömungen im Volksleben, wenn der Verfasser des „Helmut Harringa" das überaus tragische Schicksal des Claus Mertens durch die stille Sehnsucht der Frau Lisbeth, dieses sonst so braven, tüchtigen Weibes, nach der Stadt begründet. Jener geheime Drang im Volke beruht — und das ist nicht minder tragisch — auf dem stillen Sehnen nach Lebensverfeinerung, Lebenserhöhung, mit einem Wort: auf dem Bedürfnis nach Kultur, das dem Menschen angeboren ist und ihn erst zum Menschen macht. Aber leider ist sich der Mensch in seinem dunklen Drange des rechten Wegs oft nicht bewußt: das Volk verwechselte Schein mit Sein, hielt das glänzende Flittergold der Zivilisation für das gewichtige Edelmetall wahrer Kultur. In seiner Naivität verkannte es, daß die wahre Lebenserhöhung ganz unabhängig von der Arbeit der Hände und dem äußeren Lebenszuschnitt ist. Niemand wird es seines Irrtums wegen verdammen: wie Parzival suchte es nach dem Glück, und selbst sein Streben in die Irre war ein Suchen und Greifen nach der Wahrheit und dem Ideal.

Es gab vor dem Kriege einsichtige Männer genug, die längst erkannt hatten, welch falsche Wege betreten wurden. Sie warnten und mahnten; aber ihre Stimmen verhallten ungehört. Wer weiß, ob sich das Volk aus eigenem Willen zurechtgefunden hätte; denn ein trügerisches Ideal ist immerhin ein Ideal. Da kam der Krieg. Der hartherzige Feind versperrte das Meer, und die Einfuhr stockte. Die Überfülle der Märkte schwand, und die Lebensmittel wurden knapper. In der Not erinnerte man sich der Zeugungskraft des heimischen Bodens: Die Erde bringet Brot! Das Volksgewissen wurde wach: wer gutes tragfähiges Land unbenutzt liegen ließ, galt als ein Mensch, der dem Vaterlande gegenüber eine Schuld auf sich lud. Schon kurz nach Beginn des Krieges begann man mit der Bestellung brachliegender Felder. Viele aber konnten sich zu Anfang noch nicht aufraffen. Sie lebten des Glaubens,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß der Krieg rasch zu Ende gehen würde. Dieser Glaube aber erwies sich als ein Wahn. Monat um Monat raste die Kriegsfurie; der Frieden lag in weiter Ferne. Und mit jedem Kriegsmonat ward die Knappheit der Lebensmittel größer. Da packte das Volk ein heißer Wunsch: Land, Land begehrte es, um Brot aus der Erde zu bringen.

Und wenn ich heute in der Morgenfrühe oder am Spätnachmittage durch die Felder wandere, die einstmals öde und trostlos dalagen, so ist es belebt von fleißigen Menschen: Frauen und Kinder sind frisch bei der Arbeit, roden, graben, säen und pflanzen. Gar oft spreche ich mit ihnen. Von ihrer Arbeit zumeist, vom Gedeihen der Pflanzen und von der Hoffnung auf die Ernte. Die Gedanken, die ihnen bei ihrem Schaffen Herz und Sinn bewegen, sind mir vertraut; denn nach harter Müh der Tage ist es mir gelungen, draußen im Vorort ein Häuschen mit Gartenland zu erwerben, und ich weiß aus Erfahrung, was in Hirn und Seele wach und groß wird, sobald der Spaten in der Hand das Erdreich meistert: gläubige Zuversicht, Vertrauen auf die kommende Zeit, Hoffnung, Mut, Kraft und Festigkeit, ja auch ein wenig Trotz und Starrsinn und Bauernzorn — das alles keimt auf und reckt sich hoch. Und wer Jahr um Jahr den Spaten führt, der spürt diesen anderen „Erdsegen", der jenseit alles materiellen Guts, welches die Arbeit des Spatens lohnt, in der Welt des Geistes kräftig fortzeugt und Werte schafft, die für Volk und Vaterland von unschätzbarer Bedeutung sind. Und wenn ich nun mit den Fleißigen auf den Feldern rede, so ist mir's oft, als fühlte ich greifbar, daß sie dieses anderen Erdsegens bereits teilhaftig geworden sind. Mut und Kraft zum Ausharren in schwerer Zeit kommt ihnen zusehends; ein leiser Trotz zieht seine Linien um ihren Mund: „Wenn das alles wächst und Frucht trägt, sind wir aus dem Gröbsten heraus, und wir können es abwarten!"

Und wenn ich dann an den letzten der eifrig Schaffenden vorüber meiner Heimstatt entgegenwandere, so kommt mir zuweilen der Gedanke: Hätten auch wohl ohne die grimme Not dieses furchtbaren Krieges so viele, viele unserer Volksgenossen den Weg zur Scholle zurückgefunden? Würden sie sich ohne die Erfahrung der bösen Kriegszeit so voll innerster Überzeugung der Wahrheit bewußt geworden sein, daß derjenige in allen Stürmen des Lebens nicht so leicht zu beugen ist, der den innigen Zusammenhang mit der heimischen Scholle wahrt?

So oft ich mich dies frage, lautet die Antwort: Wohl kaum! Denn Überredung vermag wenig; nur was uns durch Erleben und Erfahrung zuwächst, vermag uns innerlich umzubilden. Und noch etwas anderes läßt uns dieser urgewaltige Drang, die Sehnsucht der breiten Masse nach „Land" für die Tage der Zukunft erhoffen: die Verwirklichung eines Planes, der für unser Volk zu einer unerschöpflichen Quelle des Glückes und Segens werden kann. Einsichtige Sozialpolitiker und wahre Menschenfreunde haben längst gefordert, daß man Mittel und Wege finde, dem heimatlosen Industriearbeiter ein eigenes Heim mit Haus und Garten zu verschaffen, damit er nicht zum elenden Proletarier herabsinke, der, um das beste und schönste des menschlichen Lebens betrogen, seine Tage in dumpfem Groll und öder Bitterkeit verlebe. Wenn der gute Wille von „o b e n" noch so frisch und stark und freudig an die Förderung dieses Werkes ginge, es würde nie etwas Großes und Herrliches geschaffen werden können, solange es an dem Willen von „u n t e n" fehlte.

Und wer möchte behaupten, daß dieser Wille von „unten" durchweg als eine Gegebenheit anzusprechen wäre!

Meistern aber der Wille von „oben" und der von „unten" brüderlich vereint die Dinge, so daß das große Werk gelingt und der Industriearbeiter seßhaft wird, dann werden die künftigen Geschlechter diesen furchtbaren Krieg, der heutzutage allerorten die Jammerpforten öffnet, trotz allem dankbar als einen Lebenserneuerer und Glückesspender preisen.

D. Darenberg.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

5. Jahrgang Nr. 12 16. Juni 1916

Unser Kanzler.

Der „Vortrupp" hat sich schon vor dem Kriege ausdrücklich zu der Person unsres jetzigen Reichskanzlers bekannt. Was wir jetzt erleben, veranlaßt uns, dieses Bekenntnis nachdrücklich und freudig zu wiederholen:

Daß Herr v. Bethmann Hollweg gut und klug ist, war schon vorlängst bekannt. Seine Güte hat ihm den Mut gegeben, zuerst von allen leitenden Staatsmännern der kriegführenden Völker, das erlösende Wort von der Friedensbereitschaft auszusprechen. Und seine Klugheit läßt ihn erkennen, daß ein Friede von der Art, wie ihn Bismarck im Jahre 1866 mit Österreich-Ungarn geschlossen hat, von allen Arten die besten Früchte trägt — die Früchte jenes Bismarckschen Friedens genießen wir ja gerade jetzt.

Was aber die letzte Zeit Manchem, der es noch nicht wußte, neu gezeigt hat, das ist, daß der jetzige Kanzler des Deutschen Reiches auch ein sehr starker Mann ist. Es hat eine Kraft dazu gehört, wie sie nur ganz Wenigen eigen ist, um — allen möglichen Strömungen zum Trotz (sie näher zu kennzeichnen, verbietet der Burgfriede) — in dem verhängnisvollen Streit mit Nordamerika die Lösung durchzusetzen, die der Kanzler durchgesetzt hat. Er hat unserm Deutschland damit wenigstens ein Jahr Krieg und zum mindesten einige hunderttausend deutsche Menschen gespart; er hat wahrscheinlich damit auch verhindert, daß sich sonst, trotz aller Siege, das Schicksal schließlich doch noch gegen uns gewendet hätte.

Davon, daß dem deutschen Reichskanzler diese Kraft erhalten bleibt, hängt jetzt das Geschick unsres Volkes ab. Nach dem, was bisher geschehen ist, dürfen wir aber auch bestimmt hoffen, daß er stark bleibt. Und daß er alle Versuche Unberufener (sie zu nennen und ihre Beweggründe zu beleuchten, verbietet ebenfalls der Burgfriede), uns in eine Politik uferloser Abenteuer und unabsehbarer Kriegsdauer zu stürzen, ebenso kühl und bestimmt ersticken wird, wie bisher. Seine prachtvolle Reichstagsrede vom 5. Juni ist uns eine neue Gewähr dafür.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Name v. Bethmann Hollweg ist heute ein Programm. Dessen Inhalt lautet: Ein baldiger, ehrenvoller Friede, der dauern wird, weil er nicht den Keim zu Revanchekriegen in sich trägt. Und von dem um deswillen Deutschland dauernd Früchte ziehen wird, wie von dem Bismarckschen Frieden des Jahres 1866.

„Denn bill'ge Furcht erwecket sich ein Volk,
„Das mit dem Schwerte in der Hand sich mäßigt."

Vortrupp.

... Herunter mit der Maske, damit man sieht, wer sie trägt!... Meine Herren, es ist bitter, die Lügen im Auslande abzuwenden; zuwider ist es, wenn Schmähungen und Verleumdungen in der Heimat auftreten. Ich nehme den Kampf dagegen auf, ich werde ihn durchfechten. ... Die Piraten der öffentlichen Meinung treiben leider häufig Mißbrauch mit der Flagge der nationalen Ehre.... Ich weiß sehr wohl die Unterscheidung zwischen nationalen und anderen Parteien, die vor dem Kriege eine Rolle gespielt hat. Aber die schönste Frucht, die dieser Krieg im Innern bringen kann, wird es doch sein, daß wir diese Unterscheidung ein für allemal zum alten Eisen legen können....

Der Kanzler im Reichstage am 5. Juni 1916.

... Der Reichskanzler verfügt über das unbegrenzte Vertrauen der Bundesfürsten und des Bundesrats, unserer Verbündeten und ihrer Staatslenker, und täglich mehr über das Vertrauen des ganzen deutschen Volkes. Das Volk ist dem Kanzler dankbar, daß er den Ausbruch des männermordenden Krieges zu verhindern versucht hat, wenn auch seine Anstrengungen nicht von Erfolg gekrönt waren. Besonders dankbar sind wir, daß er uns vor einem unheilvollen Konflikt mit den Vereinigten Staaten bewahrt hat. Wir wissen jetzt schon, wie wertvoll es für uns ist, daß wir den Frieden mit den Vereinigten Staaten bewahren konnten, und daß wir uns damals nicht aus neben der Sache liegenden Motiven in eine verderbliche Politik haben hineinreißen lassen. Wenn es einmal zu Friedensverhandlungen kommen wird, wird der Reichskanzler nicht über unsere Köpfe hinweg, sondern im Einverständnis mit der Volksvertretung vorgehen. Wir versehen uns zu ihm, daß er (der Kanzler) die Friedensverhandlungen mit Einsicht, mit Festigkeit und mit Kraft führen wird. Man kann allmählich auch seinen Freunden gegenüber von seiner Kraft reden. Bei der Abrechnung mit seinen Gegnern hat man sehen können, auf welcher Seite die Kraft steckt. Der Reichskanzler war der Stärkere. Er wird sich bei den Friedensverhandlungen nicht von denen ins Schlepptau nehmen lassen, die glauben, daß nun mit der gepanzerten Faust allein der neue Frieden zurechtgehämmert wird. Ein dauernder Friede muß auf anderer Grundlage aufgebaut werden....

Der Abgeordnete von Payer im Reichstage am 6. Juni 1916.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wann gebrauchen wir Fremdworte?

Es ist eine sichere Erfahrung, daß Allgerechtigkeit und Duldsamkeit, welche doch oft genug Zeichen der Kraft sind, im wirklichen Leben nur schaden, wenn der Kampf eben ausgefochten werden und das gesunde Ziel vertreten werden muß. Ein Verband „zur Mäßigkeit im Genusse des Alkohols" wird wohl in der Regel nur solche Leute versammeln, die auch ohnehin vernünftig und mäßig wären; aber ein folgerichtiges Vorbild strenger Enthaltsamkeit kann auch die Unmäßigen überzeugen und begeistern. — Als 1813 die Franzosen in Hannover standen, da lautete vor der Schlacht in der Göhrde der Heeresbefehl des Generals Wallmoden: „Die Soldaten sollen angreifen, aber das Bajonett mit Moderation gebrauchen." Was konnte das nützen? Ein solcher Angriff war von vornherein verloren. Und doch muß ich im Folgenden etwas ähnlich Halbes tun. Ich muß fürchten, daß die folgenden Betrachtungen über die Fremdworte im Deutschen jenem halben und nicht folgerichtigen Heeresbefehle gleichen. Dann muß ich den Leser bitten, zu bedenken, daß eine wissenschaftliche Erwägung anderen Wesens ist als ein Prinzipienstreit, und daß die Wahrheit Hunderte Male „Sowohl — Als auch" entscheidet, wo es für die Praxis heißt „Entweder — Oder".

Der Unterschied von Fremdwort und Lehnwort — nach Aussprache, Schreibung, Betonung und Sprachgewohnheit — mag noch so unverkennbar und wesentlich sein, es dürfte dennoch feststehn, daß jedes Lehnwort einmal Fremdwort war, manches Fremdwort, wofern es nur nützlich und für die Sprache aufbauend ist, zum Lehnwort werden kann. Es dürfte ferner feststehn, daß viele Worte im Deutsch der Gebildeten für den Ungebildeten Fremdworte sind, ebenso wie der Volksdialekt, oft von Haus zu Haus neue Zartheiten und unbekannte Wendungen bietet, die nur einem kleinen Kreise vollkommen verständlich sind. Dabei ist es keineswegs so, daß das fremdartig klingende Wort immer Fremdwort, das vertraute immer auf dem Boden des heimatlichen Volkstumes gewachsen ist.

So könnte man denn wohl glauben, daß jeder, welcher schreibt und spricht, immer wieder neu aus dem Grale der Sprache schöpfen und seinen Ausdruck, seinen Stil erringen muß, wobei er just so viele Fremdworte aufgreifen darf, als zum Ausdruck von neuen Unterscheidungen und wesentlichen Besonderheiten unentbehrlich sind. So scheint es! Soll aber nicht Verlotterung und Willkür im Sprechen und Schreiben einreißen, so muß eine Norm des Geschmacks geschaffen werden. Selbst dann, wenn sie nichts wäre als das Flußbett, welches der Strom der Sprache, seine Kraft zeigend, in gesunden Zeiten nach links und rechts immerdar überflutet, es muß eine Richte sein zur Stärkung des Wortgewissens und Sprachtaktes. Über das Wörterbuch der Akademie hat

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jeder große Schriftsteller Frankreichs gespottet, versichernd, daß er seine Sprache sich nicht vorschreiben lassen könne und getrost alle Worte gebrauchen werde, die ihm bezeichnend schienen, auch wenn die Akademie sie verpöne. Wohl und gut! Dennoch ist der Areopag der Sprache ein Glück. Und ein Glück für unsere Sprache ist, daß der Deutsche Sprachverein sie überwacht, unnachsichtlich jedes entbehrliche Fremdwort aufstöbert, neue deutsche Worte in Umlauf setzt, alte erneuert und der Eitelkeit, dem Eigensinne, dem Vorurteil, der Halbbildung des Fremdwörterunwesens auf den Leib rückt.

Wer die greuliche Mischsprache der Zeitungen und Zeitschriften vor Augen hat, diesen wassersüchtigen Stil, der nur Kraft vortäuscht, diesen aus lauter festen Vorformen und Spitzen gebildeten Stil im Reichstag, in Leitartikeln, in Plaudereien, diesen Stil, der nie Kernhaftes sagt, aber wichtigtuend mit Fremdwort und Bildung sich aufplustert, der ist von Herzen froh, daß es in Deutschland vierzigtausend Menschen gibt, die den Garten ihrer Sprache umzäunt bewohnen wollen. Die Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, von Männern geschrieben, die tagein tagaus mit Geschichte, Bau und Denkmalen der Muttersprache sich beschäftigen, ist vortrefflich; ein Genesungsborn, ich wüßte keinen besseren und wüßte auch nicht, wer denn eigentlich zu Betreuung und Hüterschaft der Sprache berufen sein soll, wenn nicht der Lehrerstand und jene kleine Schar, die das Studium der Sprache als Beruf pflegt. Kommt man von der Tagesschreiberei in eine Sprachgenossenschaft, die kein Wort unbesonnen gebraucht und nicht nur zu reden, auch zu schweigen versteht, so tritt man aus Fabrikqualm in die Luft eines behüteten Waldes. Man kann schließlich ebensogut an „Mit Gott" wie an »à dieu« sich gewöhnen. Über diese Dinge ist kein Streit mehr. Nun aber will ich die Grenzen der erlaubten Sprachreinigung zeigen.

Es gibt eine Fülle von Fremdworten, die als termini technici wohl entbehrlich und ersetzbar, dennoch aber sehr zweckmäßig sind und die Ausdrucksmöglichkeit, ja den Inhalt unserer Anschauungen bereichert haben. Wollte man sie ausmerzen, so würde die Sprache zuweilen an Schönheit, kaum je an Verständlichkeit gewinnen. Ich kann in einer philosophischen Schrift recht wohl Worte wie Kausalität, Kategorie, autonom, Pantheismus, subjektiv, objektiv vermeiden und durch deutsche ersetzen; aber ich würde es selbst in einer ganz volkstümlichen Rede nicht ohne Schaden für den Sachgehalt tun und würde klarer werden, wenn ich lieber umgekehrt deutsche Worte verwende, um das Fremdwort den Hörern geläufig zu machen. Würde man mir aber vorhalten, daß ich Sklave der Gewöhnung sei und daß die Fachausdrücke der Wissenschaften Nachwehen barbarischer Jahrhunderte, mittelalterlichen Küchenlateins, alter Zopf, Überlieferungsballast seien, so würde ich dem nicht zu widersprechen wagen, aber darauf hinweisen, daß für Menschen, welche diese Worte jahrhundertelang ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

braucht und ausgestaltet haben, eben auch sie ein Stück Muttersprache geworden sind, eine Muttersprache der höheren Bildung, so sehr, daß Gestelztheit, Unnatur und Gequältheit dabei herauskommt, wenn man das Natur gewordene Fremdwort zugunsten des für die Sprachforschung deutscheren Wortes durchaus vermeiden will.

Als Beispiel für diese Erfahrung führe ich die vergessenen Schriften des trefflichen Friedrich Krause an, der im starren Bestreben, die deutsche Sprache zu reinigen, das ganze Wörterbuch der Philosophie in deutsche Ausdrücke verwandelte, neue Wurzelwörter (Mäl, Ant, Or, Om) schaffend und Wortbildungen, wie Allingottseinslehre, Vereinselbstganzweseninnesein, Oromlebselbstschauen, und eben damit seine Schriften unleserlich machte. Ich wünschte dennoch von Herzen, daß Mediziner, Juristen, Theologen begönnen, die greulichen Scheingelehrsamkeitsworte durch deutsche zu ersetzen, denn diese Fremdworte verführen sie, das Wort für die Sache zu setzen. Man kommt sich oft kennerisch und wichtig vor, wenn man ein entsprechendes Fachwort gebraucht, und doch ist nichts damit getan! Der Kranke glaubt, es sei nun etwas, wenn man sein Halsweh Angina, seine zu große Leber hypertroph nennt und von einem, der kranke Nerven hat, sagt, er sei neurasthenisch. Wollte man die Rezepte in chemischen Formeln schreiben, so würden die meisten Ärzte wohl nicht aus und ein wissen, wollte man sie deutsch schreiben, so verriete man, daß die besten Heilmittel auf der Wiese wachsen. —

Und der Unfug der biologischen Wissenschaften! Allein der eine Ernst Häckel hat ein ganzes Wörterbuch entbehrlicher Wortmißbildungen hinterlassen, ein Gerüll wichtigtuender Modeformen und Allerweltsworte. Am schlimmsten aber sind jene Wortbildungen, die wie die Chimäre zusammengesetzt sind, vorn lateinisch, hinten deutsch, in der Mitte griechisch. Jedes terminologische Nachschlagbuch bewahrt sie zu Tausenden. Man wird also nachfühlen, daß die Bekämpfung von Worten, die an Stelle sachlicher Erfahrungen den Fachjargon setzen und den Außenstehenden Sand in die Augen streuen, notwendig und wünschenswert ist.

Dennoch haben sogar die schlechtgebildeten Worte ihr Gutes. Es ist zunächst von Wichtigkeit, daß in der Sprache aller Zivilisierten eine gewisse Anzahl exakter Begriffe allgemein wird, die in allen Sprachen wiederkehrend nur durch Aussprache sich unterscheiden. Daher werde ich vorziehen Physik, Psychologie, Botanik statt Körperkunde, Seelenkunde, Pflanzenkunde zu sagen. Solange nicht Leibnizens Traum in Erfüllung geht, daß eine lingua mathematica universalis die Wissenschaften aller Zonen vereinheitlicht, so lange werden die Hilfsausdrücke, deren jeder einen Riesenkomplex von Vorstellungen anklingen läßt und niemals genau den gleichen Komplex wie entsprechende Worte der Muttersprache, den Austausch wissenschaftlicher Erfahrung erleichtern. Ich glaube daher nicht,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß man z. B. aus Medizin und Jurisprudenz die Fremdwörter beseitigen kann, ohne den Schwerpunkt der Aufmerksamkeit zu verrücken und ihren Inhalt an Wissen zu verarmen. Hierzu kommt, daß auch für den Laien der fremdere Ausdruck manchmal geboten ist, z. B. dort, wo unpersönlich und sachlich gesprochen werden muß. Das ist Sache des Sprachgefühls. Es ist nicht dasselbe, ob ich in der Gegenwart von Frauen und Mädchen über Probleme der Erotik oder Fragen des Liebeslebens rede; man kann viele Dinge mit einem Fremdwort sachlich sagen, die deutsch und deutlich mit Recht verletzen und peinlich klingen würden; vollends sollte man nicht Bezeichnungen wie Fetischismus, Exhibitionismus u. dgl. durchaus verdeutschen wollen; die fremdere Bezeichnung dient hier, um den Gegenstand sachlich werden zu lassen. —

Es gibt sodann viele Fälle, in denen der fremdere Ausdruck Umwelten, Dunstkreise mitbringt, die spurlos versinken, wenn man ihn verdeutscht. Das gilt für ausdrückliche Zitate, Eigennamen, Volksausdrücke fremder Zungen. Es ist sehr bezeichnend, wenn ich z. B. einen Ausdruck mit den römischen Rhetorikern als kakozelisch oder euphuistisch rüge; keine Verdeutschung würde dasselbe sagen. Die Fanatiker der Eindeutschung sind freilich stets bereit, die größere Innerlichkeit und Tiefe des einheimischen Ausdrucks gegenüber dem fremden ins rechte Licht zu rücken. Das wird oft ganz willkürlich gemacht, etwa in der Art, wie der große Emphatiker Houston Chamberlain das deutsche Wort Friede mit dem lateinischen pax vergleicht, indem er Friede im Sinne von quies nimmt; oder wie er an anderer Stelle die Begriffe vis und robor ineinandermengt. Mit ebenso gutem Recht könnte man als Reichtum der romanischen Sprachen rühmen, daß sie mehrere verschiedene Worte gebrauchen, wo wir Deutschen nur eines verwenden. Man kann solche Beweise je nach dem Standpunkt auch umkehren. Ein englisches learn by heart ist zweifellos viel inniger und tiefer als unser deutsches Auswendiglernen. Das lateinische adsimilare, animadvertere, associare ist zweifellos viel gehaltreicher und bildlicher als das deutsche angleichen, aufmerken, vergesellschaften. Wenn ich einen russischen Nihilisten Nitschewo sagen lasse oder von Oblomowerei Rußlands rede oder vom Nirwana und Tatwamasi Indiens spreche, so steigt ein weiter geistiger Umkreis vor dem Wissenden auf; Beziehungen, die durchaus am Worte haften und versinken, wenn ich das der Masse vertrautere Wort wähle. Es gibt auch eine geistige Zartheit, die des fremden, sei es mehr andeutenden oder sei es prägnanteren, Ausdrucks bedarf. Wenn ein Übersetzer Byrons übersetzt: „Ich glaub, Matilde ward durch diesen faux pas die Stammutter der Fürsten von Europa", so ist das, nach einer Versicherung Paul Heyses, einer der geistreichsten Reime; das Wort Fehltritt hätte die ganze Stelle zerstört.

Eine besondere Einstellung fordern auch fremde Eigennamen, Namen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Mythologie, Orts- und Länderbezeichnungen. Sie durchaus verdeutschen wollen, wäre falsch. Warum z. B. die Russen inmitten eines Weltkrieges ihre Hauptstadt nicht russisch benennen sollen, ist nicht einzusehen. Man betrachte die Geschmacklosigkeiten, welche jeder Übersetzer Dantes durch neue Verdeutschung der Teufelsnamen wie Alchino, Calcabrina, Malacoda, Scarmiglione begeht, statt den Teufeln ihre italienischen Namen zu lassen. Alchino übersetzt Philalethes mit Bückeschnurbs, Zoozmann mit Schlapperschwing, Pochhammer mit Nebelfuß, Hoffinger mit Senkeschwung. Calcabrina: — Zoozmann: Fröstelzeh; Philalethes: Fröstetretel; Gildemeister: Trampelehn; Kopisch: Gnadetreter usw. Malacoda heißt Stachelschwanz (Streckfuß); Schlimmschweif (v. Berneck); Grauseschweif (Pochhammer). Scarmiglione heißt Raufefankel (Philalethes); Wirrwarratte (Zoozmann); Raffeluppe (Gildemeister); Raufebengel (Eitner) usw. Nur der geschmackvollste und weitaus gediegenste aller Dantekenner, Karl Witte vermeidet solche Eindeutschungen.

Es kommt hinzu, daß man bei der Verdeutschung der fremden Namen doch nicht folgerichtig ist. Die norwegischen Namen z. B. bei Ibsen werden auf den deutschen Bühnen zum Teil norwegisch gesprochen z. B. das aa in Haakon, Aase wie o; dagegen z. B. der Name Solveig wie ein deutsches Wort, was den schönen Frauennamen ganz verhunzt. Die Worte Shakespeare oder Lear spricht jedes deutsche Kind englisch, und schreibt sie auch englisch; dagegen das Wort Macbeth wird englisch geschrieben aber deutsch gesprochen und dazu noch mit dem Zusatz Lady; andere Worte wie Hamlet oder Darwin hört man bald einmal deutsch bald englisch gesprochen. Wir lachen gern über die Franzosen, welche Lessing wie le singe sprechen oder Häckel Monsieur Ekel nennen; aber wir machen es schlimmer. Wie spricht man bei uns die Namen Tolstoi, Turgenjew, Kierkegaard, Wilde, Shaw. Jeder Gebildete spricht sie falsch, weder deutsch noch fremdsprachlich, sondern einfach sinnlos. Die Aussprache der Namen fremder Schlachtorte, Feldherrn, Staatsmänner ist gegenwärtig bei allen Völkern gleich willkürlich; das ist aber keineswegs ein Zeichen völkischer Eigenart, sondern einfach das Zeichen der Unwissenheit des Einen über alle Anderen. —

Man hört oft die Regel aufstellen, daß wenigstens innerhalb der Dichtung, zumal im lyrischen Gedicht, das Fremdwort unnatürlich und unschön sei. In der diesjährigen März-Nummer der Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins wird einem Dichter aufgemutzt, daß er den folgenden Reim verbrochen habe:

Meine Augen sind so müde; sie ruhn
In gelben Chrysanthemen,
Ein Hauch, ein Schemen . . .

Warum soll das undeutsch und schlecht sein? Der Blumenname ist in der ganzen Welt, in England, Frankreich, Nordafrika, Nordamerika,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

China, Japan der gleiche und erweckt eine Fülle Gesichte und Bilder. Der Vorschlag, der Dichter hätte ihn auch durch Aster ersetzen können, ist töricht. Es kam ihm offenbar darauf an, eine bestimmte Blume, nicht überhaupt einen Blumennamen zu nennen. Gänseblumen, Wucherblumen, Maßliebchen und Marienblümchen gehören auch zu den Chrysanthemen, aber wecken ganz andere Gefühle. Ebenso ist das Wort Scheme so wenig mehr als Fremdwort im Vers erfühlbar wie Schatte. In solchen Fällen wird freilich der Gegner der Fremdworte immer sagen können: Dein Sprachgefühl ist schon verdorben; und der andere wird immer erwidern können: Und deines ist nicht genügend ausgefeint. Wer soll entscheiden? Es ist ja auch ein Unterschied, ob ein Wort als Verstandeszeichen dasteht oder als Gefühlswert erfaßt werden muß. Man findet Gefühlswerte selten, verstandesmäßige Pointen häufig durch Fremdworte besser ausgedrückt. Unser geistreichster Übersetzer Otto Gildemeister benötigte zur Erweiterung seiner Reimkunst sehr vieler Fremdworte; in den nicht auf Verstand sondern auf dichterisches Gefühl gestellten Übersetzungen von Stefan George, Rudolf Borchardt, Rudolf Kaßner finde ich viele entlegene Stämme, aber nur selten ein Fremdwort.

Es ist wohl unzweifelhaft, daß zumal Halbgebildete nur darum ungern auf Fremdworte verzichten, weil sie mit ihnen sich geschmückt wähnen und, zumal in der Zeitungsschreiberei, besondersartig, kennerisch, modern (heute würde man sagen „intim und differenziert" oder „nuancenreich") sich auszudrücken glauben, ähnlich wie durch die Mode der Mensch als Zugehöriger besonderer Lebensart sich auszuweisen sucht. Das mag Wahn sein; doch gibt es wohl auch einen Wahn der Besitzlosen: aller Schmuck, alles Spiel des Lebens sei entbehrlich, alle Besonderheit Afferei, jedes unbekannte Wort müsse schnell vergewöhnlicht werden. Es gibt gegenwärtig Familien, die ihre Vaterlandsliebe damit beweisen, daß sie Fremdworte morden; die Kinder legen kleine Sparkassen an, in die muß jeder einen Pfennig zahlen, den sie bei einem Fremdwort ertappen. — Welch ein Unfug! Was erreicht man dadurch anders, als daß der Gesichtskreis der Kinder recht eng gehalten wird? Ich habe als Lehrer mehrfach Widerstand erfahren, weil ich beanspruchte, daß wenigstens einmal im Monat ein Fremdwörterdiktat im Deutschunterricht geschrieben werde. Die Schüler begriffen nicht, warum sie denn schwer zu schreibende Wörter wie Rhabarber, Rhododendron, Psychophysik überhaupt erklären und schreiben müßten; aber auch die Lehrer glauben wohl, das sei eine Schrulle. Darauf kann ich nur erwidern, daß deutsche Knaben ein reines Deutsch schreiben und reden sollen, aber die Fremdworte kennen müssen, sogar um sie zu vermeiden. Es ist sehr die Frage, ob mehr Dünkel der Eitelkeit hinter dem Fremdwörtergeklinker als Dünkel der Unwissenheit in ihrer Verpönung offenbar wird! Viele Leute geraten in Empörung, sooft sie ein Fremdwort hören, weil sie alle Welt auf den just ihnen geläufigen und gewohnten, also

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

natürlich und wurzelecht scheinenden Kreis von Vorstellungen aichen möchten.

Der wichtigste Einwand gegen die Fremdwörterverpönung ist der, daß Sprachreiniger zuletzt nur den Erfolg, den consensus omnium, die Gewohnheit der größeren Zahl als letztentscheidenden Schiedsrichter anrufen können. Aber je allgemeiner und gemeinverständlicher die Sprache ist, um so unpersönlicher und unschöpferischer ist sie; man ist, wenn man alle Fremdworte erschreckt betrachtet, ein guter Schulmeister vielleicht; niemals ein schöpferischer Geist. Wollen aber die in irgendeiner Hinsicht schöpferischen Menschen darauf warten, daß ihre Sprache und somit der Ausdruck ihres allerpersönlichsten Erlebens von der Mehrzahl gebilligt wird, so können sie lange warten. Das Schöne ist immer nur für Wenige und jede ungewohnte Wendung muß unaufhörlich wiederholt werden, ehe sie gebilligt wird. Die Schriftsprache wird der Masse genau so aufgedrängt, wie die großen Maler ihr die Art des Sehens aufdrängen und anbefehlen. Wir haben nicht Goethe oder Kant über Stil zu belehren; die Sprache dieser Geister ist i h r e Sprache und das Deutsch i h r Deutsch; das haben wir erst einmal zu begreifen, ehe wir daran gehen, die fremde Geisteswelt in unser futiles und nüchternes Alltagsgewand zu verkleiden. Es ist zwar sicher, daß Gottfried Keller, Karl Spitteler oder Theodor Storm ein von Fremdworten reineres und in dieser Hinsicht also schöneres Deutsch schreiben als G. E. Lessing oder Jean Paul; aber es ist ebenso sicher, daß ihre Welt auch viel enger und gebundener ist und daß je weiter die Geisteswelt unserer Denker und Dichter geriet, um so mehr ungewöhnliche Kennworte, fremde Formeln und Fremdworte von ihnen aufgegriffen wurden. Die Anzahl der Fremdworte in Lessings Schriften ist gewaltig, aber wird fast noch übertroffen von Jean Paul oder Hamann, die in fremden Worten eine Fülle von Begriffen niederlegen, die eben nur so niedergelegt werden konnte. Ebenso ist Goethe an Fremdworten überreich.

Ich verdanke vielleicht das Beste, was ich gelernt habe, dem Umstande, daß ich als Jüngling und Knabe große Neugier nach unbekannten und dunklen Worten hatte. Ich erwarb mir als Lieblingsbücher ein altes Handwörterbuch der deutschen Sprache von Sanders und ein Fremdwörterbuch von Heyse und machte es mir zur Gewohnheit, jedes unbekannte Wort mir aufzuschreiben und nachzuschlagen und somit sowohl meine Assoziationen als die Ausdrucksmöglichkeit beständig zu erweitern. Als Lehrer aber lernte ich, daß gerade das Fremdwort in der Muttersprache ein vortreffliches Mittel ist, wo es gilt, dem Schüler neue Begriffe zuzuführen und die verschiedensten Kulturen in die Heimatsgewohnheit und Muttersprache überzuleiten. Jedes Substantivum oder Verbum im Lateinischen sollte der Schüler daraufhin ansehen, ob ein verwandtes Wort ihm schon aus dem Französischen oder als Fremdwort und wissenschaftlicher Terminus bekannt ist; nie unterließ ich, meine Schüler ein Buch anlegen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu lassen, welches loci memoriales benannt wurde und alle bemerkenswerten Sentenzen, Zitate, geistvollen Fremdworte enthielt, auf die wir bei der Lektüre stießen. Ich glaube auch, daß eine große Anzahl fremder Worte just bei solchen Schriftstellern vorkommt, die eine selbsterrungene, wurzelhafte, ursprüngliche und naive Sprache haben. Ich kenne wenige deutsche Dichter, die so kerndeutsch und so germanistisch geschult sind wie Wilhelm Jordan, dessen Werke in keine andere Sprache zu übersetzen sind, ohne daß ihre Wesensfarbe verloren geht, und doch ist gerade der ein leidenschaftlicher Gegner der Sprachreinigung und Verteidiger des Fremdwortes gewesen.

Auch Friedrich Theodor Vischer schrieb eine grimmige Philippika unter dem Titel „Unsere Fremdwörterbetteljacke"; dennoch wollte er nichts von Beseitigung der Fremdwörter wissen, sondern wünschte die deutsche Sprache noch nuancenreicher zu machen; worüber Ilse Frapan in ihren Vischererinnerungen anmutig erzählt. — — Arthur Schopenhauer und Friedrich Nietzsche halte ich für die stärksten Sprachmeister und Stilisten unter den Philosophen; man könnte aus ihren Werken ein dickes Fremdwörterbuch zusammenstellen. Und das ist kein Unglück! Jene Menschen aber, die in Zeitungen und Zeitschriften das Wort führen als Romanschreiber, Unterhaltungsschriftsteller, Diener des Tages und der Zeit sollen ein minder eiteles und geraderes Deutsch schreiben, denn sie schreiben und reden eben unnotwendig, flüchtig und leichtfertig und verderben mit dem Unkraut pretiöser Worte die Ehrlichkeit des Denkens. Vor allem aber hindern sie den Gebrauch des selteneren und bezeichnenden Wortes, indem sie es wie Münze abgreifen und vergemeinern, und wo immer eine neue Terminologie auftaucht, sie alsbald übernehmen und verbreiten, so daß Scham und Anstandsgefühl selbst das gute Fremdwort nicht mehr gebrauchen kann. Da ich aber im übrigen das Bewußtsein habe, daß die Sprache, die ich rede und schreibe, nicht mein Panzer, sondern meine Haut ist, die ich nicht ablegen kann, sondern verteidigen muß so, wie sie mir gewachsen ist, so werde ich zwar niemals geflissentlich Fremdwörter suchen oder banale Dinge erhabener sagen als sie verdienen, überhaupt immer auf Reinlichkeit der Sprache achthaben, aber nicht dadurch, daß ich die von mir gebrauchten Worte sondiere, ob sie nun wohl gut deutscher Herkunft und Art sind, sondern indem ich beständig frage, ob sie das wohl rein und richtig ausdrücken, was ich sagen will. Und dann muß dem Volk überlassen bleiben, die Ehrlichkeit oder die Kalozelie seiner Schriftsteller eben zu spüren.

Zu einem Professor der Mathematik kam ein oberbayrischer Bauer und sagte, er möchte wohl auch gerne Mathematik studieren, wenn der Professor sich nur entschließen könne, seine Vorlesung über Differentialrechnung in oberbayrischem Dialekt zu halten. Wie viele Menschen doch gleichen diesem oberbayrischen Bauer!

Dr. phil. u. med. Theodor Lessing.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alte und neue Schule in der Schauspielkunst.

Es gab einmal eine „Weimarische Schule" am Theater, die keinen geringeren zum Führer hatte, als Goethe. Dieser Schule stellte sich eine andere gegenüber, eine „naturalistische" von Friedrich Ludwig Schröder in Hamburg ausgehend, einem Großmeister der deutschen Schauspielkunst. Und genau, wie beim Hereinbruch des modernen Naturalismus bekämpften sich schon damals beide Schulen. Am Theater bemerken wir seit Jahrhunderten solche Wellenlinien. Schon zu Shakespeares Zeiten, je nachdem die Dichter aussahen, ob wie Shakespeare oder wie Wycherley. —

In Goethes „Regeln für Schauspieler" steht gar Manches, was unserem heutigen Geschmack nicht mehr entspricht, und Goethe selbst würde vieles verändern oder auslassen, wenn er unter uns lebte. Zum Beispiel: „Die Haltung des Körpers sei gerade, die Brust herausgekehrt, die obere Hälfte der Arme bis zum Ellbogen etwas an den Leib geschlossen, den Kopf ein wenig gegen den gewendet, mit dem man spricht, doch nur so wenig, daß immer dreiviertel vom Gesicht gegen die Zuschauer gewendet ist." — Das will uns natürlich nicht mehr schmecken und würde dem Schauspieler, der sich genau nach diesen Vorschriften richten wollte, darstellerisch hinderlich sein. Aber mit ehernen Lettern sollten andere dieser „Regeln" in die Seele jedes Schauspielers eingegraben sein, vor allem die Worte: „So wie in der Musik das richtige, genaue und reine Treffen jedes einzelnen Tones der Grund alles weiteren künstlerischen Vortrages ist, so ist auch in der Schauspielkunst der Grund aller höheren Rezitation und Deklamation die reine und vollständige Aussprache des einzelnen Wortes. Vollständig aber ist die Aussprache, wenn kein Buchstabe eines Wortes unterdrückt wird, sondern wo alle nach ihrem wahren Werte hervorkommen." — Und so kann man ruhig weiter lesen, ohne Gefahr zu laufen, daß diese „Regeln" gänzlich veraltet erscheinen. —

Doch was soll dieser Rückblick im „Vortrupp" bedeuten? Wozu in unserer modernen Zeit so alte, bekannte Regeln für die Schauspielkunst hervorsuchen? — Bitte, ich gebe sofort die Erklärung. — Ich las am 12. September 1915 — also vor nicht langer Zeit — im Berliner Tageblatt eine Kritik des vor Kurzem verstorbenen Paul Schlenther — des Vorkämpfers für moderne Dichtung und Schauspielkunst, des langjährigen Direktors der vornehmsten deutschen Bühne, des Burgtheaters — eine Kritik über die Uraufführung von Ernst Hardts Drama „König Salomo" am Künstlertheater in Berlin. — Zum Schluß der Besprechung der Dichtung sagt Schlenther über die Darstellung des Werkes folgende inhaltschweren Worte, die mir aus der Seele gesprochen sind und mit mir, glaube ich, vielen, vielen Hörern im Theater: „Wenn mit dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kriege der „Burgfriede" aufhören wird, so wird einmal gewettert und gedonnert werden müssen, daß unsere jungen Schauspieler sich auf Theaterschulen, oder auf eigene Faust so viel Mühe geben, unverständlich zu sprechen. Wenn sie Flöte sagen wollen, hört man höchstens Flöhe. Im Künstlertheater sollte man diesem grauenhaften Übelstande wenigstens dadurch abzuhelfen suchen, daß man die Sperrsitze bis an die Rampe heranbaut. Das wüste Orchesterloch verschlingt das Letzte." —

Mit dieser baulichen Veränderung wäre, nach meiner Ansicht, doch nur den ersten Sitzreihen, wo die Herren von der Kritik meistens Platz nehmen, vielleicht in etwas geholfen. — Die Sache liegt eben tiefer, als das „Orchesterloch" des Künstlertheaters. Man spricht nämlich im Allgemeinen schlechter, als früher. Von rühmlichen Ausnahmen natürlich abgesehen. — „Kunst und Natur sei eines nur!" Dieser schöne Ausspruch Lessings steht über dem Vorhang im Lessingtheater zu Berlin. Ich füge hinzu: Aber, bitte, deutlich! — Ohne eine gewisse Konzession an das Publikum, das für sein gutes Geld doch in erster Linie hören muß und will, was da oben gesprochen wird, geht's nun einmal absolut nicht. Um noch einmal Goethe anzuführen: Er schrieb an Schiller im Jahre 1800 über eine Vorstellung von Leipziger Schauspielern im grimmigen Tone: „Ich wünschte Sie nur bei einer solchen Repräsentation. Die Schauspieler tuen auch nicht im Geringsten, als wenn Zuschauer gegenwärtig wären. Bei der Rezitation der Meisten bemerkt man nicht die geringste Absicht, verstanden zu werden. Des Rückenwendens, nach dem Grundsprechens ist kein Ende. — So geht's mit der sogenannten Natur fort, bis sie bei bedeutenden Stellen gleich in die übertriebenste Manier fallen." —

Jedes Theater ist eben anders gebaut. Das eine faßt 2000 Zuschauer, das andere nur 600. Die Akustik ist ebenfalls sehr verschieden. Gut und schlecht. Das eine Theater hat resonierende Holzwände, das andere ist mit Teppichen dicht behangen und verschluckt natürlich den Ton. Der Spielleiter gehört bei den Proben nicht nur ganz vorn vor die Bühne — was bei den ersten Proben zur Vermittelung mit der Bühne und mit den Darstellern natürlich notwendig ist —, sondern bei den letzten Proben nach oben, auch auf den letzten Galerieplatz. Und wenn dieser nur 50 Pfennige kostet, so hat der Besucher auch dieses letzten Platzes das gleiche Anrecht wie die übrigen Zuschauer, wenigstens zu verstehen, was gesprochen wird. Wie oft habe ich als Theaterbesucher einen Nachbar gefragt: „Verstehen Sie etwas?" — „Nicht 'ne Silbe!" war oft die Antwort. — Da oben auf der Bühne sitzen um einen Tisch gruppiert mehrere Personen. Sogar mit dem Rücken gegen das Publikum. Sehr gut. Hübsch natürlich. — Aber nun geht's los. Es wird etwas erzählt und durcheinander gesprochen. Es wird geflüstert, genau wie

zu Hause am Kaffeetisch. — Nein, meine Herrschaften, das geht einfach nicht. Es sieht zwar sehr „natürlich" aus, aber wenn da oben die wichtigsten Dinge, etwa die Vorgeschichte des Stückes, verhandelt werden, so muß man eben die schon vorerwähnte Konzession machen und langsamer oder deutlicher seinen sehr geehrten Zuhörern außerhalb des Bühnenrahmens entgegenkommen.

Ich sah an einem großen Theater Hauptmann's „Hannele". Das arme Mädchen lag in einem Bette, das der Spielleiter, statt es schräg gegen das Publikum zu stellen, damit das Gesicht Hanneles nach vorn gewandt sein konnte, gerade umgekehrt, schräg gegen den Hintergrund aufgestellt hatte. Es erschien jedenfalls dem Spielleiter „natürlicher". — Was aber war die Folge? — Von Hannele, die ohnehin in ihrem kranken Zustande nur flüstern darf, verstand man keine Silbe — den ganzen Abend. Nur die Seufzer waren hörbar. —

In einer Egmont-Vorstellung saß ich in Berlin. — Wie viele Goethe-Worte waren unhörbar! — „So laß mich sterben! Die Welt hat keine Freuden auf diese." — Klärchen's schöne Schlußworte am dritten Akt — keine Silbe. — Am schlimmsten wurde es aber im Anfang des vierten Aktes. Gewiß sollen hier die furchtsamen Bürger nicht überlaut reden. Ferdinand, Albas Sohn, sagt ja zu seinem Vater: „Eure wohlverteilten Wachen halten die Furcht so angespannt, daß sie sich nicht zu lispeln unterstehen." — Aber die Bürger reden doch auf der Straße, reden richtige Goetheworte, wenn auch leise. Ich aber glaubte — man verzeihe mir das harte Wort — ich sei im „Kientopp". Ich sah nur Angstbewegungen, alles übrige hätte man, wie eben im Kientopp, auf die Leinwand schreiben müssen. Mich wundert nur, daß sich das Publikum in solchen Augenblicken nicht wie ein Mann erhebt und ruft: „Lauter!!" Früher habe ich's allerdings schon in einem Berliner Theater erlebt. Jetzt nimmt man dergleichen gottergeben hin, wahrscheinlich wegen der großen „Natürlichkeit". — Was nützt uns die schönste szenische Ausstattung, was die vollendeten technischen Hilfsmittel der Neuzeit, um das Bühnenbild zu verschönen, wenn das Wort nicht zur Geltung kommt. „Das Wort sie sollen lassen stahn!" — Und wir Bühnenmenschen sollen doch für alle Redner vorbildlich sein, sonst kann ja der „Komödiant den Pfarrer nicht lehren." — Im Theater soll der Fremde, wenn's auch ihrer augenblicklich in Deutschland wenige gibt, die deutsche Sprache in ihrer höchsten Vollendung zu hören bekommen. Klar, schön, deutlich, auch ohne Dialekt, falls dieser nicht vorgeschrieben ist.

Des öfteren tritt in kritischen Erörterungen nun schon die Ansicht hervor, daß dem heutigen Schauspielergeschlecht für die höchsten poetischen Aufgaben der Stil verloren gegangen sei. Ich erblicke in dieser Kundgebung einen glücklichen Schritt nach „vorwärts". Unter diesem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Stil" möchte ich beileibe nicht das „hohle Pathos vergangener Epochen" verstanden wissen, von dem selbst wohlmeinende jüngere Schriftsteller und auch die jüngeren Schauspieler so viel zu erzählen wissen. War denn dieses „hohle Pathos" wirklich so allgemein in früheren Tagen, in Tagen, über die das jüngere Geschlecht sich eine Meinung erlaubt, ohne daß es die betreffenden Darsteller je gehört noch gesehen hat? Man redet da immer nur nach „Hörensagen". Vielleicht wären einige von den Alten, auch mit großen Namen — ich nenne z. B. Emil Devrient — für unseren Geschmack nicht mehr ganz genehm, da ihr „Schönheitsstil" sie vielleicht zu weit geführt. Aber was für Könner waren unter ihnen, von denen das heutige Geschlecht nicht ihre Manier, wohl aber die Gestaltung und den Aufbau der Rede hätten lernen können. Dem Bruder des Emil — Karl Devrient, der so lange Jahre in Hannover wirkte, habe ich gerade nach dieser Richtung viel zu danken.

Von den berühmten Devrients — Karl, Emil und Eduard (Verfasser der „Geschichte der deutschen Schauspielkunst") war Karl der bedeutendste Schauspieler. Es sei da einer Erinnerung gedacht. — Karl Devrient, der alte Waterlookämpfer, schlief als Ehrenbürger Hannovers schon lange seinen ewigen Schlaf. — Da kam eines Tages ein junger Mann zu mir und bat mich, einmal den Oranien im Egmont mit ihm durchzugehen. Diese Rolle müsse er in Mainz als Antrittsrolle spielen. „Sprechen Sie mir erst einmal die Rolle vor", sagte ich. Er tat's. Es war nicht übel, nur nicht schlicht und einfach genug, wie sich's für den klugen, rückhaltigen Staatsmann Oranien gebührte. — Da fiel mir Karl Devrients Gestaltung der Rolle ein. Noch nach langen Jahren stand sie plastisch vor mir. Der junge Mann hatte mich begriffen, er hatte ein schnelles Auffassungsvermögen. Er reiste nach Mainz, spielte die Rolle und schickte mir sämtliche Kritiken der Eröffnungsvorstellung. In allen wurde das Lob des Jünglings mit vollen Backen gesungen, allen übrigen Darstellern im Egmont war er vorangestellt. — Das war der Geist Karl Devrients, der das künftige Geschlecht befruchtet.

Der Aufbau der Rede! Wie selten hören wir sie heute noch im Stildrama. — O, gäbe es noch Lehrmeister, wie Karl Devrient! Er hatte es gern, wenn man ihn um seine Meinung fragte. In der „Braut von Messina" höre ich noch, wie begeisterungsfroh, wohl der eigenen Jugendzeit gedenkend, er einem jungen Kollegen, dem Darsteller des Don Manuel die Rolle vorsprach, als dieser seine Ritterschar auffordert, ihn zu begleiten, um das Hochzeitsgewand für Beatrice auszuwählen. Die Stelle, die mit den Worten beginnt: „Erst wählet aus die zierlichen Sandalen" und schließt: „Und mit der Myrte jungfräulichem Kranze vollende krönend sich das schöne Ganze." — „Der Chor ist jetzt für Sie nicht mehr da!" sagte Devrient. „Sie sehen nur im Geiste Ihre Braut

vor sich. Mit Ihren Gesten bezeichnen Sie ihre Gestalt. Schwelgen müssen Sie in ihrer Schönheit. Ganz wie ein Verzückter. Dann kommt's heraus! Sie sollen 'mal sehen." — Und wieder an einer anderen Stelle desselben Dramas wußte er die Darstellerin der Isabella zu belehren, wie die Steigerung an der Leiche des Don Manuel herauszubringen sei, — der Aufbau der großen Rede, die mit den Worten beginnt: „Als ich mich Mutter fühlte dieser Tochter." —

So lange wurde in der Zeit des Hereinbruchs des Naturalismus das Wort: „Modern, nur modern müßt ihr sein!" den Darstellern in die Ohren geschrien, bis der letzte Fetzen klassischer Kunst, die schöne Redekunst, dahin ging, bis man es gar nicht mehr für nötig hielt, überhaupt noch sprechen zu lernen. Höchstens noch gut schlesisch oder ostpreußisch. — „Gott, wie natürlich!" rief man damals bewundernd aus. Die Nachwirkung dieser Sünden sehen wir noch heute klar vor uns, und die Seufzer kommen jetzt wie der hinkende Bote, die da lauten: „Ja, ihr könnt ja so was garnicht mehr spielen. Karl Devrient konnte es. Er konnte dieses und das andere auch."

Man meinte seinerzeit wirklich, man habe eine neue Kunst erfunden. Das ist nicht wahr. Wir stehen immer Einer auf den Schultern des Anderen. Zu allen Zeiten haben Natürlichkeit, Einfachheit, Herzenswärme auf der Bühne den Sieg davongetragen. Nur spielte man nicht Friedrich Schiller, wie den Biberpelz von Gerhart Hauptmann. Freilich wurde Schiller auch nicht mit dem Worte: „Abgeschmackt" oder „Ekelhaft" abgemurkst, wie ich es noch vor Kurzem aus dem Munde von Theaterdirektoren und deutschen Jünglingen hören mußte. Es ist nicht wahr, daß in vergangenen Tagen, vor Einbruch des Naturalismus, nur deklamiert wurde. Theodor Döring, Sonnental mit seinen wunderbaren Herzenstönen, Barnay, Charlotte Wolter und viele, viele andere sind Beweis dafür. — Schon 1870 war des öfteren von alter und neuer Schule in der Schauspielkunst die Rede. So auch in einer Gesellschaft, in der ich die Ehre hatte, neben Theodor Döring zu sitzen. Der alte Herr hatte lange nur zugehört. Endlich erhob er sich und tat folgenden Ausspruch: „Meine Herren, ich will nun auch einmal etwas sagen. Wissen Sie, ich kenne keine alte und keine neue Schule — ich kenne nur eine Schule — und das ist eine gute Schule!" —

Ach ja! Wie wahr! — Diese gute Schule besteht vor Allem in der Beherrschung der Mittel, des Handwerks, mit einem Wort — im Können. Die Technik muß die Grundlage bilden. Die Kunst der Rede muß wieder in ihre Rechte eingesetzt werden, das ist die erste Forderung, sonst kann man wohl ein „Raffael" sein, aber man ist ohne Hände.

Friedrich Holthaus.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Schundliteratur und ihre Bekämpfung.

Die Frage der Schundliteratur sehen wir nicht mehr als ein rein literarisches Problem an, sondern mehr und mehr sind wir dazu gekommen, den Kreis dieser Frage in den größeren der Jugendfürsorge einzugliedern. Damit haben die Gedanken des Jugendschutzes eine bedeutsame Erweiterung erfahren, und die Forderung der geistigen Gesunderhaltung der Jugend ist als neue zu den älteren Aufgaben getreten, die die Schonung der körperlichen Kräfte und die Bewahrung vor sittlichen Nöten erstrebten. Aus dieser Einschätzung ergibt sich ohne weiteres, daß der Kampf gegen alles literarische Unkraut nicht als eine Angelegenheit allein des Elternhauses oder der Schule anzusehen ist. Wegen der seelenverwüstenden Wirkung, die aller Schund auf den kritiklosen Leser ausüben kann, müssen als helfende Mächte auch Presse und Staat aufgeboten werden. Nur wenn alle Mittel angewandt werden, können wir hoffen, die Verbreitung der Schundliteratur und damit ihren Einfluß einzudämmen.

Gegenwärtig ist trotz allen Mühens die Zahl der Schundhefte, die sich der Jugend anbietet, noch immer gewaltig groß, und nur der Umstand, daß der Schund von heute es vortrefflich versteht, seine wahre Art hinter einer biederen Maske zu verbergen, bewahrt ihn davor, von der breiten Öffentlichkeit in seiner wahren Bedeutung erkannt zu werden. Wer von den Erwachsenen argwöhnt, daß die vielen hundert buntbebilderten Kriegserzählungen, die ihren Stoff aus dem heutigen schweren Ringen schöpfen, nichts anderes als niedrigste Massenware sind, bei der der Patriotismus des besseren Geschäftes wegen als Aushängeschild dienen muß? Erst ein Einblick in diese Zehnpfennighefte lehrt, daß sie nicht mit jener stillen Wirkung rechnen, die allem wahrhaft Echten auf die Dauer nicht versagt bleibt, sondern daß ein billiger Scheinpatriotismus die Seiten füllt.

Unsere Zeit hat uns besonders empfindlich gemacht — empfindlicher, als wir es vorher waren — gegen das leere Wort; wir haben unseren Blick geschärft für das, was aus ehrlicher Gesinnung zur Tat drängt. Mit einer billigen Geste ist unserem Vaterlande nicht gedient, und unserer Jugend am allerwenigsten dürfen wir Steine statt Brot geben. Jeder Tag, den wir erleben, bringt uns Beispiele heldenhaften Mutes und adeliger Gesinnung; in diesen bunten Sammlungen jedoch wird vor den Augen der Kinder das Hohe niedrig und das Gewaltige klein gemacht. Wahre Kunst ist streng und gewissenhaft; die Treue in der Darstellung ist ihre Voraussetzung; diese Schreibware spiegelt alle Schattierungen der Unzuverlässigkeit, von der leichten Umbiegung bis zur gröbsten Verzerrung.

Neben dieser neuen Kriegsschundliteratur weiß die ältere Groschenkunst noch immer ihre Käufer zu finden. Auch sie verstand es, durch geschickte Wahl der Titel die Öffentlichkeit irrezuführen. Als vor dem Krieg eine lebhafte aufklärende Bewegung gegen die französische Fremdenlegion

einsetzte, da erschienen mehrere Serien, die sich diese Bestrebung zunutze machten; als ein Sehnen durch die Jugend ging, die Heimat zu durchstreifen und der Wandervogel zu immer größerer Bedeutung gelangte, da heftete sich die Zehnpfennigkunst an seinen Namen; als der Ruf nach Erstarkung unseres Nachwuchses erschallte und Jungdeutschland- und Pfadfindergruppen gegründet wurden, da täuschte ein Verleger vor, mit seinen grellbunten Heften voller dummdreister Abenteurergeschichten denselben Zielen zu dienen. Allem Gaukelspiel wird die Krone aufgesetzt durch die Serie „Mädchenhändler", die in „die Praktiken der Mädchenhändler hineinleuchten" und „in klaren Zügen die Geheimnisse des Mädchenhandels enthüllen" will, die jedoch in Wirklichkeit nichts anderes beabsichtigt, als unter Ausbeutung dieses prickelnden Stoffes schlüpfrige Geschichten an die Kinder zu bringen. Nur um die Blätter dieser Zeitschrift unbefleckt zu lassen, versage ich es mir, Belege aus dieser Serie abzudrucken, die Empörung und Erschrecken bei jedem wecken würden, der bedenkt, daß unsere Jugend diesem Wust von Kuppler- und Entführungsgeschichten schutzlos preisgegeben ist.

Gemessen an all diesen „ideal" aufgeputzten Heften, treten die Detektivschmarren in geradezu naiver Weise auf. „Nat Pinkerton" zeigt noch immer das frühere Bild. An Lebenskraft scheint er nichts eingebüßt zu haben. Er kann den traurigen Ruhm für sich in Anspruch nehmen, ins zehnte Jahr seines Wirkens zu gehen. Nahezu 500 Nummern sind erschienen. Nebenbuhler sind jedoch nicht ausgeblieben. Erst die letzten Wochen ließen „Jack Franklin, den Weltdetektiv" und „Detektiv John Spurlock, den Mann mit den 1000 Gesichtern" auf der Bildfläche erscheinen. Von „Lord Lister" ist zu melden, daß er nach einigen Jahren des Scheintods wieder aufgelebt ist.

Es gibt augenblicklich etwa 50 Schundserien mit viel mehr als 5000 (fünftausend!) Nummern. Die Welle dieser bildungsfeindlichen Massenschreibware ist keineswegs im Zurückfluten, und ernst und eindringlich erhebt sich die Frage: Wie erwehren wir uns im Namen der Jugend des Schundes? Viele Mittel sind vorgeschlagen und versucht worden, gegen diesen zähen Gegner haben sich alle als zu schwächlich erwiesen. Da ist allen Volksbildungsfreunden, die sich um das Wohlergehen der Jugend mühten, da ist allen Erziehern und Eltern und nicht zuletzt der Jugend selbst in diesen Tagen ein Helfer erschienen, der zu dem einzigen durchschlagenden Mittel gegriffen hat. Das stellvertretende Generalkommando des 11. Armeekorps in Cassel hat einen Erlaß veröffentlicht, in dem kurzerhand der Vertrieb des gesamten Jugendschundes verboten wird. Dieser bedeutungsvolle Erlaß*) hat folgenden Wortlaut:

*) Ähnliche Erlasse sind veröffentlicht worden vom VII. Armeekorps in Münster, vom I. Bayrischen Armeekorps in München und vom Oberkommando in den Marken in Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bekämpfung der Schundliteratur.

Stellv. Genkdo. XI. A.-K. Cassel, den 15. 1. 1916.
Presse-Abteilung.
Ic. Nr. 81.

Die gegenwärtige Rechtslage — Belagerungszustand und Aufhebung der Pressefreiheit — gibt den stellvertretenden Kommandierenden Generälen die Möglichkeit, eine schon in Friedenszeiten von allen Freunden der Jugend erhobene und jetzt erst recht dringlich gewordene Forderung zu verwirklichen: die Unterdrückung der Jugend-Schundliteratur. Die Aufgabe ist von größter Wichtigkeit. Vor allem der Jugend selbst wegen: wurde schon bisher ihre Phantasie durch die Verherrlichung von Verbrechen, durch Schilderung der unmöglichsten „Heldentaten" und Gruseligkeiten in ungesunder Weise erhitzt und vergiftet, so werden jetzt, nachdem der Geschäftssinn der Schundverleger die Machwerke durch Umhängung eines vaterländischen Mäntelchens zeitgemäß gestaltet hat, durch diese Schundliteratur die Großtaten unseres Heeres und Volkes der Jugend unter dem Gesichtswinkel der verrücktesten und gefährlichsten Abenteurerphantasie geschildert. So wird die jugendliche Unternehmungslust auf falsche Bahnen gelenkt und den Bestrebungen, die eine Verwilderung der Halbwüchsigen verhindern wollen, entgegengearbeitet. Daneben kommt noch eine andere Seite in Frage: Die großen Summen von Geld und Arbeitskräften, die durch die Herstellung, den Vertrieb und den Kauf der Schundliteratur besseren und nötigeren Zwecken entzogen werden.

Es ist danach notwendig, die Jugend-Schundliteratur mit allen Mitteln zu unterdrücken.

Deshalb wird angeordnet:

1. Der Vertrieb der in Anlage I verzeichneten Schriften, ebenso ihre öffentliche Ankündigung oder Auslegung in Schaufenstern, auf Ladentischen, in Lesehallen und dergl., wird verboten.

2. Die Polizeibehörden haben das Verbot den Inhabern der in Betracht kommenden Buchhandlungen, Papiergeschäfte, Zigarrenläden und sonstiger Verkaufsstellen, herumreisenden Händlern usw. bekanntzugeben und für seine Durchführung, erforderlichenfalls durch Beschlagnahme der aufgefundenen Bestände, zu sorgen.

3. Etwa weiter auftauchende Schriften, die sich ihrer äußeren Aufmachung nach als Erzeugnisse der Schundliteratur darstellen und nicht in den Anlagen I (Verbotene Schriften) oder II (Zugelassene Schriften) verzeichnet stehen, sind, wenn möglich in 3 Abdrucken, hierher zur Prüfung einzureichen. Das Generalkommando wird die Entscheidung nach Anhörung des Prüfungsausschusses für Jugendschriften und etwaiger sonstiger geeigneter Stellen treffen. Bis zum Eingang der Entscheidung ist der Verkauf vorläufig zu verhindern.

4. Diese Anordnung tritt sofort in Kraft.

Die Ministerien und Regierungen werden gebeten, das stellv. Generalkommando in seinen Bestrebungen mit allen Mitteln zu unterstützen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und zum 1. 3. 1916 gefälligst zu berichten, welche Erfahrungen gemacht wurden und welche Wünsche vorliegen. — Es wird insbesondere gebeten, die Prüfungsausschüsse für Jugendschriften und ähnliche Vereinigungen, sachverständige Buchhändler und andere geeignete Stellen von Vorstehendem in Kenntnis zu setzen und sich ihrer Mitarbeit zur Durchführung der Anordnung zu versichern.

Die Garnisonkommandos werden dafür verantwortlich gemacht, daß die Verbreitung der verbotenen Schundschriften unter den Militärpersonen unbedingt verhindert wird. Über die getroffenen Maßnahmen ist ebenfalls zum 1. 3. 1916 zu berichten.

Der Kommandierende General
von Haugwitz,
General der Infanterie.

Anlage I. Verbotene Schriften.

I. Detektiv-, Verbrecher-, Reiseromane u. dergl.

Titel.	Verlag.
Lord Lister, genannt Raffles, der große Unbekannte	Verlagsh. f. Volkslit. u. Kunst, Berlin SW 61, Gitschiner Straße 13
Aus den Geheimakten des Weltdetektivs	dersf.
Klaus Störtebecker	dersf.
Rolf Rodewalds Reise um den Erdball	dersf.
Aus fremden Landen	dersf.
Um den Erdball	dersf.
Texas Jack	dersf.
Jugendpost	Verlag d. Jugendpost, Berlin SW 61, Gitschiner Str. 13
Lord Percy vom Exzentric-Club	Mignon-Verlag, Dresden-A. I, Seidnitzer Str. 9
Florian Geier, Kämpfe mit den Raubrittern	Verlag mod. Lektüre, Berlin S 14, Dresdener Str. 88/89
Mädchenhändler	dersf.
Ein neuer Robinson	dersf.
Ethel King. Ein weiblicher Sherlock Holmes	Dresdener Roman-Verlag, Dresden-A., Maxstr. 5
Nat Pinkerton, der König der Detektivs	dersf.
Der neue Lederstrumpf	dersf.
Nick Carter	A. Eichler, Dresden, Rosenstr. 107
Buffalo Bill	dersf.
Durch Länder und Meere	dersf.
Jürgen Peters, der Schiffsjunge	dersf.
Prinzessin Übermut	dersf.
Hurrah! Soldatenstreiche aus Krieg und Frieden	H. G. Münchmeyer, Dresden-Niedersedlitz

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bibliothek der Abenteuer	Verlagsgesellschaft Berlin, Berlin W 57
Rund um die Welt	Jg. Goldblatt, Wien II/3, Haasgasse 10
Hans Stark, der Fliegerteufel	Willi Pinkert, Berlin N 4, Chausseestraße 8
Minx, der Geisterjucher	Neuer Verlag, Berlin SW 68, Lindenstraße 3.

II. „Patriotische" Schundliteratur aus der Zeit vor dem Kriege.

Erlebnisse deutscher Fremdenlegionäre	Verlagsh. f. Volkslit. u. Kunst, Berlin SW 61, Gitschiner Straße 13
Unter deutscher Flagge. (Behandelt den Krieg von 1870/71)	ders.
Unter Fahnen und Standarten. (Behandelt 1813/14)	ders.
Von deutscher Treue	ders.
Horst Kraft, der Pfadfinder	Mignon-Verlag, Dresden-A. I, Seidnitzer Str. 9
Heinz Brandt, der Fremdenlegionär	ders.
Konrad Götz, der Wandervogel	ders.
Zehn Jahre in der Fremdenlegion	Georg Streicher, Dresden I, Maxstr. 5.

III. „Kriegs"-Schundliteratur (seit 1914).

Mit fliegenden Fahnen	Verlagsh. f. Volkslit. u. Kunst, Berlin SW 61, Gitschiner Straße 13
Kriegsfreiwillig. (Erlebnisse eines Primaners)	ders.
Krieg und Liebe	ders.
Unsere Feldgrauen	Mignon-Verlag, Dresden-A. I, Seidnitzer Str. 9
Spione	ders.
Im Kugelregen	ders.
Das eiserne Kreuz	Verlag mod. Lektüre, Berlin S 14, Dresdner Str. 88/89
Um Deutschlands Ehre	ders.
Der Krieg	Dresdener Roman-Verlag
In Feindesland	Heilbrunn u. Co., Berlin W 30, Schwäbische Str. 25.

Anlage II. Zugelassene Schriften.

I. Empfehlenswerte ältere Sammlungen billiger guter Hefte, die sich nicht auf den jetzigen Krieg beziehen, aber u. a. auch Kriegserzählungen bieten und nach ihrem Äußeren zum Teil mit der Schundliteratur verwechselt werden können.

Titel.	Verlag.
Deutsche Jugendbücherei	H. Hillger, Berlin.
Bunte Bücher	Enßlin u. Laiblin, Reutlingen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bunte Jugendbücher	Enßlin u. Laiblin, Reutlingen
Volksbücher der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung (Ausg. mit farb. Titelbild)	Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großborstel.

II. Billige zuzulassende (wenn auch zum Teil nicht gerade hervorragende) Hefte und Heftreihen, die sich auf den jetzigen Krieg beziehen.

Krieg und Sieg nach Berichten von Zeitgenossen	H. Hillger, Berlin
Feinde ringsum	Enßlin u. Laiblin, Reutlingen
Des deutschen Volkes Kriegstagebuch	Reclam, Leipzig
Kriegsbuch für Jugend und Volk (Zeitschrift)	Kosmos, Stuttgart
E. Niederhausen, Der Weltkrieg	Eulitz, Lissa i. P.
Heymann, Unsere feldgrauen Helden. Bd. 1: Tagebuch des Grenadiers St., 20 Pf.	Reclam, Leipzig
Unsere Flieger im Kriege, 30 Pf.	Schaffstein, Cöln
Kriegsnovellen, Bd. 1, 20 Pf.	Reclam, Leipzig.

Jeder, dem das Wohl der Jugend am Herzen liegt, wird lebhafte Freude empfinden über das feine Verständnis, das diese Not der Heranwachsenden an hervorragender Stelle gefunden hat, und es wird ihm große Befriedigung bereiten, daß diesmal ganze Arbeit gemacht wird. Gewiß wäre auch nichts verkehrter, als mit halben Maßnahmen helfen zu wollen. Gerade jetzt — und für die erste Zeit des Friedens wird dasselbe gelten — ist dieser Jugendschutz doppelt notwendig. Auf jedem von uns lastet ein höheres Maß von Arbeit und Verantwortung, und mehr als bisher sind wir für die gedeihliche Zukunft auf alle Kräfte der Jugend, seien es körperliche, geistige oder sittliche, angewiesen. Darum ist es die Pflicht des Einzelnen wie des Staates, die Jugendkraft jetzt doppelt sorgsam zu hegen und zu pflegen und sie vor allen nervenerschlaffenden und sinnverderbenden Einflüssen zu bewahren. Wer sich aber in seinen Entwicklungsjahren wildabenteuerlichen Schundhistorien hingibt, wer an verlogenen Kriegsgeschichten Gefallen findet, wer seine Ideale schöpft aus Verbrecherromanen, wer in Schmutzgeschichten wühlt, dem trübt sich das Weltbild, dem stumpft sich das Feingefühl ab, dem erwächst ein falscher Wertmesser für menschliche Arbeiten und Ziele.

Es wäre zu wünschen, daß dieses Verbot des Schundliteraturvertriebes auf die anderen Korpsbereiche übergriffe und daß ein ähnliches Verbot nach dem Kriege Geltung hätte. Bislang hat man sich gegen jeden scharfen Polizeieingriff gesträubt, meines Erachtens mit Unrecht. Das Bedenken, es sei unmöglich, den Begriff Schundliteratur bestimmt zu umgrenzen, und es könnten daraus unliebsame Zwischenfälle erwachsen, ist nicht stichhaltig. Diese Unbestimmtheit teilt das Wort Schund mit vielen anderen, die alle

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in der Praxis der Rechtsprechung eine Klärung ihres Inhaltes gewinnen. Und die andere Besorgnis, es könnte der Lesestoff der Erwachsenen angetastet werden, besteht ebenfalls nicht zu Recht. Denn die Sammlungen sind ausgesprochen für Unmündige gedacht, so daß die Freiheit der Mündigen nicht beengt wird.

Unser Streben muß also auf das allgemeine Verbot des Vertriebs der Schundliteratur gerichtet sein. Allerdings, das muß uns klar sein, mit der Erfüllung dieses Wunsches wäre nicht alles erreicht. Ein reiner Markt dürfte uns nicht veranlassen, tatenlos zu sein. Denn eine wirkliche Gesundung kann nur von innen heraus geschehen. Nicht das ist unser letztes Ziel, daß die Jugend nicht mehr Schlechtes lesen kann, sondern daß sie nicht mehr Schlechtes lesen will. Darum würde die Erziehung zu einem geläuterten Geschmack die Hauptarbeit bleiben. Aber mit wieviel mehr Eifer würden wir unsere Arbeit fortsetzen, wenn das literarische Unkraut gejätet wäre! Welche Summen von Zeit und Kraft wären gewonnen für die positiven Maßnahmen, für Herausgabe und Verbreitung billiger, guter Sammlungen, Schulbüchereien, Klassen- und Massenlektüre, Schulgeschenke, Vorleseabende, Schulvorstellungen, Kinderlesezimmer, Jugendabteilungen in Volksbüchereien! Dann erst, wenn die Bahn frei wäre, könnten wir auf einen großen Erfolg hoffen, auf einen Erfolg, der dem reichen Aufwand der Jugendbildungsbestrebungen entspricht.

Carl Will.

Der Krieg und die seelischen Gefahren für die Jugend.

Lange Jahre hat man der Schule den gewiß berechtigten Vorwurf gemacht, daß sie zuviel lebensfremden Stoff an die Kinder heranbringe und die Verbindung mit der Gegenwart völlig verloren habe. In der Geschichte des aschgrauen Altertums wußten die Gymnasiasten besser Bescheid als in der des 19. und 20. Jahrhunderts, der Unterricht in der Literatur endete in der Regel da, wo für den heranwachsenden Menschen die Sache anfing gerade interessant zu werden, nämlich mit Goethes Tode usw. Man konnte in fast allen Fächern einen bedenklichen Mangel an wirklich zeitgemäßen und allgemein interessierenden Themen feststellen.

Es waren lange Zeit nur vereinzelte Rufer im Streite, die eine Änderung nach dieser Richtung hin anstrebten. Da brach plötzlich der Weltkrieg aus, und mit einem Schlage wurde auch für den lebensfremdesten Schulpedanten die Gegenwart „aktuell". Heute gibt es sicher in ganz Deutschland keine Schulstube mehr, in welche nicht auch die Donnerstimme der Zeitereignisse hineingedrungen ist. Und ob gerade Aristoteles oder Cäsar oder das Zeitalter Mohammeds be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

handelt werden — der Lehrer kann und wird von jedem Thema aus leicht Brücken schlagen können zu dem Ringen der Völker der Gegenwart.

Welch feine Aufgabe für ein echtes Schulmeisterherz ist es doch, von immer neuen Stoffen und Gesichtspunkten aus das Heute zu beleuchten und Parallelen zwischen dem Einst und dem Jetzt aufzudecken! Sowie aber in den Unterricht auch das Heute mit hineinklingt, muß auch die Seele der Jugend aufhorchen und mitempfinden, denn sie lebt ja in der Gegenwart, die Zeitereignisse sind ein Stück ihrer Welt, der Welt in Haus und Straße, der Welt des Familienleides und der aufregenden Telegramme.

Das ist gewiß heute ein gesundes Zusammenarbeiten von Schule und öffentlichem Leben. So hätte es immer sein sollen, so muß es immer bleiben. Jedes große Erdbeben sollte in der nächsten Geographiestunde erörtert, jedes Kriegsereignis in der nächsten Geschichtsstunde gewertet, jede bedeutende Erfindung oder Entdeckung in der nächsten Physik- oder Chemiestunde erklärt werden.

Wie könnte man auch heute die Kriegsereignisse ausschalten wollen aus der Gedanken- und Empfindungswelt unserer Jugend! Es wäre nicht nur psychologisch unmöglich, sondern auch vom Erziehungsstandpunkte aus geradezu Torheit. Unsere Jugend soll und muß Leid und Freud der Erwachsenen miterleben. Das erscheint schon vom rein menschlichen Standpunkte aus berechtigt und notwendig, denn unsere Jugend soll ja weiterbauen, wenn die Generation von heute uns den siegreichen Frieden errungen hat.

Aber von dieser Erwägung aus ergibt sich auch eine ernste Mahnung an alle Eltern und Lehrer: Hütet die Empfänglichkeit der Jugend! Nicht nur mit dem Worte ist sie von jeher schnell fertig gewesen, sondern auch mit ihrem Herzen. Das Kind liebt hingebend und selbstvergessen ebenso schnell und ebenso nachhaltig, wie es hassen und verachten lernt. Rasch ist ein Kind entflammt und begeistert, rasch ist es auch bei der Hand mit seinem Abscheu.

Ich mache mich anheischig, eine Schulklasse von 12—14jährigen Knaben oder Mädchen in einer einzigen Stunde felsenfest davon zu überzeugen, daß Napoleon I. das größte Scheusal aller Zeiten gewesen ist, und in der nächsten Stunde eine andere Klasse so für denselben Mann zu begeistern, daß ihn die Kinder als den größten Wohltäter Europas auffassen werden. Auch mit jedem anderen Thema wäre es möglich, ein ähnliches Experiment zu machen; denn die Empfindungswelt des Kindes ist wie Wachs in der Hand des Lehrers. Es liebt und verehrt den, den der Lehrer es lieben und verehren heißt, und es haßt, wenn der Lehrer haßt.

In dieser Tatsache, die nur auf den Unkundigen verblüffend

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wirken wird, liegt der Schlüssel zum Verständnis der Wirkung alles Unterrichts. Allein von der Lehrerpersönlichkeit hängt es deshalb ab, ob das Empfinden des Kindes gesund bleibt oder nicht. Und je mehr der Lehrer von seinen Schülern verehrt wird, umso mehr Macht gewinnt er über die Seelen.

Darin liegt natürlich ein Segen und ein Fluch zugleich. Wenn Schiller vom Künstler sagt: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie! Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!" dann darf der Einsichtige mit vollem Rechte dieses Wort variiert auf Lehrer und Jugend anwenden.

Sobald man nun aber die Frage aufwirft: In welcher Art sollen unsere Knaben und Mädchen denn an den großen Ereignissen unserer Zeit teilnehmen? dann teilen sich sofort die Ansichten. Auf der einen Seite stehen diejenigen, die da zurückhalten möchten und behaupten, es sei im Grunde doch so herzlich wenig, was die Jugend vom Kriege verstehen und begreifen könne. Verhütet vor allem — so mahnen sie — das vorschnelle Urteilen über die Zeitereignisse, die Beweggründe und Maßnahmen unserer Feinde. Seid darum vorsichtig im Verkehre mit Kindern! — Schändlich und töricht zugleich handelt ihr, wenn ihr die Jugend einen billigen Haß gegen England oder Rußland lehrt und sie glauben macht, daß alle Feinde verachtungswerte Menschen sind, die schier aus Bosheit oder Neid den Krieg gegen uns angezettelt haben. Aus zu vielen, dem Kinde verborgenen Quellen speist sich der Blutstrom, der heute Europa überschwemmt, weit zurück liegen die letzten Ursachen des Weltbrandes und zu verschlungen sind die Wege für das Kind, die zu seinem Verständnis führen. Seid darum verständig und lehrt das Kind nicht hassen und verachten, wo es noch kein Recht hat zu urteilen und zu verabscheuen. Bedenkt auch, daß die Knaben und Mädchen von heute dereinst, wenn sie erwachsen sind, die Fäden mit dem feindlichen Auslande wieder aufnehmen müssen. Deutschland kann sich nach dem Kriege noch weniger abschließen als früher. Der Krieg soll ja auch gerade beweisen, daß die Einkreisungs- und Aushungerungspolitik unserer Gegner grundfalsch war.

In zwei bedeutungsvollen Zeitdokumenten kommt dieser Standpunkt zum Ausdruck:

1. Die Sammelstelle der Ungarischen Gesellschaft für Kinderforschung erläßt eine Umfrage, um die Wirkung des Krieges auf das Seelenleben der Kinder und Jugendlichen festzustellen. Der zu diesem Zwecke aufgestellte Fragebogen enthält folgende Fragen:

I. Für 8—14jährige: a) Was gefiel dir bisher am besten von den Ereignissen des Krieges? Warum? b) Warum wird jetzt Krieg geführt? c) Was möchtest du jetzt, da Krieg ist, am liebsten tun? Warum? d) Pflegt

ihr Krieg zu spielen? Wie? (Für Knaben.) e) Habt ihr für die Soldaten oder für deren zu Hause gebliebene Familie etwas getan? Was? f) Liebt ihr den Krieg? Warum? g) Wie wird der Krieg enden? Warum?

II. Für 14—18jährige: a) Was ergriff am meisten Ihre Seele von den Ereignissen des Krieges? Warum? b) Was ist die Ursache des Krieges? c) Was möchten Sie jetzt, da Krieg ist, am liebsten tun? Warum? d) Hat der Krieg Ihre täglichen Beschäftigungen verändert? Inwiefern? e) Verändert der Krieg Ihr Fühlen und Denken? Inwiefern? f) Was ist Ihre Meinung im allgemeinen über den Krieg? g) Wie wird der Krieg enden? Warum?

Auf das Ergebnis dieser Umfrage darf man gespannt sein. Ich wünschte nur, daß auch in Deutschland eine derartige Untersuchung der Wirkung des Krieges auf das Kind vorgenommen würde, umso sicherer würden nur die Ergebnisse sein, die aus der Umfrage gezogen werden können.

2. Eine Reihe namhafter Professoren, Lehrer und Schriftsteller hat folgenden Aufruf an alle Eltern, Lehrer und Erzieher erlassen:

„Unter den mannigfachen seelischen Gefahren, die das gegenwärtige Völkerringen mit sich bringt, sind die verhängnisvollsten diejenigen für das Innenleben der Kinder, denn diese sind am empfänglichsten und am leichtesten beeinflußbar. Wer heute die Kinder beobachtet und ihre auf den Krieg bezüglichen Aussprüche und Briefe verfolgt, die von Eltern und Lehrern veröffentlicht werden, muß für das geistige und sittliche Wohl der künftigen Generation ernste Besorgnisse hegen. Haß, Rachedurst, Verachtung und Schadenfreude gegenüber den feindlichen Nationen und eigener nationaler Hochmut haben eine so erschreckende Ausdehnung gewonnen, daß es an der Zeit ist, das Schweigen hierüber zu brechen und sich ernstlich an alle zu wenden, welche die schwere Verantwortung der Erziehung tragen.

Es ist gewiß auch vom pädagogischen Standpunkt aus nicht zu wünschen, daß man die tiefe Tragik, die im herrschenden Kriege liegt, den Blicken der Kinder entziehe. Das wäre nicht nur praktisch undurchführbar, sondern auch nicht im Interesse der Erziehung. Denn gerade aus dem Anblick dieser Tragik soll den Kindern einstens der Wille und die Kraft erwachsen, Zustände zu schaffen, welche Kriege mit ihrer Unsumme an Elend und Kulturhemmungen unmöglich machen. Aber mit dem Erfassen dieses tiefen Ernstes haben Haß, Rachsucht, Schadenfreude und all die anderen niederen Instinkte gar nichts zu tun, die heute vielfach in den Kindern geweckt, gefördert und gesteigert werden.

Deshalb möchten wir allen Erziehern dringend ans Herz legen, abzulassen von allem, was hiezu beiträgt, und nach Kräften im entgegengesetzten Sinne zu wirken. Man bedenke die ungeheure Verantwortung, welche in dieser Hinsicht heute jeder Erzieher hat! Aus den Kindern von heute werden die Staatsbürger Deutschlands und Österreich-Ungarns von morgen, die über die Geschicke, das Glück und die Würde ihres Vaterlandes zu entscheiden haben. Wie sollen sich dann die kulturellen Beziehungen zu anderen Staaten gestalten, wenn die Jugend den Völkern dieser Staaten gegenüber einen Haß empfindet, der die Namen von Kulturnationen ersten Ranges als ärgsten Schimpf ansehen läßt. Ein solcher den Kindern aufgedrängter, ihrer eigenen Natur ganz und gar widersprechender Haß läßt sich gewiß nicht örtlich und zeitlich begrenzen, sondern er kann sich in den jungen Menschen festnisten und von den verhängnisvollsten Folgen für

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Zukunft werden. Man glaube ja nicht, daß er späterhin vor den verschiedenen Nationen innerhalb des eigenen Vaterlandes Halt machen wird! Wer sich dies vergegenwärtigt, muß einsehen, was das Schüren des nationalen Hasses in Ländern bedeutet, die, wie die verbündeten Reiche, selbst ein Dutzend Nationen in sich schließen. Gerade im Namen eines wohlverstandenen Patriotismus kann also nur auf das entschiedenste davor gewarnt werden, in die Kinderseelen nationale Gehässigkeit irgendwelcher Art hineinzutragen. Zu leicht wird sonst das Dichterwort zum schauerlichen Ereignis werden: Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los.

Einerseits aus Gründen der künftigen internationalen Kulturarbeit und anderseits um einer richtigen staatsbürgerlichen Erziehung willen muß deshalb von allen Eltern und Lehrern gefordert werden, daß sie weder nationalen Haß noch alle anderen damit in Zusammenhang stehenden niederen Instinkte in den Kindern aufkommen lassen, sondern sie vielmehr schon im Keime ersticken. Man entweihe diese an größten Opfern und an Heroismus im großen und kleinen so reiche Zeit nicht damit, daß man die kindlichen Seelen durch Rachsucht, Gehässigkeit und Schadenfreude andauernd vergiftet! Alle Erzieher mögen dessen eingedenk sein, daß ihre human-seelsorglichen Aufgaben gegenwärtig schwieriger und verantwortungsvoller sind denn je!"

Auf einem wesentlich anderen Standpunkte als die Unterzeichner dieses beachtenswerten Aufrufes stehen alle diejenigen, die da glauben, daß das Kind schon empfinden und urteilen müsse wie der Erwachsene, und daß es auch ein Recht habe, die zu hassen und zu verabscheuen, die wir in den letzten Jahren gehaßt und verachtet haben. Die Zahl der Gegner des oben angeführten Aufrufes ist naturgemäß groß, denn unsere gesamte Nation steht heute noch seelisch zu sehr unter dem Drucke der Zeit. So erklärt es sich auch, daß der Aufruf vielfach auf Widerstand gestoßen ist. Ob nicht aber mancher seiner Gegner anders über ihn urteilen würde, wenn die jetzige schwere Zeit schon 10 oder 20 Jahre hinter uns läge? —

Wie man selbst in Lehrerkreisen die Frage beurteilt, zeigt der nachfolgende charakteristische Abschnitt in der Hamburgischen Schulzeitung:

„Jawohl, die Kinder sollen es wissen, daß unser deutsches Volk geistig und sittlich höher steht als seine Feinde; das Kind soll von den russischen Greueln in Ostpreußen erfahren, von der feigen Ermordung deutscher Krieger in Orchies und von der Tat des Kapitäns des „Baralong". Empören soll sich der deutsche Junge über den Judas im Dreibund; es ist unpädagogisch und entspricht nicht dem Wesen des Kindes, wenn neben den Verrat alle möglichen Entschuldigungsgründe gestellt werden; das Kind will seinen Siegfried hell und seinen Hagen finster sehen; das ist seine Natur und sein Recht. Die Zeit kommt für das Kind früh genug, daß es seinen Siegfried kritisiert und den Hagen entschuldigt, daß der große reine Kindersinn und Kinderblick unsicher wird und trübe, wenn er bei reiferem und schärferem Sehen entdeckt, wie auch ein Siegfried nicht ohne Schwächen ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

War nicht die lodernde Begeisterung im August des Jahres 1914 etwas Wunderbares, etwas unsagbar Großes und Schönes für uns alle? Das war Kindersinn, der sich ohne Grübeln und ohne Bedenken voll und ganz dem Großen hingab. Unbekümmert, wie ein wilder Knabe, stürmte das ganze große deutsche Volk vorwärts; war das nicht schön? War das aber denkbar ohne — wie sagen doch die Herren Professoren? — ohne nationalen Hochmut?"

Diese Entgegnung hat auf den ersten Blick manches Bestechende, aber im Kern ist sie grundfalsch. Will das Kind wirklich seinen Siegfried hell und seinen Hagen dunkel sehen? Nach meinen Erfahrungen stimmt das nicht; und ich glaube mir auch ein Recht erworben zu haben, kindliche Empfindungen beurteilen zu können. — Gewiß neigt das Kind dazu, Helden zu vergöttern und jeden Verbrecher als wahren Teufel aufzufassen. Das rührt aber nur daher, weil das Herz des Kindes in Haß oder Liebe leicht entflammt ist und weil ihm doch die Reife des Urteils fehlt, so daß es nicht zu erkennen vermag, wie innig sich in jedem Menschen Gut und Böse einen. Aber aus dieser kindlichen Neigung und Schwäche auf ein bewußtes Wollen zu schließen, erscheint mir als grundfalsch. Umgekehrt sollte man vielmehr sagen: gerade weil das Kind so leicht geneigt ist, was es liebt, in Gold zu rahmen und unsere Gegner nur tief schwarz zu sehen, sollten Väter, Mütter und Lehrer umso vorsichtiger das Urteil der Kinder leiten und sie nicht in der beliebten Hell-Dunkel-Malerei noch absichtlich bestärken! — Wir erschweren der kommenden Generation tatsächlich nur, den heute propagierten Haß gegen unsere Feinde wieder abzuschütteln. Wie schwer wird es dem Kaufmanne, dem Fabrikanten, dem Künstler, dem Gelehrten in 5 oder 10 Jahren werden, wieder mit den Ländern in Verbindung zu treten, die uns heute zu vernichten trachten und gegen die man heute die Jugend schon empören möchte. Und alle durch den Krieg zerrissenen Fäden müssen doch einmal wieder neu geknüpft werden!

Und Eltern und Lehrer haben heute mehr denn je die heilige Verpflichtung, sich des alten Bibelwortes zu erinnern: „Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen."

Soviel an uns ist, haben wir die Jugend vor allem vorschnellen und oberflächlichen Urteilen und Aburteilen zu behüten; laßt uns vielmehr alles tun, damit sie tiefer sehen und Feind und Freund gerechter würdigen lernt. Das ist und bleibt heiligste Erzieherpflicht! — Eine vergiftete Empfindungswelt unserer Jugend wäre für die Nation auf Jahrhunderte hinaus die schwerste Schädigung, die der Krieg uns bringen könnte. Die Geschichte Frankreichs beweist es.

Heinrich Scharrelmann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was andre sagen

Die Zukunft. Herausgeber: Maximilian Harden, Berlin. 24. Jg. Nr. 34.

Krieg um Frieden. Vom Herausgeber.

„... Auch mich (Harden) hat der amerikanische Journalist (Herr von Wiegand) gefragt; ob der Versuch einer Friedensstiftung mir jetzt nützlich scheine. Und ich will meine Antwort, eines Privatmannes, nicht hehlen. „Der aus einer versunkenen oder versinkenden Gedankenwelt noch überlebende Aberglaube der offene Ausdruck der Sehnsucht nach Frieden sei ein ‚Schwächezeichen', hindert beide Mächtegruppen, zu versuchen, ob von Volk zu Volk, von Gruppe zu Gruppe eine Verständigung nicht heute, endlich, erlangbar sei. Beide aber wissen schon, daß die völlige Niederwerfung des Feindes unwahrscheinlich, als sichere Folge fortdauernden Krieges nur die Verwüstung Europas und die Entkräftung aller Großmächte vorauszusehen ist. Die psychologische Vorbedingung eines Friedensstifterversuches ist innerlich also erfüllt. Will eine zur Vermittelung geeignete Persönlichkeit warten, bis sie von beiden Gruppen dazu aufgefordert wird, dann will sie eine Stunde abwarten, in der ihr Eingriff überhaupt nicht mehr nötig ist. Denn ist auf beiden Seiten der Wunsch nach Frieden so stark, daß von beiden Vermittelung erbeten wird, dann entwertet sie sich zu leerer Formalität und ist nur noch das Feigenblatt, das die falsche Scham der Kriegsmüden deckt. Durchaus aber verstehe ich, daß ein bedeutender Mann, der eine große Nation vertritt, nicht nutzlosen Eifer zeigen und sich eine Ablehnung holen will. Was also kann, heute und morgen noch, geschehen? Dieses: An alle im Krieg stehenden Staaten kann, zu gleicher Zeit, die Frage gerichtet werden: ‚Seid Ihr bereit, dem Grundsatz zuzustimmen, daß dem von der ganzen in Bürgersittlichkeit gewöhnten Menschheit zu beklagenden Krieg ein organisierter Friede folgen muß, der bei ungeschmälerter Wahrung aller Souveränitätrechte internationale Vereinbarung über alle dazu geeigneten Wehrfragen, zu Land und zu See, sichert und einem internationalen Schiedsgericht die Möglichkeit schafft, seine Beschlüsse, im Notfall, gegen Widerspenstige mit Gewalt oder durch Boykott durchzusetzen?' Wer diese Frage verneint, beweist damit, daß er die großen Zeichen der Zeit nicht erblickt oder nicht richtig zu deuten vermag und daß er das Schicksal seines Volkes und Staates auf die Waffen nicht auf den Geist, stellen will. Das ist sein Recht; aber er muß die Folgen tragen. Wer die Frage bejaht, kann sich der Gewissenspflicht nicht entziehen, sofort wenigstens den Versuch zu machen, ob auf der durch die Bejahung gelegten Basis nicht eine Verständigung über den Machtstreit und die territorialen Fragen zu erlangen ist. Als den Hauptgrund, der unsere Feinde zur Fortsetzung des Kampfes spornt, erkenne ich den Glauben, das Deutsche Reich werde nach jedem Friedensschluß seine Rüstung fortsetzen und die Gegner von heute dadurch zu neuem Kraftaufwand zwingen, den ihre Volkszahl oder ihre nationale Eigenart verbiete. Deshalb sei besser, jetzt, im Guten oder Schlimmen, durch Sieg oder durch Untergang, in Klarheit zu kommen. Im Sinn des deutschen Sprichwortes: Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. Dieser Glaube irrt aber. Deutschland hat den Wunsch nach internationaler Vereinbarung bisher nicht eifrig gefördert, weil die Machtgruppe, die ihn empfahl, von dem Trieb geleitet war, in der Stunde internationalen

Rechtsstreites dem Deutschen Reich den Willen einer Mehrheit aufzuzwingen, die der uns gegnerischen Gruppe stets gewiß war. Solchem im voraus bestimmten Spruch sich zu beugen, hätte das Selbstachtungbedürfnis des deutschen Volkes niemals erlaubt. Jetzt erst, da erwiesen ist, daß die Stimmenmehrheit nicht der Ausdruck einer Übermacht war, ist eine neue Situation geschaffen und eine haltbare Grundlage für ein internationales Abkommen über Rüstung- und Wehrfragen möglich geworden. Dieses Abkommen würde die Welt nicht nur von dem Gespenst des ‚Militarismus', sondern auch von der Seetyrannei befreien, unter der mit uns jetzt die friedlichen Völker zweier Erdteile leiden. Wird solches Abkommen, als Ziel des Krieges, erreicht, dann war das furchtbare Völkerringen für Menschheit und Menschlichkeit (die uns nicht weniger heilig ist als anderen Völkern) nicht ertraglos; dann kann aus der Blutsaat unverwelkliche Frucht reifen. Nur dann. Und ebenso unverwelklich wird der Ruhm des Mannes und der Nation sein, die durch rechtzeitige, kluge und taktvolle Fragestellung zu solcher Fruchtreife mitgewirkt haben. Diese öffentliche, nicht überhörbare Rundfragestellung scheint mir das heute noch (aber bald vielleicht nicht mehr) Mögliche und deshalb Notwendige. Ich spreche meine Überzeugung offen aus, weil Deutschlands Stellung im zweiundzwanzigsten Kriegsmonat, innen und außen, so unerschüttert ist, daß es vor Mißverständnis oder Fälschung seiner Absicht sich nicht zu fürchten braucht. Lehnen unsere Feinde schon die Beantwortung der prinzipiellen Frage ab: wir können warten und weiterkämpfen. Glaubt die Kaiserliche Regierung, sie verneinen zu müssen: so weiß die Welt, daß sie sich auf den Versuch einrichten muß, das Ende dieses Krieges mit ausschließlich militärischen Mitteln zu erstreiten.

. . . . . ."

Leipziger Tageblatt (Unterhaltungsbeilage). Nr. 619 v. Jg.

Kriegsschundliteratur.
Von Karl Teicher, Leipzig.

„... Bewundernswert war die schlangenhafte Gewandtheit, mit der sich die Schundserien (bei Beginn des Weltkrieges) der veränderten Weltlage anpaßten. Zunächst mußte der Kriegsschauplatz selbst zum „Arbeitsfelde" für die „Helden" der Hefte werden. Die Kulissen wurden gewechselt, die Rinaldinis blieben dieselben. Ein treffendes Beispiel liefert dafür die Schundserie „Heinz Brandt, der Fremdenlegionär, Mignon-Verlag-Dresden". Heinz Brandt und sein Bruder Fritz bestehen in Nr. 1 bis 80 alle möglichen und unmöglichen Abenteuer in der Fremdenlegion. Da kommt der Krieg. Damit ist natürlich mit einem Schlage der Schauplatz in Algier erledigt; es ist doch Feindesland. Im Heft 83 (also zwei Wochen später!) befinden sich beide „Helden" bereits auf dem belgischen Kriegsschauplatze. Nr. 83 S. 2 heißt es: „Heinz und Fritz Brandt, die beiden jungen Deutschen, die Jahre hindurch in der französischen Fremdenlegion gedient, dann aber bei der ersten Kunde von dem großen Kriege die Sklavenketten gebrochen hatten, um nach ihrem deutschen Vaterland zu eilen und für dasselbe zu kämpfen, befanden sich bei jenen Vortruppen." Trotz Änderung des Schauplatzes heißt der Untertitel der Hefte weiter: Abenteuer, Kämpfe, Leiden und Geheimnisse der Fremdenlegion; außerdem stellt die Kopfleiste der ersten Textseite dar, wie verwundete Fremdenlegionäre von Schakalen überfallen werden. Zeichner und Drucker waren jedenfalls außerstande, die „tollkühne Flucht" sofort mitzumachen. Auf noch genialere Art tritt die in dem gleichen Verlage erscheinende Serie „Horst Kraft, der Pfadfinder" in den Weltkrieg ein. Horst unternimmt gerade Gondelfahrten an der südamerikanischen Küste. Was kümmert die Leser jetzt dieser Schauplatz? Flugs fährt die Heldenschar über den Stillen Ozean zu den Japanern und setzt dort das Abenteurerleben fort.

So verstanden es die Schundschreiber, sich geschickt den neuen Verhältnissen anzupassen, aber nur im äußeren Rahmenwerk; trotz vaterländischer Erhebung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

blieb der Schundgeist derselbe. Wahllos greife ich aus der Menge der Kriegsschundhefte eins heraus. Es führt den Titel: „Im Kugelregen". Mit unserer Garde in Feindesland. Nr. 8. Im Feuer durch die Maas. Mignon-Verlag-Dresden. Helden: Herbert Sanders und Nolte. Schauplatz: Vor Namur. Gang der Handlung: Beide Helden stürmen als freiwillige Radfahrer bei der Garde ein Dorf — natürlich Herbert und Nolte voran — keine Kugel trifft sie (obwohl „Maschinengewehrschützen lustig drauflospfeffern") — später unternehmen sie einen Patrouillengang mit dem Unteroffizier Müller — sie kommen in einen Wald — nirgends ein Feind — da beginnt plötzlich unter ihnen der Waldboden zu weichen — „drei Schreie erklangen, dann sausten drei Körper in die Tiefe" — sie fallen in eine Grube, auf deren Boden sich eine Anzahl aufrechtstehender Bajonette befinden — „Nolte und Herbert waren wie durch ein Wunder gerettet worden" (sonst wäre die Schauergeschichte zu Ende) — Müller wird aufgespießt (den braucht der Schundschreiber nicht mehr!) — beide Helden wissen sich zu helfen — Herbert steigt auf Noltes Schulter und gelangt glücklich aus der drei Meter tiefen Grube — Nolte will sich tot stellen, wenn der Feind naht . . .

Das ist der Geist, den diese Hefte atmen. Es ist fast alles geblieben, was an dem früheren Schunde zu tadeln war. Der zeitgemäße dramatische Aufbau gleicht dem früheren aufs Haar. Eine gewaltige lebensgefährliche Aufgabe — mutiges Ausführen — scheinbar völliges Gelingen — plötzlich entstehende Hindernisse und große Gefahren — höchste Steigerung der gefährlichen Lage — im letzten Augenblicke Änderung des kritischen Zustandes — glückliches Ende — Belohnung. Im nächsten Hefte wiederholt sich dasselbe Schema mit denselben hieb-, stoß- und kugelsicheren Helden. Völlige Verdrehung der tatsächlichen Vorgänge, Unmöglichkeiten und Albernheiten in der Handlung, immer wiederkehrende Darstellung von Kriegsgreueln, schreiende, aufregende Bilder — das sind die Zugmittel solcher Kriegsschundliteratur.

Und diese erbärmlichen Machwerke wollen „die Jugend hineinversetzen in die blutgedüngten Felder Frankreichs, damit sie die Heldentaten miterleben kann." Diese Aufgabe erfüllen die Schundhefte nicht; in Wirklichkeit wollen sie es auch nicht. Den Verlegern der Hefte ist die Hauptsache das Geschäftemachen, der Umsatz. Gäbe es Krieg zwischen Hottentotten und Hereros, so wäre eben Heinz Brandt, der Fremdenlegionär, durch den afrikanischen Urwald zu jenen Stämmen gewandert und spielte dort die Rolle eines Feldhauptmanns. Nur jede Woche ein Heft heraus, das ‚zieht'. . . ."

Rund um uns

Eine Wandervogelausstellung. Der Nutzen guter Ausstellungen auf den Tagungen gerade der Jugendbünde liegt auf der Hand: sie geben den Überblick über den Umfang der Bewegung, der man angehört, und wirken anregend auf die Ausgestaltung der Arbeit.

Leider wird ihr Wert meist nur sehr teilweise von den Leitern der Bundes- und Gautage usw. ausgenutzt. Häufig sind es Raritätensammlungen, die nur einige besonders Interessierte bereichern können. Am beliebtesten sind wohl — in den Wandervogelbünden — Ausstellungen von Zeichnungen und Lichtbildern. Sie stiften zweifellos Gutes, aber doch eben nur auf einem Sondergebiete, dem des „Sehenlernens".

Auf dem Gautage 1915 des Nordthuringgau im Wandervogel E.V. haben wir nun einmal den Versuch

einer umfassenden, nach Gesichtspunkten geordneten Ausstellung gemacht.

Entsprechend den beiden Teilen des Wortes „Wandervogel-Gautag" boten wir eine Wandervogel- und eine Gau-Heimatausstellung.

Die erste Abteilung sollte eine Übersicht über den Aufbau des Wandervogels und die Art der ihn fortsetzenden Bünde und ihm verwandten Bestrebungen geben und anregend auf den Betrieb wirken.

Wir begannen mit der Ausrüstung des einzelnen Wandervogels: Von derben, guten Wanderstiefeln bis zum Verbandpäckchen im Rucksack konnte man da sämtliche Kleidungs- und Ausrüstungsgegenstände in mustergültiger Ausführung sehen. Besonders gefiel die Ausstellung gesunder und geschmackvoller Mädchenkleidung (sämtlich selbstgenähte Sachen).

Die zweite Unterabteilung war der Horde gewidmet: Hordentopf, Karten, Spielgeräte (Speer, Ball usw.) und sonstiges Hordengerät gab es da zu sehen. Die Ausstellung guter Spielgeräte hat uns ein Sportgeschäft zum Verkauf zur Verfügung gestellt — und brauchte es nicht zu bereuen.

Der nächsthöhere Begriff ist die Ortsgruppe. Unter diesem Titel hatten wir zunächst eine typische Ortsgruppengeschichte in Bildern (aus den verschiedenen Entwicklungsabschnitten) zusammengetragen: Wie auf der Gründungsfahrt noch alles in möglichst unpraktischen Sonntagssachen herumlief und die zaghaften ersten Kochversuche auf Spiritus machte, wie dann die Zeit kam, wo man auf möglichst ruppiges Aussehen Wert legte, wie die Mandolinen und Zupfgeigen aufkamen, wie große Kriegspiele, Sonnenwendfeiern und andere Feste veranstaltet wurden — von jedem wichtigen Ereignis war ein Bild da. Dann waren da schön ausgeschmückte, sorgfältig geführte Ortsgruppenchroniken ausgestellt, Statistiken und Bilder von Stadt- und Landheimen und deren Einrichtungen. Unter besonderen Überschriften waren Bilder vom Ortsgruppenleben zusammengestellt: „Spielfahrten", „große" und „Auslandsfahrten", „Feste", „Winterwanderungen" u. a. Diese Abteilung war naturgemäß ziemlich umfangreich.

Die nächste Tischreihe war dem Gau gewidmet. Da war eine Karte zu sehen, auf der sämtliche Gruppen (mit Bezeichnung ihrer Größe) eingezeichnet waren; einige große Bogen brachten die graphische Darstellung der Wandertätigkeit im letzten Jahre. Sämtliche Drucksachen, die im Gau seit seiner Gründung herausgebracht worden waren, ferner die Hefte des Gaublattes, die einen neuen Entwicklungsabschnitt bezeichnen, waren ausgestellt und auf einem Tische die Entstehung eines solchen Heftes (Urschrift, Druckverbesserung usw.) dargestellt.

In der Abteilung „Der Bund" lagen sämtliche Gaublätter, die Hefte der Bundeszeitung bis zurück zu den ersten aus dem Jahre 1904 (vom Bundesarchiv geschickt), Werbeblätter u. ä. aus. Eine Karte, die alle Gruppen des Bundes zeigen sollte, war leider nicht fertig geworden.

Auf den nächsten Tischen lagen die Schriften der anderen Wandervogelbünde und anderer verwandter Bestrebungen (Freideutsche Jugend, Wanderer, Vortrupp, Kunstwart und v. a.)

Die zweite Hauptabteilung war die Gau-Heimatausstellung. Ihr Zweck war, in ganz großen Zügen eine Einführung in den Aufbau und die Geschichte unseres engeren Wandergebietes zu geben. Unser Gautagheft über Magdeburg (der Gautag war bei Magdeburg) bildete eine gute Ergänzung zu diesem Teil unserer Ausstellung. —

Den Anfang machte eine Sammlung sämtlicher Gesteinsarten unseres Gebietes. Nicht etwa mineralogische Kuriositäten hatten wir da zusammengetragen, sondern Proben der anstehenden Gesteine (in geologischem Sinne, also etwa Löß aus der Börde, eiszeitlichen Geschiebemergel aus dem Fläming, Salze aus Staßfurt usw.) Eine Karte der Bodenausnützung vermittelte das Verständnis für die Werte, die der Mensch aus die-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sen Gesteinen zu ziehen imstande ist. Denselben Zweck erfüllte Tongeschirr, das neben Proben des Ziesarer Tons gestellt war.

In der botanischen Abteilung waren Abbildungen seltener, für unser Gebiet charakteristischer Pflanzen ausgestellt, z. B. der Eiben des Harzes, in der zoologischen u. a. Bilder und Zeichnungen von Bibern und deren Bauten, von ihnen benagte Stämme u. ä.

Die vorgeschichtliche Abteilung brachte Bilder von Hünengräbern und eine tabellarische Darstellung der prähistorischen Besiedlung unserer Heimat.

Auch eine kleine geschichtliche Ausstellung brachten wir: aus jedem Zeitabschnitte charakteristische Gebäude, Denkmäler usw. in Lichtbildern und Zeichnungen.

Sehr umfangreich war die architektonische Abteilung. Sie enthielt Bilder von typischen Dorfkirchen und Hausformen, von den kleinstädtisch-mittelalterlichen Wohnhäusern der Harzstädtchen, von neuester Architektur Magdeburgs, alles nach Zeiten und Gegenden geordnet.

Den Abschluß und das Beste an der Ausstellung bildete eine große Musterbücherei käuflicher Bücher. Da waren alle Belegbücher für die Heimatausstellung, die Wandervogelbücher und die meisten Schriften der Jugendbewegung, viele der Reformbestrebungen zusammengetragen, ferner Bücher, die für die geistige Erziehung der Älteren, und andere, die für die Kleinen geeignet waren, gute Sachen zum Vorlesen auf Fahrt und bei der Rast — kurz alles, was eine gute Wandervogelbücherei enthalten sollte. Wie sehr diese Ausstellung den Bedürfnissen der Erschienenen entsprach, beweist der geldliche Erfolg: es wurden für etwa 180 M. Bücher verkauft. Die Bücher waren uns von einer Magdeburger Buchhandlung zum Verkauf überlassen worden.

Unsere Ausstellung wurde in einem Gasthaus-Saal auf drei langen Tischreihen und an den Wänden untergebracht. Wir hatten den Platz, den sie brauchen würde, bei weitem unterschätzt: In einem Nest oder ähnlichen kleineren Räumen würde eine solche Ausstellung wohl kaum Platz finden. Ihre Vorbereitung nahm natürlich viel Zeit in Anspruch und war nur möglich durch die rege Mitarbeit Vieler. Die zu gewinnen, muß sich die Leitung beizeiten bemühen. **Gerhard Weißer.**

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Montanus-Bücher. Herausgegeben von Walter Stein.

1. Band: Deutschlands Eroberung der Luft. Die Entwicklung deutschen Flugwesens an Hand von 315 Wirklichkeitsaufnahmen, dargestellt von Ingenieur Willi Hackenberger.
2. Band: Deutschlands Taten zur See. Die deutsche Betätigung zur See von ihren Uranfängen bis zum Weltkrieg. Verfaßt und durch 241 Bilder erläutert von Kapitän z. S. a. D. Wittmer, Vorstand der Reichsmarinesammlung am Museum für Meereskunde in Berlin.

Verlag Hermann Montanus, Siegen, Leipzig, Berlin.

153. Flugschrift des Dürerbundes:

Bröcker, Paul: Einfaches Hausgerät. Eine Anleitung zur Möbelwahl. M. 0,60. Georg D. W. Callwey, München.

Prospekt der Zentral-Arbeitsstätte für Jugendbewegung und Jugendpflege. Berlin-Friedenau.

Börner, Wilhelm: Werdet Helden! Ein offener Brief in der Kriegszeit an die deutschen Kinder. M. 0,80. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München.

Schüßler, Willi: Feldzugsbriefe eines Pastors im Waffenrock. M. 0,15. Feldausgabe. Pastor Schüßler, Breslau III, Holteistraße 6/8.

Eucken, Rudolf u. v. Gruber, Max: Ethische und hygienische Aufgaben der Gegenwart. Vorträge, gehalten am 8. Januar 1916 in der Neuen Aula der Berliner Universität. Mäßigkeits-Verlag des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, Berlin.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

5. Jahrgang Nr. 13 1. Juli 1916

Politische Bildung.

„Wir müssen für die Zukunft eine Kräftigung der politischen Überzeugung in der öffentlichen Meinung und im Parlament erstreben."
Bismarck (30. Juli 1892.)

Seit Beginn des Krieges ist der Staatsgedanke zu einer überwältigenden Macht emporgestiegen. Wohl niemals in der Geschichte der Menschheit, selbst nicht im alten Rom, ist das Bewußtsein, Staatsbürger zu sein, mit solcher Eindringlichkeit jedem Einzelnen eingeprägt worden. Von der Aufopferung des Lebens an bis zu den kleinen Entbehrungen und Einschränkungen, denen das materielle und geistige Dasein jedes Deutschen unterworfen ist, predigt uns alles die Lehre, daß der Einzelne nichts gilt gegenüber dem Staate. Die persönliche Freiheit ist bis zu einem gewissen Grade aufgehoben, und die gewöhnliche Lebens- und Anschauungsweise hat sich so verschoben, daß für sie die sonst geltenden Kulturziele kaum noch zu bestehen scheinen. Das Politische im weitesten Sinne hat seit Monaten alle anderen kulturellen Bestrebungen vollständig zurückgedrängt oder, soweit es möglich ist, sich dienstbar gemacht; zum Beispiel in der Wissenschaft und Kunst, denen der Krieg mannigfache neue Aufgaben stellte.

Doch auch dieser Ausnahmezustand wird vorübergehen und allmählich den gewöhnlichen Verhältnissen Platz machen. Das Kriegserlebnis wird gewiß in den Herzen aller unauslöschlich bleiben. Anders vielleicht verhält es sich mit dem politischen Erlebnis im engeren Sinne.

Unter dem politischen Erlebnis verstehe ich jene Erfahrung, daß das Leben eine lange Zeit hindurch völlig durch den Staat bedingt und von ihm abhängig war. Erlebnisse im tieferen Sinne zu haben, ist nicht Allen gegeben. Nicht jeder, der im Kugelregen gestanden und dem Tode ins Auge geschaut hat, ist dadurch innerlich umgewandelt. Und doch können wir von einem wahren Erleben nur da sprechen, wo sich das äußere Ereignis zu einer ganz neuen Anschauungsweise und Überzeugung umgesetzt hat. So kann auch die Periode des „Staatssozialismus", die wir jetzt durchmachen, am Einzelnen vorübergehen, ohne seine Ansichten über Staat und Staatsbürger wesentlich umzugestalten. Wem sie zum politischen Erlebnis wird, der ist nach dem Kriege in dieser Hinsicht ein anderer Mensch als

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vorher. Und es ist zu hoffen, daß möglichst viele dazu angeregt werden, sich mit politischen Fragen eingehender und ernster zu beschäftigen als es früher bei uns der Fall war.

Von einer gewissen politischen Unreife war das deutsche Volk vor dem Kriege nicht freizusprechen. Woran lag das? In erster Linie an dem Verlaufe unserer Geschichte, vor allem an der Kleinstaaterei früherer Jahrhunderte. Das politische Wesen der kleinen und kleinsten Höfe mußte ja leicht der Lächerlichkeit anheimfallen. Jedenfalls war es nicht geeignet, den Blick auf weitere Ziele zu lenken. Und auch dort, wo sich, wie etwa in Preußen, allmählich größere staatliche Gebilde entwickelten, blieb der politische Gesichtskreis vorwiegend auf die engeren deutschen Verhältnisse beschränkt. Zu einer Zeit als England und Frankreich schon Weltpolitik trieben, hatten wir noch mit größter Mühe daran zu arbeiten, die „deutsche Frage" zu lösen. Nun wirken eingewurzelte Anschauungen lange nach, auch dann noch, wenn sich die tatsächlichen Verhältnisse, denen sie entsprangen, geändert haben. Den politischen Blick zu weiten, ist uns nur sehr langsam gelungen. Man braucht nur daran zu erinnern, mit welchen Widerständen die Kolonialpolitik und die Schöpfung unserer Flotte zu kämpfen gehabt hat. Die politische Einsicht des Volkes, auch der Gebildeten, hat mit dem schnellen Aufschwunge unseres Reiches nicht Schritt gehalten. Vielleicht hat auch der Geschichtsunterricht an den höheren Schulen nicht das geleistet, was ihm möglich gewesen wäre. Gewiß soll dieser Unterricht, zumal auf den unteren und mittleren Klassen, die Ruhmestaten der vaterländischen Geschichte den Knaben so lebhaft vor Augen führen, daß dadurch ihre Begeisterung erregt und Vaterlandsliebe geweckt wird. Aber der Primaner muß doch auch über die weltpolitischen Machtverhältnisse aufgeklärt werden, selbst da, wo sie etwa die Lage des eigenen Staates in ungünstigerem Lichte erscheinen ließen. Die Forderung der preußischen Lehrpläne, daß die Entstehung und Entwicklung des preußischen Staates in den Vordergrund der Betrachtung gerückt wird, hat, wenn ich nicht irre, oft den Blick allzusehr von den großen weltpolitischen Zusammenhängen abgelenkt. Aber das Bewußtsein und die Kenntnis einer großen Vergangenheit ist für die politische Einsicht weniger fruchtbar als ein Wissen von dem Verhältnis der Staaten zueinander. Es fehlt dem Geschichtsunterricht vielfach das Großzügige; nur wo eine bedeutende wissenschaftliche Persönlichkeit ihn gibt, geht der bildende Wert nicht in der Masse der gelernten Einzeltatsachen unter. Geschichtliches Verständnis läßt sich durch noch so viele Einzelheiten nicht erlangen; nur die großen Zusammenhänge vermögen es zu vermitteln.

Die nächste Zukunft wird zweifellos große politische Aufgaben mit

sich bringen. Die gewaltige Erschütterung des gesamten Lebens, die jähe Unterbrechung des gewöhnlichen Laufes der Dinge wird sich in ihren Folgen noch jahrelang nach dem Kriege geltend machen. Schon der Übergang aus dem Kriegs- in den Friedenszustand kann ohne vorbeugende Maßregeln zu einer wirtschaftlichen und sozialen Gefahr werden. An Staat und Staatsbürger werden daher außergewöhnliche Anforderungen herantreten. Die ganze Lage wird dadurch noch verwickelter, daß die gesamte Menschheit unter den täglich erneuerten furchtbaren Eindrücken und seelischen Spannungen wie von einer inneren Erregung durchzittert ist, die zwar jetzt, sei es durch äußere Machtmittel, sei es durch persönliche Selbstzucht, zurückgehalten wird, aber später bei geringen Anlässen um so heftiger hervorbrechen kann. Zu ihrer Beherrschung ist politische Bildung im höchsten Grade erforderlich.

Gestehen wir nur, daß tieferes Verständnis für politische Fragen nicht gerade häufig ist. Auf der einen Seite zeigt sich viel Gleichgültigkeit, ja Abneigung gegen alles Politische, das freilich in manchen Verhältnissen eine gewisse Berechtigung findet; auf der anderen ein gedankenloses Mitlaufen, das, irgendeinem Anstoße folgend, nun die einmal eingeschlagene Richtung beibehält, ohne überhaupt zu einer persönlichen politischen Überzeugung zu kommen. Goethe sagt einmal: „Nichts ist widerwärtiger als die Majorität; denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkommodieren, und der Masse, die nachtrollt, ohne im mindesten zu wissen, was sie will." Man braucht sich der Täuschung nicht hinzugeben, als ob jemals diese nachtrollende Masse verschwinden würde. Daß sie aber möglichst verkleinert wird, das ist anzustreben, das fordert auch die Würde des Staates, falls er ein wahrer Volksstaat sein soll.

Heutzutage wird meist gedankenlos ins Blaue hinein politisiert. Zwar an Meinungen und scheinbaren Überzeugungen, auch an scharfer Kritik fehlt es nicht. Aber diese gründen sich weniger auf Kenntnisse und vorsichtige Überlegung als auf persönliche Wünsche, deren Erfüllung man sich phantasievoll ausmalt, oder gar sie sind einfach aus dem Leibblatt, das man regelmäßig morgens zum Frühstück liest, übernommen. Wer sich die ungeheueren Verwickelungen des politischen Lebens, wie man sie etwa aus Bismarcks Schriften, Reden und Gesprächen kennen lernt, vergegenwärtigt, wird jedenfalls große Vorsicht üben, wenn er sich ein Urteil bildet über Dinge, denen er doch nie auf den Grund sehen kann.

Gerade dieses Bewußtsein, daß man in der Politik, insbesondere der äußeren, nur selten festen Boden unter den Füßen hat, hält viele Gebildete vom politischen Leben fern. Dazu kommt noch ein anderes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bedenken. Der Satz, daß die Politik den Charakter verderbe, enthält ein Körnchen Wahrheit. Denn die Moral des politischen Lebens ist noch ein gutes Stück hinter der für das Privatleben und die Gesellschaft geltenden Sittlichkeit zurück. Die Moral des Staates beruht heute noch wesentlich auf dem Trieb der Selbsterhaltung und der Machtsteigerung um jeden Preis. Im diplomatischen Verkehr herrscht gegenseitiges Mißtrauen. Im Parteiwesen überwiegen egoistische Sonderbestrebungen, die sich zu ihrer Verwirklichung oft recht zweifelhafter Mittel bedienen. Daß sich unter solchen Umständen manche tiefer und feiner empfindende Menschen zurückgestoßen fühlen, ist begreiflich. Und dennoch ist es die Pflicht jedes Staatsbürgers, sich mit den politischen Verhältnissen seiner Zeit auseinanderzusetzen und eine möglichst feste Stellung den schwebenden Fragen gegenüber einzunehmen.

Der politische Zustand eines Volkes, und besonders die moralische Stufe, die er erreicht hat, steht nämlich in enger Wechselbeziehung zu der politischen Bildung der Bürger. Je größer die politische Reife einer Nation ist, desto mehr wird sich das politische Leben in moralischer Hinsicht heben, desto offener wird es sich auch vor den Augen des ganzen Volkes entfalten können. Es bedarf dann eben nicht mehr der unmoralischen Mittel der Überlistung, der Heuchelei, kurz der Unwahrhaftigkeit, die man einem unreifen Volke gegenüber anwenden zu müssen glaubt. Und umgekehrt: je klarer, ehrlicher und moralisch einwandfreier eine Politik ist, desto mehr wird auch jeder Staatsbürger geneigt und imstande sein, an den staatlichen Vorgängen teilzunehmen. Auf der Tatsache dieser Wechselwirkung beruhte doch der erziehliche Einfluß des allgemeinen Wahlrechts im Deutschen Reiche: es setzte eine höhere politische Bildung des ganzen Volkes voraus und hat dadurch selbst dazu beigetragen, diese in weiten Volkskreisen zu fördern. Wer also, um seine Gleichgültigkeit zu entschuldigen, sagt, das politische Leben sei ihm zu unerquicklich, dem muß man antworten: gerade um es erquicklicher und besser zu machen, solle ein jeder in seiner Weise mitwirken.

Sehen wir nun von den besonderen Aufgaben ab, die der Krieg dem Staate in der nächsten Zukunft stellen wird, so sind es vor allem zwei Mißstände, die sich schon vor dem Kriege allmählich mehr und mehr bemerkbar machten. Sie betreffen das Verhältnis zwischen dem Einzelnen und dem Staate und andererseits zwischen dem Einzelnen und der Partei.

Nach der früheren Anschauung steht der Staat als der Herrschende, Befehlende den Bürgern als den Beherrschten, den Untertanen, die nur zu gehorchen haben, gegenüber. Dabei wird meist die Regierung als der Staat angesehen. Der Einzelne erblickt daher im Staate eine Art

Zwangsanstalt, der er sich, wenn auch widerwillig, zu fügen hat. Bei vollständiger politischer Unreife und Unselbständigkeit der Bürger wird dieses Verhältnis weniger drückend empfunden. Aber infolge des wachsenden Selbstbewußtseins des einzelnen Menschen ist allmählich eine Spannung zwischen staatlicher Organisation und Ich, zwischen Staat und Volk entstanden. Der Staat nimmt heute die Kräfte aller in Anspruch, bei seinen Beamten vielfach sogar in einer Weise, daß die persönliche Individualität, das eigentliche geistige Leben darunter leidet, ja in Ausnahmefällen sogar zugrunde geht. Dieser Eindruck ist natürlich durch den Krieg in ganz gewaltigem Maße verstärkt worden. So tief hat der Staat hier in Freiheit und Leben eines j e d e n Bürgers eingegriffen, daß der Wert des Einzelnen gegenüber der Gesamtheit des Staates zu einem Nichts zusammenzuschrumpfen scheint. Aber auch ohne diese außergewöhnliche Erfahrung des Krieges war die Forderung unabweisbar, daß der Staat mehr noch als bisher den Leistungen der Bürger entsprechende Gegenleistungen zu gewähren hat. Vor allem muß er die individuelle Persönlichkeit mehr berücksichtigen, sie nicht nur als Mittel, sondern immer auch als Selbstzweck behandeln und insbesondere die geistige Kultur mehr fördern. Auch ist dort, wo man Willfährigkeit den Geboten des Staates gegenüber voraussetzen kann, jede Art eines herrisch befehlenden Polizeitones unberechtigt. Kurzum, der Gegensatz zwischen Regierenden und Regierten, zwischen Obrigkeitsstaat und Volk muß sich mildern. Staat und Volk müssen gewissermaßen zusammenwachsen. Während im absolutistisch regierten Staat der Herrscher allein — und zwar mit Recht — sagen konnte: der Staat das bin ich, so muß im konstitutionellen Staatswesen die Entwicklung dahin zielen, daß möglichst viele Staatsbürger sagen können und empfinden: Der Staat bin ich, d. h. ich fühle mich eins mit dem Staat. Mit anderen Worten: Der Staat muß in den einzelnen Bürgern lebendig werden. Dazu aber ist eben größere politische Einsicht und Reife erforderlich. Denn der politisch Unmündige versteht die Maßnahmen der Regierung nicht und kann deshalb auch nicht das Recht beanspruchen, ein Wort mitzureden. Wie sehr den weiteren Volkskreisen politisches Verständnis zu fehlen pflegt, ersieht man daraus, daß die soziale Gesetzgebung gegen den Willen der Mehrheit des Volkes oder seiner Vertreter von der Regierung durch geschickte Schachzüge durchgesetzt worden ist.

Der zweite der oben erwähnten Punkte, das Verhältnis des Einzelnen zur Partei, kann hier nur kurz gestreift werden. Eigentlich wiederholen sich dabei nur die eben geschilderten Mängel. Auch hier würde manches besser, wenn die große Masse der Parteiangehörigen mehr selbständige, begründete Ansichten über politische Fragen hätte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bismarck sagte einmal: „Das Unglück ist, daß die Parteiführer zum großen Teil ihre persönlichen Ziele und Zwecke haben und die Fraktionen fast absoluter beherrschen als ein absoluter Monarch seine Untertanen." (Jena, 30. Juli 1892.) Ob sich in dieser Hinsicht seitdem viel geändert hat, mag dahingestellt bleiben. Die Entschlüsse und Maßnahmen einer Partei geben nicht eigentlich den Willen der Parteimasse wieder, sondern umgekehrt richtet sich die Ansicht der Meisten nach den von der Parteileitung aufgestellten Grundsätzen. Und es kann gar nicht anders sein, wenn die Mehrzahl der Menschen sich überhaupt keine persönliche politische Ansicht bildet. Noch gilt im großen und ganzen Hegels Wort, daß das Volk derjenige Teil der Nation ist, der nicht weiß, was er will. Jedenfalls wird sich das Parteileben, und insbesondere die berüchtigte Parteimoral, erst dann heben, wenn mehr politisch geschulte Bürger darauf Einfluß gewinnen. Wer einer Partei angehört, braucht darum seine Anschauung nicht ganz und gar von deren Verhalten abhängig zu machen. „Völlig aufzugehen in seiner Partei, heißt sich absichtlich bornieren, und wirklich freie Naturen haben immer eine gewisse Abneigung gehabt gegen die Einseitigkeit des Parteisinns" (Treitschke). Je mehr selbständiges Urteil und je mehr moralisches Verantwortlichkeitsgefühl sich innerhalb der Menge der Parteimitglieder entwickelt, desto mehr werden auch die Parteivorstände auf die herrschenden Ansichten und den Willen ihrer Gefolgschaft Rücksicht nehmen müssen.

Wenn wir nun überzeugt sind, daß höhere politische Volksbildung für die zukünftige Entwicklung unseres Vaterlandes dringend notwendig ist, so fragt es sich, durch welche Mittel sie zu fördern ist. Hemmend ist hier zunächst der Umstand, daß die politische Einwirkung auf das Volk wesentlich von den Parteien und ihren Organen, besonders den Zeitungen, ausgeht, die natürlich die politische Welt durch ihre mehr oder weniger stark gefärbte Brille zu betrachten lehren. Dadurch wird die freie, unbefangene Urteilsfähigkeit von vornherein eingeschränkt. Statt die Dinge selbst zu sehen, sieht man Ideen, die in der Form von Schlagwörtern jedem leicht zugänglich gemacht werden. Selbst die Berichte über die Sitzungen des Reichstages und des Abgeordnetenhauses werden von manchen Blättern in der Weise entstellt, daß man die Rede der eigenen Partei stenographisch genau, die vielleicht sehr eindrucksvollen Worte der Gegner in sehr gekürzter Form wiedergibt. Ferner sorgt man vielfach durch ein sogenanntes „Stimmungsbild" dafür, die Auffassung des Lesers schon vorher in eine bestimmte Richtung zu lenken. Trotzdem aber bleiben die Tagesblätter für sehr viele Menschen das einzige Mittel, wodurch sie sich ein gewisses Verständnis für Politik aneignen können.

Indessen gibt es auch Bildungsmittel, denen Einseitigkeit des

Parteistandpunktes nicht oder doch nur bis zu einem gewissen Grade anhaftet: die wissenschaftlichen politischen Schriften. Gerade der Krieg hat neben vielem Unbedeutenden eine große Zahl tief durchdachter und fördernder Werke hervorgebracht, die unser staatliches Wesen von höheren Gesichtspunkten aus betrachten*). Es traf sich günstig, daß die so aufwühlenden Erlebnisse unserer Tage mit einem Aufschwunge der Staats- und Gesellschaftslehre zusammenfielen. Und sicherlich ist keine Zeit mehr dazu geschaffen, eine früher laue politische Anteilnahme zu beleben als die jetzige. Wir müssen nach dem Kriege in politischer Hinsicht andere Menschen sein als vorher.

Und die heutige Jugend, die Jugend überhaupt, wie steht es mit ihr in dieser Sache? Wir hören den alten Satz: die Politik gehört nicht in die Schule. Bleibt er zu Recht bestehen? Sicherlich in dem Sinne, daß der Streit der politischen Parteimeinungen niemals in die Schule Einlaß finden soll. Indessen ist in jenem Verbote das Wort Politik wohl in einem niederen Sinne gebraucht. Nun hat sich aber neben der praktischen Politik und jenseits des Streites der Tagesmeinungen eine Wissenschaft der Politik entwickelt, ganz ebenso wie es neben der Kunst eine Kunstwissenschaft gibt. Und sollte es dem Geschichtslehrer, der die konfessionellen Gegensätze behandelt, nicht auch möglich sein, über die Entstehung und die Grundrichtungen der Parteien unbefangen zu sprechen? Jedenfalls ist von der höheren Schule zu verlangen, daß sie wenigstens die Vorbedingungen für das politische Verständnis der Gegenwart vermittelt. Wenn sie hierin bisher versagt hat, so liegt das vor allem daran, daß der Geschichtsunterricht zu einseitig Kriegs- und Fürstengeschichte behandelte, ferner daran, daß die neueste Zeit oft allzu kurz kam. Auch die unlängst eingeführte Staats- und Bürgerkunde wird der Forderung der politischen Bildung nicht gerecht werden, wenn sie den Schüler nur über staatliche Einrichtungen belehren will. Politische Bildung im höheren Sinne ist nur auf historischer Grundlage zu gewinnen. Gerade weil sich das Rad des geschichtlichen Geschehens jetzt mit so rasender Geschwindigkeit dreht, wird uns die Zeit vor dem Kriege bald als Vergangenheit, d. h. historisch erscheinen; und eine Kenntnis der inner- und außenpolitischen Vorgänge von etwa 1848 bis 1914 wird den politischen Blick schärfen. Denn das ist es gerade, was uns früher fehlte, der politische Sinn, der wiederum die Voraussetzung ist für das politische Wollen. Daß die Schule hier mehr tun kann als sie früher auch nur erstrebte, ist zweifellos; wie es im einzelnen zu gestalten ist, bleibt eine Unterrichtsfrage, der wir hier nicht nachgehen können. Selbstverständlich kann auch die ältere

*) Sehr unterrichtend ist unter vielem anderen z. B. Hugo Preuß, Das deutsche Volk und die Politik. Jena 1915.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geschichte, ja auch manches andere Fach der politischen Bildung dienstbar gemacht werden, und insbesondere ist das neu sich entwickelnde Gemeinschaftsleben, wie es sich in Schülervereinen bekundet, mittelbar für die Entwicklung des sozialen und des politischen Sinnes bedeutsam.

Zum Schluß sei noch auf eines hingewiesen. Es ist viel geklagt worden über das Versagen der deutschen Diplomatie, und wohl nicht ohne jede Berechtigung. Jedenfalls ist der Gedanke bitter, daß vielleicht diplomatische Fehlschläge jetzt durch das Leben Tausender unserer Besten wettgemacht werden müssen. Sollte hier — neben manchen anderen Ursachen — nicht auch der Umstand mitgewirkt haben, daß in unserem gesamten Bildungswesen die Richtung auf das Politische allzu sehr vernachlässigt worden ist, so daß vielleicht manche Befähigung gar nicht erkannt und entwickelt worden ist? Oft genügen unbedeutende Anregungen in der Jugend, um eine tief verborgene Anlage zum langsamen Keimen zu bringen. Wir Deutschen sind im Grunde eine unpolitische Nation gewesen; und gewiß haben Viele, die früher der Politik ganz fern standen, erst jetzt erfahren, daß in ihnen doch Verständnis und Teilnahme für staatliche Fragen und Aufgaben schlummerten. Die heutige Jugend aber nimmt die politische Auffassungsweise früh in den noch empfänglichen Geist auf; daß sie zu reifem Verständnis und zu kräftigem, klugem Wollen werde, dazu möge die Schule das Ihrige tun.

Prof. Paul Sickel.

Über die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Unter dieser Überschrift werden vier Aufsätze des Germanisten Dr. Walter A. Berendsohn im „Vortrupp" erscheinen. Der erste dieser Aufsätze, den wir in dieser Nummer bringen, behandelt den „Amerikanismus", der nächste „Die amerikanische Freiheit", der dritte „Das Deutschtum" und der vierte „Die höchsten Bildungsstätten".

Der Verfasser schickt den Aufsätzen die folgende Vorbemerkung voraus:

Diese Aufsätze über die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Ergebnisse persönlicher Eindrücke und eingehender Studien, sind im Felde, teilweise in vorderster Linie geschrieben. Daher fehlen an manchen Stellen sachlich genaue Angaben. — Die persönlichen Eindrücke sind zurückgedrängt durch das beim Studium entstandene Gesamtbild. Auf die zahlreichen Reiseschilderungen und die Bücher über Einzelgebiete des amerikanischen Lebens sei als Ergänzung hingewiesen. — Absichtlich wurde nicht fortwährend Bezug genommen auf die Tagesereignisse, vielmehr dem Leser überlassen, sich aus dem Verständnis der amerikanischen Verhältnisse nun selbst die Haltung der Vereinigten Staaten von Nordamerika und einzelner Amerikaner zu erklären.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

I.

Amerikanismus.

In einer der Wahlreden, die Präsident Wilson vor 4 Jahren hielt und die er unter dem Sammelnamen „Die neue Freiheit" veröffentlichte (englisch in Tauchnitz Edition, deutsch bei Georg Müller, München), schilderte er das ungeheure Erlebnis, das die Entdeckung Amerikas für das alte Europa bedeutete, als einen sittlichen Ansporn, noch einmal von neuem zu beginnen und im neuen Erdteil, frei von der Last der Vergangenheit, eine neue freiere bessere Welt zu schaffen. Damit sprach er nicht eine geschichtliche Wahrheit, sondern den Kern des amerikanischen politischen Glaubens, den Grundstein des starken amerikanischen Nationalgefühls der Gegenwart aus. So muß es gewesen sein, meinen die Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika; denn sie glauben, daß sie in einer neuen politischen Welt leben, die freier und besser ist als die europäische mit ihrer erblichen Belastung an veralteten Einrichtungen, in einer neuen Welt, die zu ganz besonderen Dingen in der Geschichte der Menschheit berufen ist. Und da sie meistens Leute oder mindestens Abkömmlinge von Leuten sind, die durch irgend welche Not getrieben die alte Heimat verlassen, und denen die neue Welt in ihren weiten Räumen freundliche Aufnahme, Heimats- und Bürgerrecht verlieh — was Wunder, daß ihr Nationalgefühl stark amerikanisch ist, der Herkunft aus aller Herren Ländern zum Trotz!

Die Spanier, die zuerst und von Süden her in Nordamerika eindrangen, haben wahrhaftig nicht an die Errichtung einer neuartigen Menschenwelt gedacht. Auf der gierigen Suche nach Edelmetallen drangen sie ziemlich schnell bis an den Stillen Ozean vor, wo das vielgenannte San Franzisko einen der Endpunkte ihres Weges noch heute im spanischen Namen bewahrt. Sie überzogen das Land deshalb mit einem sehr weitmaschigen Netz von Siedlungen. Indem sie sich hier wie in Südamerika mit den christianisierten Eingeborenen vermengten, haben sie jene Mischrasse erzeugt, die in Mexiko wie in den südamerikanischen Republiken so schwer zu geordneten staatlichen Verhältnissen kommt. Die großen Pflanzer, die den Bodenreichtum ausbeuteten, brachten der neuen Welt die ersten Sklaven und damit die Negerfrage, die einst zum Bürgerkrieg geführt hat und noch heute unlösbare Schwierigkeiten bietet. Nach zielbewußtem Aufbau einer neuen Welt sieht das alles nicht aus. Wie das Gold und die Fruchtbarkeit des Bodens die Spanier im Süden, so hat der Pelzhandel die Franzosen im Norden, den St. Laurence-Strom hinauf ins Land gelockt, in dem sie dann verstreute militärische Siedelungen anlegten. Forschungstrieb führte zur Entdeckung des Mississippis. An ihm hinunter liegen alte französische Siedelungen z. B. St. Louis,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

an seiner Mündung der Staat, der noch in seinem Namen den französischen Ursprung verrät: Louisiana. Auch diese Bemühungen waren hauptsächlich von Gewinnsucht geleitet.

Unter den Franzosen und Spaniern war wohl mancher, der drüben seine zweite Heimat fand. Auch suchten unter den Engländern, Niederländern, Deutschen und Skandinaviern manche nur die neue Welt auszubeuten. Die germanische Kolonisation erwies sich aber schließlich allen andern überlegen, weil sie als Bauernsiedelung erfolgte, d. h. vor allem Leute ins Land brachte, die dort in der engen Bindung an die Mutter Erde ihre Lebensarbeit und ihre neue Heimat fanden. Sie verdrängten die Eingeborenen, ohne sich mit ihnen zu mischen, in immer erneuten Kämpfen. Die Entrechtung der Eingeborenen ist ja die grausame Kehrseite aller Kolonisierung.

Unter den Einwanderern hatten die Engländer dank der politischen Reife, die ihnen die Heimat mit auf den Weg gab, bald Führung und Übergewicht. Auch ging die Politik des englischen Mutterlandes schon 300 Jahre früher als die deutsche nach dem Grundsatz „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser!" England nahm an allen europäischen Kriegen der Neuzeit teil, um — — außerhalb Europas gewaltige Länder zu erwerben, z. B. brachte das Ende des Siebenjährigen Krieges, der Hubertusburger Friede 1763, große Teile des französischen Besitzes in Nordamerika an England. Hollands Flagge wurde völlig verdrängt (Neu-Amsterdam in New York umgetauft). Auch die spanische Macht im Süden wurde eingeschränkt. Die Deutschen waren am wenigsten imstande, staatenbildend zu wirken; denn sie hatten zur entscheidenden Zeit in der Heimat zu wenig politische Schulung. Deutschland selbst war machtlos. So wurden die neuen Staaten englisch und blieben es, als sie sich 1776 von England loslösten, blieben es in viel stärkerem Maße, als die Amerikaner zuzugeben geneigt sind.

Die französische Nation hat den Vereinigten Staaten das Standbild der Freiheit geschenkt, ein Riesenweib, das breitspurig und unschön am Eingang des Hafens von New York steht und ungelenk seine Fackel dem Ankömmling entgegenhält. Französische Ideen haben bei der Verfassung der Republik der Vereinigten Staaten mitgewirkt, und auch bei der vieler jüngerer Einzelstaaten. Trotzdem ist die Gestaltung des öffentlichen Lebens englisch, durch und durch englisch. Diese Leute, die Europa mit seinen lästigen Unfreiheiten hinter sich ließen, wollten zum Teil wohl etwas ganz Neues schaffen. Aber wenn auch Viele von ihnen zu den Besten, den Begabtesten, den Tatkräftigsten in der Heimat zählten, sie alle waren dem Menschenlos verfallen, innerlich abhängig zu sein von der allmächtigen Überlieferung, an Herkommen und Brauch zu hängen in tausend Dingen des gemeinschaftlichen Lebens.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und sie mußten ja mit dem Mutterland Verbindung halten, um in den Weiten des neuen Landes nicht geistig völlig zu Grunde zu gehen.

Die englische Sprache ist nur der greifbarste Ausdruck dieser Abhängigkeit. Wie sie sich gewandelt hat, so daß man den Amerikaner nach seiner Aussprache und seinem Wortschatz leicht vom Engländer unterscheidet, und doch in den Grundzügen dieselbe Sprache ist, so ist es auch mit englischen Einrichtungen gegangen. Im politischen Leben haben die Vereinigten Staaten wie England die beiden großen Parteien, die sich nach dem Ausfall der Wahlen in der gesamten Regierung ablösen. Die englische Auffassung vom Regieren, wie sie sich in der Höhezeit des bürgerlichen Liberalismus immer schärfer herausbildete, daß nämlich möglichst wenig zu regieren und gewissermaßen nur, wenn's unbedingt nötig erscheint, einzugreifen sei, war für die Staaten drüben anfangs schon darum die einzig annehmbare, weil die weiten dünn besiedelten Länder eine andere ausschlossen. Darum bürgerte sich auch die englische volkstümliche Rechtsprechung mit dem Friedensrichter, dem nicht vorgebildeten, gewählten, unbezahlten Vertrauensmann des Volkes, ein, wenn nicht etwa gar Selbsthilfe und Volksgewalt an ihre Stelle traten. Das alles blieb beibehalten, als die Bevölkerung dichter wurde und Städte mit schnell wachsender Einwohnerzahl entstanden. Am wichtigsten ist, daß wie in England zur Zeit der sprungweise vorwärtsschreitenden wirtschaftlichen Entwicklung die Eisenbahnen nicht vom Staat, in den Städten die Straßenbahnen, die Anlagen zur Versorgung mit Gas und Wasser u. v. a. nicht von den Gemeinden zum Wohle der Gesamtheit gebaut und verwaltet, sondern ganz dem Unternehmungsgeist und der Gewinnsucht der Einzelnen überlassen wurden. Auch wurden in Stadt und Staat die Volksbildung, die Ausbildung der höheren Berufe, die Fürsorge für Kranke, die Gesundheitspflege wie in England ganz und gar dem freiwilligen Gemeinsinn der Bürger anheimgegeben. Die ersten Universitäten Yale und Harvard sind den englischen Oxford und Cambridge nachgebildet. Die Bildung blieb bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts durchaus englisch mit dem gleichen starken Einschlag von religiösem Eifer. Früher noch als in England entwickelte sich in Amerika die Religionsfreiheit, und üppiger noch wucherte das Sektenwesen, das an sich ein Anzeichen lebendigen ringenden Christentums und mit seiner weitreichenden sozialen Wirksamkeit eines der wertvollsten Stücke englischer Kultur ist. Fügt man noch hinzu, daß die Stellung der Frau im öffentlichen, gesellschaftlichen und häuslichen Leben der englischen sehr verwandt ist und daß der Sport in Amerika die gleiche beherrschende Stellung einnimmt wie in England, so sind es wohl der Beispiele genug.

Es gab zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung (1776) Anzeichen dafür, daß eine bodenständige amerikanische Kultur als eine Abart der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

englischen in den allmählich dichter besiedelten wohlhabenden Oststaaten hätte entstehen können, die wohl manchen Vorzug gehabt hätte. Alles, was von jener Zeit erhalten ist an Bauten und Denkmälern, ist von wohltuender Schlichtheit. Man spricht von einem Kolonialstil. Aber zur Entwicklung dieses geistigen Oberbaues in der neuen Welt blieb keine Zeit; denn wenige Jahrzehnte später kam die verhängnisvolle Wendung der amerikanischen Geschichte, die zu den Erscheinungen des sogenannten Amerikanismus geführt hat.

Langsam hatte sich die Bauernsiedelung bis an das Randgebirge im Osten herangearbeitet, hatte es überschritten, war in stetigem Fortschritt in die fruchtbare Ebene des Mississippi vorgedrungen und erreichte im Westen an einzelnen Punkten die schwer zu bewältigenden Steppen. Im Osten hatten Handel, zuletzt auch Industrie behaglichen Wohlstand verbreitet. Da wurde in Kalifornien Gold entdeckt. Ein wildes Fieber ergriff das Land. Nicht viel später begann der Eisenbahnbau. In unverhältnismäßig kurzer Zeit wurden Riesenstrecken ins Land und bis an den Stillen Ozean getrieben. Gewaltige Ländermassen wurden dem regen Verkehr erschlossen, und alle Tatkraft des eben gereiften Ostens wandte sich der Ausbeutung des wilden Westens zu. Nie geahnte Möglichkeiten des Erwerbs, der Bereicherung, der Spekulation boten sich. An neuen ungeheuren Aufgaben entfalteten sich die Kräfte des Technikers, des Kaufmanns, des Organisators. Dem Unternehmungsgeist von ein paar Millionen Menschen tat sich in einigen Jahrzehnten ein halber Erdteil auf. An seinen Riesenmaßen wuchs (und entartete) das Engländertum zum Amerikanertum. Wenn sich noch kurz vorher im mit Menschen einigermaßen gesättigten Osten eine Kultur zu entwickeln schien, eine Kultur, die im Laufe des 19. Jahrhunderts bedeutungsvolle Fäden nach Deutschland spann, vom Rausch und vom Machtgefühl, den die wirtschaftliche Eroberung des Westens dem Osten gab, wurde ihr der Boden entzogen, vom Wirbel des wirtschaftlichen Lebens wurde sie verschlungen. Die Idealisten mochten hinterher die „Urbarmachung" des Westens als die geschichtliche Aufgabe und Sendung des erstarkten Ostens deuten: sie ist die Quelle der zügellosen atemraubenden Erwerbsgier des Amerikaners, die den ruhigen Aufbau und die sorgfältige Gestaltung des häuslichen und öffentlichen Lebens, die Verinnerlichung der Bildung und eine gemeinsame nationale Kultur für lange, lange Zeit unmöglich macht.

Amerikanismus ist Entwurzelung. Soviel Boden auch die Staaten haben, nur wenige Menschen sind ihm eng verbunden, wie einst der Bauer und Farmer. Der Boden ist Gegenstand der wildesten Spekulation. Der Amerikaner wurzelt noch weniger als der Engländer im Beruf, er wechselt ihn bei der geringsten Aussicht auf besseres Fort-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kommen. Daher ein Mangel an gründlicher Facharbeit ohne Grenzen auf allen Gebieten und wie in England ein Riesenheer halb- und ungelernter Arbeiter. Wie der Beruf, so wechselt häufig der Aufenthaltsort und damit das Heim. Die Familie wird gelockert. Beschränkung der Kinderzahl und Kinderlosigkeit sind weitverbreitet. Der Geburtenrückgang würde erschreckend hervortreten, wenn man die Einwanderer und ihre stärkere Nachkommenschaft abziehen könnte. Das Verhältnis der Geschlechter zueinander, das schon in England anders ist als in Deutschland, wird weiter zu Ungunsten des von der Erwerbsarbeit völlig besessenen Mannes verschoben. Amerikanismus bedeutet Rastlosigkeit. Alle seelischen Kräfte sind fortwährend angespannt und auf praktische Arbeit, nutzbringende Tätigkeit, greifbaren Erfolg eingestellt. Die letzten Quellen alles schöpferischen Tuns und Lebens liegen so verschüttet unter dem ganz nach außen gerichteten Wollen, das von äußeren Antrieben beherrscht wird. Wie in England strebt auch in Amerika nur eine ganz dünne Oberschicht nach Erkenntnis um der Erkenntnis willen, und noch seltener als dort sind die Menschen, die von einem leidenschaftlichen Verlangen nach künstlerischem Ausdruck ihres inneren Erlebens wissen. Im Amerikanismus ist Erwerbsarbeit Selbstzweck geworden, dem Streben nach Erwerb fehlt Maß und Ziel. Es gibt dort nicht jene gewaltige Schicht des Mittelstandes, der Beamten, Handwerker, Ladeninhaber usw. mit festem oder doch ziemlich festem, sehr bescheidenem Einkommen und auch nicht jene starke Oberschicht höherer Berufe mit festem oder doch recht begrenztem Einkommen, die zusammen in Deutschland dem wirtschaftlichen Leben die Stetigkeit und dem geistigen Leben den Unterbau für Idealismus und Kultur geben. Im Amerikanismus hat das Leben seinen tieferen Sinn verloren: das ist es, was Kellermann in seinem großen Phantasiebild „Der Tunnel" gezeigt hat (vgl. Verfasser, Das Lied von der „schaffenden" Arbeit, Vortrupp Jg. 1914, Nr. 4).

Wenn der gequälte Idealismus sich in einem plötzlichen Ausbruch Raum schafft, wirft er sich mit gleicher Willenskraft auf uneigennützige Ziele und strebt mit gleicher Tatkraft nach dem Erfolg: aber es kommt nicht zu dem tiefen Selbstbesinnen und dem langsamen Aufbauen und Gestalten des Lebens von innen heraus. So wird etwa die „Christliche Wissenschaft" mit den Mitteln des geschäftlichen Betriebes organisiert.

In einer nur auf Nützlichkeit eingestellten Welt erscheint alles so leicht, einfach und klar. Hat man die Ländermassen Nordamerikas bewältigt und die notleidenden Völkermassen Europas zur reichen freien Nation zusammengebracht, warum sollte man nicht aller andern Schwierigkeiten Herr werden?! Daher bedeutet Amerikanismus auf Grund der Erfolge gesteigertes Selbstgefühl, unbegrenztes Selbstvertrauen, Zuversichtlichkeit bis zur Blindheit, alles manchmal gepaart mit rührend-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ster Unwissenheit und Selbsttäuschung. Der Amerikaner fragt jeden mit einem liebenswürdigen und doch überlegenen Lächeln, wie ihm Amerika gefalle. Er hat in seiner Sprache zahllose Superlative, die seinen Stolz ausmachen. Er ist stolz auf die reichsten Leute, die höchsten Häuser, die längsten Eisenbahnen, die schnellsten Lokomotiven, die größten Schlachthäuser, die kostspieligsten Bauten, die gewaltigsten Stiftungen. So fragwürdig der Ruhm dieser Dinge ist, wenn man auf den Grund geht, sie tragen doch dazu bei, dem Amerikaner den Glauben zu erhalten, daß trotz mancher Mängel sein Land eine neue freiere bessere Welt darstelle und noch zu großen Dingen in der Geschichte der Menschen berufen sei.

Ja, die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind eine neue Welt gegenüber dem alten Europa. Nie darf es vergessen werden, daß sie die Armen, Unglücklichen, Vertriebenen und Geächteten der Länder Europas jahrhundertelang aufnahm, ihnen bürgerliche Freiheit zum Gedeihen und zur neuen Entfaltung ihrer Kräfte bot. Lange genug war für jeden, der ein neues Leben der Arbeit beginnen wollte, in ihrem weiten lockeren Gefüge Spielraum. Als die neue Republick sich schnell bis zum Stillen Ozean ausdehnte, brauchte sie diese Menschen, verlangte nach ihnen, wie Kanada, Südamerika, Australien und Afrika heute noch nach arbeitsfreudigen Menschen schreien. Aber dann mußten sie sich seinem rastlosen Getriebe rückhaltlos einordnen. Sie mußten nicht nur Amerikaner werden ihrem politischen Glauben und ihrem Nationalgefühl nach — ihre Dankbarkeit gegen die neue Heimat machte sie dazu —, nein, sie mußten amerikanisch denken, sprechen, arbeiten und leben lernen. Und wenn sie nicht zerrieben wurden und namenlos untergingen, so wurden sie — auch die zäh an ihrer Art festhaltenden Deutschen — wirklich Amerikaner oder spätestens ihre Kinder Amerikaner, getragen von der großen Bewegtheit amerikanischen Lebens, mit Leib und Seele.

Aber es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß dieses äußerlich so bewegte Leben seine neue Entwicklung mit einer Verarmung und Veräußerlichung der geistigen Welt teuer bezahlt hat. Die an sich allzu praktische Richtung des Engländertums ist hier ins Riesenhafte verzerrt. Und aus der Welt der anscheinend unbegrenzten Möglichkeiten erheben heute schon Schicksalsfragen drohend ihre Häupter, die deutlich Schranken der hemmungslosen Entwicklung erkennen lassen und zur Einsicht und Umkehr zwingend auffordern, wenn nicht der kleine Teil, der vom Traum einer neuen freieren besseren Welt verwirklicht ist, auch noch in Trümmer gehen soll.

Bei uns ist „Amerikanismus" ein gangbares Wort. Man hat das, was in Amerika im 19. Jahrhundert in so krasser Weise offenbar geworden ist, als eine fast regelmäßige Begleiterscheinung unge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wöhnlich rascher wirtschaftlicher Entwicklungen erkannt. Es bedurfte also gar nicht einmal des regen Verkehrs mit Amerika, um auch bei uns in den Brennpunkten wirtschaftlichen Lebens Amerikanismus entstehen zu lassen. Aber die flüchtige Kenntnis Amerikas und der Amerikaner hat seine Ausbreitung wesentlich gefördert. Die gewaltigen Leistungen einzelner Leute, diese von Tatkraft gespannten, beherrschten Männer mit ihren scharf geschnittenen Zügen und den klaren festen Augen zwangen zur Bewunderung und reizten zur Nacheiferung; wurden zum Vorbild und zur Gefahr! Denn eine Gefahr ist der Amerikanismus, weil in ihm so stark wie nie zuvor die seelenlosen Mittel zum Selbstzweck geworden sind: die Arbeit, dieses sinnvollste Mittel zu letzten Lebenszwecken, und das Geld, dies an sich sinnloseste dienende Tauschmittel der menschlichen Wirtschaft, wurden Alleinherrscher über das Leben. **Walter A. Berendsohn.**

Neue Sprachenprobleme.

Unsere deutschen Staatsgebäude, die akademischen Bauten, unsere Denkmäler und selbst die neuesten Rathäuser der Gemeinden tragen vielfach lateinische Inschriften. Diese wirken als füllender Zierat, aber die große Masse des Volkes versteht sie nicht. Schon früher geißelte der humorvolle Fritz Reuter solche im Mittelalter berechtigten, jetzt aber unzeitgemäß anmutenden Inschriften mit den drastischen und unwilligen Worten: t'is Latin, 't versteiht kein Swien, ik ok nich*). Auch heute herrscht noch dasselbe ablehnende Empfinden, ja es ist nach den Zeiten gewaltiger nationaler Begeisterung, nach den großen Siegen der Gegenwart noch erheblich gesteigert worden. Deutsch wollen wir denken, fühlen und handeln, deutsch soll auch unsere Sprache sein! Und doch brauchen wir auch heute noch, und mehr denn je, eine neutrale, internationale Sprache. Zum Beweis seien einige typische Beispiele der letzten Zeit angeführt. Der Tod Rudolf v. Zeddelmanns, des Leiters des weltbekannten Knabengymnasiums in Dorpat wurde am 10. Februar 1916 in lateinischer Sprache veröffentlicht. Warum? Weil das deutsche Wort, gesprochen oder geschrieben, in Rußland mit den härtesten Strafen bedroht wird, während die Ententesprachen erlaubt sind. Die deutschen Balten sind aber viel zu stolz und patriotisch, um diese anzuwenden. Bei der Monarchenzusammenkunft in Nisch 1916 sprach der deutsche Kaiser deutsch, die Schlußsätze der bulgarischen Rede des Zaren von Bulgarien aber waren lateinisch. Warum? Weil er allgemein verstanden sein wollte und die bisher übliche französische Diplomatensprache bei dieser Begegnung aus nationalen Gründen ver-

*) Im Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg, anläßlich seines Besuches beim Denkmal des deutschen Freiheitshelden Schill (errichtet 1838) geschrieben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bannt war. So griff man im Norden, wie im Süden auf die alte internationale und neutrale Vermittlungssprache der Römer zurück, weil sie dem beabsichtigten Zwecke noch genügte und man sich nicht anders zu helfen wußte. Aber allen den neuzeitlichen an Lebenskraft und Gemeinverständlichkeit gestellten Anforderungen kann das Lateinische nicht entsprechen, und wenn es hierfür nicht genügt, so müssen wir eben eine andere allgemeine Vermittlersprache haben. Dies umso mehr, als sich die Verhältnisse gerade völkisch und wirtschaftlich infolge des Weltkrieges ungeheuer verändert haben.

Es ist ganz unterhaltend, dieser Frage des Bedürfnisses einmal etwas nachzugehen. Wir lesen in den Zeitungen andauernd vom Wechsel diplomatischer Noten und stehen über kurz oder lang vor etwa einem Dutzend Friedensschlüssen. Aber in welcher Sprache nun eigentlich diese wichtigen Verhandlungen geführt und schriftlich festgelegt werden, darüber erfährt das Volk, das doch großes Interesse daran hat, so gut wie nichts. Die Noten müssen erst übersetzt werden, heißt es. Ja, aber keine Übersetzung gibt ganz genau den Sinn und das Wesen des Urtextes wieder. Wenn der Verfasser ganz sicher sein will, daß sein Werk vom Anderen genau verstanden wird, so muß er es selbst in dessen Nationalsprache schreiben und diese deshalb voll beherrschen. Das gibt einen ungemein schwierigen und schleppenden Geschäftsgang. Oder man einigt sich auf die seit Ludwig XIV. gebräuchliche Vermittlersprache Französisch, die ja auch die technisch-diplomatischen Ausdrücke enthält; das ist geschichtlich und praktisch vollständig berechtigt. Aber dadurch wird die französische Sprache und Kultur unter allen Völkern, also auch bei uns, ganz über Gebühr gefördert, und das liegt wahrlich nicht in unserer Absicht. Das gewaltige Friedensschlußgeschäft und die Regelung der dabei in Betracht kommenden wichtigen handelspolitischen Fragen werden wohl — daran läßt sich nichts ändern — wesentlich in den Sprachen unserer grimmigsten Feinde erledigt werden; sie haben dadurch Vorteil und wir den Schaden. Ein recht niederdrückendes Gefühl für ein Volk, das für seine edelsten Güter, und dazu gehört auch die Muttersprache, so sehr geblutet hat. Aber daran wird, wie an so manches andere, leider wenig gedacht! Bald kommen ja die Ausländer wieder ins ausgehungerte Deutschland, wollen Geschäfte machen und in die Bäder gehen. Dann wird der Deutsche wieder englisch und französisch parlieren. Dann ist englische und französische Sitte und Sprache wieder oben auf. Man hat ja so lange keine Modeartikel von Paris und London beziehen können, und die vielen Annehmlichkeiten des Luxuslebens hat man so lange entbehrt. Die Leiden des Krieges werden vergessen, und viele denken: im Großen und Ganzen wird es wieder, wie es war.

Nein, das darf nicht sein! Wir müssen fest und selbstbewußt werden, unsere Toten fordern das! Die fremde Sprache ist der Schritt-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

macher fremder Sitte, fremder Politik und fremden Einflusses auf vielen Gebieten in unserem Volksleben. Wir sollen unser eigenes Wesen und unsere eigene Kultur ausgestalten und aus ethischen und wirtschaftlichen Gründen verbreiten. Mit berechtigtem Stolze sollen wir unser Wesen und unsere Sprache zur Geltung bringen, die Männer sowohl, wie auch die Frauen. Wir brauchen keine Luxusartikel mehr aus Frankreich und England zu beziehen, wenn wir sie in unserem Vaterlande ebenso gut herstellen; wir brauchen Niemandem mehr nachzulaufen und seine Sitten nachzuahmen; wir brauchen auch fremde Nationalsprachen, die toten sowohl wie die lebenden, nicht mehr in dem Umfange, wie früher zu lernen und zu verwenden. Warum nicht? Weil wir mit der deutschen Sprache aller Voraussicht nach künftig weiter kommen, als vor dem Weltkriege; weil sich viel mehr Menschen daran erinnern müssen und werden, daß sie deutsch sprechen und verstehen; endlich weil wir die neutrale Hilfssprache Esperanto haben und deshalb für die allgemeine Verständigung auf den Gebrauch fremder Nationalsprachen nicht ausschließlich mehr angewiesen sind.

Natürlich sollen wir die lebenden fremden Sprachen auch weiterhin lernen und möglichst beherrschen. Das müssen wir als führendes Kulturvolk. Aber nicht über das notwendige Maß hinaus. Dieses Maß hatten wir überschritten. Die Grenze ist gekennzeichnet durch die Worte: Nationalstolz und Kräftevergeudung. Bedenke, daß Du ein Deutscher bist und daß Bildung nicht hauptsächlich im Erwerben und in der Schaustellung von Sprachkenntnissen besteht! Unsere Hauptaufgabe ist die möglichst ungehinderte Entwicklung deutschen Wesens und deutscher Kultur. Hindernd sind aber, trotz aller Vorteile, die sie bringen, fremde Nationalsprachen, insoweit ihre Erlernung übermäßig viel Zeit beansprucht und die Ausgestaltung einer eigenen, starken Persönlichkeit nachteilig beeinflußt.

Überschritten werden muß allerdings diese allgemeine Grenze des Sprachenlernens in dem Sonderfalle der ausländischen Erwerbstätigkeit. Unsere Kaufleute, seien es Unternehmer oder Angestellte, wollen Geschäfte machen und als Träger unserer Kultur für uns auch wirtschaftliche Werte schaffen. Dazu müssen sie über das Durchschnittsmaß hinaus fremde Sprachen lernen. Aber auch hier ist eine Grenze gezogen, denn alle Sprachen der in Betracht kommenden Handelsgebiete kann der Kaufmann, selbst wenn er ein Sprachgenie ist, nicht lernen. Hierfür reichen weder die Zeit noch das Gedächtnis aus. Schon vor dem Weltkriege ging dies nicht, und jetzt geht es noch viel weniger. Warum nicht? Schon deshalb nicht, weil sich für uns der Welthandel wahrscheinlich zu einem großen Teile nach den Balkan- und Orientländern verschieben wird, die bei wesentlich anderer Kultur eine Unmenge für uns bisher weniger wichtiger Sprachen und Dialekte besitzen und weil die bisherigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vermittlersprachen Englisch, Französisch und Italienisch von uns und unseren Geschäftsfreunden aus wirtschaftlichen und nationalen Gründen möglichst ausgeschaltet werden. Man soll künftighin eben mit Englisch nicht mehr durch die ganze Welt kommen, und mit Französisch noch viel weniger. Aber durch diese Beschränkung im Gebrauche der alten Vermittlersprachen entsteht ein sprachliches Vakuum, und dieses ist geschäftlich und gesellschaftlichlich von großem Nachteil.

Zur Lösung dieser Schwierigkeit bieten sich theoretisch nun drei Möglichkeiten dar. Einmal: der deutsche Kaufmann verwendet für jedweden Verkehr das Deutsche, soweit es irgend möglich ist. Dies ist das für unser Volk sicherlich Wünschenswerteste, aber leider nur begrenzt durchführbar, weil die deutsche Sprache für Ausländer zu schwierig zu handhaben ist und deswegen vielfach abgelehnt werden wird. Außerdem steht ihrer ausschließlichen Benutzung das berechtigte völkische Interesse der Ausländer entgegen. Zweitens: der Kaufmann lernt so viel fremde Sprachen, als irgend möglich ist, um mit den Kunden unmittelbar in ihrer Sprache verhandeln zu können. Das ist der Weg, den der Verband Deutschnationaler Handlungsgehilfen propagandistisch empfiehlt. Er ist geschäftlich sicher aussichtsreich und verwertet vorzüglich die Sprachgewandtheit des Deutschen, aber er hat doch große Nachteile. Die Geschäfte werden wesentlich erschwert, und Mißverständnisse stellen sich leicht ein; es kann immer nur ein Bruchteil aller Handelssprachen erlernt werden; das umfangreiche Studium verlangt von vornherein eine Beschränkung des Kaufmanns auf ein bestimmtes Arbeitsgebiet und entzieht auch dann noch unverhältnismäßig viel Zeit und Kraft der übrigen, so dringend notwendigen kaufmännischen und kulturellen Ausbildung. Auch bleibt dabei die Frage, in welcher Sprache der deutsche Geschäftsmann mit Völkern verkehren soll, deren Sprache zu lernen sich für ihn nicht lohnt, und die ihrerseits das Deutsche nicht lernen können oder wollen, ungelöst. Drittens: Jeder Deutsche, der mit dem Auslande zu tun hat und seine Muttersprache dabei nicht anwenden kann, ersetzt, da das Lateinische versagt, die bisherigen Vermittlersprachen durch eine neue, nämlich das leicht erlernbare und schon von allen Kulturvölkern anerkannte und verwendete Esperanto und fördert durch sein eigenes Vorgehen dessen stets wachsende Ausbreitung. Dieser letzte Weg ist in der Übergangszeit, in der wir jetzt leben, wo das Latein nicht mehr und das „moderne" Latein, Esperanto, noch nicht allgemeine Vermittlersprache ist, derjenige, der sich an die frühere gerade Linie der Entwicklung am besten anschließt; denn Esperanto ist die Fortentwicklung des Lateinischen und steht dem Französischen sehr nahe. Aber seltsam! Dieser Weg wird noch verhältnismäßig wenig beschritten! Obwohl er die einfachste, umfassendste und billigste Lösung des Problems darstellt und einer jeden Nation, ohne

jede Beeinträchtigung ihrer Muttersprache und ihres völkischen Empfindens den sprachlichen und damit wirtschaftlichen Anteil am Weltgetriebe sichert. Er ist noch zu neu und unbekannt. Praktisch wird sich die Sache nun wohl so gestalten, daß zunächst alle drei Wege beschritten werden und auch eine sehr wesentliche Beschränkung im Gebrauch des Englischen und Französischen einstweilen noch nicht eintritt. Aber die Esperantosprache wird eine große Zukunft haben. Warum? Weil sie leicht erlernbar und sprechbar ist, weil sie eine verblüffende Anpassungsfähigkeit an alle neusprachlichen Anforderungen besitzt, weil sie erzieherisch, praktisch und politisch eine außerordentliche, umwälzende Bedeutung hat und eine Geschäftsvereinfachung und Kräfteersparnis größten Stiles darstellt.

Es ist nicht zu leugnen, daß die deutschen Esperantisten einen erstaunlichen Weitblick gezeigt haben, als sie im August 1914 Esperanto in den Dienst der Kriegsaufklärung stellten. Denn dadurch haben sie den feindlichen Lügenmeldungen sehr wirksam entgegengearbeitet. Zugleich haben sie damit die Verbreitung des Esperanto ungemein gefördert und seine Brauchbarkeit sogar für die schwierige Berichterstattung im Kriege offenkundig erwiesen. Das hat in der feindlichen und neutralen Welt großen Eindruck gemacht!

Wenn aber der dritte, der Esperantoweg, die einfachste und aussichtsreichste Lösung der sprachlichen Schwierigkeiten der Zukunft darstellt, so müssen wir uns, auch wenn wir nicht Geschäftsleute sind, viel mehr damit beschäftigen, als es jetzt schon geschieht. Wir müssen es in den Schulen ausgiebig lehren und in allen Erwerbsständen verwenden. Das Deutsche wird dadurch nicht geschädigt. Im Gegenteil: durch Esperanto wollen wir die uns feindlichen und uns wirtschaftlich schädigenden Nationalsprachen von dem Platze verdrängen, den sie sich zu unserem Nachteile angemaßt haben. Nach dem Waffenkrieg wird uns ein tief eingreifender und wahrscheinlich lange dauernder Wirtschaftskrieg bevorstehen. Hand in Hand mit ihm gehen aber der Geburtenkrieg und der Sprachenkrieg, und der letztere ist viel schwerwiegender, als gemeinhin angenommen wird. Die Bearbeitung der öffentlichen Meinung auch durch eine neutrale und deswegen allerorts unverdächtige Sprache im deutschfreundlichen Sinne, der Vorteil, daß man an derselben Stelle in derselben Sprache unmißverständlich sofort Angriffen entgegentreten kann, ist nach den Erfahrungen dieses Krieges mit seinen raffinierten Verleumdungen für uns von ungeheurer Bedeutung, und deswegen ist Esperanto ebenso ein Kampfmittel, wie zugleich ein Friedenswerkzeug der Zukunft. Dieses sollten wir uns so bald und so umfangreich wie möglich zu eigen machen, umso mehr als unsere Feinde zum Schutze ihrer Interessen bekanntlich in der gleichen Richtung immer tatkräftiger vorgehen.

Dr. phil. Albert Steche.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Jugendpark.

Von dem Blankeneser Gartenbauarchitekten Leberecht Migge und dem Baumeister und Volkswirt Dr. Wagner in Berlin geht der Gedanke aus, an vielen Orten Deutschlands — nicht nur in der Umgegend von Großstädten — Parkanlagen für die heranwachsende und erwachsene Jugend zu schaffen. Die Urheber dieses Gedankens wollen die Gründung solcher Jugendparke als Kriegerdank aufgefaßt wissen; sie folgern: „Aus dem Herzen des deutschen Volkes steigt eine Flut von Empfindungen, die zu Dank und Opfer drängen ... Dieser Dank, der Nationaldank, muß ein Sinnbild sein, das über zeitweilige Gefühlsregungen hinaus Dauer im Wechsel behält. Unser Kampf ist auch nach Friedensschluß nicht zu Ende ... Es gilt, die Quellen unserer Kraft zu stärken, des deutschen Volkes Jugend zu erhalten, Jugend in jeglicher Form und im weitesten Sinne: Pflanz- und Pflegestätten für die körperliche und geistige Ertüchtigung der deutschen Jugend — das sind die rechten Kriegerdenkstätten!"

Der „Vortrupp" glaubt, das Vorhaben der beiden Männer, die unserer Jugend so bedeutungsvolle Quellen leiblicher und geistiger Erstarkung erschließen wollen, nach Kräften fördern zu müssen. Er stellt daher den Gedanken Migges und Wagners zur Besprechung und gibt das Wort zunächst seinem Mitarbeiter Carl Will, der die Einzelheiten des Planes und seine Bedeutung für die Jugend und Jugendbewegung beleuchten wird.

Vortrupp.

Meine Vaterstadt wird sich in kurzer Zeit eines Stadtparks erfreuen. Noch ist nicht der letzte Spatenstich getan, aber was Tiefbau, Gartenkunst und Architektur aus einem Gehölz, aus Knicks und Weidekoppeln schaffen konnten, das liegt bereits vor unser aller Augen. Wo während der Bauzeit große Wolken leichten Sandes aufstiebten, da dehnt sich jetzt ein Wiesenplan in schwellendem Grün; Wege durchziehen das weite Gebiet und führen uns durch den jungen Eichenhagen, an blütenüberladenen Weißdornhecken vorüber zu einem Wasserbecken. Ein Kleinkinderplatz lockt die Jüngsten zum Spiel mit Schaufel und Eimer, am sanft absteigenden Ufer des Teiches können die Größeren die Freude des Wasserplatschens auskosten, und der Erwachsene vermag von der Terrasse des Kaffeehauses auf das bunte Bild der belebten Wasserfläche zu blicken. Jedem ist's möglich, nach des Tages geschäftlichem Einerlei eine Stunde der Beschaulichkeit und Erholung zu leben, ganz nach Neigung und Geschmack. Nur eins vermißt der kühl abwägende Beurteiler. Den Kleinen und den Großen ist ihr Recht geworden, die schulentlassene Jugend jedoch muß des Tummelplatzes

entbehren, dessen sie für ihre körperliche und sittliche Entwicklung so dringend bedarf.

Schon immer sind die Jugendlichen stiefmütterlich bedacht worden. Für die Kleinen war die Sandkiste leicht gebaut; ein paar Anlagen, in denen die Großen ihre Bank zum Plaudern und Lesen finden, sind allen Ortes entstanden, aber die Bedürfnisse und Wünsche der Schulentlassenen übersahen die Stadtväter. Den Tag über an das Kontor gebannt, oder in Fabrik und Werkstatt arbeitend, mit einem Verlangen nach Zerstreuung und einer wachsenden Sehnsucht nach Freiheit und Bewegung, fehlte der Jugend der Platz, wo sie sich rühren konnte. Da viele dieser Flüggewerdenden die Ablenkung nach der Mühseligkeit der Tagesarbeit nicht entbehren mochten, so griffen sie zu den Mitteln der Unterhaltung, die sich ihnen boten, sie besuchten den Tanzboden, füllten das Kino und drängten in die Kneipen. Glücklicherweise blieben Einige, bewahrt durch einen sicheren Instinkt oder geleitet durch die Einsicht ihrer Eltern, diesem unjugendlichen Treiben fern. Aber diese Wenigen behielten als Stätte ihrer Jugendlust kaum mehr als die Straße. Wenn die Polizei gnädig war, durften sie hier, eingeengt durch mehrstöckige Häuser und immer in Sorge, daß ihr Ball in einer Dachrinne eine vorzeitige Ruhe fand, ihren Wettkämpfen obliegen — dem auf dem Balkon seine Pfeife schmauchenden Griesgram ein ständiges Ärgernis. Im günstigsten Falle konnten sie auf einem Bauplatz spielen, auf einem unebenen, staubigen Platz voller Steine und Glasscherben, zwischen kahlen Brandmauern und geteerten Planken. Erst als die zunehmende Anhängerschaft der Bewegungsspiele immer eindringlicher weiträumige Plätze forderte und die wachsende Gefährdung der Jugend auch den Staat zu vorbeugenden und heilenden Maßnahmen veranlaßte, wurden Spielplätze abgesteckt. Diese Wendung zum Bessern wollen wir gern anerkennen. Aber dennoch bleibt noch beinahe alles zu tun übrig.

Nur den allergrößten und leistungsfähigsten Vereinen ist das Glück zu teil geworden, einen ausreichenden Platz als Eigentum zu erlangen, nur die begünstigsten unter diesen wenigen können außer dem Platz ein Heim ihr eigen nennen. Die meisten Vereinigungen müssen die Segnungen eines Platzes entbehren, wo sie sich in ihrem Ringen nach Kraft und Schönheit frei und ungebunden fühlen. Gerade die letzten Jahre ließen eine Reihe von Jugendvereinen, aufsteigend aus der Jugend selbst oder angeregt von den Erwachsenen, entstehen, die alle der Förderung aufs dringendste bedürfen. Wo ist aber der große Jugendgarten, der ihnen Bewegungsfreiheit und Luft und Grüße der Sonne bietet, wo ist der Hort, der sie aufnimmt, wenn sie des Rates pflegen wollen oder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gemeinsam Stunden der Bereicherung suchen? Heute tagen diese Jugendbünde meistens unter den kümmerlichsten Verhältnissen. Wie mancher Jugendkreis hält seine Sitzungen in der Wirtschaft ab, also an dem Ort, den er in erster Linie meiden sollte! Hier sind die alkoholischen Getränke, die genossen werden, der Tribut, den man dem „Mann der Gastfreundschaft gegen bar" zahlt. Verführung zu Trinksitten und Belastung der schwachen Kasse der Jugendlichen erweisen sich als die Folgen dieser Abhängigkeit. Die tatkräftigsten Vereinigungen allerdings haben sich in ihrer gesunden Abneigung gegen Kneipenluft eigene Nester zu schaffen gewußt. Doch nur unter schweren Opfern sind diese Heime zu halten, und als idealen Unterschlupf kann man sie keineswegs bezeichnen, wenn sie in einem öden Stockwerk oder einem dumpfen Keller einer Mietwohnung zu finden sind.

Eins ist sicher: Wollen wir, daß das Sehnen der Jugend nach Erneuerung und Betätigung wächst, dann muß den Jugendvereinen der lähmende Kampf ums Dasein erleichtert werden, dann muß der Jugend das geschenkt werden, dessen sie dringend bedarf: Eine Pflanz- und Pflegstätte für die körperliche und geistige Erstarkung — der Jugendpark.

Die Architekten Leberecht Migge und Dr. Wagner haben diesen Gedanken zuerst ausgesprochen. Einem Plan von ihnen schließen sich die folgenden Ausführungen an.

Wir denken beim Jugendpark an eine Pflegstätte für Körperstählung und rhythmische Leibesübung, an eine Schule für Selbstzucht, Kameradschaft und Heimatliebe. Die verschiedenen Jugendgruppen, die bis dahin zerstreut lebten und wirkten, finden hier, ohne von ihrer Eigenart etwas aufzugeben, ein gemeinsames Sammelbecken. Sie fließen nicht zusammen, finden aber alle Aufnahme in dem Jugendpark. Dieser Jugendgarten müßte enthalten:

1. Eine Stätte für Freilichtturnen und Leichtathletik mit Geräten und Sprunggruben für Fortbildungs- und Hochschüler, für Turn- und Sportvereine, für Jungen und Mädchen. Außer Gerätturnen und Freiübungen werden hier die verschiedenen Übungen des Laufens, Springens, Stoßens und Werfens gepflegt.

2. Eine Stätte für Bewegungsspiele mit Spielfeldern für Faustball, Tambourinball und Schlagball.

3. Einen Garten der nationalen Wehr für die Jugendwehr, für Pfadfinder und Pfadfinderinnen.

4. Einen Garten des Freiluftlebens, der Gelegenheit zu Luft- und Sonnenbädern bietet; wenn Wasser vorhanden ist, mit Strand- und Freibadleben, mit Ruder- und Segelsport.

5. Einen Garten für rhythmische Gymnastik und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Volkstanz mit einem Rasenplatz, auf dem Freischaren, Wanderbünde, Wehrlogen, Vereinigungen für Volkstänze, Schulen für rhythmische Gymnastik ihre Tanzspiele und Tänze ausführen.

In diesem Jugendpark hätten mit einem Schlage alle Jugendverbände einen Platz, der ihres hohen Strebens würdig ist. Denken wir uns die Spielfelder gut gepflegt, so daß die Staubentwicklung auf das geringste Maß herabgemindert ist, stellen wir uns den Park vor versehen mit Ankleidehallen und Räumen zum Waschen, Duschen und Baden, denken wir uns schließlich diesen Jugendgarten abgerückt von den Rauchschloten der Fabriken, so erkennen wir, daß der Park ein Übungsfeld darstellt, das allen Anforderungen entspricht und die Jugend in ihrem Mühen um Gesundung in vollkommenster Weise unterstützt.

Dieser Park wird jedoch nicht nur der Jugend Übungsplatz sein, er wird ihr auch als Festraum dienen. Das Bedürfnis, einzelne Tage herauszuheben, um werbend in die Öffentlichkeit zu treten, in weiterem Kreise neue Ziele aufzudecken oder mit Nachbarvereinen in friedlichem Kampf die Kräfte zu messen, ist von jeher lebendig gewesen; leider fehlte diesen Gautagen, Spielfesten, Jugendtagen und Gedenkfeiern meistens die wünschenswerte Abrundung und Weihe. Der Biergarten eines „Etablissements" in der Vorstadt, der oft genug aushelfen mußte, kann nun einmal nicht als stilgerechter Festraum für ein Jugendfest angesehen werden. Den vorbildlichen Festgarten schenkt uns der Jugendpark. Eingebettet in das Grün des Parks, findet die Jugend hier die Stätte, die ihren Festen und Erinnerungsfeiern würdig ist.

Unsere wachgewordene Jugend will mehr als die Stählung ihres Leibes. Es ist verheißungsvoll für die Entwicklung unseres Volkes, daß ihr eine Bereicherung des Innenlebens in gleichem Maße erstrebenswert erscheint. Will der Jugendpark dieses Streben nähren, dann kann er eines Hauptgebäudes nicht entraten, das die Pflege geistiger Werte fördert. In diesem Jugendheim sei, vielleicht in der Art eines Zirkus, der Raum für Vortrag, Musik, Theater, Lichtbild, für Turn- und Tanzvorführungen. In einem Lesezimmer könnten Jugendzeitschriften und Jugendbücher ausliegen, eine Bücherausgabe würde den Lesestoff für das häusliche Lesen bereitstellen. Übungs- und Sitzungszimmer stünden jeder Jugendvereinigung zur Verfügung. Verwaltungszimmer könnten vorgesehen werden. Als Ort der Geselligkeit dürfte eine alkoholfreie Verpflegungsstätte nicht fehlen. Mit diesem Jugendheim wären die Unterkunftsnöte der Jugendvereine beseitigt. Alles Suchen und Umziehen und Liebäugeln mit dem Wirte hörte auf; ein Haus könnte die Jugend ihr eigen nennen, auf das sie stolz sein würde. Wenn reiche Baumittel

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zur Verfügung ständen, dann könnte die organische Fortsetzung vom Mittelbau des Jugendheims ein Naturtheater für sommerabendliche Aufführungen großen Stils bilden. Seine Bühne würde mit der des Zentralbaus technisch und architektonisch vereinigt werden können. In der Nähe ließen sich Schaugärten denken mit einem Freilichtmuseum als Sammelstelle für plastische Kunstwerke. Ein großer Aufgang mit Tor diene als festliche Aufmarschstraße, während eine Ringpromenade die Zuschauer vom Eingang durch alle Teile des Jugendparks führt.

Nachdem die Gestaltung des Jugendparks kurz umrissen ist, erhebt sich die Frage: für welche Orte diese Anlage gefordert wird. Antwort: für alle Orte, wo die Jugend der reicheren Bewegung, des volkstümlichen Spiels und des Turnens am dringendsten bedarf, für Mittel- und Großstädte. Hier müssen diese Jugendgärten angelegt werden. Selbstverständlich werden beträchtliche Mittel für die Ausführung geworben werden müssen, aber die Kosten könnten wesentlich vermindert werden, wenn man zur Ausführung die Jungmannschaft selber heranzöge. Die Jugend würde dem Rufe begeistert Folge leisten. Diesem Spartrieb käme eine vernünftige Arbeitsordnung sinngemäß entgegen. Wir sehen deshalb einen stufenweisen Ausbau, zunächst der eigentlichen Übungsgärten mit dem notwendigen Zubehör, vor. Bauten und Schmuck sind mehr als Schlußsteine eines auf Jahre verteilten Bauplanes gedacht. Übrigens kann man erwarten, daß ein erheblicher Teil der laufenden Unterhaltungskosten des Jugendparks aus Einnahmen, wie Zuschauergebühren, Pachtgeldern, Miete von Vereinen, wieder einkommt. Dem Staat würde die Last erleichtert werden, wenn Jugendpark-Vereine sich öffentlich für den Jugendgarten einsetzten und durch Sammlungen von Beiträgen und Stiftungen von Gönnern einen Teil der Baugelder aufbrächten.

Man wird die Bedeutung des Jugendparks nicht leicht überschätzen können. Auch der glücklichste Ausgang des Weltkrieges wird die Fragen in den Vordergrund rücken: Wie heben und mehren wir unsere Volkskraft? Wie schaffen wir's, daß unser Nachwuchs gesund, sehnig und wetterfest werde? Leider werden wir viel von dem, was die Volkskraft schwächt, wohl erkennen, aber nur wenig bessern können. Die Entwicklung der Großstädte beispielsweise mit ihrer Sonnenarmut, der Staubentwicklung, der Lärmplage, mit ungesunden Arbeits- und Wohnstätten werden wir nur schwer zurückschrauben können. Aber die Mittel, die eine Besserung verbürgen und nicht sehr schwer anzuwenden sind, sollten wir benutzen. Der Jugendpark gibt dem Teil unseres Volkes, auf dem unsere Hoffnung ruht, eine Freistätte, wo er bei Spiel, Übung, Wettkampf erstarkt, eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Freistätte, die einen Quell reiner Jugendfreude bedeutet. Man hat Spiele als Erziehungsmittel der Jugend bezeichnet, und Guts Muths rechnet sie zu den Erziehungsmitteln ganzer Nationen. Das gilt in hervorragendem Maße von unserm Turnen, von unsern Bewegungs- und Tanzspielen, die im Jugendpark eine Hegestätte finden sollen. Sie sind des fremdländischen bar, sind deutsch-volkstümlich, und ihre Förderung sowie die Gesinnungsbildung im Jugendheim wird eine Vertiefung des ernst-vaterländischen Geistes, der in der neuen deutschen Jugend aufquillt, zur Folge haben. Hier im Jugendpark finden die Stadtkinder, die entwurzelten, eine Stätte wieder, wo sie Licht und Schönheit atmen können. Statt der toten, grauen Steinkasten bietet sich hier ihren Augen das Grün der Parkbäume und die Vielfarbigkeit der Blumen. Das große Rund des Himmels wölbt sich über ihnen. Die Anlage werden unsere fähigsten Gartenarchitekten zu einem großzügigen, geschlossenen, natürlich-schönen Gebilde zu gestalten wissen, in dem die in heimischer Bauweise aufgeführten Gebäude als belebende oder beherrschende Glieder wirken, und hier in dem Garten der Jugend wird die Heimatliebe, die in dem Straßengewirr sichtlich verkümmert, bei den Kindern der Großstadt neue Wurzeln schlagen.

Carl Will.

Was andre sagen

Die Zukunft. Herausgeber: Maximilian Harden, Berlin. 24. Jg. Nr. 29.

Wenn ich Wilson wäre. Vom Herausgeber.

„. . . . . .

Das erste, schüchternste Verlangen strömt jetzt in den Ruf nach der Verstaatlichung aller dem Krieg irgendwie dienstbaren Gewerbe. Der Staat mag sie, wenn er den Privatunternehmer nicht ersetzen und Männer vom Schlag der Ballin, Lloyd George, Rathenau, Stinnes, Thomas nicht für die Leitung werben kann, gegen hohen, aber festen Zins verpachten. Auch den Aberglauben, daß nur der von Profitwut vorwärts Gepeitschte Ungemeines leiste, hat unsere Sintflut ja weggeschwemmt. Und nie wieder darf irgendwo eine Menschenschicht entstehen, der aus den Adern verblutender Krieger Gewinn zusickert; die an Ausbruch und langer Dauer eines Krieges, weil er Waffen, Geschosse, Kleider, Stiefel, Pferde, Automobile, Stahlplatten, Stacheldraht, Sprengstoff, Kupfer, Nickel, Gummi, See- und Luftkriegsfahrzeug, Feldküchen, Zement, Beton, Scheinwerfer, Handelstonnage vernichtet und danach, zu turmhoch gesteigertem Preis, rascher Ersatz nötig wird, ein ekles Geschäftsinteresse hat. Kein Parlament wird dann Wehrgerät bewilligen, aus dessen Anschaffung der Hauptgewinn nicht der Staatskasse zufließt . . . . .“

„. . . . Was also soll geschehen?

Was nie noch und nirgends geschah. Nur neue Gedanken, nicht vergilbte, vergrämte, öffnen den Schlund. Nach der ersten Sintflut fristete Noah sich durch den Anbau der Rebe. Wie sein Sohn Ham, weil er des trunkenen Winzers geblößte Scham beguckt und den Brüdern gewiesen hatte, verflucht ward, der Knecht aller Knechte zu sein: so würde der alte Erdteil dem jüngeren in Knechtschaft verflucht, wenn seiner Menschheit nicht schnell gelänge, die bloße Geschlechtsscham mit dem Mantel der Bruderliebe zu decken. Aus Europas Kriegsschuld werde ein Sühnhort. Aus den Anleihescheinen in allen am Krieg beteiligten Europäerstaaten (und in den zur Anerkennung der Schiedsgerichtsbarkeit bereiten) giltiges, von allen Schuldnern verbürgtes Geld. Nicht ein, wie die Assignaten des Jakobinerkonvents und der Franzosenreichsdirektoren, durch Liederlichkeit und Betrügerei entwertbares Geld, das in jedem der Schiedsrichtergewalt untertanen Land an jedem Schalter, von jedem Gläubiger zum vollen Nennwert angenommen werden muß. Wie lange? Bis die vom Krieg Geschwächten das internationale Zahlmittel mit nationalem, Metall oder Papier, einlösen können. In frühstens 40, spätestens 60 Jahren nach dem Friedensschluß. Der Völkergerichtshof verwaltet den Schatz und sondert, zu gleichen Teilen aus den Anweisungsscheinen aller Staaten, davon, was er für sich und seine Miliz braucht. Er darf den seinem Spruch Ungehorsamen mit Geldbuße strafen und alle umlaufenden Anleihescheine des Staates entwerten, einziehen, vernichten, der, ohne an Leib und Leben bedroht zu sein, den Frieden bricht. Daher winkt europäische Gemeinbürgschaft; winkt ein Band, das zusammenhalten kann und doch nicht Striemen einschnüren, nicht in Atemstod drosseln muß. Der Erdteil wäre aus der Geldklemme befreit; brauchte nicht Künste und Wissenschaft dorren, Industrie, Technik, Handel und Hausrat in Dürftigkeit zurück sinken zu lassen; nicht durch Steuerfrondrohung seine Bürger übers Meer zu scheuchen. Würde sanft genötigt, das unnütze Erinnern an vergeblichen Streit flink und tief zu vergraben, damit nicht der Fäulnißstank irgendwo den Willen zu großem, sauberen, dem Recht und der Kultur, den Nächsten und Fernsten fruchtbaren Menschheitgeschäft vergifte . . . . . "

Rund um uns

Die europäische Kriegsschuldengemeinschaft ist ein Gedanke, der das geistige Eigentum des Herausgebers der „Zukunft" Maximilian Harden ist.

Von dem, was Harden in der „Zukunft" über diesen seinen Gedanken veröffentlicht hat, drucken wir heute in unserer Abteilung „Was andre sagen" das ab, was in Nr. 29 der „Zukunft" vom 22. April 1916 steht.

Wir glauben, daß es sich hier um einen Gedanken handelt, den man nicht nur, ohne zu übertreiben, genial nennen kann, sondern den man als ehrlicher Mensch so nennen muß:

Denn einmal ist die europäische Kriegsschuldengemeinschaft der einzige bisher vorgelegte Plan, der eine Aussicht bietet, das Vermögenselend, das allen an diesem Kriege beteiligten Staaten, Besiegten wie Siegern, ohne Ausnahme droht, abzuwenden. (Harden weist an einer andern Stelle mit Recht darauf hin, daß Alles, was auch nach zerschmetterndem Siege an Kriegsentschädigung wirklich zu erlangen wäre,

sich neben den Kriegskosten des Siegers ausnehmen würde, wie ein Pfefferling am Fuße einer Riesenbuche). Zweitens wird es ungemein viel leichter, zum Friedensschluß zu kommen, wenn der Plan der europäischen Kriegsschuldengemeinschaft den Friedensverhandlungen von vornherein zu Grunde gelegt wird — eben weil dann von vornherein keines der kriegführenden Völker zu befürchten braucht, es sei auf seinen Vermögenszusammenbruch abgesehen. Und endlich erschwert die europäische Kriegsschuldengemeinschaft, wenn durchgeführt, den Ausbruch eines neuen Krieges unter den europäischen Staaten für absehbare Zeit auf das Äußerste.

Wir halten es für die Pflicht aller Deutschen, die wollen, daß bald und dauernd Friede werde, und daß unser Land nicht durch den Krieg verarme, den Gedanken Hardens ernst zu durchdenken und weit zu verbreiten. Der „Vortrupp" wird diesen Gedanken von jetzt an ständig vertreten.

Vortrupp.

Männersterblichkeit. Fast gleichzeitig erhielten wir die folgenden zwei Beiträge zur Frage der Männersterblichkeit. So eng sich beide Aufsätze berühren, glauben wir, uns doch nicht mit der Veröffentlichung nur eines einzigen begnügen zu sollen. Beide Arbeiten enthalten Gedanken, die jetzt und später nicht oft und nicht gründlich genug erörtert werden können. **Vortrupp.**

I.

Warum? Warum beachten die berufenen Hüter der deutschen Volkskraft und -wohlfahrt so wenig die traurige Tatsache, daß in zunehmender Zahl Männer plötzlich oder infolge schwerer Krankheit in einem Alter sterben, das normalerweise noch viele Jahre nutzbringender Tätigkeit für Familie und Staat hätte gewährleisten müssen?

Ist es ihnen bekannt, daß die Sterblichkeitsstatistik der neueren Zeit zwar eine Abnahme der Säuglings- und Frauensterblichkeit, aber eine Zunahme bei reifen Männern aufweist?

Ist dies ein unvermeidliches Ergebnis, und wenn nicht, warum geschieht nicht mehr, um das Übel zu bekämpfen? Ist das Dasein möglichst vieler Männer von gereifter Erfahrung überall im privaten und öffentlichen Leben für unser Volkswohl nicht mindestens ebenso wichtig, wie die Erhaltung der Neugeborenen, die sich erst in einer späten Zukunft betätigen können?

Und hat nicht jetzt, wo die nächste Hoffnung der Nation, die erwachsene Jugend, in Scharen von der Sense des Krieges niedergemäht wird, jedes reife Leben dreifachen Wert? Je länger unsere älteren Männer schaffen und wirken können, um so mehr Zeit bleibt ja ihren Nachfolgern, jene Reife zu erlangen, die sie befähigen wird, die durch den Krieg gerissenen Lücken auszufüllen.

Während alle Hebel der Wissenschaft in Bewegung gesetzt werden, um die Säuglingssterblichkeit zu verringern, während immer wirksamere Schutzmittel gegen Seuchen, Berufsschäden und -unfälle erdacht werden, geschieht so gut wie nichts gegen das auffällige Frühsterben in jener Menschenklasse, der unersetzliche Größen unseres Volkes, führende und bahnbrechende Persönlichkeiten des nationalen Lebens angehören. Immer schwerer wird es, für Männer in besonders hervorragenden Stellungen, die aus vollster Schaffenskraft durch unerwarteten Tod herausgerissen werden, einen gleichwertigen Ersatz zu finden. Soll dies immer schlimmer werden, zum Schaden unseres ganzen Staatswesens und der deutschen Weltstellung? Wie schlimm es schon ist, ersieht man aus den Todesanzeigen jeder beliebigen Tageszeitung. Sterbefälle von Männern in den sechziger, fünfziger, ja sogar vierziger Jahren, teils „plötzlich und unerwartet", teils „nach schwerem Leiden" sind täglich in größerer Zahl zu finden. Dabei handelt es sich in diesen Fällen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

meist um Mitglieder solcher Stände, deren äußere Lebensumstände keine besondere Gefährdung ihres Lebens bedingen. Um so klarer liegen für den, der sehen kann, die Gründe solcher Lebensverkürzung in ganz persönlichen Lebensgewohnheiten der Betroffenen. Hier heißt es, den Hebel anzusetzen, und dazu eignet sich keine Zeit besser, als die jetzige, wo die Erkenntnis, daß die Gesundheit des Einzelnen keine Privatangelegenheit, sondern höchstes Staatsinteresse sein muß, sich mehr und mehr Bahn bricht. Aber nicht nur im Interesse der Fortpflanzung und des Heeresdienstes brauchen wir gesunde Menschen. Was der Mann, und in ihrem Bezirke die Frau, darüber hinaus für Familie und Staat leisten kann, ist so unentbehrlich und wertvoll, daß aller Grund vorliegt, auch den Schutz der für die Fortpflanzung nicht mehr in Betracht kommenden Lebensalter vor vorzeitiger Abnutzung oder Vernichtung nach Möglichkeit zu erstreben. Diese Möglichkeit wird durch die schon bestehenden Maßnahmen der verschiedenen Versicherungssysteme nicht erschöpft. Was noch völlig fehlt, das ist eine wirksame Beeinflussung, und, wo eine solche nicht ausreicht, ein gewisser Druck auf den Einzelnen zur Beschränkung der jetzt noch unbeschränkten Freiheit im Genusse von Dingen, die erfahrungsgemäß Leben und Gesundheit schädigen.

Gerade die Männer der wohlhabenden Kreise werden viel häufiger das Opfer ihrer Genüsse als äußerer schädlicher Lebensumstände. Das Verantwortungsgefühl, daß sie damit eine hohe Pflicht gegen Staat und Familie verletzen, fehlt aber heute sogar noch solchen Persönlichkeiten, deren sonstiges Pflichtgefühl über allen Zweifel erhaben ist. Das Gefühl für diese Verantwortung muß bei den meisten erst geweckt werden, und da es bei Erwachsenen schwer sein wird, so muß schon die Erziehung diese Aufgabe übernehmen. Hufelands „Makrobiotik", vor mehr als hundert Jahren erschienen und jetzt unverdienter Vergessenheit anheimgefallen, ist noch heut ein nützlicher Wegweiser für die „Kunst, das Leben zu verlängern". Die Schädlichkeiten, die Hufeland bekämpft, sind seit jener Zeit in immer steigendem Maße gerade unserer Männerwelt zu Lebensgewohnheiten geworden. Es sei nur an den jetzt bereits im Knabenalter beginnenden Tabakgenuß, an die ungeheure Steigerung des Biergenusses, an die geradezu verhängnisvolle Verbreitung der Geschlechtskrankheiten erinnert. Da liegen allzuoft die Wurzeln des frühen Männersterbens, weit mehr als im gesteigerten Lebenskampf der fortgeschrittenen Zivilisation: Und wenn manche Männer, trotz schädlicher Gewohnheiten, noch ein hohes Alter erreichten, so forsche man, wie alt ihre Söhne geworden sind. Da wird man finden, daß deren Widerstandsfähigkeit gegen die gleichen Schädigungen früher erlahmt ist als beim Vater, dessen Beispiel sie schon von einem jüngeren Alter an gefolgt waren, und der ihnen keine so zähe Naturanlage mehr zu vererben vermocht hatte. In Hufelands Sinne aufklärend und vorbeugend zu wirken, muß jedem Arzte zur Pflicht gemacht werden. Der Staat aber darf sich der unumgänglichen Notwendigkeit nicht entziehen, ohne Rücksicht auf materielle Interessen privater Kreise, die Quellen einzudämmen, welche die Volksgesundheit vergiften und allen Bestrebungen zur Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft widerstehen. **Marg. Ehrlich.**

II.

Warum die Frauen länger leben als die Männer. Mit dieser Frage beschäftigt sich ein Aufsatz, der vor einiger Zeit die Runde durch die Tagesblätter machte. Es heißt in dem Aufsatze u. a., der Mann sei mit zunehmendem Alter zunehmenden Anforderungen ausgesetzt, weil er sich rücksichtsloser Konkurrenz jüngerer Kräfte zu erwehren hat.

Unwillkürlich muß man sich fragen: Besteht denn die ganze Männerwelt nur aus Geschäftsleuten, Gelehrten, Forschern, die allenfalls durch strebsame jüngere Kräfte überflügelt und verdrängt werden könnten? Ich glaube kaum, daß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

z. B. Landleute und — mit Ausnahmen — das große Heer der Beamten es nötig haben, der Konkurrenz wegen besondere Anstrengungen zu machen. Weiter befinden sich unter den Geschäftsleuten manche, die schon im Alter von 55 Jahren in der Lage sind, sich zur Ruhe zu setzen und in aller Bequemlichkeit die Früchte ihrer Tätigkeit zu genießen. Es gibt also doch sehr viele Männer, die nicht jüngere Kräfte zu fürchten haben, so daß man nicht verallgemeinern darf, wenn auch vielleicht der größere Teil eine anstrengende, aufreibende Tätigkeit auszuüben hat.

Weiter sagt der Verfasser des genannten Aufsatzes: „Das Lebenswerk der Frau ist mit 55 Jahren so gut wie abgeschlossen, es bleibt nicht mehr viel für sie zu tun übrig."

Wirklich? Ich selbst zähle 55 Jahre, und bin noch lange nicht gewillt, die Hände in den Schoß zu legen. Mein Beruf verlangt je länger je mehr Kraft, denn immer größer sind die Forderungen, die ich mit wachsender Befähigung an mich und meine Leistungen stelle und stellen muß. Meine berufliche Tätigkeit bringt es mit sich, daß ich tiefe Einblicke in das Leben getan. Ich sah die schlimmen sozialen Schäden, die der gesunden Weiterentwicklung des Volkes hinderlich sind und am Volkskörper zehren wie nimmersatte Schmarotzer am Wirt, den sie sich zum Ernährer ausgesucht, und schloß mich Organisationen zur Bekämpfung dieser Mißstände an, um mit aller Kraft an der Beseitigung und Unschädlichmachung dieser Volksfeinde zu helfen.

Und ich stehe keinesfalls allein da. Viele Frauen, besonders in vorgerücktem Lebensalter, arbeiten in gleichem Sinne auf diesem oder anderen Gebieten in rastloser Tätigkeit.

Andere Frauen arbeiten — wie der Mann — im Geschäft, entweder als tatkräftige Helferin in leitender Stellung, oder als Besitzerin eines eigenen Geschäfts; sie müssen also auch mit „der rücksichtslosen Konkurrenz gesuchterer Kräfte" rechnen. Für diese käme demnach derselbe Grund in Betracht, der für die Männer herangezogen worden ist. Doch kann man wohl auch von den zuerst erwähnten Frauen sagen, „sie sind körperlich und geistig mit zunehmendem Alter zunehmenden Anforderungen ausgesetzt". Während für die letzte Gruppe die Konkurrenz den Sporn bildet, haben die Erstgenannten ein vielleicht noch stärker lockendes ideales Ziel, welches die Leistungen des Nervensystems in hohem Grade in Anspruch nimmt.

Wenn es heißt, das Lebenswerk der Frau ist mit 55 Jahren abgeschlossen, so hat man dabei wohl im allgemeinen an die Ehefrau gedacht, die ihren Zweck, Fortpflanzung des Menschengeschlechts, erfüllt haben muß. Aber auch unter den Ehefrauen ist manche, die keineswegs in beschaulicher Ruhe ihr Ende erwartet.

In dem erwähnten Zeitungsaufsatze wird ferner gesagt: „Die Frau über 55 Jahren führt zweifellos ein ruhigeres und gesunderes Leben, als der Mann im gleichen Alter." Das ist allerdings sehr richtig. Ja, diese Behauptung muß noch durch den Zusatz erweitert werden: Die Frau führt auch vor diesem Alter eine gesundere Lebensweise, denn sie raucht und trinkt nicht. Nikotin und Alkohol sind keine Lebenserhalter. Der Mann trinkt durchweg täglich sein Glas Bier oder mehrere, nimmt also Alkohol in größeren oder geringeren Mengen zu sich. Die Wirkung dieses Genußmittels ist sattsam bekannt. Da schon 1 Liter Bier, $^1/_2$ Fl. Wein soviel Alkohol enthalten wie $^1/_6$ Liter Schnaps, so kann jeder leicht ausrechnen, wieviel dabei auf Kopf und Jahr herauskommt. Wohl gewöhnt sich der Mensch an Gift, doch bleibt die Wirkung am Ende nicht aus. Forscht man nach der Todesursache der an der Altersgrenze zwischen 55 und 60 Jahren gestorbenen Männer, so werden meistens Krankheiten genannt, die zum großen Teile auf die Wirkungen des Alkohols zurückzuführen sind: Herz- und Leberleiden, Magenentzündung, Hirnveränderung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Prof. v. Gruber sagt in einem Vortrag über Volkswohlfahrt: „Es widerspräche jeder naturwissenschaftlichen Erfahrung anzunehmen, daß ein Gift, welches in größerer Dosis so entsetzlich schadet, in kleineren Dosen völlig wirkungslos sei. In der Tat beweisen uns gewisse Sterblichkeitstabellen, wie schädlich der Alkoholgenuß, der heute keineswegs als unmäßig gilt, auf den Körper des Trinkenden selbst wirkt."

Derselbe Gelehrte schreibt: „Es ist merkwürdig, wie klein in neuerer Zeit in Schweden der Unterschied der Sterblichkeit der Männer und der Frauen geworden ist, nicht etwa dadurch, daß die Sterblichkeit der Frauen gestiegen ist, sondern während beide Sterblichkeiten in hohem Maße abgenommen haben."

Gruber führt diese Tatsache auf die Abnahme des Alkoholverbrauchs zurück, der in 70 Jahren von 23 Litern auf 6 Liter auf Kopf und Jahr zurückgegangen ist. —

Es wird Zeit, daß man die Meinung, die hohe Sterblichkeit der Männer, verglichen mit der der Frauen, sei etwas Unvermeidliches, fallen läßt, daß man vor allem sein Augenmerk darauf richtet, wieviel der Mann selbst dazu beitragen kann, sein Leben zu verlängern.

Martha Buckow.

Schulfragen der Gegenwart. In erfreulicher Weise ist die Erörterung über etwa notwendig werdende Schulreformen im Gange. Die gewaltigen Eindrücke des Krieges machen sich eben selbstverständlich auch auf dem Gebiete der Erziehung geltend. Da kommt nun auch aus dem hessischen Unterrichtsministerium ein Beitrag, der für die Zukunft verheißungsvolle Ausblicke eröffnet. Der Geheime Oberschulrat Rudolf Block äußert sich in seiner aus langjähriger Praxis hervorgewachsenen Schrift „Schulfragen der Gegenwart" über einige der bedeutsamsten pädagogischen Aufgaben des Augenblicks. Fragen, die angeschnitten werden, sind u. a. die Probleme der gerechten Auslese, der Lehrplanreform der Mädchenbildung und des Bildungsziels im allgemeinen.

Volksschule, Mittelschule und höhere Lehranstalt sollen noch enger als bisher ineinander verankert werden. Dadurch soll Talenten aus den einfacheren Volksschichten der Weg nach oben geebnet werden. Er ist es ja auch heute schon viel mehr, als viele oberflächliche Beurteiler glauben. Bei unsern Feinden ist es vielfach üblich geworden, die eignen demokratischen Einrichtungen gegenüber den deutschen über Gebühr zu preisen. Man übersieht dabei, wie schädlich das allzu leichte Emporkommen des Dilettantismus für den Staat werden kann. Die Erfahrungen, die beispielsweise Frankreich und England mit ihren Ministerien für Luftschiffahrt gemacht haben, die sich aber auch auf andern Gebieten in ähnlicher Weise zeigten, müssen wohl als ernste Lehre gelten. Umgekehrt ist in Deutschland, worauf Block mit Recht hinweist, für wirkliche Talente der Aufstieg in höhere Berufe durchaus nicht sonderlich schwer. Unser Stipendienwesen wie die Versorgung unserer Militäranwärter eröffnen zahlreichen kleinen Existenzen bei Fleiß und Sparsamkeit ein tüchtiges Emporkommen. Führt dieses auch nicht immer gleich in der ersten Generation zu den höchsten Zielen, so doch in einer Reihe von Generationen, und der Grad der Tüchtigkeit wird bei diesem vorsichtigeren Auslesеverfahren nur erhöht. Es braucht also dieses Verfahren keineswegs durch ein anderes ersetzt, sondern nur weiter gebildet und verfeinert zu werden. Entsprechend ist natürlich die andere Aufgabe, unfähige Elemente auch aus den besser gestellten Kreisen noch rücksichtsloser als bisher auszuschalten.

Ein Hauptübel unseres Schulwesens ist das derzeitige System der Einjährigenberechtigung. Block weist auf den pädagogischen Übelstand hin, der durch das Zusammendrängen der Kandidaten für die Einjährigenprüfung in der Untersekunda entsteht, wo doch eine wirklich abgeschlossene Bildung noch nicht erzielt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden kann. Er hebt aber auch sehr mit Recht hervor, welcher volkswirtschaftliche Schaden es ist, wenn bloß um des Einjährigenzeugnisses willen mancher gute Kopf den einfacheren Berufen entzogen wird, an denen etwas mehr Freude unserer Zeit dringend zu wünschen wäre. Die Einjährigenberechtigung denkt sich Block an das Ende der Vollanstalten verlegt und macht ferner darauf aufmerksam, daß nach den Erfahrungen des jetzigen Krieges wohl auch bei der Heeresleitung andere Gesichtspunkte als früher für die Wahl des Offiziersatzes maßgebend sein werden. Die Würdigung und Anziehungskraft der Volks- und Mittelschulen ließe sich aber andererseits auch durch Verleihung eigener Berechtigungen heben. Bezüglich der Lehrplanreform spricht Block ohne Zweifel weitesten Kreisen unseres Volkes aus dem Herzen, wenn er die eigentlich ethischen Fächer Religion, Geschichte, Deutsch, Erdkunde, und die technischen Fächer in den Mittelpunkt gestellt wissen will. Dadurch würde eine innerlich einheitliche Grundlage für das ganze deutsche Erziehungswesen geschaffen. Auf ihr könnte spezialisierend weitergebaut werden, indem die einzelnen Schularten je nach ihrer Eigenart die übrigen Fächer angliederten.

Von ganz besonderer Bedeutung dürfte das sein, was über die Mädchenbildung gesagt wird. Auf diesem Gebiete ist ja in Hessen schon vor dem Kriege viel Gutes und Fortschrittliches geschehen. Die Erfahrungen des Krieges konnten dieses Streben nur gut heißen. Wie deutlich hat sich jetzt gezeigt, was die Frau als gute Hausmutter und Wirtschafterin für den Staat wert ist! Hier wird immer ihr natürlicher und wichtigster Beruf liegen. Hier ist die Grundlage für die Mädchenbildung gegeben. Auch hier heißt es, die weibliche Bildung organisch aus sich heraus entwickeln und nicht mechanisch äußerlich nach der männlichen Bildung einrichten. Die Frauenschule muß für die Mädchen die eigentliche Normalschule werden. Von hier aus können der weiblichen Jugend sehr wohl auch solche Kenntnisse und Fähigkeiten mitgegeben werden, die im Notfall eine selbständige Lebensführung und Berufswahl ermöglichen. Aber dieser Ausweg muß eben auch als Notfall und nicht als eigentliche Regel gelten, ebenso wie die Studienanstalt nicht als Regel sondern als Ausnahme, nämlich als Weg für besonders begabte Mädchen zur Universität zu gelten hat.

Es wird wohl unter den Eindrücken des Krieges niemand wundernehmen, wenn Blocks Ausführungen zum Schluß in Betrachtungen über Ehegründung und Lebensführung gipfeln. Die erstere muß entschieden erleichtert werden. Hier macht Block außer pädagogischen auch finanzielle Vorschläge, die dringend der Beachtung wert sind. Die gesunde Familie ist der eigentliche Quellborn der Volkskraft. Aus ihr muß unser Vaterland auch nach dem Kriege die Kraft schöpfen, sich von allen Verlusten und Anstrengungen zu erholen. Ferner wird den Zöglingen der höheren Lehranstalten, den gebildeten Kreisen, den führenden Schichten im Volk besonders die Aufgabe zufallen, vorbildlich zu wirken. Hat vor dem Kriege vielfach auch in diesen Kreisen die Geselligkeit mehr auf Repräsentation und äußeren Aufwand gesehen, so wird sie nach dem Kriege statt dessen mehr auf geistigen Reichtum und vornehme Einfachheit zu sehen haben. Gerade der Frau fällt dabei eine Hauptaufgabe zu. Wo sie als gebildete Gefährtin des gebildeten Mannes ihre Stellung richtig erfaßt, da wird kein Geld für leeres Protzentum mehr verschwendet, da werden die wahrhaft kulturellen Besitztümer unserer Nation gewahrt und gepflegt, da wird ein erzieherischer Einfluß auch auf die übrigen Volksmassen geübt werden. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß die Zukunft unseres Volkes zu einem großen Teile davon abhängen wird, mit welchem Ernst und mit welchem Geschick wir diese pädagogischen Aufgaben anfassen werden.

Prof. Dr. Reinhard Strecker.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Im Bahnhof. Es ist eins der inhaltsreichsten und ergreifendsten Kapitel unseres heutigen Erlebens, was sich um den einen Ort, den Bahnhof gruppiert. Von jenen ersten Augusttagen bis heute zieht es endlos, wie die Blutströme durch die Adern zum Herzen, aus und nach allen Richtungen zum Bahnhof, vom Bahnhof. Einzelne und Trupps und Massen mit Pappschachteln hinein, Einzelne und Trupps und Massen in Feldgrau, bewaffnet hinaus, herein. Herzzerreißenden Abschied, Zittern und Zagen sah der Bahnhof, und tapferes Zusammennehmen; er hörte manch gutes, treues Abschiedswort und tapfere Trostgedanken. Vor seinen Schranken klopften unzählige Herzen in Weh und Trauer, aber auch in gespannter Hoffnung und Erwartung und Freude. Wer vermag es alles zu schildern und zu fassen?

Ich sah den Hamburger Hauptbahnhof am Tage vor dem Feste als die Scharen der Urlauber daherströmten. Jeder Zug brachte neue Mengen. Es wimmelte von Feldgrauen aller Gattungen. Auf Bahnsteigen und Treppen, an der Sperre, in der Halle, in den Wartesälen, draußen vor dem Bahnhof, alles füllten sie mit ihrem frischen Urlaubsgehaben. Viele hatten hochbepackte Tornister, Manche alle Hände voll von Schachteln und Paketen, und sie bewegten sich mit staunenswerter Behendigkeit und Unverdrossenheit in der Menge. Frische Gesichter voll von Urlaubsfreude und Heimgedanken. Manche sind tagelang gefahren, aber keinem ist es anzusehen. Hinter Tornistern und Gepäck sitzen die im Wartesaal. Blaue Tabakswolken durchziehen den Raum. Viele sitzen dort schon neben ihren Angehörigen, ein erstes Wiedersehen nach langen bangen Wochen und Monaten.

Wie im Taumel geht man zwischen ihnen dahin. Man möchte jedes Gesicht genauer sehen. Was wissen sie alles zu reden, ohne daß sich der Mund auftut. Nicht eins wie das andere. Jeder hat in anderer Weise dasselbe Schicksal erlebt; jeder ist in anderer Weise mit seinen Heimgedanken beschäftigt. Eine große Gelassenheit liegt auf allen; sie haben warten gelernt. Und doch brennt in allen Augen ein einziger großer Hunger: Heimat. Wann kann ich weiter, weiter? Keine Sekunde verlieren: Heimat, Heimat! Menschen auf dem Wege zur Heimat, halte sie nicht auf; du weißt nicht, wie es brennt, das eine über alles: Heimat, Heimat! Horch', ist es nicht, als wenn das Gesumme und Gemurmel, all der Lärm, alle Töne in der weiten, großen Halle sich zu dem einen gewaltigen, selig-süßen und wehen Akkord zusammenballen: Heimat!? Alles andere versinkt: Fremde, Feindschaft, Not, Tod, Hunger, Durst, Kälte, Entbehrungen und Schmerzen, endlose Mühen und Anstrengungen, glänzend und heiter, warm und traut winkt jetzt nur das eine: Heimat. Sie eilen die Treppe hinab, besteigen ihren Zug. Neue Züge fahren herein, frische Scharen entsteigen den Wagen, füllen den Raum von neuem, alle ohne Ausnahme von dem einen Gedanken erfüllt, mit dem einen Ziel.

Mir ist nie so zuversichtlich und freudig zumute gewesen wie beim Anblick dieser vielen Urlauber. Wie wird es einst sein, wenn für all die Hunderttausende draußen die Parole „Heimat" ausgegeben wird! Hier will ich stehen, wenn einst der große Urlaub anbricht; könnte es wohl einen heiligeren Ort geben? Hier will ich horchen und mit allen Sinnen kosten das eine köstlichste Lied, das von der Heimat. Ganz anders noch als heute wird es klingen. Dann werden die Glocken hereinklingen, und hellen Jubel und Gesang werden wir hören; Blumen und Farben werden Kränze winden über Türen und Toren, und niemand wird etwas anderes denken und sagen und hören als das eine: In der Heimat, in der Heimat.

Andreas Sönnichsen.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen. Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

5. Jahrgang Nr. 14 16. Juli 1916

Lehrgänge für Kriegsgefangene.

Viele von uns haben sich bei Beginn und im Laufe dieses Krieges gewundert, daß Deutschland und deutsches Wesen so ungemein unbeliebt sind. Sie wundern sich noch, daß die Partei der Kriegshetzer in Frankreich immer noch Geschäfte machen kann mit dem Märchen vom deutschen Barbarentum, ja daß manche sonst ganz verständige Leute in England ernsthaft glauben, der Kampf gegen deutsches Wesen (oder wie sie es jetzt nennen „preußisches" Wesen) sei ein Kampf für die Freiheit.

In der Tat kann man diese seltsame Falschwertung deutscher Dinge bei unseren Feinden nicht schon damit erklären, daß jedes kriegführende Volk unvermeidlich das feindliche Volk, deren Eigenschaften und deren Beweggründe, schwärzer sieht, als sie sind. Man kann das um so weniger, als recht viele Neutrale uns ähnlich beurteilen.

Die Erklärung liegt vielmehr unter Anderem darin, daß deutsches Wesen und deutsche Vorzüge im Auslande verhältnismäßig unbekannt sind. (Woran das wiederum liegt, sei hier nicht untersucht; jedenfalls ist es so.) Wo man das deutsche Volk jetzt gründlich kennen gelernt hat, zum Beispiel in den besetzten Gebieten Frankreichs, hält uns niemand mehr für Barbaren, auch kann man niemandem mehr mit Erfolg vorreden, daß wir das seien.

Für die kommende Friedenszeit wäre es daher von Vorteil, wenn die Kenntnis deutschen Wesens mehr ausgebreitet werden könnte. Denn die Propheten, die den Völkerhaß bereits als den Herrscher des ganzen Jahrhunderts sahen, haben Gott sei Dank schon abgewirtschaftet. Mögen solche Propheten in den romanischen Ländern heute noch einigen Zulauf haben, den die dortigen, am Kriege interessierten Machthaber von heute zu vermehren suchen so lange wie es geht — in Deutschland (und wir glauben auch durchweg in England) weiß heute doch wieder jeder Vernünftige, daß Völkerhaß eine Geisteskrankheit ist und daß für jedes Volk

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Europas viel daran liegt, daß nur möglichst geringe Reste dieser Krankheit in den kommenden Frieden hinüberwuchern. Soweit also Haß gegen deutsches Wesen besteht, ist es geboten, ihm den Nährboden zu entziehen, den er, wie gesagt, in der Unkenntnis deutschen Wesens hat.

Das können wir nun heute in einem Maße wie nie zuvor und wie künftig nie wieder. Wir haben weit über eine Million feindlicher Gefangener. Die lernen zwar auch schon heute in den Gefangenenlagern manches Gute vom deutschen Wesen kennen, was sie so kaum geahnt haben werden: die deutsche Ordnung, die ihnen gute Nahrung und ausreichende Bequemlichkeit sichert, die deutsche Güte, die ihnen manche kleine Freude und manchen kleinen Schmuck des Lebens schenkt.

Aber damit ist nicht die einzige, nie wiederkehrende Gelegenheit ausgenutzt, die wir jetzt in Händen haben. Unter unseren Gefangenen aus allen Ländern des Vierverbandes sind zehntausende der Besten, der Hochgebildeten jener Länder. Denen wollen wir jetzt zeigen, was Deutschland (und Österreich-Ungarn) als Kulturländer wirklich sind.

Man schaffe Lehrgänge für Kriegsgefangene.

Man suche unter ihnen die heraus, die die Träger der besten Bildung sind: Lehrer, Künstler, große Landwirte und Fabrikanten, Kaufleute, gute Arbeiter und andere mehr. Die vereinige man, vielleicht in Gruppen bis zu 50, unter Führung deutscher Offiziere und Unteroffiziere, — möglichst solcher, die im Zivilberuf Fachgenossen der Gefangenen sind; natürlich müssen sie deren Sprache sprechen.

Und dann zeige man ihnen unser Land und unser Volk. Man lasse den Engländer die gründliche Gewissenhaftigkeit unserer Gerichte sehen, auch des Reichsgerichtes, und die Redefreiheit unserer Parlamente. Man zeige dem Franzosen, was deutsches Theater sein kann und dem Russen, was deutsche Musik. Dem gefangenen Katholiken weise man ein Hochamt im Kölner Dom, dem Protestanten den gedankentiefen Ernst eines norddeutschen Pfarrers. Man lasse die Gefangenen zuhören bei Unterrichtsstunden in unseren Schulen und bei Vorträgen in unseren Hochschulen. Man zeige ihnen allen Münchens „Englischen Garten" und Dresdens Elbterrasse und Hamburgs Alster. Und es wäre wahrlich kein Grund zu sehen, warum man sie nicht einmal oder des öfteren die Gastlichkeit einer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutschen Familie sollte genießen lassen, einer Familie, die weit genug sieht, um zu erkennen, daß der Eindruck eines solchen Sonntags oder Abends, der unvergeßlichen Oase in der Öde der Gefangenschaft, aus den feindlichen Gästen für ihr ganzes Leben Künder deutschen Wesens und deutscher Herzlichkeit machen kann.

Wären dann aber die Teilnehmer an einem solchen Lehrgange zurückgekehrt in das Gefangenenlager — nach drei Wochen vielleicht oder nach einem Monat — und hätten sie, mit den Sinnen, die geschärft waren durch lange Einförmigkeit, in sich aufgenommen, was deutsches Wesen in der Wirklichkeit der Dinge ist — dann sollten noch theoretische Belehrungen folgen: über deutsche Verfassung etwa, damit der Aberglaube ausgerottet werde, den zum Beispiel viele gebildete Engländer tatsächlich haben, unser Vaterland sei ein absolutistisch regiertes Land.

„Ja, aber: bei solchen Lehrgängen könnten Gefangene entfliehen." Nun, unsere Organisation hat Manches geleistet, was etwas schwerer war, als das zu verhindern. Man soll sich auch die Leute, die man aussucht, darauf ansehen. Und endlich: Entflöhe wirklich mal einer, der Schaden wäre gering gegen den gewaltigen Nutzen der ganzen Sache.

„Ja, aber: die Leute könnten doch Dinge sehen, die ...." Nein, das könnten sie nicht. Denn es sollen ihnen weder die Kruppschen Werke gezeigt werden, noch unsere Unterseebootswerften; daß wir die besten Geschütze und die besten Unterseeboote haben, wissen sie ja ohnehin. Deutsche Kulturwerte sollen sie erkennen, und daß sie das tun, ist für sie so wertvoll wie für uns.

„Ja aber: Das ist doch wieder einmal die deutsche Menschlichkeitsduselei, die uns doch dieser Krieg, Gott sei Dank, abgewöhnt hat. Man denke, wo doch gefangene Deutsche in Marokko ...." Nein, Verehrter, Duselei ist es überhaupt nicht, denn die Sache soll gemacht werden zum eigensten, wohlerwogenen deutschen Vorteil; worin der liegt, glauben wir gezeigt zu haben.

Wenn aber dieser deutsche Vorteil von den Gefangenen als eine gegen sie geübte Menschlichkeit empfunden wird, nun, das fördert jenen Vorteil mehr als alles andere und wird — auch darum — von uns begrüßt.

Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Kriegshilfe unserer Schuljugend.

Unser noch nicht wehrfähiges Jungvolk will mitarbeiten, will helfen, will sich irgendwie nützlich machen. Der Krieg hat das soziale Gewissen auch bei der Jugend wachgerufen; kein Schüler mag heute tatscheu abseits stehen, jeder ist von dem Wunsche beseelt, einmal wertschaffend mit in die Speichen greifen zu dürfen. Diese erfreuliche Hilfsbereitschaft unserer Schuljugend muß immer wieder in neue fruchtbare Bahnen gelenkt werden. Gut organisiert vermag unser Jungvolk Erstaunliches zuwege zu bringen. Die Erfahrung hat das zur Genüge überall gelehrt. Wo die jugendlichen Kräfte planmäßig eingesetzt wurden, da hat man Ergebnisse erzielt, die alle Erwartungen übertrafen. Man denke an die erste Hilfe, die unsere Wandervögel zu Kriegsbeginn bei der Sicherung der Ernte leisteten, man erinnere sich der kaum zu entbehren gewesenen Dienste unserer Schüler beim Sammeln von Goldgeld, von Metall jeder Art, neuerdings auch von ausländischen Münzen und Briefmarken, von Büchern und Zeitschriften fürs Feld und für die Lazarette, von Altpapier und mancherlei anderen mehr oder weniger wertvollen Dingen. Gerade der Sammeleifer ist bei der Jugend stark entwickelt. Ihn muß man wach halten. Und weiter muß in Verbindung damit bei der Jugend das Bewußtsein geweckt werden, daß die durch solche Sammeltätigkeit selbst geschaffenen Werte unvergleichlich wichtiger, schwerwiegender, erfreulicher sind als das allerdings ebenfalls lobenswerte Opfer ersparten, aber doch nicht selbst. erworbenen Geldes. Die wertschaffende Tat ist heute Pflicht auch für die Jugend. Nur durch sie zeigt man sich seiner Brüder im Felde würdig, nicht durch überschwengliche Redensarten, nicht dadurch, daß man mithilft, Siegesfeiern in lauten Jahrmarktstrubel ausarten zu lassen. Eine derart auf unsere schwere Zeit eingestellte, arbeitswillige, sammelfreudige Jugend wird dankbar sein für jeden neuen Weg, der ihrer Hilfsbereitschaft gewiesen werden kann. Solche Möglichkeiten zu wertvoller Mitarbeit sind gerade jetzt sehr zahlreich. Es handelt sich darum, die bisher noch gar nicht oder doch nur sehr unvollkommen ausgenutzten natürlichen Quellen der Volksernährung so gründlich wie nur möglich zu erschließen. Sei es nun für die menschliche Ernährung unmittelbar oder auf dem Umwege über das Tier. Daneben kommt hauptsächlich noch die Beschaffung von ölhaltigen Früchten und das Sammeln von Pflanzen in Betracht, deren Bastfasern uns als Baumwollersatz dienen können. Auf diese Wege muß der Sammeleifer unserer gesamten Jugend schleunigst gelenkt werden; bis in den Spätherbst hinein gibt es nach dieser Richtung hin zu tun.

Aus eigener Kraft vermag unsere Schuljugend sich nicht in dem heute notwendigen Umfange nützlich zu machen, sie muß beraten und geführt werden; Beratungs-, Sammel- und Verwertungsstellen müssen noch vor

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Absterben der Vegetation allerorten entstehen. Ein Generalstab gewissermaßen muß unserer am zweckmäßigsten zu kleinen Arbeitsgemeinschaften zusammenzuschließenden Jugend zur Seite stehen. Dieser Generalstab muß auch Verwertungsmöglichkeiten erkunden und bekanntmachen. Denn aller guter Wille und noch so großer Eifer kann ohne sie nichts Gutes wirken, sondern muß lähmender Enttäuschung Platz machen, wenn lohnende Verwertungsmöglichkeiten fehlen. Vorbildlich hat nach dieser Richtung hin u. a. die Freiwillige Kriegshilfe in Hannover gewirkt, die schon im Herbst 1914 die Arbeitskraft der Jugend für das Volkswohl nutzbar zu machen verstanden hat. Bis Ende August 1915 hatten die Kinder in Hannover bereits 30000 Zentner Kartoffelschalen zusammengetragen, die an Landwirte verkauft wurden. An die 500 Schweinehalter gehören zur Kundschaft der Freiwilligen Kriegshilfe in Hannover. Ferner sind mehrere Hundert Zentner Knochen gesammelt worden, die zunächst für 4 Pf. das Pfund verkauft, später aber gedörrt und von Arbeitslosen zermahlen wurden, um dann als Knochenschrot für 15 Pf. das Pfund verkauft zu werden. Mehrere Eisenbahnwagen voll Konservenbüchsen wurden gesammelt und Entzinnungsanstalten zugeführt. Daneben wurden auch Waldfrüchte gesammelt und verwertet. Der Sammeleifer der Jugend wurde durch Abgabe von Gutscheinen angespornt; gegen Rückgabe von 100 Stück bekamen die Kinder ein Kaninchen, ein wertvolles Buch oder dergleichen. In Elberfeld ist im September 1915 eine Kernsammelstelle ins Leben gerufen worden, die Obstkerne, Bucheckern, Eicheln, Kastanien, Ahorn- und Lindenfrucht, Beeren und Pilze ankaufte und verwertete. Ihr ist auch eine Pilzberatungsstelle angegliedert worden. Aus den Erfahrungen dieser Elberfelder Kernsammelstelle seien einige wichtige Punkte zu Nutz und Frommen ähnlicher ja recht zahlreich geplanter Sammelstellen mitgeteilt.

Vor allem besteht die Gefahr, daß ein allerdings nur kleiner Teil der zum Sammeln aufgerufenen Schuljugend unreife Früchte abreißt oder abwirft. Solchem Unfug muß durch Strafandrohung von vornherein scharf begegnet werden. Auch sollten aus diesem Grunde nur vollreife Beeren und vollreif abgefallene Eicheln angenommen werden. Da es sich oft um größere Geldbeträge handelt, die den Kindern für ihre gesammelten Herrlichkeiten zustehen, empfiehlt es sich, ihnen statt des Geldes Gutscheine auszuhändigen, die von den Eltern eingelöst werden können. Beim Lagern der zusammenkommenden Baum- und Beerenfrüchte achte man darauf, daß sie nicht schimmlig werden oder sich erhitzen; man verwerte alles so bald wie möglich, wenn man über keine Vorrichtungen zum Trocknen verfügt.

Es ist überflüssig, auf die Verwendungsmöglichkeiten für unsere bekanntesten Beerenfrüchte einzugehen. Am zweckmäßigsten wird man sich mit Kriegsküchen in Verbindung setzen, die alles Beerenobst zu Saft

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und, soweit der vorhandene Zucker reicht, zu Marmelade verarbeiten müßten. Es wäre auch auf Beerenfrüchte aufmerksam zu machen, die bisher weniger verarbeitet worden sind, auf die Holunderbeeren und die Früchte des Ebereschenbaumes und Berberitzenstrauches. Auch auf die Schlehenfrüchte, aus denen man, wenn es bereits darauf gefroren hat, ein wohlschmeckendes Kompott bereiten kann. Auch aus den Weißdornfrüchten, den sogenannten Hecken- oder Hegebeeren läßt sich Marmelade bereiten, doch benutzt man sie meistens nur als Schweinefutter. Da die Vogelbeeren, Früchte der Eberesche, namentlich die bei uns am häufigsten vorkommende Art, einen sehr herben Geschmack haben, sind sie zur Geleebereitung nicht gerade sehr beliebt. Zur Essigbereitung sind sie besser geeignet. Auch bilden sie getrocknet ein Lieblingsfutter unseres Hausgeflügels. Aus Hagebutten, den Früchten der wilden Rose, bereitet man Suppe, Kompott und Marmelade. Man kann sie aber auch trocknen und dann wie jedes andere Dörrobst verwenden. Die Früchte werden vor dem Trocknen zerteilt und entkernt. Die Kerne finden zur Herstellung eines gesunden und wohlschmeckenden Tees Verwendung und sollten deshalb ebenfalls aufgekauft werden. Es richtet sich naturgemäß nach den jeweiligen Marktpreisen und Verwertungsmöglichkeiten, welche Preise für die einzelnen Früchte gezahlt werden.

Da die Pilze in diesem Jahre besonders üppig gedeihen, empfiehlt es sich, sie möglichst weitgehend zur menschlichen Ernährung heranzuziehen. Von den ungefähr 200 Pilzarten, die in Deutschland zu finden sind, sind nur 7 giftig, weit über 100 hingegen sind wertvolle Speisepilze. Um die Pilze als Nahrungsmittel einzubürgern, andererseits auch Pilzvergiftungen vorzubeugen, empfiehlt sich, wie schon angedeutet, die Einrichtung von Pilzberatungsstellen. Sie könnten auch die Verwertung in die Wege leiten. Da Pilze sich nicht lange halten, müssen sie schleunigst zubereitet, eingemacht oder getrocknet werden.

Eicheln können als Viehfutter und zur Bereitung von Kaffee verwertet werden. Es kommen aber nur vollreife zu Boden gefallene Früchte in Frage, die trocken gesammelt und trocken aufbewahrt werden müssen. Schimmelig gewordene Eicheln müssen gekocht werden. An Milchkühe dürfen nur solche gekochte oder geschälte Eicheln verfüttert werden. Ochsen und Schweine vertragen sie als Beifutter auch ungekocht und ungeschält. Der Mindestwert eines Zentners Eicheln ist 6 M. Bekanntlich hat man in Notjahren dem Brotmehle ein aus Eicheln gewonnenes Mehl zugesetzt. Zu erwägen wäre noch, ob die Eicheln nicht auch der Spirituserzeugung dienstbar gemacht werden können.

Was für Eicheln gilt, hat im Wesentlichen auch für Roßkastanien Geltung. Entbittertes Kastanienmehl mischte man in Zeiten der Not unter das Brotmehl. Man benutzte es auch zur Spirituserzeugung. Daneben haben die Kastanien als Mastvieh- und Geflügelfutter Wert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schimmelig gewordene Kastanien müssen gekocht werden. Man stellt auch ein dauerhaftes Futtermittel aus Kastanien her, die Kastanienflocken. Der Mindestwert der frischen Früchte ist 6 M. für den Zentner.

Ahornfrüchte, die sogenannten Nasenquetscher, ergeben ein wertvolles, eiweißreiches Kraftfuttermittel, das von den Kindern in großen Mengen gesammelt werden kann. Getrocknet lassen sich die Ahornfrüchte lange aufbewahren. Sie werden von den Tieren ihres würzigen Geschmackes wegen gerne gefressen.

Ihres hohen Fett- und Eiweißgehaltes wegen sollten die Bucheckern in erster Linie als menschliches Nahrungsmittel verwertet werden. Als solches sind sie wertvoller als Fleisch. Roh oder geröstet kann man die Buchnüsse zum Brot essen. Es kann aber auch ein wohlschmeckendes und haltbares Öl aus ihnen gepreßt werden, das feinstem, bisher aus Italien eingeführten Speiseöl an Güte nicht nachsteht. Die Rückstände ergeben dann noch einen wertvollen Futterkuchen für Schweine und Rindvieh. Pferden, Eseln und Maultieren aber schaden die Bucheckern sowohl als auch die aus ihnen bereiteten Futterkuchen. In Friedenszeiten hat man die Bucheckern auch zur Schweinemast benutzt, dazu sind sie aber jetzt im Kriege zu schade. Es muß darauf geachtet werden, daß beim Wiegen der von Kindern gesammelten Bucheckern zunächst die vielen tauben Buchnüsse herausgesucht werden. Auch bei den Früchten des Lindenbaumes, aus denen man ebenfalls ein feines Speiseöl bereiten kann, achte man auf taube Früchte. Alle Blätter und Stiele müssen vor dem Wiegen beseitigt werden. Bucheckern und Lindenfrüchte werden, eben wegen ihres Ölgehaltes, sehr begehrt sein, sollten aber durch die Sammelstellen der Spekulation entzogen werden.

Wichtig ist es, daß im Kriege keine Obstkerne weggeworfen werden. Sie kommen als wertvolle Ölspender in Betracht, da sie 40 bis 50% Fett enthalten. Aprikosen- und Pfirsichkerne können aber auch als Mandelersatz dienen und sind bisher zu diesem Zwecke massenhaft aus Italien und Kleinasien eingeführt worden. Aus 18 Pfund Pflaumenkernen kann man 3 Pfund innere Kerne bekommen, aus denen sich 1 Pfund Öl im Werte von mehreren Mark gewinnen läßt. Eine Fabrikanlage zur Gewinnung von Öl aus Obstkernen ist bereits voriges Jahr in Betrieb genommen worden. Beim Sammeln der Obstkerne achte man darauf, daß nur gut gereinigte und getrocknete Kerne abgeliefert werden. Besonders warne man noch davor, daß die Kinder ausgespuckte Obstkerne von der Straße auflesen. Abgesehen von der Unappetitlichkeit solchen Sammelns, bildet es auch eine gesundheitliche Gefahr für die Sammler.

Als Baumwollersatz können uns die Bastfasern der großen Brennnessel (urtica dioica) dienen. Vorigen Herbst sind bereits Hunderte

von Zentnern getrockneter und entblätterter Brennesselstengel von der Schuljugend geschnitten, mit nicht geringer Mühe zugerichtet und dann von Spinnereien verarbeitet worden. Inzwischen sind die Verfahren zur Gewinnung solcher Brennesselfasern noch wesentlich vervollkommnet worden, so daß es für unsere Jugend eine dankbare Aufgabe sein wird, kommenden Herbst wieder mit Handschuhen bewaffnet an die Brennesselernte zu gehen.

Der Jugend Gelegenheit zu solch wertvoller Mitarbeit zu schaffen, wäre eine schöne Aufgabe für alle Vortrupp-Ortsgruppen. Auf diesem Wege können wirklich bedeutende Werte vor dem Verderben gerettet werden. Andererseits verschaffen wir der Jugend seelischen Gewinn, erziehen wir sie zu pflichtbewußtem Ernst, zu Menschen der Tat.

Walter Hammer,
Leiter des Werbeamtes für Kriegsernährung in Elberfeld.

Wie richten wir uns nach dem Kriege mit unseren Arbeitskräften ein?

Über die Opfer an Menschenleben, die der Krieg kosten wird, läßt sich naturgemäß Genaueres heute noch nicht sagen. Soviel aber wußten wir von Anfang an und finden es leider nur zu sehr bestätigt, daß sie auch für uns groß, sehr groß sein werden. Dazu kommt noch der beträchtliche Ausfall an Arbeitskraft bei den Heimkehrenden. Denn nicht nur die Kriegsverstümmelten erleiden nach dieser Richtung hin eine mehr oder minder große Einbuße, auch von den übrigen Feldzugsteilnehmern werden gar zu viele zeitlebens in erheblichem Maß die Einwirkungen und Folgen der ungeheuren und langdauernden Anstrengungen und Entbehrungen an ihrem Körper verspüren — zum Nachteil ebenfalls ihrer Leistungsfähigkeit. Und der zahlenmäßige Ausfall, den unsere Volkswirtschaft und unsere wirtschaftliche Leistungsfähigkeit hier erleiden, wird noch dadurch verschärft, daß es sich eben um den kräftigsten und — in etwas schon allein deshalb — tüchtigsten Teil unserer männlichen Bevölkerung handelt. Dabei wird selbstverständlich nicht nur oder auch nur besonders der Arbeiterstand in Mitleidenschaft gezogen, sondern es werden entsprechend der Zusammensetzung unseres Volksheeres alle Stände von den Verlusten in etwa gleichem Verhältnis betroffen, und es soll darum im Folgenden auch stets von der Arbeitskraft im weiteren Sinne die Rede sein. Höchstens könnte man ja vielleicht sagen, daß die anderen Stände sich nach Bedarf immer noch leichter und schneller durch Nachschübe ergänzen lassen, als gerade der letzte, der Arbeiterstand, der in dieser Hinsicht lediglich auf seinen im allgemeinen allerdings größeren Kinderreichtum angewiesen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bleibt und somit im günstigsten Fall doch erst in einer viel späteren Zeit die entstandenen Lücken allmählich füllen kann.

Zu den vielen schwerwiegenden Fragen, die der Krieg uns zu lösen aufgibt und denen wir nicht zeitig genug ins Auge schauen können, wird also auch die gehören, wie unser Wirtschaftsleben nach Friedensschluß mit den ihm verbleibenden, verminderten Arbeitskräften sich im allgemeinen Interesse am besten einzurichten hat. Die Verluste werden sich natürlich auf allen Gebieten fühlbar machen, und es kann sich nur um die Frage handeln, wo der Bedarf zunächst gedeckt werden muß und wo andererseits der Ausfall ohne großen Schaden für die Allgemeinheit ertragen werden kann. Dem Zufall oder der reinen Willkür die Regelung zu überlassen, dürfte bei der Höhe der Verluste und der tiefgehenden Bedeutung, die der ferneren Gestaltung für unser Volksleben zukommt, keinesfalls angängig sein.

Hunderttausende deutscher Landwirte und Landarbeiter, die gesund und arbeitskräftig zur Verteidigung des bedrohten Vaterlandes hinauszogen, werden also nicht wiederkehren. Unzählige andere büßten draußen wenigstens einen größeren oder kleineren Teil ihrer Gesundheit und Leistungsfähigkeit ein. Dabei machte sich aber bereits v o r dem Kriege und selbst unter Heranziehung Hunderttausender von ausländischen Arbeitern in den Betrieben fast aller Größenklassen andauernder Mangel an Arbeitskraft geltend; nicht wenige Höfe standen auch ganz leer. Jene Ausländer werden nach Friedensschluß der Landwirtschaft kaum wiederum, zum wenigsten nicht in dem alten Umfang, zur Verfügung stehen; es wäre auch — und das gilt selbstverständlich in gleichem Maß für die Industrie, die ebenfalls eine sehr große, vielleicht noch größere Zahl Ausländer beschäftigte — aus verschiedenen Gründen im allgemeinen Interesse nicht einmal erwünscht.

Das alles zusammen ergibt jedoch einen gewaltigen Ausfall an Arbeitskraft, der sich in der Landwirtschaft und ihren Erträgen erheblich bemerkbar machen müßte. Und die Lage wird noch dadurch verschärft, daß während des Krieges trotz aller Anstrengungen der Daheimgebliebenen doch aus Mangel an menschlicher und tierischer Arbeitskraft — letztere wird zum weiteren Schaden der ersteren sobald auch nicht wieder voll zu ersetzen sein — viel Arbeit in Haus und Hof, auf Feld und Wiese liegen bleiben mußte oder doch nur notdürftig und mangelhaft ausgeführt werden konnte, und daß somit auch noch manches nachzuholen sein wird. Und wir wollen und müssen doch unsere Landwirtschaft und unseren Gartenbau gerade noch leistungsfähiger machen, als sie vor dem Kriege waren; darüber dürfte heute wohl keinerlei Meinungsverschiedenheit mehr bestehen.

Denn die seit der starken Entwicklung unserer Industrie leicht unterschätzte Bedeutung der heimischen Landwirtschaft und wieviel unter

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Umständen von der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit abhängt, wird durch den Krieg wohl jedermann klar zum Bewußtsein gekommen sein. Ebenso der Wert der ländlichen Bevölkerung mit ihrem verhältnismäßig zahlreicheren und gesünderen Nachwuchs für die Erhaltung unseres Volkslebens in Krieg und Frieden. Daraus aber ergibt sich auch für den, der das bisher vielleicht verkannte, die Notwendigkeit, nicht nur der zunehmenden Entvölkerung des flachen Landes Einhalt zu tun, sondern durch geeignete Ansiedlung — wie sie zum Teil für die heimkehrenden, ansiedlungslustigen Krieger in Form der Kriegerheimstätten geplant wird — für möglichste Stärkung und Vermehrung der ländlichen Bevölkerung besorgt zu sein. Und zwar sollte jene Ansiedlung, wie hier nur nebenbei bemerkt sein mag, ganz besonders nach den starken Verlusten vorläufig nicht auf bisherigem Öd- und Unland, sondern auf altem Kulturland erfolgen, das ja so vielfach der ausgiebigeren Bearbeitung entbehrt und eine solche für absehbare Zeit jedenfalls besser lohnen wird, als erst urbar zu machendes Gelände. Durch Zuführung vermehrter Arbeitskraft können wir zugleich mit der Bevölkerungszahl auch die Leistungsfähigkeit unserer Landwirtschaft am besten heben. Denn nur bei bester Bearbeitung können wir höchste Erträge erzielen und nur bei genügenden Arbeitskräften diese Erträge auch gut und rechtzeitig einheimsen! Das Bestreben, dem flachen Lande künftig seinen Nachwuchs tunlichst zu erhalten und mehr noch der Versuch, ihm zunächst darüber hinaus noch neue Arbeitskraft zuzuführen, werden sich allerdings, soweit nicht etwa Rückwanderer aus feindlichen Ländern dabei mit in Frage kommen, nur durchführen lassen auf Kosten der anderen Berufsgruppen, namentlich der Industrie.

Nun trifft das, was oben hinsichtlich der großen Verluste an Arbeitskräften für die Landwirtschaft gesagt wurde, zwar selbstredend gleicherweise für die Industrie zu. Und ebenso hat auch ein Teil unserer Industrie ohne Frage gerade in diesem Kriege seine hohe Bedeutung erwiesen. Aber während in der Landwirtschaft j e d e r Betrieb, wenn auch naturgemäß nicht in gleichem Maß, für die Ernährung und die Gesunderhaltung unseres Volkes wertvoll ist, muß man bei der Industrie — was bis dahin allerdings fast völlig versäumt wurde — doch große grundsätzliche Unterschiede in bezug auf ihre Bedeutung für das Volksganze machen. Das anlagesuchende Kapital „selbstverständlich" ließ sich in der Schaffung neuer wie in der Ausdehnung bestehender Industriezweige und -betriebe stets lediglich vom Gesichtspunkt der Gewinnmöglichkeit leiten; hat es im allgemeinen ja doch selbst auf die Belästigung und Schädigung der näheren und weiteren Umgebung durch die Rauchplage, die Abwässer usw. sehr wenig und meist erst gezwungen Rücksicht genommen. Wir müssen uns nachgerade aber doch bewußt werden, und dieser schwere Krieg wird uns dazu hoffentlich mithelfen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß im wirtschaftlichen Leben nicht nur die eigenen geldlichen, sondern ebensowohl auch die sittlichen und — worum es sich hier hauptsächlich handelt — die Interessen der Allgemeinheit Berücksichtigung verlangen!

Von diesem Gesichtspunkt aber betrachtet, entbehren so manche unserer heutigen Industrien der Berechtigung; andere müssen gar als schädlich bezeichnet werden*), selbst wenn wir zunächst ganz davon absehen, daß es schon allgemein in der Natur der Industrie und ihrer Zusammenpferchung von Menschenmassen begründet ist, mehr oder weniger Raubbau mit unserem Menschenmaterial treiben zu müssen. Der letztere Umstand muß bei dem notwendigen Teil unserer Industrie — aber man sollte eben meinen, für die Folge auch nur bei diesem — ja leider bis zu einem gewissen Grade mit in den Kauf genommen werden; im übrigen bleibt er natürlich mit ein Grund, künftig die geforderten scharfen Unterschiede zu machen und die auch sonst im allgemeinen Interesse unerwünschten Industriezweige und ihre Entwicklung tunlichst zu beschränken.

Wieviel Überflüssiges, wieviel Tand und Schundware, womit man den Käufern nur das Geld aus der Tasche lockt, wird beispielsweise nicht bei uns angefertigt? Solche Waren erfordern dabei vielleicht annähernd ebensoviel Zeit zu ihrer Herstellung wie reelle Waren, müssen aber infolge schlechten Materials und mangelhafterer Arbeit in sehr viel kürzerer Frist wieder ersetzt werden. Wieviel wird ferner angefertigt, was den Geschmack irreleitet und verdirbt, von anstößigen Machwerken hier ganz zu schweigen. Und wie zahlreich sind nicht die Arbeitskräfte, die — wie schon angedeutet — mit der Herstellung und dem Vertrieb nicht nur entbehrlicher, sondern auch schädlicher Erzeugnisse, z. B. der Genußgifte, beschäftigt werden. Hier überall können ohne Nachteil, ja oft nur zum Besten für die Allgemeinheit, Arbeitskräfte entbehrt und freigemacht werden. Und arbeiten wir nicht auch zu einem großen Teil für das Ausland, weit mehr als im Interesse einer günstigen Handelsbilanz nötig wäre? Und gewöhnen wir mit gewissen Erzeugnissen nicht selbst den „wilden" Völkern zum Teil Bedürfnisse an, die ihnen nur nachteilig sind und mit wahrer Kultur nicht das Geringste zu tun haben, im Gegenteil dieser nur hinderlich sind, allein um des Verdienstes willen? Und namentlich Syndikate benutzen auch wohl gelegentlich Leben und Gesundheit deutscher Arbeiter, um das Ausland mit heimischen Bodenschätzen und Erzeugnissen billiger zu versorgen, als das Vaterland, in dem sie dafür die Preise hochhalten!

---

*) Man vergleiche die auf S. 442 und 443 dieser Nummer abgedruckten Ausführungen, die jüngst unser Mitarbeiter Sanitätsrat Dr. Bonne in der „Deutschen Warte" veröffentlicht hat.

Vortrupp.

Was eben von den mancherlei Auswüchsen unserer Industrie gesagt ist, das greift allerdings zugleich auch in das Gebiet des Handels über. Auch dieser ist sich nicht immer seiner wahren und pflichtgemäßen Aufgabe bewußt, als ehrlicher Makler gegen ein billiges Entgelt für Mühe und Gefahr den Warenbezug zu vermitteln. Möglichst viel verdienen, das ist auch hier, und vor allen Dingen hier, nur zu häufig die Losung, und der Handel wird dabei leicht zum Selbstzweck. Darunter aber leidet unser Volk nicht nur wirtschaftlich, sondern — was noch bei weitem schlimmer ist — je länger, je mehr auch moralisch. Sicher wird auch weit mehr „gehandelt", im Inland wie mit dem Ausland, als im allgemeinen Interesse nötig und erwünscht wäre; nebenbei ist eine der Folgen, daß auch das Handelsgewerbe schon mehr Arbeitskräfte fesselt, als wir eigentlich — und namentlich für die nächste Zukunft — dafür entbehren können.

In der Hauptsache aber wird die Erhaltung und Vermehrung der landwirtschaftlichen Bevölkerung und Arbeitskraft eben erfolgen müssen und nach dem oben Gesagten auch ohne Schaden für die Allgemeinheit erfolgen können auf Kosten der Industrie und ihrer weiteren Ausdehnung. Die Industrie in ihrer Gesamtheit wird sich nach dem Kriege einrichten müssen mit dem, was ihr von der früheren Arbeitskraft geblieben ist oder sie wird auch noch etwas davon abzugeben haben; keinesfalls darf sie als Ganzes fürs erste auf einen Zuwachs an Arbeitskraft rechnen. Da wir aber gewisse Industriezweige nach dem Kriege — soweit es nicht an Rohstoffen fehlt — vorerst mindestens in dem früheren, wo nicht in stärkerem Umfang werden betreiben müssen, um den nötigen Ersatz zu schaffen, so folgt daraus wiederum, daß eben andere, entbehrliche oder gar schädliche Zweige ihren Betrieb aufs äußerste einschränken oder gar einstellen müssen. Dabei wird der Industrie die im Kriege bewiesene große Anpassungsfähigkeit auch weiter zugute kommen und sich sicher ebenfalls bewähren. Im übrigen aber müssen die betroffenen Zweige sich mit der Sachlage abfinden, denn es kann nicht etwa anerkannt werden, daß jedes in einem Unternehmen angelegte Kapital ohne weiteres Anspruch auf weitgehendsten staatlichen Schutz hätte; am allerwenigsten, wenn es sich dabei um die Herstellung von Erzeugnissen handelt, mit denen dem Volkswohl nicht einmal gedient ist. Und dasselbe gilt für solche Betriebe, bei denen die darin Beschäftigten gesundheitlich besonders gefährdet sind — wenigstens soweit diese Betriebe nicht als unbedingt notwendig erscheinen. Sache der Aufklärung wird es sein, dahin zu wirken, daß die Verbraucher künftig auch ihre Bedürfnisse nach diesen Gesichtspunkten einrichten und damit die Entwicklung entsprechend beeinflussen. Inbezug auf ausländische Erzeugnisse haben wir etwas ähnliches heute aus anderen Gründen ja sogar schon zwangsweise durch das Verbot der Einfuhr entbehrlicher Gegenstände.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Beurteilung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse muß überhaupt eine ganz andere werden. Noch gar zu viele lassen sich bisher durch das Blühen von Handel und Industrie und die dabei teilweise erzielten großen Gewinne blenden, ohne die Kehrseite genügend zu berücksichtigen.

Die hier angedeutete Entwicklung, bei der unter Voranstellung der allgemeinen Interessen in allererster Linie das flache Land in weitgehendstem Maß mit der wünschenswerten Menge an Arbeitskraft — namentlich auf dem Wege der Kleinsiedlung — zu versehen wäre, während Handel und Industrie sich in der Hauptsache entsprechend einzuschränken hätten, wird ja fraglos durch eine Reihe äußerer Umstände begünstigt werden. Zunächst hat der Krieg die große Masse der inländischen Verbraucher gelehrt, so manchem überflüssigen Bedürfnis zu entsagen, und auch nach Friedensschluß werden viele gezwungen sein, es weiter mit der „verdammten Bedürfnislosigkeit" zu halten. Und da fast alle europäischen Staaten in gleicher Weise finanziell erschöpft sein werden, wird auch der Auslandhandel sich in bescheideneren Grenzen halten; übrigens dürfte der überseeische Verkehr wohl für längere Zeit unter einem gewissen Mangel an Schiffsraum zu leiden haben. Damit würden sich innere und äußere Notwendigkeit vereinen und uns auf den vorgezeichneten Weg weisen.

A. Schulze.

Politische Schulerdkunde.

Ist das nicht Länderkunde? Ist politische Erdkunde überhaupt eine Wissenschaft? Lieber mehr physische Erdkunde!

Solche oder ähnliche Fragen und Forderungen werden wohl jedesmal laut, wenn die Rede auf die Erdkunde als Unterrichtsfach der höheren Schulen kommt. Nun kann man beobachten, daß selbst Schulreformer, die gewiß zu den „Gemäßigten" gehören, gleichviel ob sie geographisch-fachwissenschaftlich vorgebildet sind oder nicht, sich mehr und mehr in dem Rufe nach stärkerer Betonung gerade der politischen Erdkunde vereinigen. Demnach dürfte es doch seine besondere Bewandtnis mit diesem Wissensgebiet und seiner unterrichtlichen Verwertung haben.

Zugestanden, daß es vielerlei haltbare Standpunkte und Anschauungsmöglichkeiten der politischen Erdkunde gegenüber gibt. Eine Auffassung aber ist zweifellos ebenso häufig wie heutzutage gänzlich veraltet und für den erziehenden Schulunterricht wertlos, wo nicht geradezu verderblich: die Meinung, politische Erdkunde stelle eine Art Sammelbecken dar für die verschiedenartigsten Notizen über Länder, Völker, Städte, Finanzen, Heer und Flotte, Handel, Verkehr usw. Bei manchem mögen zur Bildung solcher unklaren Vorstellungen etwaige Gedanken an den Gothaischen Hof-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kalender oder The Statesman's Yearbook, um nicht zu sagen, an die bekannten Reisehandbücher beigetragen haben. Daß in Pisa der berühmte schiefe Turm sich befindet, Genf der Geburtsort Rousseaus ist, daß diese oder jene Stadt vermeintlich 100 000 Einwohner zählt (während die amtlichen Angaben von heute ihr womöglich über 200 000 Einwohner zuerkennen), — dies und vieles ähnliche haben zwar ganze Schülerfolgen als politisch-geographische Weisheit gelassen und gelangweilt hingenommen; Bestandteile politisch-geographischer Bildung, wie sie die Gegenwart und mehr noch die nahe Zukunft verlangt, sind derartige meist ziemlich zusammenhanglos eingeprägten Einzeltatsachen jedenfalls nicht.

Wollen wir dem Wesen und der tieferen Bedeutung der heraufkommenden politischen Schulerdkunde gerecht werden, so müssen wir vor allem an drei Wissenschaften anknüpfen, die zur Politik in enger Beziehung stehen: an die politische Geschichte, die Völkerkunde und die Volkswirtschaftslehre.

Der im vorigen Jahre veröffentlichte preußische Erlaß über den Geschichtsunterricht fordert vor allem anderen eine stärkere Hervorhebung des für das Verständnis der Gegenwart Wichtigen. Nun läßt sich zwar nicht bestreiten, daß viele weltbewegende Ereignisse unserer Tage durch zahllose Fäden mit rein politischen, religiösen oder kulturellen Erscheinungen der geschichtlichen Vergangenheit verbunden und schon deswegen ohne Kenntnis der betreffenden Tatsachen meist nicht vollständig zu verstehen und richtig einzuschätzen sind. Ebenso sicher aber ist zunächst einmal die weltgeschichtliche Tatsache der ungeheueren Erweiterung des geschichtlichen Schauplatzes, wie sie seit ein bis zwei Menschenaltern besonders deutlich beobachtet wird. Denken wir nur an den einen Erdteil Afrika, seine jetzige weltgeschichtliche Stellung und sein politisches Dasein vor fünfzig oder mehr Jahren! Nicht darin liegt der unterrichtliche Wert der politischen Erdkunde, daß der Schüler nach bequemen Vorbildern die sämtlichen Kolonien und selbständigen Staaten am Schnürchen hersagen und vielleicht noch ein paar Ausfuhrerzeugnisse dazu nennen lernt. Unendlich viel wertvoller ist ein gewisses, der jeweiligen geistigen Reife entsprechendes Verständnis für Fragen wie diese: Weswegen sind weite Gebiete Afrikas gerade etwa seit 1880 von europäischen Staaten in Besitz genommen worden? Welche besonderen Zwecke können die verschiedenen deutschen Kolonien kraft ihrer Landesnatur und ihrer Bevölkerung erfüllen? Welches sind ihre Entwicklungsmöglichkeiten?

Treffend hat man die geschichtliche Betrachtungsweise einem Längsschnitt verglichen, zu dem die Erdkunde den ergänzenden Querschnitt gebe. Der Geschichtsunterricht wird z. B. bei gewissen Gelegenheiten an der Besprechung der Landwirtschaft und ihrem hervorragenden Anteil

am Aufbau des Volkslebens, der Volkswirtschaft wie des Staates nicht vorbeigehen können. Dem Wesen der geschichtlichen Betrachtungsweise gemäß verweilt dann der Unterricht in der Regel länger bei früheren, in der angedeuteten Hinsicht wichtigen Zeitabschnitten, ohne natürlich die Nutzanwendung für die deutsche Gegenwart zu versäumen (vgl. Vortrupp 1915, S. 425f.). Hier setzt nun die politische Erdkunde ein, indem sie die gegenwärtige Lage der Landwirtschaft in den besprochenen Ländern dem Bilde aus dem Geschichtsunterricht ergänzend hinzugefügt. Ist doch die wirtschaftliche Stellung und Leistungsfähigkeit der Landwirtschaft in den Staaten von heute ein nicht gering zu schätzender Beitrag zur Beantwortung der Frage nach der vergleichweisen inneren Gesundheit und Widerstandskraft der großen Volkskörper und damit der Staaten selbst.

In der kriegerfüllten Gegenwart liegt es nahe, auf einige politisch-geographische Dinge hinzuweisen, die, so weit ich sehe, noch heute im Geschichtsunterricht kaum jemals zu ihrem Recht kommen. Ich meine die militärgeographischen Grundlagen und Voraussetzungen der Kriege und ihrer Führung. Jedem denkenden Menschen, der den bisherigen landläufigen Geschichtsunterricht genossen, muß es einmal auffallen, daß z. B. die großen Entscheidungsschlachtfelder seit frühgeschichtlicher Zeit bis auf den heutigen Tag sich kaum wesentlich der Lage nach verändert noch vermehrt haben. Da ist die Champagne, blutgetränkt seit dem späteren Römerreich bis in unsere Zeit; da sind schlachtenreiche Gegenden wie die Leipziger, die oberbayrische Hochebene, die oberitalienische Tiefebene, ferner das Amselfeld, auf dem sich vor Monaten wie vor einem halben Jahrtausend bereits Serbiens Schicksal entschied. Ist das alles „zufällig" und daher jenseits menschlichen Verstehens oder hat es nicht vielmehr eine tiefere, hauptsächlich in der geographischen Lage und den Straßenzügen der betreffenden Gegenden liegende, erkennbare Ursache? Trifft das Letztere zu, so wird, mehr als bisher geschehen, die Aufmerksamkeit des Schülers auf diese und andere derartige Erscheinungen gelenkt werden müssen.

Ein Einwand, der gegen die angedeutete Anschauungsweise (wie überhaupt gegen jede politisch-geographische Betrachtung geschichtlicher Dinge) geltend gemacht wird, sei kurz erwähnt. „Männer machen die Geschichte", wird gelehrt, d. h. nicht die großen Massen des Volkes, noch weniger alles Untermenschliche, insbesondere die Landschaft im großen und im kleinen. Von dieser Geschichtsauffassung aus pflegt man wohl die oben erwähnten geschichtlich-geographischen Zusammenhänge entweder als unwesentlich abzutun oder die darauf gegründete Anschauung obiger Art beinahe in eine und dieselbe Linie mit der materialistischen Geschichtsbetrachtung zu stellen. Das ist aber ein gewaltiger Irrtum. Ganz gewiß kann z. B. unter Umständen eine tapfere Schar unter hervorragenden Führern einer feindlichen

Übermacht selbst bei ungünstigen Geländeverhältnissen lange Widerstand leisten. Darum ist doch das ungleiche Ringen kein „Kampf der Geister in den Lüften", noch auch ein bloßes Kämpfen zwischen bewaffneten Menschenmassen mit diesen oder jenen geistig-seelischen Anlagen, mit bewußten völkischen Idealen oder ohne sie. Vielmehr tritt unter Erwägung der geographischen Voraussetzungen des Kampfes dieser in seinen Einzelheiten erst allseitig in die Erscheinung. Ja, man darf getrost behaupten, daß nicht selten erst eine eingehende landeskundliche Kenntnis gewisser kleiner Gebiete die ungeheueren Anstrengungen um ihren Besitz überhaupt verständlich macht; so ist es beispielsweise mit dem Hartmannsweilerkopf, dem Lovcen, so mit zahllosen größeren Stromadern und selbst mit ziemlich unbekannten, aber militärisch wichtigen Flußläufen; so endlich auch mit gewissen Meeresstraßen, wie den Dardanellen, und mit Kanälen, wie dem von Suez. —

Im Zeitalter der Welt- und Kolonialpolitik wird es der Schulerdkunde nahezu unmöglich, die Erdoberfläche einseitig als Schauplatz geologischer und meteorologischer, hydrographischer und ozeanographischer Vorgänge zu betrachten. Als noch der physischen Erdkunde mit ihrem wohlgefügten wissenschaftlichen System die politische Erdkunde als massenhafte Anhäufung ungeordneter Statistik und als eine Reihe tastender Versuche zur Ergründung zusammenhängender geographischer Erkenntnisse über Staaten und Städte, Länder und Völker gegenüberstand: damals konnte man mit einigem Recht an der politischen Erdkunde als Wissenschaft zweifeln. Seitdem die Völkerkunde — heute längst nicht mehr als Teilwissenschaft der Erdkunde geltend — in viele der genannten Untersuchungen Licht gebracht hat, ist es Pflicht der politischen Schulerdkunde, ihre geographisch wichtigen Ergebnisse zu würdigen. Vor allem kommt in Betracht die Verbreitung der Rassen und Völker, ihre Siedlungsweise und Wohnweise sowie Verschiedenes über Ernährung und Kleidung. Den Gebildeten eines Volkes, das in irgendeiner Weise Welt- und Kolonialpolitik treiben will, darf dies alles nicht ewig ein Buch mit sieben Siegeln bleiben. Vor allem verdient das Deutschtum im Auslande eingehend berücksichtigt zu werden. Ist es nicht traurig, daß vielen Hochgebildeten z. B. die Tatsache der zwei Millionen deutscher Bauern in Rußland anläßlich des Weltkrieges überhaupt erst bekannt wurde? Man darf es als einen erfreulichen Fortschritt begrüßen, daß wohl mehr oder weniger alle erdkundlichen Lehrbücher, soweit sie an höheren Schulen eingeführt sind, dieses wichtige Kapitel behandeln.

In früheren Zeiten war es erlaubt, an den über 400 Millionen Chinesen oder den 300 Millionen Bewohnern Indiens leichten Herzens in Gedanken vorbeizugehen. Bedeuten diese beiden Zahlen zusammen nicht nahezu die Hälfte der irdischen Bevölkerung? Welche Wucht wird den asiatischen Volksmassen innewohnen, wenn sie, nicht mehr völlig im Banne

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihrer alten Kultur und alles dessen, was sie untereinander trennt, den jetzigen Großmächten gegenüber sich ihrer Stärke bewußt werden?

Mehr noch als in der allgemeinen politischen Erdkunde, die ein gereifteres Denken voraussetzt, gibt es im Rahmen der Länderkunde Veranlassung, auf verschiedene, jeweils für das Verständnis fremden Volkslebens wichtige Dinge einzugehen. Wie kann z. B. von Indien die Rede sein, ohne daß die starke Zerklüftung nach Volksstämmen, Sprachen, Religionen und Kasten zur Sprache kommt? Wie sollte anders die dortige Gewaltherrschaft Englands verständlich gemacht werden? — Ferner ist die Völkerkunde berufen, im Zusammenhang der politischen Erdkunde mit verschiedenen altväterhaften Vorstellungen aufzuräumen, so mit dem „sittlichen Tiefstand des Negers" oder dem Chinesentum als Inbegriff aller Seltsamkeit und Rückwärtserei*).

„Wie viele schwere Mißgriffe, die schon von allen kolonisatorisch tätigen Völkern gemacht worden sind, haben ihren Grund in der Unkenntnis! .... Wie schwer haben sich schon Fehler gerächt, die aus Unkenntnis des Charakters der Naturvölker begangen wurden; vielleicht wären diese zu vermeiden gewesen bei etwas liebevollem Eindringen in das fremde Wesen, bei Verständnis und Interesse für die Eigenart der fremden Völker" (Dr. Kurt Lampert). — Gewiß braucht nicht jeder Gebildete die bezüglichen Fachkenntnisse zu erwerben, wie sie etwa dem Ausfuhrhandel treibenden Kaufmann oder dem Forschungsreisenden, dem Kolonialbeamten oder dem Missionar unentbehrlich sind. Aber ein vorbereitendes Verständnis für die kulturelle, die seelisch-geistige und leibliche Eigenart fremder Rassen muß doch von den künftigen geistigen Führern unseres Volkes erwartet werden. Die höhere Schule hat dafür die erste Grundlage zu schaffen. —

Außerordentlich bezeichnend für das ganze Gepräge der Politik etwa seit einem Menschenalter ist der immer stärker werdende wirtschaftspolitische Einschlag. Weltpolitik läßt sich heute und in absehbarer Zukunft von der Weltwirtschaft nicht mehr gänzlich trennen. Es hieße Gemeinplätze zum Überdruß wiederholen, wollte man selbst nur die wichtigsten derartigen Erscheinungen des Weltkrieges aufzählen. Beruhte nicht schon

---

*) Bis die Völkerkunde imstande sein wird, die ihr gestellten Aufgaben auf der Schule zu lösen, muß noch manches Hindernis beseitigt werden. Außer der meist zu geringen Stundenzahl, die dem Erdkundenunterricht auf der Oberstufe zur Verfügung steht, gehört hierher in erster Linie die mangelnde Bekanntschaft vieler Lehrer der Erdkunde mit dem geographisch Wissenswerten aus der Völkerkunde. Fordert doch z. B. die preußische Prüfungsvorschrift für das höhere Lehramt selbst für den Nachweis der Lehrbefähigung für alle Klassen nur „Kenntnis der Haupttatsachen (??) der Völkerkunde." Wie die Erfahrung lehrt, wird auch diese verhältnismäßig sehr bescheidene Forderung seitens der Kandidaten durchaus nicht immer erfüllt. Der Hauptgrund dafür ist in dem ablehnenden Verhalten vieler deutscher Universitäten gegen die Völkerkunde und ihre Aufnahme in den akademischen Unterricht zu suchen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Englands Kriegsplan großenteils auf (allerdings meist irrtümlichen) wirtschafts- und verkehrsgeographischen Voraussetzungen? Und doch, die geographische Grundlage der Weltwirtschaft, und damit vielfach auch die tiefere Einsicht in die Tragweite vieler Weltgeschehnisse von heute und der nahen Zukunft, ist wissenschaftlich Gebildeten vielfach mehr oder minder verschlossen. Daß Sizilien einmal die Kornkammer des alten Rom war, weiß zwar mit Bestimmtheit jeder Sekundaner, zumal der Schüler des humanistischen Gymnasiums. Wieviele unter ihnen können aber die Kornkammern der heutigen Welt mit einiger Sicherheit angeben und haben weiterhin eine ahnende Vorstellung von den zahllosen Fäden, durch die gerade die Möglichkeit der ungehinderten Ein- und Ausfuhr von Korn mit dem Wohl und Wehe der mehr erzeugenden wie der mehr verbrauchenden Länder verbunden ist? — Sicher war es so vor dem 1. August 1914; ob unser höheres Schulwesen dem wirtschaftsgeographischen Unterricht den nach Entwicklung der Dinge gebotenen Spielraum zugestehen wird, bleibt abzuwarten. —

Das ureigenste Gebiet der politischen Erdkunde (weswegen es in der geographischen Wissenschaft von heute meist politische Erdkunde schlechthin genannt wird) ist die Erforschung der Wirkungen, die Lage, Form, Grenzen, Größe und natürliche Gliederung politischer Räume auf das Werden, Wachsen und Vergehen der Staaten und Städte ausüben. An der Lösung dieser Aufgabe sind außer anderen Wissenschaften besonders die Geschichte und die Volkswirtschaftslehre mitbeteiligt. Im Sinne der so gewonnenen Erkenntnisse begnügt sich die Schulerdkunde nicht mit der bloßen Erwähnung von Name, Lage und Größe einer Stadt. Berlin z. B. ist für sie unvorstellbar ohne die Mittellage zwischen dem äußersten Westen und Osten Deutschlands, ohne die Schiffahrtswege nach der Elbe und der Oder, ohne die strahlenförmig ausgehenden Eisenbahnlinien; natürlich ist Berlin seiner jetzigen Einwohnerzahl nach ebensowenig denkbar ohne die politische und wirtschaftliche Stellung, wie sie Preußen-Deutschland sich vor allem im Laufe des letzten Jahrhunderts erworben hat. —

In der Vorstellung vieler hat die Statistik einen wesentlichen Anteil am Ganzen der politischen Erdkunde. Daran ist soviel richtig: nach wie vor bleibt die Statistik eins ihrer wichtigen Hilfsmittel. Es stände schlecht um einen erdkundlichen Unterricht, wollte er sich in einem Meer von Zahlen richtungslos und ohne festes Ziel verlieren. Verweilen wir, um das zu erläutern, einen Augenblick bei dem statistisch und geographisch wichtigen Begriff der Volksdichte, und sehen wir zu, welche Gedankenreihen sich an ihn ganz ungezwungen und, fast möchte man sagen, mit innerer Notwendigkeit für den staatsbürgerlichen Unterricht anknüpfen! Denken wir uns die gegenwärtige Bevölkerung Deutschlands, rund 70 Millionen, auf jeden einzelnen der 540 000 qkm deutschen Bodens gleichmäßig verteilt, so würden auf jede Flächeneinheit annähernd genau 130 Einwohner

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

entfallen. Mit der Durchschnittszahl vergleichen wir die entsprechenden, für kleinere Gebiete geltenden Zahlen, so die sehr viel niedrigeren für das vorwiegend ackerbautreibende Mecklenburg oder die viel höheren für das industrie- und daher städtereiche Rheinland, Westfalen oder das Königreich Sachsen. Diese Gedanken führen über die Erörterung der physisch-geographischen Voraussetzungen — Natur des Landes und des Bodens oder der Bodenschätze, Gunst oder Ungunst der Verkehrslage u. a. m. — weiter zur Besprechung der großen Verschiebungen innerhalb der Bevölkerung, vom Lande zur Stadt und über die Landesgrenzen hinweg. Da kann mit Hilfe der Statistik gezeigt werden, wie vor allem seit Begründung des neuen Deutschen Reiches, Hand in Hand gehend mit dem Aufblühen der Industrie und des Verkehrs, die meisten Großstädte im allgemeinen auf Kosten kleinerer Gemeinden ihr heutiges, nicht selten wasserkopfartiges Äußere erhalten haben. Diese letzteren Feststellungen endlich lassen sich im Hinblick auf das Wohl des Volkes und Staates in das richtige Licht setzen durch Zahlen, die zwar nicht eigentlich mehr in das Gebiet der politischen Erdkunde gehören, die aber die tiefere Bedeutung der bisher genannten Statistik dem jugendlichen Geiste erst recht anschaulich machen; dahin gehören Zahlen über Militärtauglichkeit auf dem Lande und in der Stadt, durchschnittliche Lebensdauer, Sterblichkeit, Verbreitung von Krankheiten, Zahl der Gefängnisstrafen usw. — In ähnlicher Weise dargeboten, bleiben auch scheinbar so trockene zahlenmäßige Angaben wie die über Benutzung des Bodens gesammelten nicht ohne sittliche Wirkung auf den Schüler. Man vergleiche etwa den Anteil unseres herrlichen deutschen Waldes am deutschen Gesamtboden mit den kläglichen Waldruinen Englands oder den so ganz anders gearteten, spärlichen Beständen südeuropäischer Länder. Ebenso lehrreich sind vergleichende Betrachtungen über die zu Feldfrüchten benutzten Landstrecken, über Wiesen und Weiden, Brachland, bebautes Gelände; alles dies um so eher, je mehr die Zahlen zugleich im Zusammenhang der geschichtlichen und kulturellen Entwicklung erläutert werden. — Bildung und Wissen — wie unzählige Male sind diese beiden Dinge nicht schon miteinander verwechselt und mißverstanden worden! (Wir wollen an dieser Stelle gar nicht einmal an den umfassenderen Begriff der „Bildung" denken, sondern nur an die wissenschaftliche Schulbildung in ihrer möglichst idealen Form!) Es wird nachgerade Zeit, daß auch bezüglich der politischen Schulerdkunde eine reinliche Scheidung in der Bewertung bloßen Tatsachenwissens und der Denk- und Urteilsfähigkeit mehr und mehr Allgemeingut, namentlich der höher Gebildeten, wird.

Soll denn nun mehr die praktische Seite der Erdkunde, d. h. ihre Notwendigkeit für das tägliche Leben, vom Schulunterricht ausgeschlossen sein? — Das wäre sehr töricht und geradezu unverantwortlich. Vielmehr soll es in Zukunft noch entschiedener als bisher heißen:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sorgfältige Beschränkung auf das unbedingt Nötige, dies aber in Form eisernen Bestandes! Der geographischen Fachmethodik und dem persönlichen pädagogischen Taktgefühl des Lehrers muß es anheimgestellt bleiben, den jeweils richtigen Mittelweg einzuschlagen. Auch dem Laien wird es ohne weiteres einleuchten, daß die genannte praktische Seite der politischen Erdkunde mit und neben der eigentlich bildenden Wirkung desto leichter und sicherer zu ihrem Recht kommt, je mehr beide Teile durch den Unterricht in möglichst nahe innere Beziehung zueinander gesetzt werden. —

Einer der in Hinsicht auf den gesamten wissenschaftlichen Schulunterricht wichtigen Hauptwerte der politischen Schulerdkunde liegt also darin, daß die Beziehungen zwischen Mensch und Erde, Staat und Staatsgebiet, ja, in gewisser Weise überhaupt die zwischen Natur- und Kulturwelt klar und deutlich zur Erkenntnis gebracht werden. Also kein gleichsam in der Luft schwebender Staat ohne Staatsboden, diese „Grundlage unserer nationalen Existenz"; kein Gerede von Weltwirtschaft ohne jede Einsicht in ihre natürlichen Vorbedingungen, vor allem in die Unterschiede nach Klima und Boden! — Wollten wir aber kritiklos Wunderdinge vom politisch-geographischen Unterricht erwarten von der Zeit an, da er namentlich auf der Oberstufe besser ausgebaut sein wird, so würden wir einen groben Fehler begehen. So wenig wie jeder folgerichtig durch die ganze Schule durchgeführte Religions- und Geschichtsunterricht stets und unabänderlich religiöses und ethisches Empfinden oder politisches Denken verbürgt, ebensowenig darf man auch überschwengliche Hoffnungen auf den zukünftigen erdkundlichen Unterricht im allgemeinen und seine politische Seite im besonderen setzen.

Über diese offenkundige Tatsache kann nur e i n Gedanke hinweghelfen: gebt diesem Lehrfache wenigstens die Möglichkeit, sich im vaterländischen Sinne ausgiebiger als bisher betätigen zu können! Dann erst wird die politische Erdkunde über das unterschiedslose „Wissen um des Wissens willen", über den gedankenlosen Gedächtniskram und den verknöcherten Schematismus endgültig hinausgelangen. Das frische Leben, das sich vielerorten in der „pädagogischen Provinz" rührt, scheint dafür zu sprechen, daß in nicht zu ferner Zukunft ein allgemeiner Wille und ein gangbarer Weg zu den neuen Zielen gefunden werden. Ist einmal die höhere Schule als Ganzes dem vielgehörten Rufe nach staatsbürgerlicher Unterweisung im weiteren Umfange gefolgt, dann hat sie — zwar nichts Unmögliches geleistet, aber — ihre Pflicht gegen das Deutschtum unserer, mehr noch der kommenden Zeit erfüllt*).

Hans Offe.

---

*) Wer sich über die Hauptaufgaben und einige Ergebnisse der politischen Erdkunde in gemeinverständlicher Form unterrichten will, sei hingewiesen auf folgende Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt": Politische Geo-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Über die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

II.*)

Die amerikanische Freiheit.

Am Ende des 18. Jahrhunderts sahen sich die Amerikaner wirklich vor der Aufgabe, etwas Neues zu schaffen, die Verfassung der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Sie nahmen manches Stück aus den Verfassungen der Einzelstaaten, als Ganzes aber war es doch etwas mit französischen Ideen stark durchsetztes Neues. Man erkennt in der damals vereinbarten, noch heute gültigen Verfassung sofort das Endergebnis zweier widerstreitender Strömungen. Das Haus der Volksvertreter, zu dem jeder Bürger wählt, und der durch Volksabstimmung gewählte Präsident stellen zusammen die Einheit des Bundesstaates in reiner Form dar, während der Senat, in den jeder Staat, ganz gleich wie groß er ist, zwei Vertreter schickt, die Vielheit der Staaten in lockerer Vereinigung zeigt. Hie Bundes-, hie Einzelstaat, dieser Widerstreit zieht sich durch die ganze innerpolitische Geschichte und bildet die Grundlage der beiden Parteien, deren Namen und Programme im übrigen gewechselt haben. Man gab aber dem Präsidenten ungewöhnlich große Machtbefugnisse, z. B. das Recht, den beiden Häusern des Kongresses in einer Botschaft Vorschläge zu machen und das Einspruchsrecht gegen ihre Beschlüsse, man machte also den Vertreter der Volksmehrheit zugleich zum Ministerpräsidenten (wie in England) und zum Wahlkönig, gab ihm eine Stellung, die, richtig genutzt, dem Bundesstaat doch auf die Dauer Machtzuwachs gegenüber den Einzelstaaten bringen mußte.

Man kann es ohne Zögern aussprechen, daß diese Form bürgerlicher Freiheit, das Recht eines jeden, auch des neu hinzugekommenen, auch des ärmsten Bürgers, das Wahlrecht auszuüben, die amerikanische Nation aus den Völkern aller Länder geschaffen hat. Sie leben vielfach noch in getrennten Vierteln, die Deutschen, die Italiener, die osteuropäischen Juden, nach heimischen Sitten und Gewohnheiten; aber am Tage der Wahl sind sie eins. Sie alle wissen, Regierung muß nun einmal sein, und sie tragen die Gesetze um so williger, als der Gedanke sie erhebt, daß sie selbst mit ihren Wahlzetteln die Geschicke des Landes bestimmen und ändern können, daß sie mit ihnen selbst bis zum höchsten Manne, dem Präsidenten, hinaufreichen. Über diese Beziehung des Wahlrechts zum Einzelnen hinaus hat die Verwirklichung der Volkswahl

graphie, von Schöne; Mensch und Erde, Skizze der Wechselbeziehungen zwischen beiden, von Kirchhoff; die Städte, geographisch betrachtet von Hassert; Wirtschaftliche Erdkunde, von Gruber. Die politische Erdkunde unseres Vaterlandes im besondern ist in Fr. Ratzels Büchlein „Deutschland" überaus anregend dargestellt.

*) Vgl. das Vorwort zum ersten dieser Amerika-Aufsätze in Heft 13 S. 392 ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

riesige Wahlorganisationen, die Parteien, entstehen lassen, die die Grenzen der Staaten überschneiden, ja, im Laufe der Zeit auch die gesamten Wahlen der Einzelstaaten, der Gemeinden, und was es sonst an Wahlen gibt, z. B. der Richter, der Lehrer usw., in ihre Hand genommen und dadurch die Verschmelzung zur Nation ebenso gefördert haben, wie es die gemeinsame Arbeit an der wirtschaftlichen Erschließung des Westens getan hat.

Das uneingeschränkte weitgehende Wahlrecht, die Wahltätigkeit des Bürgers, gilt natürlich als sicheres Zeichen seiner Freiheit und der freiheitlichen Verfassung des Landes. In Wahrheit aber ist in allen Ländern den denkenden Menschen der Begriff der Volksherrschaft von neuem zu einer Frage geworden, die noch ungelöste Schwierigkeiten enthält. Das Volk kann ja nicht selbst herrschen, es muß Leute wählen, die dadurch aus dem Volke heraustreten und Berufspolitiker werden. Das Volk kann aber auch die immer verwickelter werdenden Regierungsgeschäfte zum größten Teil nicht verstehen und ist daher auf das angewiesen, was ihm von seinen Vertretern gesagt wird. Zwischen Volk und Regierung stehen dazu noch die Parteien, die die Wahlen leiten. Es ist also meist gar nicht so, daß das Volk durch die Wahl seinen Willen in der Regierung zur Geltung bringt, sondern er wird auf dem Wege dahin vielfach umgeformt und gewandelt. Gewiß können die Massen durch die Wahl ihre Unzufriedenheit mit den Leuten ausdrücken, die in der Regierung waren, oder in einer bestimmten Frage so oder so entscheiden; aber sie haben damit keine Gewähr, daß es besser wird und ob in anderen Fragen die neue Regierung nach ihrem Willen verfährt. Daher wechseln in den Ländern mit dem Zweiparteiensystem meist die beiden ziemlich schnell, ein Ausdruck der Kluft zwischen dem Volkswillen und der tatsächlichen Regierung auch in diesen Staaten.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind ein Schulbeispiel für die Fragwürdigkeit der Volksherrschaft. In den Zeiten des gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwungs war die ganze Aufmerksamkeit so sehr auf die Ausbeutung der günstigen Lage gerichtet, daß man die Politik vernachlässigte und in die Hände zweifelhafter Gesellen gleiten ließ. Die jeweils obsiegende Partei hatte ein weitgehendes Recht, Staatsämter neu zu verteilen, das ein Haupteinfallstor für die wachsende Bestechlichkeit wurde. Aber selbst ihr gegenüber war man in einer Zeit allgemeiner schneller Bereicherung nachsichtig. Man maß diesen Erscheinungen um so weniger Bedeutung zu, als die Regierung wenig Einfluß auf das Wirtschaftsleben hatte.

Die Auffassung vom Regieren war ja, daß möglichst wenig regiert werden sollte. Das wirtschaftliche Leben aber ging die Regierung nur insofern an, als es die Kosten für sie abwerfen mußte. Das ist der wichtigste Teil der amerikanischen Freiheit, daß der Erwerbstätigkeit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des einzelnen Bürgers kaum irgendwelche Schranken gesetzt wurden. Im Gegenteil, um die wirtschaftliche Entwicklung zu fördern, gab man viel Land zum Anbau unentgeltlich her, den kühnen Unternehmern der gewaltigen Eisenbahnen schenkte man große Strecken Landes, Bergwerksrechte wurden bereitwilligst gewährt usw. Dadurch wurde ja erst der Reichtum des Landes offenbar und schien mit jedem Tag zu wachsen. Man nutzte jedoch den Boden landwirtschaftlich schlecht aus, Riesenwälder wurden abgeholzt, ohne daß an Aufforstung gedacht wurde, in den Bergwerken beutete man nur die reichsten Adern aus. Es wurde Raubbau getrieben auf allen Gebieten. Man vergeudete den Reichtum des Landes, der Nation, der künftigen Geschlechter, man tat es leichten Herzens, weil man ein Ende nicht sah, weil in dem weiten Land trotzdem für alle noch ein gutes Auskommen zu finden war. Wie die Eisenbahnen, wurden auch die Straßenbahnen, die Wasser- und Gasanlagen, die Elektrizitätswerke der Städte dem Unternehmertum überlassen. Großbetrieb und Riesenorganisation, an den Eisenbahnen zuerst als nutzbringend erprobt, griffen schnell auf diese städtischen Unternehmungen und hundert andere Gebiete des wirtschaftlichen Lebens über. Die Fäden von zahlreichen Unternehmen liefen in wenigen Händen zusammen. Die Trusts wuchsen empor und verschafften sich Monopole. Die Arbeit von Millionen ließ die Reichtümer in den Händen Weniger zu schwindelnder Höhe anwachsen. Das Unglaubliche wurde Ereignis: diese Wenigen gewannen eine solche Vormacht auf dem Geldmarkt, daß man fast von einem Kreditmonopol sprechen kann, durch das sie alles das unterdrücken konnten, was den mit ihnen verbundenen Unternehmungen irgendwie entgegen sein könnte. Wie mit Polypenarmen halten sie heute das amerikanische Volk umfaßt und saugen ihm den größten Teil des Arbeitsertrages ab. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind auch hierin ein Schulbeispiel: die Folgen der unbeschränkten Freiheit im wirtschaftlichen Leben haben sich nirgends so ungeheuerlich gezeigt. Auch heute noch nimmt Amerika die europäischen Ausländer, wenn auch unter großen Beschränkungen, auf. Germanen bekommt es nicht mehr viel, nun nimmt es Italiener, Griechen, Polen, Russen und das gesamte Völkergewimmel Osteuropas. Es braucht, nein es verbraucht in seinem hastigen, rastlos gesteigerten Wirtschaftsgetriebe diese Menschen in den untersten Arbeitsklassen. Man muß einmal die Scharen aus den Bergwerken in die Heimat zurückkehren sehen!

Das an sich fragwürdige Wahlrecht haben die ungekrönten Machthaber auch noch zum Gespött gemacht. Für sie galt es, Einfluß auf die Regierung zu gewinnen. So machten sie sich die Parteimaschinen gefügig. Es ging zeitweilig soweit, daß die Leute beim Wählen die Achsel zuckten und sagten: „Wie wir auch wählen, wir wählen ja doch

ihre Männer". Wahlkämpfe sind nirgends ganz sauber; aber was dort geleistet wurde, ist unvergleichlich. Im Einzelstaat sind diese dunklen Gewalten nicht tödlich zu treffen. Im Bundesstaat fehlt die Machtbefugnis, und es gibt immer wieder Türen, die sich ihnen öffnen, so daß sie das Schlimmste abwenden können.

Nur vom Präsidenten selbst lassen sie ihre Hände fort. Er ist das saubere Firmenschild. Sie lassen ihn reden, wie er denkt. So haben denn auch die Letzten ihnen den Kampf angesagt. Mancherlei Gesetze sind geschaffen worden, etwa, um noch verfügbare Ländereien und Wälder ihrer Ausbeutung zu entziehen, den Monopolbildungen entgegenzuwirken, die Lebensmittelfälschung einzuschränken usw. Während Roosevelt, der den Kampf tatkräftig geführt hat, die Riesenunternehmungen unter Staatsaufsicht stellen und sie zu sozialen Maßnahmen ihren Arbeitern gegenüber zwingen wollte, suchte Wilson vor allem ihren heimlichen Einfluß auf die politischen Organe auszuschalten. Seine erste politisch-historische Schrift war gegen die Geheimkommissionen des Kongresses gerichtet. Als Professor am Princeton-College lehrte er viele Jahre seine politischen Überzeugungen. Dann wurde er Gouverneur des Staates New Jersey, und es gelang ihm dort wirklich, reinen Tisch zu machen, ein Erfolg, der in anderen Städten und Staaten Nachahmung fand, ihn zum berühmten Manne machte und endlich zum höchsten Platz im Staate führte. Er hat gegen die dunklen Mächte im Bundesstaate keine irgendwie entscheidenden Schläge geführt. Was kann ein Einzelner in einer Regierungszeit von 4 Jahren ausrichten, an deren Ende er wieder von der Gunst der Wähler abhängt?! Auch hat die äußere Politik, der er nicht gewachsen war, ihm allzuviel Kopfzerbrechen gemacht. Aber er hat einige Erfolge grundsätzlicher Art gehabt, z. B. hat er zum ersten Male ein Gesetz zum Bau einer Staatsbahn durchgebracht, einer Staatsbahn in — Alaska! An diesen Beispielen ist abzulesen, was Wilson mit seinen Reden über „Die neue Freiheit" meinte. Es handelt sich um Freiheit durch Gesetz, um verbürgte Freiheit für alle durch Beschränkung der Freiheit Einzelner, um ein winziges Stückchen Staatssozialismus, um ein bescheidenes Eingreifen des Staates in das Wirtschaftsleben als Wirtschafter.

Die Präsidenten sind damit weithin sichtbare Vorkämpfer einer Bewegung geworden, die in den letzten Jahrzehnten das Land tief ergriff. Man erkannte mehr und mehr den Ernst der Lage. Die bekanntesten Zeitschriften und vielgelesene Bücher klärten auf, unter anderm über die Entwicklungsgeschichte und die Machenschaften mancher Riesengesellschaften. Seither wird ein erbitterter Kampf geführt um die Frage, ob große gemeinnützige Anlagen von Stadt und Staat selbst bewirtschaftet oder an Unternehmergesellschaften vergeben werden sollen. Bei der großen Zahl der Einzelstaaten, über deren innerpolitisches Leben wenig in die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Öffentlichkeit Europas dringt, ist es schwer, einen Überblick zu gewinnen. Aber anscheinend setzt sich der Staatssozialismus besonders in den mittleren und westlichen Staaten mehr und mehr durch. Selbst im Staate New York wurde vor einigen Jahren zum ersten Male dem Sammelpunkt dunkler politischer Machenschaften, Tammany Hall, eine Niederlage beigebracht. Nachdem einmal die Not erkannt und die Hilfsmittel gefunden sind, greifen die Amerikaner diese Aufgabe mit derselben Tatkraft an, wie ihr eigenes Geschäft, als eine sie selbst angehende Sache.

Darüber hinaus ist in Amerika zu gleicher Zeit das soziale Gewissen wach geworden, und wenn man auch von sozialpolitischer Gesetzgebung im deutschen Sinne weit entfernt ist, hat man doch zwei Gebiete tatkräftig und mit ersichtlichem Erfolg bearbeitet, die Volksbildung und die Gesundheitspflege. Der ungestüme Eifer für die Volksbildung läßt sich aus einem Gedanken heraus erklären. Wenn wir, so sagen die Amerikaner, jedem Bürgerrechte gewähren, ihn durch seine Stimme die Geschicke des Landes mitbestimmen lassen, so können wir gar nicht genug dafür tun, ihn zu einem selbständig denkenden Wesen zu machen. In den Haushaltsplänen der großen Städte nimmt die Schule die erste Stelle ein. Die Volksschule ist das wichtigste Mittel, die Kinder der Einwanderer zu amerikanisieren. Manche hoffen sogar noch die Neger durch Erziehung zu Mitbürgern zu machen. Auf dem Gebiete der öffentlichen Volksbücherei schreitet Amerika den europäischen Staaten voran. Die meisten jüngeren Staaten haben nun ihre eigene Staats„universität", eine höhere Bildungsanstalt, die in den meisten Fällen allerdings nicht mit unseren Hochschulen irgendwie zu vergleichen ist. Auch in der Gesundheitspflege wird viel geleistet. Große Städte wie Chicago haben mit ganz erheblichen Kosten einen Parkgürtel mit Spiel- und Sportplätzen um die innere Stadt gezogen. Sie haben je einen Arzt als Gesundheitsbeamten, und es ist gelungen, die Sterblichkeitsziffer wesentlich herabzudrücken. Das alles sind Anzeichen eines beginnenden Umschwunges.

Welch ein weiter Weg von diesen Anfängen und jenem schüchternen Versuch Wilsons, auch im Bundesstaat einen kleinen Teil des neuen Freiheitsbegriffes zu verwirklichen, bis zu den staatssozialistischen Reden und Gesetzen Lloyd Georges (vor dem Kriege), welche Kluft noch zwischen den Anfängen in England und der Auffassung vom Staat und seinem tatsächlichen Einfluß auf allen Gebieten in Deutschland! Und doch könnte man angesichts der Erfahrungen in diesem Kriege fragen, ob nicht auch Deutschland noch im Anfang einer unabsehbaren staatssozialistischen Entwicklung stehe. Das erdumspannende Wirtschaftsleben unserer Zeit erfordert Riesenorganisationen, wie Amerika sie entwickelt hat. Schafft das Unternehmertum sie, so können sie *auch* dem Gemeinwohl von großem Nutzen sein, schafft der Staat sie, so werden sie *nur* dem Gemeinwohl dienen. Gehört die Zukunft der Organisation, so

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gehört der staatlichen Organisation die bessere Zukunft, das künftige Volkswohl ist von ihr abhängig.

Die Unhaltbarkeit der amerikanischen Verhältnisse wäre schon früher zutage getreten und hätte eher zur Selbstbesinnung und Umkehr geführt, wenn das Land nicht so reich und weit wäre und trotz allem noch immer den Meisten ein gutes Auskommen gewährte. Aber Amerika wird bei Deutschland noch lange in die Schule gehen müssen, um den Segen der neuen Freiheit zu erfahren. Der englische liberale Freiheitsgedanke, der ins Leben trat, als die Welt noch unverteilt war und unerschöpflich reich schien und der seine Hohezeit feierte in Zeiten rascher Erschließung neuer Wirtschaftsgebiete, er bricht zusammen im Zeitalter einer immer dichter sich verwebenden Weltwirtschaft und wird in den Sammelstellen der rastlos schaffenden Menschheit durch den deutschen Gedanken der „Freiheit durch Gesetz" abgelöst. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika gewinnt damit das Deutsch-Amerikanertum eine ganz neue Bedeutung.

Walter A. Berendsohn.

Was andre sagen

Deutsche Warte. Herausgeber: A. Damaschke, Berlin. 27. Jg. Nr. 159.

Haben die Schnapsbrenner eine Existenzberechtigung? Ein offenes Wort an den Herrn Unterstaatssekretär Freiherrn von Stein und andere. Von Sanitätsrat Dr. Bonne.

„. . . . . .

Was wir brauchen ist Brot, Gerstengrütze, Gerstenflocken, Gerstengraupen für unser deutsches Volk, für unsere Frauen, für unsere Mütter, für unsere Kinder, für unser arbeitendes Volk. Es sind uns 80 Gramm Gerste pro Kopf und Tag in Aussicht gestellt, aber Dutzende von Frauen klagen mir, tagtäglich, daß sie überhaupt keine Gerste bekommen können, während wir noch tagtäglich 42000 Zentner zu Bier verbrauen!

. . . . . .

Wir brauchen Roggen und Gerste für Brot und Nahrung für Mensch und Vieh in unserem Vaterland in dieser Zeit. Hätten wir, wie ich es in den ersten Septembertagen in der „Sozialen Praxis" vorschlug, sofort sämtliche Kornvorräte in den Brauereien und Brennereien beschlagnahmt, anstatt die Millionen von Tonnen Roggen, Weizen, Gerste und Kartoffeln während dieser 22 Kriegsmonate den Brauereien und Brennereien zuzuführen, wir hätten Brot im Überfluß, wir hätten Viehfutter im Überfluß, wir brauchten jetzt nicht bis 1. August knapp zu leben, wir hätten während der ganzen Kriegszeit keine Arbeiternot in den landwirtschaftlichen Betrieben gehabt, denn die Arbeiter in den Brennereien und Brauereien stammen zum allergrößten Teil aus ländlichen Kreisen und wissen daher mit ländlichen Arbeiten Bescheid. Diejenigen, die nicht zum Heeresdienst eingezogen und die bei Schließung der Brauereien und Brennereien brotlos geworden wären, hätten, wie ich es damals schon vorschlug, ein vorzügliches Arbeitermaterial abgegeben für unsere Landwirtschaft. Die Brauereien und Brennereien aber hätten wir vortrefflich

als Korn- und Kartoffelspeicher, zum Kartoffeltrocknen und als Kühlhäuser benutzen können. Dann wären in vielen Städten nicht so viel Kartoffeln und Fleischvorräte verdorben. Freilich, die Besitzer der Brauereien und Brennereien hätten, ebenso wie die Träger unserer Exportindustrie und unseres Exporthandels, von ihren früheren Einnahmen leben müssen, soweit die Entschädigungen vom Staate nicht reichten. Es ist aber nicht einzusehen, warum man diejenigen Gewerbe, die in ihrem Betriebe Brotgetreide verschleudern, allen anderen Gewerben vorziehen soll.

Es ist noch nicht zu spät, um uns mit Leichtigkeit über die knappen Wochen herüberzubringen. Heute ist es noch Zeit, und dringender als je, die gesamten Vorräte an Korn und Zucker der menschlichen Ernährung zuzuführen und die in den Brauereien liegenden Vorräte an Malz der Landwirtschaft als Viehfutter. Gleichzeitig würden für die Landwirtschaft gerade noch zur Ernte reiche Arbeitskräfte frei. Die Pferde dieser Betriebe dürften zur Beförderung der Gulaschkanonen in den Städten und auf dem Lande zur Ernte gleichzeitig zweckdienlichste Verwendung finden.

. . . . . .

Der Fehler, den unsere Regierungen gemacht haben, ist einfach der, daß sie diese gesamten Alkoholindustrien, die sie in einer völlig verfahrenen Nationalökonomie so liebevoll großgezüchtet haben, sich einfach über den Kopf haben wachsen lassen. So ist es dahin gekommen, daß wir Deutsche, da wir in ein paar Jahren etwa $3^1/_2$ Milliarden für berauschende Getränke ausgaben, im letzten Menschenalter rund Hundert Milliarden für Schnaps, Wein und Bier zum Fenster hinausgeworfen, nein, in die Gosse geschüttet haben! Dafür haben einige Millionen deutscher Männer und zum Teil nicht die schlechtesten und dümmsten, frühzeitig den Kirchhof, die Zuchthäuser, Irrenanstalten und Trinkerasyle aufgesucht, — aber die Brenner und Brauer sind reich dabei geworden! Hier heißt es umkehren! Denn diese 100 Milliarden haben wir, mit all der Menschenkraft und Arbeitskraft, die dahintersteckt, bitter nötig für die Lösung aller der großen Kulturaufgaben, die unserer nach dem Kriege harren! . . . . ."

Rund um uns

† **Immelmann.** Kurz nach Immelmanns Tode ging eine knappe Darstellung seines Lebens aus seiner eigenen Feder durch die Presse. Es war eigentlich nur eine Aufzählung äußerer Ereignisse und viel zu zurückhaltend, um ein Bild seines Wesens geben zu können.

Dennoch wäre es ganz falsch, wollte man Immelmann nur nach seinen Taten, die seinen Ruhm durch die ganze Welt getragen haben, beurteilen. Er war noch mehr als nur der todverachtende, glänzende Offizier, der für immer das Vorbild des Helden einer Zeit sein wird, die ihre Kriege mit Maschinen führt. Oder besser gesagt, er war so vielseitig, daß die Betrachtung seines Wesens nur von diesem Standpunkt aus ihm niemals gerecht werden könnte.

Mit gutem Recht nennen sich unsere jungen Berufsoffiziere Männer der Tat. Mit gutem Recht würden sie es ablehnen, wollte man ihnen zumuten, sich mit Dingen zu beschäftigen, die mit ihrem Beruf nichts zu tun haben. Jeder Beruf fordert heutzutage den ganzen Menschen und verurteilt dadurch zu einer gewissen Einseitigkeit.

Auch Immelmann war während des Krieges nur seinem Berufe hingegeben. Als leuchtendes Beispiel steht sein Gedächtnis anfeuernd vor der Seele seiner

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kameraden. Mit ihnen aber trauern heute Viele um ihn, die ihn noch besser kannten, die seine reiche Veranlagung, sein warmes Herz, sein suchendes Ringen um Erkenntnis liebten und bewunderten. In dem Kriegshelden Immelmann, dem großartigen Beherrscher seiner Flugmaschine wie seiner Waffen, dem unerschrockenen Soldaten lebte eine erstaunliche Vielseitigkeit. Er suchte das Beste seines Volkes. Die Sorge um das Wohl seiner Mitmenschen ließ ihn nicht ruhen, und er trat schon früh mit in den Kampf gegen die Mächte, die des deutschen Volkes Gesundheit zu untergraben drohen. Er war als Abstinent organisiert; er nahm lebhaften Anteil an der Bewegung, die der breiten Masse des Volkes ein menschenwürdiges Wohnen ermöglichen will. Auch an der Vortruppbewegung nahm er teil. Sein öffentliches Bekenntnis zur Enthaltsamkeit als selbstverständlicher Voraussetzung der erfolgreichen Ausübung seines schweren Berufs ist überall bekannt geworden.

Wir betrauern in ihm eins der edelsten Opfer des Krieges, das Vorbild männlicher Tugenden. Wie der junge Friesen in Jahns Schilderung steht er vor uns, rein und stark. Möge er so immerdar das Sinnbild der notgeläuterten deutschen Jugend bleiben.

Vortrupp.

Wertarbeit und Reform der Arbeitszeit. Vor mir liegt das „Deutsche Warenbuch" der Dürerbund-Werkbund-Genossenschaft mit seiner reichen Fülle von vorbildlichem Hausgerät. Schon beim Anschauen fühle ich es: wer ein Stück dieser Edelware erwirbt, hat Freude daran auf lange Zeit, vielleicht sein Leben lang. Und warum? Weil diese Dinge zweckmäßige und edle Form mit Materialechtheit und Haltbarkeit vereinen, weil sie nicht so bald „aus der Mode kommen".

Warum sind uns viele Erbstücke, die Jahrzehnte oder Jahrhunderte überdauert haben, so lieb? Gewiß nicht nur aus Ehrfurcht vor dem Alter, sondern weil der Handwerksmeister, der sie schuf, ein Stück seiner Seele hineinlegte in sein Werk. Ohne unseren modernen Kunstgewerblern nahe zu treten, mich berührt es immer wieder sonderbar, daß ein Professor dazu gehören soll, um eine zweckmäßige und schöne Bank oder Kaffeekanne zu entwerfen. Haben wir keine Schreinermeister und Töpfermeister mehr? Wenn unser ganzes Volk wieder mehr durchdrungen würde vom Sinn für das Echte und dabei Schlichte, wenn die Bestrebungen des Dürerbundes weitere Kreise erfaßten und zu kultureller Höhe emportrügen, so könnte es dahin kommen, daß in allen Bevölkerungsschichten gern und nicht nur der Not gehorchend Stücke des elterlichen oder großelterlichen Hausrates auch in einen jungen Haushalt übernommen würden. Freilich gehörten dazu Menschen ohne die herrschende „Nouveautésucht", Menschen, die nicht ihren Ehrgeiz darein setzen, immer das Allerneueste zu haben und damit zu protzen; und Waren gehörten dazu, deren Dauerhaftigkeit im Einklang steht mit unvergänglicher Formenschönheit und zweckentsprechender Gestaltung.

Weshalb schwebt mir gerade das als Ideal vor? Ich will versuchen, die Folgen dieser möglichen Entwicklung mit ihren Licht- und Schattenseiten zu kennzeichnen. Wie steht es zunächst mit denen, die als Wählende und Ablehnende in erster Linie berufen sind, die Entwicklung zu beeinflussen, mit den Konsumenten? Schon höre ich die Stimmen der Fabrikanten und Verkäufer all jener sattsam bekannten Schleuderware, die entweder nichts aushält oder durch unzweckmäßige Formgebung zur Quelle steten Ärgers wird, schon höre ich sie, die für ihren Umsatz bangen: „Das kann ja der kleine Mann gar nicht bezahlen, derartige Preise! Da liefere ich ja fast für den halben Preis!" Diese Besorgnis der Geschäftsleute um den Geldbeutel des „kleinen Mannes" ist mir verdächtig, und in der Tat leben ja Tausende und Abertausende nur von übermäßigem Warenverbrauch der anderen, von künstlich gesteigerten Luxusneigungen einer Bevölkerung, für deren wirtschaftliche und ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gesundheitliche Hebung es ungleich vorteilhafter wäre, nicht jede Modeneuheit als Bedürfnis suggeriert zu bekommen. Wer sich daran gewöhnt, zumal in Hausgerät und Kleidung, weniger aber bessere Ware zu kaufen, wird bald erkennen, daß es in den meisten Fällen sparsamer ist, das Teurere zu wählen, weil man es länger benutzen kann, und daß man die Freude an der Wahrhaftigkeit der Form und der Echtheit des Stoffes noch obendrein bekommt. Friedrich Naumann, der ja aus volkswirtschaftlichen Gründen fordert, unsere gesamte Produktion mehr auf Wertarbeit einzustellen und die Fabrikation billiger Massenware halbkultivierten Völkern zu überlassen, kennzeichnet den Schaden, den z. B. in der Hausausstattung die sog. Berliner Möbel anrichten, sehr treffend: „Es ist Holz mit zu wenig Arbeitsvertiefung, Materie, die man nicht vermißt, wenn sie nicht da ist. Wir stellen her, um wegzuwerfen, wir verderben uns selbst die Liebe zu Dingen, mit denen wir leben sollten, und damit verderben wir uns das Geschäft, das große volkswirtschaftliche Geschäft der deutschen Ausfuhr*)."

Daß man mit bescheidenem Aufwand oft ein innerlich reicheres Dasein führen kann als unter eitlem Prassen und hohlem Prunken, ist selbstverständlich für jeden, der von echtem Vortruppgeiste erfüllt ist. Aber man darf sich auch keine Gewissensbisse machen, daß man durch eigene Genügsamkeit seinen arbeitenden Mitmenschen Arbeitsgelegenheit und Verdienst schmälere. Jedem, der in dieser Frage zur Klarheit gelangen will, kann ich den trefflichen Aufsatz „Vom Luxus"**) empfehlen, worin der bekannte Kunsthistoriker Wilhelm Bode das Vorurteil entkräftet, der Verschwender als starker Güterverbraucher sei volkswirtschaftlich nützlicher als der Sparer. In dem Satze: „Alle übermäßige Arbeit wird verschuldet durch übermäßiges Begehren," scheint er mir den Nagel auf den Kopf zu treffen.

Man wird mir entgegenhalten: „Wenn diese idealistischen Pläne, die Wertarbeit zum Allgemeingut zu machen und so den Konsum zu verringern, in die Wirklichkeit umgesetzt würden, was sollte dann mit den vielen Arbeitern werden, die jetzt bei der Herstellung billiger Ware ihr Brot finden? Sollen sie brotlos werden, ebenso wie die Scharen derer, die durch das Herbeischaffen der Rohstoffe, durch den Transport und Vertrieb der fertigen Waren ihren Lebensunterhalt verdienen? Unsere Industrie, unser Handel und unser modernes Verkehrswesen, worauf wir doch besonders stolz sind, würden keinen Fortschritt, sondern einen bedenklichen Rückschritt aufweisen."

Dieser Einwand enthält die Behauptung, viele müßten brotlos werden, ausgerechnet „brotlos" durch eine Entwicklung, die wohl viel mehr Kräfte für intensivere Bodenbearbeitung und gesteigerte Lebensmittelerzeugung freimachen würde. Man frage sich doch nur ganz vorurteilslos: Schafft die Arbeit als solche wirklich dem Arbeiter das, was er zur Fristung seines Lebens braucht, oder ist es nicht vielmehr der Lohn der Arbeit, der es dem Arbeiter erst ermöglicht, seine Lebensbedürfnisse zu bestreiten? Ja, wir können nach der Antwort, die unzweifelhaft ist, noch einen Schritt weitergehen und mit Adolf Damaschke*) die Wahrheit aussprechen: „Geld kann man weder essen noch trinken, darin sich nicht kleiden noch wohnen."

Klar und unbeirrt von allen Sonderinteressen müssen wir das eine festhalten: Die Summe der zum Leben notwendigen und zu seiner Erhöhung angenehmen Dinge (wozu ich nicht nur Waren, sondern auch Leistungen des Verkehrs usw. rechne) läßt sich nur durch einen gewissen Arbeitsaufwand beschaffen. Auf eine gerechte, zweckmäßige Verteilung dieses

*) Aus Friedrich Naumann, Das blaue Buch von Vaterland und Freiheit (S. 133), bei Karl Robert Langewiesche, 1.80 M.

**) Dürerbundflugschrift Nr. 18. 0.10 M.

*) Die Bodenreform, Grundsätzliches und Geschichtliches zur Erkenntnis und Überwindung der sozialen Not, S. 14.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Arbeitsaufwandes kommt alles an. Ist nun das beschafft, was wir zur Fristung des Lebens brauchen und außerdem zur Bereicherung des Daseins als angenehme Zugabe erstreben, so läßt sich unter keinen Umständen ein Grund aufweisen, darüber hinaus die Menschen ins Joch der Arbeit zu spannen, nur damit sie Beschäftigung haben, folglich auch Lohn, folglich auch Nahrung, Kleidung und Wohnung. Dieses „folglich" enthält einen schweren logischen Fehler. Man braucht ja nur an die ungezählten Bemühungen der Menschen zu denken, ihre geschäftlichen Nebenbuhler durch Unterbieten usw. zu verdrängen, ihre Kunden zu übertriebenem Warenverbrauch anzureizen oder — was oft auf dasselbe Ziel hinausläuft — sie durch Lieferung minderwertiger Ware zu betrügen. Sind nicht alle diese maßlosen, Zeit und Kraft raubenden Anstrengungen, vom Standpunkte der Allgemeinheit betrachtet, unsinnige Arbeitsvergeudung? Haben sich nicht auch die Verkehrsbeamten mit Beförderung solcher Waren, der zugehörigen Geschäftsbriefe usw. um etwas bemüht, was keiner Mühe wert war? Soweit man hier die wirtschaftlichen Folgerungen ziehen mag, man findet kein Ende.

Die Schwierigkeiten sollen nicht verkannt werden; die volkswirtschaftlichen Nöte, die bei Einschränkung oder gar Einstellung eines Produktionszweiges auftreten, hat uns der Krieg zur Genüge kennen gelehrt. Aber zugleich hat er uns gelehrt, daß in unserem deutschen Volke bis in die untersten Schichten hinein ein Organisationsgeist und eine Allgemeinbildung herrschen, wie sie nötig sind, um Warenerzeugung und Warenverbrauch auf neue Grundlagen zu stellen und anders zu verteilen. Überdies soll ja das im Folgenden angegebene Ziel nicht von heute auf morgen durch behördliche Verordnungen, sondern ganz allmählich durch bewußte Erziehung und Selbsterziehung aller Konsumenten erreicht werden.

Verminderung des Konsumes wird Verminderung der Produktion nach sich ziehen, diese wiederum Ersparnis an Arbeitskräften, abgesehen von Ersparnis an Rohmaterial. Aber nicht brotlos machen soll diese Entwicklung die Arbeiter, sondern ihnen bei gleichem Lohn mehr freie Zeit verschaffen. Freilich werden viele Arbeitgeber aus kurzsichtigen Bedenken heraus sich weigern, ihre Arbeiter und Angestellten etwa 7 statt 10 Stunden arbeiten zu lassen und ihnen doch vollen Lohn zu gewähren. Weil aber Wertarbeit besser bezahlt wird als minderwertige Massenware, so wird niemand dabei benachteiligt. Der Rückgang der Quantität wird wettgemacht durch Steigerung der Qualität; mit mehr innerer Befriedigung kann die Arbeit der Zukunft geleistet werden.

Die segensreichste Folge aber würde in Industrie und Handel eine großzügige Reform der Arbeitszeit sein, wie Franz Volquart Meyer in Heft 3 des Vortrupp 1916 sie befürwortet. Auch die Arbeitgeber würden schließlich die Segnungen dieses gesunderen Zustandes spüren. Denn man glaube doch nicht etwa, daß die Angestellten und Arbeiter dann mit ihrer gewonnenen Freizeit nichts anzufangen wüßten. Geistige Weiterbildung, körperliche und seelische Erholung im Freien und vor allem eine mächtige Förderung der bodenreformerischen Ziele wie Heimstättengründung und Siedelung werden die Früchte dieser aufsteigenden Entwicklung sein, an der wir kräftig mithelfen wollen.

Und wenn auch die meisten Leute sagen: „Wir ändern ja doch nichts daran," so wollen wir an unserem bescheidenen Teile allen überflüssigen Warenverbrauch meiden, sowohl durch Bevorzugung der Wertarbeit auch bei höherem Preise, wie durch Genügsamkeit, was die Menge der Waren und die Häufigkeit ihres Ersatzes anlangt. Unsere schwer unter der Arbeitslast leidenden Brüder und Schwestern werden es uns danken, wenn wir ihnen mehr Licht und Luft und gesundes Wohnen gönnen. „Alle übermäßige Arbeit wird verschuldet durch übermäßiges Begehren."

Werner Gimm.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Volksjugendwandern. Auf den Aufruf Gerhard Weißers zum Volksjugendwandern (vgl. Vortrupp-Jugend Nr. 5, S. 37f.) sei mir erlaubt, an dieser Stelle zu antworten:

Lieber Kamerad Gerhard Weißer! Es liegt mir daran, unter den Ersten zu sein, die Ihnen auf Ihren hier kürzlich veröffentlichten Aufruf antworten.

Sie wissen, daß das Amt für soziale Arbeit der Berliner Freien Studentenschaft die winterlichen Märchennachmittage sommers in Wanderungen und Ausflügen fortsetzte und daß die Wanderlust der uns anvertrauten Volksschüler groß genug war, um eine ständige Erweiterung der Sache zuzulassen. Die Berichte über die Fahrten der Studenten enthalten wertvolle Erfahrungen, die ich Ihnen und Anderen hoffentlich bald werde zugänglich machen können. Sie wissen ferner von der großen Rolle, die die Kinderwanderungen in unserm Siedlungsheim spielen. Allen, die an dem von ihnen vorbereiteten Werk Anteil nehmen, stellt das Siedlungsheim zu Charlottenburg eine dort von mir gehaltene Rede an Wandervögel und den letzten Arbeitsbericht gern zur Verfügung. Das Charakteristische an unserer Tätigkeit liegt wahrscheinlich in der Besonderheit ihrer Veranstalter begründet — nämlich darin, daß es sich hier nicht um irgendwelche wohlfahrts-organisatorischen Bemühungen handelte, sondern um sehr unprogrammatische Unternehmungen einiger Studenten, Wandervögel und anderer jungen Leute. So war es uns von vornherein auch gar nicht um Volksgesundheit, Heimatkunde oder sonstige Utilitäten zu tun, denen zu Gefallen so oft das einzelne Menschenkind unversehens zum Material und Mittel degradiert wird, sondern es handelte sich um den großen Drang zur Kameradschaft, um die Liebe zu den Jüngsten, um die vielleicht ganz unbewußte Empfindung: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder", um die tätige Anerkennung und gelebte Bestätigung einer größeren, weiterspannenden Jugendschaft, um Verbundenheit unter Sonne, Wind und schöner Freiheit. Daß sich dabei vieles von dem ganz nebenher erfüllte, was die Programme der Klassenüberbrücker, Sozialhygieniker, Wehrkraftmänner, Heimatkundiger u. a. fordern, — um so besser. Aber wir haben darüber niemals viel Worte und Wesens gemacht.

Hiermit komme ich zu einigen Stellen Ihres Aufrufes, die mir trotz der dort verwandten starken Wendungen am wenigsten eingingen. Ich meine die Sätze, die von „entsagungsreicher Arbeit" sprechen und die von den Führern verlangen, sie müßten „soziales Pflichtgefühl haben". Liebe Kameraden: Ich gestehe Euch, daß ich in den Jahren meines Wirkens unter Wandervögeln, Schülern, Studenten, jungen Mädchen — in den Beratungsstellen, auf den Jugendgerichten, in den trostlosen Vierteln, im Siedlungsheim, auf den Kinderfahrten, — überall — ein wachsendes Mißtrauen empfunden habe gegen das „soziale Pflichtbewußtsein", aber eine ständig sich steigernde Ehrfurcht gegen jede Form des Wirkens, die aus der großen Verbundenheit, aus der Fülle des Lebens heraus geschieht. Und, was ebenso schmerzlich wie stolz empfunden werden mag: Liebe kann man noch unmöglicher „verlangen" als Pflichtbewußtsein. Liebe kann man (können manche) leben und allerdings: ich habe oft gefunden, daß sie ungeheuer ansteckend, ja geradezu verheerend wirkt, daß ein wirklicher, richtig gehender Mensch, der aus unstillbarem Verlangen und nie verarmender Hingebung am Werke ist, daß solch ein einziger Mensch hinreißender ist als 10 Pflichtverkünder, wirksamer als 100 Debatteredner und glücklicher als 1000 andächtig lauschende Zuhörer. Würde eine solche Art von gelebtem Leben, unter uns, der Jugend, wie eine Fahne aufgerichtet werden: ich glaube, eine hellere Revolution wäre nicht denkbar in den Bezirken sozialer Arbeit, und nichts wäre erschreckender für den sozialen Bourgeois mit all seinen Büros, „Bestrebungen" und Einrichtungen.

Daß es aber und gerade bei Euch zu solcher Entfaltung des unparagraphischen

und unverquälten Menschen komme, das will ich glauben und zwar auf Grund Eurer Feuerrede zur Wintersonnenwende 1915, welche die kühnsten Worte enthält, die seit langem im Wandervogel öffentlich gesagt wurden.

Wenn es sich nun noch um die Frage nach dem Anfangen handelt, so möchte ich diesen Rat geben: Nicht mit einer schönen Werbeschrift für ganz Deutschland zu beginnen, sondern mit einer schönen Fahrt für die Volksschüler von Magdeburg. Nicht mit der Agitation, sondern mit der Aktion. Auch hier muß endlich einmal von uns der dem philiströs üblichen entgegengesetzte Weg eingeschlagen werden. Erst reden, wenn etwas da ist. Keine Programme heute, sondern lieber Berichte in einem halben Jahr. Sind die notwendigen Menschen da, so ist ja alles da, was man braucht; fehlen sie aber: durch eine noch so werbende Werbeschrift werden sie nicht zur Welt kommen. Das Ganze ist also wieder einmal eine Frage des Könnens und eine Mutprobe. Im übrigen: Die Überzeugungskraft der Worte nimmt täglich ab, aber, was einigen Trost bedeutet, die Überzeugungskraft der Taten wächst in gleichem Tempo.

Sind nur einige Gefährten da, so kann der Versuch gewagt werden, so wäre warten Schwäche. — Beisammen sind wir, fanget an!

Ihr Kamerad

Ernst Joël.

Wanderscharen (e. V.), Bund für volkstümliches Wandern. Viel ist in letzter Zeit über „Volksschulwandern", viel von jeher über die „wilden Gruppen" geredet und geschrieben worden. Die bisher bestehende Unklarheit wird allmählich schwinden. — Unser Bund ist ganz in der Stille entstanden und hat in den 4 Jahren seines Bestehens seine Daseinsberechtigung bewiesen. Wir sind fast durchweg Volksschulentlassene und wollen auf Grund dieser Eigenschaft besondere Ziele verfolgen. Wenn wir die wirtschaftliche Bedeutung der mittelalterlichen Zünfte auch weder erreichen wollen, noch können, so wollen wir doch den Geist und die handwerklich-künstlerische Kultur der Zünfte pflegen, und das gelingt uns je länger wir arbeiten, desto mehr. Durch unsere besondere Arbeit werden die Klassengegensätze nicht verschärft, wir sind natürlich jederzeit bereit, mit anderen Verbänden in gemeinsamen Dingen zusammenzugehen. Nach unserer Meinung werden aber die Klassengegensätze verschärft, wenn Jugendwanderverbände „aus sozialen Gründen" Volksschulgruppen aufmachen, so mit einer wohlwollenden Handbewegung dem Volksschüler auch die Wandervogelwohltaten erweisen wollen. Wir werden zeigen, daß Volksschüler aus sich heraus etwas Eigenartiges schaffen können, das vielleicht in einiger Beziehung dereinst vorbildlich sein wird. Die sogenannten „wilden" Gruppen, die ja fast durchweg sich aus Volksschulentlassenen zusammensetzen, wollen wir nicht bekämpfen, sondern heranzuziehen versuchen. Gewiß eine langwierige, aber eine für uns begeisterungerweckende Aufgabe. Wir glauben, daß wir dies Feld besser bestellen können als alle anderen Wanderverbände und bitten um der Sache willen um Bekanntmachung unseres Strebens und um freundschaftliche Hilfe. Wir wollen damit keine Eigenbrödelei treiben und werden uns sogar in einem Verbande auflösen, sobald uns unsere Daseinsberechtigung nicht mehr feststeht. Wie der Wandervogel E. V. keine starre Grenze bei den höheren Schulen zieht, so wir natürlich auch nicht bei den Volksschülern. Es kann selbstverständlich auch ein Akademiker Wanderschärler sein, der Geist, den er bei uns findet, wird aber der auf die praktische Tat gerichtete Sinn des deutschen Handwerkers und Kunsthandwerkers, der deutschen Zünfte sein.

(Nähere Auskunft durch unser Auskunftsblatt, das von unserm Druckſachenamt: Grete Isler, Bremen, Goesselstraße 162, oder von der Bundesgeschäftsstelle, Bremen, Emmastraße 264, zu beziehen ist.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

5. Jahrgang Nr. 15 1. August 1916

Die Kriegshochschule.

Es gilt, dem Krieg eine Waffe zu nehmen, mit der er das geistige Leben unseres Volkes verwundet. Es gilt, die Lücke auszufüllen, die die Kriegsjahre in die wissenschaftliche Fortentwicklung der deutschen im Heeresdienst stehenden Jugend reißen. Es gilt, dem deutschen Soldaten den Besitz der geistigen Güter zu sichern, die er sich in ernster Friedensarbeit erworben hat, und die ihm durch die lange Dauer des Krieges zum Teil verloren zu gehen drohen. Wir wollen der Kriegszeit den Fluch des geistigen Todes nehmen, der ihr für viele Deutsche in gewissem Grade innewohnt.

Es muß eine Kriegshochschule gegründet werden, eine Anstalt, die in kurzfristigen Vorlesungen und Übungen aller Wissensgebiete unseren Feldgrauen geistige Nahrung zuführt, eine Einrichtung, die dem deutschen Akademiker, dem höheren Schüler, dem Kunstschüler, dem Kaufmann im Heere es ermöglicht, seinen Wissensschatz zu erhalten und zu bereichern, anstatt daß er ihn langsam verloren gehen sehen muß. Die Kriegshochschule wird überall da ihre Stätte aufzuschlagen haben, wo deutsche Truppen in größeren Massen versammelt sind.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß das Bedürfnis nach einer solchen Einrichtung außerordentlich groß geworden ist. Fast die gesamte Studentenschaft steht unter Waffen und entbehrt zum größten Teil seit fast zwei Jahren die gewohnte wissenschaftliche Belehrung. Der höhere Schüler sieht die Möglichkeit schwinden, ein gutes Abiturium zu bestehen, wenn er nicht außer den Kriegsjahren noch lange Monate daran setzen will, um die verloren gegangenen Kenntnisse zurückzuerwerben. Der Kaufmann würde eine Gelegenheit, seine Sprachkenntnisse weiterzupflegen, mit großer Freude begrüßen.

Man kann hier nicht dagegen halten, daß es jedem überlassen bleibe, für seine Person sich wissenschaftlich zu beschäftigen und aus Büchern Belehrung zu schöpfen. Es ist nicht jedem die Energie gegeben, sich abzusondern, sich hinzusetzen und zu arbeiten. Diese grübelnde Alleinarbeit aus Lehrbüchern kann auch nie die wohltuende belehrende Kraft des Vortrages einer geistigen Größe ersetzen. Auch steht kaum einem deutschen Soldaten, soweit er nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Offizier ist, ein Raum zur Verfügung, der zu geistiger Arbeit geeignet ist. Man kann in der Kaserne, in der Baracke, im Unterstand mit den Kameraden wohl vergnügt Karten spielen, singen, rauchen, aber wissenschaftlich arbeiten kann man nicht. Außerdem ist im Tornister des Infanteristen, in den Packtaschen des Berittenen kein Platz für dicke Lehrbücher. Die Vorlesung, wie sie auf unseren Universitäten gepflegt wird, vermag unsere Feldgrauen am besten geistig auf der Höhe zu halten.

Als Heim der ersten Kriegshochschule würde in erster Linie eine Stadt wie Metz in Frage kommen. Man müßte zunächst einen Ausschuß berufener Persönlichkeiten bilden, der die Vorarbeiten erledigt und als Kuratorium der Hochschule bestehen bleibt. Dieser Ausschuß würde das Gouvernement der Festung, sowie die Behörden der Stadt um ihre Genehmigung und Mitwirkung ersuchen. Er hätte durch Umfrage die Größe und Zusammensetzung der Hörerschaft festzustellen und sich sodann mit der Bildung eines geeigneten Lehrkörpers zu befassen. Als Lehrkräfte kämen vor allem deutsche Hochschullehrer in Betracht, deren Entgegenkommen man voraussetzen kann; aber auch in Metz selbst dürfte es an vorzüglichen Lehrern nicht fehlen, die sich der guten Sache zur Verfügung stellen würden. Schließlich findet sich sicher auch unter den Feldgrauen mancher Professor, Ingenieur, Arzt, der sich zum Lehrer seiner wissensdurstigen Kameraden hervorragend eignet.

In gemeinsamer Arbeit mit dem Kuratorium setzt dann der Lehrkörper auf Grund der Erhebungen über die Hörerschaft Aufbau und Lehrplan der Schule fest. Vor allem müßten natürlich die Tageszeiten günstig gewählt werden, damit möglichst viele Feldgraue, auch der nur kurze Zeit am Orte weilende Soldat, mit Aussicht auf Erfolg am Unterricht teilnehmen können. Dies ließe sich durch besonders kurzfristige Vorlesungen, Repetitorien und Übungen über kurze, scharf umrissene Abschnitte aller Wissensgebiete erreichen.

An der Finanzierung sollte das Unternehmen unter keinen Umständen scheitern. Man wird doch zweifellos mit dem Entgegenkommen der Militär- und Zivilbehörden, der Lehrkräfte und sonstigen Mitarbeiter rechnen dürfen. Die aufzubringenden Mittel können daher nicht groß sein. Auch werden sich angesichts des hohen Kulturwertes der Gründung genug Gönner finden, die gern einen Teil der Last auf ihre Schultern nehmen. Und schließlich kann, um den Restbetrag zu decken, von jedem Hörer ein entsprechendes Kolleggeld erhoben werden.

Eine Gefahr muß auf jeden Fall vermieden werden: die zu treffenden Einrichtungen dürfen in keiner Weise den Heeresdienst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schädigen. Aber eine solche Gefahr liegt wohl kaum vor; hat doch die deutsche Studentenschaft bewiesen, daß die Pflege der Wissenschaft nicht unfähig macht, das Gewehr zu führen oder das Geschütz zu bedienen.

Dagegen würde man mit einer solchen Einrichtung nicht nur einem Bedürfnis der Zeit gerecht werden und zahlreichen Deutschen das Vorwärtskommen im Leben erleichtern, man würde dem deutschen Volke als Ganzem einen unschätzbaren Dienst leisten.

Es ist bekannt, daß der Staat zur Ausbildung unserer Studenten und Schüler hohe Summen beiträgt. Wenn nun durch die lange Dauer des Krieges Studenten und Schüler gezwungen werden, länger als sonst nötig die Hochschulen und Schulen zu besuchen, so bedeutet das den Verlust baren Geldes. Die Kriegshochschule würde dem Staate einen großen Teil dieser Summen ersparen.

Ferner ist das Folgende zu bedenken: Der Krieg rafft unendlich viele zeugungsfähige junge Deutsche dahin; vielen Andern raubt er auf Jahre hinaus die Möglichkeit, eine Familie zu gründen. Es wird daher der Bevölkerungszuwachs verlangsamt, also auch die Wehrkraft des Volkes beeinträchtigt. Um diesen Schaden auf das denkbar geringste Maß zu beschränken, muß alles versucht werden, jedem jungen Deutschen sobald wie möglich die Gründung einer Familie zu ermöglichen, z. B. durch Abkürzung seiner wirtschaftlichen Entwicklung. Hierzu bildet die Kriegshochschule das geeignete Mittel.

Vor allem aber, überlegen wir uns, wofür wir diesen Krieg kämpfen: Das wichtigste Ziel ist denn doch, daß der Krieg uns die Grundlage sichern soll, auf der wir weiter mit Erfolg auf dem Weltmarkte konkurrieren und siegreich an dem wirtschaftlichen Kampfe der Völker teilnehmen können. Die Führer in diesem Kampfe sind unsere Ingenieure, unsere Gelehrten, unsere Ärzte, unsere Kaufleute. Wenn wir den militärischen Sieg richtig ausnutzen wollen, so handelt es sich für uns darum, sofort nach dem Kriege mit einer Übermacht solcher Männer den wirtschaftlichen Kampf in Industrie und Handel aufzunehmen. Der Krieg hat aber klaffende Lücken in ihre Reihen geschlagen, er hat keine frischen Kräfte hervorgebracht und die Reife der in der Entwicklung Begriffenen um Jahre hinausgeschoben. Es wird sich in dem beginnenden Friedenskampfe ein empfindlicher Mangel an Führern fühlbar machen. Wenn die Kriegshochschule, indem sie die Entwicklung unserer geistigen Kräfte beschleunigt, sich als geeignet erweist, diesem Mangel auch nur zum Teil abzuhelfen, so muß man sie als ein volkswirtschaftlich lohnendes Unternehmen bezeichnen.

Erich Tschunke.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wohnrenten für kinderreiche Familien.

Vor Zeiten, lang, lang ist's her, und uralt sind die Bücher, die von ihnen erzählen — die Bibel von den Israeliten, des Tacitus „Germanien" von unseren deutschen Urvätern —, war es der Familie eine Schande, keine oder nur wenige Kinder ihr Eigen zu nennen.

Im zweiten Kriegsfrühling gestand mir im Eisenbahnzuge ein nordschleswigscher Landsturmmann ganz leise und fast errötend, daß er acht Kinder habe. Man dürfe so etwas heute ja eigentlich nicht mehr laut sagen, meinte er, sonst müsse man sich schämen. — Selten habe ich ein so erstauntes Gesicht gesehen wie seines, als der „Stadtherr" ihm erklärte, daß er selbst, ach so gern, Bauer sein und dann auch acht Kinder sein Eigen nennen möchte. So etwas hatte ihm noch keiner gesagt. Wir kamen ins Plaudern und sprachen von unseren Geschwistern. Neun waren's bei ihm, sieben bei mir. Vom Kreis unter der Weihnachtstanne war die Rede; dazwischen tollten meine Rangen im Abteil herum und plauderten vom Brüderchen und Schwesterchen. Sie griffen den Soldaten nach den Mützen und wollten dem einen gar nicht recht geben, der ihnen erklärte, es möchte nicht gut sein, wenn Lenelottchen seine schmierige Schützengrabenmütze sich ins Haar setze.

In Bremen kamen wohl hundert Matrosen in den Zug. Eines unserer Kriegsschiffe hatte seiner Besatzung Urlaub gegeben. „Lassen Sie die Kinder doch bei uns spielen," bat ein frischer brauner Kerl, „bitte, sie sind uns der schönste Gruß aus der Heimat. Wir haben schweren Dienst gehabt und fast immer nur Wasser und Himmel, immer nur erwachsene Männer gesehen. — Wie lange ist's doch her, daß ich nicht mehr so ein weiches Händchen getätschelt habe."

— — — — — — — — — — — — — —

So die Jungen. Die Sehnsucht nach Kinderlachen und nach weichen Kinderhändchen ist geblieben, von Urväter Tagen an. Sie ist deutsches Bluterbe.

Aber die Alten, die das ersehnte Glück in Fülle haben — sie schämen sich, davon zu sprechen. —Nicht immer, doch leider so oft.——

Ein paar Tage später, suchte ich in der Millionenstadt nach dem Häuschen und dem Garten, wo meine Kinder die Heimat finden sollten, wie sie mir das Elternhaus im Waldtal gewesen war. — Im Vortrupp brauche ich nicht von den Erlebnissen während solches Suchens zu sprechen.

Die Zeit erfordert gebieterisch das eine von den Deutschen: Recke dich, du deutsche Eiche. Wir müssen wachsen, wachsen, wachsen. Die Wunden, die uns Flandern und die Champagne, die uns der Kampf am Wall im Osten und der Balkan, die uns in aller Welt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieser Krieg schlug, sie müssen sich schließen, indem neues gesundes Leben heranwächst. Nicht Einwanderer brauchen wir, wir brauchen Kinder! Wenn wir aber Kinder haben wollen, dann brauchen wir für die Kinder die Heimat. Kriegerheimstätten werden erstehen als Heimat der Kriegerkinder. Das ganze Volk will es, daß denen, die jetzt draußen stehen, so des Vaterlandes Dank werde.

Aber soll's damit genug sein? Soll dann erst wieder ein neuer Krieg nötig sein, ehe die neue Generation, die heranwächst, und die als dieser Krieg tobte, noch zu jung war, um mitkämpfen zu können, zu eigenen Heimstätten kommt?

Niemand kann so denken.

Was wir den Kriegern als Dankesgabe darbieten, das wollen wir uns selbst und allen zukünftigen Geschlechtern erarbeiten. Jeder, der Kinder hat, und zwar so viele Kinder, daß er durch sie beiträgt zum Wachstum des deutschen Volkes, der muß in Zukunft eine Heimstätte für sich und die Seinen erhalten, sobald er sie fordert.

Wir sorgen in Deutschland alle gemeinsam für unsere Kranken, für unsere Invaliden der Arbeit, für unsere Alten. Weshalb sollen wir nicht auch gemeinsam für unserer Kinder Heimstätten sorgen? So gut wir eine Kranken-, eine Invaliden-, Alters-, Angestellten-Versicherung haben, so gut können wir uns auch eine Wohnungs-Versicherung schaffen.

Der Landrat des Unterwesterwaldkreises, Marschall von Bieberstein, hat ein Buch geschrieben, in dem er die jetzt vereinzelt eingeführte Sparpflicht für Minderjährige*) zur Behebung der Wohnungsnot verwerten will. Der sozialdemokratische Abgeordnete Peus will durch einen weitgehenden Sparzwang jeden Deutschen zur Erwerbung eines eigenen Nestes zwingen. Diese Vorschläge sind gewiß der Prüfung wert.

Auf geebneteren Bahnen bewegen sich indessen die Forderungen aus Handlungsgehilfen- und Arbeiterkreisen, die, an das bewährte Vorhandene anknüpfend, einen Ausbau der deutschen Sozialversicherung zur Behebung der Wohnungsnot der kinderreichen Familien fordern. In einer Denkschrift, die der Deutschnationale Handlungsgehilfenverband den Gesetzgebern überreicht hat, wird der Ruf nach einem solchen Ausbau der Sozialversicherung zum ersten Male zu den Stellen getragen, die in diesen Dingen in Deutschland das letzte Wort zu sprechen haben. Gefordert wird ein Ausbau der Angestelltenversicherung. Für jeden ledigen Versicherten soll zu den bisherigen Beiträgen ein Zuschlag von 25% erhoben werden. Da die Beiträge zur Angestelltenversicherung zu gleichen

*) Vgl. den Aufsatz von Karl Oehring: „Arbeitslohn und Kindersegen" in Nr. 11 des „Vortrupp". Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Teilen vom Geschäftsherrn und seinen Angestellten getragen werden, ergäbe das für den Junggesellen, der 5000 M. im Jahr verdient, einen Monatszuschlag von 3.35 M. Für einen ledigen jungen Mann mit 1150 M. Jahresgehalt stellte sich der Monatszuschlag auf 60 Pf. Bei solchen Sätzen dürften diese Zuschlagbeiträge der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte jährlich etwa 15 Millionen Mark einbringen.

Die sich so ansammelnden Gelder will nun der Deutschnationale Handlungsgehilfenverband zur Verteilung von Wohnrenten an kinderreiche Familien verwendet sehen. Wenn eine Familie bei drei Kindern die erste Rente erhält und diese Rente jährlich 120 M. beträgt, dann kann sie damit im größten Teile Deutschlands den Mehraufwand an Wohnungskosten, bestreiten.

Sie soll die Rente 17—18 Jahre lang erhalten. Das heißt, sie erhält nach und nach rund 2000 M. ausbezahlt. Das Geld soll nun aber auf dem Wege des für die Militärinvalidenrente eingeführten Kapitalabfindungsverfahrens auch im Voraus ausgezahlt werden können, wenn seine Verwendung zum Erwerb einer gesicherten Heimstatt gewährleistet ist. Wer da weiß, daß es gewöhnlich die 1000 M. Anzahlungskapital sind, die es den Menschen unmöglich machen, Siedler in einer gemeinnützigen Gartenstadt zu werden, dem eröffnen sich hier weite Ausblicke.

Alle Ledigen zahlen Beiträge, damit demnächst ihre Familien, wenn sie als Träger der Volksentwicklung besonders wichtig geworden sind, ein Heim erhalten, in dem die heranwachsenden Kinder gedeihen können.

Die Jungen zahlen Beiträge, damit sie selbst dereinst seßhaft werden können, wenn sie sich als tragende Kräfte des Volkskörpers erwiesen haben.

Wir wachsen immer tiefer in den Pflichtstaat Fichtes hinein, in dem das Volk nicht mehr ein Haufe von Einzelindividuen, sondern etwas Höheres, ein besonderer Organismus, eine Volkspersönlichkeit ist. Das zeigt aller Welt das Auftauchen solch neuer Forderungen und Vorschläge.

Was der Handlungsgehilfenverband von der Angestelltenversicherung fordert, das verlangt Landesrat Prof. Dr. Schmittmann in der „Deutschen Arbeit" von den Landesversicherungen. Er schlägt vor, von den Ledigen doppelte Invalidenmarken kleben zu lassen, um die Gelder aufzubringen, die zur Verteilung ähnlicher Wohnrenten an die weiten, bei den Landesversicherungsanstalten versicherten Bevölkerungsschichten zu ermöglichen.

So winkt uns die Aussicht, daß eine Bewegung einsetzt, ähnlich derjenigen, die vor fast 5 Jahren, als den Abschluß mehr als zehn-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jähriger Arbeit, die Reichs-Angestellten-Versicherung zustande brachte. Ein Eigenheim dem dritten Kinde, das soll dann in Deutschland gelten. Weite freie Gartensiedelungen können sich dann dehnen und wachsen. Eine neue Kraft kann wirken, die Mietskasernen zu überwinden.

Mir däucht, all' die weiten Kreise, die an der Wohnungsfrage arbeiten, sollten am Zustandebringen der Wohnrenten-Versicherung für kinderreiche Familien mitwirken. Es geht um das beste Stück der deutschen Zukunft! **Walther Lambach.**

Vom Eigenhaus zum Eigenheim.

Nach vielen Äußerungen im Feld muß ich annehmen, daß nicht nur in mir die Sehnsucht nach der Heimat so unendlich stark ist, die Sehnsucht nach einer wirklichen Heimat. Ich meine damit jetzt nicht die Sehnsucht nach den Verhältnissen, aus denen wir gekommen sind, nach allen Lieben, die wir zurücklassen mußten, sondern ich meine das Verlangen, eine wirkliche Heimat zu besitzen, eine Heimat für uns, für unsere Kinder, für unsere Nachkommen. Was ist auch schließlich ein „Heim", in dem wir nur geduldet sind, aus dem wir morgen hinaus müssen, wenn es dem Hauswirt beliebt? Als Fremde sind wir hineingezogen in die vier Wände, die nicht für uns gemacht sind. Als Fremde werden wir — trotz allen Versuchen, uns drin heimisch zu machen, — wieder hinausziehen müssen, wenn — es dem anderen beliebt. Da kann man doch gewiß nicht von einem Heim, einer Heimstätte reden. So Viele sehnen sich nach einer Heimstätte auf eigenem Boden, von der ein Vertreiben, ein Hinausweisen nicht so leicht möglich ist. Sie wollen bewußt nicht bloß eine „Wohnung", noch besser ein „Logis", denn fremd wie das Wort sind ja auch sie darinnen.

Das, was unsere Voreltern so stark machte, war, daß sie als freie Menschen auf eigenem Erbe saßen.

Darum eben ist die Bewegung für die Kriegerheimstätten so gesund und so zeitgemäß. Sie kommt einer Sehnsucht des Volkes — so darf man wohl sagen, wenn man auch nur an die Wünsche unserer Krieger aller Stände denkt — entgegen, den Wünschen, die aus dem Schützengraben heimwärts fliegen. Eine Heimstätte wollen sie, wenn sie zurückkommen, ein Eigenhaus.

Die finstere Mietkaserne im engen Hof ist ihnen verleidet, verleidet die Mietwohnung, die, kalt und öde, ihnen nichts Heimisches bot. Sie wollen heraus aus diesen kalten Mietkasernenvierteln, die, nach Schema F auf dem Papier des Bauspekulanten entstanden, nur nach der Ertragsfähigkeit errichtet wurden, ohne die geringste Schaffensfreude, ohne die geringste Liebe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hüten müssen wir uns, daß auch beim Bau der Heimstätten wieder das kalte, tote Schema Herr werde. Wenn heute ein denkender, ein vernünftiger Mensch ein Haus baut, so geht er wohl nicht zu einer Baufirma und sucht sich aus den vorhandenen Grundrissen und Fassaden ein Haus aus, oder gar eins zusammen. Denn wer heute — natürlich nicht auf Spekulation und Mietsgewinn — baut, der will nicht ein Haus, sondern der will sein Haus. So soll es nun auch bei der allgemeinen Bewegung für das Eigenhaus sein und bei der Heimstättenbewegung. Es ist für unsere Ausdruckskulturbewegung noch nicht das Richtige, wenn man große Siedelungen aufbaut, alle mit Häusern nach dem Schema, nach Zeichnungen auf dem Reißbrett. Erst dann wird das Eigenhaus zum Eigenheim, wenn es der Ausdruck dessen ist, der es bewohnen soll. Der hat seine eigenen Bedürfnisse und bedarf auch seines „eigenen" Hauses. Nun ist ganz gewiß wahr, daß nur wenige Leute imstande sind, ihr Haus selbst genau so zu skizzieren, wie sie es haben möchten; nur wenige Geübte können ihren eigenen Plan machen. Aber das schließt nicht aus, daß die anderen an ihrem Hause „mitarbeiten". Für sie besteht die Aufgabe, in gemeinsamer Arbeit mit dem Baumeister, dem Baukünstler, nach seinem Rat das Haus zu schaffen, das ihr Eigenhaus sein soll. Als sich meine Mutter vor die Aufgabe gestellt sah, ein Haus zu bauen — ich selbst war damals noch ein Schüler —, da hat sie mit dem Baumeister die Pläne entworfen. Es ist dabei nicht eine ganz selbständige Leistung herausgekommen, aber immerhin eine anständige, eine Lösung, die sich an die in der betreffenden Gegend übliche Bauweise und Bauart anschloß, die aber doch überall die besonderen Wünsche für den Einzelfall berücksichtigte und sie der allgemeinen Grundform in einer eigenartigen Weise einfügte. So wurde etwas, was im Typischen zugleich das Persönliche zum Ausdruck brachte, und so vor anderen Häusern seine Selbständigkeit, seine Eigenart wahrte.

Es soll ja niemand glauben, daß es ein Sammelsurium von allen möglichen und unmöglichen Formen geben würde, wenn einmal Jeder sein eigenes Haus baute. Die Lösung der Form liegt ja in der Aufgabe. Und viele Aufgaben sind sich so ähnlich, daß sie auch eine ähnliche Lösung finden werden, finden müssen, wenn sie praktisch sein soll. Und daß sie den gegebenen wirtschaftlichen Bedingungen entspricht, das ist ja bei allem das Grunderfordernis. Die Einheitlichkeit wird auch schon dadurch gewahrt werden, daß eben viele nur eine Mithilfe durch Angaben einzelner besonderer Wünsche leisten können. Sollte es aber wirklich einmal zu einer etwas eigenartigen Lösung kommen, so schadet das schließlich durchaus nicht:

Aus den verschiedenen Lösungen des Hausbaus für bestimmte Kreise, für bestimmte Verhältnisse wird sich doch einmal ein Typus entwickeln, eine Norm, die für die Allgemeinheit maßgebend ist. Unter diesem

Gesichtspunkt muß man einmal die Bauernhausformen Deutschlands betrachten. Unter den natürlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen bestimmter Gegenden entstanden, entwickelte sich in jeder dieser Gegenden ein zweckmäßiger Typus. Aber innerhalb dieser bald eben wegen ihrer Nützlichkeit allgemein anerkannten und übernommenen Form blieb doch für jeden Einzelnen eine ziemlich große Freiheit, so daß er seine besonderen Wünsche und Bedürfnisse innerhalb dieser durch Gebrauch und Überlieferung geheiligten Grundform zum Ausdruck bringen konnte. In dieser Einheitlichkeit und Vielgestaltigkeit liegt die hohe künstlerische Bedeutung unserer Bauernhausformen. Das Bauernhaus ist eben in seinem Typus der Ausdruck einer Wirtschaftsform, in seiner speziellen Ausgestaltung aber der einer bestimmten Persönlichkeit.

Und mit dem Hause der deutschen Stadt, soweit ich es kenne, besonders der deutschen Kleinstadt, ist es ganz ähnlich. Auch diese Häuser sind aus den Bedürfnissen des Einzelnen herausgewachsen, aus den Ansprüchen, die die allgemeine Wirtschaftsform, der Beruf stellte, der Laden und Werkstatt verlangte. So sind diese Häuser alles in allem einander ähnlich. Ein besonderer Typus läßt sich feststellen, aber der ist nicht zum Schema geworden, weil eben der Typus nach den jeweiligen Bedürfnissen abgewandelt wurde.

Und darum sind diese Häuser alle so lebensfähig gewesen. Sie waren in Wahrheit ein Ausdruck ihrer Bewohner. Sie waren keine „konventionelle Lüge".

Ein Ausdruck der Persönlichkeit ihrer Bewohner müssen auch — das dürfen wir in einer Zeit der Verinnerlichung verlangen — die neuen Eigenhäuser sein, die für die geschaffen werden sollen, die nach der Heimat auf der Scholle Sehnsucht haben. Darum kann man es nicht als den wünschenswerten Zustand ansehen, wenn ganze Siedelungen nach einem gewissen Schema erbaut werden, und dann nur auf Mieter oder Besitzer warten. Das wird höchstens das Eigenhaus, noch nicht das „Eigenheim". So machten es vor Jahren Fabrikherren aus fortgeschrittener sozialer Gesinnung, als sie gleichförmig Häuschen an Häuschen reihten. So sah ich Arbeiterkolonien entstehen. Nach diesem Schema sah ich auch eine Gartenstadt emporwachsen. Das war gewiß ein Anfang. Dort war zunächst der Wert gelegt auf das eine Wesentliche, das Einzelnwohnen, das Herausnehmen aus der Masse, aus der Mietkaserne. Dem muß sich aber das andere angliedern, das Selbständigwerden im eigenen Hause. Darum sollte man, wo man beginnt, Siedelungen neu anzulegen, nicht von vornherein anfangen zu bauen und auf die Leute warten, die dann hineinziehen sollen. Man sollte zum mindesten mit den Leuten bauen, auf ihre Wünsche und Anregungen eingehen, soweit es innerhalb des gegebenen Rahmens möglich ist. Man sollte auch darauf Rücksicht nehmen, wenn einer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

selbständig bauen will. Dabei werden sich auch wieder Haustypen herausbilden, oder man wird sich an alte Hausformen anschließen. Ob es sich um ein Haus handelt für einen landwirtschaftlichen Arbeiter, der selbst etwas Landwirtschaft dabei hat, ob es für einen Industriearbeiter ist, ob für einen Geistesarbeiter, der aufs Land flüchtete, überall sind bestimmte Verhältnisse gegeben, überall sind bestimmte Räume erforderlich, aus denen sich der Typus dieser Hausform, die ja in Landschaft und alte bauliche Entwickelung eingegliedert sein soll, herausbilden wird. Und der wird dann auch wieder die Abwandlung vertragen wie ein jedes Alte.

Ein solches Eigenhaus aber wird dann, auf den Einzelnen und seine Verhältnisse zugeschnitten, auch wirklich sein Eigenheim sein. Wir wollen dafür arbeiten, daß Eigenheime entstehen. Und kein Baumeister wird es als Eingriff in seine Rechte empfinden, wenn er nur liebevoll auf die Wünsche des Bauenden eingeht, voll Verständnis für dessen Bedürfnisse. Dann wären wir wohl auf einen gewissen Höhepunkt des „baulichen Schaffens" für Eigenheime gekommen.

Zum Eigenheim gehört die Eigenausstattung.

Es ist durchaus nicht gerade der Beweis für einen kulturellen Höhepunkt, wenn heute die Paare durch die Möbellager ziehen und sich da eine Ausstattung zusammensuchen.

Am schlimmsten war das in den Tagen, als noch die Kitschmöbelfabrikation den Markt beherrschte, die selbst für die Wohnung des einfachsten Mannes Prunkmöbel schuf — so minderwertig nach Ausführung und Geschmack und für jenen eine Lüge; damals errichteten sich Bürger, Bauer und Arbeiter das gleiche Prunkgemach mit erborgtem Geschmack — besser gesagt ohne irgendwelchen Geschmack. Diese Zeiten sind zwar noch nicht ganz überwunden, aber wir sind doch seit dem Auftreten des neuen deutschen Kunstgewerbes dabei, sie zu überwinden. In den Möbelausstellungen, die nun, nach Entwürfen von Künstlern auch wirklich form- und materialechte, zweckentsprechende Möbel zeigen, ist eine Auswahl, die für die Verhältnisse des Suchenden paßt, schon eher möglich. Aber der beste und wünschenswerteste Zustand ist auch dies noch nicht. Vielmehr sollte sich jeder die Möbel, die Ausstattung, die er für seine Verhältnisse und Bedürfnisse braucht, anmessen lassen, so wie man das mit einem Anzug oder einem Paar Stiefeln auch tut — oder tat.

Das mag heute vielfach ungewohnt sein. Früher war es etwas durchaus Natürliches. In dem Briefwechsel zwischen Herwegh und seiner Braut ist es für uns nicht ohne Rührung zu lesen, wie sie ihm seinen Schreibtisch, einen besonderen Stuhl für den Freund und allen anderen Hausrat gezeichnet hat. Freilich war das früher noch einfacher, weil es damals noch keine Massenproduktion gab. Und damals gab's auch noch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tischler, die ein höheres Ziel hatten, als irgend einem Bauspekulanten jahraus, jahrein dieselben Türen, Fenster und Treppen zurechtzuhobeln.

Übrigens, was ich im einzelnen vom Hausbau sagte, das gilt nun auch hier: Nicht jeder kann seinen Hausrat selbst entwerfen. Er wende sich an einen Kunsthandwerker, an einen Kunstgewerbler, an einen Künstler, je nach seinen Verhältnissen, und mit diesem zusammen arbeite er, oder lasse sich von diesem wenigstens seine Wünsche erfüllen. Ist er aber selbsttätig, so wird ihn — wenn ich einer Befürchtung gleich erwidern darf — die Zweckmäßigkeit und Gebrauchsfähigkeit seines Gegenstandes vor phantastischen unnatürlichen Formen bewahren.

Wir müssen wieder unsere Möbel auf natürlichere Weise anschaffen, als daß wir verschiedene Möbellager durchhasten. Es muß wieder etwas Natürliches sein, daß man sich seine Schränke, Tische und Stühle nach Maß, Holz und Machart bestellt. Man suche, wenn nötig, den Rat des erfahrenen Kunstgewerblers dabei, aber man verzichte nicht darauf, s e i n e Möbel in s e i n e m Heim zu haben.

Soweit müssen wir wieder kommen. Erst dann wird das Eigenhaus zum wirklichen Eigenheim. Dann aber stellen wir wirklich Aufgaben an den Baumeister und an den Handwerker, und auch der Baukünstler und Kunstgewerbler werden zu ihrem Rechte kommen. Es wird eine „bessere Zeit" kommen für alle beteiligten Kreise, wenn auch das Heim der Ausdruck der Persönlichkeit seines Bewohners sein wird. Und dann ist wieder ein Stück Wahrhaftigkeit ins Alltagsleben eingezogen.

Walther Kluge.

Parkbüchereien.

Nach der gewaltigen Kraftanstrengung dieses Krieges wird der Friede uns vor weitere Berge von Arbeit stellen. Zahllose Neuschöpfungen müssen entstehen, altes ist wieder herzustellen oder umzubauen. Alle Sehnen müssen sich spannen, um auf dem Weltmarkt unseren Feinden zum Trotz die hervorragende Stelle Deutschlands zu behaupten, nein zu verbessern — und um uns gleichzeitig innerlich das Haus, in dem wir wohnen, gesund und wohnlich zu gestalten.

Die Fürsorge für die Volksgesundheit entbehrte bis vor wenigen Jahren in vielen, wenn nicht den meisten Großstädten jener wichtigen Einflüsse, die sich aus Volksparken und Spielplätzen ergeben. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, da unsere Großstädte wie Pilze aus der Erde wuchsen, erkannte man die Bedeutung solcher Anlagen in großem Stil nur selten. Oft war man geneigt, die Ausgabe von Hunderttausenden von Mark für solche Zwecke als Verschwendung anzusehen. Inzwischen haben wir umgelernt: heute wissen wir, daß alles, was wir an der Volksgesundheit versäumen, in erhöhten Ausgaben für Kranken-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

häuser und Heilstätten, wenn nicht in dem vorzeitigen Verlust wertvoller Menschenleben zur Geltung kommt.

Je mehr wir zu einem Großstadtvolke werden, desto schärfer tritt das Problem hervor. Als das Deutsche Reich gegründet ward, zählte es nur 7 Städte mit mehr als 100000 Einwohnern. 1911 waren auf der gleichen Fläche 47 vorhanden! Im Laufe von 4 Jahrzehnten war also eine Vermehrung um 40 Großstädte eingetreten — jedes Jahr eine Großstadt mehr! Und die Bevölkerungszahlen innerhalb ihrer Mauern sind nun gar mit Riesenschritten gewachsen. Die Bewohner vieler Stadtteile brauchen daher heute einen weit längeren Weg, um ins Freie zu kommen, als vor 20 oder gar 40 Jahren. Ist auch in der Zwischenzeit durch die Einführung der elektrischen Bahn das Verkehrswesen innerhalb der Städte verbessert worden, so spielt doch die Kostenfrage, namentlich bei mehrköpfigen Familien, eine bedeutende Rolle.

Von weitsichtigen Sozialpolitikern wird daher die nachdrückliche Forderung gestellt: in jeder größeren Stadt einen Volkspark, für die Riesenstädte sogar in jedem Stadtteil einen!

Wir müssen bekennen, daß uns in der Volksparkfrage amerikanische Städte den Weg weisen. In Chikago, das für die Parkgestaltung beinahe vorbildlich ist, herrscht der Grundsatz, die Parke so über das Stadtgebiet zu verteilen, daß in jedem Stadtteil von etwa 300000 Einwohnern ein großer Volkspark vorhanden ist und daß sich außerdem so viele kleinere Parke — sämtlich mit Spielplätzen versehen! — über die Stadt verteilen, daß ein solcher von jedem Hause in Kinderwagenentfernung erreichbar ist.

Trügen unsere Hoffnungen nicht, so werden wir in Deutschland nach dem Kriege auch eine Volksgesundheitspolitik großen Stils erleben. Unsere Städte müssen und werden sich mit solchen Parken durchziehen — auch wenn es Hunderttausende oder Millionen kostet. Ich wüßte wenige Aufgaben der Stadtverwaltung, für die die große Menge der Bürger so gern bereit ist, Steuern zu zahlen.

Auf das Besondere, dessen wir — neben den bestehenden und noch zu schaffenden Stadtparken — in Deutschland bedürfen, hat der „Vortrupp" erst jüngst hingewiesen. Es ist der Jugendpark; der Park, der nicht in erster Linie der Erholung der Alten und dem Spiel der Kinder dient, sondern vor allem der heranwachsenden Jugend eine Stätte bietet, wo sie sich in der ihrer Entwicklung angemessenen Weise tummeln kann.

Ob nun Jugendpark, ob Park für jung und alt — sollen diese Erholungsstätten den höchsten Nutzen stiften, so müssen sie ganz von dem sozialen Gedanken durchdrungen sein, das heißt: sie müssen sich mit allem versehen, was den Aufenthalt dort zu einer wirklichen tiefen, freudigen Erholung machen kann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dabei dürfen wir auch eines nicht versäumen, obwohl es auf den ersten Blick nicht unmittelbar dazu zu gehören scheint: die Schaffung von Parkbüchereien. Man könnte sagen, daß jemand, der einen Park aufsucht, nicht die Absicht hat, sich in eine Bücherei zu setzen. Aber das ist Wortklauberei. Gewiß ist kein Parkbesucher gezwungen, eine Bibliothek aufzusuchen. Wer indessen gern im Freien ein gutes Buch lesen möchte, der sollte die Gelegenheit dazu haben. Die Parkbüchereien müssen also die Bücher nicht nur an Leser ausgeben, die sie an Ort und Stelle (in einem Parkbibliotheksgebäude) benutzen wollen, sondern sie auch zur freien Benutzung im ganzen Bereiche des Parkes und außerhalb seiner Grenzen leihen.

Da neue Gedanken meist auf tausend Einwendungen stoßen, so sei zunächst erwähnt, daß dies kein neuer Gedanke ist — er ist hier und da in den Vereinigten Staaten bereits verwirklicht — und daß seine Ausführung weder schwierig ist, noch auch Unzuträglichkeiten im Gefolge hat. Die Erfahrungen, die in Amerika gemacht sind, zeigen, daß Parkbüchereien sehr stark benutzt werden; in den Parklesehallen der Stadt Chikago z. B. wurden in dem letzten Jahre in der Regel mehr als 600 000 Menschen gezählt. Leselust und Bildungshunger sind aber, wie allbekannt, im deutschen Volke noch tiefer ausgebildet als im amerikanischen.

Von praktischen Schwierigkeiten könnte nur nach zwei Richtungen hin die Rede sein. Einmal könnte die Befürchtung ausgesprochen werden, daß der Eindruck des Parkes durch ein Büchereigebäude gestört würde. Allein es ist nicht ersichtlich, weshalb ein solches störend wirken sollte, während andere kleinere und größere Baulichkeiten, zum Beispiel ein Gasthausgebäude, ruhig hingenommen, oft sogar als notwendig empfunden werden. Auch könnte durch den Stil der Bücherei und durch die Stelle, auf die es gebaut wird, Rücksicht auf die Gestaltung des Parkes genommen werden. In der Regel wird es sich nur um ein einstöckiges Gebäude handeln, das nach allen Seiten hin von großen offenen Hallen umgeben sein und an das sich mindestens nach einigen Seiten hin Wiesen anschließen müßten, damit die Leser freien Blick genießen.

Größer scheinen die Schwierigkeiten für die Art der Benutzung der Bücherei zu sein. Zunächst würde sich die Frage erheben, ob die Bücher von dort auch mit nach Hause genommen werden können. Obwohl dies für alle anderen Volksbibliotheken allein richtig ist, würde es mir — falls nicht sehr bedeutende Mittel zur Verfügung stehen — richtiger erscheinen, wenn die Parkbücherei die Bücher zunächst nur für einen Tag verliehe, also forderte, daß sie bis zum Abend wieder zurückgeliefert werden. Es würde nämlich für die Besucher, die in entlegeneren Stadtteilen wohnen, oft sehr schwierig sein, die Bücher rechtzeitig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zurückzuliefern, und damit wäre die für jede Bücherei notwendige Ordnung gestört. Selbstverständlich muß der Schluß der Bibliothek recht spät gelegt werden: keinesfalls vor 9 Uhr, möglichst erst um 10 Uhr abends, während die Öffnung schon morgens früh erfolgen sollte. Jeder Parkbesucher sollte ein Buch aus der Bibliothek entleihen können. Als Bürgschaft müßte er entweder seine Benutzungskarte für die Volksbibliothek, in der er sonst in der Stadt liest, hinterlegen — aus ihr müßte ersichtlich sein, daß er im Augenblick kein anderes Buch entliehen hat — oder aber, falls er eine solche Karte nicht besitzt, ein Geldpfand, das dem Werte des Buches entspräche. Dies würde zudem die erwünschte Folge haben, daß Leser, die bisher noch keine Volksbücherei benutzten, sich alsbald eine Karte verschafften.

Sämtliche Bücher der Parkbücherei müßten in Stoffe gebunden werden, denen es nichts schadet, wenn ein Buch auf feuchten Rasen gelegt wird, z. B. in Dermatoid, das gut aussieht und durch Wasser nicht im Geringsten beeinflußt wird.

Sehr erwünscht wäre es, wenn die Möglichkeit, in dem Park gute Bücher zu lesen, auch noch auf andere Weise geschaffen würde. Mancher Parkbesucher würde gern ein gutes billiges Buch kaufen, um es am Abend nicht zurückliefern zu müssen. Es sollte daher — auch aus Rücksicht auf den Buchhandel — dafür gesorgt werden, daß in sämtlichen Verkaufsbuden, die in dem Park errichtet werden (für Selterswasser-, Milch- und Obstverkauf) ein kleines Lager guter und billiger Bücher zum Verkauf ausläge, das von einer Buchhandlung oder besser noch einem Buchhändlervereine unterhalten würde.

Den Benutzern der Parkbücherei müßte freigestellt werden, die Bücher der Bibliothek mit in den Park zu nehmen oder in der Lesehalle des Parkes zu benutzen. Gerade bei Parkbüchereien muß eine solche unbedingt vorhanden sein, während sie sonst keine allzugroße Notwendigkeit ist, die Ausleihbibliothek ist in der Regel hundertmal wichtiger als die Lesehalle. Zeitungen und Zeitschriften sollten allerdings nur in der Lesehalle selbst benutzt werden dürfen, alle Bücher aber müßte die Parkbücherei frei ausgeben.

Nicht unerwähnt möchte ich lassen, daß das Vorhandensein der Parklesehalle, die besonders große Fenster besitzen und möglichst mit offenen Hallen in Verbindung stehen müßte, auch auf den Besuch des Parkes selbst günstig einwirken würde. Bei plötzlich eintretendem schlechten Wetter ginge mancher Parkbesucher sonst nach Hause, falls er sich nicht zum Besuch des Parkwirtshauses entschließt. (Ein solches Wirtshaus wäre nicht überflüssig, wenn es alkoholfrei und nach neuzeitlichen Grundsätzen — z. B. mit mehr Rücksicht auf das Verlangen nach Obst und Fruchtspeisen — geleitet würde.) Ist aber eine Parklesehalle vor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

handen, so wird man sie gern aufsuchen und das Ende des Regens abwarten. Selbst bei länger anhaltendem Regen wird der Leser die in der Lesehalle verbrachte Zeit nicht als verloren betrachten, da er sich zu Hause wohl meistens nicht in so schöner Luft aufhalten, nicht einen so schönen Ausblick auf Wiesen und Bäume genießen könnte. Manch einer könnte hier dem guten Buch zurückgewonnen werden, der sich sonst durch berufliche oder geschäftliche Angelegenheiten und in seiner freien Zeit durch fade Vergnügungen ganz und gar in Anspruch nehmen läßt.

Selbstverständlich müßten in der Parkbücherei nicht nur Bücher der schönen Literatur vorhanden sein, obwohl die Lyrik hier besonders zu Ehren kommen sollte. Neben der schönen Literatur müßten auch die übrigen Abteilungen, die jede gute Volksbücherei besitzt, vertreten sein und in der üblichen Weise ausgebaut werden. Nur müßte vielleicht besonderes Gewicht auf die naturgeschichtlichen Abteilungen gelegt werden. Insbesondere Bücher über das Leben der Pflanzen und Tiere sollten in reichlicher Menge vorhanden sein; sie würden gerade in einer Parkbücherei eifrige Benutzung finden. Der Hauptwert wäre auf die Anschaffung von Büchern zu legen, die die Biologie behandeln und Bedeutung und Lebensart von Pflanzen und Tieren anschaulich, warm, mit innerer Anteilnahme schildern.

Die Stadtverwaltung, die ihre Parke mit solchen Parkbüchereien und Lesehallen ausstattete, erwürbe sich die größten Verdienste. Nicht nur der Zusammenhang unseres Volkes mit der Allmutter Natur würde dadurch gefördert, sondern auch der Einfluß gestärkt werden, der von unseren großen Dichtern und Denkern ausstrahlt. Und — was noch wichtiger ist — in das Leben vieler Tausende würde der Götterfunke reiner Freude getragen werden. Was kann nicht in einem eintönig verlaufenden Leben die Erinnerung an einen schönen Sommernachmittag bedeuten, der in lieblicher Umgebung verbracht wurde und an dem uns das Werk eines großen Dichters tief ins Herz drang! Viele Monate können wir an solcher Erinnerung zehren. Wenige Dinge gewähren ein höheres Glücksgefühl, als wenn man im Freien, am Berges-hang oder im Waldesschatten liegend, ein schönes Buch auf sich wirken läßt. Gedichte gehen uns viel tiefer und inniger ein, genießen wir sie in solcher Umgebung, als wenn wir sie zu Hause innerhalb unserer vier Wände lesen.

* * *

Diejenige deutsche Stadt, die zuerst Parkbüchereien und Lesehallen ins Leben ruft, kann sich unvergänglichen Ruhm in der Geschichte der sozialen Fürsorge erwerben.

Dr. Ernst Schultze.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Bund der altmodischen Leute.

Am Tage nach dem Friedensschlusse müßte der Bund der altmodischen Leute gegründet werden. Es wird dann, davon bin ich fest überzeugt, altmodische Leute genug geben, nicht nur unter den Menschen höherer Lebensjahre, die ja in der Regel mehr oder weniger zum Altmodischsein neigen, sondern auch unter den jüngeren und ganz jungen; und auch nicht unter den Männern allein, sondern ebenso unter den Frauen und sogar den jungen Mädchen. Denn bei dem „altmodisch" denke man nicht ausschließlich an die Kleidermode, wozu das Wort vielleicht verleiten könnte. Nicht einmal vorwiegend handelt es sich um diese; es kommen vielmehr noch verschiedene andere Dinge in Betracht: Wohnung, Essen, Trinken, Geselligkeit, überhaupt die ganze Art zu leben und sich zu geben. Altmodisch heißt ja alles, was dem gerade herrschenden Geschmack nicht mehr entspricht, was aus Tagen stammt, die längst dahin sind.

Die altmodischen Leute nach dem Frieden wollen nun gerade Verschiedenes bewahren, das dann nicht mehr „zeitgemäß" sein wird, das dann bei der großen Masse der modernen Menschen ganz zweifellos vergessen und abgetan, überwunden und unmöglich, kurz: aus der Mode gekommen sein wird. Verschiedenes Gute ist es — die große Masse nennt es freilich nicht so, sondern „notwendige Übel", „leidigen Kriegszwang" oder noch stärker — verschiedenes Gute also, das uns der Krieg gebracht, oder zu dem er uns gezwungen hat. Gutes zunächst einmal tatsächlich auf dem Gebiete der Mode, dann aber weiter auf denen des Wohnens, der Ernährung; nur bei diesen dreien wollen wir betrachtend verweilen, um an ihnen die An- und Absichten der altmodischen Leute darzulegen.

Was ist es Gutes, das uns in diesen Angelegenheiten vom Kriege beschert und gelehrt wurde? — Mit zwei Worten: Einfachheit und Genügsamkeit! Diese Einfachheit und Genügsamkeit wollen die altmodischen Leute nach dem Kriege weiter bewahren; bei der Kriegsmode, einfach und genügsam sich zu kleiden, zu wohnen, sich zu ernähren, wollen sie auch im Frieden bleiben; im bewußten Gegensatz zu der großen Schar derer, die nach dem Aufhören des Zwanges, nach dem Verschwinden von Kleider- und Brotkarten sich mit Wonne in den lange eingeschränkten „Lebensgenuß", das heißt in möglichste Üppigkeit stürzen werden.

Einfachheit und Genügsamkeit zunächst in der Kleidung, — das will in der Hauptsache bedeuten: nicht jeden Wechsel der Mode mitmachen! Dieses Kapitel geht natürlich vorwiegend die Frauenwelt an, und darum wird wohl mancher hohnlächelnd weissagen, daß man Frauen, besonders junge, im Bunde der altmodischen Leute werde mit der Laterne suchen

müssen. Aber es hat glücklicherweise schon vor dem Kriege Frauen aller Lebensalter gegeben, die sich nicht willenlos den Vorschriften der Modenmacher unterordneten, die entweder ganz ihre eigenen Wege gingen oder von der herrschenden Mode stets nur so viel annahmen, als nötig war, um nicht aufzufallen. Und im Kriege selbst atmeten noch zahlreiche andere Frauen erleichtert auf, weil die veränderten Verhältnisse auch den Modezwang gelockert hatten, weil nun niemand sonderlich „Gefahr lief", wenn er die Kleidung vom vorigen Jahre beibehielt. Nicht unwesentlich hat zu der Vermehrung der Zahl der jetzt schon altmodisch gesonnenen Frauen die Mode selbst beigetragen, gerade die Mode von 1916, mit der „unsere Modeschöpfer"*) und die mit ihnen arbeitenden Fachleute unsere Frauen beglückten. Eine törichtere und unzeitgemäßere Mode hätte es 1916 kaum geben können, und alle Frauen, die noch einen nennenswerten Teil eigenen Willens und Selbständigkeit besaßen, wurden in diesem Jahre altmodisch, — worauf denn die Annahme gegründet werden darf, daß die Zahl der Frauen und Mädchen, die eine vernünftige Modegesinnung auch nach dem Kriege bewahren werden, ganz erheblich größer sein wird, als in den Tagen vor dem August 1914.

Indessen — das muß ausdrücklich betont werden — nicht an der Mode von gestern für alle Zeit festzuhalten, ist die Aufgabe, nicht starrsinniges Wiederholen derselben Formen, als ob eine Art Tracht beabsichtigt sei, sondern nur dieses: die einfachen und genügsamen Leute machen den häufigen Wechsel nicht mit. Sie wollen ihre Kleider nicht schon nach einem halben Jahre fortwerfen oder an den Trödler verkaufen, nur weil die Hersteller und Händler dieser Dinge von neuem zu verdienen wünschen. Sie wollen sie auftragen, so lange sie halten, sie ausnutzen, so lange es vernünftigerweise, nämlich bei einfacher, genügsamer, sparsamer Gesinnung geschehen kann, — eben wie wir es im heutigen Kriege als gut erkannt haben und gewöhnt worden sind. Mögen jene Vielen, die sich schwächlich unter die gern beseufzte Fuchtel der „Tyrannin" beugen, mögen die Protzen, die es für vornehm halten, alle paar Monate mit neuen Kleidern zu prunken, die Gewohnheit von ehedem beibehalten — was man seinerseits eine Art Altmodischsein nennen darf —, die Mitglieder des Bundes nehmen freudig die Gesinnung aus der belächelten, beneideten, nachgeahmten Biedermeierzeit auf, die Gesinnung unserer Groß- und Urgroßeltern, die sich nicht eher ein neues Gewand anschafften, als bis sie wirklich ein neues brauchten. Und ebenso wie jene Großeltern das neue Kleid im Stile der jeweils

*) Ich setze diese beiden Worte in Anführungszeichen, denn „unsere Schöpfer" ist der reine Hohn; sie schufen kaum etwas, sondern ahmten nach, was unsere Feinde in Paris schufen.

herrschenden Mode wählten — denn Mode war auch damals schon vorhanden, nur wechselte sie nicht entfernt so schnell wie im raschlebigen zwanzigsten Jahrhundert —, so wollen auch die künftigen altmodischen Leute mit der Zeit gehen und das neue Kleid von der Form wählen, die dann neueste Mode ist. Aber es eilt ihnen damit nicht. Im Gegenteil, mag die Mode inzwischen dreimal wechseln, es ist ihnen völlig gleichgültig; so gleichgültig, daß sie mit Absicht stets die besten Stoffe kaufen, daß sie wünschen, es kämen weit mehr gute Stoffe und Zutaten und gute fertige Kleidung auf den Markt, als es jetzt der schnell wechselnden Mode wegen geschieht. Je besser die Stoffe, desto länger halten die Kleider, desto billiger werden sie im Tragen. — Ob die Hersteller und Händler über solche Sparsamkeit schelten werden? Freilich wohl! Aber mögen sie! Ihre Zahl und ihre Gesinnung sind aus der Gesinnung der Zeit vor dem Kriege geboren; beide müssen sich der neuen Zeit, in der der große Bund der altmodischen Leute bestehen wird, anpassen. Geht es doch stets einzelnen Berufen so, wenn neue Anschauungen aufkommen und neue Erfindungen bisherige Einrichtungen überflüssig machen. Die Leute des Bekleidungsgewerbes werden eben das bewußte Festhalten gewisser Käufer an den Kriegstugenden der Einfachheit und Genügsamkeit als etwas ganz Neues ansehen müssen, dem, wie der schöne Ausdruck lautet, „Rechnung getragen werden muß".

Und das werden auch noch andere Leute tun müssen, denn zweitens betätigen die Mitglieder des Bundes ihre Gesinnung auf dem Gebiete des Wohnens. Sie wollen einfach und genügsam wohnen! Einfach wohnen, genügsam — soll das etwa heißen, daß sie sich zusammenpferchen werden? In kleine „Löcher" ziehen? Auf Kosten der Gesundheit?! — O nein! Nicht im entferntesten! Bisher wurde in der Art des Wohnens in weiten Volksschichten recht viel Luxus getrieben. In den Kreisen der sogenannten feinen Gesellschaft bis tief hinein in den kleinen Bürgerstand war die Wohnung doch zum guten Teil auf ein verkehrtes Repräsentieren zugeschnitten! Jedermann bekannt ist der Luxusgegenstand, den man „Salon" nennt. Und wenn der dumme Salon auch schon bei vielen Leuten abgeschafft ist, — was haben sich die vornehmen und die vornehmtuenden Herrschaften dafür eingerichtet? Ein Eßzimmer und ein Herrenzimmer! Ich bitte: ein Herrenzimmer mit Schreibtisch, Klubsessel und dem meistens herzlich dürftig gefüllten Bücherschrank! Was tut der Durchschnittsbürger und -herr in diesem Zimmer? Am allerwenigsten schreiben und lesen! Nein, das Herrenzimmer dient einfach der Geselligkeit, der Gesellschafterei, dem Rauchen und Kartenspielen! Und das Eßzimmer? Ich kenne eine ganze Reihe von Familien des Mittelstandes, vorherrschend Beamte, die im Eßzimmer

wohnen und das Wohnzimmer als zweiten Salon nur benutzen, wenn sie — wiederum Gesellschaft haben! Zur Zeit unserer Großeltern gab es auch in den Wohnungen wohlhabender Familien kein Herrenzimmer, wenn es nicht wirklich dem Hausherrn zu ruhiger Arbeit nötig, also so etwas wie ein Studierzimmer war. Da gab es auch selten besondere Eßzimmer, denn man aß einfach im großen Wohnzimmer. Im großen! — Man mag es einen Kulturfortschritt nennen, für die Bedürfnisse des Wohnens, Essens, Rauchens je besondere Räume bereit zu haben; — daß diese Räume unter dem Zwange der Bodenpreise und anderer Umstände meist nur eng und klein sind, darf wohl nicht gut als Fortschritt und Vorzug gelten. Die deutsche Gemütlichkeit, die Familiengemütlichkeit wohnt doch nur in einem Zimmer, und all die Familien des einfachen Bürgerstandes, deren Ernährer dem Erwerb in besonderen Amtszimmern, Geschäftsräumen, Fabriken außerhalb der Wohnung und des Hauses nachgehen, haben weder ein Eßzimmer, noch ein Herrenzimmer wirklich nötig, — es ist allein die Mode, die sie zur Anschaffung dieser Luxusräume veranlaßt. Nun: die altmodischen Leute dieser Kreise sind genügsamer und einfacher. Sie wohnen nur in einem, im großen Wohnzimmer, und auch ihren Gästen bieten sie in schlichter Gastlichkeit nur das Wohnzimmer.

Die Ausstattung der Wohnung wurde in den letzten Jahrzehnten von derselben Gesinnung beherrscht, wie die Bemessung der Wohnung: vom „Repräsentieren", vom Großtun. Man steckte die Zimmer voll mit vielen, reich aussehenden Möbeln, Teppichen, Vorhängen, Kunstgegenständen. Und dabei mußte außer dem Sofa unbedingt eine Chaiselongue vorhanden sein, und neben dieser gings nicht ohne Klubsessel; und Stores, Gardinen und Übergardinen sind noch immer für viele vornehm tuende Leute unerläßlich. Der Protz und der kleine Gernegroß sehen das Vornehme ja im Vielen, — die Einfachen und Genügsamen halten es in diesem Punkte mit der Gesinnung unserer Großväter, die ihre Wohnungen sparsam ausstatteten. Wenige gute Stücke, die fürs Leben halten, das ist ihre Losung. Diese Gesinnung ist gerade auch den jungen altmodischen Leuten in Fleisch und Blut übergegangen. Wenn sie sich ihren Hausstand einrichten — aber das brauchen wir gar nicht weiter auszuführen.

Nun noch ein Wort vom Essen und Trinken. — Was die altmodischen Leute da festhalten wollen in den kommenden Friedenszeiten, das ist nichts anderes als der jetzt im Kriege vereinfachte Speisezettel! Der Eßluxus von „vor dem Kriege" — es war wirklich Eßluxus! — konnte nicht ohne Frühstücksbrötchen leben, mußte dreimal täglich Fleisch und zum Mittag allein mindestens zweierlei Fleisch haben, und er verlangte nicht nur vielerlei, nicht nur stets mehrere Gerichte auf der Speisekarte, sondern auch massig viel. Ein Hauptkennzeichen aller Protzen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Äußerlichkeitsmenschen ist ja, daß sie „gut" und viel essen. Nun hat der Krieg auch Tausenden von denen, die nichts davon wußten, daß wir mit der fett- und eiweißreichen Nahrung auf falschen Wegen gingen und damit ungesund und viel zu teuer lebten, die Erkenntnis gebracht, daß es sich mit weniger Fett und Fleisch, daß es sich ohne Brötchen und Delikatessen ganz gut auskommen läßt, daß auch nicht täglich fünf Mahlzeiten unbedingt zum Wohlsein und zum Arbeiten gehören. Bei der Mode der einfachen und genügsamen Ernährung, wie sie uns der Krieg gelehrt hat, auch künftig zu bleiben, das ist der Wunsch und der Wille derer vom Bunde der Altmodischen!

Und mit dem Trinken halten sie's gerade so. Das Erlebnis, daß der Mensch wirklich ganz ohne alkoholische Getränke bestehen kann, daß er ohne sie sich frischer befindet und leistungsfähiger ist, bietet ihnen einen Fingerzeig für die Zeit nach dem Kriege; sie wollen die nüchterne, gesunde Lebensweise auch in den Tagen beibehalten, wo der Protz und der Genußmensch wieder in Wein und Bier schwelgen und sich für die „Entbehrungen" der Kriegszeit schadlos halten werden.

Wohnung, Kleidung, Ernährung, — diese drei bilden die Hauptbedürfnisse des Menschen, diese drei spielen die wichtigste Rolle in unserem täglichen Zusammenleben, und darum wird sich hier die Gesinnung der altmodischen Leute am ersten sichtbar und augenfällig bekunden. In Wohnung, Kleidung und Ernährung werden die Mitglieder des Bundes allezeit einfach, genügsam und sparsam sein, wie heuer während des Krieges. Aber für gute und feine Genüsse, für edle Geselligkeit, geistige Freuden, Kunst- und Naturgenuß werden sie stets Geld und Zeit haben. Und deshalb werden in jenen künftigen Tagen, wenn die große Menge in heller Freude über das Ende der bösen Kriegsnot nach der alten Gewohnheit jede Mode mit machen, „repräsentativ" wohnen und üppig tafeln und bechern wird, diese unsere altmodischen Leute — ganz neumodische Leute sein!

Paul Hundt.

Über die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

III.*)

Das Deutschtum.

Nimmt man das Wort in weiter Bedeutung, so gibt es zwei Quellen des Deutschtums in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, die deutsche Einwanderung und den Einfluß Deutschlands. Die Zukunft der Deutsch-Amerikaner hängt davon ab, daß

*) Vgl. „Vortrupp" Nr. 13, S. 392ff. und Nr. 14, S. 437ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beide sich mischen und verbinden, sich gegenseitig stärken und zu einem mächtigen Strom werden.

Die deutsche Einwanderung hat nach der neuesten Forschung schon im Anfang des 17. Jahrhunderts eingesetzt und ist auch in dieser Frühzeit schnell angewachsen. Besonders im heutigen Staat Pennsylvania ließen sich Deutsche als Bauern nieder und haben sich dort mit ihrer Sprache, Wirtschaftsform und Lebensart in einer Mitteldeutschland ähnlichen Landschaft bis auf den heutigen Tag ziemlich erhalten.

Es zeugt von Unkenntnis, wenn man dem Deutschen immer vorwirft, er habe sich allzu willig im Ausland fremdem Wesen angepaßt: der deutsche Bauer hat es nie und nirgends getan! Weiß man denn nichts von der gewaltigen zähen Siedelungsarbeit des deutschen Volkes im Osten, von der Elbe beginnend über all die heute deutschen, einst slawischen Länder bis nach Petersburg hinauf, nach dem Balkan hinunter und bis tief ins östliche Rußland hinein? Einen Teil dieser versprengten Deutschen hat uns ja dieser Krieg wieder näher gebracht. Sind denn die brasilianischen Siedelungen kein Zeugnis für treues Festhalten am Deutschtum? Und glaubt man, daß es den Deutsch-Amerikanern leicht wurde, zu erhalten, was tatsächlich bewahrt ist?

Was jenen frühen Siedlern fehlte, war der staatenbildende politische Sinn. Es soll eine Gelegenheit gegeben haben, in Pennsylvanien Deutsch zur Amtssprache zu machen: sie wurde versäumt. Wo aber sollten deutsche Bauern und Bürger im 17. Jahrhundert politische Schulung hernehmen? Ja, in Gemeindesachen konnten sie wohl raten und taten. Aber Staatsangelegenheiten? Sie hatten ja daheim keine politischen Rechte. Darin waren ihnen die Engländer weit voran. Und wenn es selbst damals geglückt wäre, Pennsylvanien zu einem deutschen Staat zu machen, es hätte doch eines starken Deutschen Reichs bedurft, daß sich diese Kolonie hätte angliedern können. Trotzdem hielten diese frühen Siedler mit Bauernzähigkeit an deutscher Art fest, machten die ungeheure wirtschaftliche Entwicklung nicht mit und leben heute noch ihr eigenes bescheidenes Dasein. Sie blieben zurück, wie man drüben meint.

Die deutsche Einwanderung war immer bedeutend, im 19. Jahrhundert, als der wirtschaftliche Aufstieg kam, schwoll sie gewaltig an. Man hat berechnet, daß die Zahlen der Deutschen und ihrer Nachkommen gar nicht erheblich hinter denen der Engländer und ihrer Nachkommen zurückbleiben. Es gibt mittlere und westliche Staaten, die stark deutsch gefärbt sind und heute noch $^1/_3$ und mehr deutsche Einwohner haben. Buffalo hat $^1/_4$ Deutsche, in St. Louis, Chikago, Milwaukee ist der deutsche Anteil noch größer, und in allen größeren Städten des Landes gibt es deutsche Viertel. Auch diesen Massen

fehlte zum größten Teil der politische Weitblick, um an eine Organisation des Deutschtums zu denken. Sie verließen mit wenigen Ausnahmen in wirtschaftlicher Not oder als politisch Vertriebene oder als gesellschaftlich Geächtete Deutschland und wurden mit vollem Bewußtsein Bürger ihrer neuen Heimat, die ihnen Recht und Freiheit und Spielraum für ein Neubeginnen bot. Wollten sie aber am öffentlichen Leben teilnehmen, so mußten sie die Sprache des Landes erlernen. Wollten sie vorwärts kommen in Handel und Gewerbe, so mußten sie sich nicht nur in der Sprache, sondern in ihrem Denken und Tun und Treiben dem Lande anpassen. Versprengt in entlegene Ortschaften, konnten viele vielleicht jahrelang nicht deutsch sprechen, heirateten englisch sprechende Frauen und mußten ihre Kinder in englische Schulen schicken. Von Deutschland her, mitten im tragenden Strom deutschen Lebens hat man leicht schmähen. Überall, wo Deutsche in großer Zahl zusammenkamen, haben sie sich tapfer gewehrt. Sie schlossen sich zu Vereinen zur Pflege der heimatlichen Sitten zusammen, vor allem zu Turn- und Gesangvereinen. Sie bauten deutsche Schulen. Sie gründeten zahlreiche deutsche Zeitungen. Sie hielten zeitweilig deutsche Bühnen aufrecht. Was sie auf diese Weise für einen großen Teil der Deutsch-Amerikaner erreichten, war Zweisprachigkeit. Aber sie konnten nicht verhindern, daß sich ihr Deutsch dabei mit englischen und halbenglischen Ausdrücken — auch in den Zeitungen — durchsetzte, daß es amerikanisierte, fast eine besondere Mundart wurde. Sie konnten nicht hindern, daß ihre Kinder, denen der persönliche Zusammenhang mit der Heimat fehlte, schon mit weniger Eifer am Deutschtum festhielten und sich, bewußt oder unbewußt, immer mehr an die amerikanische Heimat anschmiegten. Wohl konnten sie Schulen erhalten, aber nicht höhere Bildungsstätten, deren Besuch mehr und mehr Vorbedingung des Erfolges wurde. In der Rastlosigkeit des amerikanischen Wirtschaftslebens konnten sie und durften sie nicht einmal sich und ihre Familien allzusehr abschließen von der englisch sprechenden und denkenden Welt. Das konnten sich nur wenige unter gewöhnlichen Umständen erlauben. Die Widerstandskräfte erlahmten allmählich. Die Bemühungen schienen hoffnungslos, als nach der Einigung und der wirtschaftlichen Entfaltung Deutschlands der frische Zuwachs ausblieb.

Die einsetzende Einwanderung süd- und osteuropäischer Völkermassen nötigte bald den Anglo-Amerikanern größere Achtung für das Deutschtum ab. Durch diesen Zustrom von teilweise sehr geringer Art rückten die Deutschen gewissermaßen einen Platz hinauf in der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Geltung, wenn der Engländer in seinem gesteigerten Nationalgefühl sie im Ganzen auch nie als völlig ebenbürtig anerkannte. Viele hatten sich ja auch zu Reichtum emporgearbeitet, was ihnen Stellung und Ansehen im Lande des greifbaren Erfolges einbringen mußte. So stand die Sache etwa, als der Deutsch-Amerikanische Nationalbund

gegründet wurde. Ihm gehörten vor dem Kriege ungefähr 2 Millionen Menschen an. Diese Zahl ist nicht allzu hoch, da sie dadurch zusammengekommen ist, daß zahlreiche Verbände von Vereinen geschlossen beitraten. Es ist schwer, diese 2 Millionen Deutsch-Amerikaner wirklich zu erreichen und in Bewegung zu setzen für irgend einen Zweck. Auch machen sie ja nur einen Bruchteil des Deutschtums aus.

Leider ist auch der Deutsch-Amerikanische Nationalbund von vornherein mit einer Angelegenheit halb politischer, halb geschäftlicher Art verquickt. Viele der wirklich schwer reichen Deutsch-Amerikaner sind Bierbrauer. Natürlich werden sie oft wegen der deutschen Sache angegangen. So haben sie denn auch erhebliche Summen für den Nationalbund gegeben. Aber nicht ganz uneigennützig. Einmal sorgten sie in geschickter Weise dafür, daß der Deutsch-Amerikaner die heimischen Trinksitten nun für eine ebenso heilige Überlieferung ansehen lernte und als unveräußerliches Recht öffentlich übte und betonte wie das deutsche Turnen und das deutsche Singen. Eine deutsche Feier ohne Bier wurde undenkbar. Damit nicht genug, spannten sie den Nationalbund in den politischen Kampf gegen die Abstinenzgesetzgebung ein. So konnte man das unerfreuliche Schauspiel erleben, daß etwa bei einer Nationalfeier eines kleinen Staates ungeheure Mengen deutschen Bieres vertilgt wurden, während die junge Welt englisch miteinander sprach, und daß ein Umzug stattfand, wobei sich die Iren, angefeuert von ihren Schnapsbrennern, den deutschen Kämpfern gegen die Abstinenzbewegung begeistert anschlossen. Nun hat die Abstinenzbewegung in den Vereinigten Staaten dadurch eine erhöhte Bedeutung, weil der Alkohol im Völkergemisch der großen Städte besonders viel Unfrieden stiftet und eine Gefahr für die Arbeit an der Einheit der Nation ist. Deshalb sehen nicht nur Anglo-Amerikaner auf dieses Treiben der deutschen Brauer und irischen Schnapsbrenner verächtlich herab, sondern auch einsichtige Deutsch-Amerikaner halten sich der Bewegung fern. Je früher hier ein tatkräftiger Mann Abhilfe schafft und eine sorgfältige Trennung des Nationalbundes von den Angelegenheiten der Brauer vornimmt, um so besser ist es für die deutsche Sache.

Aber man darf diese Alkoholfrage auch nicht überschätzen. Es ist doch wichtig, daß es schon einen solchen Nationalbund gibt, der als Sammelbecken für alle deutsch-amerikanischen Kräfte dienen kann. Er hat auch schon viel Nützliches geleistet.

Anscheinend nahezu unabhängig von diesem Zustrom deutscher Menschen hat der Einfluß der deutschen Geisteswelt eingesetzt. In Göttingen begannen am Ende des 18. Jahrhunderts Amerikaner deutsche Wissenschaft zu studieren; ihre Zahl mehrte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts beständig, bis endlich eine stetig wachsende Befruchtung des amerikanischen Lebens durch deutsche Ideen erfolgte. Man weiß, daß Ralph Waldo

Emerson und seine Freunde aus deutschen Quellen schöpften. Weniger bekannt ist, daß die amerikanischen Universitäten in den letzten Jahrzehnten auf ihre englisch gearteten Grundlagen einen Oberbau nach deutschem Vorbild (mit gewissen Veränderungen) aufgeführt haben. Auch sonst hat Amerika gerade auf dem Gebiet des Bildungswesens viel von Deutschland gelernt und übernommen. Fröbels Kindergärten sind in den Staaten allgemeiner eingeführt als in Deutschland selbst und haben noch auf die Gestaltung des Unterrichts in den unteren Volksschulklassen eingewirkt. In der strengen Durchführung der allgemeinen Schulpflicht folgte man Deutschland. Auf dem zweiten großen Gebiet sozialer Tätigkeit, der Volksgesundung ging es nicht anders. Nicht selten fanden Studienreisen statt, um die Einrichtungen deutscher Städte kennen zu lernen. Zweifellos ist auch die geschilderte große Bewegung für den Staatssozialismus und gegen die Übermacht des Unternehmertums nicht unbeeinflußt von deutschen Ideen und Vorbildern entstanden und gewachsen (ähnlich wie in England die kleine aber einflußreiche Fabiangesellschaft ihren Entwicklungssozialismus von deutschen Ideen nährt). Während das Mutterland der Deutsch-Amerikaner seine Söhne zurückbehielt, hat es seine Ideen ausziehen lassen, um das Deutschtum zu stärken.

Die Deutsch-Amerikaner aber sind, wie andere Ausländer auch, nur allzusehr geneigt, in Deutschland noch das Land zu sehen, das sie oder ihre Vorfahren verließen, das ungeeinte, unentwickelte, politisch unfreie, wirtschaftlich enge, liebe, gute Land der Dichter und Denker. Wenn sie können, fahren sie wohl herüber und gehen dann bestenfalls mit allerlei halbwachen Heimatsgefühlen umher. Aber sie sehen nicht, was da inzwischen geworden ist. Sie sehen es wohl mit den Augen, aber sie fassen es nicht mit dem Herzen, daß da jetzt ein einiges, starkes, blühendes, politisch gereiftes, wirtschaftlich mächtiges, geistig reges Deutschland ist, das deshalb nicht aufgehört hat, zu dichten, zu denken und künstlerisch zu schaffen. Sie sind vielleicht noch mit ihrem Blute Deutsche, aber ihre Seele ist amerikanisch — sie glauben, daß doch alles größer, besser, freier, fortgeschrittener in ihrer neuen Heimat ist. Sie wissen nicht, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika schon lange bei ihrem Mutterlande in die Schule gegangen sind. Sie sind — möchte man sagen — amerikanischer als die Amerikaner.

Leichte Anzeichen der Wandlung sind da. Schon lassen die Deutsch-Amerikaner deutsche Dichter und Gelehrte herüberkommen und in ihren Vereinen sprechen. Aber sie wollen von ihnen unterhalten sein, sie wollen nichts von ihnen lernen. Auch die deutschen Austausch-Professoren in Harvard und New York tragen wohl dazu bei, Neu-Deutschlands Ansehen als einer geistig, politisch und wirtschaftlich vielfach vorbildlichen schöpferischen Macht — bei den Deutsch-Amerikanern zu stärken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vielleicht hat die Schar deutscher Studenten, die im Jahre 1913 eine Studienreise durchs Land machte und die begeistert aufgenommen wurde von den Deutsch-Amerikanern, gerade durch ihr überraschend anderartiges Auftreten, ihre unbegrenzte Wißbegierde und die Ablehnung allzu zahlreicher Bierabende, dem einen oder anderen zu denken gegeben, der gerade von diesem Besuch nur Studentenromantik alter Art erwartete.

Alles hängt für die Zukunft der Deutsch-Amerikaner davon ab, daß sie sich geistig bewußt, tatkräftig und rückhaltslos an ihr Mutterland anschließen und sich die gewaltigen Schätze nutzbar machen, die dort für sie bereit liegen. Wo Deutsch-Amerikaner an der Gestaltung des öffentlichen Lebens in den Vereinigten Staaten von Nordamerika teilnehmen — und sie sind stark beteiligt im Bildungswesen, bei der Volksgesundung und vor allem auch bei dem Kampf für die neue Freiheit, den Staatssozialismus —, da müssen sie stolz und wissentlich nach Deutschland als dem Vorbild sehen, sich von dort Rat holen und das Mutterland preisen, wenn es Hilfe bot. Dieser Anschluß ans Mutterland würde nicht nur das Deutsch-Amerikanertum stärken, er würde allmählich zur Vereinigung der beiden Zuflüsse des Deutschtums führen und es zu einer wirklichen Macht im Lande anwachsen lassen. Hier und hier allein liegen die gegebenen Aufgaben des Deutsch-Amerikanischen Nationalbundes. Das Mutterland muß wieder ein Gegenstand des Studiums werden; denn das von den Vätern ererbte Band ist nicht mehr im Vollbesitz der Deutsch-Amerikaner. Unabläßig sind die Fäden aufzuspüren, die in Vergangenheit und Gegenwart zwischen Deutschland und Amerika hin- und herlaufen, und neue sind anzuknüpfen. Die Bedeutung Deutschlands für die amerikanische Zukunft muß ins allgemeine Bewußtsein übergehen, den Stolz der Deutsch-Amerikaner neu beleben und sie zu erhöhter Tätigkeit für Erhaltung und Mehrung des Deutschtums anspornen.

Das würde in erster Linie den Vereinigten Staaten von Nordamerika zugute kommen, die mit ihren in allen Hauptlinien englisch beeinflußten öffentlichen Einrichtungen zu so unhaltbaren Zuständen gekommen sind. Die Deutsch-Amerikaner, ihres Deutschtums bewußt und vertraut mit der deutschen Welt, wie sie ist, würden imstande sein, dem amerikanischen Leben ganz allmählich etwas von seiner Verzerrtheit zu nehmen und in wirtschaftlicher Stetigkeit und in ruhigerer Gestaltung des persönlichen Lebens die Grundlage zu einer inneren Erneuerung zu schaffen. Ein solches Land erst würde ein verständnisvoller Freund Deutschlands werden können. Vielleicht gibt dieser Krieg den Deutsch-Amerikanern den entscheidenden Anstoß.

Walter A. Berendsohn.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was andre sagen

Deutscher Wille. Herausgeber: Dr. Ferdinand Avenarius, Dresden-Blasewitz. Des Kunstwarts 29. Jg. Heft 18.

Immer weiter: Hie Bürgerliche, hie Sozialdemokraten?

„. . . . Eines Tages tauchte in den Zeitungen die Nachricht auf, die „bürgerlichen Parteien" hätten sich mit der Regierung auf ein Steuerkompromiß geeinigt. „Die Bürgerlichen?" fragte man sich erstaunt. „Gibt es denn die im Weltkrieg noch?" Aber es stand schwarz auf weiß da, und nicht nur einmal, etliche Zeitungen konnten anscheinend das Wort von den „bürgerlichen Parteien" nicht oft genug wiederholen. Es war auch nicht der erste „Fall" dieser Art während des Weltkrieges, es war dergleichen schon einmal passiert, nur daß man sich damals sozusagen mit einem Räuspern nachträglich entschuldigt hatte, als hätte man sich versprochen. Diesmal hält man's nicht mehr für nötig. Im Bericht über die Sitzung des Hauptausschusses vom 22. Mai hieß es: „Ein sozialdemokratischer Redner beschwerte sich darüber, daß seine Fraktion zu den Verständigungsverhandlungen nicht zugezogen worden sei." Aber darüber ging man hinweg.

Warum zogen die „bürgerlichen Parteien" die Sozialdemokraten nicht zu den Einigungsverhandlungen heran? „Die Roten hätten sich doch nicht mit uns geeinigt!" So wären sie überstimmt worden. Warum hörte man sie nicht an? Man muß wohl oder übel annehmen, daß man es bequemer fand, unter sich zu bleiben.

Wer nicht auf seiner Parteikarre durchs Leben fährt, wie eben die Geleise eingefahren sind, wer in den Parteien nur Hilfsmittel des politischen Lebens von relativen Eigenwerten sieht, der erfährt durch dergleichen Vorkommnisse keinerlei Steigerung seiner Achtung vor dem Fraktionswesen. Er lernt: nicht einmal der Umstand, daß die Angehörigen aller Parteien gemeinsam auf dem Schlachtfeld für das Vaterland bluten, gibt den Parteien so viel inneren Aufschwung, daß sie über die Scheidung „bürgerlich" und „sozialdemokratisch" hinweg gemeinsam arbeiten.

Und er fragt sich: wie wird es nun mit dem Wort: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche?" Diesem Wort, diesem Gedanken, diesem Gefühl und Bekenntnis, das uns alle, vom Sozialdemokraten bis zum Kaiser gestärkt und gestählt hat? Will man das so allmählich „ausschalten", will man es zur Phrase machen? Dann seien die Herren daran erinnert, daß es schwerlich die schlechtesten sind, die gerade im Zuschütten der großen Kluft den Hauptgewinn des deutschen Lebens sehen. Die Feinde können uns diesen Gewinn auf keinen Fall entreißen, meint man, wir ließen ihn uns vom Fraktionswesen wegtaschenspielern?"

Rund um uns

Stellvertretung. Seit der Krieg das Leben, das wir kannten, vernichtet hat, hallt jede Stunde des Tages und der Nacht von Klagen wider, — wir wissen es alle. Sie gehen langsam, diese Stunden, mit schweren Füßen. Sie gehen

über so viel zertretenes Glück. Es ist gut, daß wir es manchmal vergessen können. Es ist gut, daß unsere Vorstellungskraft nie und nirgends ausreicht, die Schmerzenssumme dieser Kriegsmonde zu ermessen.

Oder sollten wir nie vergessen dürfen? Machen wir uns schuldig, wenn das Jetzt und Hier uns beherrscht? Wir sind Menschen und der Gewohnheit untertan! Nur in den ersten Wochen und Monden konnten wir ganz dem Neuen gehören. Der Alltag hinter der Front, dem unsere Pflichten gehören, hat über uns alle längst wieder seine Herrschaft angetreten.

Kann das aber recht und gut sein?

Das können nur unsere Soldaten recht beurteilen. Wie sieht es wohl in ihnen aus, wenn sie der Heimat gedenken? Können sie wohl noch den Lebensvorgängen hinter der Front gerecht werden?

Ein Mann, der, seiner eigenen Aussage nach, psychologische Schulung mit eigener Kriegserfahrung verbindet, läßt uns einen Blick in die Seele des Soldaten im Felde tun, der wohlgeeignet ist, unsere landläufigen und leider oft so oberflächlichen Vorstellungen über das Leben an der Front gründlich zu verändern. Aus der Schrift (Erich Everth, Von der Seele des Soldaten im Felde, erschienen als Tatflugschrift Nr. 10 bei Eugen Diederichs in Jena) soll eine Stelle besonders hervorgehoben werden, die in ihrer ergreifenden Gegensätzlichkeit wohlgeeignet ist, die Frage nach der Berechtigung unserer Lebensführung in der Heimat zu beleuchten.

„Ist man selbst verwundet und muß zurückgehen, kommt vielleicht unmittelbar aus der Aufregung des Gefechts in die verhältnismäßig ruhigere Zone einige Kilometer hinter der vorderen Linie, so kann man wieder die Veränderung schwer fassen, sich nicht so schnell in das Gefühl verringerter Gefahr finden und unterdrückt wohl zunächst sich regende Empfindungen der Erleichterung wie aus einem inneren Mißtrauen in die Möglichkeit solches Umschlags.

Und kommt man dann an die Verbandsstelle und sieht — und, was schlimmer ist, hört — die Schwerverwundeten, und es fährt einem etwa durch Kontrastvorstellung durch den Kopf: ‚jetzt fängt in Berlin die Oper an', so bringt man das nicht zusammen und meint, eines von beiden könne nicht wahr sein. Das ändert sich dann in wenigen Tagen, wenn sich der Abstand zur Front vergrößert und der Abstand zur Heimat verringert, dann wird man fähiger zur Überschau und zum gerechten Abwägen."

So urteilt der eben aus der Schlacht kommende Soldat. Und dennoch: Kann es recht sein, daß höchste Not und Gefahr und sorgloser Genuß in einem Volke, das in Gemeinschaft um sein Leben kämpfen muß, so unmittelbar nebeneinander stehen? Ist die Hingabe selbst an den edelsten Genuß in einer Stunde berechtigt, in der sich vielleicht mehr entscheidet, als wir auch nur ahnen können?

Die Fragestellung ist falsch, wenn sie sich nur auf den Krieg bezieht. Der Gegensatz zwischen Not und Gefahr auf der einen und Glück und Genuß auf der anderen Seite ist ja nicht nur den Kriegszeiten eigentümlich. Er besteht, seit es bewußt empfindende Geschöpfe gibt, er beherrscht die ganze bewohnte Welt. Nur die Gedankenlosigkeit vergißt, daß er ewig ist. Die Zeit duldet die Gleichzeitigkeit der schärfsten Gegensätze; die gleiche Stunde bringt Glück und Unglück, Geburt und Tod.

So gilt also unsere Frage für das gesamte menschliche Leben und zieht die Berechtigung der Lebensfreude überhaupt in Zweifel. Ist das aber erst einmal geklärt, so findet der unbefangene Mensch die Antwort leicht. Sicherlich ist die Freude am Leben berechtigt. Wollten wir uns ihr dauernd verschließen, wir machten uns der häßlichsten Undankbarkeit schuldig, täten wir es jetzt, wir lohnten den geduldigen Heldenmut unserer Heere mit Undank. Kämpfen sie doch für ein unversehrtes Heimatglück!

Jeder edle Lebensgenuß ist an sich nicht verwerflich, er wird es erst, wenn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

er auf Kosten anderer, gar auf Kosten eines leidenden Mitmenschen erkauft wird. Der Theaterbesuch in Berlin — um bei dem schlagenden Beispiel zu bleiben — schädigt keinen der Schwerverwundeten auf dem fernen Verbandplatz hinter der Front. Er kann höchstens die Seele des Besuchers schädigen, wenn der seiner Stimmung zum Trotz den Kunstgenuß sucht, wenn er sich absichtlich der Wirkung der ernsten Zeit verschließt. Für den Soldaten ist es im Augenblick seiner Verwundung gleichgültig, ob in der Heimat die Kunst weiter gepflegt wird oder nicht, wohl aber kann es ihn in nachdenklichen Stunden, wie sie das Krankenlager bringt, mit Stolz erfüllen, wenn er sich sagen darf: „Weil du im Kampfe deine Pflicht getan hast so gut wie deine Kameraden, können sie daheim im tiefsten Frieden der Kunst und Wissenschaft dienen zu Nutz und Frommen unzähliger Menschen, die der Erhebung und der Hilfe bedürfen." Dann wird er etwas vom Wesen der Stellvertretung spüren, die seinem Kämpfen und Leiden eine heilige Weihe gibt.

In Friedenszeiten fehlt dieser großartige, trostbringende Zusammenhang der Stellvertretung. Die vereinzelt Leidenden, die unsere Krankenhäuser füllen, die Trauernden und Darbenden, die vielen Einsamen unter uns müssen mit ihren Gedanken schon sehr tief schürfen, um auf den endlichen Zusammenhang alles Geschehens zu stoßen. Für sie ist das stellvertretende Leiden keine klar zutage liegende Selbstverständlichkeit wie für die Söhne unseres Volkes, die jetzt für Alle die volle Last des Krieges tragen, — es sei denn, daß sie zu den wenigen Auserwählten gehören, die sich bewußt für andere opfern durften. Der Gedanke, daß ihr Leid von der Last des allgemeinen menschlichen Schmerzenslos ein Geringes hinwegnimmt, ist ihnen fremd und unverständlich. Und doch ist es so. Jedes Leid wird für Viele getragen.

In Friedenszeiten ist der Kummer einsamer und verborgener, heute versinkt er fast im großen Schicksalsstrom, der durch unser Volk geht. Und dennoch triumphierte einst wie jetzt die Lebensfreude in unerschöpflicher Kraft, triumphiert ewiglich zum Heile der Menschen. Mag sie ihre Zuflucht bei den Kindern suchen müssen, sie kann nicht sterben. Und sie darf es nicht! Wir dürfen sie nicht fliehen, wo sie sich unversehens einstellt, weil die Stunde, die sie bringt, Anderen ihr dunkles Antlitz zuwendet. Das Dunkel kommt für jeden von uns; wir wissen es und empfangen das Glück des Augenblicks um so dankbarer, um so demütiger.

Die rechte Lebensfreude ist niemals blind, schließt niemals das Mitleid aus. Doch sie stirbt am Mitleid so wenig wie am eigenen Leid. Wer es einmal erfahren hat, daß man mitten im Leiden froh sein kann, besonders gerade im körperlichen Leiden, der weiß, daß die Lebensfreude selbst jetzt in unseren Lazaretten Heimatrecht hat. Im Garten eines unserer größten deutschen Krankenhäuser hörte ich kürzlich ein helles herzliches mehrstimmiges Lachen, das ansteckend und aufmunternd wirkte. Ich sah mich um. Da standen fünf junge Soldaten beieinander und freuten sich, Gott mag wissen, woran, sie hatten alle nur ein Bein, sie waren alle recht blaß und hager. Aber sie standen im vollen Sonnenschein, und sie lachten und gaben der wiedererwachten Lebensfreude ihr Recht.

Es gibt nur ein Leid, das alle Freude ausschließt. Es ist uns längst vertraut, denn es ist immer bei uns. Wir achten es aber nicht, und wir vergessen es, wenn wir es sehen. Es ist so alltäglich. Es ist das Leid der toten Seelen. Wer Kraft und Willen nur noch an den Daseinskampf zu setzen vermag, weil die nackte Not oder sein eigener irregeleiteter Wille ihn dazu zwingen, der ist innerlich tot. Er mag sehr spürbar vorhanden sein, unangenehm spürbar für Alle, die mit ihm in Berührung kommen, aber er l e b t nicht. Man tut ihm zu viel Ehre an, wenn man sagt, er vegetiere bloß. Täte er es nur! Wäre er doch nur so glücklich wie Baum und Strauch, wie die besonnte Blume im Wiesengrün,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die sich dem Lichte zuwendet, atmend, genießend, im dämmernden Bewußtsein der Lebensfreude. Von den Tieren ganz zu schweigen! Wem hat sich nicht schon in bangem Neide das Herz zusammengezogen, wenn er beim Anblick spielender junger Tiere unserer Kinder auf den Straßen unserer Großstädte gedachte?

Die toten Seelen sollten uns jammern. Zwischen ihnen und der fühlenden Menschheit zieht das Schicksal die Scheidelinie, die Glück und Unglück trennt, nicht zwischen denen, die der Krieg beraubte oder verschonte. Ihr Elend hat selbst der Krieg nicht gehoben. Wir sehen sie täglich, mit ihren gezeichneten, leeren Gesichtern, die Großstadttypen in Seide und Lumpen. Ihnen gebührt unser tiefstes Mitleid, und sie sind immer bei uns.

Stehen in Friedenszeiten Schmerz und Freude brüderlich nebeneinander, so dürfen sie es auch jetzt. Wir haben so lange um so Viele unserer Volksgenossen Trauer tragen müssen, ohne uns des Rechtes auf die Freude am Dasein begeben zu müssen; wir müssen es auch jetzt nicht. Wohl ist die Not dieses Krieges unübersehbar, doch die alltägliche Not der Friedenszeiten war es auch. Vergessen wir das nur nicht, und wenn der Krieg unser Mitleid weckt, sorgen wir, daß es im Frieden nicht wieder stirbt, als wäre alles gut. Auch im Frieden leiden Tausende an unserer Statt. **Melanie Ebhardt.**

Etwas vom Lied. Zwei Meinungen streiten sich: die eine spricht von einem Tiefstand des Volksempfindens, die andere findet hinter äußerer „Verrohung" und „Zivilisation" immer noch das warme, ernste Volkstum.

Bei oberflächlicher Betrachtung scheint die erste Meinung im Recht zu sein, ja manchmal möchte selbst ein Optimist in Zweifel geraten, ob seine Meinung die richtige ist. Der aufmerksame, dauernde Beobachter wird es aber stets mit der zweiten Auffassung halten müssen, besonders wenn er mitten im Volke steht. Am besten erkennt er die Richtigkeit dieser Auffassung an Sang und Klang im Volksleben.

Er wird wohl bemerken, daß das leicht geschürzte Operettenlied eine hervorragende Rolle spielt und daß drei Viertel der Mundharmonikamelodien der gleichen Abstammung sind, neben leichten Märschen und einer verschwindend kleinen Auswahl von Volksliedern; aber er wird auch leicht die Gründe dafür finden.

Wie kommt es, daß das leichte Lied mehr gesungen wird als das Volkslied? Der wesentlichste Grund liegt darin, daß überhaupt in unserem Gesellschaftsleben alles Leichte und Seichte eine bedenkliche Rolle spielt; eine vom Volk ungewollte Rolle. Denken wir vor allem auch an unser von gewissenlosem Kapital abhängiges Theater. Aber unser Volk schaut zum großen Teil immer noch auf die „Oberen" und hält alles für gut, was diese tun und treiben, und sucht es nachzuahmen.

So kommt es, daß auch unsere poesievollen Dorfabende seltener werden und in vielen Gegenden schon ganz ausgestorben sind: die Landbevölkerung strömt der Industrie und dadurch der dieser eigentümlichen Gesellschaft zu.

Wir müssen ein Gegengewicht schaffen. Und hier im Felde habe ich ein wirksames in bezug auf das Lied erkannt. Ich habe gesehen, daß man singen wollte und in Ermanglung anderer Lieder (neben recht wenigen Volksliedern) eben diese entarteten sang, ohne mit dem Empfinden dabei zu sein. Ich habe gesehen, wie schnell jedes neue Volkslied seine Zuhörer zum Mitsingen anregte. Gar manches Lied aus dem „Zupfgeigenhansl" wird von den Truppen jetzt gesungen, als ob es altbekannt wäre, und das andere Lied schwindet mehr und mehr. Ein Wandervogel in einer Truppe, besonders wenn er auch noch seine Zupfgeige dabei hat, richtet unter Hunderten von Kameraden mehr aus, als alle Volksliederabende und ähnliches. Es ist doch so klar, daß „Es hatt' ein Bauer ein schönes Weib" viel lieber gesungen wird, als das abgeschmackte „Puppchen", oder „Was nützet

mir ein schöner Garten", als das abgedroschene „Wo steht denn das geschrieben" — wenn es nur überhaupt gekannt und gekonnt wird. Und dafür müssen wir sorgen, wir Wandervögel, wir Vortruppler, die im Felde stehen, wir müssen dafür sorgen, daß möglichst viele Kameraden möglichst viele Volkslieder singen können. Und eure Kameraden sind euch dankbar dafür; sie haben noch Sinn für echte deutsche Lieder, sie haben noch inniges Empfinden; nur ein bißchen versteckt ist es hinter „Zivilisation", die ihnen ein häßliches Gesellschaftsleben aufgebürdet hat.

Max Josef Zink.

Aus der jungdeutschen Siedelbewegung. Die freideutsche Jugendbewegung, die, vom Wandervogel ausgehend und die akademische Jugend erfassend, sich kurz vor dem Kriege in der Jahrhundertfeier auf dem Hohen Meißner weithin sichtbaren Ausdruck schuf, hat durch den Weltkrieg, an dem fast alle ihre Glieder unmittelbar teilnehmen, einen neuen gewaltigen Anstoß erhalten, ihr jugendliches Wesen und Wollen in die Volksgesamtheit einzumünden.

In engem Zusammenhang damit steht die begeisterte Aufnahme, welche der Siedelgedanke gerade in dieser Jugend fand. Gilt es doch, im Rahmen einer ländlichen Siedlung eine jugendliche Lebensgemeinschaft aufzubauen, welche die schöpferischen Kräfte jener Bewegung sammelt und für unsere deutsche Zukunft wirksam macht. Eröffnet sich doch hier ein Weg, die tiefe Sehnsucht dieser neuen Jugend nach dem Einklang äußeren und inneren Lebens zu erfüllen, ihr eine wahre Heimat in ihrem Volke zu schaffen. So wuchs, mitten in diesem Kriege, der ernste zähe Wille, den Siedelgedanken, wie er sich in der Jugend aufs neue gestaltet hat, in die Tat umzusetzen.

In der „Freideutschen Siedlungsgemeinde" ist es den heimgekehrten Kriegsfreiwilligen, die im Frühjahr zu ihrer Gründung aufriefen, gelungen, eine Arbeitsgemeinschaft zu schaffen, in der sich die gleichgerichteten Siedelkräfte der Jugend zu gemeinsamem Werke vereinen. Über Ordnung, Tätigkeit, Aufgaben und Ziele der Gemeinde unterrichten Leitsätze und Rundschreiben, die durch die Leitung (Gerhard Fils, Jena, Fürstengraben 7) zu beziehen sind. Gerade in den Kreisen der Lebenserneuerer, deren Forderungen zu erfüllen eine Selbstverständlichkeit für die künftige Siedlung bedeutet, hofft die „Freideutsche Siedlungsgemeinde" verständnisvolle Förderung zu finden. Vor allem aber ist es ihr Wunsch, daß sich die Jugend dieser Kreise ihr anschließen möge. Erst neuerdings hat die Gemeinde eine Einigung aller jungdeutschen Siedlerkreise angebahnt, deren Zusammenschluß in einem Zweckverbande bevorsteht. Denn nur durch Sammlung und Gleichrichtung der vorhandenen Kräfte und Mittel kann diese Jugend ein Gemeinwesen von dauernder Lebensfähigkeit aufrichten, und nur ein fester geschlossener Wille vermag die Schwierigkeiten und Widerstände zu überwinden, welche diesem Werke entgegenstehen. So ist es auch das Hauptbestreben der genannten Gemeinde, einen Stamm von jungen Siedlern heranzubilden, die durch ihre Arbeit der künftigen Siedlung jene positive Grundlage geben, auf der eine gedeihliche Entwicklung möglich ist. Daß es sich hier um ein Unternehmen von völkischer und sozialer Bedeutung handelt, beweisen die Leitsätze der Gemeinde.

„Majestät" und „Allerhöchstderselbe". Fremdwörter merzen wir aus, und die Behörden unterstützen diese Bestrebung lebhaft. Sollen wir aber nur das fremde Wort, die unschuldige Buchstabenreihe, verbannen, und nicht vielmehr den fremden Geist? Bei einem Fremdwort kann der beste deutsche Geist sein; das haben Goethe, Schiller und Bismarck bewiesen. Umgekehrt kann in echt deutschen Lautgruppen ein fremder Sinn walten. Übertriebene Höflichkeit, Devotion und Byzantinismus haben in Verbindung mit der deutschen Pedanterie unsere Sprache schwerfällig und steif gemacht. Es ist ein Fluch, daß die neuhochdeutsche Sprache aus einer Kanzleisprache hervorgegangen ist — wie man weiß, hat

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Luther das kursächsische Aktendeutsch seiner Bibelübersetzung zugrunde gelegt. Sollen wir nicht unserer Sprache behilflich sein, das schwere, verschwitzte Brokatkleid der umständlichen Höflichkeitsformeln wieder abzustreifen, damit sie den leichten, festen Gang der älteren deutschen Sprachen, des Althochdeutschen und des Mittelhochdeutschen, oder des Gotischen bekomme? Vielleicht gelingt das nie. Einzelne Schnörkel abzuwerfen, läge jetzt aber in unserer Macht; wir brauchten nur zu wollen. Es sind die Schnörkel, die gemacht werden, wenn von unserm Kaiser oder von anderen Fürsten die Rede ist.

Der einfache Sinn sagt: „Der Kaiser ist heute hier angekommen; er wird morgen weiter reisen." Gott behüte, wie respektlos, sagt der Byzantinismus und macht einen krummen Buckel, es muß heißen: „Seine Majestät der Kaiser ist ... — „ist?" aber nein doch; wie darf man von einem so hohen Herrn in der Einzahl sprechen! Zwar hat Wilhelm II., der mit Verachtung auf alle krummen Buckel in seinem Reiche sieht, selber schon längst den majestätischen Plural aufgegeben; er sagt stolz und frei „ich", wenn er von sich redet, nicht „wir". Die Mehrzahlform der Anrede überhaupt ist in diesen Blättern ja schon einmal gebührend gegeißelt worden (Vortrupp Nr. 7); die sprachliche Höflichkeit beschränkt sich zuweilen nicht auf die Person; der Diener war gut erzogen, der da sagte: Des Herrn Baron Pferd sind gesattelt. „Der Herr Doktor wurden da katechisiert" — wir kennen den dienstbeflissenen Schelm, der das sagt. Aber die Lakaienseele ist völlig frei von Schelmerei; sie ist nur dienstbeflissen, und sie nimmt die Sache sehr ernst. Mögen Seine Majestät der Kaiser in der Einzahl von sich (oder von ihnen?) sprechen; der Lakaienseele ziemt zu sagen: Seine Majestät der Kaiser *sind*, Seine Majestät *haben* ... Ich habe diesen Unsinn in unzähligen Manuskripten geändert, die mir unter die Hände kamen, und ich habe mich oft gewundert, wie doch unzweifelhaft gebildete Leute so wenig Sprachgefühl und Geschmack haben. Also der echte, rechte Hofmann spricht: „Seine Majestät der Kaiser sind hier angekommen", und nun könnte er fortfahren: er reist morgen weiter. Aber was ist denn das? „Er?" Wer ist „er"? Wie kann man einen Kaiser „er" nennen! Das tut man doch überhaupt nicht, wenn man von jemand spricht; das ist viel zu kurz und zu grob. Es muß „derselbe" heißen. Aber das sagt man ja auch von Hans und Franz, wenn derselbe denselben verklagt hat und dieselben eine Vorladung vors Gericht bekommen. Was ein Kaiser tut, ist immer das Höchste; was sage ich, das Allerhöchste! Der Kaiser — um Gotteswillen — Seine Majestät der Kaiser haben nicht nur allerhöchst und allergnädigst geruht, in unserer Stadt Aufenthalt zu nehmen, sondern Allerhöchstderselbe (mit großem A) reisen morgen weiter. So ist es richtig, und nun kann sich der gequälte Sprachgenius die Schweißperlen von der Stirn trocknen; die Zeremonie war sehr anstrengend.

„Die aufgedunsene Ausdrucksweise unserer Höflinge und Geschäftsleute", nennt es Jakob Grimm, der Sprachgewaltige. Diese und andere Verschnörkelungen unserer Rede sind keineswegs urdeutsch. Erst in den letzten Jahrhunderten ist unserer Sprache so schändlich Gewalt angetan worden. Vieles werden wir ja bis ans Ende der Zeiten schleppen müssen. Ob es dem Vortrupp gelingen wird, das „Sie" der Anrede zu verdrängen? Gewiß spricht auch vieles dafür; anderseits hat diese Form doch auch den großen Vorzug, feine Unterscheidungen des Gefühls zu gestatten. Das „du" ist wirklich schlicht und schön und herzlich; aber gerade darum möchte man es nicht zu jedem sagen.

Wenn es heute aber irgend jemand gibt, von dem sich unser Gefühl nicht durch die Sperren und Drahtverhaue sprachlicher Höflichkeitsformen getrennt wissen möchte, so ist es unser Kaiser; man hat die Empfindung, zu dem Kaiser „du" sagen zu müssen. Ebenso wie der Kaiser sagte: „Ich kenne keine Parteien (also auch keine Stände) mehr,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sondern nur noch Deutsche", muß jeder einzelne von uns sagen: „Ich weiß nichts mehr von Ew. Majestät; ich kenne Allerhöchstdenselben nicht mehr, ich kenne nur noch den einen großen Deutschen — Heil Kaiser dir!" So redete der alte Franke herzlich mit seinem König: „heil wis chuninc, heil du herro, liop truhtin, edil franko!"

Aus der mannhaftesten Sprache, der deutschen, ist allmählich ein solches Ergebenheitsgemurmel geworden, daß der Deutsche den traurigen Ruhm genießt, die steifste Sprache zu haben. Jakob Grimm sagt: „Unsere Hof- und Geschäftssprache ist dahin gebracht, daß sie im Angesicht und im Kreis der Fürsten nirgends mehr natürlich reden darf, sondern ihre Worte erst in die verschlingenden Fäden unabläßig wiederholter und schon darum nichtssagender Präfixe und Superlative einzuwickeln gezwungen ist. Alle daraus entspringenden Redensarten wären geradezu unübersetzbar in die französische und italienische Sprache, welche, nachdem einmal die Majestät angeredet ist, immer einfaches ‚elle' oder ‚ella' folgen lassen: das kann uns den Prüfstein für unseren Mißbrauch abgeben. Sonst in Europa haben lediglich die vom deutschen Zeremoniell abhängigen oder angesteckten Höfe in Holland, Dänemark und Schweden mehr oder weniger genau, ein ‚hoogstdezelve', ‚allerhöistdensamme', ‚allernädigst' nachgeahmt. Gewiß aber würde die Weisheit des Fürsten gepriesen werden, der seine Aufmerksamkeit auf den Ursprung und Zweck dieses leeren, seiner selbst wie unsers Sprachgenius unwürdigen, eher chinesischen als deutschen Gepränges richtend, es auf immer verabschiedet und die treuherzigen Anreden und Grüße unserer Vorzeit, soweit es noch angeht, zurückholt."

Es ist ein untrügliches Zeichen der Bildung, wenn jemand die überkommenen leeren Titel und Formen vermeidet und dennoch versteht, in den unverkünstelten Ausdruck, den er dafür wählt, alle die Achtung und Ehrerbietung zu legen, auf die der Angeredete Anspruch hat.

J. John.

Die „schöne Pflicht". Im „Tag" (Nr. 125) spricht der Schriftsteller Richard Nordhausen in einem Aufsatz über die Reichsbuchwoche u. a. von den Bemühungen der Enthaltsamen gegen die Sendung von Alkohol und Tabak an die Soldaten im Felde. Nicht im Sinne der Alkohol- und Tabakgegner; im Gegenteil: er hält es für eine „schöne Pflicht, denen da draußen ein bißchen blauen Dunst und Hirnnebel zu schaffen". Merkwürdigerweise folgt dieser Begründung dann die Feststellung, „daß der Weltkrieg zum mindesten das Qualmlaster unerhört gefördert hat". Im ganzen aber gipfelt die Betrachtung eben in der „schönen Pflicht".

Die Enthaltsamen wundert solche Ansicht keineswegs. Sie fragen nur: Was würde ein besonnener Mensch sagen, wenn eine gleich „schöne Pflicht" auch bei anderen Volksgiften und „Annehmlichkeiten" angeraten und verteidigt würde? Zum Beispiel, wenn der Staat die „schöne Pflicht" haben sollte, möglichst viele Bordelle aufzumachen und zu unterhalten, oder —

Bewahre, wie kann man nur! —

Aber mit dem Rauschgift und dem Rauchgift — ja, Bauer, das ist ganz was anderes!

Paul Hundt.

Neue Bücher und Schriften

Hermann, Georg: Vom gesicherten und ungesicherten Leben. Egon Fleischel & Co., Berlin.

Kutter, Hermann: Gideonsgeist. I–III. je M. 0.40. Art. Institut Orell Füßli, Zürich.

Paasche, Hans: Fremdenlegionär Kirsch. Geh. M. 1.—, geb. M. 2.—. August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Jugend und Heimat. Erinnerungen eines Fünfzigjährigen. Einfach geb. M. 1.80. Reicher geb. M. 3.—. Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München.

Bölsche, Wilhelm: Stammbaum der Insekten. M. 1.—. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

5. Jahrgang Nr. 16 16. August 1916

Koalitionskriege.

In seinem bekannten Aufsatz über Friedrich den Großen wirft Macaulay die Frage auf, wie es möglich war, daß der preußische König der furchtbaren Koalition von 1756 widerstand. Ein weniger furchtbarer Bund hatte in einer Woche alle Provinzen Venedigs erobert, als dieses auf der Höhe seiner Macht stand. Auch die Koalitionen, die Ludwig XIV. demütigten und Napoleon stürzten, waren, wenigstens nach Macaulays Urteil, weniger mächtig.

Die landläufige Meinung ist schnell fertig mit ihrer Erklärung: Friedrichs überlegener Geist war es, der ihn rettete. Aber so hoch man seine Feldherrnkunst auch anschlagen mag, so fällt sie doch nicht schwer genug in die Wage. Denn gewiß stand Napoleon nicht minder hoch über Schwarzenberg, Blücher, Bernadotte und Wittgenstein als Friedrich über Daun und Laudon. Der offenbarste Beweis aber dafür, daß Friedrichs Überlegenheit als Feldherr nicht das Ausschlaggebende war, liegt darin, daß die Preußen grade unter seiner Führung wiederholt auch schwere Niederlagen erlitten, was Napoleon vor Leipzig niemals geschah. Die Ursache, warum Friedrich gerettet wurde und Napoleon unterlag, muß also tiefer liegen, sie kann in bloß persönlichen Eigenschaften nicht gefunden werden.

In Wahrheit ist Friedrich, so paradox das klingt, dem Verderben entgangen durch die Schwäche seiner Gegner. Es ist wahr, er hatte drei Großmächte sich gegenüber, Österreich, Frankreich und Rußland, abgesehen von kleineren Gegnern, und er selbst hatte nur einen einzigen namhaften Verbündeten, England, das ihn nach seiner Gewohnheit ziemlich lau, hauptsächlich mit Geld unterstützte und ihn, als seine Bedrängnis aufs höchste gestiegen war, im Stich ließ. Aber das Bündnis dreier Mächte verleiht mitnichten eine dreifache Macht. Hier gilt eine besondere Arithmetik, hier heißt es nicht: 3 mal 2 macht 6, sondern 3 mal 2 macht nur 5 oder gar nur 4, je nach Umständen.

Das Wesentliche war, daß Friedrich jedem einzelnen seiner Gegner überlegen war. Das hat Macaulay nicht erkannt oder doch nicht genügend betont. Er hebt hervor, daß Friedrich nur 5 Millionen Untertanen gehabt habe, die Volkszahl der ihm entgegenstehenden Mächte veranschlagt er, wohl etwas zu hoch, auf 100 Millionen. Aber in der Zeit der Söldnerheere

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kam auf die Volksmenge weit weniger an als heute beim Bestehen der allgemeinen Wehrpflicht. Trotz seines geringen Gebiets besaß Friedrich, dank der unausgesetzten Sorge seiner Vorgänger und seiner eigenen Tätigkeit, ein Heer, das nicht nur an innerer Tüchtigkeit, sondern auch an Zahl das Frankreichs und Österreichs übertraf, von Rußland gar nicht zu reden. Solange er es nur mit einer der Großmächte zu tun hatte, war seine Überlegenheit ganz unzweifelhaft. Gefährlich war die Sache für ihn nur, wenn sie nach einheitlichem Plan zusammenwirkten.

Eben dies aber pflegt bei Koalitionen selten der Fall zu sein. Hier hat jeder der Teilnehmenden seine Aufmerksamkeit geteilt zwischen dem Gegner und dem Verbündeten. Denn der Verbündete von heute war gestern noch ein Feind und kann es morgen wieder werden. Während man also den Sieg erstrebt, hat man zugleich darauf zu sehen, daß man sich ja nicht von den Genossen übervorteilen lasse. Meist werden die Leistungen der Einzelnen vorher in besonderen Verträgen genau abgegrenzt, und jeder ist ängstlich darauf bedacht, daß seine Opfer an Blut und Geld ja nicht höher steigen, als ausgemacht ist, während er zugleich argwöhnisch acht gibt, ob der teure Freund auch gewissenhaft den Bedingungen nachkommt. Auch über das Ziel des Angriffes besteht selten Einmütigkeit. Jeder möchte am liebsten nur solange kämpfen, bis er die eigene Beute in Sicherheit gebracht hat, und wacht eifersüchtig, daß die Freunde sich nicht auf seine Kosten bereichern. Wer recht schlau ist, spart seine Kräfte auf, bis es an die Verteilung der Beute geht, wovon wir erst vor wenigen Jahren im Balkankrieg ein schlagendes Beispiel erlebt haben. Wie ganz anders, wo ein einziger Wille die Kriegführung lenkt! Friedrich spannte alle Kräfte seines Landes aufs äußerste an, er verfolgte jeden Vorteil, den das Glück des Krieges ihm bot. Österreichische und russische Truppen waren dagegen nur mit Mühe unter einen Hut zu bringen, und als endlich dies halbe Wunder verwirklicht war und sie durch ihre Übermacht den entscheidenden Sieg von Kunersdorf davongetragen hatten, da überwog sofort wieder die Eifersucht, und der Sieg ward nicht ausgenutzt.

Die Koalition war nur äußerlich betrachtet besonders furchtbar, innerlich war sie sogar recht schwach. Es war eine bewundernswerte Leistung des Fürsten Kaunitz, des Unterhändlers der Maria Theresia, daß er den Versailler Hof dazu brachte, sich, entgegen allen ererbten Grundsätzen, für das Bündnis mit Österreich zu entscheiden. Aber den Mangel gemeinsamer Interessen zwischen den beiden verbündeten Mächten konnte auch seine diplomatische Kunst nicht aus der Welt schaffen. Eine ernsthafte Angelegenheit war der Krieg eigentlich nur für Maria Theresia. Schweden und Polen beteiligten sich fast gar nicht, auch Frankreich und Rußland nur mit mäßigem Eifer. Daß bei alledem die Standhaftigkeit, mit der Friedrich der Große in seiner oft beinahe

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verzweifelten Lage ausharrte, die höchste Bewunderung verdient, ist selbstverständlich.

Auch die französische Geschichte bietet ein schönes Beispiel von der Standhaftigkeit eines Herrschers. Es ist Ludwig XIV., der im spanischen Erbfolgekrieg einer Welt von Feinden Trotz bot und sich in seiner Bedrängnis weit größer erwies als in den Tagen seines Glückes. Auf der einen Seite stand Frankreich, dem fast nur einige deutsche Staaten Beistand leisteten, auch diese nur kurze Zeit; auf der anderen England, Holland, Portugal, Savoyen, Österreich, dazu das Deutsche Reich, das zwar sonst wenig in Betracht kam, wozu aber auch das damals schon militärisch ziemlich starke Preußen gehörte. Geführt wurden die verbündeten Heere von den beiden größten Feldherren ihrer Zeit, Prinz Eugen und Marlborough, deren Einmütigkeit ganz besonderes Lob verdient. Dagegen standen an der Spitze der Franzosen meist unfähige Höflinge. Die Verteilung der Kräfte war also auch hier ungleich genug, und es ist wahrlich nicht zu verwundern, daß die Franzosen eine Niederlage nach der anderen erlitten. Dieser Koalitionskrieg bietet nun aber das Besondere, daß die Verbündeten zwar militärisch fast überall im Vorteil waren, trotzdem aber Ludwig XIV. einen erstaunlich günstigen Frieden erlangte. Mit einem Wunder ging auch das nicht zu, vielmehr war dieser Ausgang nur natürlich, da die Interessen weit auseinandergingen. Den Seemächten England und Holland lag gar nichts daran, daß ein österreichischer Prinz den spanischen Thron bestieg, sie wollten nur verhindern, daß die spanische Monarchie in einer Hand blieb. Als sie dies ohne Österreich erlangen konnten, ließen sie für Sondervorteile, namentlich günstige Handelsbedingungen, den Kaiser im Stich. Ludwig XIV. hätte zur Zeit seiner Bedrängnis sich gewiß nicht träumen lassen, daß er schließlich im Frieden sogar das wider alles Recht geraubte Straßburg behalten würde.

Das erstaunlichste Beispiel einer erfolglosen Koalition aber ist wohl die von 1793. Man vergegenwärtige sich den Zustand des damaligen Frankreich. Gegen den Konvent lag fast das halbe Land im Aufstand. Auch die Provinzen, die ruhig blieben, waren doch im geheimen meist königlich gesinnt und ertrugen nur mit Knirschen das Joch der Jakobiner. Die Heerführer waren teils unfähig, teils von zweifelhafter Treue. Gegen dies zerrissene Land, das keinen einzigen Verbündeten hatte, setzten sich die kriegsgewaltigsten Mächte Europas in Bewegung: Preußen, Österreich, England, von einigen kleineren abgesehen. Ihre Heere fanden sich einer halb verhungerten, kaum bewaffneten Bande gegenüber. Die Konventsdelegierten mußten die Einwohner der Städte bitten, ihre Stiefel für die Soldaten herzugeben. In Straßburg erbat man Kleider, Bettücher und alte Leinwand, um die zerlumpten Freiwilligen zu bekleiden. Man sagt wohl, Frankreich sei durch das Massenaufgebot gerettet worden. Aber eine solche militärische Neuschöpfung braucht Zeit, um wirksam zu werden.

Zunächst waren die Franzosen gewiß die Schwächeren. Daß sie nicht gleich im ersten Anlauf überrannt wurden, ist nur zu erklären aus der lendenlahmen Kriegführung der Verbündeten. Während England nach seiner Gewohnheit sich auf einen Kolonial- und Handelskrieg beschränkte, schielten Preußen und Österreich beide nach Polen und hielten deshalb ihre besten Kräfte zurück. Im weiteren Verlauf gestaltete sich der Krieg für Frankreich immer günstiger. Während die Gegner ermatteten und sich teils, wie Preußen, zurückzogen, teils gar, wie Spanien, auf Frankreichs Seite übertraten, trug die neue Heeresverfassung ihre Früchte, und es reiften die großen Feldherren heran, die in der neuen Kriegführung mit großen Heeren aufgewachsen waren, vor allen jener Schlachtengott, der allein ein ganzes Heer aufwog. Übrigens hat dieser Krieg sein genau entsprechendes Seitenstück in dem Hussitenkriege, wo auch alle umliegenden Länder gegen das eine winzige Böhmen, das noch dazu von dem wütendsten inneren Zwist zerrissen war, unter die Waffen traten. Es herrschte aber auf der einen Seite eine große, hinreißende Idee, auf der anderen kleinliche Sonderbestrebungen.

Von erfolgreichen Koalitionen bietet die Geschichte nur wenige Beispiele. Siegreich waren die Mächte, die sich im Jahre 1700 gegen Schweden verschworen. Aber diese Ausnahme bestätigt die Regel. Der eine Teilnehmer, Rußland, war schon allein dem angegriffenen Schweden ebenbürtig, zwar weniger an materiellen Hilfsmitteln, als dadurch, daß an seiner Spitze ein hervorragend tüchtiger Staatsmann stand, wogegen Schweden einen staatsmännisch völlig unzulänglichen Querkopf zum Führer hatte. Gegenüber den Leistungen Peters fielen die seiner Verbündeten wenig ins Gewicht. Siegreich war auch die Koalition von 1813. Das lag daran, daß der Druck Frankreichs so unerträglich geworden war, daß die Sonderbestrebungen wenigstens für den Augenblick zurücktraten und Rußland, Schweden, Preußen, Österreich und der größte Teil des übrigen Deutschland gegen das ohnehin schon geschwächte Frankreich zusammenhielten. Harter Erfahrungen hatte es bedurft, um diese Einheit zustande zu bringen, und kaum war bei Leipzig die Entscheidung errungen, als auch die Eintracht schon wieder zerbröckelte. Das schließliche Ergebnis war nicht viel glänzender als das des spanischen Erbfolgekrieges, und der Wiener Kongreß hat mit dem Utrechter, der 1712—1713 tagte, eine auffallende Familienähnlichkeit. Wenn man nachher allgemein klagte, die Federn hätten verdorben, was das Schwert gewonnen hätte, so ist das nur eine neue Bestätigung des alten Satzes von der Schwäche der Koalitionen, mag diese nun mehr auf militärischem oder auf diplomatischem Gebiete zutage treten. Nur solche Bündnisse, die Verteidigungsziele verfolgen, haben bessere Aussichten.

Ernst Müller-Holm.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Wiedergeburt des Menschen.

Der Krieg greift mit wuchtiger Hand in das menschliche Leben ein. Für jeden bringt er Folgeerscheinungen, hier leichter, dort schwerer Art, hier aufbauend, da zerstörend. Man hoffte auf eine Umwertung vieler Werte, auf eine Wiedergeburt des künstlerischen, sittlichen, religiösen Geistes. Wir erwarteten den Umschwung elementar augenblicklich. Ein Wunder sollte sich vor unseren Augen vollziehen. Nun zeigte uns der Krieg ein ander Gesicht, eherne Ausdauer, Wachen und Harren, stolzen Glauben und heilige Zuversicht. Ein neues eigenartiges Leben entwickelte sich in den Höhlen unter der Erde. Ein Drama vollzieht sich darin vor unseren Augen mit der Tatsache als treibender Kraft, daß wir Menschen schwächer als unser Schicksal sind. Im Augenblick dieser Erkenntnis setzt der sittliche Wille ein. Es beginnt ein grausamer, eisenharter Kampf um die Würde des Menschen gegen die Demütigungen des Krieges, die aber sind Hunger und Überanstrengung, Krankheit und Wunden, geistige Öde und nervöse Reizbarkeit, Not und Tod. Den Schwachen zerbricht dieser Kampf, den Starken richtet er auf. Der Krieg springt gleichsam über das Geschlecht seiner Kämpfer hinweg, um seine Wirkungen in die Zukunft zu stoßen. Nicht elementar augenblicklich tritt ein Umschwung ein, sondern langsam wandelnd, neuwertend, um so dringlicher.

Wir kennen als Bedingung der geistigen Aufnahmefähigkeit die Aufmerksamkeit, eine gewisse innere Spannung. Wir unterscheiden verschiedene Grade dieser Spannung. Andauernde geistige Arbeit erzeugt gleichsam eine Hochspannung, dieser folgt eine Ermüdung oder Abspannung. So erklären wir uns die Ruhepausen im Schaffen des Künstlers. Durch winzige Zufälle erfolgt bei ihm eine Ordnung der Vorstellungen, damit eine Anspannung. Beim Unbegabten wird sie hervorgerufen durch die Kunst der Erziehung (Bedeutung der Form!). In dieser inneren Aufmerksamkeit liegt die wichtige Kraft des Selbstergreifens, der Selbsttätigkeit, ohne die eine innere Wandlung unmöglich ist. Die Größe und Wucht und Neuheit der Eindrücke im Kriege können wohl diese Spannung erzeugen, aber ihre Wiederholung stumpft ab. Wer nicht über große geistige Energie verfügt, verfällt diesem Gesetz. Eine Kurve, welche die seelischen Vorgänge darstellen sollte, würde bei anfangs weitem Ausschlag verflachen — geistige Öde, dann aber durch zunehmende nervöse Reflexbewegung wieder anschwellen. Das sind die beiden Grabenkrankheiten, zugleich Hindernisse im Kampf mit der Selbsterhaltung, damit im Kampf um unsere Menschenwürde. Der Krieg stützt sich auf die Vorarbeit der Erziehung; denn der seelisch wie körperlich

ausgebildete Mensch ist in diesem Kampf im Vorteil. Vielleicht ist der stumpfe Mensch glücklicher — höher steht er nicht. Hier erhebt der Krieg mahnend die Forderung, Schulen zu gründen, in denen die körperliche Übung gleich der geistigen besteht. Nur in einem starken Körper wird eine starke Seele wohnen. Der Krieg dringt auf Durchführung der Volkshygiene. Wir siegen, weil wir das höhere Kulturvolk sind. Nicht die kriegerischen Instinkte entscheiden diesen Kampf, sondern die disziplinierte Kraft, nicht die Wucht, sondern die „langen" Willenshandlungen. Unsere modernen Waffen machen die geschichtliche Erfahrung heute unmöglich, daß ein Kulturvolk dem Naturvolk unterliegt. Von dieser unserer geschulten Kraft, der seelischen wie der körperlichen, hängt einzig unsere deutsche Zukunft ab. Der Krieg geht immer bis an die Grenzen der menschlichen Kraft, aber wie viele zerbrechen auf halbem Wege, wie viele spüren sich ohnmächtig gegenüber einem unbekannten Schicksal! Jede Schwäche ist eine Demütigung, jede Krankheit tastet nach unserer Menschenwürde. Wir sind unseren Erben mehr als weite Grenzen schuldig, mehr als großes Gedenken, höher steht nur die Kraft. Überwindung der Schwäche zu neuer Kraft! Über alle geahnten Grenzen hinaus! Darin liegt unsere Menschenwürde. Aber nur von der inneren Spannung aus, nur durch die Selbsttätigkeit ist eine Wandlung möglich.

Auf eine Erscheinung muß aufmerksam gemacht werden. In Feldpostbriefen zeigt sich ein ernster Ton, der früher an diesem Menschen unbekannt war. In der Heimat entpuppt sich wieder die alte Art. Wir finden hier dieselbe Erscheinung wie im Theater. Vor der Erhabenheit der Kunst beugt sich der Mensch, auf der Straße ist er der alte wieder. Der Tod zeigt drohend sein Gesicht, glücklich diesem Zwange entronnen, offenbart sich um so stärker die alte Natur. Wir müssen scheiden zwischen seichten und tiefen Menschen. Hier setzt die ungeheure Verantwortung der Erziehung ein, in der sich die tausend Elemente von Umgebung, Zeit, Schule, Beruf... treffen. Hier beginnt die politische Sendung des Schulmeisters. Warum bleibt bei vielen die tiefe seelische Wandlung aus? Die Seele ist zu arm, zu unfähig, ja unwillig, sich in politischen, religiösen Fragen selbständig zu überzeugen, sie wird ein Raub der Agitatoren, der öffentlichen Meinung. Ungünstig war für uns die Zeitlage, die seelische Entwicklung, in der wir uns befanden. Die Massengefühle, die Flut der Romantik, die ersten Gedichte bewiesen, wie unfertig wir waren. Darum ist mir der zweite und dritte Auszug lieber gewesen. Klarheit liegt dann auf der Stirn, Entschlossenheit im Herzen, die Wirklichkeit zu ertragen, selbst wenn sie gräßlich und abschreckend wirkt. Erst in der kalten Furchtbarkeit unseres Kampfes, durch rück-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sichtslose Mittel unserer Feinde, mit denen sie uns ausrotten und vertilgen wollen, erwacht die rechte Parole: Lieber Ungeheuer als Opfer! Wir hatten eben erst begonnen, die Jugend körperlich zu erziehen, wir steckten noch tief in religiösen Zweifeln, wir bauten noch eben an einer Weltanschauung. Neues will werden. Unser geistiges Rüstzeug lag noch in der Schmiede. Einzelne starke Naturen hatten sich gepanzert, da rief der Krieg auch die Schwachen. Wir traten in seine Furchtbarkeit wie das Kind aus der Schule in das Leben tritt. Wir kamen zu falscher Wertschätzung des Lebens. Der Natur ist doch unser Schicksal gleichgültig, sie stattet uns aber mit einem glühenden Willen zum Leben aus. Können wir diesen Widerspruch besser auflösen, als daß wir uns zu unwiderstehlicher Kraft überwinden? Von den Höhen zu den Gipfeln, von Horizont zu Horizont! Kraft, selbsttätige Kraft! Nur so ist eine Wiedergeburt möglich. Der Krieg ist zu furchtbar, darum schreitet er über uns in eine stärkere Zukunft, in welcher der Mensch nur auf sich gestellt, in der stärkste Heimat- und Bodenliebe einsetzt — eine Zeit in unerbittlicher Wahrheit und Wirklichkeit.

Georg Karte.

Und es mag am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen.

Kaum ist je einem Volke ein stolzeres Wort gesagt worden. Müßten wir uns nur nicht erinnern, daß tiefste Erkenntnisse, höchste Aussprüche, wenn sie aus dem engsten Lebenskreise dessen, der sie sich errang, in die Welt hinaustreten, allzuleicht Märtyrer werden! Es ist nun einmal so, daß, bei aller tüchtigen Arbeit, die überall auf Erden geleistet wird, bei allem sittlichen Streben, das Menschen aller Länder erfüllt — Erscheinungen, an denen uns auch der furchtbarste Weltkrieg nicht zweifeln lassen darf — doch in dem, was nicht zum unmittelbaren Schaffensbereich des Einzelnen gehört, ein gut Stück Gedankenlosigkeit weit verbreitet ist. Der sind dann Schlagworte bequem, ja, je mehr sie tönen, um so lieber. So werden nicht nur billige Parteilosungen herumgetragen, sondern auch edle Worte allgemein oder auch gemein gemacht, vor denen ihre Urheber als etwas ihnen Erstaunlichem, Heiligem, als kühnen Prägungen letzten, fast unnennbaren Erlebens standen. So kommt es wohl, daß manche zunächst sich an hohen Klängen, bei denen weder sie noch die andern sich etwas Rechtschaffenes dachten, einen Rausch holen, dann, ernüchtert, sich von den prangenden Worten und damit zuweilen von den Gütern selbst abwenden, von denen diese ursprünglich zeugen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber so begreiflich ein solches Verhalten ist, so bedauerlich und ärmlich bleibt es. So wenig mutig und würdig es ist, sich auf Schritt und Tritt in seinem Verhalten davon bestimmen zu lassen, was etwa die „Leute" dazu sagen könnten, so wenig fördert es uns, wenn wir geistig-sittliche Werte wegwerfen, weil andere sie verzerrt und zu Plattheiten verwandelt haben. Statt daß wir den mühsameren, aber lohnenden Weg einschlagen, uns um ihren Quellort zu kümmern und um die Erschließung ihres Wesens zu ringen.

Der von deutschem Wesen ein so prophetisches Bekenntnis ablegte, war, uns allen bekannt, Emanuel Geibel. Ob man ihn zu den genialen Künstlern stellt oder ihm „nur" ein starkes Talent zuspricht, macht wenig aus — er steht in der Reihe unsrer echten und mit einem Teil ihres Werkes unvergänglichen Dichter. Vor allem: ein tief deutscher Dichter und Mensch. Ein Mann zudem, der, in voller Reife des Lebens und edelster Bildung teilhaftig, von den Tagen, da Goethe schied, bis zur Blüte des neuen Reiches die Geschichte seines Volkes in glühendem Herzen erlebte, in ernstem Lied ihre großen Ziele kündete. Er kannte dieses Volk nicht zum wenigsten in den Unarten, die ihm jeder Tag zeigte, und die, in allerhand Spielarten, zur Ausstattung jedes Erdenbewohners gehören. So war er weit davon entfernt, ihm oder irgendwem ein Schmeichler zu sein. Gegen die Lauten auf allen Seiten wandte er sich zumal. Gegen die, die Aufwand der Stimme oder hohles Wort für sittliche Tat halten; denen auch der krumme Pfad recht ist, wenn er zur Macht führt; die über innerliche Berechtigungen hüben oder drüben wenig nachdenken. Seine Bildung wurzelte fest in der Vergangenheit, so daß ihm jeder jähe Bruch mit geschichtlichem Ertrage unheilvoll erschien; aber er zürnte den Alten, soweit sie, wahllos nur aufs Stützen auch des Morschen bedacht, sich gegen alles lenzhaft Frische und heiliger Zukunft Frohe verstocken. Er wußte, daß Geschichte nicht Stillstand, sondern Werden ist und zu immer neuen Bildungen strebt; aber er schalt die Jungen, soweit sie mit loser Weisheit und kecker Zunge auch das kernhaft Bewährte über den Haufen zu rennen trachten, ohne auch nur zu sittlicher Herrschaft über ihr kleines Ich gelangt zu sein. Er freute sich geistigen Ringens, mochten auch einmal Speere dabei zersplittern und Schilde krachen; aber er trauerte, wenn aus Kämpfenden Hassende wurden, aus ritterlicher Fehde giftiger Zwist, aus dem, was ein Volk jung und lebenskräftig erhält, ein erbärmlicher Zerfall in Parteien, die nichts Gemeinsames mehr kennen.

Doch alles Kleinliche und Widerwärtige, was er bemerken mußte, verbitterte ihn nicht in der Tiefe. Er trug in seiner Seele einen Schatz von Einsicht und Kraft, von Mut und Glauben. Wie un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

entwirrbar auch die Gegensätze, wie undurchdringlich im Einzelnen die zukünftige Gestaltung erschien: seines Geistes Auge sah in allem und über allem die Einigkeit und Einheit Deutschlands werden. Daher quoll ihm, bei aller leidenschaftlichen Erregung, der sich das stark empfindende Dichterherz am wenigsten verschließen konnte, ein wundervoll ruhiges Vertrauen: „Laß reifen! Laß reifen!" Er fühlte, daß ihm den ungezügelten Kräften gegenüber ein hehrer Beruf gegeben war, und er hatte die Zuversicht, daß seine Stimme, die vom ganz oder fast Nichtigen zum Großen und Wesentlichen rief, nicht leer verhallen werde. Mochten einige Alte aller Parteien in ihren letzten Tagen unbelehrbar bleiben, so sah er immer wieder Jugend aufsteigen, deren Augen, von alten Krankheiten unbelastet, in neue Weiten spähten. Mochten auch Geschlechter erneut von Erbübeln befallen werden: dauernder als sie ist deutsche Verjüngung, dauernder auch des prophetischen Dichters Lied als wirkende Macht. Kommen mußte der Tag, an dem der Streit zwischen Nord und Süd begraben war, nahen die Zeit, wo ein geschlossenes Vaterland eine feindliche Welt siegreich abwehrte, erscheinen zuletzt und zuhöchst der Aufstieg, der die äußere Einheit zur innerlichen wandelte, der das schier verschüttete deutsche Wesen in seiner Herrlichkeit herstellte, in ihm Segnungen eines Volks- und Völkerfriedens, ja, Kräfte der Genesung für die ganze Welt heraufführte.

Wahrlich, nicht auf der Oberfläche des Tages suchte Geibel dieses deutsche Wesen. Er dachte nicht daran, es in jeder Lebensäußerung der Masse oder der Einzelnen zu finden, geschweige denn in jeder Parteirede oder in Schriften, wie sie die seichte Mode emporträgt. Aber aus dem Ganzen der deutschen Geschichte leuchtete ihm, hier schwächer, dort stärker, ein Ursprüngliches entgegen, eine Anlage und immer zugleich Aufgabe, ein Besonderes vor allen Völkern, deren doch jedes seine Gabe hatte, ihrer mit Stolz sich freute. Es strahlte aus allen wahrhaft Großen seines Volkes, aus seinen Denkern und aus seinen Vorbildern kindlichen und doch mannhaften Glaubens, aus seinen Volksliedern und Heldensängen, aus deutscher Tonkunst und dem Wundergarten deutscher Malerei, aus den in deutscher Seele empfangenen Schöpfungen der Dichter, aus der menschlichen Art seiner Kämpfer mit Geist und Schwert. In sich selbst sah er die gleichen Keime gelegt, und er konnte sie erblicken in mancher schlichten Mutter, in einem, dessen einziger Reichtum seiner Hände Kraft war. Was in aller Welt als Wert empfunden wird, hatte hier noch einen besonderen Schimmer — deutsches Wesen.

Es liegt auf der Hand, daß man solches Wesen nicht etwa einer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einzelnen Tugend, wes Namens sie sei, gleichsetzen darf. Wer wollte die Behauptung wagen, daß irgend einer der Volksgemeinschaften, mit denen wir uns geschichtlich, sei es jetzt auch feindlich, berühren, die Stimme des Gewissens durchaus fehle, die Möglichkeit der Erfüllung sittlicher Pflichten nicht vorhanden sei! Auch über grausigen Vorgängen eines Weltkrieges verharrt, mit ewigem Rechte, der Glaube an Menschlichkeit. Wohl klingen hell in Jahrhunderte hinaus die Lieder von deutscher Tapferkeit und Treue, von Ritterlichkeit vor dem Gegner und von Ehrung der Frauen. In all diesen Tugenden, an deutschen Menschen erschaut, meinen wir ein Eigenes zu erkennen. Aber dies Eigene muß darum etwas von den einzelnen Tüchtigkeiten Verschiedenes, in mannigfach Einzelnen sich Auswirkendes sein.

Als seelisches Erbe haben wir es empfangen und können es darum, soweit wir lebendige Glieder unseres Volkes sind, erfühlen. Oft bleibt es erstickt vom Treiben des Tages, von aufgeregter, auch politischer Leidenschaft. Zuweilen haben gerade die, die sich zu Führerstellen drängen, niemals einen Hauch davon verspürt. Wir sehen es anderseits in Unscheinbaren leuchten und wärmen. Wieder einmal flammt es durch fast das ganze Volk, wie in den Tagen des Kriegsbeginns, auch in der Begeisterung, ja im Zorn. Hunderttausende deutscher Kämpfer hält es durch Jahre der Entbehrung, ständiger Todesnähe, übermenschlicher Anforderung aufrecht. Noch lebt es daheim, freilich in Abwehr derer, die unsere Zeit beschmutzen, in Abwehr der Selbstsüchtlinge jeder Art.

Es ist deutsche Innerlichkeit. Wohl wissen wir, daß Worte nur Scheidemünzen sind, die auf verborgene Goldschätze deuten. Wir wollen und dürfen zudem nicht ungerecht sein, als ob ein so hohes, so menschliches Gut Männern und Frauen anderer Zunge oder Völkern als solchen fremd sei; jeder unbefangene Blick in die Geschichte würde uns Lügen strafen. Aber es ist unser Recht, ja eine hohe Pflicht, die wertvollen Gaben unseres Volkes ans Licht zu stellen, sie in ihrem, die Mitgift anderer Nationen übersteigenden Kräftegehalt zu erfassen, stolz von ihnen Zeugnis abzulegen. Wenn nur dieser Stolz sich mit der demütig-ernsten Erkenntnis verbindet, daß Gaben auf nimmermüdes Streben angewiesen sind, um Mächte des Lebens zu werden.

Mehr als den uns Fremden sind dem Deutschen seelische Tiefen bekannt. Inniger, auf eine Vielzahl von Personen gesehen, ist seine Berührung mit dem Urgrund der Dinge. Bohrender ist sein Denken, in die Gründe steigt sein Wissen und Forschen, kühner, doch nicht ins Wesenlose, fliegt seine Phantasie. An allem, was seine Besten je unternahmen, ist ihr ganzes Herz beteiligt. Mochten

sie titanisch den Himmel stürmen, ja gegen Gottes Thron sich empören, so hämmerte in ihnen ein Herz, in dem noch letzte, wehe Frömmigkeit bebt. Wo kalter Spott nackt sich zeigt, eitles Spiel sich wichtig macht, Hohlheit sich spreizt, wendet deutsches Empfinden sich ab wie vor häßlicher Berührung. Es ist nicht unbefleckbar, nicht unverführbar; wo in der Welt gäbe es nicht Leergewordene, die in dem eingetauschten Tand zugleich ihren Lohn dahin haben! Wo aber ihresgleichen auftrumpft, sprechen wir von deutschem Verfall. Dagegen heißt die Überwindung von Seichtheit: deutscher Aufstieg. Wenn Innerlichkeit aus den Augen grüßt und noch aus dem Lachen tönt, wenn sie die Werke der Kunst gestaltet und die einfachste Arbeit des Tages beseelt, wenn Deutsche den Deutschen an Zügen innerlicher Art erkennen, steht deutsches Wesen im Sonnenlicht.

Auch die Völker, die uns jetzt Barbaren schmähen, haben ehedem nicht durchweg sich der Schönheit deutschen Wesens verschlossen. Es hat doch wohl, herüber und hinüber, ein engerer Austausch geistiger Werte zumal zwischen Deutschland und England bestanden, dessen hervorragende Geister, wie Dickens, uns nahe verwandt, ja, wie Carlyle, uns herzlich zugetan waren. Wir können noch heute aus englischem Munde das Lob deutschen Wesens hören, nur mit der Wendung, daß wir es verloren hätten, daß wir aber, wenn wir nur erst im Kriege unterlegen seien, von England wieder zu unserem Weltberuf, zu innerlicher Geistigkeit, würden zurückgeführt werden.

Hier nun liegt eine Täuschung vor, die im Kern, nur mit verändertem Beweggrund, auch deutscher Gegenwart nicht ganz unbekannt ist. Was solle, so mögen wohl eifrige und tatfrohe Deutsche sagen, das ewige Reden von uraltem, doch recht stillem deutschen Wesen, von wirklichkeitsfremder Weisheit, von Versonnenheit und Träumerei! Es sei gefährliche Romantik, von weltverlorenen Mühlbächen, von stillen Winkeln und allerhand Empfindsamkeiten verschollener Tage zu schwärmen, statt frisch in das nie rastende Leben einzugreifen, das Eisen zu schmieden, solange es heiß ist, Reichtum zu steigern, Macht zu weiten. Wozu auf Innerlichkeit mehr bedacht sein als die andern, die Konkurrenten um sehr wirkliche Dinge!

Als ob Innerlichkeit nicht selbst etwas Wirkliches, gesunde Innerlichkeit nicht sprudelnde Quelle des Wirkens sei! Meinten nicht unsere Gegner, rechte Realpolitiker zu sein, als sie den Ring der Übermacht gegen uns schlossen? Sind sie nicht schon längst getäuscht, just deshalb, weil sie die deutsche Innerlichkeit als Macht unterschätzten?

Aus Tiefen drängt sie ans Licht, aber ebendaher wendet sie sich

an die Sachen. Schaffende Innerlichkeit ist zugleich Sachlichkeit im höchsten Sinne. Das ganze Herz richtet sie auf die zu gestaltende Sache, fühlt sich in sie hinein, sucht ihr Wesen zu entschleiern, ihre Rätsel zu lösen. Der innerlich schaffende Mensch gibt seine Seele ins Werk; wie könnte er nebenher die Augen auf Ruhm, Gewinn, Muße richten! Daß der Gegenstand hergebe, was irgend in ihm liegt, ist sein Ehrgeiz. So sind unsere Zeppeline geworden und werden, wie wir vermuten, täglich vollkommener. So ward, was uns technisch den Gegnern überlegen macht und uns bei kargen Mitteln durchhält. Aber diese Innerlichkeit der Arbeit ist nicht ohne umfassenden Reichtum seelischer Innerlichkeit zu denken. Grübelten wir einmal nicht mehr aus innerer Notwendigkeit über alle Fragen des Schicksals, liebten wir nicht mehr so treu Heimat und Vergangenheit, streiften wir die Ehrfurcht ab vor dem innerlich Erhabenen: der Zauber deutscher Arbeit wäre zerbrochen. Es ist deutsche Art, in der Sache ganz aufzugehen, in Forschen und Dichten, auf der Feldwacht und im Sturmlauf gegen den Feind. Und glücklich, wem, wenn ein Augenblick der Ruhe kommt, ein stiller Waldbach in der Erinnerung rauscht, im Traum eine wohlbekannte Bergkapelle auftaucht.

In gleicher Weise wirkt Innerlichkeit im Verkehr mit Personen; wiederum als eine feinste Sachlichkeit. Leere Herzen setzen auch bei anderen Leere voraus. Worte schlagen auf Worte; es ist wie ein Gespensterkampf in Lüften, unerfreulich, unfruchtbar. Der Mensch mit unverkümmerter Seele dagegen vermag, und sei es nur ahnend, auch des anderen Inneres sich zu erschließen. Wo dies unweigerlich versteinert ist, kann auch er nur verstummen. Aber sind so tote Leute wirklich zahlreich? Ist nicht in manchem, ihm selbst unbewußt, ein großer oder kleiner Schatz verdeckt, den zu enthüllen dem Verständnis eines Fühlenden gelingt? Behandelt man wertvolle Sachen, die man bearbeiten will, so, wie im Widereinander der Meinungen viele mit Menschen umgehen? Schlägt man so blindlings auf ein Material, wie man mit Behauptungen, heimlichen Zornes voll, einen vermeintlichen Gegner, eine uns nicht gleich empfindende Volksgruppe anspringt? Gewiß, wir sehen die große und die kleine Welt sehr verschieden an und haben mannigfache Neigungen und Überzeugungen. So soll es doch wohl auch in Zukunft unter Deutschen bleiben! Wollte im Ernst einer leben und gedächte, sich seines Lebens zu freuen, wenn alle zu allem dasselbe, bald notwendig gelangweilte Ja sagten? Aber wie getrennt die Wege seien, die wir suchen, so empfingen wir doch jeder seine Seele aus Gottes Hand. Es gibt gar nicht so viel reine Boshaftigkeit, als Parteifanatiker glauben oder zu glauben vorgeben. Wenn man deutscher

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Innerlichkeit einen bestimmteren Namen geben will, so wäre es, auf das Verhalten zum Nächsten gesehen, noch am ersten der der Gerechtigkeit. Der Nächste kann, wie wir aus dem Evangelium wissen, auch ein Volksfremder sein. Nicht das gehört zu deutscher Schmach, daß wir die Großen aller Zeiten und Länder in unsere Kultur aufgenommen haben, sondern daß entwurzelte Deutsche nach fremden Fäulnisprodukten trachteten, Sprachschnitzel und Sittenabfälle sammelten und hegten, wie es umgekehrt keiner Nation in den Sinn gekommen wäre. Deutsch ist, Kriege mit kräftigen Schlägen bis zum Sieg zu führen — aber ohne Haß, der in allem eher lähmt als fördert. Was aber gegen den Landesfeind verboten ist, wie sollte das unter Volksgenossen, wenn sie nicht offensichtliche Verräter sind, erlaubt sein? Auch hinter Worten, die manche erschrecken, auch hinter Bestrebungen, die gefährlich erscheinen, die aber doch oft sehr weit davon entfernt sind, ihr Ziel zu erreichen, klopfen deutsche Herzen. Man muß die Klingen kreuzen, aber nach ritterlichem Recht. Man spieße nur nicht jedes rasche Wort auf, als sei es ein Schwur für alle Ewigkeit. Man versage dem Gegner nicht die Hand, der ja doch mit der seinen, hätte er auch zuvor viel zu nörgeln und zu schelten gehabt, gleich uns zur Büchse greift, die gemeinsame Heimat zu schirmen; jetzt und immer — wenn nicht Gehässigkeit neue, stärkere Klüfte aufreißt!

Weil wir das Beste nicht verlieren wollen, halten wir an deutscher Innerlichkeit fest, rufen, wo es not tut, zu ihr zurück, bemühen uns strebend um sie. Auch um der Stärkung deutschen Machtbereichs, auch um der neuen Stufe deutschen Lebens in Einigkeit willen. Daß es sich um eine wirklich neue Stufe geistigen Volkslebens handle, dürfen wir aus den Erfahrungen dieser Jahre erhoffen. Über den Toren unseres Krieges steht, von der Nation begeistert aufgenommen, das volkstümlichste aller Kaiserworte: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche." Der Geschichte sind jähe Sprünge fremd, aber sie erarbeitet leise Wandlungen in der Richtung zarterer Gesittung. Wenn nur erst den Führern völlige Lauterkeit der Mittel im innerpolitischen Ringen, mit dem klaren Bewußtsein der Verbundenheit aller Landesgenossen gegen den äußeren Feind, selbstverständlich wird, so werden wir alle von belebenden Strömen einer reineren Luft umweht sein. Nicht wird der morgige Geschichtstag sich als ein Paradies von der gestrigen Hölle abheben; wir tragen unsere Kleider weiter, und das gute Alte wie das mindergute bleiben noch auf lange eine Kraft. Aber Kräfte können in Zielen und Anwendung wechseln. Daß im Wesentlichen die Zeit giftigen inneren Haders, unter der wir unbestreitbar gelitten haben, abgetan sei —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wer wollte es im Grunde nicht wünschen, wer sich der Prüfung entziehen, was er selbst, nicht durch Aufgeben oder Schwächung heiliger Grundsätze, aber durch Verinnerlichung seines Wesens, durch deutsches Wesen dazu beitragen könne! Er, der ein deutscher Prophet war, Emanuel Geibel, hat diesen Aufstieg ersehnt:

Eh' sie diente, der Volkspartei'n
Zwietracht weiterzutragen,
Lieber wollt' ich am nächsten Stein
Diese Harfe zerschlagen!

Wir selbst brauchen der Genesung, aber wir glauben, daß sie, was dem auch in Augenblicken entgegenzustehen scheint, schon eingesetzt hat. Nur dürfen wir uns nicht gehen lassen, nicht in Flachheit zurücksinken. Wir dürfen nicht meinen, daß deutsches Wesen einfach ein Besitz sei, mit dem wir prahlen können, ohne ihn uns immer aufs neue zu erarbeiten. Deutsches Wesen, so vertrauen wir fest, deutsche Innerlichkeit, die sich auch an Schlachtpläne und Schwerteshieb hingibt, wird uns den Sieg erringen über die rohe Gewalt der zahllosen feindlichen Horden. Deutsches Wesen derer, die daheim schufen, und derer, die mit tiefen Erfahrungen voll Schmerz und Glück zurückkehren, wird uns das Vaterland wohnlicher, wird es friedvoll gestalten.

Ob auch einmal die Welt daran genesen wird?

Wer könnte uns die Stimmung übelnehmen, daß uns zurzeit die, entweder feindliche oder gleichgültige, Welt nur so weit kümmere, daß wir ihr neuen Respekt vor deutschen Hieben abnötigen! Aber auch, wer an eine Zukunft denkt, in der die Völker wieder gesittet miteinander verkehren — Übereifrige möchten uns das fast verbieten —, auch der dürfte meinen, daß eine ruhig abwartende Seelenverfassung für alle Zeiten zu empfehlen sei. Was alles haben nicht in zwei Jahren die hochmütigsten Nationen zunächst von deutschen Einrichtungen gelernt und schlecht und recht nachgeahmt! Wir haben nicht die Aufgabe, ihnen je nachzulaufen und dabei unser Wesen zu preisen; ja, wir könnten nichts Verkehrteres tun. Wir alle haben nur eine Pflicht, Tag aus, Tag ein, deutsches Wesen in uns und um uns, soweit wir dabei nicht anmaßlich und aufdringlich sind — auch derlei kommt vor —, zu stärken. Rufen wir das stolze, aber in stille, ernste Tiefen deutende Geibelwort nicht auf allen Gassen, heimischen und fremden, aus, aber suchen wir, in großen und kleineren Dingen so zu sein, wie das Wort, um nicht tönende Unwahrheit zu werden, es voraussetzt! Sei und werde, Vaterland, von allen guten Kräften deutschen Wesens beseelt, dann werden die hohen Tage kommen, daß die Völker Genesung von dir zu empfangen trachten!

Emil Müller.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jugendpark und Volkskraft.

Die Bestrebungen für die Erhaltung unserer Volkskraft, für die Wehrhaftigkeit unseres Volkes, besonders des Nachwuchses unseres Volkes, der Jugend, mehren sich gerade unter den Eindrücken dieses furchtbaren, männermordenden Krieges. Die Bestrebungen, die Jugend in besonderen Vereinen zusammenzufassen, um sie für die große, nationale Aufgabe der Landesverteidigung tunlichst brauchbar zu erziehen, greifen erfreulich um sich. Haben wir in den letzten 30 Jahren rund 100 Milliarden ausgegeben für berauschende Getränke und 30 Milliarden für Tabak, so wissen Ärzte, Juristen, Theologen und Jugenderzieher nur zu gut, welch ein unermeßlicher Schaden mit dieser Ausgabe von 130 Milliarden unserem deutschen Volke für seine Volkskraft zugefügt ist, körperlich, geistig und wirtschaftlich.

Von jedem ernsten Freunde unseres deutschen Volkes muß es daher als höchst erfreulich begrüßt werden, daß neuerdings bei uns eine Bewegung Eingang findet, die vor allem die Schaffung von Jugendparken anstrebt als Dank für unsere Helden, die draußen im Felde unser Vaterland mit ihrem Blute verteidigen.

Der Gartenarchitekt Migge verlieh zuerst dem Gedanken Ausdruck und Form, Jugendparke zu schaffen, die zunächst „Versammlungsorte für die kämpfenden Jugendparteien sein sollten, eine Stätte, an der sie nicht gegen, sondern nebeneinander arbeiten und wie von innen heraus einander näher kommen. Dieser Garten soll die Einrichtungen vorsehen, die in der Entwicklungsrichtung aller Jugendbestrebungen schlechthin liegen. Sie sollen das große Gemeinsame andeuten, das sie allesamt zu tragen und zu pflegen berufen sind, die sittliche Hebung und schöpferische Entwicklung des Deutschtums."

Bereits vor Migge hat der bekannte Philosoph und Volkswirtschaftler, Ernst Schultze in Groß-Borstel, an anderer Stelle auf die Notwendigkeit der Schaffung von Volksparken hingewiesen*). Indessen ist es Migges Verdienst, als Fachmann zum ersten Mal den Gedanken der Jugendparke in geradezu künstlerischer Vollendung dem deutschen Volke nahegebracht zu haben. Bereits in einer der letzten Vortrupp-Nummern hat Carl Will einen einleitenden

---

*) Vgl. Dr. Ernst Schultze, Parkpolitik und Jugendspiele. Jahrbuch 1913 für Volks- und Jugendspiele. Verlag von Teubner, Leipzig und Berlin. — Vergleiche ferner desselben Verfassers Aufsatz über Parkbüchereien im „Vortrupp" Nr. 15 d. Jg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aufsatz über die Miggeschen Jugendparke veröffentlicht*), so daß ich mich damit begnügen kann, auf wenige Hauptgesichtspunkte noch einmal hinzuweisen.

Was mir, dem Arzte, am meisten am Herzen liegt, ist die gesundheitliche Seite der Frage. Je mehr wir unsere Jugend zu einem Leben der Schönheit und der Kraft erziehen, desto besser rüsten wir sie aus mit dem gesundheitlichen Instinkt gegen alles Schwächende, Häßliche und Gemeine. Die Hunderte von Feldpostbriefen, die Freunde von mir und ich selbst von unseren jungen Helden während des Krieges aus der Front erhalten haben, zeigen uns immer wieder, wie an diesen jungen Männern, die im Geiste des Schönen und gleichzeitig im Sport, ohne Alkohol und Tabak aufgewachsen sind, der Schrecken und die Gemeinheiten des Krieges ebenso wie die Anstrengungen des Feldzuges geradezu spurlos vorübergehen. Viele Dutzende dieser echt deutschen Jünglingen habe ich zum Schluß des zweiten Kriegsjahres auf Urlaub in die Heimat zurückkehren sehen, geschmückt mit Tapferkeitsauszeichnungen aller Art; sie, die blühend und frisch aus dem Grauen des Feldzuges auf kurze Zeit in die Heimat zurückkehrten, machten nicht den Eindruck, als ob sie aus dem grauenvollsten aller Kriege kämen, sondern von einer Pfingstfahrt durch Wald und Heide. Sie hatten weder die Zechereien mitgemacht, wie sie leider Gottes in manchen Truppenteilen, noch Ausschweifungen anderer Art, wie sie zum Schaden unserer Nation in den Städten der von uns besetzten Gebiete nur zu oft vorkommen. Sie waren in die Heimat zurückgekehrt, wie sie ausgezogen waren; sie hatten die furchtbarsten Kämpfe abgeschüttelt wie einen bösen Traum**). Jünglinge von der Art eines Parsival. Das waren diejenigen gewesen, die vor dem Kriege kein Wirtshaus besucht, nicht in tabakgeschwängerter Luft ihre freien Stunden ver-

*) Vgl. den Aufsatz „Der Jugendpark" von Carl Will in Nr. 13 des „Vortrupp".

**) Wir haben aus verschiedenen Gründen den Verfasser nicht veranlaßt, diesem Gedanken eine andere Form zu geben; obwohl wir uns dessen bewußt sind, daß seine Worte mißdeutet werden können. Wir verwahren uns daher im Voraus gegen eine Deutung etwa in dem Sinne, als seien jene wackeren Jünglinge, von denen der Verfasser spricht, an Herz und Gemüt weniger reich, als Andere, denen dieser furchtbare Krieg auch äußerlich unverwischbare Spuren aufdrückt. An Beweisstücken fehlt es uns nicht: wir könnten unendlich viele Feldpostbriefe junger Lebensreformer zeigen, die deutlich von dem nachhaltigen Eindrucke der gewaltigen Erlebnisse Kunde geben. Was Herr Sanitätsrat Bonne lediglich behauptet und mit gutem Grunde behaupten darf, ist, daß unsere Jünglinge, die ein reines Leben — frei von Schwelgereien und Ausschweifungen — geführt haben, zumeist über ein ungewöhnlich großes Maß von Nervenkraft und Nervenzucht verfügen. Wer von ihnen unverletzt heimkehrt, wird mit ungeschwächten Kräften der großen Friedensarbeit dienen können. Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bracht hatten, sondern als Wandervögel und Pfadfinder, als Freischärler und Wehrkraftler ihren Körper gestählt und ihre Herzen rein gehalten hatten.

Die Schar dieser Jünglinge zu mehren, tunlichst der ganzen Jugend unseres deutschen Volkes ohne Unterschied der Partei und der Konfession, ohne Unterschied der sozialen Stellung der Eltern, wie es uns der Weltkrieg gelehrt hat, Gelegenheit zu geben, im Spiel, in frischem Sport, in lustigem Kämpfen und Ringen, Willen und Körper zu stählen, das soll die Aufgabe des Jugendparks sein.

Besonders begrüße ich den Gedanken Migges, in diesen Jugendpark Bade- und Schwimmgelegenheit unter freiem Himmel mit aufzunehmen. Wie bekannt, hat eine durch englische Einflüsse entartete Hygiene und Volkswirtschaft die meisten unserer Flüsse, an denen unsere Städte liegen, derart verseucht, daß sie zum Bade- und Schwimmsport in den meisten Gegenden unseres Vaterlandes nicht mehr benutzt werden können. Die Weisheit unserer Theoretiker hat, anstatt zu fordern, daß unsere Flüsse dem Hochstand unserer Technik entsprechend reingehalten werden, die städtischen Badeanstalten mit verdeckten Hallen und künstlich erwärmtem Wasser entstehen lassen. Jeder Freund des Schwimmsportes weiß aber, welch einen jammervollen Ersatz diese städtischen Badeanstalten mit ihrer beklommenen Luft und ihrem lauen Wasser für das Schwimmen in der Strömung des Flusses unter freiem Himmel bieten. Sollte es Migge gelingen, in seinen Jugendparken hierzu erneute Gelegenheit zu schaffen, so würde er etwas Großes für unsere Nation vollbringen.

Für die großen Städte dürfte es sich empfehlen, um die Benutzung der Jugendparke möglichst vielen zugängig zu machen, lieber mehrere kleinere für die einzelnen Stadtteile anzulegen, als einen besonders großen in irgend einem Teile des Umkreises der Stadt. Hüten wir uns auch bei der Schaffung dieser Jugendparke vor zu großer Zentralisation. Denn je größer diese Zentralisation, desto größer werden die Entfernungen, die durch das Stadtgetümmel zurückzulegen sind. Und da nun zu viel Zeit für den Weg verloren geht, würde um so weniger Zeit für unsere Jugend zu Spiel, Kampf und Sport im Jugendpark übrigbleiben.

Sehr empfehlen würde ich auch, was ja schon Migge dargelegt hat, diese Jugendparke mit Versammlungshäusern zu versehen, in denen die Jugend aller Stände zu gemeinsam zu feiernden, nationalen Festen, zu Jugendaufführungen und dergleichen zusammenströmen kann. Vielleicht würde es praktisch sein und auch im wirtschaftlichen und sozialen Interesse liegen, diese Gebäude auszugestalten zu einer Art von Gemeindehäusern für die betreffenden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stadtteile oder Stadtgemeinden, in denen auch die reifen Männer zu politischen Versammlungen und Besprechungen anderer Art ohne den mit derlei Tagungen sonst verbundenen Trinkzwang zusammenkommen können. Bekanntlich besteht seit langem in Deutschland ein dringendes Bedürfnis für solche Gemeindehäuser. Und da selbst unser Kaiser nach seinem Ausspruch zu Beginn des Krieges „keine Parteien" mehr kennt, weil alle Parteien gleichmäßig ihre große Liebe zum Vaterlande durch ihre beispiellose Opferbereitschaft bewiesen haben, so würde die Freigabe dieser Häuser an unsere Männerwelt zu ihren politischen Aussprachen, diese Häuser, in denen die nächste Generation dann bereits vielleicht ihre schönsten Jugenderinnerungen liegen hat, Stätten bilden, deren Geist die friedliche innere und soziale Entwicklung unseres Vaterlandes auf das günstigste beeinflussen wird.

Diese Jugendparke könnten somit Stätten werden zur Begründung des sozialen Friedens und dazu dienen, daß sich unser Volk weiterentwickle in Stärke und Weisheit und Schönheit.

Oberstabsarzt San.-Rat Dr. Bonne.

Volkstümliche Ausbreitung und Verdeutschung des Schach.

I.

Wie oft hat man gesagt: das Schachspiel wäre ein Spiel für unser Volk! Ich glaube, die Zeit ist gekommen, wo es das Spiel des deutschen Volkes werden kann.

Wie in der Musik so lange ein Volk nach dem anderen die Führung an sich nahm, bis Deutschland in die Schranken trat, sie siegreich ergriff und sie bis heute behauptet, so ging es uns auch mit der Schachspielkunst. Wie in der Fuge sich die Stimmen folgen, so haben nacheinander Italien, Frankreich, England das edle Spiel kunstmäßig gelehrt und siegreich ausgeübt, daneben stellte je und je Amerika glänzende Helden. Seit aber Deutschland sich der Sache annahm, mit der ihm eigenen Gründlichkeit, Ausdauer, Treue, fiel ihm die Führung zu. Es brachte seine Vereine hoch und schloß sie frei und fest zusammen, es siegte in Wettkämpfen aller Art, es schrieb erschöpfende Lehrbücher des Schach und entwickelte planmäßig und besonnen, auf sicherer Grundlage Schritt für Schritt voranschreitend, die Theorie. Das macht ihm schwerlich ein Volk der Erde nach. Und nun ist es so weit, es könnte einen festen Bund schließen mit diesem einen reinen guten Spiel, welches die Welt besitzt, es volkstümlich verbreiten und so zum Spiel des deutschen Volkes machen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es muß etwas an diesem Spiele sein, was es deutschem Sinn und deutscher Art verwandt erscheinen läßt. Es ist nicht schwer zu sagen, was das ist.

Zunächst dies, daß die Waffen der Gegner in diesem Kampfspiel gleich sind, und das Zufallsglück, der Zufallsgötze ausgeschaltet ist. Der Deutsche will nicht mehr abergläubig sein. Und so ein ritterliches Kämpfen mit gleich verteiltem Wind und Sonne ist ihm gerade recht.

Dann dies, daß hier nicht die Peitsche des Gewinns zum Spiele treibt. Der Deutsche will nicht gepeitscht sein, sondern frei tun, was er tut. Er sagt auch: Spiel ist Spiel — man muß nicht den Ernst des Lebens dazwischen mischen. Daß wir vor anderen Völkern einen Hang zu fröhlichem harmlosen Spiel hegen, das ist kein Fehler. Es hängt mit der Kindlichkeit unseres Wesens zusammen, die recht verstanden eine große Kraft in uns allen ist, die wir uns das ganze Leben hindurch bewahren. In dieser kampfdurchtosten Welt, der Hast der Arbeit und der Last der Mühe, angesichts der Lebensaufgaben, die sich mit der Schwere der Verantwortlichkeit auf unsere Schultern legen und denen wir wahrlich nicht aus dem Wege gehen, wollen wir zeitweise auch einmal Kind sein ohne Harm und Not, und uns bewegen ohne Zweck und Ziel. Die Erholung, die das Spiel gewährt, ist so ein Ruhen von tiefinnerlicher Kraftanspannung und ein Sammeln neuer Kraft. Doch nur das reine Spiel übt solche Wirkung aus. Ein Beiguß schädlicher Ingredienzen hebt sie auf.

Endlich ist unverkennbar, daß dies Spiel so offenherzig ist, daß es bei ihm ganz ohne Heimlichkeit hergeht. Keine verdeckte Karte, nicht die leiseste Möglichkeit eines Betruges besteht. Was ich vermag und was ich plane, liegt vor des Gegners Augen ebenso klar wie vor den meinen. Klarheit aber und Offenheit ist des Deutschen Art. Sich zu verbergen verachtet er.

II.

Man kann daher den Wunsch der Weit- und Tieferblickenden in unserem Volk, der Volkserzieher, verstehen, es möge dies Spiel unter uns volkstümlich werden, nicht nur in engen Kreisen, in den höheren Schichten der Gesellschaft, sondern durch das Ganze hin sich ausbreiten, in Stadt und Land, bei alt und jung. Warum blieb dies bisher ein unerfüllter Wunsch?

Ich will ganz offen sein: weil es ein bloßes Wünschen war, und sich kein Wille darunter barg. Weil es ein Ideal war — und nicht wahr? ein Ideal „haben" veredelt den Menschen schon, man braucht sich weiter nicht darum zu bemühen? Nein, es verunedelt den Menschen, ein Ideal zu haben und nicht danach zu tun. Kurz, weil man meinte oder doch so tat, als werde sich das Spiel von selbst ausbreiten. So redet freilich die zuweilen auch erschlaffte Sprache. Im Grunde war

das ein Nichtstun, und das Spiel tut auch von selber nichts, man muß es tun.

Aber was soll hier das verschleiernde man! Klar gesagt heißt diese Anklage: die Schachvereine pflegen sich selbst. In schöner Ordnung aufgebaut zu einem stolzen Bund, gegliedert in Verbände, voll edlen Strebens, eifrig um die Fortbildung ihrer Mitglieder bemüht, was ihnen sicherlich zu hohem Lob gereicht, stehen sie in voller Rüstung da und arbeiten an ihrer eigenen Vollkommenheit — ein schlagfertiges Heer, das herrlich anzusehen ist, das aber auf das Schlagen vergißt. Sie haben in ihren Satzungen den Satz, daß sie auch für Ausbreitung des guten Spiels sorgen wollen, und das genügt. Sie haben 30 Jahre und mehr das Ideal der volkstümlichen Ausbreitung wie eine alte Semmel im Ofen immer wieder aufgewärmt und sie dann wahrscheinlich selbst verzehrt; das Volk hat nichts davon gemerkt. Es ward nicht Wille bei diesen doch zunächst Berufenen.

Dann unsere Volksschullehrer, vor allen die auf dem Lande! Gerade das Land mit seiner Stille bedarf an Winterabenden des häuslichen, den Geist anregenden, Verstand und Willen bildenden, nicht mit dem Trunk vergesellschafteten Spiels. Zum großen Teil sind Lehrer des guten Spieles kundig, am Seminar wird es gepflegt, gelegentlich im kollegialen Verkehre fortgesetzt. Doch kann man lange suchen nach denen, die es an ein paar freien Nachmittagen die größeren Schulkinder lehren und ihnen diese Gabe, die ein unsichtbares Schutzschild ist, auf ihren Lebensweg mitgeben. Doch es wird ja welche geben, und andere hindert vielleicht nur, daß sie gar nicht auf den Gedanken kamen.

Denn ein Vorurteil steht der Ausbreitung im Volk entgegen, das wie eine Decke über vielen liegt. Das Vorurteil, daß dies Spiel nur etwas sei für die Intellektuellen, die Bildungs- oder Geistesaristokratie in unserem Volk oder was dergleichen kauderwelsche Dinge mehr sind. Ja, das meint man, und das sagt man auch dem Volke vor, und es ist natürlich sehr angenehm, sich so selbst eines Hauptes länger als alles Volk zu fühlen. Und es ist eine gute Entschuldigung dafür, die Probe nicht erst anzustellen, wenn man vornherein erklärt: es ist zu schwer, zu mühevoll für das gemeine Volk. Man irrt, denn gerade die in diesem geistig regen Volk tagsüber körperliche Arbeit tun, sehen sehr gerne auch einmal den Geist bemüht und die vorhandene Gedankenkraft in Bewegung gebracht.

Und weil das Vorurteil den Willen unterband, ward auch kein Weg gefunden, und in dem schulmeisterlichsten Volk der Erde brachte noch keiner eine einfache und allgemein anwendbare Methode auf, das Spiel die Kinder und das Volk zu lehren, da doch in planmäßiger Stufenfolge in Deutschland alles lehrbar ist und jeder Blick in eine deutsche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schule zeigt, wie rüstig und willig die Jugendkraft des Volkes ist, einer gestellten Aufgabe geordnet beizukommen.

Nun aber rief die Zeit uns auf zur Tat. Die Bundesleitung der deutschen Schachvereine forderte in diesen Tagen die jungen Mitglieder auf, sofern sie nicht im Felde stehen, in Lazaretten und in Genesungsheimen allüberall im deutschen Vaterlande das gute Spiel in kameradschaftlicher Form zu lehren. Nicht Einzelne, sondern womöglich alle; die Elemente nur, die Anfangsgründe; methodisch, in zwei Stufen, erst das Vorschach, dann das Vollschach. Für Bretter und Steine dürften die Lazarettverwaltungen sorgen, sonst treten die Vereine ein. Den Anfang zu machen, reichen Damsteine aus; zum Vollschach wird man sich ein gutes Schachspiel wünschen. Ein kurzes Lehr- und Lernblatt wird in Tausenden von Exemplaren bereitgestellt. Zwei bis drei Nachmittage reichen hin, die Sache in guten Gang zu bringen. An manchen Orten ist sie schon im Gange. Wenn Mut da ist, besteht erfahrungsgemäß nicht die geringste Schwierigkeit.

Hoffentlich fassen dann im anbrechenden Winter unsere Lehrer nach und unterweisen Jungdeutschland auf dieselbe Weise, im Vorschach wenigstens. Kommt dann das Weihnachtsfest, so ist ein gutes Schachspiel ein herrliches Geschenk. Auch hier: kein Zweifel, daß es geht. Der diese Zeilen schreibt, hat es in zwei Stämmen des Vaterlandes, im Friesischem und Niedersächsischem erprobt: man setze die Jugend vor das Brett! Spielen kann sie, und die wohltätigen Wirkungen bleiben nicht aus.

III.

Damit ist aber nun der Augenblick gekommen, das Spiel, soweit es nottut, zu verdeutschen — wie kann es sonst volkstümlich sein. So ausgeglichen es in seinem Wesen, seiner inneren Einrichtung ist, so auffallend sind in der Form, der Einkleidung des Spiels gewisse fremde, dazu dem Wesen des Spieles selbst widersprechende Bestandteile.

Dahin gehört die Deutung der mächtigsten Figur im Spiel als Königin, eine Erfindung romanischer Galanterie. Als vor nun 1000 Jahren die Araber in Spanien dies Spiel zugleich mit jenem mustergültigen Ziffernsystem, das wir noch immer das arabische heißen, an Westeuropa übermittelten, stand neben dem Schah, dem König, natürlich der Vesir, zu deutsch der Kanzler; Rußland sagt heute noch der Fers. Die anderen Steine, Läufer, Springer, Turm bedeuten Ratsherr, Ritterschaft und Städtemacht. „Dame" zu sagen ist nur eine Albernheit französischer Verbildung, nicht ohne pikanten Beigeschmack. Das nachzuäffen erlasse man dem deutschen Volk hinfort und setze den Kanzler wieder in seine Rechte ein.

Spezifisch englisch aber sind, das sieht man auf den ersten Blick, die üblichen Figuren. Schon dieser ganze Mummenschanz, die aufgereckten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gestalten mit Kragen und Halsbinden ohne Zahl, der König ohne Krone, die steife Würde, die alle zur Schau tragen, der Bauer selbst ein Shakespearescher Page mit Radkragen und Rundkopf — diese Geschöpfe stärken das Vorurteil, daß es sich hier um etwas Sonderbares, Verwickeltes, schwer Begreifliches handle. Zudem sind sie erfreulich unpraktisch. Sie fallen schon bei leisem Stoße um und rollen dann auf ihrem runden Fuß von Tisch und Brett; weil ungleich hoch erschweren sie die Übersicht und lassen sich nur schlecht verwahren; sie stoßen sich leicht an den Kanten ab und stauben oder schmutzen in den vielen Rillen ein und sind nicht ohne Wannenbad zu reinigen; der Springer löst sich leicht von seinem „Piedestal". Sie mögen, als sie vor 60 Jahren in England festgestellt wurden, ein Fortschritt gewesen sein, jetzt sind sie ein alter Zopf, der vor dem klaren deutschen Formensinn, wie wir ihn durch unsere Fachschulen dem deutschen Handwerker anerzogen haben, nicht bestehen kann und keine Zukunft hat. Bezeichnend ist, daß ein Verwundeter im Bundesorgan der deutschen Schachvereine um Sendung einfacher guter Figuren bittet. Er spricht nur aus, was allgemein empfunden wird. Schlicht deutsch! muß hier die Losung sein.

Sie wird es schon von selbst, weil wir in diesem Augenblick genötigt sind, die Steine selber anzufertigen. Bis vor dem Kriege lieferte sie Frankreich uns. Zur Stunde sind die Vorräte zu Ende. So werden wir auch diese Torheit zu den anderen legen. Denn wie mir kürzlich jemand schrieb: „Was wir tun, wird das Gepräge unseres Geistes tragen."

Und nicht zum Schaden der Welt. Was wir schlicht deutsch hinstellen, wird auch lebensfähig und gut und weltgängig sein.

Vor uns liegt die Aufgabe, die Wohltat dieses Spieles dem deutschen Volke ganz zu eigen zu machen. Auch freie Kräfte mögen dazu helfen! Es ist nicht recht, daß man sich selber sättige an gutem Brot, man soll es auch den Brüdern reichen.

Wir sind Ein Volk, Ein Geist lebt in uns allen. Und alles was uns heben, sittigen und bilden kann, sei Gut des ganzen Volkes, daß keiner unter uns vergessen sei!*)

Johannes Biernatzki.

---

*) Hier eine Anweisung zur Ausführung, die den nach dem Bundesorgan der deutschen Schachvereine einzuschlagenden Weg näher bezeichnet.

Es empfiehlt sich, wenn man nicht Einzelne, sondern eine Gesamtheit lehren will, methodisch vorzugehen; an das Bekannte anzuknüpfen und stufenweise die Lernenden vom Leichteren zum Schwereren zu führen. Bekannt ist im Volk das Damspiel, sowie das Spielchen Wolf und Schafe. Im Anschluß und im Gegensatz zum Dam ist wenigstens das Bauernspiel im Schach sehr leicht gelehrt. Man darf von Anfang an auch hinter die Bauernkette die beiden Türme stellen und König und Kanzler. Das gibt dann schon ein ausgesprochenes Schach (das Vorschach), mit rechtem Ziel, dem Königsmatt, mit Steinen, die verschieden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Über die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

IV.

Die höchsten Bildungsstätten.

Im höchsten Bildungswesen eines Landes waltet seine geistige Kraft. Die Ideen, die das stille große weltgeschichtliche Geschehen im Laufe der Jahrhunderte formen, finden in den vornehmsten Bildungsstätten ihren Brennpunkt, in dem sie sich sammeln und von dem sie über das ganze Land in unmeßbarer Verteilung wieder ausstrahlen. Auch der widerspenstigste Kopf wird dort ohne sein Zutun ein wenig durchgeistigt.

Im amerikanischen Hochschulwesen muß man eine ältere und eine

---

schreiten und verschiedenen Wertes sind, mit Mittelfeld und Seitenflügeln. Das lasse man dann eine Zeitlang üben; es fesselt hinreichend.

Und erst, wenn die Führung dieser zwölf Steine dem Anfänger geläufig ist, nicht eher, füge man die beiden Läufer und die Springer ein.

Etwas Geduld ist not. Im Anfang begegnet man immer wieder denselben Mißverständnissen. Die Schüler werden gelegentlich noch wie im Damspiel ziehen und wie im Damspiel schlagen wollen. Und daß die Bauern nicht rückwärts schreiten können, begreifen sie nicht gleich, da ja doch alle anderen Steine nach allen Richtungen gehen. Das muß verklingen, ehe man sie vor das volle Schachbrett setzt.

Eine große Hilfe ist, wenn man den Lernenden ein kleines Lehr- und Lernblatt mit den wichtigsten Spielregeln in die Hand gibt, wie die Geschäftsstelle des „Vortrupp" es kostenlos in jeder gewünschten Zahl versendet.

Ferner: Man paare gleich von Anfang an je zwei und zwei der Schüler, die dann miteinander gehen und miteinander fortschreiten. Der Lehrer spiele selbst nicht mit. Er gehe von Brett zu Brett, nur Aufsicht führend und bereit, etwelche Fragen zu beantworten. Er wolle auch nicht gleich auf kluge und weniger kluge Züge sehen, nur auf die äußere Richtigkeit der Züge. Im Wesentlichen überlasse man die Leutchen sich selbst. Sie werden Lehrgeld zahlen und dadurch lernen, selbst nachdenken und selber finden, was sich schickt.

In weiser Beschränkung hat der Bundesvorstand der deutschen Schachvereine das Ziel der Unterweisung begrenzt. Etwas ganz anderes ist es, in einem Verein sich selbst und andere Einzelne schulen, und etwas anderes, Massen hinzuziehen, das schöne Spiel, das unserem Volk zur Rettung werden kann vom öden Gewinn- und Zufallsspiel, volkstümlich auszubreiten. Da kann es sich um die Anfangsgründe nur handeln und darum, daß möglichst viele darnach greifen.

Am meisten fördert, wenn es gelingt, den Willen der Gesamtheit zu entzünden, so daß ein fröhlicher Wetteifer entsteht, der alle trägt und hebt. Es erwachsen dann aus der Schar der Lernenden selbst die Anführer und Bildner der übrigen, sehr unvollkommene Bildner anfangs, aber brüderliche Förderer.

Was aber Brett und Steine angeht, so behelfe man sich mit den etwa vorhandenen Damsteinen (wie? gibt das Lehr- und Lernblatt an), bis man ein gutes Schachspiel haben kann. Ein gutes Schachspiel kostet 5—6 M., es hat ja aber bleibenden Wert.

Deutsche Reformschachspiele, gesetzlich geschützt, von allen Seiten anerkannt, nebst zweckmäßigem Aufbewahrungskasten führte die Firma H. H. Hirsch, Hamburg, Curienstraße ein. Von ihr ist ebenfalls das Lehr- und Lernblatt zu beziehen. Vgl. das Bild auf S. III des Anzeigenteils dieses Vortrupp-Heftes.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jüngere Schicht unterscheiden. Die ältere Schicht, deren namhafteste Beispiele Alt-Yale und Alt-Harvard sind, ist durch und durch englisch, nach dem Vorbild Oxfords und Cambridges. Die jüngere Schicht trägt neben Zügen der Verwandtschaft mit den neueren englischen Universitäten ein kräftiges Gepräge deutscher Art.

Für die ältere amerikanische Universität gilt ebenso wie für die englische, daß sie eine organische Fortentwicklung der mittelalterlichen ist. In Oxford und Cambridge ist ja der unmittelbare geschichtliche Zusammenhang vorhanden und von den klosterartigen Colleges mit ihren abgeschiedenen Höfen und stillen ummauerten Parks abzulesen. Vieles von diesem mittelalterlichen Gepräge kehrt auch in den Bauten und Anlagen amerikanischer Universitäten wieder. Während aber die englischen Colleges, in sich geschlossene Gebilde, nur locker zur Universität vereinigt sind, haben die großen amerikanischen Colleges gewissermaßen ihren engen Rahmen gesprengt und sind zu Universitäten erweitert. Das drückt sich in der ganzen Anlage aus: Yale und Harvard z. B. sind kleine offene Stadtviertel.

Trotzdem haben diese Bildungsstätten in ihrem inneren Aufbau viel Mittelalterliches bewahrt, wenn man sie an der neuen deutschen Universität des 19. Jahrhunderts mißt. Ist auch die Aufsicht über den Lebenswandel, wie sie in Oxford und Cambridge geübt wird, beim Wachstum des Colleges zur Universität (mit mehreren Tausend Studenten) gelockert, so fehlt doch die Freizügigkeit, die Lernfreiheit und vor allen Dingen das Ziel, zur Forschung, zu den ungelösten Aufgaben der Wissenschaft hinzuführen. Man tritt für 3—4 Jahre bei einer Hochschule ein und bleibt ihr für sein ganzes Leben verbunden, bleibt z. B. ein Harvardmann. Im Laufe dieser 3 Jahre hat man eine abgemessene Menge Wissens zu erlernen, das einem in häufigen Prüfungen abgefragt wird. Der Unterricht ist schulmäßiger als bei uns und wird bestenfalls durch reichliches eigenes Lesen ergänzt. Beim Abschluß erhält man den Titel B. A. (baccalaureus artium), ein deutlicher Hinweis auf die mittelalterliche Universität. Man hat berechtigterweise diese Zeit mit den letzten Klassen unserer höheren Schulen und den ersten Hochschulsemestern verglichen. Damit kommt man auch dem Sinn dieser Bildungsstätten nahe. Sie wollen zunächst gar nicht Forscher und Bevorrechtigte zu den höheren Berufen ausbilden, sondern Allgemeinbildung mitteilen. Tausende gehen jährlich von diesen Hochschulen ins wirtschaftliche Erwerbsleben und nehmen die Erinnerung an diese Zeit als ein kostbares Gut mit sich.

In Oxford und Cambridge trägt das studentische Leben noch gegenwärtig einen adeligen Zug. Losgelöst vom Alltag und seinen Sorgen, verleben die jungen Menschen dort einige Jahre einer verlängerten Kindheit. Sie werden mehr erzogen und zu Charakteren gebildet, unter starkem religiösem Einfluß, als daß man allzu hohe Anforderungen an ihr Nachdenken über schwierige wissenschaftliche Fragen stellt. Sport, allerlei Vereins-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wesen und gesellige Freuden tragen zur Ausbildung des ganzen Menschen bei. Von dieser Hochschulkultur sind nur Reste in Amerika übriggeblieben. Auch dort sucht man auf die Charakterbildung der Studenten, teils mit Hilfe der Religion, teils ohne sie, einzuwirken, was aber bei der ungeheuren Zahl ebenso schwierig ist wie an den deutschen Hochschulen. Es schwebt ein dem englischen ähnliches Lebensideal, von den Lehrern getragen, über diesen Schulen, dessen Einfluß nur mannigfacher durchkreuzt und gehemmt ist. Anderes ist noch schwerer greifbar. Verglichen mit der trostlosen Zersplitterung der deutschen Studentenschaft ist die amerikanische wie die englische einheitlicher, weil eben die Universität nicht nur den Geist, sondern den ganzen Menschen formen will und deshalb auch für seine Bedürfnisse sorgt. Speisehallen, große Studentenheime mit Einzelzimmern und gemeinsamen Räumen für Geselligkeit, Badeanstalten, Turnhallen, Sport und Spielplätze sind solche gemeinsam benutzte und verwaltete Universitätseinrichtungen. Auch dort gibt es eine Art von Verbindungen mit Eigenheimen; aber für ihre Zugehörigkeit zur Gesamtstudentenschaft ist es bezeichnend, daß sie ihren Stolz daran setzen, Leute zu gewinnen, die sich im öffentlichen studentischen Leben ausgezeichnet haben. Dabei wird weniger auf die besten Schüler in den Prüfungen gesehen, als auf die Preisträger bei den Wettspielen aller Art, auf die Vorsitzenden größerer Vereine, auf die Herausgeber der Tageszeitungen und Witzblätter, die jede Universität hat. Es zeigt sich hierin deutlich, daß geistige Bildung durchaus nicht im Mittelpunkt des studentischen Lebens steht. Eine Bewegung wie die freistudentische in Deutschland, die als die sittliche Forderung des studentischen Lebens die besondere Aufgabe akademischer Bildung hinstellt, würde in Amerika noch viel weniger Verständnis finden als in der Heimat.

Die Kluft zwischen den englischen Hochschulen und den amerikanischen wird dadurch groß, daß so viele Studenten ihren Lebensunterhalt ganz oder teilweise selbst verdienen und zwar durch jede beliebige sich bietende Arbeit. Sie bedienen ihre Kommilitonen bei Tisch, sie putzen in der Stadt Fensterscheiben, sie tragen Zeitungen Nachrichten zu, sind für Versicherungsgesellschaften tätig usw., ohne daß es der Kameradschaft Abbruch täte. Dieser Zug ist an sich liebenswürdig. Er zeigt, daß der Amerikaner die Verachtung der Arbeit wenig kennt (nur das Schuhputzen gilt drüben als erniedrigend!), und erlaubt vielen Minder- und Unbemittelten das Studium. Und doch ist der Einbruch dieser breiten Welle wirtschaftlichen Lebens in die höchsten Bildungsstätten bedenklich. Gewiß werden sich unter denen, die Erwerbsarbeit tun, oft die besten Schüler finden, da ein fleißiger, strebsamer, begabter Mensch bei den geringen Anforderungen für solche Arbeit genug Zeit übrigbehält, die andere nutzlos vertun. Aber die allzufrühe Einstellung auf den Erwerb hindert doch die Vertiefung der Bildung und läßt den nicht immer lauteren Gesetzen des amerikanischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wirtschaftslebens zu viel Spielraum eben dort, wo ihnen in einer idealistischen Bildung ein Gegengewicht entstehen sollte. Auch das Stück Allgemeinbildung, das einst das College vermittelte, verliert leicht seinen Sinn als Selbstzweck und wird nur noch nach seinem Nutzen für das praktische Leben gewertet.

In der Tat geht die neuere Entwicklung sowohl in England als in Amerika dahin, die höchsten Bildungsstätten dem wirtschaftlichen Leben unmittelbar dienstbar zu machen. Das gibt den Universitäten London, Manchester usw. ihr Gepräge. Die Bedürfnisse des praktischen Lebens herrschen vor und drängen die ältere idealistische Bildung in ein bescheidenes Eckplätzchen. Das gleiche gilt für fast sämtliche neuere Universitätsgründungen der Vereinigten Staaten und die meisten neueren Einrichtungen der alten Hochschulen. Es ist eine ganz ähnliche Entwicklung, die in Deutschland neben die Gymnasien die Realgymnasien und Oberrealschulen mit ihrer Betonung der neueren Sprachen, der Mathematik, der Naturwissenschaften gestellt hat, nur mit dem großen Unterschied, daß wir außer ihnen noch neben unseren Universitäten die technischen und anderen Hochschulen errichtet haben, wo nicht nur Ergebnisse der Wissenschaft mitgeteilt, sondern Wissenschaft selbst getrieben wird.

Wir spotten oft über die Weltfremdheit unserer Gelehrten und müssen doch einsehen, daß die Wissenschaft zunächst auf eigenen unabhängigen Wegen nach Erkenntnis um der Erkenntnis willen streben muß, um dann dem Leben als eine beherrschende, gestaltende, schaffende Macht gegenüberzutreten. Das ist bei uns geschehen. Nach der Vorherrschaft der Kirche ist die Hochschule mit Wissenschaft und Philosophie die Vormacht deutschen Lebens geworden. In den angelsächsischen Ländern dagegen ist die Verweltlichung noch nicht so weit vorgeschritten, die Kirchen noch von größerem Einfluß auf das Leben; wo sie aber zurückgedrängt sind, da ist nicht die Wissenschaft als lautere adelnde Macht an ihre Stelle getreten, sondern das Wirtschaftsleben, das die Wissenschaft zu seiner Dienerin gemacht hat. Erscheint es schon schwierig, an unseren Oberrealschulen und Technischen Hochschulen ein Bildungsideal aufzubauen, das einen vollen Ersatz bietet für das des alten Gymnasiums und der alten Universität, leiden wir schon stark unter einer allzusehr auf den greifbaren Nutzen gerichteten Bildung, so ist die Gefahr drüben noch größer: sie droht den Wunsch nach einem solchen Idealismus mitzuverschlingen.

Auf diesem breiten Unterbau ist an etwa zehn Universitäten ein Oberbau errichtet, der der Pflege der Wissenschaft und dem Erwerb gediegener akademischer Bildung dienen soll. Meist ist der B. A. Voraussetzung für die Aufnahme; doch ist die Regelung nicht einheitlich. In diesen Fachschulen herrscht ungefähr die Arbeitsart, die sich an den deutschen Universitäten für die höheren Semester ausgebildet hat. Während in Deutschland der größte Teil der Studenten auf diese Weise irgendwie vom Geist

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Forschung berührt wird und ein immerhin großer Teil durch jene engeren Kreise um die Hochschullehrer hindurchgeht, in denen ernstlich nach Wissenschaftlichkeit gestrebt wird, wird drüben nur ein sehr kleiner Teil der College-Studenten von diesen Fachschulen angezogen und gefesselt, weil eben der lockende wirtschaftliche Erfolg auch ohne dieses „Opfer" sicher erscheint.

Doch geht der deutsche Einfluß im amerikanischen Hochschulwesen weit über diese Fachschulen hinaus, weil die Lehrer, auch die College-Lehrer, gern die erste Gelegenheit nutzen, um an deutschen Hochschulen ihre akademische Bildung abzurunden und zu vertiefen, wovon im Laufe der Zeit ein starkes Anwachsen deutscher Denkart zu erwarten ist.

Für die Vereinigten Staaten von Amerika ist es jedenfalls von unschätzbarer Bedeutung, daß immer mehr Bildungsstätten entstehen, die nach und nach dank der Macht der Ideen Ausgangspunkte des Idealismus werden können. Ohne sie wären z. B. die Bewegung für Reinigung des politischen Lebens von den dunklen Einflüssen der Geldmächte und die für Volksbildung und Volksgesundung nie zu solcher Bedeutung gelangt. Es ist also kein Zufall, daß Wilson den Weg vom Professorenstuhl bis zum Präsidentensitz zurückgelegt hat.

Die älteren Universitäten beruhen ganz und gar auf Stiftungen und haben nur geringe staatliche Aufsicht über sich. Solche Stiftungen fließen auch heute noch reichlich, was dadurch gefördert wird, daß jeder Student lebenslänglich mit seiner Universität verbunden bleibt und z. B. nicht selten zu ihren jährlichen Festen und Wettspielen persönlich erscheint. Das bringt manchen im Wirtschaftsleben erfolgreichen Mann auf den Gedanken, seinem Namen hier, an der Stätte glücklicher Jugendjahre, ein dauerndes Andenken zu schaffen. Rockefeller hat sogar einer ganzen Universität, der von Chikago, seinen Namen gegeben, indem er die Riesensummen zu ihrer Gründung und Unterhaltung stiftete.

In den letzten Jahren ist die Zahl der sogenannten Universitäten bis auf nahezu 100 gestiegen, weil jeder Staat seine besondere Universität gegründet hat. Es sind besonders die mittleren und westlichen Staaten, in denen überhaupt der Staatsgedanke sich immer mehr in der Richtung auf den deutschen Staatssozialismus entwickelt. In den Mittelstaaten ist das zweifellos schon der Verbindung der deutsch-amerikanischen Bevölkerung mit den von Deutschland herübergekommenen Ideen zu danken. Als ein Beispiel sei hier die Staatsuniversität von Wisconsin in Madison genannt. Hier wirkte lange einer der angesehensten Deutsch-Amerikaner, der Professor des internationalen Rechts, Reinsch, den Wilson bald nach seinem Regierungsantritt zum Gesandten in China gemacht hat. Aber nicht allein diese Verbindung mit dem Bundespräsidenten ist wissenswert, sondern auch die neuartige Verbindung der Universität mit der Staatsregierung von Wisconsin, die ihren Sitz nicht in dem betriebsreichen Mil-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

waukee, sondern im stillen Madison zwischen Wäldern und Seen unweit der Universität hat. Eine unmittelbare Einwirkung der Hochschule auf die Regierung ist natürlich verfassungswidrig; aber zulässig ist, daß im Regierungspalast von der Universität eine Bibliothek mit Auskunftserteilung für alle Mitglieder der Regierung und des Kongresses eingerichtet und lebhaft benutzt wird. So kommt es, daß Wisconsin ein aufblühender Staat ist, in dem die Gesetzgebung alle dunklen Machenschaften des Unternehmertums durchkreuzt und der tüchtige Vorkämpfer staatssozialistischer Gedanken nach Washington zum Bundeskongreß schickt.

Es gibt in den Vereinigten Staaten von Amerika viele Leute, die auf Grund dieser und ähnlicher Erscheinungen den Westen des Landes als die künftige neue, freiere und bessere Welt ansehen, die zu schaffen nun einmal den politischen Glauben ausmacht.

Walter A. Berendsohn.

Was andre sagen

Das neue Deutschland. Herausgeber: Dr. Adolf Grabowsky, Berlin. 4. Jg. Nr. 41/45.

Politik des Mutes und Politik der Nüchternheit. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Ernst Troeltsch.

„. . . Gerade für die Möglichkeit jeder Anbahnung von Friedensverhandlungen von irgend einer Seite her, die irgendwann einmal kommen müssen, bedarf die Reichsleitung eines öffentlichen Rückhaltes, der dem Auslande in den Willen der Reichsleitung auch den des Volkes eingeschlossen erscheinen läßt und jede Spekulation auf die Schwäche einer mit ihrem Volke nicht einigen Reichsleitung benimmt. Den Frieden werden doch Generäle und Diplomaten machen nach dem Maße des Erreichbaren und Möglichen. Dazu können wir wenig tun. Aber eins können wir allerdings tun, die entschiedene und vertrauensvolle Stärkung der Reichsleitung. Das wird überhaupt das Einzige sein können, was von unserer Seite geschehen kann. Nur geschlagene oder politisch unreife Völker stürzen ohne schlechthin dringende Notwendigkeit ihre Regierungen mitten im Kriege. . . .

Übermacht bleibt Übermacht, und, wie man uns nicht zerschmettern kann, so können wir die anderen nicht zerschmettern. Daraus müssen irgendwann einmal die Folgen gezogen werden im allgemeinen Bewußtsein. Der Kanzler hat sie in seinen bisherigen Andeutungen gezogen und zwar in einer vollkommen würdigen, selbstbewußten Weise, indem er die nötigen Sicherungen für unser Reich in Aussicht nimmt, im wesentlichen aber es bei dem deutschen Nationalstaate bewenden lassen will, der eine Weltpolitik doch nur in Gestalt von Bündnissystemen, die seine politische Stellung decken, und in Gestalt einer Sicherung seines Welthandels, die ohne eine irgendwie geartete Verständigung mit einem bescheidener gewordenen England bei der heutigen Lage der Dinge nicht möglich ist, wird betreiben können. Bis wir mit militärischen und diplomatischen Mitteln dieses Ergebnis herbeiführen können,

bei dem ja alles Einzelne völlig offen bleibt, muß gekämpft werden, und von dem Ergebnis der Kämpfe wird heute noch alles Einzelne abhängig gemacht werden müssen. Das, was die Reichsleitung in solchen Leitsätzen bekundet, soll ja überhaupt nur einen Geist grundsätzlicher Nüchternheit und Maßhaltung bedeuten. Ohne diesen aber wird es niemals auf absehbare Zeit einen Frieden geben oder kann der Zeitpunkt verpaßt werden, über den hinaus auch die größten Blutopfer nichts Wesentliches mehr an dem Ergebnis ändern können.

Man wende dagegen nicht ein, daß es der Reichsleitung nur lieb sein könne, wenn sie sich auf möglichst hoch gesteigerte Forderungen des Volkes berufen kann. Gerade das ist ein ungeheurer und verhängnisvoller Irrtum. England hält die Welt und einen großen Teil seiner eigenen Leute beim Kriege nur fest durch die ungeheuerlichsten Lügen über deutsche Macht- und Gewaltansprüche, gegen die die Reichsleitung völlig ohnmächtig sei. Jede Äußerung deutscher Publizistik, die dafür irgend verwendbar ist, wird mit raffiniertester Kunst benutzt und, was bei uns Nörgelei oder Theoretisieren ist, wird in der ungeheuren Resonanz der Welträume, über die England verfügt, zu den Wahnsinnsträumen eines trunkenen Riesen. Statt vieler Hinweise nur ein Erlebnis! Ich las neulich den Brief eines hervorragenden englischen Gelehrten, der warmer Freund Deutschlands war und am Anfang des Krieges die mutige Erklärung gegen den Krieg mit unterschrieben hatte. Er schreibt nunmehr an einen Schweizer, daß er sich leider von der moralischen Weltgefahr Deutschlands überzeugt habe, seit er wisse, daß Deutschland nicht nur Belgien und Frankreich, sondern die englische Insel und vom amerikanischen Kontinent wenigstens New York und Boston in Besitz nehmen wolle; seitdem sei auch er dafür, bis zum letzten Blutstropfen gegen Deutschland zu kämpfen! Gott weiß, mit welchen Mitteln die englische Weltsuggestion diesen Wahnsinn edlen und trefflichen Menschen beigebracht hat. Die Verwendung deutscher Publizistik und unbesonnener deutscher Äußerungen spielt jedenfalls eine große Rolle. . . . .

. . . . . .

Dabei verschlägt es nichts, daß solche Maßlosigkeiten bei unseren Gegnern ebenso häufig vorkommen. Ihnen, den Beherrschern des Weltverkehrs und den überall Beliebten, werden sie eben nicht gefährlich, während sie uns, den durch unsere geographische Lage immer der Weltbedrohung Verdächtigen, zur Gefahr werden. Nur mit diesen Mitteln wird draußen die Kriegsstimmung wach gehalten. Unter diesen Umständen müssen wir unsere Worte wägen und stets auf ihre internationale Resonanz prüfen. Gerade darauf kommt es an, daß unsere öffentliche Meinung einen Geist der festen unerschütterlichen Zuversicht und zugleich einen solchen der Nüchternheit und Mäßigung aufweist. Für einen guten Frieden, so gut als irgend möglich, werden Generäle und Diplomaten schon von sich aus sorgen. Darin können wir ihnen nicht helfen. Aber darin können und müssen wir ihnen helfen, daß wir jenen wüsten Agitationen die Beglaubigungsmittel in unserer Presse entziehen. Das ist die Forderung der Stunde, Disziplin in unseren Äußerungen und Bekenntnis des Volkes zu den von der Reichsleitung angedeuteten Grundlinien. Ihre Äußerungen dürfen nicht jederzeit entkräftet werden können durch die Berufung auf eine angebliche Volksstimmung, die sich jene Leute als von einer fabelhaften ‚Militärkaste' ins Maßlose aufgeregt denken. Für uns sind das lächerliche Märchen, für die Feinde aber das Futter, mit dem sie die ihnen unentbehrliche öffentliche Meinung nähren und machen. Die öffentliche Meinung spielt eben bei ihnen eine ganz andere Rolle als bei uns . .

. . . . . .

Dieser Krieg ist seltsam nüchtern und verträgt bei seinem heiligen Ernst kein rhetorisches Pathos. Auch der Kanzler hat keines. Dafür hat er Einsicht und realpolitischen Sinn. Dessen bedürfen wir alle. Der Mut aber versteht sich für ihn wie für uns alle von selbst."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutscher Wille. Herausgeber: Dr. Ferdinand Avenarius, Dresden-Blasewitz. Des Kunstwarts 29. Jahrg. Heft 17.

Amerikanische Karikatur von heute. Vom Herausgeber.

„. . . . . .

Entsprechend steht's mit den Waffenlieferungen. Man (die Amerikaner) gäbe sie ja auch den Deutschen von Herzen gern, wenn die sie nur holen könnten! Wie bedauerlich, daß man seine Neutralität auch ihnen gegenüber nicht gegen bar betätigen kann! „Also", rufen nun wir dazwischen, „liefert anständigerweise keinem, wenn ihr neutral sein wollt." „Hören wir recht: Keinem?" denken sie drüben: „Und wenn dann später wir Amerikaner mehr Waffen brauchten, als wir herstellen können — wer lieferte sie dann uns?"

Zu diesen wunschgegebenen Meinungen kommt nun die Antipathie gegen Deutschland ... Daß der Deutsche so gar kein Pazifist im amerikanischen Sinne ist — wir haben schon neulich davon gesprochen, warum das drüben doppelt befremdet, obgleich doch der amerikanische Pazifismus in Mexiko wie in Europa so ganz und gar nicht dem Frieden nützt. Dann: man sieht im Deutschen den Bierbrauer und den Verehrer der Alkoholgeselligkeit. Die Tatsache, daß wir soundso oft auf alkoholkapitalistische Histörchen über amerikanische Temperenz-Umgehung hineingefallen sind, hat uns in diesem Punkte drüben nicht ansehnlicher gemacht. Es mag ein Zeichen vom Ernste der Auffassung sein, daß trotzdem die billigen Witze über den Deutschen als „Proster" und Bierseligen in der amerikanischen Karikatur jetzt ganz zurücktreten. . . . . ."

Rund um uns

Schönfärber und Flaumacher. Zwei unter den bekannten vier menschlichen Temperamenten nehmen an den Zeitereignissen den lebhaftesten Anteil: der Sanguiniker und der Melancholiker. Jener neigt dazu, auch die ernstesten Dinge auf die leichte Achsel zu nehmen und auch das Furchtbarste in rosigster Beleuchtung zu sehen. Ihn erfüllt im Gegensatz zum Melancholiker ein unbesiegbarer Optimismus. Dieser, der Melancholiker, dagegen kommt aus ewigen Bedenklichkeiten auch im Anblick erfreulichster Ereignisse nicht heraus, seine Sorgen verlassen ihn nie, und er meint, auch wenn alle Welt jubelt, noch Grund zu düsteren Prophezeiungen zu haben.

Diese beiden Typen befehden sich naturgemäß hin und wieder sehr heftig. Der Optimist schilt seinen Gegner Mies- und Flaumacher, und der Pessimist redet wieder verächtlich von Schönfärbern und Hallelujahpropheten. So spricht jeder von ihnen dem andern die Berechtigung seiner Anschauungsweise grundsätzlich ab; und wo die beiden in Reinkultur aufeinander platzen, gibt's mitunter ergötzliche Debatten.

Rein sachlich haben natürlich beide Recht und Unrecht. — Das Leben ist nun einmal so verwickelt und wunderbar, daß sich überhaupt kein Ereignis denken läßt, das nicht Segen und Fluch für den Menschen in seinem Gefolge hat, keine Lebenswendung, die für den Betreffenden oder für andere nicht ein Glück und ein Unglück mit sich brächte. Irgendwo schauen nämlich bei allem Geschehen Teufelsklaue und Engelsfittich zugleich hervor.

Selbst in den harmlosesten Urteilen tritt heute dieser Gegensatz zwischen optimistischer und pessimistischer Auffassung der Dinge hervor: „Großartig, mit welch unglaublicher Tapferkeit unsere

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Leute da wieder gefochten haben!" — „Ja, aber die Menschenleben, die das gekostet haben mag!" — — —

Diese Verschiedenheit der Auffassung ist immer psychologisch durch die Grundstimmung des Einzelnen bedingt. Es handelt sich eben um den seelischen Grundton, der als Folge seines Temperamentes in allen Urteilen eines Menschen wiederklingt. Schilt also der Schönfärber auf den Miesmacher, darf er logischerweise diesem auch nicht die Berechtigung absprechen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Man könnte überhaupt ohne weiteres über derartige Streitigkeiten zur Tagesordnung übergehen, könnte höchstens bedauern, daß die Menschen so sehr dazu neigen, mit Vorliebe gerade über die Dinge zu reden, von denen sie wenig oder nichts verstehen, wenn die Sache nicht noch ein anderes Gesicht hätte. — Immermehr kommt unsere Zeit zu der Erkenntnis, daß Gedanken nichts weniger als zollfrei sind. Im Gegenteil! — Die Ansicht, die wir uns über ein Ereignis, einen Zustand oder eine Person bilden, hilft nicht nur unser eigenes, sondern auch fremdes Schicksal mitbestimmen. Gedanken sind lebendige Kräfte, die Leben spenden oder Leben töten. Und nicht nur das eigene Wohl und Wehe wird durch unser Denken stark beeinflußt, auch das unserer Angehörigen, ja, das der ganzen Nation.

Man muß glauben an die Sache, die man vertritt, d. h. man soll sie nicht nur für berechtigt und gut halten, sondern man muß auch von ihrem baldigen Siege felsenfest überzeugt sein. Wer das nicht ist, hilft bewußt oder unbewußt auch die beste Sache zu Fall bringen.

„Steh auf und wandle! — Dein Glaube hat dir geholfen!" — Christus war der erste, der die Menschen auf die ungeheure Macht des Glaubens, ihrer Denk- und Anschauungsweise hinwies. — Wenn aber der Glaube alles Gute bewirken hilft, dann muß auch umgekehrt der Unglaube alles Gute hindern.

Otto Relmann.

Guttemplertagung in Bremen. Die deutsche Großloge des Guttemplerordens, die größte Enthaltsamkeitsvereinigung in Deutschland, hat am 23. und 24. Juli d. J. zum ersten Male seit Kriegsbeginn eine Jahresversammlung abgehalten. Die Tagung fand in Bremen statt und war sehr gut besucht. Wir sind von der Ordensleitung gebeten worden, den folgenden kurzen Bericht über die Jahresversammlung zu veröffentlichen. Wir erfüllen die Bitte gern:

.... Die geschäftliche Sitzung der Großloge nahm die Versammelten zwei Tage in Anspruch, Sonntag den 23. und Montag den 24. Juli. Die Berichte der Leitung gaben zwar von Verlusten an Mitgliedern Kenntnis, aber die Kraft der alkoholgegnerischen Bewegung hat nichts eingebüßt. Der Krieg hat mancherlei Erfahrungen gebracht, die den Anschauungen der Enthaltsamen Recht geben. Große Summen sind für die Aufklärung in Heer und Marine und für die Werbearbeit im Lande geopfert. Auch die sozialen Einrichtungen haben erhebliche Mittel erfordert, allein für die Unterstützung in Sterbefällen sind insgesamt seit Beginn des Krieges 240600 M. ausgezahlt worden. Die Leitung der Großloge wurde dem früheren Großtempler Herrn Blume in Hamburg wieder übertragen, der 15 Jahre an der Spitze des Ordens gestanden hat, und im Jahre 1914 aus Gesundheitsrücksichten zurückgetreten war. Dem Großtempler der beiden letzten Jahre, Herrn Sievers, zollte der Orden herzliche Anerkennung. Die große, zahlreiche Versammlung nahm einige Entschließungen an, welche die Volksernährung während des Krieges betreffen. Dem Herrn Reichskanzler und dem Kriegsernährungsamt wurde folgende Bitte unterbreitet:

„Es möge dafür Sorge getragen werden, daß hinfort der Nahrungsmittelvergeudung zur Erzeugung von Trinkalkohol, sei es Branntwein oder Bier, Einhalt geboten wird. So fest entschlossen alle Kreise unseres Volkes sind, die schwere Zeit durchzuhalten, so berechtigt ist ihre Erwartung, daß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Ernst unserer heutigen Lage Rechnung getragen wird. Es fehlt an Fett, Fleisch, Kartoffeln, Zucker und anderen Nahrungsmitteln. In einer solchen Zeit sollten alle vorhandenen Nahrungsstoffe für die Ernährung unseres Volkes verwendet werden."

An die oberste Heeresleitung ging eine Entschließung folgenden Inhalts:

„Der Rückmarsch der deutschen Heere möge nach Friedensschluß im öffentlichen Interesse, zur Wahrung des Ansehens unserer Krieger und der Würde unseres deutschen Volkes sich ebenso alkoholfrei vollziehen, wie der Aufmarsch bei Kriegsbeginn."

Die während des Krieges getroffenen gesetzlichen Vorschriften veranlaßten die Versammlung, den nachstehenden Wunsch zum Ausdruck zu bringen:

„Die bestehenden Kriegsmaßnahmen zur Einschränkung des Alkoholgenusses mögen, soweit tunlich, auf die Friedenszeit übernommen werden, da die Erfahrungen des Krieges, der Ernst der Zeit und die großen Aufgaben der Zukunft unser Volk zwingen müssen, seine Trinkgewohnheiten einzuschränken."

Alle Teilnehmer der Jahresversammlung stimmten einheitlich diesen Entschließungen zu.

Die „Lauterberger Weltanschauungswoche". In Lauterberg im Harz findet auf Anregung der Leitung der Freideutschen Jugend vom 2.—7. Oktober eine Tagung statt, die von den Veranstaltern die Lauterberger Weltanschauungswoche genannt wird. Es sollen sechsstündige Vorlesungen von Geheimrat Prof. Dr. Natorp aus Marburg über „Deutsche Erziehungsideale", von Prof. Dr. Leser aus Erlangen über „Fichte und wir" und Prof. D. Hunzinger aus Hamburg über „Die Weltanschauungen unserer Klassiker" gehalten werden. Außerdem steht ein einmaliger Vortrag von Dr. Ferdinand Avenarius in Aussicht. An die Vorlesungen schließt sich eine freie Aussprache an. Die Nachmittage sind gemeinsamen Wanderungen, die Abende edler Geselligkeit in freideutscher Form gewidmet. Die Teilnehmerkarte kostet 10 Mark. Anmeldungen und Bitten um Mitteilungen über Unterkunft u. a. sind an die Buchhandlung von Herm. Limbarth, Lauterberg im Harz zu richten. Die Veranstaltung wird von Prof. Hunzinger (Anschrift: Hamburg 3) geleitet.

Reform der Arbeitszeit. Im Anschluß an meinen Aufsatz in Nr. 3 des „Vortrupp" habe ich mit einem persönlichen Schreiben an Arbeitnehmerverbände, soziale Vereine und einzelne Sozialpolitiker um Mithilfe geworben. Die eingelaufenen zustimmenden Antworten geben mir den Mut, die Sache weiter zu verfolgen.

Das Ziel ist, zu erreichen, daß die tägliche Arbeitszeit der für Lohn oder Gehalt im Dienste anderer Arbeitenden so gelegt wird, daß jeder wenigstens an mehreren Tagen der Woche mehrere Stunden der hellen Tageszeit zu seiner Erholung und eigenen Verfügung erhält.

Es sind zunächst Widerstände zu beseitigen und weitere Aufklärung über die grundlegende Bedeutung der Verbesserung der Arbeitszeit und die Möglichkeit ihrer Durchführung zu verbreiten. Zeitungsaufsätze, Vorträge und Briefe müssen ausgearbeitet werden. Schwierigkeiten, die sich der allgemeinen Einführung in manchen Berufen z. B. bei den Ladengeschäften, entgegenstellen, müssen aus dem Wege geräumt werden. Schließlich ist eine mit vielen Unterschriften versehene Eingabe an den Reichstag einzureichen.

Kurz, es ist durch einen eigenen Arbeitsausschuß für die Reform der Arbeitszeit viel Arbeit zu leisten, um das Ziel zu erreichen. Dazu bedarf es der Hilfe arbeitsfreudiger Männer und Frauen, die von der ungeheuren Wichtigkeit und Tragweite dieser Angelegenheit überzeugt sind.

Wer hilft mit?

Anschriften werden an die Geschäftsstelle des Vortrupp-Verlages, Hamburg 1, erbeten, ebenso freiwillige Geldbeiträge zur Deckung der zu erwartenden Unkosten.

Franz Volquart Meyer.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

5. Jahrgang Nr. 17 1. September 1916

Kanzlergegner.

Der Aufsatz „Unser Kanzler", den die Schriftleitung des „Vortrupp" in Nr. 12 vom 16. Juni gebracht hat, bedarf, meiner Meinung nach, noch etlicher Ergänzungen; einige Punkte, auf die es besonders ankommt, müssen hervorgehoben werden. Denn es kann in diesen Zeiten den Verständigen im deutschen Volke gar nicht oft genug und gar nicht klar genug gesagt werden, warum sie sich jetzt einmütig und entschlossen hinter den Kanzler stellen müssen.

Wenn ich mich frage, was jetzt Europa hindert, zum Frieden zu kommen, so drängt sich mir immer wieder die Erkenntnis auf, daß ein sehr wesentliches Hindernis in einer wahnhaften Geistesbeschaffenheit der heute maßgebenden Franzosen liegt. Solange die heutigen Beherrscher Frankreichs noch den Irrwahn hegen, sie könnten Elsaß-Lothringen aus dem Leibe des Deutschen Reiches wieder herausreißen, solange ist der Hauptwall, der Europa vom Frieden trennt, noch nicht überschritten. Es gibt ja gewisse sentimentale Leute bei uns, die es für bewunderungswürdigen Patriotismus halten, daß die französischen Machthaber an diesen Irrwahn immer neue Hunderttausende des ihnen anvertrauten Volkes setzen; ich halte das vielmehr für gewissenlos und verrückt. Wir Deutschen wollen doch ja nicht anfangen, es „Patriotismus" zu nennen, wenn für aussichtslose Annexionspläne einiger machthungriger Politiker ein ganzes Volk geopfert wird. Und wir wollen doch auch ja etwas nicht vergessen (auch nicht dem „einen" Hasse der Lissauer und Reventlow zu Gefallen): dieser Weltbrand wäre nie entstanden, wenn nicht seit 1871 die Machthaber Frankreichs vor dem Götzenbilde der Revanche auf den Knien gelegen hätten; er würde nicht fortwüten, wenn nicht die Priester dieses Götzenbildes — die Poincaré, Briand, Hervé — das unselige französische Volk immer wieder dazu berauschten, daß es seine Kinder unter die Räder des Götzenwagens wirft. — Der Tag des Friedens kann also erst kommen, wenn die gesund Gebliebenen unter den Franzosen (es gibt deren noch genug) die Irren gefesselt haben. Dann kann der Frieden kommen; und dann wird er kommen — wenn dann in unserm Deutschland (in dessen Hand der Friede dann liegt) die Vernunft an der Macht ist, wie sie es heute ist. Denn heute ist sie es: Der „Vortrupp" hat in seiner

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

letzten Nummer aus dem „Neuen Deutschland" die wichtigsten Teile eines Aufsatzes von Professor Troeltsch abgedruckt. Aus diesem Aufsatze will ich hier zunächst die Stelle wiederholen:

> „Dieser Krieg ist seltsam nüchtern und verträgt bei seinem heiligen Ernst kein rhetorisches Pathos. Auch der Kanzler hat keines. Dafür hat er Einsicht und realpolitischen Sinn."

Das ist so.

Zwar: es wäre völlig verkehrt, wenn man den Kopf in den Sand stecken und sich darüber täuschen wollte, daß gewisse Gruppen vor einiger Zeit mit allen Kräften gewühlt haben, um die Stellung Bethmann Hollwegs zu untergraben, und daß jene Gruppen, wenn ihre Offensive zurzeit auch wohl zusammengebrochen ist, diese Offensive doch jeden Augenblick wiederholen werden, falls sie meinen sollten, daß die Gelegenheit günstig sei. Die Schandschrift von Junius alter (gerade jetzt neu verhökert) und ähnliche lichtscheue Dinge fielen kaum so sehr ins Gewicht; aber es ist ja bekannt, daß auch Politiker, die eine gewisse Macht hinter sich haben, auf derselben Seite stehen.

Was diese Leute dem Kanzler vorwerfen, bezeichnen sie im allgemeinen als „Schlappheit". „Schlapp" sollen seine Kriegsziele sein, und „schlapp" vor allem sein Verhalten in der U-Boots-Frage. Die deutsche Sprache hat aber kaum Ausdrücke, die scharf genug sind, um richtig zu kennzeichnen, wie übel das deutsche Volk mit diesen Vorwürfen gegen seinen Kanzler irregeführt wird.

Die Schriftleitung des „Vortrupp" hat im Aufsatz „Unser Kanzler" die Kriegsziele Bethmann Hollwegs mit den Kriegszielen Bismarcks im Jahre 1866 verglichen. Wenn dieser Vergleich auch, wie jeder Vergleich, in manchen Punkten hinkt, so scheint er mir doch das Wesentliche zu treffen. Bismarcks Kriegsziele von 1866 hatten bekanntlich ein Doppelgesicht: Hannover und einiges mehr hat Bismarck rücksichtslos annektiert, gegenüber Österreich-Ungarn hat er sich mit den „realen Garantien" begnügt, die es der künftigen Entwicklung Preußen-Deutschlands dadurch bot, daß es aus dem deutschen Bunde ausschied. Ein solches Doppelgesicht zeigen auch Bethmann Hollwegs Kriegsziele, wie er sie in seiner großen Reichstagsrede vom 5. Juni 1916 umrissen hat: Im Osten will er die deutsche Grenze vortragen, im Westen will er sich mit „realen Garantien" begnügen. Wobei denn allerdings Bethmann Hollweg in beiden Stücken weiter geht, als Bismarck ging: Bismarck war mit einer realen Garantie negativen Charakters zufrieden, während die realen Garantien, von denen Bethmann Hollweg spricht, offenbar positiv gedacht sind; und die Annexionen von 1866 waren ja im Grunde gar keine echten Annexionen, sondern nur staatsrechtliche Veränderungen innerhalb desselben Volksganzen —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Annexionen im Osten dagegen, die Bethmann Hollweg ausgesprochenermaßen will, werden echteste Annexionen sein.

Die betreffenden Kanzlergegner behaupten, das sei viel zuwenig, wenigstens, was den Westen angehe (manchen unter ihnen, die von Haus aus eine starke Vorliebe für den russischen Zarismus und seine Regierungsmethoden haben, geht's für den Osten vielleicht gar schon zu weit).

Wegen seiner Kriegsziele im Westen bekämpfen sie den Kanzler in der Weise, daß sie unserm Volke die Sachlage verschleiern. Vor allem drehen sie es stets so, als sei dafür, daß der Kanzler angeblich nicht weit genug gehen will, eine Sentimentalität oder eine Weichheit gegen die Feinde maßgebend. Man faßt sich immer wieder an den Kopf, wenn man sieht, daß es in Deutschland Menschen gibt, die töricht genug sind, auf diesen Kniff hineinzufallen. Während es doch einfach so liegt, daß sich der Kanzler pflichtmäßig die Frage vorzulegen hat, und vorlegt: Wo liegt, gemessen an den wahren Machtverhältnissen, die Grenze, jenseits deren die Kriegsziele Wahngebilde würden, Wolkenfetzen, für die deutsches Blut zu opfern, Frevel wäre. Und da steht es für jeden, der sehen will, so, wie es Professor Troeltsch in seinem schon erwähnten Aufsatze weiter gezeigt hat: Troeltsch betont dort (was von vielen bei uns jetzt viel zu sehr vergessen — von manchen auch einigermaßen absichtlich in Vergessenheit gebracht — wird), daß unser Volk mit seinen Verbündeten zusammen das „schlechthin Wunderbare" schon dadurch geleistet hat, daß es einer ungeheuren Übermacht glanzvoll standgehalten hat. Aber daran fügt er die deutschen, weil phrasenlosen, Worte:

> „Übermacht bleibt Übermacht und, wie man uns nicht zerschmettern kann, so können wir die andern nicht zerschmettern. Daraus müssen irgendwann einmal die Folgen gezogen werden im allgemeinen Bewußtsein."

Es ist ein schwerer Vorwurf, den man denjenigen Kanzlergegnern, von denen ich spreche, machen muß, daß sie diese Wahrheit dem deutschen Volke durch alle möglichen Wortkünste zu verschleiern suchen, daß sie es immer so hinstellen, als handle es sich nur darum, die Folgerungen aus einem bereits errungenen, oder mindestens sehr leicht zu erringenden, „zerschmetternden deutschen Siege" zu ziehen, und als sei der Kanzler ein schlapper Kerl, weil er das nicht wolle. Und ebenso schwer trifft jene Kanzlergegner der weitere Vorwurf, daß sie bei diesen Angriffen gegen den Kanzler andauernd einen sehr wichtigen Punkt verschleiern: daß wir nämlich einen Koalitionskrieg führen, und daß wir die Kriegsziele gar nicht allein bestimmen können, sondern nur im Einverständnis mit unsern Bundesgenossen: Die Gemeinbürgschaft, die uns jetzt mit Österreichern und Ungarn, mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bulgaren und mit Türken verbindet, verbürgt ganz gewiß jedem der vier Bundesgenossen, daß die drei andern durchhalten bis zum guten Frieden auch für ihn. Aber glaubt wirklich irgendein Nüchterner, die Österreicher und die Ungarn, die Bulgaren und die Türken, seien geneigt, ihren letzten Blutstropfen dafür herzugeben, daß jene Kanzlergegner nach einigen Jahren weiteren Krieges (und nach dem dann unausbleiblichen Ruin aller Länder, auch des Vierbundes) möglicherweise ihre wilden Ziele durchgesetzt haben könnten?

Dann die U-Boots-Frage. Das Gebot des Krieges zieht hier der Erörterung enge Grenzen, zweierlei jedoch wird schon heute zu sagen erlaubt sein: Zum ersten etwas Allgemeines: keiner der Vorwürfe, die in dieser Sache, offen oder geheim, dem Kanzler gemacht worden sind, hat — in politischen Dingen oder in technischen — eine Grundlage, die hält. Und zweitens etwas, was mehr ins Besondere geht: Die Angriffe, die von jener Seite in der U-Boots-Frage gegen den Kanzler gerichtet werden, sind meist so verworren gehalten, daß der einfache Mann aus dem Volke so etwa den Eindruck bekommt, der böse Kanzler weigere sich überhaupt (wahrscheinlich aus Liebe für die Engländer!) unsre U-Boote so zu verwenden, wie sie verwendet werden könnten. Und dabei geht's doch in Wahrheit um etwas ganz andres: Niemals hat der Kanzler irgend etwas Grundsätzliches gegen den allerschärfsten „U-Boots-Krieg" als solchen gesagt oder getan. Wie er künftig h a n d e l n wird, darüber jetzt zu schweigen, tut er sehr klug; das Reden über künftige militärische Taten wollen wir doch wirklich auch weiter der Entente überlassen — mir wenigstens will es scheinen, daß deren Erfolge mit dieser Praxis kaum zur Nachahmung reizen.

Also schon aus diesen Gründen ist der Vorwurf der Schlappheit, den jene Kanzlergegner gegen den Kanzler erheben, so sinnlos wie möglich, sinnlos sowohl in Sachen der Kriegsziele als auch in Sachen der U-Boote. — Ferner aber muß hinsichtlich der „Schlappheit" doch wohl auch noch diese Frage gestattet sein: Inwiefern wäre es eigentlich „schneidig" (das ist ja wohl das Gegenteil von „schlapp"), wenn der Kanzler die Wege gehen würde, auf die seine Gegner das deutsche Reich so gern drängen würden. Ich weiß nicht, was für eine „Schneidigkeit" zum Beispiel dazu gehören würde, einen Krieg mit Amerika zu entfesseln, wenn man (sei es als Kanzler, als Parlamentarier oder als Zeitungsschreiber) davon selber gar keinen Nachteil hat, sondern nur die Aussicht, von lauten Schreiern als „großer Mann" gefeiert zu werden. Ich finde es sehr viel „schneidiger," oder — sagen wir lieber auf deutsch — viel tapferer, wenn man auf solch billigen Ruhm verzichtet, den lauten Schreiern (und den geheimen Wühlern) Trotz bietet, das Blut seiner Landsleute spart und seine Pflicht tut, wie sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich aus der genauesten Kenntnis der militärischen und der diplomatischen Lage ergibt.

Wes Geistes Kinder manche der Leute sind, die den Kanzler stürzen möchten, zeigen noch zwei andre Dinge aus der allerletzten Zeit. In München haben soeben gewisse Kanzlergegner sogar die Losung ausgegeben, man soll sich gegen die Reichsleitung der partikularistischen Strömungen bedienen; man solle, was man nicht mit Zustimmung von Kaiser, Kanzler und Reich durchsetzen könne, dadurch erreichen, daß man auf die einzelnen Bundesfürsten und auf die Einzelstaaten überhaupt zu wirken suche. An des Bayernkönigs Ludwig klarem Sinn ist dieser Versuch gleich in seinem Beginn gescheitert. Aber — daß er überhaupt gemacht werden konnte! Weiter aber: da vertrat der Fürst Wedel, der frühere Statthalter von Elsaß-Lothringen Gedanken, die denen des Kanzlers ähnlich schienen. Sofort warf ein Teil der Kanzlergegner die Behauptung in die Öffentlichkeit, die Frau dieses Fürsten Wedel habe seinerzeit dem verhafteten Landesverräter Wetterlé Blumen ins Gefängnis geschickt. Woran natürlich kein wahres Wort war.

* * *

Wer's sonst noch nicht weiß, dem zeigen vielleicht diese Kanzlergegner und ihre Methoden, daß — um noch einen dritten besonders wertvollen Satz aus dem Aufsatze des Professors Troeltsch zu betonen — unser Kanzler in Deutschland den „Geist grundsätzlicher Maßhaltung und Nüchternheit" verkörpert, ohne den „es niemals auf absehbare Zeit einen Frieden geben wird."

Fidelis.

„Aktualität."

Dies ist der zweite von den drei Aufsätzen über die Methode unsrer Arbeit. Der erste hieß „Unsre Tonart" und steht im Jahrgange 1913 (in Nr. 12 vom 16. Juni). Der dritte wird „Buchkritik" heißen und soll noch in diesem Jahrgange 1916*) erscheinen.

*) Die Aufsätze „Aktualität" und „Buchkritik" sind von Herrn Dr. Popert schon im Juli 1914 geschrieben worden. Herr Dr. Popert wollte sie zunächst bis Kriegsende zurückstellen, da er während des Krieges in Rücksicht auf seine dienstliche Stellung nicht in die Öffentlichkeit treten wollte. Diese beiden Aufsätze schon jetzt zu veröffentlichen, hat er sich jedoch auf unsre Bitte entschlossen, weil sie durch jene dienstliche Stellung nicht berührt werden, und weil der zweite Aufsatz „Buchkritik" eine neue Arbeit des „Vortrupp" einleiten soll, die wir nicht länger aufschieben möchten. Der Aufsatz „Aktualität" ist infolge des Krieges in einigen Sätzen ganz unbedeutend abgeändert worden.

Die Schriftleitung des „Vortrupp".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Aktuell" und „Aktualität" sind Fremdwörter, die vorläufig weiter verwendet werden müssen, weil es einen guten deutschen Ausdruck für das, was sie bedeuten, bisher nicht gibt. Ihr Stammwort ist das lateinische „agere", und das bedeutet „handeln" (im Sinne von tätig sein) oder „treiben".

„Aktuell" ist das, was jeweils die Menschen treibt, die Geister bewegt, die Welt in Unruhe setzt, in aller Leute Munde ist. Was aber ist das alles andres, als einfach: das Neue, oder vielmehr das Allerneueste. Denn wenn der einundzwanzigste Vers des siebzehnten Kapitels der Apostelgeschichte die Erfahrung, die der Apostel Paulus in Athen machte, knapp und eindeutig in die Feststellung zusammenfaßt:

> „Die Athener aber alle, auch die Ausländer und Gäste, waren gerichtet auf nichts Anders, denn etwas Neues zu sagen oder zu hören",

so ist das auch die Erfahrung Aller gewesen, die vor oder nach ihm mit den Massen derer zu tun gehabt haben, die irgendwo in der Welt Einheimische oder Ausländer oder Gäste sind, und es wird die Erfahrung Aller sein, die jemals mit irgendwelchen Massen in Berührung kommen.

Und die „Aktualität" eines Preßorgans besteht darin, daß dieses Preßorgan die Eigenschaft (und vor allem auch das Bestreben) hat, stets über Dinge zu berichten und zu schreiben, die das Neueste vom Neuen sind. Mit dieser „Aktualität" von Preßorganen (die immerhin beste deutsche Übersetzung dafür wäre vielleicht „Neuigkeitstaumel") haben wir es heute zu tun.

Unsern Lesern wird aufgefallen sein, daß der „Vortrupp" schlechthin garnicht „aktuell" ist: Es kommt äußerst selten vor (und wird nach dem Kriege wieder noch seltener werden), daß wir eine Sache zu der Zeit behandeln, wo sie neu und daher in aller Leute Munde ist. Und jedenfalls ist das niemals die Veranlassung, warum wir uns mit ihr beschäftigen. Dieser Zustand ist nicht durch Zufall geworden, sondern entspricht unsrer Absicht: wir halten „Aktualität" bei einer Zeitschrift für einen Fehler.

Diesen Standpunkt will ich jetzt begründen:

* * *

Es handelt sich hier um einen Punkt, wo ein grundlegender Wesensunterschied zwischen Zeitschrift und Tageszeitung besteht:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Tageszeitung von heute muß „aktuell" sein, die Zeitschrift dagegen darf nicht „aktuell" sein, oder sie verkennt ihre Aufgabe und ihre Wirkungsmöglichkeit.

Die Tageszeitung von heute muß aktuell sein: In ihrem Nachrichtenteile muß sie es kraft innerer und sonst kraft äußerer Notwendigkeit.

Im Nachrichtenteile kraft innerer Notwendigkeit: Dieser Nachrichtenteil der Tageszeitung (Depeschen, Marktberichte, Kursberichte), ist für die meisten Menschen die hauptsächliche, vielfach die einzige, Quelle, aus der sie die Tatsachen erfahren, die in der Welt vorgehen. Die Kenntnis dieser Tatsachen ist aber für sehr viele Menschen unerläßlich, wenn sie ihren Beruf ausüben wollen. Nicht etwa nur für die Männer und Frauen der Öffentlichkeit, für die sich das ja ohne weiteres von selbst versteht. Sondern genau so für jeden, der einen wirtschaftlichen Beruf im großen treibt: Landwirt, Fabrikant, Kaufmann müssen ganz gleichmäßig wissen, was in der Welt, ziemlich gleichgültig wo, sich ereignet. Denn es gibt heute kaum irgendein Ereignis irgendwo auf der Erde, das nicht möglicherweise an irgendeinem beliebigen andern Punkte der Erde den Preis von Korn, Vieh, Rohmaterial, Fabrikat, Ware unmittelbar oder mittelbar hinauftreiben oder hinabdrücken könnte. Wer imstande ist, sich ein richtiges Bild von dem zu machen, was in der Welt geschieht (und womöglich aus diesem Bilde dann noch einen richtigen Schluß zu ziehen auf das, was geschehen wird), der, aber auch nur der, ist imstande, richtige und gewinnbringende Entschlüsse darüber zu fassen, welche Art und welche Mengen wirtschaftlicher Güter er erzeugen, kaufen, verkaufen will. Und selbstverständlich steht sich dabei der am besten, der den richtigen Entschluß am frühesten fassen kann, also der, der die maßgebenden Tatsachen zuerst erfährt: denn von allen Wettbewerbern kann er zuerst handeln. Je rascher also die Quelle fließt, woraus der, der die Kenntnis dieser Tatsachen braucht, die Kenntnis schöpft, desto wertvoller wird die Quelle ihm sein: je mehr es dem Nachrichtenteile seiner Tageszeitung gelingt, stets das Neueste vom Neuen zu bringen, desto höher wird er diese Tageszeitung als Hilfswerkzeug seines Berufes einschätzen. Eine Tageszeitung, die in ihrem Nachrichtenteil nicht aktuell wäre, würde also einfach das nicht leisten, was gerade der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Teil ihrer Leser, der sie ernsthaft braucht, mit Recht von ihr verlangt; sie würde gerade bei den ernsthaften Leuten ins Hintertreffen geraten. Ja, die Hast, mit der sich die Tageszeitungen in der Aktualität ihres Nachrichtenteiles gegenseitig zu überbieten suchen, muß sogar noch immer wilder und verzweifelter werden: je mehr durch Telegraph und Fernsprecher (mit ihrem täglich erdumspannenderen Netz von Drähten oder ohne Draht), durch endlos vermehrte Blitzzüge, Schnelldampfer und Handelsunterseeboote, durch immer verbesserte Kraftwagen, Flugzeuge und Luftschiffe, von Tag zu Tag an Möglichkeiten geschaffen wird, das Neueste aus aller Welt immer schneller und schneller überallhin zu verbreiten. Wahrlich, kein erfreuendes Bild, dieser rasende Kampf um die neuesten Nachrichten! Aber eines, das untrennbar zum Bilde unsrer ganzen Zeit gehört und das nur dann sich ändern kann, wenn einmal (wonach wir ja streben) dieses gesamte Bild sich ändert. Die einzelne Tageszeitung jedenfalls muß in diesem Wettrennen von heute mitjagen, dafern sie nicht überrannt und zertreten werden will.

Ich sagte, auch außerhalb des Nachrichtenteils müsse die Tageszeitung von heute aktuell sein, insoweit aber nicht kraft innerer Notwendigkeit, sondern nur kraft äußerer. Das gilt vor allem auch vom „Leitartikel". Eine innere Notwendigkeit für Aktualität liegt da nicht vor: man könnte sich sehr wohl einen Typus einer Tageszeitung denken, wo — bei aller Aktualität im Nachrichtenteile — die Schriftleitung mit der Äußerung ihrer Meinung über die Ereignisse zurückhielte, bis diese Ereignisse wirklich feststünden, und bis die Meinung der Schriftleitung geklärt und reif sein könnte. Tatsächlich aber haben wir diesen Typus der Tageszeitung heute nirgends (wenngleich natürlich in unsern Tageszeitungen einzelne Aufsätze erscheinen, die auf Grund geklärten Tatbestandes eine reife Meinung aussprechen, namentlich jetzt im Kriege die oft ganz vorzüglichen Übersichten über die Kriegslage). Woran liegt das? Eben an einer äußeren Notwendigkeit: an Geschmack und Verlangen des durchschnittlichen Zeitungslesers und Zeitungsabonnenten, am Geschmack der Masse, ohne die keine Tageszeitung leben kann. Dieser Durchschnittsleser wünscht von seiner Tageszeitung keineswegs reife, durchdachte Meinungsäußerungen, sondern er will, sobald etwas in der Welt geschieht, in bezug darauf ein Gesinnungs-Kommando. Der Durchschnittsleser gehört doch mit Leib und Seele zu irgendeiner der politischen Parteien von heute (selbst der Burgfriede der

Kriegszeit verdeckt das nicht allzu dicht), und unter den verschiedenen Tageszeitungen, die an seinem Heimatsorte erscheinen, hat er sich die seinige um deswillen auserwählt, weil sie für dieselbe Partei arbeitet, der er selbst sich verschrieben hat. Und wenn nun etwas in der Welt passiert, dann will er von seiner Tageszeitung sofort — aber sofort — wissen, wie er (je nachdem als Konservativer, als Zentrumsmann, als Nationalliberaler, als Fortschrittler, oder als Sozialdemokrat) darüber zu denken hat. Gewöhnlich weiß er das nämlich nicht ohne weiteres: wir haben im „Vortrupp" ja des öfteren gezeigt*), wie die Formeln der „politischen" Parteien von heute im allgemeinen so unendlich leer und unwahrhaftig geworden sind; diese Formeln passen meist garnicht mehr auf das Leben und das, was im Leben geschieht. Wenn er es aber einmal von selbst weiß, dann will er auch ausdrücklich hören, daß er recht hat, will es sofort schwarz auf weiß lesen, eine wie richtige Gesinnung er selbst hat, und eine wie irrige die anders Denkenden. Und will im Grunde auch vielleicht — eine kleine Rückenstärkung haben. Und, wie gesagt, all das vor allem sogleich: er braucht doch sofort Argumente, mit denen er heute im Bureau oder am Stammtisch den anders denkenden Kollegen oder Nachbarn niederschlagen kann. —

Der Durchschnittsleser ist so, die Tageszeitung gestaltet sich nach seinen Bedürfnissen.

Die Zeitschrift darf nicht aktuell sein.

Denjenigen Teil, worin die Tagespresse kraft innerer Notwendigkeit aktuell sein muß, den Nachrichtenteil, den hat die Zeitschrift garnicht. Sie kann ihn garnicht haben, weil sich das nie auszahlen würde: Der Nachrichtendienst der Tageszeitungen ist mit gewaltigen Kosten verknüpft; bei der Tageszeitung zahlt sich das aus durch vergrößerte Verbreitung der Zeitung, wenn der Nachrichtenteil gut ist — eine Zeitschrift aber würde niemand des Nachrichtenteiles wegen halten, denn dessen Meldungen kämen ja doch immer später als die auch der schlechtbedientesten Tageszeitung, also zu spät.

Sofern aber eine Zeitschrift — wie jetzt manche Zeitschriften es versuchen — in ihren Aufsätzen aktuell sein will, begibt sie sich

*) Z. B. in den Leitaufsätzen der Nr. 2 von 1912 und der Nr. 19 von 1913.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

desjenigen, was ihr überhaupt gegenüber der Tagespresse ihren Vorzug, damit ihre Daseinsberechtigung und letzten Endes im Wettbewerb mit der Tageszeitung ihre Daseinsmöglichkeit gibt.

Was das ist?: Die Zeitschrift kann das, was die Tagespresse nicht kann, sie kann Dauerndes wirken.

Daß die Tagespresse das nicht kann, ist anerkannt. Eduard Engels hat diese Wahrheit in das Wort gefaßt: Der Leser der Tageszeitung glaubt alles, was er in ihr liest und vergißt es alles wieder, unmittelbar nachdem er es gelesen hat. Die Tagespresse arbeitet eben, ihrem Namen gemäß, für den Tag und nur für den Tag. Ohne Ewigkeitswert und ohne Streben danach.

Die Zeitschrift kann Dauerndes wirken. Unter welchen Bedingungen sie es kann, das habe ich zu zeigen versucht im Aufsatze „Unsre Tonart"*). Die Voraussetzungen sind im wesentlichen vier: Die Zeitschrift, die Dauerndes wirken will, muß Tatsachen geben und nicht Schlagworte — sie muß gewissenhaft sein — sie muß gründlich — und sie muß gerecht sein.

Aber nichts von alledem kann man, wenn man „auf Aktualität" arbeitet.

Wer auf Aktualität arbeitet, der kann keine Tatsachen geben, denn er muß arbeiten mit ungenügendem Wissen von den Tatsachen. Was ihm zugeflogen ist bis zu der Zeit, wo er schon schreiben muß, das sind nur Behauptungen. Manchmal sind sie wahr, oft auch nicht, gewöhnlich das Schlimmste: halbwahr. So hat das, was er heute auf solcher Grundlage schreiben muß, meist morgen schon seinen Wert verloren — ein jammervolles Schicksal für die sprachtechnisch oft so vorzügliche Arbeit, die an die Leitaufsätze unsrer großen Tageszeitungen gewendet wird. Und dem, was der an die Aktualität Gebundene heute schrieb, muß er oft morgen schon widersprechen, oder er muß — noch schlimmeres Los! — krampfhaft an dem festhalten, was er nun auf Grund neuerer Nachrichten bereits als falsch erkannt hat. Die schlechte Ware wird dann vom Schlagwort als rauschender Flagge gedeckt.

Wer auf Aktualität arbeitet, der kann nicht gewissenhaft sein und auch nicht gründlich. Denn Aktualität auf der einen Seite, Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit auf der andern, sind schlechthin Gegensätze. Sie sind das ersichtlichermaßen schon darum, weil,

*) Und zwar in dessen zweitem Hauptstück auf Seite 353—357 des Jahrganges 1913 (in Nr. 12).

wie ich eben gezeigt habe, der „aktuelle" Aufsatz nicht mit geprüften Tatsachen arbeiten kann, sondern nur mit Behauptungen, deren Prüfung dem Schreibenden unmöglich ist. Und sie sind es zweitens, weil dieses minderwertige Material nicht einmal ordentlich gesichtet werden kann. Dazu fehlt ja die Zeit: Keine Möglichkeit, auch nur grundsätzlich das Wesentliche vom Unwesentlichen sicher zu scheiden. Zumal ja gerade der Zeitablauf vielfach erst erkennen läßt, was wesentlich und was unwesentlich war. Denn nur das, was sechs Monate, nachdem es geschehen ist, noch wert ist, behandelt zu werden, ist des Behandelns überhaupt wert; aber ehe die sechs Monate verflossen sind, weiß man gewöhnlich nicht, welchen Wert nach ihrem Ablauf eine Tatsache noch haben wird. Aktuell sein heißt flach sein.

Wer auf Aktualität arbeitet, kann auch nicht gerecht sein. Wie wäre das möglich, wo Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit durch die Natur der Arbeit ausgeschlossen sind. Gerechtigkeit ist ja bei dem aktuellen Aufsatz auch garnicht gewollt, sondern, wie wir gesehen haben, das Gegenteil: das nagelneue Ereignis soll möglichst schnell mit dem Parteistempel gestempelt werden.

Wie hart es von den vornehmen Menschen unter den Arbeitern an unsrer Tagespresse empfunden wird, daß sie unter der Peitsche der Aktualität meist so arbeiten müssen — halbunterrichtet, mit Schlagworten, ungründlich und ohne Gerechtigkeit —, das zeigen so recht deutlich die folgenden Sätze, die ich einmal im „Hamburgischen Korrespondenten" fand:

> ..... Ja, wenn Ibsen einer normal gebauten Wahrheit einst zwanzig Jahre Lebensdauer gab, so könnte man heute im politischen Getriebe fast schon von Minutenwahrheiten sprechen, die einander auf die Hacken treten und keine langsamere, solidere Schwester mehr recht aufkommen lassen. Eine Flut von Schlagworten, Talmiinformationen, und direkten, wenn auch nicht mehr als solchen empfundenen, Reklamemeldungen ergießt sich unter den ankündigenden Trompetenstößen der Aktualität Tag und Nacht ohne Unterlaß auf den Zeitgenossen, dem so sein Leben und Denken in ein fast beziehungsloses Minutendasein zerhackt wird. Als ob wesentliche Entwicklungen und geschichtliche Ereignisse aus der Aktualität heraus begriffen werden könnten. ....

Was in aller Welt kann eigentlich eine Zeitschrift bewegen, ihre Arbeit unter diesen Fluch zu stellen? Warum sich die Tagespresse dem Teufel „Aktualität" verschreibt, haben wir gesehen: Erstens kann sie heute nicht anders, und zweitens gibt er ihr etwas dafür. Die Zeitschrift aber treibt kein Zwang unter dieses Joch, und wenn sie sich doch darunter bückt, so gibt sie ihr Bestes auf, ja eigentlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihr Alles: die Möglichkeit, etwas zu bauen, „was oben bleibt"; und ihr einziger Gewinn ist — die Lächerlichkeit. Kann doch ein solches Arbeiten auf Aktualität, im Wettlauf mit der Tagespresse, für die Zeitschrift nicht einmal den Erfolg haben, daß sie tatsächlich aktuell wird: sintemalen sie als Monatsschrift dreißigmal, als Halbmonatsschrift fünfzehnmal, und als Wochenschrift immer noch siebenmal langsamer ist, als selbst die langsamste (nämlich nur einmal täglich erscheinende) Tageszeitung.

Und dann, die Zeitschrift, die aktuell sein will, verzichtet auch noch auf eines: darauf, daß sie schöpferisch gestaltend auf die Ereignisse einwirke. Denn das vermag nur, wer in königlicher Ruhe selbst den Augenblick wählen kann, der ihm reif scheint zum Einwirken auf Dinge, Menschen, Geschehnisse — aber nicht, wer sich von den Ereignissen an Ketten ziehen und mit Stangen drängen läßt, stets in der Furcht des Sklaven, zu spät zu kommen.

Die Zeitschrift soll also Dinge behandeln, die nicht mehr oder noch nicht aktuell sind. Mag sie dabei gern den Ehrgeiz haben, sie so zu behandeln, daß diese Dinge eben dadurch, daß sie sie behandelt hat, zum ersten Male oder aufs neue aktuell werden. Die Kärrnerarbeit, diese „Aktualität" umherzufahren und bei den „Athenern, Ausländern und Gästen" abzusetzen, darf die Zeitschrift auch dann getrost den dazu Berufenen überlassen.

* * *

Darum ist der „Vortrupp" nicht „aktuell".

Hermann Popert.

Die Neuordnung des deutschen Unterrichts an höheren Schulen*).

Gewaltig verstärkt hat der Krieg alle Forderungen nach Schulreform, keine aber wohl in dem Maße, wie die Forderung nach einer Neuordnung des deutschen Unterrichts. Und wenn, was zu hoffen ist,

*) Für den folgenden Aufsatz sind an neueren literarischen Erscheinungen benutzt worden: Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege. Beiträge zur Weiterentwicklung des höheren Schulwesens, gesammelt von Dr. J. Norrenberg, Geh. Oberregierungsrat. Verlag Teubner, Leipzig 1916. Preis geh. 4.80, geb. 5.40 M. — A. D. 1915. Ausblicke in die Zukunft der deutschen Schule. Von H. Gaudig. Verl. Teubner. Preis 60 Pf. — Deutsche Renaissance. Betrachtungen über unsere künftige Bildung. Von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Bur-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieser letzteren Rechnung getragen wird, so würde unser Schulwesen einen kräftigen Schritt vorwärts tun in der Richtung, die ihm durch die Entwicklung der zwei letzten Jahrhunderte schon vorgezeichnet wurde.

Bis in das 17. Jahrhundert hinein hatte das Deutsche an den deutschen Schulen noch überhaupt keinen Platz. Da war sogar die Muttersprache unter Strafe gestellt. Das Teutonizare oder Vulgarizare wurde mit Rutenschlägen gestraft. Erst im 18. Jahrhundert trat der große Umschwung ein. Wir erinnern an den für die damalige Zeit kühnen Schritt des Thomasius, seine Vorlesungen in deutscher Sprache zu halten. Damit hörte endlich das Lateinische auf, die einzige gelehrte Sprache zu sein. Die Freiheitskriege gaben der Entwicklung des weiteren einen kräftigen Anstoß. Schon der Lehrplan für Gymnasien vom Jahre 1812 nimmt Deutsch als Hauptfach auf. In der preußischen Lehrordnung von 1892 wird dann das Lateinschreiben ganz aufgegeben und die Bestimmung getroffen, daß ohne „genügende" Leistungen im Deutschen kein Reifezeugnis mehr ausgestellt werden soll. Man erkennt in diesen Ergebnissen einerseits die Folge unserer siegreichen Einigungskriege, andererseits die eifrigen Bemühungen unseres Kaisers, der durch die Schulkonferenz von 1890 den Gang der Dinge nach Möglichkeit zu beschleunigen suchte. 1901 wurde leider die Bestimmung über die Notwendigkeit „genügender" Leistungen im Deutschen wieder aufgehoben.

Daß sich an deutschen Schulen die Muttersprache und die eigene nationale Literatur erst so mühsam ihren Platz erobern mußten, erklärt sich aus den humanistischen Ideen, sowohl denen des älteren Humanismus in der Reformationszeit, als auch denen des neuen in der Zeit unserer Klassiker. In der Begeisterung für die zweifellos herrlichen Leistungen der Antike verfiel man auf eine äußere Nachahmung, was die Erziehungs- und Bildungsfragen betrifft, und übersah das innere Wesen. Man bedachte nicht, daß jene antike Kultur aufgebaut war auf einem durchaus nationalen Erziehungswesen. Nur durch eine ähnliche Begründung unserer deutschen Kultur auf dem Boden eines deutschen Unterrichts und einer deutschen Erziehung vermögen wir für

---

dach. Verlag Mittler u. Sohn, Berlin 1916. Preis 1,50 M. — Von deutscher Schule und Erziehung. Von Provinzialschulrat Dr. Hermann Jantzen. Weidmannsche Buchhandlung 1915. Preis 1 M. — Krieg und höhere Schule! Von Prof. Dr. G. Budde. Verlag Herm. Beyer und Söhne, Langensalza 1915. Preis 75 Pf. — Blätter für deutsche Art und Kunst. 1. Die Renaissance, das Verhängnis der deutschen Kultur. 2. Die Grundlagen der deutschen Kunst. (I. Mittelalter.) Von Richard Benz. Verlag Diederichs, Jena 1915 u. 1916. Preis 1 M. u. 2 M. — Die Notlage des deutschen Unterrichts auf den höheren Schulen, insbesondere auf dem humanistischen Gymnasium. Von Prof. Dr. Sprengel. Verlag Otto Salle, Berlin 1909. 35 Seiten. — Die Eingabe des Germanisten-Verbandes ist beigelegt der Nr. 5 der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht". 30. Jahrg. Verlag Teubner, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unsere Zeit und Verhältnisse zu leisten, was das Altertum für die seinigen geleistet hat. Die äußere Nachahmung des Altertums könnte unsere deutsche Leistungsfähigkeit nur gefährden.

Man sieht, diese Begründung der Reformforderungen für den deutschen Unterricht hat nicht das geringste mit flachem Utilitarismus zu tun. Nicht darauf kommt es an, was dem Einzelnen für sein materielles Fortkommen in der Welt etwa am nützlichsten sein könnte — für diesen Zweck ließe sich viel eher der fremdsprachliche oder der naturwissenschaftliche Unterricht in Anspruch nehmen —, sondern die Frage ist die höchste, die überhaupt gestellt werden kann: Wie bringen wir gerade die höchsten und idealsten Kräfte des deutschen Volksgeistes am wirksamsten zur vollen Entfaltung?

Der deutsche Germanistenverband hat kürzlich an die deutschen Regierungen eine Eingabe gerichtet „behufs Neuordnung des deutschen Unterrichts auf den höheren Schulen". Er entspricht damit nicht nur den Wünschen aller Lehrer, die deutschen Unterricht erteilen, und einem Bedürfnis der Zeit, sondern vor allem auch jenem tiefer liegenden und zwingenden Zuge der seitherigen Entwicklung.

Die Aufgaben des deutschen Unterrichts gliedern sich in zwei recht verschiedene Gruppen. Den Aufgaben des Sprachunterrichts stehen diejenigen der Einführung in das deutsche Schrifttum gegenüber. Bei beiden Gruppen wäre es aber gleich naturgemäß, das Deutsche zum Ausgangspunkt zu machen, von welchem aus der Schüler später das Fremde kennen und beurteilen lernte. Gerade die Erziehung zu wissenschaftlich gründlicher Betrachtung erfordert Vertrautheit mit dem Stoff. Diese aber ist in dem lebendigen Besitz der Muttersprache zuerst gegeben. Erst wo für ihre Gesetze der Blick geschärft ist, läßt sich das schwierigere Ziel erreichen, auch für die Gesetze der uns nicht geläufigen Sprachen Verständnis zu gewinnen. Ein zu früher und zu ausgiebiger fremdsprachlicher Unterricht bringt nach dem Urteil der angesehensten Pädagogen die Gefahr mit sich, daß das Gefühl für die Muttersprache darunter notleidet, daß an Stelle eines natürlichen Deutsch das gekünstelte Deutsch der Übersetzungen tritt. Freilich darf selbst für den Grammatikunterricht im Deutschen nicht übersehen werden, daß Grammatik immer eine recht abstrakte Sache ist, für die eigentlicher Sinn erst einem reiferen Geist zugemutet werden darf.

Auch in die Geschichte der Sprache läßt sich von der eigenen Sprache aus am leichtesten eindringen, ganz abgesehen von dem unmittelbaren besonderen Interesse, das wir gerade an ihr nehmen und auch nehmen sollen. Wenn man schon die Lektüre bedeutender fremder Literaturwerke in der Übersetzung nur als Notbehelf gelten lassen will, so sollte man erst recht die Lektüre des Hildebrandsliedes oder der mittelhochdeutschen Dichtung in neuhochdeutscher Übersetzung nicht für voll nehmen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es wäre gewiß nicht richtig, in die früheren Entwicklungsstufen unserer Sprache zu früh einzuführen, aber in einer Sekunda braucht man sich gewiß nicht zu scheuen, statt der Übersetzung des Nibelungenliedes das Original vorzunehmen. Das Nachdenken über die Formen der eigenen Sprache sollte namentlich in den oberen Klassen noch weit mehr als bisher gefördert werden. Da hätten auch Erörterungen über unseren deutschen Wortschatz, über Erb-, Lehn- und Fremdworte ihren Platz. Das würde uns sowohl vor der Unsitte überflüssiger Fremdwörter als andererseits auch vor der Manier gar zu gekünstelter Verdeutschungen bewahren. Denn man verkenne nicht, daß die Aneignung und Angleichung von Wörtern einer fremden Sprache nicht unter allen Umständen eine Schwäche und ein Fehler zu sein braucht. Auch die deutschen Mundarten, voran die der Heimat, müßten im Unterricht ihre Stätte finden.

Was die praktische Übung der Muttersprache betrifft, so ist in ihr auch bisher schon sehr Fleißiges und Tüchtiges geleistet worden. Es weiß jeder Lehrer, der unter der Last der deutschen Aufsatzkorrekturen seufzt, ein Lied davon zu singen. Der Wert dieser Leistungen wird von manchen übereifrigen Reformern doch sehr unterschätzt. Der deutsche Unterricht kann und soll durchaus nicht von jedem Schüler literarische Produktion künstlerischer Natur fordern. Dazu sind weder alle Schüler beanlagt, noch entspräche das den mannigfachen Anforderungen des Lebens. Auch das klare Durchdenken und Darstellen gegebener Stoffe, sei es schriftlich oder mündlich, ist eine achtenswerte und nötige Sache. Bestrebungen, wie sie in der Forderung des freien Aufsatzes hervortreten, mag man daneben gewiß auch gelten lassen, wie überhaupt gerade die Mannigfaltigkeit der gestellten Aufgaben für das Deutsche das allein Richtige sein dürfte. So wird mit Recht auch eine Anleitung zur Abfassung von Briefen und geschäftlichen oder dienstlichen Eingaben gelegentlich verlangt. Dagegen bringt die Bearbeitung fremdsprachlicher Lesestoffe gar zu leicht die schon erwähnte Gefahr der Verderbnis des deutschen Stilgefühls mit sich. Von derartigen Aufgaben darf deshalb nur mit größter Vorsicht Gebrauch gemacht werden.

So wichtig die Sprache an sich ist, so bleibt sie doch letzten Endes immer nur Mittel zum Zweck. Man darf deshalb wohl die Einführung in das nationale Schrifttum als die höhere Aufgabe des deutschen Unterrichts bezeichnen. Dieses Ziel sollte von Anbeginn der Schulzeit an dem deutschen Unterricht klar vor Augen stehen. Zusammengenommen mit dem praktischen und theoretischen Eindringen in das Wesen der Muttersprache stellt es so umfassende Anforderungen, daß für fremde Zwecke hier gar kein Raum mehr bleiben kann. Mit größtem Recht verlangt deshalb auch die Eingabe des Germanistenverbandes, daß alle anderen Stoffgebiete, die in den Lesebüchern vertreten sind, und die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bisher vom deutschen Unterricht mitgepflegt werden mußten, von ihm künftig ausgeschieden und den betreffenden Unterrichtsfächern zugewiesen werden sollen. Der Deutschlehrer, der die ganze Fülle seiner Aufgaben richtig erfaßt, hat gar nicht die Zeit, auch noch botanische, zoologische, mathematische und andere Stoffe mit seinen Schülern zu behandeln und sich selbst für eine solche Behandlung sachgemäß vorzubereiten. Dagegen wird der betreffende Fachunterricht nur an Leben gewinnen können, wenn der Fachlehrer gelegentlich hervorragende Literatur für sein Gebiet den Schülern unmittelbar vorführt. Unsere heutigen Lesebücher mit ihrem Allerlei von Bruchstücken sind eine durchweg unerfreuliche Erscheinung, die der Einführung in das deutsche Schrifttum nur höchst unvollkommen dienstbar gemacht werden könnte.

Die deutsche Literatur ist unendlich reich an Erzeugnissen für jedes Lebensalter und für jeden geistigen Interessenkreis. Beziehungen zu anderen Fächern werden sich in ihr schon ungezwungen reichlich einstellen. Man denke bei der Märchenlektüre an die Kenntnis der Kinder von Tieren, Blumen, Naturerscheinungen u. dgl. Man denke bei der Lektüre von Romanen und Dramen an historische, geographische, berufliche und andere Beziehungen. Die Fülle der hier für den Deutschlehrer liegenden Aufgaben braucht man keineswegs noch künstlich zu steigern. Man würde sonst nur die ohnehin schon gegebene Gefahr vergrößern, daß solche Beziehungen vom eigentlichen Kern der Aufgabe, von der Erziehung zu literarischem Verständnis und zum Verständnis deutschen Volkstums überhaupt ablenken. Man lese also mit den Kindern Märchen und Sagen und gebe ihnen von anerkannt guten Jugenddichtern nur literarisch wertvolle Verse zu lernen. Man kann dann bis zur Tertia schon sehr wohl so weit sein, daß auch die Lektüre größerer zusammenhängender Bücher bereits zur Übung geworden ist. Die Anforderungen an das literarische Verständnis dürfen dann unbedenklich gesteigert werden. Mit psychologisch so einfachen Dramen wie „Herzog Ernst“ oder „Wilhelm Tell“ braucht man nicht bis zur Sekunda zu warten. Man wird dabei eine Entwicklung in der Richtung anstreben, daß man auf den unteren Stufen die Lektüre ganz in die Schule verlegt, während man sie auf den oberen Stufen mehr und mehr der Privatlektüre der Schüler überlassen kann. Ganz freilich sollte auch da auf die Lektüre in der Schule nicht verzichtet werden. Die schöne Sprache unserer klassischen Dramen muß auch einmal dem Gehör der Schüler zum Eindruck gebracht werden. Auch bringen die Schüler selbst großenteils dieser Lektüre mit verteilten Rollen viel Neigung entgegen. Natürlich muß solche Lektüre ernsthaft geübt und vorbereitet werden, damit sie einen wirklich ästhetischen Eindruck macht.

Sehr gefördert wird dieses verständnisvolle und schöne Lesen mit verteilten Rollen durch gelegentlichen Besuch des Theaters und am aller-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

meisten durch dramatische Aufführungen der Schüler selbst. Das Einstudieren der Rollen durch einen verständnisvollen Lehrer kann da so tief in das Wesen der Dramatik und in das Verständnis der Menschenseele einführen, daß die Erinnerung daran den Mitwirkenden zeitlebens nicht mehr verloren geht. Gerade deshalb sollte man auch die Schulfeiern in diesem Sinne ausnutzen. Man sollte bei ihnen Szenen unserer klassischen Literatur unbedingt allen unbedeutenden Gelegenheitsdichtungen voranstellen, ebenso wie man ja bei diesen Feiern etwaige musikalische Vorführungen nur unter den besten Kompositionen auszuwählen pflegt. Die Schulfeier wird dann kein bloßes Anhängsel und erst recht keine Störung des Unterrichtsbetriebes mehr sein, sondern geradezu dessen Frucht und Höchstleistung darstellen. Daß an ihnen außer Lehrern und Schülern noch die Öffentlichkeit und die Eltern teilnehmen, ist gewiß auch kein Schade.

Kann ferner der Deutschlehrer einmal mit seinen Schülern an einer Weimarfahrt des „Schillerbundes" teilnehmen, so sollte er auch das nicht unterlassen. Die klassischen Aufführungen an klassischer Stätte werden sich dem jugendlichen Gemüte auch stets unauslöschlich einprägen. Nur kann dabei nicht dringend genug davor gewarnt werden, solche Fahrten durch den Genuß von Alkohol und Tabak irgendwie beeinträchtigen zu lassen. Auch kleinere Fahrten in der Heimat lassen sich zur Belebung literarischer und künstlerischer Neigungen ähnlich benutzen. Was der Schillerbund letzten Endes bezweckt, müßte der ganze deutsche Unterricht als große nationale Aufgabe vor sich sehen: Es gilt in Deutschland wieder ein gebildetes Publikum heranzuziehen, ohne welches eine große bedeutende Bühnenkunst sich nicht entfalten kann. Ein solches Publikum fehlt aber leider heute fast völlig. Deshalb liegt auch die deutsche Bühnenkunst so sehr im argen. Die Riesenerfolge gewisser psychologisch völlig unsinniger und künstlerisch gänzlich minderwertiger Lustspiele und Operetten sprechen ja eine leider nur allzu verständliche Sprache.

Neben der Dramenlektüre pflegte die Schule bisher schon immer die Lektüre von Gedichten. Es müßte aber auch in diese mehr Plan gebracht werden. Vor allem wäre anzustreben, daß die Schüler im Lauf der Zeit bestimmte charakteristische Gedichte mit der Persönlichkeit ihrer Verfasser in den richtigen Zusammenhang brächten. Die Zerstreuung der Gedichte eines und desselben Verfassers in den verschiedenen Jahrgängen des Lesebuchs wirkt diesem Ziel entgegen. Ein Mittel der Abhilfe wäre die Herstellung der Verknüpfung durch den Lehrer. Großen Vorteil böte aber die Verwendung von geschlossenen Gedichtsammlungen mindestens für die mittleren und oberen Klassen. Hier tritt dann von vornherein jedes Gedicht in seinen natürlichen Zusammenhang mit Zeit und Verfasser. Man braucht dann auch weniger ängstlich den Lehrer an einen bestimmten Kanon von Gedichten zu binden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Er kann je nach Gelegenheit und Stimmung in diese Sammlung hineingreifen. Auf der obersten Stufe läßt sich dann mit Leichtigkeit feststellen, ob vielleicht noch ein besonders bedeutendes Gedicht der Beachtung bis dahin entgangen ist. Schon im Zusammenhang mit der Literaturgeschichte wird sich dann seine Lektüre leicht nachholen lassen.

Sehr zu kurz gekommen ist bisher die Prosalektüre. Hier gilt es mit kräftigem Entschluß für die angesehensten deutschen Autoren breite Bahn zu machen. So gute Jugendautoren wie Schmid, Claudius, Uhland, Hebel, Auerbach u. a. müssen unbedingt der jungen deutschen Seele beizeiten nahegebracht und lieb gemacht werden. In den oberen Klassen dürften Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer, Wilhelm Raabe, Theodor Storm u. a. nicht fehlen. Man hat sich wohl bisher davor aus Mangel an Zeit gescheut. Dieses Bedenken schwindet aber völlig, wenn der Deutschlehrer aufhört, nur die Schulstunde für sich in Anspruch zu nehmen. Er sollte vielmehr seine Aufgabe im Sinne des Seelsorgers auffassen, der, soweit wie möglich, das ganze geistige Werden seines Schülers überwacht und leitet. Die Aufgabe ist nicht nur schön, sondern auch für den Lehrer selbst außerordentlich reizvoll und anregend. Er erkundige sich nach der Privatlektüre seiner Schüler, er stelle ihnen Aufgaben, er bespreche das zu Hause Gelesene in der Art freundschaftlicher Unterhaltung in der Schule. Daß sich hier auch leicht eine Einwirkung auf das Elternhaus ergibt, ist nur von Vorteil. Die Arbeit der Prüfungsausschüsse und ihre Verzeichnisse guter Jugendschriften muß sich jeder Deutschlehrer dabei zunutze machen. So kann der deutsche Unterricht zur Heranbildung eines gesunden und feinen Geschmacks in literarischen Dingen Hervorragendes leisten. Heute überlassen wir diese Heranbildung völlig dem Zufall und der Willkür des Einzelnen. Wie wenig Erfreuliches dabei herauskommt, zeigt unser Leihbibliothekswesen und der Büchermarkt nicht minder deutlich als die Gegenwartsbühne.

Wie die Privatlektüre, so wird der Lehrer des Deutschen auch die Schülerbibliothek seiner Klasse kontrollieren und ausnutzen. Ihm sollte naturgemäß deren Verwaltung und Ausbau überlassen werden. Der Vorschlag, in den Schulen Lesezimmer einzurichten, verdient auch nicht den Spott, den man gelegentlich darüber ausgeschüttet hat. Es wäre gar kein Fehler, wenn unsere Schulbauten auch außerhalb der Schulstunden noch etwas mehr ausgenutzt würden und den Charakter eines Heims für die Schüler bekämen, so wie viele Privaterziehungsanstalten ihn haben. Es wäre ein solches Schülerlesezimmer der beste Weg, um vor allem gute Zeitschriften vorlegen zu können und die Fähigkeit im Lesen der Tagesliteratur zu bilden. Die oberen Klassen unserer höheren Lehranstalten würden so auch besser vorbereitet für die Benutzung der Lesezimmer an den Universitätsbibliotheken. Der Lehrer des Deutschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aber fände so Gelegenheit, die Jugendzeitschriften regelmäßig zu überschauen, was bei deren Fülle die Mittel eines Privatmannes durchaus übersteigt. Ich würde es selbst nicht für unberechtigt halten, daß die Schüler zu den Kosten solcher besonderen Einrichtung etwas beisteuerten. Sie tun es erfahrungsgemäß gern, und es hat seinen erzieherischen Wert. Auch literarische Vereine, die sich unter den Schülern mancherorts gebildet haben, sollte man gelten lassen. Sie kommen dem natürlichen und berechtigten Geselligkeitsbedürfnis der Schüler entgegen. Nur müßte mit Strenge auch hier wieder auf die Ausschaltung von Alkohol und Tabak gesehen werden. Mit dieser Einschränkung dürfen literarische Schülervereinigungen sogar als wertvolles Werkzeug der Pflege einer edleren geistigen Geselligkeit betrachtet werden.

Eine Lektüre, die sich als Hauslektüre nicht eignet, ist die rednerische Prosa. Sie verlangt eingehende Erklärung nicht nur der begleitenden Umstände, sondern auch ihrer eigenen Gedankenführung und kommt erst bei lautem Vortrag zur vollen Wirkung. Wie weit sie in den deutschen Unterricht einbezogen werden soll, ist außerdem fraglich. Zum großen Teil würde sie sicherlich besser, wie z. B. Bismarcks Reden oder die Reden der Paulskirche, in den Geschichtsunterricht gehören, der ja wohl gleichfalls einer Vermehrung seiner Aufgaben wie Stundenzahl entgegensieht.

Es kommt nun noch darauf an, die deutsche Lektüre in den richtigen Entwicklungszusammenhang hineinzustellen. Das geschieht auch heute schon. Doch erscheint immerhin der Wunsch nicht überflüssig, die deutsche Literaturgeschichte etwas eingehender dargestellt zu sehen. Solange unser Unterrichtswesen noch mit der Einjährigenprüfung belastet ist, wird man dieser Rechnung tragen und den ersten kurzen Abriß der Literaturgeschichte am besten nach IIb verlegen, damit ihn auch diejenigen Schüler noch ins Leben mitbekommen, die nach Empfang des Einjährigenscheines die Schule verlassen. Die nähere Vertiefung in die Literaturgeschichte bleibt normalerweise den oberen Klassen vorbehalten. Keinesfalls darf sie so geschehen, daß jedem Jahrgang nur eine bestimmte Epoche der Literaturgeschichte zugewiesen würde, wozu die Analogie zum Geschichtsunterricht verleiten könnte. Es muß vielmehr die neue Literatur immer im Vordergrunde bleiben. Denn in ihr Verständnis einzuführen, bleibt jederzeit das eigentliche Ziel. Es handelt sich dabei um die Früchte der klassischen Literaturperiode von Klopstock und Lessing an bis zur Gegenwart.

Vielleicht verfährt man am besten so, daß man neben die aus den letzten zwei Jahrhunderten entnommene Lektüre in jedem Jahrgang auch einige Proben aus jeder Hauptepoche der vorangegangenen Zeit nimmt. Das Hildebrandslied und den Heliand müßte eigentlich jeder Deutsche kennen gelernt haben. Prof. Reich empfiehlt auch die alten deutschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dichter karolingischer und ottonischer Renaissance, die zwar lateinisch schreiben, aber deutsch empfinden. Dazu paßt, daß Jantzen diese Lektüre im Original (neben deutschen Historikern, die Latein schreiben) und später Opitzens Aristarchus für die Lateinstunden als Lektüre nennt. Ebenso müßten die beiden großen Volksepen, das Nibelungenlied und das Gudrunlied, im Urtext gelesen werden. Dazu die mittelhochdeutsche Lyrik. Was vom höfischen Epos des Mittelalters gelesen werden soll, das wird man einigermaßen von der Persönlichkeit des Lehrers und von der geistigen Durchschnittshöhe einer Klasse abhängig machen.

Für die durch Karl IV. angeregte erste Entwicklung der modernen deutschen Prosa nennt Burdach das „Streitgespräch zwischen dem Ackermann aus Böhmen und dem Tod" und möchte wenigstens Proben daraus auf allen deutschen Schulen gelesen haben. Hans Sachs verdient eingehendes Studium, Martin Luther kann man teilweise dem Religionsunterricht und dem Geschichtsunterricht zuweisen, doch muß seine gewaltige Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Sprache und der dichterische Zug seiner wuchtigen bilderreichen Ausdrucksweise auch im Deutschunterricht zur Geltung kommen. Die deutschen Volksbücher (Faust, Till Eulenspiegel, Fortunatus usw.) gibt Dr. Richard Benz in einer den ursprünglichen Reiz wahrenden Form neu heraus. Die Satire Johann Fischarts mit ihren Angriffen gegen die ewigen Torheiten der Mode und der Trinklust, mit ihrem tüchtigen Sinn für gesundes Familienleben und redliche Arbeit verdient schon wegen ihres sittlichen Gehaltes, dann aber auch wegen des ungewöhnlichen Sprachgeschicks ihres Verfassers Berücksichtigung. Neben den schlesischen Dichtern sollte auch die dramatische und prosaische Literatur aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges nicht vergessen werden. Für sie wird die ernste Zeit, in der wir selber leben, wohl schon das Interesse neu erwecken. Grimmelshausens Simplizissimus soll jeder Deutsche kennen. Von der deutschen dramatischen Barockdichtung sollte er sich ein Bild machen können. „Das friedewünschende Deutschland" des Pfarrers Johann Rist ist durch die Neubearbeitung von Dr. Stümcke in einer auch für die Schule brauchbaren Form zugänglich gemacht. Von den Lustspielen des Andreas Gryphius könnte „Herr Peter Squentz" oder der „Horribilicribrifax" noch immer Eindruck machen. Mit dem Namen Moscherosch und den „Gesichten" seines „Philander von Sittewald" verbinden auch wohl nur sehr wenige Gebildete bestimmte Begriffe.

Ohne die Kenntnis dieser Entwicklungsstufe der deutschen Literatur kann aber eigentlich die Leistung Lessings und Klopstocks garnicht zur rechten Beurteilung kommen. Es sind hier wirklich recht empfindliche Lücken in unserer deutschen Bildung auszufüllen. Es empfiehlt sich für diesen literargeschichtlichen Unterricht entweder ein kleiner guter Leitfaden, an den der Lehrer die Lektüre der von ihm gewählten Werke

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

anschließt, oder ein Lesebuch, das mit der literargeschichtlichen Darstellung zugleich schon Proben der verschiedenen Dichter liefert. Natürlich muß auch dieses Buch noch durch die Lektüre größerer Dichtwerke ergänzt werden. Es hat aber den Vorteil, auch von kleineren und weniger bedeutenden Dichtern wenigstens etwas zu bieten, von denen bei Benutzung des Leitfadens dem Schüler sonst nichts als der leichtzuvergessende inhaltsleere Name geboten würde.

Hin und wieder kann man die Geringschätzung des deutschen Unterrichts wohl auch damit begründet hören, daß er weniger ernste Arbeit verlange als etwa der fremdsprachliche oder naturwissenschaftliche Unterricht. Das ist natürlich ein Irrtum. Sowohl die sprachliche als auch die literarische Aufgabe stellt an Gedächtnis wie Denkfähigkeit recht ernste Aufgaben. Auch ist der Wert eines Faches keineswegs bloß an dem Quantum von Mühe abzulesen, das es erfordert. Sonst müßte ja etwa die Erlernung des Russischen und Chinesischen für wertvoller gelten als die des Französischen und Englischen. Wenn wir eine Wertskala aufstellen wollten, könnte das Maß der zu überwindenden Schwierigkeiten keinesfalls den ausschlaggebenden Wertmesser bilden.

Es kommt da vielmehr auf das Gesamtziel unseres ganzen Bildungsstrebens an, und da hat neben der Mühe durchaus auch die Freude ihre wohlberechtigten Ansprüche an die Schule wie an die Menschenseele, und ganz besonders an die junge werdende Seele. Es ist durchaus keine Entwertung des deutschen Unterrichts, wenn man ihm die Fähigkeit zuspricht, in besonderer Weise Interesse zu erwecken und Freude zu bereiten. Ja gerade in dieser Richtung ist sein höchster Wert zu suchen. Er hat vielleicht das Wichtigste zur Veredelung der Menschenseele beizutragen. Wir verstehen hier das Wort „Veredelung" nach Analogie des gleichen Begriffs aus der Gärtnerei, entsprechend erhöht durch seine Anwendung auf das geistige Leben. Selbst nach Kants rigoristischer Moral kommt der edeln Freude an den geistigen Gütern der Menschheit ein solcher Veredelungswert zu. Die edleren geistigen Neigungen gewinnen nach ihm dem niederen sinnlichen Hange des Menschen vieles ab. Erst recht wird man die Freude am Schönen hoch werten, wenn man die sittlichen Anforderungen an die Menschheit nach weniger asketischen Idealen bemißt, ohne daß man deshalb in die Flachheit eines individualistischen Eudämonismus zu geraten brauchte. Schon Schiller hat in diesem Sinne über Kant hinausgeführt. Und die neuere Ästhetik, die gleich ihm Kunst und Spiel in Zusammenhang bringt, die aber dabei dem Spiel eine noch erheblich ernsthaftere Bedeutung beilegt, kann erst recht als Zeugin dafür aufgerufen werden, daß die Erweckung einer reinen und edeln Freude des Menschengeistes als höchster Gewinn für die ganze Entwicklung der Menschenseele gebucht werden darf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die im deutschen Unterricht erweckte Freude soll möglichst nach der Schulzeit aus sich heraus weiterwirken. Deshalb wäre es freilich der schwerste Fehler, den der Deutschlehrer begehen könnte, und den Manche von einer Vermehrung der deutschen Stunden befürchten, wenn durch zu breite und pedantische Behandlung deutscher Schrifttümer den Schülern der Geschmack daran verdorben würde. In seiner paradox übertriebenen Art hat namentlich Arthur Bonus in diesem Sinn die Schule verurteilt. Man mag das als Satire gelten lassen. Einem geistvollen Lehrer wird es in Wirklichkeit nicht schwer fallen, den Stimmungswert von Dichtwerken zur Geltung kommen zu lassen. Unter seiner Leitung wird dieser sogar unzweifelhaft mehr zur Geltung kommen, als bei der gewöhnlichen oberflächlichen Art des Durchschnittsmenschen, Dichtwerke bloß nach ihrem gröbsten Inhalte zu durchfliegen und nach dem Maße ihrer sensationell spannenden Handlung zu beurteilen. Freilich kommt hier viel auf die Vorbildung des Lehrers an, und noch mehr darauf, daß man den Lehrerberuf für künstlerisch feinfühlige Naturen anziehend macht. Denn nur diese sind natürlich den höchsten Anforderungen des deutschen Unterrichts eigentlich gewachsen. Man lasse deshalb auch, soweit irgend angängig, dem Deutschlehrer Freiheit in Wahl und Behandlung seines Stoffes. Die Regelung durch den Lehrplan, die freilich auch hier keineswegs entbehrlich ist, muß doch der Stimmung des Dichtwerks, des Lehrers und des Schülers weitherzig Spielraum lassen.

Die vielseitigen Beziehungen des deutschen Unterrichtes zu den übrigen Lehrfächern bleiben auch nach grundsätzlicher Ausschaltung der ihm wesensfremden Stoffe bestehen. Mit Recht nimmt man die Lektüre unserer Klassiker für die philosophische Propädeutik in Anspruch. Sowohl die Dramen wie die Romanlektüre sind eine unerschöpfliche Fundgrube psychologischer Erkenntnis. Wichtige sittliche Probleme treten hier in anschaulicher Klarheit hervor. Dazu kommen die vielfachen geschichtlichen Beziehungen, wie sie bei Schillerschen und Goetheschen Dramen ein tiefes Eindringen in vergangene Zeiten nahelegen. Auch in die Geschichte der Philosophie wird der Schüler die ersten Einblicke tun, wenn er im Zusammenhang mit Schillerschen Gedichten den Namen Kant, in Zusammenhang mit Goethe den Namen Spinoza hört. Man wird auf der obersten Stufe auch Namen wie Wagner und Schopenhauer dem Schüler lebendig machen müssen, man wird ihn dem Einfluß eines sprachgewaltigen Denkers und Dichters wie Nietzsche nicht ohne jede Anleitung zu kritischer Würdigung ausliefern. In die verschiedensten Berufe und Wissenschaften lassen besonders moderne Romane hineinblicken. An die Vielseitigkeit des Deutschlehrers werden deshalb immer noch die allergrößten Anforderungen gestellt werden.

Keine Literatur ist ferner so wie die deutsche vom Auslande tief-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gehend beeinflußt worden. Umgekehrt hat sich auch deutscher Einfluß in der fremden Literatur geltend gemacht. Auch diesen Zusammenhang zwischen der nationalen und der Weltliteratur muß der Gebildete, der an seines Volkes Geistesleben lebendigen Anteil nehmen will, in großen Zügen überschauen. So reicht denn der deutsche Unterricht auch dem fremdsprachlichen die Hand. Der Verbindung in einer Person möchten wir freilich deshalb doch nicht das Wort reden. Sie legte auch auf dem Gebiet der Literatur wieder die Gefahr zu nahe, im deutschen Unterricht Vorbereitungsarbeit für den fremdsprachlichen zu treiben, statt sein eigenes Wesen nach dessen eigenen Gesetzen und Zielen voll auszuschöpfen. Unserer nationalen Kultur wird vielmehr am besten gedient sein, wenn der fremdsprachliche Unterricht erst an den Schüler herantritt, sobald dieser eine gewisse Festigkeit sowohl im praktischen Gebrauch seiner Muttersprache wie im Verständnis für deutsche Dichtwerke gewonnen hat. Ein französisches Kinderliedchen wird erst dann die rechte Freude machen, wenn die Freude an solchen Liedchen der eigenen Sprache schon erweckt worden ist. Und nicht anders ist es mit der für eine reifere geistige Entwicklungsstufe bestimmten Dichtung.

Jedenfalls sollten aus der Welt, darin der Schüler geistig heimisch ist, die Maßstäbe gewonnen und das Fremde nur zum Vergleichen hereingezogen werden. Man halte sich immer vor Augen, daß die volle harmonische Ausbildung einer ganzen Persönlichkeit auf dem Boden der Muttersprache und der nationalen Literatur durchaus möglich ist. Gerade das Beispiel der alten Griechen zeigt das. Was der fremdsprachliche Unterricht hinzufügt, sind besondere Aufgaben und Einsichten, die nicht in gleicher Weise lebensnotwendig erscheinen, auch wenn man die mit ihnen gegebene Bereicherung und Vertiefung außerordentlich hoch einschätzt. Daß sie hoch ist, darüber kann kein Zweifel bestehen. Jeder wird es zeitlebens mit Dank empfinden, wenn sich ihm in seiner Schulzeit außer der eigenen nationalen Kultur auch noch die eine oder andere fremde Kulturwelt erschlossen hat. Der deutsche Unterricht wird seinerseits davon Nutzen haben und Rücksicht darauf nehmen. Er wird, wenn er die Weltliteratur zum Verständnis der deutschen heranzieht, sich gern auf die Kenntnis der fremden Originale stützen, wo er solche beim Schüler voraussetzen darf. Er wird sich nur in den übrigen Fällen mit Übersetzungen begnügen.

Ganz ohne solche Übersetzungen ist aber auch nirgends auszukommen. Denn alle literarisch wichtigen Sprachen lehrt ja keine Schule. Und wo selbst verschiedene Sprachen nebeneinander gelehrt werden, geschieht es doch nach sehr verschiedenem Maße der Anforderungen. Der Gymnasiast wird zum Verständnis von Goethes „Hermann und Dorothea" seine griechische Homerlektüre mitbringen. Dafür wird er zum Verständnis von Lessings, Schillers und Goethes Dramatik die erforderliche Shake-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

spearekenntnis aus einer Übersetzung schöpfen müssen. Bei einem Realschüler tritt das umgekehrte Verhältnis ein. Wo es sich um spanische oder italienische Dichter handelt, die leider, wie Cervantes oder Dante, bis jetzt noch garnicht berücksichtigt zu werden pflegen, sind fast alle unsere Schulen auf Übersetzungsproben angewiesen. Wenn auch nicht einmal diese herangezogen werden, ist das ein Fehler für sich. Die Namen, die hier der Geschichtsunterricht zu übermitteln pflegt, bleiben infolgedessen einem großen Teil unserer Gebildeten tatsächlich leerer Schall.

Um so mehr aber erscheint diese Bestimmung des Verhältnisses von deutschem und fremdsprachlichem Unterricht berechtigt, als eben das Deutsche schon in sich so viele fremde Einflüsse und Werte verarbeitet hat. Denn um so leichter ist es gerade uns Deutschen gemacht, bei voller Aneignung der eigenen nationalen Grundsätze, damit zugleich Grundlagen und Ausgangspunkte für die Eroberung der benachbarten Geisteswelten zu gewinnen. Sprengel zitiert (bei Norrenberg S. 82) das vielsagende Wort Goethes: „Es ist vielleicht keine Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln." Es wäre Kraftverschwendung, wenn jeder Einzelne von uns solche geistigen Eroberungen von vorn wieder beginnen wollte, wo sie unsere besten Köpfe uns schon besorgt haben. Das Studium des Fremden um seiner selbst willen wird immer nur wissenschaftliche Spezialaufgabe, nicht unentbehrlicher Bestandteil der allgemeinen Bildung sein. Es kann zur Ergänzung der letzteren, aber nicht seiner Grundlegung dienen. Andernfalls wäre uns, von allen Seiten stark beeinflußten Deutschen ein volles Verständnis der eigenen nationalen Geistesbildung überhaupt schier unmöglich.

Um was es sich nach all dem zunächst handelt, ist kurz zusammengefaßt eine klarere und vertiefte Auffassung vom Geiste des deutschen Unterrichts. Sie kann sich ohne irgendwelche äußeren Veränderungen schon im jetzigen Schulbetrieb durchsetzen. Das ist vorwiegend Sache der lehrenden Persönlichkeiten, denen für eine vertiefte, vom eigensten Interesse belebte Arbeit die nötige Bewegungsfreiheit gelassen werden muß. Es müßte noch mehr Ernst gemacht werden mit der auch von unseren Lehrplänen anerkannten Forderung, daß das Deutsche als Hauptfach im Mittelpunkt unseres gesamten Schulunterrichts stehen soll. Gestrichen werden müßten aus diesen Lehrplänen diejenigen Forderungen, die den Deutschunterricht mit wesensfremden Aufgaben belasten und dadurch zum bloßen Vorbereitungsunterricht für fremde Fächer machen.

Über diese Wünsche hinaus wird man dann freilich auch das Verlangen nach einer Vermehrung der Stundenzahl aufrecht erhalten müssen. Schon vor dem Kriege tat sich ein solches Bedürfnis kund. Es ist sicherlich höchst berechtigt, wenn man unter den gewaltigen Eindrücken

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Krieges selbst wie die Aufgaben des Deutschunterrichts, so auch jenes Verlangen noch größer sieht und stärker empfindet. Man kann es doch sicherlich auf keiner Seite als bloße Fachanmaßung betrachten, wenn gewünscht wird, daß jeder deutsche Schüler an jedem Schultage wenigstens eine Stunde mit seinem Volkstum sich beschäftigen soll. Und wir geben Gaudig auch darin recht, daß es sich bei der ganzen Neuordnung unseres Schulwesens nicht um ein kleinliches Addieren und Subtrahieren von Stunden, sondern um die Durchführung einer klaren Grundanschauung handeln muß: Es muß, wie auch die Eingabe des Germanistenverbandes betont, die Zahl der deutschen Lehrstunden nach Maßgabe der eigenen Bedürfnisse abgegrenzt und dann erst die übrige Zeit unter die anderen Unterrichtsfächer verteilt werden. Die eingangs erwähnte Entwicklung unseres Schulwesens hat bisher das entgegengesetzte Verfahren erklärlich scheinen lassen. Es ist aber nur die Fortsetzung dieser gleichen Entwicklung, wenn sich gegenwärtig ein anderes Verhältnis zwischen dem deutschen Unterricht und den übrigen Fächern durchsetzen will.

Man darf im Grunde genommen schon Jakob Grimm für diesen Fortschritt in Anspruch nehmen, wenn er von dem Segen spricht, der auf allem Vaterländischen ruht, mit dem man Großes ausrichten kann; wenn er es unnatürlich findet, daß ein Volk aus fremder Sprache seine erste Anschauung und seine späteste Weisheit schöpfe; wenn er glaubt, daß schließlich die deutsche Sprache „mit vollem Segel in alle unsere Bildungsanstalten bleibend einziehen darf". Es ist also jenes Verlangen nach dem Vorrang des Deutschen, wie die Eingabe des Germanistenverbandes mit Recht betont, kein Bruch mit der Vergangenheit, und es läßt sich das Interesse aller übrigen Fächer auch nach der von uns gewünschten Neugestaltung durchaus wahren. Der verbesserte deutsche Unterricht wird ihnen ihre Aufgabe erleichtern, und die innere Fühlung mit ihnen wird vertieft und erweitert, wenn der deutsche Unterricht für höhere Reife, größere Sprachgewandtheit, bessere Auffassungsgabe und lebendigeres Innenleben der Schüler erst in dem Maße sorgen darf, als er das in der Tat vermag. So wird der deutsche Unterricht erst seinen wahren Sinn und Zweck gewinnen, ohne daß dabei die übrigen Fächer zu verlieren brauchen.

Nur darf das Ziel der Schule nicht in eitler Vielwisserei gesucht werden. Es muß nicht eine Schule in allen Fächern gleichzeitig Höchstleistungen erreichen wollen. Werden aber die Schulgattungen vernünftig spezialisiert, dann kann in ihnen allen die Einführung in die deutsche Kultur mit gleichmäßiger Gründlichkeit durchgeführt und im übrigen in jeder einzelnen von ihnen mit gleicher Gründlichkeit ihr Spezialcharakter entwickelt werden. Das wird der einzige Weg sein, auf dem sich die drei Forderungen einer harmonischen Persönlichkeitskultur, einer staats-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bürgerlich-nationalen Erziehung und endlich einer Vorbereitung auf die besonderen Aufgaben des Lebens ohne gegenseitigen Widerstreit erfüllen lassen.

Angesichts der schweren großen Aufgaben, die unseres Volkes nach dem jetzigen Kriege harren, wird aber keine dieser Forderungen überhört werden dürfen. Nur ein auf die Spitze der Höchstleistung getriebenes Spezialistentum kann uns im Konkurrenzkampf mit den feindlichen Mächten unsern Platz in Geisteskultur und Wirtschaft sichern. Nur der tief in Geschichte und Wesen seines Volkes wurzelnde Staatsbürger wird den starken nationalen Halt in sich haben, den das Deutschtum daheim wie draußen künftig dringender denn je nötig haben wird. Endlich aber hat dieser Krieg wohl auch dem weltfremdesten Ästheten die Augen darüber geöffnet, daß es keine echte Persönlichkeitsbildung gibt, die nicht zugleich im Dienst überindividueller Ideen stände. Gerade je schmerzlicher aber wir Deutsche in der Vergangenheit die Zusammenfassung aller unserer Kräfte entbehrt haben, um so bewußter gilt es von nun an, diese Kräfte zu sammeln und auszunutzen, um stark und geschlossen das Deutschtum der ganzen Erde durch die blutige Weltkrisis hindurch der Erfüllung seines weltgeschichtlichen Berufes entgegenzuführen. Ein gleichmäßig guter deutscher Unterricht in allen deutschen Schulen des Reiches wie des Auslandes könnte Entscheidendes zur Lösung dieser Aufgabe beitragen.

Prof. Dr. Reinhard Strecker.

Was andre sagen

Münchener Zeitung vom 14. August 1916.

Weil Napoleon einmal Antwerpen eine Pistole genannt hat, deren Mündung auf das Herz Englands, auf London, gerichtet sei, deshalb spielt in den strategischen und politischen Anschauungen die flandrisch-belgische Küste eine Rolle, die ihr tatsächlich gar nicht mehr zukommt. . . .

Napoleon konnte Antwerpen noch eine auf London gerichtete Pistole nennen, weil für ihn die Scheldemündung von Hoheitsrechten anderer Staaten nicht eingeengt war. Die Scheldemündung ist auf einer Länge von fast 70 Kilometern auf beiden Ufern im Besitz der Niederlande. Vlissingen ist zudem befestigt, und es liegt im Wesen der holländischen Neutralität, daß Antwerpen sich nicht zu einem Kriegshafen entwickeln kann und darf. So muß die flandrisch-belgische Küste wesentlich ungeschützt bleiben und bietet Angriffsmöglichkeiten eher Raum, als denen der Verteidigung. Jedenfalls kann keine Rede davon sein, daß der Besitz der flandrischen Küste die englische Seeherrschaft irgendwie beeinträchtigte. Schon rein geographisch nicht, weil England immer noch die vordere Lage am Atlantischen Ozean hat. Die wichtigste Kanalstrecke beginnt zudem erst an der französisch-flandrischen Grenze, erstreckt sich von hier bis in die Mündung des Atlantischen Ozeans auf rund 300 Kilometer . . . . . .

Es wird nun immer darauf hingewiesen, daß England selbst so großen

Nachdruck auf die Wiederherstellung Belgiens lege, weil es den Besitz Belgiens in der Hand Deutschlands als eine Drohung empfinde. Nun wissen wir, das England nicht Belgiens wegen in den Krieg gezogen ist, sondern weil es fürchtete, Deutschland könnte seine Nachbarn in West und Ost niederwerfen, und damit die unbestrittene Vorherrschaft auf dem Kontinent erlangen. England fürchtete, daß ein besiegtes Frankreich der Expansion Deutschlands nach Westeuropa kein Hindernis mehr böte. Es sah die deutsche Gefahr nicht an der belgischen Küste, sondern an der französischen Küste, England gegenüber. Deshalb warf es seine Truppen nach Frankreich, nicht nach Belgien, das überhaupt nicht zu verteidigen war und dessen Verteidigung für Englands weltpolitische Stellung auch keine Vorteile bot. Das belgische Problem ist aber nicht nur machtpolitisch, sondern auch wirtschaftspolitisch für uns umstritten. Es sei nur an die Diskussion über Antwerpens Bedeutung für Welthandel und Weltverkehr erinnert, in der ein abwegiger Schluß den anderen jagt. Auf der einen Seite wird behauptet, Antwerpens Stellung beruhe auf der Eigenwirtschaft Belgiens, was richtig und falsch ist, auf der anderen Seite Antwerpens Stellung sei auf der Basis eines Verkehrsgebietes fundiert, das auch das westdeutsche Industriegebiet von Oberhausen bis Frankfurt umfasse. Das ist eher richtig, übersieht aber nur, daß jede weitere Bevorzugung Antwerpens automatisch den Verkehrsradius von Bremen und Hamburg einschränkt. Eine Benachteiligung des Scheldehafens, die tarifpolitisch und mit Rücksicht auf den Bau neuer Wasserstraßen möglich wäre, muß aber nicht notwendig den norddeutschen Häfen zum Vorteil ausschlagen, könnte viel eher einen Gewinn von Rotterdam bedeuten, da die Tarifpolitik Hollands ohnedies auf die Niederkonkurrierung Antwerpens eingestellt war und es nach dem Kriege erst recht bleiben wird. Die Niederlande werden nach dem Kriege im Verhältnis zur Bevölkerungsziffer der reichste Staat Europas sein; die reichen Mittel, die ihnen der Krieg brachte, werden sie am ehesten mit dazu verwenden, die weltwirtschaftliche und verkehrspolitische Bedeutung ihrer beiden Häfen Rotterdam und Amsterdam auszubauen und zu befestigen, wobei ihnen zustatten kommt, daß Belgien und Antwerpen von den Rückfällen und Störungen des Weltkrieges sich erst erholen müssen.

Rund um uns

†Wilhelm Gädeke. In den furchtbaren Kämpfen, die in den ersten Augusttagen in Galizien stattfanden, hat auch unser Freund Wilhelm Gädeke, der als Unteroffizier kaum zwei Wochen vorher dorthin versetzt worden war, den Heldentod gefunden. Alle Vortrupp-Freunde, die mit ihm in näherer Verbindung gestanden haben, werden mit uns trauern, daß wieder einer unserer tüchtigsten Mitstreiter von uns gegangen ist.

Wer dem bescheidenen, zielbewußten, treuen und unerschrockenen Freunde auch nur kurze Zeit begegnet war, hatte ihn liebgewinnen müssen. Sein Herz glühte für sein Vaterland und seine Volksgenossen, für deren Aufartung er allzeit mit heißem Bemühen tätig war.

Als „Der Vortrupp" 1912 herauskam, war Gädeke als Schriftwart der Ortsgruppe Greifswald des Deutschen Bundes abstinenter Studenten einer der ersten, die mit großer Freude sich uns zuwandten. Für ihn bestand kein Zweifel, daß die Aufgaben, die „Der Vortrupp" sich stellte, auch die Forderungen an die strebende deutsche Studentenschaft sein mußten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schon Anfang des folgenden Jahres gründete er mit einer Anzahl studentischer Freunde die Vortrupp-Gruppe Greifswald, die unseren Lesern aus Hans Paasches Aufsatz „Kaiserkommers" (Vortrupp-Flugschrift Nr. 23) bekannt geworden ist. Unermüdlich war Wilhelm Gädeke, wo es galt, für die Ausbreitung der vom „Vortrupp" angeregten Gedanken einzutreten, und mit besonderer Freude nahm er an den Verhandlungen des I. Deutschen Vortrupp-Tages teil. Noch wenige Wochen vor seinem Tode schrieb er in Erinnerung an jene Tage darüber begeisterte Worte.

Dann kam der Krieg. Während der großen Entbehrungen und Anstrengungen hat Gädeke auch nicht einen Augenblick die Verfolgung seiner besonderen Ideale bei seinen Kameraden außer acht gelassen, und wo er nur für den „Vortrupp" zu werben imstande war, tat er es in der Überzeugung, damit seinem Vaterlande ganz besonders zu dienen. Wenn er in einem Soldatenheim hinter oder in der Nähe der Front den „Vortrupp" einmal nicht fand, sorgte er sogleich dafür, daß er ständig dort zu haben war. Mit großen Erwartungen gedachte er der Tage der Zukunft; er hoffte zuversichtlich, daß nach dem Kriege ein großer Teil der deutschen Jugend sich besonders für die Durchführung der Vortrupp-Aufgaben einsetzen werde. Noch im Frühling dieses Jahres wurde ihm die Freude, auf einem kurzen Urlaub eine Wanderfahrt mit den Mitgliedern des Vortrupp Breslau machen zu können, und die schönen Eindrücke, die er dort gewonnen hatte, sind von ihm in den letzten Monaten seines Aufenthaltes an der Front bis zuletzt festgehalten worden, wie aus seinen Briefen hervorgeht. —

Von unserem Wilhelm Gädeke gilt mit vollem Rechte, was er selbst in Nummer 10 der „Vortrupp-Jugend" vom vorigen Jahre seinem Freunde Sieglin, der ihm auf dem Schlachtfelde vorangegangen war, nachgerufen hat: „Auch er ist nicht tot für uns, sondern er hilft uns die Aufgabe tragen, die auf uns allen liegt, die wir noch das Licht sehen, die Aufgabe, die nur ganz oder gar nicht erfüllt werden kann."

In diesem Sinne wollen wir Deiner allzeit gedenken, tapferer Freund!

F. H.

Der Jugendpark. Aus der Reihe der Zuschriften zur Frage des Jugendparks, die wir erhalten haben, mögen die folgenden hier mitgeteilt werden.

1. . . . Ich halte den Gedanken des Jugendparks für wundervoll. Bei der Jugend muß die körperliche und moralische Ertüchtigung beginnen.

Aber man darf sie nicht verwöhnen. Sie soll mit ihren eigenen Kräften an ihrem Park mitschaffen.

Also Einfachheit von Anfang an. Gute Luft, gute Bedingungen für Spiel und Sport. Aber keine großen, kostbaren Bauten. Nötig ist Ankleideraum, Bad, ärztliche Hilfsstelle. Für falsch würde ich jeden Erfrischungsraum und jede Festhalle halten. Man muß die Jugend dazu erziehen, auch ohne Essen und Trinken für einen halben Tag auszukommen.

Unbedingt muß allen Damen, am besten allen Verwandten, der Aufenthalt im Jugendpark untersagt werden. Es weckt dies nur Ängstlichkeit, falschen Ehrgeiz usw. Und Flirt wollen wir doch auch nicht haben, im Gegenteil!*)

Die Jugend muß unter sich sein.

Eine Festhalle ist nicht nötig. Sport und Spiel soll an und für sich jedem ein Fest sein. Und andere Feste feiert der moderne Jüngling schon viel zuviel.

Eine der schwierigsten Fragen ist die der richtigen Aufsicht. Lehrer? Ich bin nicht dafür, die Jugend will und muß auch mal ohne Lehrer sein. Die ältesten

*) Der Verfasser scheint zu übersehen, daß der Jugendpark für die Jugend beider Geschlechter geplant ist.

Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jungens selbst? Ja, aber es gehört noch jemand mit reicher Erfahrung dazu.

Am glücklichsten halte ich folgende Lösung. Oberleitung: einige sportliebende Ärzte. Die andere Leitung wählen die Jungens selbst. Dann müssen einige wenige, aber feste Regeln eingeführt werden, denen sich alle unbedingt beugen müssen. Dazu gehört: nicht rauchen, kein Alkohol!

Es schadet nichts, wenn mal ein Unglücksfall vorkommt, das ist überall möglich. Nur keine Ängstlichkeit. Hart muß die Jugend werden! Und selbständig. Der Arzt wird ihr schon das nötige Vertrauen geben, daß Hilfe sofort da ist. Dabei lernen einige der Jungen nebenbei die ersten Handgriffe bei Unglücksfällen (hätte hier im Felde auch nichts schaden können). . . . . .

Hauptmann R.

2. (Von demselben Vortrupp-Leser, drei Wochen später.)

Mit großem Interesse habe ich den Aufsatz über Parkbüchereien in Nr. 15 gelesen. Der Gedanke ist sehr schön, und im großen und ganzen stimme ich ganz damit überein.

Nur darf er nicht mit dem „Jugendpark" verquickt werden. Keinesfalls!

Für den Jugendpark, die Stätte, wo die heranwachsende Jugend Körper und Charakter stählen soll, wo ein Gegengewicht gegen all die vielen schädlichen Einflüsse des modernen Lebens geschaffen werden soll, muß ich unbedingt an meinen Forderungen festhalten.

Im Jugendpark ist kein Platz für eine Bücherei, keine Zeit zum Lesen. Weiten soll sich die Lunge, schärfen das Auge, stahlhart soll jede Muskel werden, stahlhart der Wille.

Die Parkbücherei dagegen scheint mir sehr wertvoll zu sein für die Tage des Ausruhens, für das reifere Alter, für junge Mütter, für Erholungsbedürftige.

Ich bin also auch sehr für die Parkbücherei, nur muß sie räumlich weit getrennt sein vom Jugendpark.

. . . . . .

Sie werden schon gemerkt haben, sehr geehrter Herr Doktor, daß ich gerade auf die Jugendfrage viel Wert lege. Ich halte sie tatsächlich für „die deutsche Lebensfrage".

3. Von allen Seiten bekomme ich neuerdings Bitten von meinen feldgrauen Freunden, meistens von befreundeten Offizieren, ihnen Sportzeitungen zu schicken. Auch heute geht von mir eine solche Sendung ins Feld. Ich habe dazu die Zeitschrift „Sport im Bild" gewählt und einige Exemplare von J. P. Müllers Schrift „Mein System". Es ist entschieden das beste, was unsere Feldgrauen, wenn sie sich hinter der Front von dem Grauen der Schlacht erholen wollen, tun können, daß sie im freien Spiel Nerven und Muskeln wieder kräftigen zum neuen Kampf. Schickt ihnen auch die Pläne unserer Jugendparke ins Feld, damit sie sich jetzt schon freuen auf die Zeit nach dem Frieden und uns Älteren, die wir nicht mit in den Kampf hinausgezogen sind, später helfen, diese für die Entwicklung und Erstarkung unseres Volkes so notwendigen Stätten weiter auszubauen.

San.-Rat Dr. Bonne.

„Lehrgänge für Kriegsgefangene." Im Anschluß an unseren Leitaufsatz vom 16. Juli dieses Jahres teilen wir noch das Folgende mit:

1. Die „Vossische Zeitung" vom 16. Juni schreibt unter der Überschrift „Eine Mission des Deutschtums":

„Es würde unserer Bildung große Ehre bringen, wenn wir den vielen Hunderttausenden, die bei uns als Kriegsgefangene leben, Gelegenheit zur Erlernung der deutschen Sprache böten. Alle werden davon keinen Gebrauch machen, denn das Lernen ist nicht jedermanns Sache, aber sehr viele werden es vielleicht tun, teils in bewußter Würdigung des Wertes der Sache, teils aus Langeweile, denn Fußball und Domino ist nicht dauernd ein Trost in trüben Stunden. Auch schlichte Leute, die die Sprache nicht nach einem System, sondern nur mit dem Ohre lernen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden sich freuen, sachgemäß von einem Praktiker unterwiesen zu werden, und wenn freilich es nicht unsere wichtigste Aufgabe ist, Kriegsgefangenen eine Freude zu machen, so ist doch bei dieser Sache der Vorteil auf beiden Seiten. Denn wenn wir uns beklagen, daß man im Auslande unsere deutsche Art so wenig verstehe, so rührt diese Tatsache zu einem großen Teile daher, daß man unsere Sprache nicht versteht. Die Kenntnis der Sprache eines anderen Volkes führt meist zu einer gerechteren Würdigung dieses Volkes, eine Erfahrung, die wir an unseren eigenen Landsleuten auch machen können. Wer Englisch, Französisch, Russisch oder Italienisch sprechen oder auch nur glatt lesen kann, der ist fast immer ein sachlicherer Beurteiler der betreffenden Völker und Länder als der völlig Sprachunkundige. Man achte nur einmal sorgfältig auf das Verhältnis zwischen Sprachkenntnis und Volkskenntnis und wird der Regel nach finden, daß diejenigen am unwissendsten und feindseligsten über andere Völker urteilen, die deren Sprache nicht verstehen. Ausnahmen kommen natürlich vor. Jedenfalls dürfte ein allgemeines Einverständnis darüber bestehen, daß die Sprache eine stärkere Trennungslinie zwischen den Völkern schafft als alle staatlich festgesetzten Landesgrenzen. Der Turmbau zu Babel, und was darauf folgte, war das größte Unglück, das den Menschen je widerfahren ist; vorher war „einerlei Volk und einerlei Sprache unter ihnen allen", nachher kam mit der Sprachverwirrung der feindselige Geist über sie.

Gelingt es uns, nur 10—20000 Kriegsgefangene für den deutschen Sprachunterricht zu gewinnen, so haben wir zugleich ebenso viele Sendboten deutschen Geistes in den feindlichen Ländern. Sie mögen es nun wollen oder nicht — sobald sie einmal die Sprache kennen, ist es ihnen unmöglich, daheim so ungerecht über uns zu reden, wie sie es wahrscheinlich bisher getan haben. Sie werden dann auch nach dem Kriege daheim öfter ein deutsches Buch oder eine deutsche Zeitung lesen und dadurch zu Vergleichen genötigt werden, die sie belehren, daß nicht alles Gold ist, was bei ihnen glänzt, und nicht alles Pech ist, was bei uns düster aussieht; sie werden auch manches Gold im deutschen Leben finden, das ihnen bisher verborgen war. In der Kenntnis einer fremden Sprache liegt etwas Zwingendes auch hinsichtlich der fremden Gesamtkultur. Es ist kein wesenloser Optimismus, wenn man solche Hoffnungen hegt. Er rechtfertigt sich durch unser Vertrauen darauf, daß unsere Gesamtkultur sich vor der Welt zeigen darf und daß jeder, der sie kennen lernt, sie auch zu schätzen lernen wird.

Es ist auch eine recht anständige und ehrbare Freundlichkeit, die uns nicht vergessen werden wird, wenn wir unseren Gefangenen Gelegenheit geben, etwas bei uns zu lernen. Diejenigen, die aus Trägheit oder vorgeschützter Verbissenheit die Gelegenheit dazu versäumen, werden es später bereuen, die anderen aber werden mit Dankbarkeit einer Einrichtung gedenken, die beiden Teilen zum Nutzen, keinem zum Schaden war. Von dem materiellen Nutzen, den unsere internationale Wirtschaft daraus ziehen kann, soll hier nicht die Rede sein; vielleicht könnte man diese Seite der Sache sogar über das Sprachliche hinaus durch Belehrung über unsere technischen und kaufmännischen Leistungsmöglichkeiten erweitern. Wir haben diese Hunderttausende nun einmal hier im Lande, und es ist sicherlich nicht gegen unser Interesse, wenn wir sie mit einem Wissen ausstatten, das später zu unseren Gunsten wirken muß. Aus Frankreich wird uns von deutschen Soldaten berichtet, die in den besetzten Orten alle Gelegenheiten benutzen, mit den Geschäftsleuten ihres Faches Fühlung zu gewinnen, um für die Zeit nach dem Kriege eine Einführung zu haben. Sie erzählen, daß man sie durchweg freundlich aufnehme. — Nun, das sind Einzelfälle; aber bei der großen Zahl unserer Kriegsgefangenen kann man schon eine erheblichere Mission machen, und es ist

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gedankenlos, diese Gelegenheit dazu von der Hand zu weisen.

Selbstverständlich soll niemand gezwungen werden. Das würde ja auch der Absicht des Sprachunterrichtes entgegenwirken. Auch soll gar kein gelehrter Unterricht gegeben werden, sondern eine rein auf den Gebrauch abzielende Einführung in die deutsche Sprache. Was daraus wird, das kann man dem guten Geiste Deutschlands vertrauensvoll überlassen. Nebenbei kann man aufpassen, wie es aus dem Walde herausschallt, in den man freundlich hineingerufen hat. Aber Ehre wird uns unter allen Umständen aus einem Unternehmen erwachsen, das unserer kulturellen Gesinnung würdig ist."

2. Von einem stellvertretenden Generalkommando erfahren wir, daß in Gefangenenlagern, die ihm unterstellt sind, den Gefangenen Deutschlands landschaftliche Schönheiten und Deutschlands Industriemacht durch kinematographische Vorführungen nahegebracht werden.

3. Aus der vor kurzem von Herrn Prof. Dr. Carl Stange in Göttingen herausgegebenen Schrift „Das Gefangenenlager in Göttingen"*), die wir unsern Lesern sehr warm empfehlen können, ist zu ersehen, daß man auch im Göttinger Gefangenenlager bereits einen Teil von dem ausgeführt hat, was unser Leitaufsatz „Lehrgänge für Kriegsgefangene" forderte. Als Beweis diene unter anderem das 14. Kapitel der genannten Schrift, das die Vortragsveranstaltungen im Lager behandelt. Es lautet:

„Die Vorträge fanden wöchentlich einmal, am Sonnabend nachmittag statt. Ich habe zunächst selbst eine Reihe von Vorträgen gehalten über die Geographie Deutschlands, über deutsche und preußische Geschichte, über die Verfassung des Deutschen Reiches, über die deutschen Universitäten und über deutsches Studentenleben. Später haben andere Professoren der Universität über die Grundfragen des Rechts, über deutsche Musik (Bach, Mozart und Beethoven) und über die Sprachen Europas gesprochen. Zeitweilig sind diese Vorträge auch von französischen Gefangenen gehalten worden, so z. B. eine Reihe von Kunstvorträgen über die Kunstschätze Griechenlands, Konstantinopels, Italiens und Spaniens. Diese Vorträge fanden immer eine bereitwillige und dankbare Hörerschaft. Bei den Vorträgen über die deutschen Verhältnisse zeigte sich allerdings oft in überraschender Weise, wie groß selbst bei den gebildeten Franzosen die Unkenntnis des deutschen Lebens ist. Neuerdings ist aus den Kreisen der Gefangenen selbst der Wunsch ausgesprochen worden, daß diese Aufklärung über Deutschland aufs neue betrieben werden möchte, und es hat sich sogar ein französischer Gefangener erboten, seinerseits derartige Vorträge zu halten."

4. Zum Aufsatze „Lehrgänge für Kriegsgefangene" erhielt „Der Vortrupp" eine Reihe sehr freundlicher Zustimmungserklärungen, unter anderen auch aus den Verwaltungskreisen des Göttinger Gefangenenlagers und vom Hilfsausschuß für Gefangenenseelsorge in Steglitz bei Berlin. **Vortrupp.**

*) „Das Gefangenenlager in Göttingen" von Prof. Dr. Carl Stange, Verlag von Louis Hofer in Göttingen.

Zwei Schriften über Obstverwertung.

I.

Wollen wir Lebensreformer gleichzeitig der Vergiftung unseres Volkes durch den Spiritus entgegenwirken, so gewinnen wir bald auf der anderen Seite eine Fülle von Nahrungsmitteln für unsere Volksernährung. Es handelt sich bei diesem Problem um eine ganze Reihe von technischen Fragen, praktischen Handgriffen, die unsere Hausfrauen wissen müssen, um alle Formen der Verarbeitung unserer Früchte in zweckdienlichster Weise zu benutzen. Eine außerordentlich praktische Anleitung hierzu finden wir in der kleinen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schrift von Dr. Walter Wenk, „Bereitung des Obstes und Obstverwertung" (Fritz Heubach, Verlag Heidelberg 1916, 25 Pf.), dessen Studium ich allen unseren Freunden und unseren Hausfrauen auf das dringendste empfehle, weil es in höchst geschickter Weise alles, was wir volkswirtschaftlich und hygienisch über die Früchte wissen müssen, vor allem aber eine Fülle von Hinweisen für die praktische Ausführung der Konservierung unserer einheimischen Früchte für den Winterbedarf enthält.

Dr. B.

II.

Während die weitaus meisten Schriften über Obstverwertung das Obst lediglich als Genußmittel behandeln, betrachtet es Friedrich Schöll in seiner sehr praktischen „Anleitung zur Obstverwertung im Haushalt und Anstaltsbetrieb, die unter dem Titel „Obst und Trauben als Nahrungsmittel" im Mimir-Verlag für deutsche Kultur und soziale Hygiene, G. m. b. H., Stuttgart (Preis 1 Mark) soeben erschien, als zur täglichen menschlichen Nahrung gehörig. Er gibt unter Mitarbeit von Anton Bücheler in Eden, Walther von Gizycki in Eßlingen, Dr. med. Pfleiderer in Ulm u. a. die Grundsätze für die Obstverwertung im allgemeinen, das Entkeimen (Sterilisieren) in offenen Flaschen und in geschlossenen Gefäßen, die Bereitung von Säften, Sirup und Limonaden, die Bereitung von Fruchtmark und Mus und das Trocknen des Obstes.

Doch nicht nur für die einfachsten Verhältnisse und Bedürfnisse wird die Obstverwertung dargelegt, sondern auch für Gemeinden, Genossenschaften oder Vereine. Die Anleitungen und Vorschläge zeigen ein gründliches Studium der Fachwerke. In einem Anhange des Buches behandelt Dr. med. Pfleiderer die Zuckerfrage und Oberreallehrer Glemser das Verfahren zur Herstellung von Fässern für alkoholfreie Getränke.

F. H.

Arbeiterinnenwanderungen. Der Verein zur Errichtung von Arbeiterinnenheimen (Berlin W 10, Regentenstr. 20), der bemüht ist, alleinstehenden Frauen und Mädchen gute Unterkunft, Essen, Unterricht und Geselligkeit zu verschaffen, hat seit einigen Jahren eine Wanderabteilung eingerichtet, die von Beginn des Frühjahrs bis in den späten Herbst hinein jeden zweiten Sonntag Arbeiterinnen aller Altersstufen Gelegenheit gibt zur Erholung in frischer Luft von der Arbeit des Alltags. Im Wandervogel fanden wir ein gutes Vorbild zur Gestaltung dieser Wanderungen; doch prägen ihnen die körperlichen Eigenschaften der Teilnehmerinnen und deren Ruhebedürfnis am Sonntag einen besonderen Stempel auf. Wir beginnen des Morgens nicht gar zu früh und kommen zeitig heim; die Rasten nehmen einen großen Teil des Tages ein. Der Mundvorrat wird von Haus mitgenommen, aber zum Nachmittagskaffee, den besonders die älteren Frauen nicht missen mögen, kehren wir ein. Neben dem schlichten Naturgenusse haben wir den Wandervögeln auch Wanderlieder und Volkstänze abgelauscht und sie im Winter bereits fleißig geübt. Eine Fahrt mit Übernachten machten wir unter sehr großer Beteiligung in diesem Jahr zum ersten Male; doch sind derartige Veranstaltungen für uns mit so großen Schwierigkeiten in bezug auf Bestreitung der Kosten, Erlangung der Freizeit und einer leidlich bequemen Massenunterkunft verknüpft, daß dergleichen vorläufig noch ein seltenes Fest bleiben wird. Was aber zu verwirklichen möglich und sehr wünschenswert wäre — da die Teilnehmerinnenzahl an schönen Sommertagen in diesem Jahre schon über 70 hinausgewachsen ist und sich der Altersunterschied über mehr als ein halbes Jahrhundert erstreckt —, das ist eine Trennung der jüngeren, leistungsfähigen von den älteren, körperlich schwachen Arbeiterinnen; auf die letzteren müssen wir einerseits ihrer Überzahl, andererseits des Wertes wegen, den unsere Ausflüge gerade für diese haben, ganz besondere Rücksicht nehmen, hemmen dadurch aber die kräftigen bedeutend. Es fehlt uns zu solcher Scheidung nur an Führerinnen!

Elfriede Cario.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

5. Jahrgang Nr. 18 16. September 1916

An die am weitesten links.

Der Führer der deutsch-konservativen Partei, Herr von Heydebrand, hat in seiner großen Rede in Frankfurt am Main das Wort gesprochen:

> „Ich glaube nicht, daß es die Absicht der konservativen Partei ist oder sein kann, unsrer Regierung in einer Zeit wie der jetzigen, unnötige Schwierigkeiten zu machen. Das würde unverantwortlich sein."

Und in dem Aufrufe, den der „Unabhängige Ausschuß", an dessen Spitze Professor Dietrich Schaefer steht, vor kurzem über die Kriegsziele erlassen hat, ist an zwei Stellen hervorgehoben worden, daß dieser Ausschuß gewisse Forderungen

„mit dem Reichskanzler"

stelle.

In der kurzen Zwischenzeit zwischen diesen beiden Geschehnissen las man im „Vorwärts" eine Erklärung von Mitgliedern der Minderheit der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, worin diese unter Anderm sagten:

> „Dagegen erscheint es uns unvereinbar mit den Pflichten eines Sozialdemokraten, sich an der Agitation des ‚National-Ausschusses' zu beteiligen."

Nun ist der „National-Ausschuß" allerdings keineswegs regierungsoffiziös (das kann ich beurteilen, denn ich bin zwar weder sein Mitglied noch sein Beamter, noch auch mit allem, was er tut oder nicht tut, einverstanden; indessen habe ich gegenüber manchen, die über ihn schreiben, den Vorzug, daß ich ihn kenne). Aber darüber besteht meiner Meinung nach kein Zweifel: Daß der „National-Ausschuß", genau wie Heydebrand, es für unverantwortlich hält, unsrer Regierung, in einer Zeit wie der jetzigen, unnötige Schwierigkeiten zu machen; hat er es doch öffentlich als einen seiner Programmpunkte erklärt, in dieser Zeit die Geschlossenheit der Deutschen nach innen zu fördern. Und daß daher die Arbeit des „National-Ausschusses" (die sozialdemokratische Minderheit nennt sie „Agitation") in der Tat auch darin besteht, zu verhindern, daß sich ein Riß zwischen dem Volke oder Teilen des Volkes und der Reichsregierung auftue. Mithin kann jene Erklärung jener Mitglieder der sozialdemokratischen Minderheit sachlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nur dahin verstanden werden, daß sie sich an einer Arbeit, die das Vertrauen in die Reichsregierung stärken soll, unter keinen Umständen zu beteiligen gedenkt. — Daß diese Folgerung richtig ist, geht unzweideutig aus einem Aufsatze hervor, den eines der geistig bedeutendsten Mitglieder der sozialdemokratischen Minderheit, nämlich Eduard Bernstein, am 30. Juni in der „Leipziger Volkszeitung" geschrieben hat; dieser Aufsatz ist zwar, wie das Datum zeigt, nicht mehr ganz „aktuell", aber er gibt sicherlich auch für heute noch das wieder, was die sozialdemokratische Minderheit denkt. Bernstein wirft dort der Mehrheit der Partei mit dürren Worten vor, daß sie hinter dem Kanzler „einherlaufe" und sagt weiter:

> „Denn das werden wir keinem Sozialisten einreden, der die Welt nicht durch die schwarzweißrote oder schwarzgelbe Brille betrachtet, daß wir ehrlicherweise in Herrn von Bethmann Hollweg den Anstreber eines Friedensschlusses erblicken, wie ihn die Sozialdemokratie gemäß ihrer Grundsätze hinsichtlich der Völkerbeziehungen fordern muß und allein gut heißen kann."

Diese Stellung „derer am weitesten links" zum Kanzler will ich heute behandeln.

Das kann ich tun von meinem eigenen Standpunkte aus, also von dem Standpunkte eines Anhängers des Kanzlers und seiner Politik. Ich kann es aber auch tun vom Standpunkte der äußersten Linken selber aus. Das Letztere ist das wesentlich fesselndere und praktisch bedeutungsvollere; darum soll es heute meine eigentliche Aufgabe sein. — Was von meinem eigenen Standpunkte aus zu sagen wäre, will ich nur kurz streifen: Rein „realpolitisch" (was sich so nennt) möchte es vielleicht scheinen, als ob eine solche Haltung der äußersten Linken die Stellung des Kanzlers sogar erleichtern könnte: Wo doch zum Beispiel in einer der Eingaben, die versuchen sollten, ihn zu stürzen, vorwurfsvoll die Rede war von der Verteidigung der Regierungsmaßnahmen durch die „Presse der äußersten Linken"; und hielten gewisse Kanzlergegner diese Behauptung schon für wirksam, als sie noch keine tatsächliche Grundlage hatte, wie würde man erst anfangen mit ihr zu arbeiten, wenn sie eine solche Grundlage bekäme! Aber als „Ideologe" (das bin ich einmal, weil ich glaube, daß die stärksten Kräfte die sind, die man n i ch t wägen, messen und zählen kann), wollte ich diese Nachteile gern in den Kauf nehmen, wenn ich wüßte, daß auch die äußerste Linke jetzt begriffen hätte, was die Stunde verlangt: Vertrauen in die Reichsregierung zu haben und zu predigen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Beurteilen wir also die tatsächliche Haltung der äußersten Linken zum Kanzler vom Standpunkte dieser äußersten Linken selber aus:

Und fragen wir uns da zunächst: erscheint, so gesehen, die Grundlage haltbar, von der aus die äußerste Linke dazu kommt, Gegnerin des Kanzlers zu sein?

Diese Grundlage selbst hat uns Bernstein ja klar gezeigt: die äußerste Linke glaubt, die Friedensziele des Kanzlers nicht billigen zu können, die Friedensziele, die, seit seiner großen Reichstagsrede vom 5. Juni 1916, allgemein bekannt sind, und von denen ich auch in meinem letzten Aufsatze hier im „Vortrupp" eingehender gesprochen habe: daß der Kanzler sich zwar im Westen mit realen Garantien begnügen, im Osten aber die deutsche Grenze vortragen will. — Denn die äußerste Linke verwirft grundsätzlich jede Annexion, also folgerichtig auch die Annexion Kurlands im Osten.

Da ich heute diese Grundlage vom subjektiven Standpunkt der äußersten Linken aus prüfen will, so liegt es heute außerhalb meiner Aufgabe, zu entscheiden, ob diese Grundlage objektiv richtig ist oder nicht. Immerhin möge es mir erlaubt sein, kurz die Gesichtspunkte zu berühren, die bei einer Diskussion darüber etwa von Bedeutung wären: Die äußerste Linke würde ihrerseits vermutlich anführen, daß jede Annexion erfahrungsmäßig immer wieder die Gefahr eines Revanchekrieges bedeute; ja, daß schon die bloße Tatsache, daß ein Staat größere Gebiete mit fremdvölkischen Untertanen umfaßt, eine gewisse Kriegsgefahr sei, wie wir gerade jetzt wieder daran erkennen könnten, daß Rumänien einen Krieg führt, um sich die von Ungarn beherrschten Rumänen Siebenbürgens einzugliedern. Die äußerste Linke würde weiter darauf hinweisen, sie trete grundsätzlich dafür ein, einer jeden Bevölkerung ihr Selbstbestimmungsrecht zu geben. Die äußerste Linke würde dabei sicherlich zugeben, daß bisher von allen Völkern der Welt (und von Rußland nun ganz besonders) außerordentlich viel annektiert und außerordentlich viel gegen das Selbstbestimmungsrecht der Völker verstoßen worden sei; sie würde aber meinen, daß gerade die große Erschütterung, die wir jetzt durchleben, einen Punkt bezeichne, der sehr geeignet sei, nun einmal mit dem besseren Verfahren auch tatsächlich zu beginnen. — Worauf man dann etwa erwidern könnte: Daß das Rußland des Zaren und der Großfürsten, mit dem doch vorläufig noch zu rechnen ist, unter allen Umständen eine Kriegsgefahr bleibe, gleichgültig, ob es durch die deutsche Annexion Kurlands gereizt sei oder nicht. Daß Kurland zwar nicht als eigentlich „deutsches" Land anzusprechen sei, aber doch als ein „deutschbestimmtes" Land, insofern es sein geistiges Wesen seiner deutschen Oberschicht verdanke. Daß diese deutsche Oberschicht ihr Selbstbestimmungsrecht ganz sicherlich dahin anwenden wolle, nicht an den Zarismus und das Großfürstentum

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wieder ausgeliefert und dann von denen zertreten zu werden. Daß auch die — nichtdeutsche aber auch nichtrussische — Mittelschicht und Unterschicht des Landes, wenn man sie richtig aufklärte, die deutsche Ordnung, die ihr das Gedeihen verbürgt, dem zerrütteten und zerrüttenden zaristischen Wesen vorziehen würde. Daß es gerade für die äußerste Linke selbst eigentlich überhaupt keinen Gesichtspunkt geben könne, der nicht überwogen würde durch das Interesse daran, das zaristische System zu schwächen. Daß endlich als ein Beweisgrund, der alle andern schlägt, die Notwendigkeit anerkannt werden möchte, uns gegen das Reich des Zaren und der Großfürsten eine militärisch bessere Grenze zu schaffen — nachdem uns die Kriegsmethoden dieses Reiches, im Schicksal Ostpreußens und in der Behandlung des eigenen Landes des Zaren durch seine rückwärtsflutenden Truppen, offenbart worden sind.

Doch, wie gesagt, ich habe aus diesem Für und Wider im Rahmen meiner heutigen Aufgabe die Entscheidung nicht zu ziehen: im Rahmen dieser Aufgabe ist nur zu fragen, ob die äußerste Linke, von ihrem eigenen Standpunkte aus, richtig handelt, wenn sie, wegen dieses Gegensatzes zu den Friedenszielen des Kanzlers, ihn bekämpft. Für diese Prüfung gibt es meines Erachtens nur einen Maßstab, und dieser Maßstab ist gegeben in dem zweifellos nicht neuen Satze „Die Politik ist die Kunst des Möglichen". — Ganz gewiß, dieser Satz sagt so, wie er vielfach angewendet wird, etwas sehr Falsches: es gibt nämlich eine häufige Anwendung dieses Satzes, die ihn zur Waffe alles kläglichen, furchtsamen Philistertums in der Politik macht. So wenden ihn die Leute an, die sich mit Vorliebe „Realpolitiker" nennen, die in Wirklichkeit aber eben nichts als Philister sind, um mit jenem Satze die zu erschlagen, die für eine bessere Zukunftsentwicklung der Menschheit arbeiten. Wobei die Philister immer unrecht haben, weil die Entwicklung der Zukunft ein für allemal Kräfte des Fortschritts in sich birgt, die niemand im voraus berechnen kann, und weil daher, was diese Entwicklung angeht, die Erfahrung erfreulicherweise viel mehr dem andern Worte recht gibt: „Die Utopien von heute sind die Wirklichkeiten von morgen". Von Philistern dieser Art ist mit dem Satze „Die Politik ist die Kunst des Möglichen" (oder wie der Satz in ihrer Sprache gelautet haben mag) sicherlich nicht nur prophezeit worden, daß die Einigung Deutschlands unmöglich sei — sondern in früherer Zeit auch, daß man die Hexenprozesse nicht werde abschaffen können, und in ganz alten Tagen, daß der Kannibalismus eine unausrottbare Eigentümlichkeit jeder menschlichen Familie sei. Dieser Mißbrauch durch Philister, mit denen ich jede Gemeinschaft ablehnen darf, ändert aber nichts daran, daß der Satz „Die Politik ist die Kunst des Möglichen" auch noch einen andern Sinn hat, und daß der Satz in diesem Sinne sehr wahr ist. Wahr ist er dann, wenn es sich nicht darum handelt, Möglichkeiten der Zukunft zu errechnen, sondern darum, aus

einer gegebenen Sachlage die Gegenwart zu bestimmen. Aus einer gegebenen Sachlage, nämlich aus einer Sachlage, wo Kräfte und Gegenkräfte so bekannt sind, daß sich ihr Verhältnis zueinander nach Menschenermessen nicht mehr ändern kann. In diesem, richtigen, Sinne greift jener Satz hier Platz: wenn die äußerste Linke den Kanzler bekämpft, der Friedensforderungen wegen, die er aufgestellt hat, so muß sie, da sie aus Politikern besteht, auf Grund der gegebenen Sachlage einen Kanzler für möglich halten, der ihr selbst in den Friedensforderungen näher stünde.

Wenn sie das aber tut, so irrt sie erweislich: Die Kräfte, die bestimmen, ob ein solcher Kanzler möglich sei oder nicht, sind diese: auf der einen Seite gibt es zwar in Deutschland unzweifelhaft eine erhebliche Menge Menschen, die durchaus zufrieden wären, wenn wir beim Friedensschluß unsre alten Grenzen (also den „status quo ante") unversehrt behielten. Zu diesen gehören auch diejenigen Sozialdemokraten, die die Mehrheit der Reichstagsfraktion bilden, sowie eine ganze Reihe Leute, die weiter rechts stehen. Den Gegenpol zu denen, die so denken, bildet eine Gruppe von Personen, die zwar nicht sehr zahlreich sind, aber persönlich nicht wenig Einfluß haben. Diese wollen auch heute noch Annexionen im Stile derer, die die „bekannten sechs Wirtschaftsverbände" (unter denen übrigens, entgegen einem vielfach verbreiteten Irrtum, der Hansabund nicht gewesen ist) seinerzeit gefordert haben. Zu diesen Forderern „uferloser" Annexionen gehört zwar nicht die „geordnete Parteileitung der konservativen Partei", wie die „Kreuzzeitung" Herrn von Heydebrand nach seiner vornehmen Rede in Frankfurt am Main sehr zutreffend genannt hat; auch das Zentrum gehört nicht hierher, und selbstverständlich nicht der Teil der Nationalliberalen, der sich um die Abgeordneten Dr. Junck und Schiffer schart. — Wohl aber zählt, was seine sachlichen Forderungen angeht, meiner Meinung nach der Schaefersche Ausschuß hierher, so sehr dieser Ausschuß es auch, wie ich bereits hervorgehoben habe, bei der Veröffentlichung seiner Kriegsziele für richtig gehalten hat, sehr höfliche Töne gegenüber dem Reichskanzler zu finden. Denn, was dieser Ausschuß als sein Kriegsziel proklamiert, kommt doch in der Sache auf eine völlige Annexion Belgiens hinaus; ich wenigstens kann mir unter der Forderung des Schaeferschen Ausschusses, daß Belgien „militärisch, wirtschaftlich und politisch in deutsche Hand zu liegen kommen" müsse, nichts andres vorstellen. Und da in dem gleichen Aufrufe, der Sache nach, auch Annexionen in Frankreich gepredigt werden, so wüßte ich nicht, wie die Schaeferschen Ziele erreicht werden könnten, ohne daß der Krieg noch ein halbes Jahrzehnt fortdauerte. — Auch der nationalliberale Abgeordnete Bassermann und seine Anhänger dürften hierher zu rechnen sein. — In der Mitte zwischen diesen beiden äußersten Polen steht die große Masse derer, die sich einfach

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu dem Programm bekennen, daß „die Opfer nicht umsonst gebracht sein dürfen", wobei sie sich hergebrachtermaßen die Entschädigung für die Opfer sehr wesentlich auch als neuen Landerwerb vorstellen. Es soll hier nicht untersucht werden, inwieweit diese, nach der Anzahl der einzelnen Anhänger wohl größte Masse, vielleicht manchmal vergißt, daß bei andauerndem Fortopfern unter Umständen die Opfer so groß werden könnten, daß sie gegenüber jedem in der Wirklichkeit möglichen Preis d o c h als umsonst gebracht erscheinen würden. Hier kommt es nur darauf an, daß diese Gesinnung in der wohl größten Zahl der heute lebenden Deutschen vorhanden ist, und daß sie daher eine Kraft ist, die man nicht aus der Rechnung ausschalten kann, wenn man berechnen will, was für die Gegenwart möglich ist. Angesichts dieses Kräfteverhältnisses muß der ruhige Beobachter meines Erachtens aussprechen: im Deutschen Reiche wäre heute kein Kanzler möglich, der bei der Aufstellung seiner Friedensziele erklären würde, daß er gar keinen Landerwerb wolle. Denn gegen einen solchen Reichskanzler würden die Forderer uferloser Annexionen sofort die ganze Masse derer aufreizen können, die zwar keine uferlosen Annexionen wollen, für die es aber doch feststeht, daß eben die Opfer nicht umsonst gebracht sein dürfen. — Während bei der sehr geschickten Art, in der Bethmann Hollweg seine Kriegsziele aufgestellt hat, dies letztere Gefühl durchaus auf seine Rechnung kommt. Daher kann man gegen ihn jene große Mittelmasse nicht mit Erfolg aufreizen. Und in dieser Erkenntnis — so scheint mir — glauben jetzt auch Professor Dietrich Schaefer und seine Anhänger betonen zu müssen, daß sie in dem und dem Punkte „mit dem Reichskanzler" gehen. — Ich will übrigens betonen, daß es mir bei der ganzen Persönlichkeit des Kanzlers durchaus sicher scheint, daß die von ihm aufgestellten Friedensziele auch für seine persönliche Überzeugung die richtigen sind: dieser Mann würde zweifellos n i c h t s bloß um deswillen tun, weil er es für geschickt hält. Aber das ändert nichts daran, daß seine Haltung eben doch tatsächlich geschickt ist.

Hiernach ist es heute unvermeidlich, daß ein Kanzler, der der Welt der Wirklichkeit, ja auch nur der Welt der Möglichkeit, angehören soll, an Annexionen das fordert, was Bethmann Hollweg in seinen ausgesprochenen Friedenszielen tut — und sicher, daß jeder Kanzler, der es anders machte, nur denen den Weg bereiten würde, die uferlose Annexionen (und damit, bewußt oder unbewußt, endlosen Krieg) wollen. Darum ergibt es sich für jeden, der es (mit der „Dortmunder Arbeiterzeitung" vom 30. Juni 1916) für seine Aufgabe hält,

> „die Reichsleitung vor dem Anheimfallen an die Kriegsschürer und Annexionsschwärmer zu bewahren"

— und das muß ja doch auch die äußerste Linke wollen — als natürliche Aufgabe, alles zu tun, um im deutschen Volke das Vertrauen zu dem

gegenwärtigen Kanzler zu stärken. Man versteht es kaum, daß es heute in Deutschland überhaupt noch einen Sozialdemokraten geben kann, der sich nicht zu dem bekennt, was der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Landsberg kürzlich in Breslau gesagt hat:

> „.... mich gelüstet nicht nach dem Namen eines Regierungssozialisten .... ich bin aber meines Zieles sicher genug, um auch ein Stück Weg mit einem leibhaftigen preußischen Minister gemeinsam zu gehen. Zwar letzten Endes trennt uns eine Weltanschauung. Der Reichskanzler ist Anhänger einer scharf ausgesprochenen aristokratischen Weltanschauung, ich einer demokratischen Weltanschauung, *aber es würde ein Unglück für Deutschland sein, wenn dieser Mann einem anderen Platz machen müßte, der ein Annexionist wäre.*"

Es bleibt ein Rätsel, warum, im Gegensatz zu klarblickenden Sozialdemokraten dieser Art, die äußerste Linke nicht einzusehen vermag, daß, wie ich es ausdrücken möchte, heute in Deutschland *die Linie der praktischen Vernunft durch den Reichskanzler Bethmann Hollweg geht*. Ich sehe ja ohne weiteres ein, daß die äußerste Linke sich nicht auf meinen Standpunkt stellen und also nicht *Anhängerin* des Reichskanzlers sein kann (schon weil ihr programmatische Forderungen das Entscheidende sind, mir aber die Person, zu der ich Vertrauen habe). Aber ich kann schlechterdings *nicht* einsehen, warum unsre äußerste Linke die erste Forderung jeder praktischen Politik — und wie mir scheint, jedes Wirkens in der Welt der Wirklichkeit überhaupt — in diesem Falle geradezu grundsätzlich außer Augen läßt: nämlich die höchst einfache Lehre, daß man von zwei Übeln das kleinere wählen soll. Bernstein erklärt ja allerdings in seinem bereits angeführten Aufsatz, der bisherige Standpunkt der äußersten Linken könne eingehalten werden,

> „ohne daß man den ultraimperialistischen Gegnern des Kanzlers in die Hände spiele",

ja, Bernstein behauptet dort sogar, es

> „brauche nicht erst des breiteren dargelegt zu werden",

daß dies möglich sei. Aber ich muß bekennen, daß ich mir dabei nichts Klares denken kann: tatsächlich spielt heute in Deutschland jeder dem „Ultraimperialismus" (und damit endlosem Kriege) in die Hände, der nicht sein Bestes tut, um das Vertrauen in Bethmann Hollweg zu stärken.

Ich habe versucht zu begründen, warum, auch vom subjektiven Standpunkte der äußersten Linken aus gesehen, die Grundlage nicht haltbar scheint, von der aus die äußerste Linke die Politik des Kanzlers ablehnt. Aber dieser negative Gedankengang fordert meiner Über-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zeugung nach noch einen ergänzenden Abschluß, der positiv ist. Mir scheint nämlich, es gibt über jenes negative „Prinzip des kleineren Übels" hinaus auch noch etwas sehr Positives, was es — und zwar auch für die äußerste Linke — durchaus wünschenswert machen muß, gerade diesen Kanzler zu erhalten.

Wer diesen Aufsatz liest, der wird schwerlich annehmen, daß mich mit den Gedankengängen der äußersten Linken viel verbände — aber ein Gedanke, so glaube ich wenigstens, wird dort vorhanden sein, zu dem auch ich mich allerdings sehr klar und sehr energisch bekennen möchte. Denn ich vermute diesen Gedanken überall dort, wo Menschen oder Parteien — sei es in dieser Form, sei es in jener, mag mir die sympathisch sein oder nicht — an den Fortschritt der Menschheit glauben. Der Gedanke, den ich bei solchen Menschen und Parteien vermute, ist dieser, daß nicht für alle Zeiten in dem, was man Politik nennt, die Ethik die nichtige oder doch unendlich geringe Rolle spielen dürfe, die sie bis heute dort spielt.

Es ist auffällig, wie unrecht, trotz aller äußeren Geschehnisse des Weltkrieges, gerade die heutige Zeit den Verneinern dieses Gedankens (das sind auch wieder die, die sich mit Vorliebe „Realpolitiker" nennen) gibt: Man lese einmal die Briefe aus dem Felde, die neuerdings bekannt geworden sind, und von denen so ungemein viele auf den Sinn gestimmt sind, den einer davon wörtlich so faßt:

> „daß auch im öffentlichen und politischen Leben Recht und Moral als oberste Richtschnur und Grundlage angesehen werden müssen".

Nun will es mir scheinen, daß es jedem, der überhaupt diesen Fortschritt der Menschheit will, aufs Höchste willkommen sein muß, wenn jemand an der Spitze der Reichsgeschäfte steht, der von jeher sein bestes getan hat, um schon jetzt das politische Geschäft so stark mit Ethik zu durchdringen, wie es eben heute möglich ist.

Das aber hat, darüber ist gar kein Zweifel, der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg stets getan, und zwar stärker und bewußter als irgendeiner seiner Vorgänger. Ich will dabei nur von der Zeit des Weltkrieges sprechen: da hat er es vor allem verschmäht, jemals die Phrase und die billige Begeisterung, die von ihr erzeugt wird, in seinen Dienst zu stellen. Und das ist das erste, was der verschmähen muß, der die Politik ethischer machen will: Sachlichkeit ist die ursprünglichste Forderung für eine Politik dieser Art. Und es ist wahrlich innerlich nicht leicht, in Zeiten wie diesen, sachlich zu bleiben und auf die Macht der Phrase zu verzichten, wenn man sehen muß, wie die Phrase (und nicht nur im Munde d'Annunzios, und nicht nur in Ländern romanischer, slavischer oder britischer Zunge) tatsächlich eine Macht ist, mit der man gewaltige Massen führen kann. Solchen Verzichtes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist nur jemand fähig, der, wie Bethmann Hollweg, persönliche Ethik genug besitzt, um den Mut zu haben, unpopulär zu sein, wo die Sache es fordert: Ich brauche ja nicht zu wiederholen, was ich in meinem letzten Aufsatze über sein Verhalten in der amerikanischen Frage gesagt habe: da stand er eben — wie damals die politischen Dinge lagen — vor der Wahl, ob er als populärster Mann Deutschlands ausgerufen werden wollte, auf die Gefahr hin, das Reich zu ruinieren, oder ob er das Reich retten und sich dafür von solchen, die nicht wußten, wie die Dinge wirklich standen, einen Schwächling schelten lassen wollte. Wer in solcher Lage so wählt, wie Bethmann gewählt hat, der ist ein ethischer Mensch. — Und noch eins: die mögen ja wohl recht haben, die da behaupten, es sei ein politischer Fehler gewesen, als Bethmann Hollweg in den ersten Tagen des Krieges im offenen Reichstage jene Erklärung in der belgischen Sache abgab: nämlich, unser Durchmarsch durch Belgien sei zwar eine Handlung des Notstands und darum, wie jede Notstandshandlung, entschuldigt; aber an sich sei sie selbstverständlich ein Unrecht, für das wir seinerzeit Schadenersatz leisten würden. Wie gesagt, ein diplomatischer Fehler mag es gewesen sein, das zu sagen, zumal sich ja nachträglich Umstände ergeben haben, angesichts derer man selbst d a s kaum mehr sagen kann, daß jener Durchmarsch auch nur an sich ein Unrecht gewesen wäre. Aber dennoch, ich habe die stolze Freude, mit der ich — offen gesagt — damals jenen Ausspruch in den Zeitungen gelesen habe, auch heute noch nicht verloren. Daß doch überhaupt einmal in politischen Dingen, und auch in schwerster Stunde, jemand es wagte, schlicht und einfach die Wahrheit zu sagen, so wie er sie im Herzen fühlte. Und daß der, der das wagte, ein Deutscher, und daß es der deutsche Reichskanzler war. Trotzdem und Alledem: an jenem Tage hat im Betriebe der Politik eine bessere Zeit angefangen.

Und ich beneide die nicht, die, wie unsre äußerste Linke es heute tut, aus Prinzipienreiterei im Grunde doch die Geschäfte derer besorgen, die den Mann stürzen möchten, der diese bessere Zeit begründet hat. Die ihn stürzen möchten: mit den Unwahrheiten, von denen ich in meinem letzten Aufsatze sprach, mit dem Appell an den Partikularismus, mit geheimen Schmähschriften, und letzten Endes (dieser Fall wird geradezu zum Symbol) mit der — Duelldrohung des Herrn Kapp.

Fidelis.

Von den baltischen Deutschen.

Unter den Ländergebieten, die durch den jetzigen Weltkrieg in Mitleidenschaft gezogen sind, spielen Rußlands Ostseeprovinzen, Kurland, Livland und Estland, eine weit wichtigere Rolle, als man aus der landläufigen Geschichtsdarstellung zu erfahren pflegt. Denn um dieses Land und die Vorherrschaft an der Ostsee, dem „Mittelmeer des Nordens",

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haben früher schon die größten Völker Nordeuropas Jahrhunderte hindurch in furchtbaren blutigen Kämpfen gerungen, bis Peter der Große, der geniale Barbar, seine Eisenfaust auf das durch unzählige Kriege erschöpfte und entvölkerte Gebiet legte und vorläufig Ruhe eintrat.

Die Vorgeschichte des von halbwilden und kriegerischen Volksstämmen finnischer und letto-litauischer Rasse bewohnten Landes ist in Dunkel gehüllt. Zwar wissen wir, daß die Normannen schon zu jener Zeit, als sie sich in Grönland und Amerika niederließen, auch die baltischen Küsten oft besuchten, aber in den Gesichtskreis der Geschichte tritt das Land doch erst um die Wende des 12. Jahrhunderts, als deutsche Kaufleute und Seefahrer in die Düna segelten und bald nachher die Dänen Estland besetzten. Den unternehmenden Kaufleuten folgten Ritter und Mönche, die das heidnische Land unterwarfen, zum Christentum bekehrten und mit Burgen, Kirchen, Klöstern und Städten die hohe deutsche Kultur im Gebiete verbreiteten. Der so entstehende Ordensstaat, der 1346 seine Herrschaft auch auf das dänische Estland ausdehnte, hat fast vier Jahrhunderte zum Deutschen Reiche gehört. Was während dieser Zeit die deutschen Ritter in ihren unaufhörlichen Kämpfen gegen die Eingeborenen, gegen Litauer, Dänen, Schweden, Polen und Russen an Heldentum geleistet haben, steht in der Weltgeschichte wohl beispiellos da. Noch gegen Ende dieser heroischen Epoche, im Jahre 1502, wurde ein Heer von 20 000 Russen von kaum 2000 livländischen Rittern vollständig zusammengehauen! Es war das überhaupt die letzte Schlacht, die in Europa von einem Ritterheer geschlagen worden ist. Aber diese Kraftmenschen und im Handgemenge furchtbaren Gegner haben gleichzeitig eine organisatorische und schöpferische Tätigkeit entfalten können, die mit ihren bis in die Neuzeit unvergänglichen Spuren nicht minder bewundernswert erscheint.

Den verschlungenen Pfaden der baltischen, oft recht verwickelten Geschichte können wir hier nicht folgen. Wie verschiedenartig sich die politischen Schicksale in den einzelnen Landesteilen mitunter gestalteten, dafür sei hier nur ein Beispiel angeführt. Als der livländische Ordensstaat 1561 zusammenbrach, wurde Kurland ein autonomes Herzogtum, Livland polnische Provinz, während das dazwischen liegende Riga sich noch 20 Jahre zum Deutschen Reiche hielt, Estland dagegen zum Teil schwedisch, zum Teil dänisch wurde. Die schwedische Herrschaft, die sich 1629 auch auf Livland ausdehnte, hat mit ihrer hohen Kultur das Wohl der beiden Provinzen nach Kräften gefördert, das Volksschulwesen entwickelt und durch den hochsinnigen König Gustav Adolf das Land 1632 auch mit einer Universität bedacht. Auch im Herzogtum Kurland stand zu jener Zeit die Volksschule auf einer höheren Stufe als in Deutschland. — Fast alle diese Errungenschaften gingen in dem langwierigen Kriege zugrunde, in dem Karl XII. und Peter der Große um die Herrschaft an der Ostseeküste rangen. In grauenhafter Weise wurde das ganze Land von den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

moskowitischen Horden verheert, bis der Feldmarschall Scheremetjeff seinem Zaren melden konnte: „Daß es nichts mehr zu verwüsten gäbe", und die Städte Riga und Reval 1710 kapitulierten.

Peter dem Großen wäre jetzt kein Gedanke törichter erschienen, als der, seine neuen Untertanen mit Gewalt zu Russen machen zu wollen. Das Gegenteil war der Fall. Dieser Zar, der seine Russen mit der Knute züchtigen ließ, wenn sie keine deutsche Kleidung anlegen und sich nicht rasieren wollten, tat alles, um den deutschen Charakter seiner neuen Provinzen zu wahren; er verlieh ihnen recht weitgehende Privilegien und eine selbständige Verfassung, von der die Nationalrussen selbst 100 Jahre später noch nicht zu träumen wagten! Der geniale russische Despot begriff es besser als alle anderen Zaren, daß nur durch die hohe Kultur dieses Gebiets, die er zu erhalten, seine minderwertigen Epigonen aber zu zerstören suchten, Rußland wirklich eine europäische Großmacht werden und es auch bleiben konnte. Da seine Nachfolger zunächst an diesen Grundsätzen festhielten, so war das 18. Jahrhundert für das Land eine Epoche des Friedens, des wirtschaftlichen und geistigen Aufschwungs, der mit Westeuropa gleichen Schritt zu halten wußte.

Auch unter der Regierung Alexanders I., der 1802 die Landesuniversität in Dorpat als deutschprotestantische Hochschule wiederherstellte, lagen die Verhältnisse noch recht günstig. Die aus Frankreich eingedrungenen Ideen von den Menschenrechten fanden bei dem Adel lebhaften Widerhall und führten bald zur Aufhebung der Leibeigenschaft, die von 1817—1819 in allen drei Provinzen durchgeführt wurde, das heißt: etwa zu derselben Zeit wie in Preußen und fast ein halbes Jahrhundert früher als im übrigen Rußland. Es folgten in den nächsten Jahrzehnten eine Reihe von einschneidenden agraren Reformen, die ohne jedes Zutun der Regierung einzig und allein dem Adel zu verdanken waren. Diese von liberalsten Tendenzen getragenen Reformen bezweckten, neben einer gesetzlichen Regelung des Verhältnisses zwischen Großgrundbesitzern und Bauern, vor allem eine soziale und ökonomische Stärkung des Bauernstandes. So wurde hier schon 1849 eine solide Grundlage für eine überaus gesunde agrare Entwicklung geschaffen, wie sie z. B. im heutigen England auch nach der Annahme der Expropriations Bill von 1907 noch lange nicht erreicht ist.

Zu dieser Zeit kam es zu den ersten Vergewaltigungen der baltischen Verfassung: zu unsäglich rohen und brutalen Verfolgungen der baltischen protestantischen Landeskirche, denen der regierende Zar Nikolaus I. persönlich allerdings ziemlich fern stand. Dieser Autokrat hatte keine nationalistischen Tendenzen — gerade weil er ein Despot war, kannte er keine Russen, Polen, Deutsche usw., sondern nur „Untertanen", die blind zu gehorchen hatten. Man muß sich hier jedoch vor Augen halten, daß bei der engen Verschmelzung von Staat und Kirche in Rußland die dortigen geistlichen Würdenträger, von denen die schamlose Hetze gegen den Pro-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

testantismus ausging, vor allem Staatsbeamte mit politischen Tendenzen und Aufgaben waren. Auf die Einzelheiten dieser Verfolgungen, die zahllose Leute in die Gefängnisse brachten oder zum Selbstmorde trieben, wollen wir hier nicht näher eingehen, weil sie in späterer Zeit noch weit überboten wurden.

Unter dem humanen und liberalen Zaren Alexander II. trat in mehr als einer Beziehung eine Besserung ein. Unter seiner 26jährigen Regierung vollzog sich in den Ostseeprovinzen in Landwirtschaft, Handel, Verkehr, Industrie und Wissenschaft ein ungeahnter Aufschwung. Namentlich war diese Epoche eine Blütezeit der Wissenschaft: zahlreiche baltische Gelehrte besetzten in jener Zeit nicht allein die Lehrstühle an russischen Universitäten, sondern auch solche in Deutschland, Österreich, der Schweiz und in Holland. Bis zum Tode des Zaren im Jahre 1881 entwickelten sich die drei Provinzen, dank der unermüdlichen sozialen Arbeit des Adels, der Geistlichkeit und der Städte, zu blühenden Gemeinwesen, in denen es, im schroffsten Gegensatz zum eigentlichen Rußland, keine Analphabeten und keine Bettler gab. Da die ökonomischen Verhältnisse der ländlichen Bevölkerung sich immer günstiger gestalteten — es gab dort schon Bauern, deren Vermögen nach Hunderttausenden von Rubeln zählte —, so war auch das Verhältnis zwischen der herrschenden deutschen Klasse und den eingeborenen Letten und Esten durchaus zufriedenstellend, während die schon damals beginnenden hetzerischen Verleumdungen der russischen Presse im Sande verliefen.

Da brach bald nach der schändlichen Ermordung des edlen Zaren und Schützers gegen jede Ungerechtigkeit das Unheil über die schon in früheren Jahrhunderten so oft und so schwer geprüften Provinzen herein. Wie ein wütender Stier in einen wohlgepflegten Blumengarten, so stürzte sich die Regierung mit einer wüsten Horde von unwissenden, korrumpierten und brutalen Beamten über das unglückliche Land, um alles, was nur an deutsches Wesen und deutsche Kultur erinnerte, rücksichtslos zu zerstampfen und mit Stumpf und Stiel auszurotten. Alexander III., der als erster Zar seit Peter dem Großen die baltische Verfassung nicht mehr bei seinem Regierungsantritt garantiert hat, war über die ungeheuerlichen Vorgänge, die sich in der Folgezeit nun abspielten, allerdings meist nur recht schlecht unterrichtet, hat aber nie etwas getan, um Abhilfe zu schaffen.

Zunächst richtete sich die russische Vernichtungswut gegen das baltische Unterrichtswesen, in dem die Halbasiaten an der Newa mit Recht die Wurzel der hohen Kultur des Landes erblickten, vor allem gegen das Volksschulwesen, von dem selbst der russische Chauvinist Katkoff noch 20 Jahre vorher gesagt hatte, es stehe so hoch, daß die Regierung sich hüten müsse, daran zu rühren. Seit 1887 wurden alle Schulen im Lande russifiziert, die alten bewährten Lehrkräfte entfernt und namentlich in den Volksschulen durch höchst zweifelhafte und anrüchige Elemente ersetzt, die manchmal

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schon gegen eine Zahlung von 25 Rubeln den Befähigungsnachweis für ihr neues Amt erhielten. Die traurigen Ergebnisse dieser negativen und zerstörenden Tätigkeit der Regierung zeigten sich gar bald in einer zunehmenden sittlichen Verwilderung der Jugend und einer reißenden Abnahme der elementaren Volksbildung, so daß es bereits 1899 nicht weniger als 20% Analphabeten gab. Vom russischen Standpunkt war das freilich noch kein glänzender Erfolg, da im Gebiet der herrschenden Rasse das „Ministerium der Volksverdummung", wie das Unterrichtsministerium in Rußland ironisch genannt wird, längst 70 bis 80% Analphabeten erreicht hat! Seit 1890 wurde dann auch die Axt an die glänzende und berühmte Universität Dorpat gelegt, die bis dahin nicht allein Rußland, sondern ganz Europa zur Zierde gereicht hatte. Diese Hochschule wurde durch die Russifizierung zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgedrückt, so daß die baltischen Studenten, deren Zahl 1890 noch 1054 betrug, bis 1900 auf 268 zusammengeschmolzen waren!

Gleichzeitig wurden auch die Justiz, die Polizei und fast die ganze Verwaltung des Landes im russischen Sinne reformiert. Besonders auf dem Gebiet der Rechtspflege traten dadurch große Übelstände ein. Sämtliche dem Lande entstammenden Richter wurden entfernt und durch landfremde Russen ersetzt, die nur durch Dolmetscher verhandeln konnten und von dem baltischen Provinzialrecht ebensowenig Ahnung hatten, wie von den örtlichen Verhältnissen überhaupt. Auch die freie Selbstverwaltung der Städte, die sechs Jahrhunderte bestanden hatte, wurde 1892 aufgehoben und durch eine reaktionäre Städteordnung ersetzt, die der rohesten Willkür der Gouverneure freien Spielraum ließ. Besonders empörend waren aber die gleichzeitig beginnenden Vergewaltigungen der protestantischen Kirche des Landes, die wohl beispiellos in unserer Zeit dastehen. Mehr als 200 evangelische Geistliche haben in dieser Zeit vor Gericht gestanden und sind zum Teil in entfernte Gegenden verbannt worden, nur weil sie die Vorschriften ihrer Kirche befolgt hatten! Den Eltern, die in früherer Zeit durch Betrug oder Gewalt zur Staatskirche „bekehrt" worden waren, wurden jetzt ihre Kinder, die sie im evangelischen Glauben erziehen wollten, mit polizeilicher Gewalt entrissen, die Eltern selbst aber ins Gefängnis geworfen! Selbst dem brutalen Alexander III. wurden diese jahrelang betriebenen Scheußlichkeiten schließlich zu viel, so daß er in einzelnen Fällen einschritt.

Unter der Regierung seines Nachfolgers, des Zaren Nikolaus II., trat zunächst nicht nur keine Besserung, sondern in vielfacher Beziehung noch eine Verschlimmerung ein, so namentlich auf dem Gebiete des Volksschulwesens. Die Schurken, die man zu Erziehern der Jugend gemacht hatte, bemühten sich als überzeugte Anarchisten bei den Schulkindern jede Autorität zu untergraben, indem sie sie zum Singen revolutionärer Lieder anhielten, über die freie Liebe (!) aufklärten und zur Verachtung des Christentums erzogen! Die Früchte dieser „Erziehung" zeigten sich später, als in Riga

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lettische Schulkinder mit roten Fahnen durch die Straßen zogen, auf denen die Aufschrift prangte: „Nieder mit den Eltern!" Als die Unbildung, Verrohung und sittliche Verwilderung immer mehr zunahmen, als im Beginn des Jahres 1905 bereits das Wetterleuchten der heraufziehenden Revolution zu spüren war, erkannte man in Petersburg endlich, daß man in den Ostseeprovinzen in bezug auf alle staatserhaltenden Elemente gewirtschaftet hatte wie ein Elefant im Porzellanladen, und suchte einzulenken.

Aber es war schon zu spät — im November 1905 brach auch in den Ostseeprovinzen die Revolution aus, deren Ursachen außerhalb der baltischen Landesgrenzen zu suchen sind. Noch kurz vorher hatte der baltische Adel bei der Regierung ein liberales Reformprojekt eingereicht, das jedoch in Petersburg als „allzu demokratisch" verworfen wurde. Die Furcht veranlaßte in diesem Jahre der Anarchie den Zaren zum Erlaß des Toleranzedikts vom 17. April und dem bekannten Manifest vom 17. Oktober. Beide Erlasse wurden durch die eifrigen Bemühungen der russischen Geistlichkeit und Beamtenschaft in der Folgezeit wieder ganz illusorisch gemacht, denn in Rußland regiert in Wirklichkeit nicht der Zar, sondern eine förmliche Hydra von gewissenlosen kleinen Despoten. In der 1906 geschaffenen „Duma", diesem unglücklichen politischen Wechselbalg, der aus der Verbindung demokratischer Ideale mit dem brutalsten Absolutismus gezeugt war, konnten die wenigen dort vertretenen Balten zwar ihre Klagen vorbringen, aber natürlich nichts damit erreichen. Nichtsdestoweniger suchten die Balten in den neun Jahren bis zum Kriege mit bewunderungswürdiger Energie und großem Erfolge alles wieder aufzubauen, was die Revolution zerstört hatte. Sie bildeten kulturelle Vereine, die alle sozialen Kräfte des Landes sammelten, sie gründeten Schulen aller Art, Kinderhorte, Arbeiterheime, Sparkassen, Volkslesehallen usw.

In dem ungemein widerstandsfähigen Lande begann neues Leben zu blühen, als 1914 der Krieg ausbrach und die russische Regierung wieder alle Früchte vernichtete und zerstampfte. Daß fast überall während des Krieges russische Staatsbürger durch die barbarische russische Soldateska ausgeplündert und ihr Eigentum mutwillig zerstört wurde, ist eine so gewöhnliche Erscheinung, daß wir sie hier übergehen können. Weit schlimmer war es, daß die Regierung jetzt Hunderte von Geistlichen, Edelleuten und angesehenen städtischen Bürgern einkerkerte oder nach Sibirien verbannte, nur weil sie zufällig Verwandte in der deutschen Armee hatten oder unglücklichen verwundeten Kriegsgefangenen ihre menschenfreundliche Hilfe hatten angedeihen lassen! Selbst hochbetagte, kränkliche Damen wurden nicht verschont und in die entferntesten Gegenden Sibiriens verschleppt! Natürlich hatten alle diese Personen überhaupt nicht vor Gericht gestanden! Es ist ja längst aus dem Buche J. Kennans über Sibirien bekannt, daß die weitaus größte Zahl der nach Sibirien Verbannten nicht durch gerichtliches Urteil, sondern durch polizeiliche Willkür dorthin gerät.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was hier berichtet wurde, ist nur ein Glied in einer langen Kette schwerer Verbrechen, die die russische Regierung im Laufe von Jahrzehnten an ihren eigenen Staatsbürgern begangen hat. Finnländer, Polen und Litauer, Juden und Armenier, Georgier und Tataren wissen ein Lied von diesem Schreckensregiment zu singen! Was aber die Ostseeprovinzen betrifft, so handelt es sich für sie gegenwärtig nicht allein um die Tragik eines vom Kriege schwer heimgesuchten Landes. Nein — mit ihrem Schicksal steht oder fällt ein ganzes Stück westeuropäischer Kultur! ...

H. v. Revelstein.

Über die Vereinigten Staaten von Amerika.*)

V. Amerikanische Frauenwelt.

Die Frauenwelt ist die Lichtseite des amerikanischen Lebens. Das soll nicht eine Schmeichelei für die lässige Anmut schlanker Amerikanerinnen sein, sondern ein Bild für die Auffassung der amerikanischen Männerwelt, wie sie sich, unbekümmert um die Erfahrungen einzelner Männer, in zahlreichen Lebensformen ausspricht. Hat doch ein akademisch gebildeter deutscher Beobachter ein ernsthaftes lesenswertes Buch über die amerikanische Frauenverehrung geschrieben. (Vöchting, Der amerikanische Frauenkult, bei Eugen Diederichs, Jena.) So sehr unterscheidet sich das Verhältnis der Geschlechter zueinander in den Vereinigten Staaten von Amerika und in Deutschland.

Ebenso deutlich, wie auf so vielen anderen Gebieten, sind in der Stellung der Frau die englischen Überlieferungen erkennbar, was Vöchting nicht genügend hervorhebt. Die Frage nach den geschichtlichen Ursachen führt zum englischen Puritanertum und vielleicht darüber hinaus zu altgermanischen Vorstellungen zurück, die sich in England zäher als in Deutschland erhalten hatten. Was Vöchting als Ursachen anführt, diente also mehr der Bewahrung und Verstärkung des altenglischen Herkommens und brachte endlich die besondere Gestaltung des amerikanischen Lebens hervor. Am wichtigsten ist dabei die Zeit des Hinterwäldlertums, die jeder Landstrich jahrzehntelang durchgemacht hat. Die wenigen Frauen wurden von allen Seiten umworben und zugleich geschützt vor Gefahren von nah und fern. Wo noch die einfachste Form der Hauswirtschaft die Regel ist, da werden sich die Frauen als unschätzbare Kräfte bei den tausend Tagesbedürfnissen Geltung verschaffen und werden überdies kraft ihrer weiblichen Herzenseigenschaften durch Rat und Tat weithin wohltätigen Einfluß ausüben.

Daher kommt es, daß das amerikanische Recht die Frauen in der Öffentlichkeit, bei der Arbeit, bei der Eheschließung und bei Erbfragen

*) Vgl. Vortrupp Nr. 13, 14, 15 und 16.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

besser schützt als das deutsche und daß alle öffentlichen Gewalten sich des Rechtes der Frau sehr tatkräftig annehmen. Da der Westen ja am spätesten erschlossen und auch heute noch wesentlich dünner besiedelt ist als der Osten, hat sich das Frauenstimm- und -wahlrecht vorwiegend im Westen durchgesetzt. Man hat überall gute Erfahrungen damit gemacht, weil die Frauen dort schon lange an jeder Art öffentlicher Angelegenheiten lebhaft teilnehmen, an der Erörterung sowohl als an der Arbeit selbst, was in Amerika in noch viel stärkerem Maße der Fall ist als in England.

Dies führt einen Schritt weiter in die besonderen amerikanischen Verhältnisse hinein. Als die amerikanische Welt von den großen Wirbeln der wirtschaftlichen Entwicklung ergriffen wurde, da wäre wohl bald alles, was das Leben schmückt, ziert, adelt und erhebt, hoffnungslos verwildert, wenn sich nicht neben einzelnen einsichtigen Männern die Frauen aller Gebiete der Bildung angenommen hätten. Während die Männer sich im allgemeinen mit dem Erwerb der Kenntnisse begnügten, die praktisch verwertbar erschienen, wandten sich die Frauen, ausgestattet mit der gleichen Schulbildung, zu den gleichen Bildungsstätten zugelassen, all den vernachlässigten Gebieten zu, die nun ihrer Pflege anheimgegeben waren. Sie stellen heute die Hälfte aller Collegebesucher. Am deutlichsten zeigt sich die Verschiebung darin, daß an den höheren Schulen ein großer Teil, an den Volksschulen mehr als drei Viertel der Lehrkräfte Frauen sind. Hierbei spielt die verhältnismäßig geringe Besoldung der meisten Stellen eine große Rolle. Die Frauen treten mit ihrer hingebenden Arbeit dort ein, während die Männer sich dem gewinnbringenderen Erwerbsleben zuwenden. Der weibliche Einfluß auf das Schulleben ist groß. Ihm ist gewiß die weite Verbreitung des deutschen Kindergartens zu danken. Es ist ihm aber auch zuzuschreiben, wenn die halbspielerischen Mittel und Wege der Kleinkinderpflege nun auch bis in eine Zeit beibehalten werden, wo sie bei uns längst durch ernste Schulung und Erziehung ersetzt sind. Aber solche kleine Randbemerkungen vom deutschen Standpunkt aus können natürlich nicht den gewaltigen Dienst verkleinern, den die Frauen durch ihre Lehrtätigkeit dem amerikanischen Volke bieten.

Man kann wohl allgemein sagen, daß die amerikanischen Frauen der wohlhabenden Schichten durchschnittlich gebildeter sind als die Männer, weil sie auch nach dem Verlassen der Bildungsstätten viel Zeit für den Genuß solch schöner, nutzloser Dinge haben, als da sind Musik, schöne Literatur, Malerei, Theaterbesuch, Vorträge angenehm belehrender Art usw. Der weibliche Geschmack ist auf all diesen Gebieten ausschlaggebend. Das macht das amerikanische Kunstleben für den deutschen Beobachter, der an eine Kunst unter männlicher Vorherrschaft gewöhnt ist, recht unbefriedigend. Aber den Amerikanern werden die Frauen als die Hüte-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rinnen der adeligen Dinge des Lebens nur um so verehrungswürdiger. Gar oft gestaltet sich das Verhältnis so, daß dem Manne geradezu das Leben seiner Frau in diesem idealen Reich als der Zweck all seines rastlosen Strebens nach Gewinn erscheint, so daß er auch daheim nach anstrengendem Tagewerk sich ihrem Vergnügen unterordnet und ihren Wünschen gehorsam dient, oder gar sie und die Tochter nach Europa auf Reisen schickt, während er selbst „Geld verdient". Es ist ganz englisch, daß zu einer Gesellschaft die Frau des Hauses einladet, nicht Mann und Frau gemeinsam. Dieselbe Sitte ist in Amerika geläufig. Nur ein ganz bedeutender angesehener Mann kann sich erlauben, die gesellschaftliche Unterhaltung auf ein Gebiet zu führen, wo er den anwesenden Frauen überlegen erscheinen muß; im allgemeinen ist der Frau die Führung im Gespräche zugefallen.

Im Kern dieser zahlreichen Erscheinungen steht die merkwürdige Tatsache, daß das Verhältnis der Geschlechter zueinander ganz andersartig gestaltet, daß es zugunsten der Frau verschoben ist. Man wird einwenden, daß die Natur sich nicht zwingen lasse und daß Liebe Liebe bleibe. Aber in Wahrheit hat die Kultur im Laufe der Jahrtausende mannigfaltige Formen über dem Geschlechtstrieb aufgebaut, deren Verschiedenartigkeit nur durch das eine Wort verdeckt wird. Man faßt die fremde Auffassung ganz äußerlich darin, daß (wie in England) die Frau auf der Straße dem Manne erst ihr Einverständnis durch ein leichtes Neigen des Kopfes zu erkennen gibt, ehe er sie grüßt. Man dringt schon etwas tiefer ein, wenn man die außerordentlich großen Freiheiten beachtet, die junge Mädchen nach ihrer sehr feierlichen Einführung in die Gesellschaft, also im heiratsfähigen Alter, genießen. Da die Geschlechter in den niederen und höheren Schulen, wenn auch nicht ganz allgemein, so doch meist gemeinsam erzogen werden, und sich in dieser Zeit ein durchaus kameradschaftlicher Geist zwischen ihnen ausbildet und erhält, läßt man sie auch später ganz zwanglos und unbeaufsichtigt miteinander ausgehen, Autofahrten machen, Theater und Restaurants besuchen usw. Nicht daß die jungen Mädchen so im Mittelpunkt der Verehrung des ganzen Hauses stehen, ist, wie Vöchting meint, so ungewöhnlich — das ist bei uns wohl nicht viel weniger der Fall —, sondern die Art ihres Verkehrs mit den jungen Leuten. Auch in diesem persönlichen Verkehr hat nämlich das junge Mädchen durchaus die Führung. Auf Grundlage der gewohnten Kameradschaftlichkeit entspinnt sich das leichte Getändel, in dem vom weiblichen Willen der Grad der Annäherung vollkommen abhängt. Dem Manne ist die Annäherung an die Frauenwelt eine Erholung; es käme ihm töricht vor, wollte er diesem Lebensgebiet eine ebenso große Bedeutung beimessen wie seinem Geschäft und Beruf, dem seine ganze Kraft gehört. Der Sitte und der Gewöhnung folgend, ordnet er sich daher dem Spiel unter, obgleich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

er doch in den meisten Fällen von der Natur mit überlegenen Kräften zur Eroberung ausgestattet ist. Unter diesen Umständen ist eine Aufforderung zur Heirat oder doch der entscheidende Anstoß von weiblicher Seite, so seltsam es für uns klingt, nicht selten. Uns fehlt für dieses kühle Liebesspiel (flirt), das so durch die Wahl des jungen Mädchens unter den Kameraden zum Abschluß gebracht wird, das Wort, weil sich bei uns das Verhältnis zwischen den Geschlechtern in leidenschaftlicher bewegten, heißeren Gefühlsschichten abspielt, weil bei uns der Mann im Liebesspiel alle Kräfte seiner Persönlichkeit einsetzt und entfaltet, um sich die rückhaltlose Bewunderung, Achtung und Hingabe der Verehrten zu erringen. In der deutschen Welt ist das ganz persönliche Verhältnis des jungen Mannes zu der Geliebten ein Erlebnis, das seine Bildung tief beeinflußt und ihn im besten Falle zur männlichen Persönlichkeit formt. Die innere Gemeinsamkeit mit der Frau, diese kleine nur einmal vorhandene Welt, bleibt eine Quelle seiner Leistungen. Es ist gar nicht abzuschätzen, welch ungeheurer Ansporn so von dem natürlichen Verhältnis der Geschlechter zueinander auf die gesamte deutsche Kultur ausgeübt wird. Man denkt zunächst an die Künste; aber das gleiche gilt für alles schöpferische Gestalten im persönlichen, gesellschaftlichen und öffentlichen Leben. Alles Heldentum des Handelns und Ertragens hat hier eine nährende Wurzel, weil deutsche Frauenliebe ihrem Wesen nach Heldenverehrung ist.

Im angelsächsischen Liebesleben ist der Geschlechtstrieb nicht so tiefinnerlich mit dem Gemüt in Beziehung gebracht, gilt deshalb als untergeordnet und niedrig und wird, soweit irgend möglich, totgeschwiegen. Darin ist der Einfluß des Puritanertums erkennbar. Die Folge ist allerdings eine Verhinderung öffentlicher Sittenlosigkeit, zugleich aber viel unwahres Getue bis zur Heuchelei und Verlogenheit und eine überaus häßliche Sittenrichterei.

Wenn man erfahren will, wohin die adeligen Kräfte eines Volkes gerichtet sind, so muß man fragen, was die Zeit ausfüllt, die nicht vom Erwerbsleben in Anspruch genommen ist. In den angelsächsischen Ländern steht an erster Stelle die Politik. In England folgt an zweiter Stelle die Religion; die von ihr aufgesogenen Kräfte werden fast restlos in soziale Arbeit umgesetzt. Nicht ganz so groß ist ihr Einfluß in Amerika, wo auch auf diesem Gebiet die Frau zu großem Einfluß gelangt, wie die Stifterin der „Christian-Science"-Kirche beweist. An dritter Stelle steht in beiden Ländern der Sport. Trotz mancher Wandlungen muß die Antwort für Deutschland noch immer lauten, daß Kunst und Wissenschaft die beiden Pole sind, um die die adeligen Kräfte kreisen. Das sind die Folgen einer seit mehr als 1000 Jahren auseinandergehenden Volksgeschichte: auch das persönliche Leben jedes Einzelnen ist mit anderem Inhalt erfüllt, und von anderen Ideen

geleitet. Die Weltanschauung ist ebenso verschieden wie die Anschauungswelt. Darum ist eine fremde Sprache so viel leichter zu übersetzen, als ein fremdes Volk wirklich zu verstehen. Die Worte sagen nur scheinbar dasselbe. Der wichtigste von all diesen tiefliegenden Unterschieden des persönlichen Lebens aber ist, scheint mir, im Verhältnis der Geschlechter zueinander aufgedeckt. Im angelsächsischen Leben verhindert irgend etwas, daß der natürliche Trieb der Geschlechter in leidenschaftliche Seelenbewegung umgestaltet wird. Das ist es letzten Endes, was die Stellung der Frau in diesen Ländern bestimmt.

Zweifellos sind auch vom deutschen Standpunkt manche der geschilderten Umstände wertvoll. Es ist das tragische Schicksal der deutschen Frau, die an der deutschen Welt so viel stillen mittelbaren Anteil hat, daß sie vom Mann lange Zeit allzusehr in den Hintergrund gedrängt, des Einflusses beraubt und von der Bestimmung und Gestaltung der wirklichen Verhältnisse ganz ausgeschaltet gewesen ist; selbst da, wo ihre allereigensten Angelegenheiten in Frage kamen, ist oft alles von Männern entschieden worden. Man kann also mancherlei von Amerika lernen und unseren Verhältnissen entsprechend übernehmen. Aber niemand wird die Entwicklung der amerikanischen Frauenwelt in ihrer Gesamtheit unserem Vaterlande wünschen. Es bleibt immer ein gar nicht auszugleichender Mangel, daß die Männerwelt fast völlig vom Erwerbsleben „besessen" ist, so daß sie so wichtige Gebiete des nationalen Lebens den Frauen nahezu vollkommen überlassen muß. Ohne daß Frauen, wie es in Deutschland bis in die letzten Jahrzehnte hinein war, von irgendwelchen Berufen ausgeschlossen zu sein brauchen, scheint es mir doch nicht richtig, daß auf irgend einem Gebiet die schöpferische Mitarbeit des Mannes auf ein Mindestmaß zurückgeht. Man sagt oft, daß das amerikanische Volk zu jung sei, um eine eigene Kultur hervorzubringen. Das ist nicht richtig. Was die Männerwelt von solchem Werk abgehalten hat, ist wohl in früheren Aufsätzen genügend beleuchtet. Aber auch die amerikanische Frauenwelt (die Lichtseite des amerikanischen Lebens) hat eine eigene Kultur nicht hervorgebracht. Trotz rühmenswerter Bemühung haben die Frauen die Verflachung und Verarmung des persönlichen und des nationalen Lebens nicht verhindern können.

Die starke Verschiebung des Verhältnisses der Geschlechter zueinander scheint mir nicht wünschenswert, sondern geradezu unnatürlich. Je tiefer wir in die Buntheit der wirklichen seelischen Vorgänge (unter Führung unserer Künstler) eindringen, um so mehr erkennen wir, daß der Unterschied der Geschlechter dem gesamten seelischen Oberbau geistigen Lebens bis zur Weltanschauung sein Gepräge gibt. Nur dogmatische Seelenlehre, die Seele und Körper völlig trennte, und flachste Aufklärung, die das Wissen als gemeinsamen Besitz der Geschlechter über-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schätzte, konnte an den tausend feinen Ungleichheiten vorübergehen. Deshalb ist die gemeinsame Erziehung der Geschlechter von den Entwicklungsjahren an bis zur reifen Selbständigkeit des Menschen zu verwerfen. Diese Zeit kann bei gesonderter Erziehung zur ganz neuen Erfassung des Lebens und zur Verinnerlichung des jungen Menschenkindes führen. Damit kann freier zwangloser Verkehr der Geschlechter untereinander bei Geselligkeit und Spiel verbunden sein. Die in den gemeinsamen Schulen entstehende Kameradschaft ist aber eigentlich eine Verkehrsform des männlichen Geschlechts. Wo sie sich zwischen den Geschlechtern bildet, führt sie zu jener spielerischen Behandlung der tiefsten Lebensfragen.*) Die angelsächsische Erziehung gibt, wo sie voll zur Wirkung gelangt, den jungen Menschenkindern unbestreitbar eine prachtvolle geschlossene Form. Wenn wir aber mit einem Einzelnen von ihnen nie so recht warm werden können, wenn uns mehrere so gleichförmig vorkommen und uns auf die Dauer langweilen, so liegt es daran, weil sie nicht in der Glut leidenschaftlicher Seelenbewegung in die eigene Tiefe hinabgestiegen sind, in der wir uns bemühen, unser Wesen zu läutern. Diese willensstarken zielbewußten Charaktere sind trotz allem keine Persönlichkeiten in unserem Sinne, weil ihnen das Menschlichste fremd geblieben ist, sich ganz zu verlieren, um ein ganzes Leben dazu zu gewinnen. Dies persönliche Ideal schwebt stark mitbestimmend über deutschem Leben; wäre es auch ein weithin leuchtendes Ziel des amerikanischen Lebens gewesen, so hätte dieses nie so trostlos entseelt werden können. **Walter A. Berendsohn.**

Trinkgeld.

Vorschläge von Rudolf Sendig**).

Motto: Gäste, die Trinkgeld geben,
verdienen ein Personal,
das Trinkgeld nimmt.

Daß meine Erfahrung in allen Dingen, die das Hotelwesen und das Gastwirtswesen betreffen, durch lange Jahre geht und sehr eingehend ist, darf ich als bekannt voraussetzen. Sie gibt mir, glaube ich, das Recht, in der Sache des Trinkgeldes ein Wort zu sprechen, das

*) In diesem Punkte sind wir nicht ganz der Meinung des Verfassers. **Vortrupp.**

) Wir freuen uns, daß einer der anerkannten Meister des deutschen Hotelwesens gerade im „Vortrupp" die Mittel zeigt, die den Grundschaden im deutschen Wirtsgewerbe bessern können: Einmal gehört die Behandlung der Trinkgelderfrage ohne weiteres zu den natürlichen „Vortrupp"-Aufgaben. Und dann ist es noch für sehr viele andre Dinge im deutschen Volksleben, an denen wir mitarbeiten, von größter Bedeutung, daß der Geist des deutschen Wirtestandes so vornehm sei, wie Herr Sendig ihn will. **Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenigstens gehört wird. Daß meine Vorschläge der Kritik begegnen werden, das weiß ich. Ob aber Besseres gefunden werden kann, als diese Vorschläge, die eben einem sehr langen und sehr gründlichen Beobachten und Miterleben dieser Dinge entspringen, möchte ich bis zum Beweise des Gegenteils bezweifeln. Wenn ich in dieser Sache spreche, so treibt mich dazu dies: Ich möchte meine Berufsgenossen, vor allem aber die Jugend, die sich dem Gastwirtsberufe widmet, von einem Übel erlösen, das ebenso unerträglich ist, wie es bisher schwer zu beseitigen war.

Ich will zwei Fragen behandeln. Die erste lautet: „Warum muß das Trinkgeld beseitigt werden?", die zweite heißt: „Wie geht der Weg zu seiner Beseitigung?"

Warum muß das Trinkgeld beseitigt werden?

Es ist doch ein Ding, das schon seit Hunderten von Jahren besteht. Daß es schon so alt ist, wissen vielleicht wenige, und doch ist es so. Im Mittelalter waren es sogar vorwiegend, so unglaublich das jetzt klingt, die Beamten der Staaten und der Städte, die Trinkgeld nahmen. Es hieß nur anders, man nannte es „Sporteln". — Und heute? Besteht da das Trinkgeldwesen etwa nur im Gastwirtsgewerbe? Ganz gewiß nicht, etwas übertreibend könnte man sogar auch heute sagen: „Trinkgelder werden überall genommen". Wenn diese Sache nun aber so alt und so verbreitet ist, warum ist es dann gerade im Gastwirtsgewerbe so dringend geboten, sie zu beseitigen?

Darum, weil im Gastwirtsgewerbe, was heute nirgendwo anders mehr der Fall ist, das Trinkgeld öffentlich und mit völliger Selbstverständlichkeit, Selbstverständlichkeit für den Geber sowohl wie für den Empfangenden, gegeben und genommen wird; dies ist das Besondere des Trinkgeldes im Gastwirtsgewerbe und darin liegt das besonders Erniedrigende in unserm Beruf. Ganz gewiß trifft, wie die Dinge heute liegen, den einzelnen, Trinkgelder nehmenden, Kellner kein Makel. Er muß sie heute nehmen, weil die Gehälter heute unzureichend sind, genau, wie aus dem gleichen Grunde der Beamte im Mittelalter seine Sporteln nehmen mußte. Hut ab vor den vielen in ihrem Beruf ergrauten, einfachen Kellnern, die durch all die schweren Bitternisse ihres, Trinkgeld nehmenden, Berufes hindurch gegangen sind, und die dann oft von ihrem schwer erworbenen Verdienste ihre Söhne studieren lassen. Aber was den Stand als Ganzes angeht, so kann kein Mensch leugnen, daß Menschenwürde und Standesbewußtsein unter dem Trinkgeldwesen auf das Schwerste leiden. —

Und das wiegt gerade in unsern Tagen schwerer denn je: Heute sind Hunderte, ja Tausende, junger Männer aus unserm Beruf hinausgezogen, um ihr Vaterland zu verteidigen. Wenn sie heimkehren,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

viele geschmückt mit dem Eisernen Kreuz, dann werden sie eine Reife erlangt haben, die sie tiefer urteilen und tiefer empfinden lehrt als vorher. Auch alle Dinge, die Menschenwürde und Standesbewußtsein angehn, werden sie schwerer beachten und schärfer fühlen als in früherer Zeit. Ihnen sind wir es vor allen Dingen schuldig, daß wir noch einmal den Versuch machen, den Fluch des Trinkgelderwesens von ihrem Beruf zu nehmen. — Daß übrigens unsre jungen Berufsgenossen in ihrer gewaltigen Mehrzahl auch schon vor dem Kriege den bestehenden Zustand als einen Fluch empfunden haben, dafür kenne ich einen Beweis aus dem wirklichen Leben, der sich oft wiederholt: Ein Hotelsekretär dürfte gewiß nur halb so viel verdienen wie ein Zimmerkellner, und zwar, obwohl der Hotelsekretär nur in den allerseltensten Fällen in seinem Können und Wissen einem Zimmerkellner nachstehen wird — ganz im Gegenteil, er muß dieselben Fach- und Sprachkenntnisse haben wie ein Zimmerkellner, außerdem aber auch noch kaufmännisch gebildet sein. Und doch weiß jeder, der die Dinge kennt, daß ein Hotelsekretär nur ungern seine Stellung mit der eines Zimmerkellners vertauscht. Und zwar einfach aus dem Grunde, weil er als Hotelsekretär es nicht nötig hat, Trinkgelder von den Gästen anzunehmen.

So sind wir es unserm jungen Nachwuchs schuldig, das Trinkgeld zu beseitigen. Aber weiter, und das geht das gesamte Gastwirtsgewerbe an: Dieser, unser junger Nachwuchs, der besteht doch eben aus den Menschen, die nach einigen Jahren unsern Stand bilden werden; was dieser junge Nachwuchs an Menschenwürde und an Standesbewußtsein in sich aufgenommen hat, das wird in wenigen Jahren die Menschenwürde und das Standesbewußtsein dieses Standes selbst ausmachen. Davon aber hängt dann wieder ab, wie dieser Stand im gesamten Volke bewertet wird. Und deshalb ist es ein dringendes Interesse unsres gesamten Berufes, Menschenwürde und Standesbewußtsein unsres Nachwuchses von der Minderung durch das Trinkgeldnehmen zu befreien. Sonst werden wir trotz Fortbildungsschulen, trotz einfacher und höherer Hotelfachschulen bis hinauf zur Hochschule für Hotelbildungswesen in Düsseldorf, nicht die Stellung einnehmen, die wir nach unsern Leistungen glauben beanspruchen zu können.

Und nun die zweite Frage: Wie geht der Weg zur Beseitigung des Trinkgeldes?

Meine Antwort auf diese Frage ist etwas Neues, ist etwas, was bisher in der Öffentlichkeit noch nicht ausgesprochen worden ist. Und ich bemerke gleich im voraus: Das Mittel, das ich gebe, verspricht nicht, das ganze Trinkgelderwesen gleich von Anfang an mit Stumpf und Stiel auszurotten. Wir können vielmehr, meiner Überzeugung nach, vorläufig nur eine Teilreform vornehmen. Aber eine Teilreform, die erstens,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

soweit sie reicht, radikal und vor allen Dingen auch kontrollierbar wirkt, die aber zweitens auch für das ganze Gebiet ein „großes Beispiel" schafft und dementsprechend „dem Urteil höhere Gesetze gibt".

Wir müssen die Reform auf die ganz natürliche Scheidung stellen, die fast jeder Beruf zeigt: Fast jeder Beruf hat nämlich eine höhere und eine niedere Laufbahn. Auch bei den jungen Gastwirtsgehilfen ist das heute im Ansatz bereits vorhanden: Wir haben da einmal junge Leute, die eine gute Kinderstube gehabt und eine gute Schulbildung genossen haben, junge Leute, die in der Regel auch von Haus aus geldlich besser gestellt sind. Und auf der andern Seite haben wir die jungen Leute aus ganz einfachen Verhältnissen, die keine so gute Schulbildung mitbringen und die auch darauf angewiesen sind, von vornherein möglichst energisch zu verdienen. Diese, im Ansatz also bereits von Natur gegebene, Scheidung in unserm Berufsnachwuchs müssen wir ausbauen, indem wir eine scharfe Scheidung zwischen der höheren und der niederen Laufbahn der Gastwirtsgehilfen einführen und zur allgemein anerkannten Einrichtung unsres Berufes machen. Und nun das für unsern heutigen Gegenstand Wesentliche: Für die Angehörigen der höheren Laufbahn muß ein für allemal der Name „Kellner" fortfallen, und ferner müssen die Angehörigen dieser höheren Laufbahn verpflichtet werden, kein Trinkgeld zu nehmen. —

Wenn dieser Grundsatz durchgeführt sein wird — wie er durchzuführen ist, davon werde ich noch sprechen — dann werden wir also mit einem Schlage eine Aristokratie von jungen Gastwirtsgehilfen geschaffen haben, die die natürliche Trägerin der Menschenwürde und des Standesbewußtseins unsres Nachwuchses und damit, nach wenigen Jahren, unsres Standes überhaupt sein wird. Wie häufig in ähnlichen Fällen, wird der bessere materielle Verdienst (besonders im Beginn der Laufbahn) nicht auf seiten dieser Aristokratie sein, sondern auf seiten der niederen Laufbahn. Das findet sich ähnlich in vielen Berufen, und das schadet auch nichts. Im Gegenteil, es ist gut, daß die Zugehörigkeit zur Aristokratie eine gewisse Opferfreudigkeit verlangt. Dabei ist aber ein Irrtum auszuschließen, den ich oben bereits gestreift habe: Die Zugehörigkeit zu der niederen Laufbahn bedeutet nun nicht etwa, daß der, den die Verhältnisse seines Elternhauses und geringere Mittel zunächst hierher, also in Das weisen, was auch künftig „Kellnerberuf" heißen wird, damit etwa eine Art Pariastellung einnehmen wird. Nein, nach wie vor, wird für das, was der Einzelne im Leben äußerlich und innerlich erringt, sein Persönlichkeitswert entscheiden. Nach wie vor wird es also dabei bleiben, daß aus jemandem, der durch den bitteren Beruf des, Trinkgeld nehmenden, Kellners gegangen ist, ein prachtvoller Mensch und auch ein großer,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bedeutender Geschäftsmann werden kann und vielfach werden wird; wie immer wieder zu betonen ist, handelt es sich bei der Bildung jener Aristokratie nur um den Stand als Ganzes.

Wie wird nun dieser Grundsatz in der Praxis aussehen?

Zunächst: Wie steht es mit der Geldfrage?, mit der Geldfrage für die Angestellten, und mit der Geldfrage für die Wirte?

Für die Angestellten so: Ein junger Gastwirtsgehilfe will selbstverständlich die nötigen Ersparnisse machen, um später selbständig werden zu können. Wie soll er das nun künftig machen, wenn er zu der Aristokratie gehört, die keine Trinkgelder mehr nehmen darf? Denn daß die Trinkgelder wegfallen, ist selbstverständlich ein geldlicher Ausfall für ihn. Nun, der Hauptpunkt ist natürlich der, daß diese Gastwirtsgehilfen der höheren Laufbahn dann künftig wesentlich besser entlohnt werden müssen, als sie es gegenwärtig werden (wofür sich dann die Wirte durch eine Maßregel schadlos halten, auf die ich noch komme). Ferner ist aber zu berücksichtigen, daß diese Aristokratie der Gastwirtsgehilfen, meiner Grundannahme nach, vorläufig von vornherein aus solchen Familien herkommen wird, die ihre Söhne auf lange Zeit hinaus von sich aus ernähren können, genau so, wie das heute für junge Akademiker, für junge Offiziere, für junge Kaufleute höherer Laufbahn mit Selbstverständlichkeit geschieht. Drittens werden diese jungen Leute, weil sie eben aus solchen Familien stammen, und dann auch, weil diese höhere Laufbahn der Gastwirtsangestellten ganz von selbst recht bald ein angesehener Stand werden wird, Gelegenheit haben, Mädchen aus guten Familien zu freien, also aus Familien, wo in der Regel naturgemäß ein gewisser Wohlstand vorhanden sein wird (daß ich nicht empfehle, um des Geldes willen zu heiraten, brauche ich nicht zu betonen). Endlich aber wird gerade die Tatsache, daß diese jungen Leute erst spät und zunächst viel schwerer verdienen, als wenn sie Trinkgeld nähmen, sie veranlassen, mit dem Erworbenen zu sparen, während erfahrungsmäßig für den leichten Trinkgelderverdienst nur allzuoft das Wort gilt „Wie gewonnen so zerronnen".

Wie helfen sich nun aber die Wirte gegen diese Mehrbelastung ihres Budgets? Denn, soweit sie Gastwirtsgehilfen aus der zu schaffenden höheren Laufbahn beschäftigen werden, wird sich — das muß man ganz klar aussprechen — ihr Gehaltsbudget auf das Doppelte erhöhen. Und als genauer Kenner des deutschen Hotel- und Gastwirtsgewerbes muß ich ebenso klar sagen, daß wir Hoteliers und Gastwirte bei unsern Erwerbsverhältnissen, wie sie heute aufgebaut sind, diese Mehrbelastung nicht tragen können.

Da gebe ich nun die folgende Antwort (sie enthält nichts tatsächlich Neues, sondern gibt eine Lösung, die schon oftmals versucht worden ist, die aber bisher im Ganzen deshalb noch nicht gelungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist, weil das große Durchführungsmittel, das ich noch nennen werde, bisher nicht vorhanden war): Es muß auf jede Rechnung, auf jede Zahlung eines Gastes, ein Erhöhungsprozentsatz gelegt werden. Der darf nicht etwa als Trinkgeldentlohnung bezeichnet werden; über den Namen können wir uns später einigen; — in der Sache handelt es sich um eine notwendige Steuer, die den Gästen auferlegt wird (wofür die Gäste ja von den Trinkgeldern an die Gastwirtsgehilfen der höheren Laufbahn befreit werden). In Einzelheiten, so über die Höhe der Prozente, und auch über die Form und das Maß, wie diese Prozente an die Gastwirtsgehilfen der höheren Laufbahn zu verteilen sein werden, will ich mich vorerst nicht festlegen, das müssen noch Sachverständige eingehend beraten. Ich will nur ein Beispiel für die Sache im allgemeinen geben: Nehmen wir ein Haus an mit jährlichen Gesamteingängen von 400000 Mark. Da beträgt bei den jetzigen Verhältnissen das Gehaltskonto (für das gesamte Personal) rund 40000 Mark. Bei der künftigen Regelung wird es dann 80000 Mark betragen; es müssen also, für alle Gehälter zusammen, 40000 Mark im Jahre neu gedeckt werden. Das sind, wie man sieht, 10% der gesamten Jahreseingänge. Wenn also auf jede Zahlung eines Gastes 10% Aufschlag gelegt werden (das ist genau so viel, wie der Hotelgast heute als Trinkgeld zu geben pflegt), so ist der Bedarf gedeckt.

Wie wird das aber wirken auf unser Verhältnis zu den Gästen?

Zunächst: Werden sich nicht die Gäste an dieser neuen Art stoßen? Gewiß werden sich einige beklagen. Die beklagen sich nämlich immer. Aber, und darin wird mir jeder — Wirt, Gastwirtsgehilfe und Gast — Recht geben: für die weitaus (aber wirklich weitaus) meisten Gäste ist das heutige Trinkgeldwesen etwas so Unangenehmes und Peinliches, daß sie Gott danken werden, wenn sie es los sind. Man denke nur an die Zeit und an die Geisteskraft, die heute etwa ein Familienvater, der im Sommer oder im Winter mit Frau und Kindern einige Wochen lang in einem Hotel an der See oder im Gebirge gewesen ist, am letzten Tage seines Aufenthaltes aufwenden muß: um nämlich richtig herauszurechnen, wieviel Trinkgeld er geben muß, und wie er es verteilen soll, damit er nicht knauserig erscheint und keinen einzigen Angestellten des Hotels beleidigt. Und noch schlimmer ist es ja fast, wenn man sich nur einen oder zwei Tage in einem Hotel aufgehalten hat; dann ist man geradezu gezwungen, Trinkgelder zu geben, die zur Höhe der Hotelrechnung außer allem Verhältnis stehen, wenn einem beim Abschied nicht lauter böse Blicke des enttäuschten Personals das Geleite geben sollen. Es ist mir bekannt, daß viele Gäste aus diesem Grunde die „Christlichen Hospize" bevorzugen, die in ihrem Kreise in höchst anerkennenswerter Weise die Trinkgelder bereits beseitigt haben.

Sodann aber: Wird nicht der Gastwirtsgehilfe, der kein Trinkgeld

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mehr erhält, den Gästen gegenüber nicht mehr die Aufmerksamkeit und nicht mehr das höfliche Entgegenkommen zeigen, das die Gäste heute glücklicherweise gewohnt sind? Dieser Einwand wird mir aus Berufskreisen am häufigsten gemacht werden, und doch steht er auf ganz schwachen Füßen: Er wird ohne weiteres dadurch geschlagen, daß wir ja eben, durch die Einführung der ausgesprochen höheren Laufbahn von Gastwirtsgehilfen, unter diesen eine Aristokratie mit besonderem Standesbewußtsein schaffen wollen. Standesbewußtsein ist aber hauptsächlich Pflichtbewußtsein. Es ist schlechthin nicht zu begreifen, warum dieser junge Gastwirtsgehilfe, von dem wir reden, nicht die gleiche deutsche Pflichttreue haben sollte, wie sie der junge Offizier oder Kaufmann besitzt. Ich bemerke, daß hier, damit wir ganz sicher gehen, zwei äußerliche Maßregeln meiner Meinung nach notwendig sind: Einmal, wie in jedem Betriebe (besonders auch beim Militär), eine gute Kontrolle durch einen höheren Vorgesetzten, der das gleiche Pflichtgefühl und das gleiche Standesbewußtsein hat. Dann aber müssen, besonders in den ersten Jahren nach der Neuordnung dieser Dinge, die jungen Gastwirtsgehilfen der höheren Laufbahn ein Abzeichen tragen, das sie den Gästen von vornherein als solche zeigt, die jenseits der Trinkgeldentlohnung stehen.

Nun kommt das vielleicht Wichtigste von allem: Schier unendlich oft ist schon versucht worden, auf diesem Gebiete zu reformieren, und immer ist bisher der Versuch vergeblich geblieben. Berufene Fachmänner aus den Kreisen der Arbeitgeber wie auch der Arbeitnehmer, nicht minder die Fachzeitungen, haben sich seit Jahrzehnten mit dieser Trinkgelderfrage beschäftigt, ohne daß es ihnen bisher gelungen wäre, eine Lösung herbeizuführen. Und da sollte es uns heute gelingen können?

Ich wage, darauf „Ja" zu antworten. Denn ich glaube zu erkennen, warum es bisher nicht gelungen ist, und ich glaube auch, daß wir das ändern können:

Was bisher gefehlt hat, das war das einheitliche Vorgehen. Hier, wie bei so manchen andern Unzulänglichkeiten unsres Berufes, fehlte die einheitliche Führung des gesamten Wirtestandes. Die muß hergestellt werden. Nur die kann — aber die kann auch ohne weiteres — die Dinge schaffen und organisieren, die ich als notwendig gezeigt habe. —

Ist denn aber diese einheitliche Führung erreichbar? Mancher bezweifelt es, wenn er sieht, wie verschieden unsre Unternehmungen sind, die vom größten Hotel bis zur kleinsten Gastwirtschaft auf dem Lande gehen. Aber sehen wir uns doch einmal zum Beispiel die deutsche Landwirtschaft an. Eine wie gewaltige Stellung hat sich die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch ihre straffe Organisation im öffentlichen Leben Deutschlands errungen! Und da sind doch genau so viele streitende Interessen vorhanden, mindestens genau so viele, wie bei uns. Aber da stellt man eben die gemeinsamen Interessen über die Einzelinteressen, und dadurch wird man zur Macht, von der nachher wieder jeder Einzelne seinen Vorteil hat. Ganz gewiß ist es auch bei uns zu machen, wenn wir wollen; und wir müssen wollen, schon um der Trinkgelderfrage willen. Wie es zu machen ist? Nun, ich finde da zum Beispiel in der diesjährigen Nr. 11 der „Allgemeinen Hotelrundschau" einen Aufsatz „Deutsche Wirte-Berufsgenossenschaft". Der Aufsatz enthält Anregungen, die für die Gründung eines „Bundes der deutschen Wirte" in der Tat Beachtung verdienen. Diese Anregungen wollen diesen großen neuen Verband nach dem System der bestehenden Berufsgenossenschaften eingerichtet wissen. Ich sage, das ist beachtlich; ob es das endgültig Richtige ist, oder ob etwa eine noch bessere Gestaltung gefunden werden kann, muß erst noch entschieden werden. Welche Form man aber auch wähle, wichtig scheint mir in der Sache vor allem eins, und das hängt wieder mit meinen Ausführungen über das Trinkgeld zusammen: An dieser Organisation müssen auch die Arbeitnehmer eng beteiligt sein, schon um deswillen, weil es sich ja gerade in der Trinkgelderfrage vor allem darum handelt, wie der Nachwuchs der Arbeitnehmer zu erziehen und zu organisieren ist. Von entscheidender Bedeutung ist es ferner, daß sich dieser Bund der deutschen Wirte — nach dem Muster der Rechtsanwälte, Ärzte usw. — einen Ehrenrat schaffe, an dessen Spitze womöglich eine Persönlichkeit gestellt werden muß, die außerhalb aller Erwerbsinteressen unsres Standes steht, und die deshalb allerseits als Schiedsmann gern anerkannt werden wird. Dazu gehört aber natürlich, daß sie im öffentlichen Leben eine große, reine Stellung einnimmt; ich denke etwa an den Grafen Posadowsky. Eine ganz besondere Aufgabe dieses Ehrenrates wird es sein, die „Aristokratie der Gastwirtsgehilfen", deren Heranbildung ja die Grundlage aller meiner Vorschläge über das Trinkgeldwesen ist, heraufzuzüchten und dauernd zu kontrollieren. — Viel Wert lege ich drittens auch darauf, daß der Bund eben ein Bund der deutschen Wirte werde. Denn es hat sich bewährt, große Wirte-Organisationen auf eine nationale Basis zu stellen: ich verweise auf die Schweiz. Die gemeinsamen internationalen Interessen (besonders nach dem Kriege werden die wieder hervortreten) werden meines Erachtens am besten gewahrt im Zusammenarbeiten der verschiedenen nationalen Gesamtverbände. Und endlich ein vierter Hauptpunkt: Keine Satzung für einen solchen Bund hat Aussicht anerkannt zu werden, die den bereits bestehenden Einzelverbänden nicht volle Selbständigkeit hinsichtlich ihres Vermögens und ihrer Preßorgane läßt.

Selbstverständlich müssen die Vorarbeiten für einen solchen gewal-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tigen deutschen Verband mit der größten Genauigkeit und Gründlichkeit gemacht werden; es liegt aber keinerlei Grund vor, mit diesen Vorarbeiten nicht sofort zu beginnen.

Zunächst muß deshalb eine Vorbereitungskommission einberufen werden. Sie muß naturgemäß bestehen aus den geeignetsten Arbeitgebern, Arbeitnehmern und Fachzeitungsredakteuren.

Da ein Anfang gemacht werden muß, so fordere ich hierdurch öffentlich zur Gründung dieser Vorbereitungskommission auf; ich bin bereit, die Arbeiten, die die Vorbereitung der Gründung verlangt, persönlich und auf eigene Kosten auszuführen. Ich bitte daher, daß alle bereits bestehenden Wirte- und Angestellten-Verbände und alle Fachgenossen (Arbeitgeber, Arbeitnehmer und Fachzeitungsredakteure), die Interesse an der Sache haben, sich baldmöglichst mit mir in Verbindung setzen. Ist, wie ich hoffe, die Zahl der Interessierten groß genug, so werde ich mir erlauben, eine Versammlung dieser Interessierten einzuberufen und zu eröffnen. Sobald ich sie eröffnet habe, trete ich zurück. Wenn ich noch ganz unmaßgeblich sagen darf, was ich mir als die Aufgaben der Versammlung (in der eben, wie ich hoffe, auch sämtliche bereits bestehenden Wirte- und Angestellten-Organisationen vertreten sein werden) denke, so wären es diese Aufgaben:

1. Die Vorbereitungskommission muß konstituiert werden und muß sich eine Geschäftsordnung geben.

2. Sie muß sich einen Vorstand wählen und sich einen juristischen Beirat bestimmen.

3. Sie muß alsdann ihre eigentliche Arbeit ausführen. Das heißt im Wesentlichen: Sie muß den Entwurf einer Satzung des „Bundes der deutschen Wirte" ausarbeiten. Was ich für diese Satzung für das Wesentlichste halte, habe ich bereits gesagt; die Vorbereitungskommission wird entscheiden, ob sie derselben Meinung ist.

Wenn es einer solchen Vorbereitungskommission (in der also alle bestehenden Vereine der Arbeitgeber und Arbeitnehmer unsres Berufes, nebst den bedeutendsten Einzelfachmännern beider Gruppen und den besten Fachzeitungsredakteuren, vertreten sein müssen) gelingt, den Entwurf einer Satzung des Bundes deutscher Wirte zu schaffen, dann besteht — glaube ich — Hoffnung, daß diese Satzung von der Gesamtheit unsrer Arbeitgeber und Arbeitnehmer angenommen wird, besonders auch von unsern bereits bestehenden Verbänden.

4. Vielleicht wird es auch zweckmäßig sein, daß die Vorbereitungskommission schon (unverbindliche) Vorschläge für die Ernennungen macht, die der Bund deutscher Wirte, wenn er gegründet sein wird, vorzunehmen haben wird: für den Vorstand des Bundes, seinen Ehrenrat, seinen Generalsekretär, seinen juristischen Beirat. Vielleicht wird das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zweckmäßig sein, vielleicht auch nicht: die Vorbereitungskommission wird darüber zu befinden haben.

Es versteht sich, daß der Bund der deutschen Wirte auch an sich ein Ziel ist, das aufs Innigste zu wünschen ist. Er allein dürfte zum Beispiel imstande sein, gewisse Einrichtungen für das Gesamtwohl unsres Standes durchzusetzen, die wir dringend brauchen, ich nenne nur: eigene Versicherungsanstalten. In dem Zusammenhang aber, in dem ich heute spreche, erscheint dieser große Wirtebund mit seinem Ehrenrat als die unumgängliche Voraussetzung für die Beseitigung des Trinkgelderwesens.

Und nochmals rufe ich am Schlusse dieser meiner Ausführungen allen Standesgenossen, und besonders der Jugend, die zu uns kommt, zu:

Die Beseitigung des Trinkgeldfluches ist eine eiserne Notwendigkeit für unseren Stand, für seine innere Würde und für sein äußeres Ansehen.

Rudolf Sendig,
Charlottenburg, Uhlandstraße 197.

Rund um uns

Hindenburg — Chef des Generalstabes! Ein freudiges Aufatmen geht durch das ganze deutsche Volk. — Endlich!

Vortrupp.

Die Kriegshochschule.

Der Leitaufsatz der Nr. 15 „Die Kriegshochschule" hat viele unserer Leser ganz besonders gefesselt, wie uns eine größere Zahl zustimmender Zuschriften zeigt. Aber auch an Einwänden und Bedenken hat es nicht gefehlt. Die folgenden Ausführungen des Verfassers dürften diese Bedenken zum größten Teil zerstreuen. Vortrupp.

Die Kriegshochschule ist bitter notwendig und wird begeistert begrüßt werden, das stand in allen Zuschriften, die ich erhalten habe.

Stehen ihr nicht Hindernisse im Wege, die ihre Einrichtung unmöglich machen? Das klang deutlich in einigen mit.

Man hat gesagt, die Heeresleitung wird eine Schwächung ihrer Fronttruppen durch Beurlaubungen zur Kriegshochschule nie zugeben können. Dem muß entgegnet werden: Selbstverständlich wird niemand aus dem Schützengraben beurlaubt werden, um Vorlesungen zu hören. Aber das will die Kriegshochschule auch gar nicht. Dem Kampf und der Wacht vorm Feinde soll sie nicht einen Mann entziehen, trotzdem wird sie ein übergroßes Arbeitsfeld finden und den meisten Soldaten einmal nützen. Denn jede Truppe wird des öfteren aus der Linie zurückgezogen. Und diese Zeit, die die Truppen hinter der Front zubringen, soll die Kriegshochschule verwerten.

Wenn die Kriegshochschule in einem großen Etappenorte ihr Heim aufschlägt, so wird sie unendlich Vielen Nutzen bringen können. Erstens allen den feldgrauen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schülern, die sich bei den Parks, bei den Rekrutendepots, bei den Offiziersaspiranten- und sonstigen Ausbildungskursen, bei den Militärämtern der Etappe befinden. Zweitens den leichtverwundeten Insassen der Feldlazarette, denen der Erholungsheime und so fort. Drittens den im Ort untergebrachten Truppen der Heeres- und Abschnittsreserven. In jedem großen Etappenorte, besonders wenn er noch Festung ist, liegen dauernd so viele Feldgraue, daß es der Hochschule an Hörerschaft nie fehlen wird.

Es würden wohl auch zur Kriegshochschule die feldgrauen Schüler der in der Nähe untergebrachten Truppe beurlaubt werden; jede Truppe sendet ja oft Kommandos zu irgendwelchen Kursen, und meist haben Gesuche um Urlaub oder Dienstbefreiung zu Berufszwecken Gehör gefunden, nur nicht aus vorderster Linie. Natürlich allen zugleich mit einem Schlage zu helfen, das wird die Kriegshochschule nicht erreichen, aber doch so vielen, daß sich ihre Einrichtung unbedingt lohnt.

Es ist auch eingewendet worden, daß eine Beurlaubung oder Dienstbefreiung zu Schulzwecken bei den Kameraden, die von der Einrichtung keinen Nutzen ziehen, Unwillen erregen würde. Aber erstens schätzt man mit einem solchen Einwurf den deutschen Soldaten, der sich der Einsicht nie verschließt, unbedingt zu gering ein, und zweitens wird eine Beurlaubung oder Dienstbefreiung in den meisten Fällen gar nicht oder nur in geringem Maße nötig sein, da die Kriegshochschule in ihrem Stundenplane auf den Militärdienst größte Rücksicht nehmen wird.

Außerdem, sagt man, soll die gedeihliche Tätigkeit der Kriegshochschule dadurch unterbunden werden, daß die Truppen häufig den Standort wechseln. Natürlich wird die Kriegshochschule viele ihrer Hörer nur für kürzere Zeit um das Katheder versammeln, und ein stetes Kommen und Gehen wird die Regel sein. Aber man verfügt ja über Mittel, um diesem Wechsel gerecht zu werden, und auch dem Teil ihrer Hörerschaft, der sie nur kurze Zeit besucht, kann die Kriegshochschule diese Zeit genußreich und wertvoll gestalten. Der Bereich der Vorlesungen wird klein sein, kurze scharf umrissene Abschnitte unseres Wissens, in einer kurzen Vortragsreihe. Erstrecken sich doch Vorlesungen und Repetitorien unserer Friedenshochschulen oft auch nur über einen Zeitraum von 6 Wochen, mit 2—3 Wochenstunden von nur 40 Minuten Dauer, wo doch ein Zwang in kurzer Zeit fertig zu werden, durchaus nicht in dem Maße vorliegt. Die Vorlesungen werden auch, wo irgend möglich, nur geringe Grundlagen voraussetzen, jeder einzelne Vortrag wird möglichst wenig auf dem vorhergehenden fußen und das Notwendigste im Anfang wiederholen. Außerdem würden die Vorlesungen oder zum mindesten das Gerippe der Vortragsreihe in Druckblättern zur Verfügung stehen, so daß mit deren Hilfe ein Einspringen jederzeit leicht möglich sein wird und ebenso ein selbständiges Nachholen des fehlenden Restes bei vorzeitigem Verlassen der Hochschule.

Vielleicht könnte man auch den Truppenverschiebungen durch eine etwas andere Gestaltung der Kriegshochschule gerecht werden. Man könnte sie vielleicht dem Truppenverbande etwa der Armee oder in kleinerem Maßstabe dem Armeekorps angliedern und sie bei einer Verlegung des Truppenteils mitwandern lassen.

Es sind jedenfalls Mittel und Wege genug vorhanden, um die Kriegshochschule in einer Form erstehen zu lassen, in der sie ungemein segensreich wirken kann, und alle Bedenken, die man einwenden kann, sind nicht grundlegender Art und sollten die Lösung der Kulturaufgabe nicht hinausschieben.

Erich Zschunke.

Jugendpark — Volkspark. Im Vortrupp Nr. 16 nimmt Oberstabsarzt San.-Rat Dr. Bonne Stellung zu der Jugendparkfrage. Im vorletzten Absatz auf Seite 497 schreibt er wie folgt:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Für die großen Städte dürfte es sich empfehlen, um die Benutzung der Jugendparke möglichst vielen zugänglich zu machen, lieber mehrere kleinere für die einzelnen Stadtteile anzulegen, als einen besonders großen in irgendeinem Teile des Umkreises der Stadt." Er sagt weiter: „Hüten wir uns auch bei der Schaffung dieser Jugendparke vor zu großer Zentralisation. Denn je größer die Zentralisation, desto größer werden die Entfernungen, die durch das Stadtgetümmel zurückzulegen sind. Und da nun zu viel Zeit für den Weg verloren geht, würde umso weniger Zeit für unsere Jugend zu Spiel, Kampf und Sport im Jugendpark übrig bleiben." —

Mit diesen Worten trifft Dr. Bonne einen wichtigen Punkt des von Migge vertretenen Volksparkgedankens. Soviel ich aus Plänen und einem Vortrag Migges unterrichtet bin, soll durch den Jugendpark ja gerade eine Dezentralisation der vielen Spielplätze vermieden werden. Gerade darin ist ja der Gedanke Migges neu. Er steht und fällt mit der Möglichkeit, alle die in den verschiedenen Teilen der Stadt entstandenen Spielplätze zu einem großen Jugendpark zu vereinigen. Wie weit das möglich sein wird, muß die Zukunft lehren. Daß ein Zusammenwirken ein unbedingtes Erfordernis für die Entstehung eines neuen „Parkkunstgedankens" sein wird — und dahin soll uns letzten Endes Migges Gedanke doch führen — bedarf keiner längeren Auseinandersetzung.

Ich möchte mich absichtlich zu diesen für die Grünflächenpolitik der Städte hochbedeutsamen Fragen heute nicht äußern, muß jedoch bekennen, daß mich als Gartengestalter der Miggesche Jugendparkgedanke außerordentlich angenehm berührt, da wir bei seiner Verwirklichung einmal in den Stand gesetzt werden, auf Grund wohlgegliederter Flächenanordnung eine „Gartenkunst" neu erstehen zu lassen. Als Freund der Jugend aber, als sozialempfindender Gartenfachmann muß ich sagen, daß der von Dr. Bonne oben ausgesprochene und von allen Großstädten bereits vor vielen Jahren erwogene Gedanke von größter Wichtigkeit ist. Die städtischen Behörden werden sich in Zukunft sehr angelegentlich mit diesen Fragen zu beschäftigen haben, und wir müssen abwarten, was dabei herauskommt. — Als Freund der Jugend und des Volkes habe ich im Sommer 1913 eine Schrift „Der deutsche Volkspark der Zukunft" erscheinen lassen, in der ich auf die dauernde Aufnahme von Kleingärten in den städtischen Bebauungsplan aufmerksam gemacht habe. Ich habe da besonders auf die Verbindung dieser Gärten mit Grünflächen für die Jugend hingewiesen und eingehend die Verteilung dieser „Grüngebilde" über das ganze Stadtgebiet behandelt. Auch in dieser Schrift ist bereits der von Dr. Bonne begrüßte Gedanke — „in diesen Jugendpark Bade- und Schwimmgelegenheit unter freiem Himmel mit aufzunehmen" — zum Ausdruck gebracht, zugleich mit dem Gedanken, Bildungsstätten: Gemeindehaus, Büchereien usw. einzurichten.

Die zahlreichen Begleitzeichnungen meiner Schrift zeigen, daß da bereits vor dem Kriege die für unser Volkswohl und die Erziehung unserer Jugend nötigen Erfordernisse erkannt worden sind. — Heute nach zwei Kriegsjahren sind mir diese Erfordernisse natürlich noch viel klarer zum Bewußtsein gekommen. Das dringende Bedürfnis unseres Volkes, sich gartenwirtschaftlich zu betätigen, war schon gleich nach Beginn des gewaltigen Ringens so groß, daß nach Erhebungen, die ich angestellt, nicht eine einzige Großstadt in der Lage gewesen ist, der Nachfrage nach Kleingartenland zu genügen.

Sollte uns das nicht zu denken geben? — Jugendparke und Kleingartenparke — könnten sie nicht in künstlerischer Vollendung auch zu einer Einheit zusammengeschweißt — wie's möglich ist, habe ich dargetan — „Stätten werden zur Begründung des sozialen Friedens und dazu dienen, daß sich unser Volk weiter entwickle in Stärke und Weisheit und Schönheit?"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Die Frage des Jugendparks ist auf jeden Fall für die Erweiterungsämter unserer Städte so wichtig, daß sich hierzu berufene Vorstände gründlich äußern müssen.

Harry Maaß.

Das deutsche Lied. Was das deutsche Lied dem Deutschen sein könnte und sollte, aber leider — zu einem großen Teile wenigstens — noch nicht ist, darüber bedarf es unter denen, die sich freideutsch nennen, keiner Worte. Sie haben sie erlebt, die alte Volksdichtung, als eine läuternde Kraft innerer Erhebung und Befreiung aus der oft so trüben und stickigen Umwelt, sie haben sie in letzter Stunde gerettet vor dem Untergange, den Industrialisierung und Grammophonkultur ihr bereiten wollten. — Um so größer muß jetzt ihre Befriedigung sein, wenn nun auch anderwärts verwandtes Streben sich zeigt. Völlig gestorben war ja auch dort das Volkslied nicht: in der Studentenschaft und den durch sie hindurchgegangenen Kreisen hatte sich manches davon erhalten, wenn auch in wunderlichem Durcheinander mit mehr oder minder geistreichen Kneipgesängen. Mag man über den Wert des Kommersbuches denken wie man will, soviel ist klar: bisher war es die verhältnismäßig reichste und volkstümlichste Sammlung des deutschen Liedes.— Auch als die Freideutschen ihre Lieder zu sammeln begannen, im „Zupfgeigenhansl" und anderswo, blieb doch deren Kenntnis im allgemeinen auf ihren eigenen Kreis und die der Bewegung Nahestehenden beschränkt.

Nun wird von berufener Seite ein großer Wurf gewagt. Im Inselverlage zu Leipzig — rühmlichst bekannt durch seine Inselbücherei und andere treffliche Erzeugnisse wohlfeiler Buchkunst — erscheint ein Sammelwerk: „Alte und neue Lieder mit Bildern und Weisen". Schon vor dem Kriege geplant, von mehreren Sprachforschern herausgegeben, soll es ein Sammelbuch alles dessen werden, was in deutschen Landen lebendig klingt und schallt, bis herab zu dem, was der Weltkrieg an Volksliedern hervorbrachte. Vier Hefte sind bisher erschienen. Zum erstenmal haben sich hier jene beiden Quellen vereinigt: was der Wandervogel neu entdeckt, und was der Akademiker noch bewahrt: Zupfgeigenhansl und Kommersbuch friedlich nebeneinander, aber fast durchweg nur Gutes und Edles. Wertvoll sind auch die prächtigen Bilder alter und neuer Meister (Ludwig Richter, Otto Ubbelohde, Graf Kalckreuth, Max Slevogt), die dem Werke beigegeben werden. Einfach und schlicht und meist von trefflicher, den Stimmungsgehalt des Liedes voll ausdeutender Wirkung. Wenn man sinnend diese Seiten durchblättert, fühlt man erst ganz den Zauber deutscher Volksdichtung: mit dem Auge des Künstlers schaut man in die geheime Werkstatt der Seele unseres Volkes.

Mit dieser Sammlung wird, so hoffen wir, ein neuer Abschnitt in der Geschichte des deutschen Liedes anheben. Was vielfach bisher nur in begrenztem Kreise lebte, soll hinaustreten in die breiteste Öffentlichkeit. Dankbar wollen wir an diesem Wendepunkte derer gedenken, die durch ihre treue Arbeit am deutschen Volksliede die Teilnahme schufen, die erst ermöglichte, daß dieser Wurf gewagt werden konnte: Max Breuers und Heinrich Scherrers, vor allem aber Meister Kothes und nicht zuletzt all der vielen sangesfreudigen Wandervogelscharen.

In ihrem Sinne ist es gewiß, wenn ich wünsche, daß die neue Sammlung das Buch jedes rechten Deutschen werden möge, ein lebendiges Buch für frohe und ernste Stunden. Möge es mitkämpfen an dem heiligen Kampf, der uns auch nach dem Kriege so bitter not sein wird, unser Volkstum zurückzuführen auf seinen edlen, einfachen Kern und es freizumachen von dem Wust einer aller Menschenwürde hohnsprechenden Sachkultur.

Möge es aber auch schon jetzt, wo wir noch im Kampfe stehen, unser Volk stärken und erheben.

Herbert Vorwerk.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

5. Jahrgang Nr. 19 1. Oktober 1916

Harnack.

Die Schriftleitung des „Vortrupp" hat mir, damit wir möglichst enge Fühlung gewinnen, seine wichtigsten programmatischen Aufsätze übersandt. Einer davon regt mich dazu an, ein Geschehnis unsrer Tage zu besprechen. Dieses Geschehnis wird zwar, wenn dieser Aufsatz im Druck erscheint, schon etwa sieben Wochen zurückliegen; aber auch ich billige durchaus das, was der Aufsatz „Aktualität" in der ersten Septembernummer dieses Jahres ausgeführt hat: Wirklich, auch in dieser Zeit soll eine Zeitschrift sich nicht auf den ihr wesensfremden Versuch einlassen, mit der Tagespresse um die Wette zu laufen. Vielmehr sollen die Zeitschriften gerade in dieser Zeit ihr Vorrecht, Dauerndes zu wirken, besonders eifersüchtig wahren, und daher als des Behandelns wert nur das erachten, „was sechs Monate, nachdem es geschehen ist, noch wert ist, behandelt zu werden". Nun, das, wovon ich heute sprechen will, wird auch nach sechs Jahren noch des Behandelns wert sein.

Es liegt der folgende Tatbestand vor:

Am 1. August dieses Jahres veranstaltete der „Deutsche Nationalausschuß" etwa vierzig Versammlungen in allen Teilen Deutschlands; es waren Gedenkfeiern, die Redner behandelten überall das Thema: „An der Schwelle des dritten Kriegsjahres". In einer dieser Versammlungen, in Berlin, sprach Adolf Harnack, der Ehrenpräsident des evangelisch-sozialen Kongresses. In seiner einstündigen Rede, die sich im übrigen mit der Kriegslage und den Kriegszielen befaßte, kamen auch die folgenden kurzen Sätze vor:

> „Was haben wir vor dem Kriege besessen? Eine internationale Privatwirtschaft und neben ihr auf einigen Gebieten eine gut arbeitende fiskalische und militärische Staatswirtschaft. Was haben wir im Kriege erlebt? Die fiskalische und militärische Staatswirtschaft erweiterte sich und arbeitete in umfassender Weise, geleitet von genialen Männern, bald ausgezeichnet. Aber dagegen die internationale Privatwirtschaft brach zusammen, die ausländische Konkurrenz fiel fort, und eine unbekümmerte, lediglich auf Profit gestimmte heimische Privatwirtschaft trat in weiten Kreisen an ihre Stelle. Wucherei und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hamsterei wuchsen auf, und vom Geiste des August 1914 war hier wenig mehr zu spüren. Ich klage nicht Einzelne an, obwohl Einzelne es verdienen. Ich klage das ganze System an, dem sie unterlagen, das System, welches den vollen Handelsegoismus und das rücksichtslose Verdienen auch im Kriege erlaubt, weil man eben überhaupt Grenzen hier nicht gekannt hat und kennt. Wenn es nun gewiß ist, daß wir das in einem Kriege nicht wieder erleben dürfen, so muß man schon im Frieden eine große Änderung ins Auge fassen. Diese kann sich nur auf der Linie bewegen, auf der einige bedeutende Betriebe unserer nationalen Wirtschaft schon stehen. Ich denke an die Bergwerke, die Kohlen, den Forstbetrieb. Gemischte Unternehmungen brauchen wir in großer Zahl, an denen der Staat oder die Kommunen beteiligt sind. Nirgendwo soll der frische Unternehmersinn und die private Verantwortlichkeit ausgeschaltet werden; aber an den Bedürfnissen und dem Wohle des Ganzen sollen sie ihre Grenzen finden. Diese kann nur die Gemeinschaft, repräsentiert durch den Staat, bestimmen."

Zehn Tage später, nämlich am 11. August, meldete Wolffs Telegraphenbüro aus Düsseldorf:

„Infolge der Angriffe, die Exzellenz von Harnack in seiner Rede am 1. August gegen die deutsche Privatindustrie erhoben hat, haben die Herren August Thyssen, Louis Röchling, Peter Klöckner und Freiherr von Bodenhausen-Degener in Würdigung der maßgebenden Stelle, die Exzellenz von Harnack innerhalb des deutschen Nationalausschusses einnimmt, ihren Austritt aus dem Ausschuß erklärt."

Das sind die äußeren Tatsachen. Um den Tatbestand völlig festzustellen, muß aber noch ein Zweifel geklärt werden:

Manche, und nicht ganz Wenige, haben gemeint, der Grund, den die vier Herren in jenem Telegramm für ihr Austreten aus dem deutschen Nationalausschuß hätten angeben lassen, sei nicht der wahre Grund. Er sei nur ein Vorwand. In Wahrheit liege es so:

Das Programm des deutschen Nationalausschusses laute bekanntlich:

„Der ‚deutsche Nationalausschuß' sieht seine Aufgabe darin, den Geist der Zuversicht im Volk daheim zu pflegen und damit den Rückhalt für unsere Kämpfer im Felde zu stärken. Er hält es deshalb für seine vaterländische Pflicht, allen Bestrebungen entgegenzutreten, welche unter Verkennung des Ernstes der Stunde die siegverheißende Eintracht gefährden. Sein Leitspruch heißt: Geschlossenheit nach innen, Entschlossenheit nach außen.

In diesem Geiste wird er auch, wenn die Zeit gekommen ist, im Vertrauen auf unsere militärische und politische Leitung seine Kräfte für einen Frieden einsetzen, der unseren Opfern entspricht und die Gewähr der Dauer in sich schließt."

Vielen klugen Männern sei es nun reizvoll und erfolgversprechend erschienen, sich einer Bewegung anzuschließen, die unter solchem Leitspruch aufgetreten sei. Zumal ja niemand die Augen davor habe verschließen können, daß wirklich mehr als genug „Bestrebungen" vor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

handen waren, „welche unter Verkennung des Ernstes der Stunde die siegverheißende Eintracht gefährdeten". Geleitet von solchen Erwägungen, die klugem Verstande und rechter Gesinnung entsprossen seien, seien damals auch August Thyssen und die drei andern dem deutschen Nationalausschuß beigetreten. Dann aber sei es den Vieren so gegangen, wie es schon Manchem gegangen sei, der sich in politische Dinge hineinbegeben habe, ohne sich vorher Nerven und Haut für das diesen Dingen entströmende Klima auf das sorgfältigste vorzubereiten: Thyssen, Louis Röchling, Klöckner und v. Bodenhausen hätten ja bisher ausschließlich in solchen Lebenskreisen gearbeitet gehabt, wo ihnen ihre Stellung und ihr Name eine unter allen Umständen gute, meist sogar besonders respektvolle, ja unterwürfige, Behandlung gesichert habe. Mehr noch, man gehe vielleicht nicht zu weit, wenn man dafür halte, daß in diesen Lebenskreisen selbst gegen gelegentliche Rücksichtslosigkeiten dieser Herren eine eigentliche Schranke kaum vorhanden gewesen sei. Jetzt aber hätten diese — also zweifellos etwas verwöhnten — Herren plötzlich die Erfahrung machen müssen, daß ihr Eintritt in den deutschen Nationalausschuß sie mit einem Male so ziemlich vogelfrei gemacht habe gegenüber allen möglichen Anwürfen, die in unserm politischen Leben zwar gebräuchlich seien, die eine verwöhnte Haut aber eben nicht gern habe. Man müsse, wenn man gerecht sein wolle, zugestehen, daß es für Männer, die gewohnt seien, daß ihre Umgebung sich so ziemlich widerstandslos vor ihnen beuge, recht unbequem sei, wenn sie mit einem Male andauernd öffentlich angeschrien würden mit Ausdrücken wie „Wedel-Harnacksche Garde", „Spottgeburt gelehrter Wichtigtuereien und englandfrommer (!) Verständigungssehnsucht", und mit andern Koseworten aus demselben Schimpflexikon. Das Durchhalten in der „Drecklinie" (das Bismarck bekanntlich für eine notwendige Fähigkeit jedes Politikers gehalten habe) hätten die Herren eben nicht gelernt gehabt; so hätten sie denn begreiflicherweise die erste Gelegenheit, die ihnen einen anständigen Vorwand geboten habe, benutzt, um Kehrt zu machen und sich in bessere Luft zu retten.

Wie gesagt, Manche meinen das. Sie berufen sich für ihre Auffassung besonders auch darauf, daß das Telegramm von einer „maßgebenden Stelle" spreche, „die Exzellenz von Harnack innerhalb des deutschen Nationalausschusses einnehme", — während Harnack in Wirklichkeit doch nur ein Mitglied des Ausschusses sei, wie andre auch. Diese Verbesserung des wirklichen Tatbestandes spreche doch sehr erheblich dafür, daß es sich wirklich nur um einen Vorwand handle, den man nach Kräften habe verstärken wollen.

Trotzdem — ich lehne diese Auffassung ab: Männer, wie August Thyssen und seine drei Gefährten haben einen Anspruch darauf, daß das, was sie öffentlich als den Grund für ihre Handlungsweise er-

klären (und es ist ja kein Zweifel, daß die Fassung des Telegramms unter ihrem unmittelbarsten Einfluß entstanden ist), von der Öffentlichkeit auch als der wirkliche Grund anerkannt werde.

So steht der Tatbestand nun fest. Und dieser Tatbestand — also das Geschehnis, daß August Thyssen und seine drei Gefährten, die ebenso wie er Führer unsrer Großindustrie sind, aus d i e s e m Grunde aus dem deutschen Nationalausschuß ausgetreten sind, — ist nun allerdings ein Ding, das auch nach Monaten und Jahren noch des Betrachtens wert sein wird.

Da meine ich allerdings nicht d i e Betrachtung, die, als die Sache noch „aktuell" war, vielen am nächsten gelegen hat; ich will sie kurz vorweg behandeln, damit sie uns die Hauptsache nicht verwirre: Es wurde nämlich damals viel darüber hin und her geredet, ob hier nicht eigentlich ein taktischer Fehler des deutschen Nationalausschusses vorliege. Der sei doch für einen ganz bestimmten Zweck gegründet, nämlich für den Zweck, den sein (oben von mir wiedergegebenes) Programm ausspreche. Und da sei es doch taktisch unrichtig gewesen, wenn in einer seiner Versammlungen vom 1. August einer seiner eigenen Redner etwas gesagt habe, was jenseits jener eigentlichen, selbstgestellten, Aufgabe des Nationalausschusses gelegen habe; was aber — selbst wenn es an sich noch so richtig gewesen sein sollte — bei andern Mitgliedern wohl Anstoß habe erregen können, nämlich bei solchen Mitgliedern, die mit dem Redner wohl hinsichtlich jener eigentlichen Aufgabe des Nationalausschusses einig seien, aber nicht sonst.

Nun glaube ich wirklich, daß der Nationalausschuß hier allerdings einen taktischen Fehler gemacht hat. Einen Fehler, der freilich unvermeidlich war, wenn der Ausschuß sein Programm für den 1. August so ausführen wollte, wie er es sich offenbar gesetzt hatte: Will man nämlich vierzig b e d e u t e n d e Männer reden lassen, Männer selbständigen Geistes und anerkannter Stellung, dann kann man die nicht kommandieren; denen kann man nicht einen Befehl geben: „Redet genau dies und das; jenes dagegen dürft ihr nicht berühren." Wenn man d a s will, so muß man kleinere Leute reden lassen, Leute, die man völlig sicher in der Hand hat; ich möchte es so ausdrücken: man muß dann Leutnants vorschicken, nicht Generäle. Und ich meine allerdings, in diesem Falle wäre das Vorschicken von Leutnants praktischer gewesen. Nur: vor dem 1. August war das vielleicht nicht so deutlich zu erkennen, wie jetzt, wo man das Ergebnis sieht.

Dieser Punkt, der nur den Tag, den Tag von gestern, angeht, ist damit erledigt — und so können wir uns nun, ungehindert von störenden Nebengedanken, dem zuwenden, was dem ganzen Vorgange seine dauernde Bedeutung gibt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Machen wir uns noch einmal ganz klar, wie dieser Vorgang eigentlich aussieht: Männer, die zu den Führern unsrer Privatindustrie gehören, Männer von gewaltigem Reichtum und mächtigem Einfluß, kündigen die Teilnahme an einer Arbeitsgemeinschaft, deren Ziele sie zweifellos nach wie vor billigen, weil eines der Mitglieder dieser Arbeitsgemeinschaft gewisse Gedanken öffentlich bekundet hat, die von den Kündigenden gemißbilligt werden, die aber mit den Zielen der Arbeitsgemeinschaft nichts zu tun haben. Und die Art, wie die Kündigung erfolgt ist, gibt ihr unzweifelhaft auch noch d e n Charakter, daß sie für künftige Fälle abschrecken soll: „Wer", so klingt es zwischen den Zeilen jenes Telegramms heraus, „unser Kapital, unsre Macht f ü r sich und nicht g e g e n sich haben will, der hüte sich künftig: denn wir bannen, wie ihr seht, nicht nur jeden, der sich zu dem bekennt, wozu sich Adolf Harnack jetzt bekannt hat, sondern auch jeden, der Gemeinschaft hält mit Adolf Harnack und seinesgleichen." — Wie tief muß da der Abgrund sein, durch den sich August Thyssen und seine drei Gefährten geschieden fühlen von dem, was Harnack gesprochen hat!

Zweierlei ist charakteristisch. Einmal: die vier Herren sagen, ihr Austritt sei geschehen infolge der „Angriffe" Harnacks gegen die deutsche Privatindustrie. Der Austritt ist also nicht erfolgt wegen der Reformvorschläge Harnacks, die in seinen, oben wiedergegebenen, Sätzen ebenfalls enthalten sind, sondern wegen der Kritik, die Harnack in jenen Sätzen ausgesprochen hat; August Thyssen und seine drei Gefährten fühlen sich gegen Harnack in Abwehrstellung. — Und zweitens: sie tun das nicht, weil sie sich etwa persönlich angegriffen fühlten. Denn niemals hat Harnack angedeutet, und nie ist jemand auch nur entfernt auf den Gedanken gekommen, Harnack habe die Betriebe d i e s e r Herren gemeint, s i e etwa seien die „Einzelnen", von denen Harnack sagt: „Ich klage nicht Einzelne an, obwohl Einzelne es verdienen." — Die vier Austretenden fühlen sich in Abwehrstellung gegen Harnack nicht als Personen, sondern als Vertreter ihres Berufes, als Vertreter der privaten Großindustrie. Angesichts der Namen, die die vier tragen, und angesichts der Macht, die sie verkörpern, muß man anerkennen, daß sie dazu legitimiert sind. Dafür, daß sie das sind, spricht übrigens auch die feindselige Haltung, die die „nationalliberale Korrespondenz" gegenüber Harnacks Rede eingenommen hat — wenn man nämlich berücksichtigt, wie eng die Beziehungen zwischen dem mächtigsten Teile der Nationalliberalen und der Großindustrie sind.

W a s nun August Thyssen und die drei andern an Harnacks Kritik bemängeln, das haben sie nicht gesagt, sie haben nur ihre Abwehrstellung als solche betont; man kann aber sehr wohl ermitteln, was sie meinen: Eine Abwehr gegen eine Kritik kann nämlich nur zwei

Arten von Grundlage haben; entweder der Abwehrende bestreitet die Wahrheit der Tatsachen, die der Kritiker behauptet hat — oder aber der Abwehrende bestreitet nicht, daß diese Tatsachen wahr sind, aber er hält, im Gegensatz zu dem Kritiker, diese Tatsache nicht des Tadels, sondern der Verteidigung oder gar des Lobes wert.

Also müssen wir zunächst fragen: ist anzunehmen, daß die vier Herren haben bestreiten wollen, daß die Tatsachen wahr seien, die Harnack als Grundlage seiner Kritik behauptet hat?

Dieser Tatsachen sind ja zwei.

Zum ersten sagt Harnack:

> „Die ausländische Konkurrenz fiel fort und eine unbekümmerte, lediglich auf Profit gestimmte, heimische Privatwirtschaft trat in weiten Kreisen an ihre Stelle. Wucherei und Hamsterei wuchsen auf, und vom Geiste des August 1914 war hier wenig mehr zu spüren."

Die Wahrheit *dieser* Behauptung *können* die vier Herren nicht haben bestreiten wollen, denn sie liegt offen zutage.

Harnacks zweite Behauptung aber umschließt der Satz:

> „Ich klage das ganze System an, dem sie unterlagen, das System, welches den vollen Handelsegoismus und das rücksichtslose Verdienen auch im Kriege erlaubt, weil man eben überhaupt Grenzen hier nicht gekannt hat und kennt."

„*Auch*" im Kriege, sagt Harnack, ist das das Wesen jenes Systems gewesen; so will er also behaupten, daß vor dem Kriege, im Frieden, das Wesen des Systems erst recht so war.

Ist es wahrscheinlich, daß August Thyssen und seine drei Gefährten leugnen wollen, daß Harnack mit dieser zweiten Behauptung tatsächlich recht hat? Harnack ist ja mitnichten der einzige, der erklärt, daß er Solches sehe; unter Andern hat jener Artikel im „Vortrupp", der mich zu meinem heutigen Aufsatz angeregt hat, schon im Oktober 1913 in der Sache dasselbe gesagt mit den Worten:

> „Früher wurden wir Deutschen — halb anerkennend, halb spöttisch — das Volk der Dichter und Denker genannt: Jetzt ist das Streben nach wirtschaftlichen Werten der Hauptinhalt des Lebens der meisten unsrer Volksgenossen geworden, und der Kampf um wirtschaftliche Güter der Hauptinhalt auch unsres öffentlichen Lebens. Es ist dem Deutschen von heute geradezu in Fleisch und Blut übergegangen, Werte überhaupt nur mehr an wirtschaftlichen Maßstäben zu messen. Wird zum Beispiel in unsern Zeitungen oder sonstwo die Stellung unsres Vaterlandes in der Welt abgewogen, so werden wir unter zehn Fällen wenigstens neunmal finden, daß dabei lediglich von Bedeutung und Ausbreitung unsrer Industrie und unsres Handels die Rede ist —, daß Erwägungen angestellt werden, ob uns oder den Engländern schließlich die Herrschaft im Welthandel zufallen wird, und dergleichen mehr."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ist es denkbar, daß so kluge und lebenskundige Männer, wie die vier Ausgetretenen (Beweis für ihre Klugheit und für ihre Lebenskunde ist ihr Lebenserfolg) haben leugnen wollen, daß es so sei? Ich sage: Nein, das ist nicht denkbar.

So können denn ihre Gegenangriffe gegen Harnack nur dahin verstanden werden, daß sie sagen wollen: „Es ist so, wie du sagst, aber — so muß es auch sein." Selbstverständlich meinen sie damit nicht etwa Harnacks erste Behauptung — wohl aber meinen sie die zweite. Sie bejahen dieses System, das Harnack bekämpft. Und zwar bejahen sie es, das ist meine Überzeugung, um deswillen, weil sie, so wie sie Welt und Menschen sehen, ein andres System nicht für möglich halten. Sie sind darum ganz gewiß nicht unedel: Einer der größten germanischen Dichter, Björnstjerne Björnson, hat im zweiten Teile seines gewaltigen Werkes „Über die Kraft" das Idealbild der Gattung von Menschen gezeichnet, der bei uns August Thyssen und die seiner Art angehören. Holger heißt Björnsons Held, und ich möchte wissen, wer ihn als unedel empfinden könnte. Auch der kann das nicht, der, wie ich, den Ausführungen zustimmt, die in jenem Aufsatze des „Vortrupp" dann weiter folgen:

> „Aber während diese Strömung in der Entwicklung unsres Volkes noch fließt, setzt bereits eine andre darunter ein. Während sich fast alles in dem Strom, der die ganze Oberfläche füllt, mitreißen ließ, hat eine Gruppe von Menschen, die durch diese Oberfläche hindurchsahen, zunächst rein forschend gefragt: Ist das Gold, das uns der riesige wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands gebracht hat, überall echt? Und je mehr jene Menschen forschten, und je mehr sie fragten, desto stärker wurden ihre Zweifel. Und auf dem Wege dieser Zweifel sind sie dann schließlich zu einer Grunderkenntnis gelangt, von der aus der Wert des gegenwärtigen Zustandes doch erheblich anders erscheint, als die ‚öffentliche Meinung' ihn einschätzt. Eine Grunderkenntnis, die sich etwa so ausdrücken läßt: Das Wesentliche der Geistesrichtung, die die Trägerin unsrer gegenwärtigen Entwicklungsstufe ist, ist etwas, was man als die ‚Anbetung der leblosen Sache' bezeichnen kann. Diese Geistesrichtung vergißt, daß es letzten Endes nicht auf diese leblose Sache, sondern auf den lebendigen Menschen ankommt. Daß weder der Einzelne, noch auch das Volk schließlich irgendeinen Vorteil haben, wenn sich lediglich die Sachgüter zu Bergen häufen, der Mensch aber dabei erdrückt wird. — Und die Forschenden haben erkannt, daß wir von diesem Zustande in der Tat nicht mehr so ganz fern sind ..... Je größer und herrlicher unsre wirtschaftliche Entwicklung wird, desto sicherer führt sie uns ins Verderben, wenn nicht die Schäden getilgt werden können, womit gerade sie die Rasse bedroht ....."

Hier steht Glauben gegen Glauben; jeder kämpft für den seinen. Die vom Typus Holger streiten für den Glauben, daß (wie es in jenem Aufsatze genannt wird) „das Wirtschaftliche der oberste Gott

sei und das für immer bleiben müsse" — die vom Typus Harnack für den andern Glauben, daß (wie es dort weiter heißt) „die wirtschaftlichen Interessen bei aller Betonung ihrer gewaltigen Wichtigkeit nicht mehr sinnlos herrschen sollen, sondern dem lebendigen Menschen dienen sollen, für den sie da sind".

Subjektiv gutgläubig ist jede der beiden Parteien. Aber objektiv kann nur die eine recht haben, muß die andre im Unrecht sein. Haben August Thyssen und die Seinen recht, dann ist die ganze langjährige Arbeit des evangelisch-sozialen Kongresses unter Harnacks Führung ein Irrweg gewesen; niemand wird bezweifeln, daß August Thyssen aus ehrlichster Überzeugung dafür hält, daß sie das gewesen sei.

Wer wird den Streit entscheiden? Unsre Feldgrauen, wenn sie zurückkehren. Ich habe keinen Zweifel darüber, wie ihr Urteil lauten wird.

Fidelis.

Was andre sagen

B. Z. am Mittag, Nr. 195 vom 21. August 1916.

Die drei Deutschen*). Von Dr. Arthur Bernstein.

„Man muß großen Respekt vor ihnen haben, nämlich vor der Art, wie sie ihre Sache betreiben, denn sie übertrifft alle bisher im deutschen Lande geübte Kunst der Agitation. Ihre Flugschriften gehen in die Hunderttausende, und dabei sind es nicht etwa Zettel von schlichtem Zeitungspapier in Wahlflugblattformat, sondern wohlausgestattete Druckwerke von vielen Seiten. Nichts schreckt sie ab, weder die Gefahr, die über dem verbotenen Werke liegt, noch die Portoerhöhungen, noch die relative Aussichtslosigkeit eines Teiles ihrer Bemühungen. Sie streuen ihre Saat vielfach auf die Äcker, die, nach der bestehenden Gesinnungsgruppierung, für sie nahezu unfruchtbar erscheinen müssen. Lehrervereine, Volksbibliotheken und selbst die Wahlvereine der freisinnigen Volkspartei sind ihnen ein Feld, das der Bestellung wert ist, nachdem etliche krause Schöngeister die Hoffnung erweckt haben, daß wenigstens nicht jedes Saatkorn verdirbt.

*) Bekanntlich wird die gegen den Kanzler gerichtete Schmähschrift von »Junius alter«, nachdem der Kanzler sie im Reichstag der Verachtung aller anständigen Menschen preisgegeben hat, jetzt aufs Neue von drei Gesellen verhökert, die sich — ausgerechnet — die „drei Deutschen" nennen.

Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Sache kostet Geld, viel Geld. Wer länger als 20 Jahre an der praktischen politischen Agitation mitgearbeitet hat, der weiß, wie schwer es ist, das nötige Geld zu einer verhältnismäßig bescheidenen Propaganda zusammenzubekommen. Für das ‚Ideale' sind die Leute ja stets in Versammlungen zu begrüßen bis sie schwitzen, eine Resolution, daß man ‚mit Gut und Blut' für die Sache der Partei einstehen wolle, ist leicht durchzusetzen, aber wenn es zum Schwur kommt, dann gilt ein Jahresbeitrag von 3 Mark schon als halber Opfertod. — So steht es in allen rein politischen Gesellschaften, während in den Interessentenvereinen schon ein Beträchtlicheres zu kollektieren ist. Wenn man ‚bürgerliche' Politik macht und auf das ‚Volk' angewiesen ist, etwa vom Professor abwärts, dann muß man mit seinen Mitteln haushalten und jedes einzelne Flugblatt dreimal in der Hand umdrehen, ehe man es seiner volksaufstachelnden Bestimmung zuführt. — Die drei Deutschen haben das nicht nötig, woraus ein kundiger Agitator den Schluß ziehen darf, daß sie sich außerordentlich leistungsfähiger Gönner erfreuen, die auf einen Tisch größere Summen zahlen. Und wenn man mit dem inneren Geschiebe der Interessen und Parteien in Deutschland halbwegs vertraut ist, so kann man sich ungefähr denken, was das für Gönner sind.

Also Geld ist da und Geld regiert die Welt. Man bedenke, daß die ganze Agitation so heimlich betrieben werden muß, daß zwar Tausende etwas davon erfahren, daß aber die Polizei der Sache nicht auf die Spur kommt. Unsere Radikalinskis und Putschisten auf der Linken sind doch auch Leute, die in diesen Dingen einige Praxis haben, aber wenn sie ein Flugblatt verbreiten, dann hat es die Polizei sofort, wenigstens meistenteils. Das Geheimnis des Erfolges bei den drei Deutschen beruht darauf, daß sie Geldausgaben nicht zu scheuen brauchen. Sie schicken irgend jemand einige tausend Druckstücke ins Haus mit der Bitte um Verbreitung. Kommen sie an die falsche Adresse, so ist die Sendung Makulatur, aber das stört sie nicht. Manchmal können sie dafür auch an eine richtige Adresse kommen und dann ist der gewünschte Erfolg da. Gegen diese hochfinanzierte Agitation ist der findigste Polizeimann ohnmächtig. Nur einen einzigen Verbreiter verbotener Druckschriften soll man bislang dingfest gemacht haben und er soll mit 30 Mark bestraft worden sein. .....

Ich sage das alles ohne Neid und vollends ohne jede Nebenabsicht, die drei Deutschen einer erhöhten Aufmerksamkeit der Behörden zu empfehlen. Es würde das ja auch gar nichts helfen, denn Leuten, die mit so viel Geld unterirdisch arbeiten, kommt eine Behörde doch nicht auf die Spur. Die einzige Macht, die einer so kapitalkräftigen Organisation gewachsen ist, ist die öffentliche Meinung. Man muß die drei Deutschen durch Freiheit und Zusicherung völliger Straflosigkeit aus ihren Verstecken an das Licht der Öffentlichkeit zwingen. Dann kann das deutsche Volk, als dessen Wortführer sie sich aufblähen, mit ihnen ein deutsches Wort reden. Einstweilen aber ist man übel daran, wenn man die Leute über diese unterirdische Propaganda aufklären will. Die Leute glauben einem einfach nicht und sagen, solch einen Unsinn gäbe es überhaupt nicht in der Welt. Das Bedenken, daß die Freiheit dieser Propaganda eine Gefahr für den Staat bedeute, ist nicht zutreffend. Der Inhalt der propagierten Druckschriften ist nicht viel abenteuerlicher und politisch alberner, als was man gelegentlich in der Presse der feindlichen Länder findet. Bedeutsam ist er nur dadurch, daß er durch die Heimlichkeit eine gewisse Folie gewinnt. Indem man die drei Deutschen darauf verweist, aus ihrem Schlupfwinkel bald hier, bald dort im Publikum aufzutauchen, gibt man ihnen nur Gelegenheit, sich sensationell zu machen, wie Jack der Aufschlitzer. Bald wird ein für Kriminalromane veranlagtes Genie sich dieses Kleeblattes bemächtigen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In den Kreisen des Dreideutschentums ist die politisch-ethische und intellektuelle Verwilderung schon seit Jahren groß. Der höhere Spießbürger dünkt sich was in der ‚realpolitischen', ‚staatsmännischen' und ‚bismärckischen' Pose, nur fehlt es am Besten, und so bleibt einzig die Pose mit romantisch-katilinarischem Anstrich. Gegen solche geistige Perversion helfen nur die hausbackenen Mittel des gesunden Menschenverstandes. Man gebe den wildgewordenen höheren Philister einige Wochen in das Sanatorium der öffentlichen Meinung, dann wird sich zeigen, daß er nicht eigentlich ‚infam' ist, sondern nur wirre und bald geheilt oder zum mindesten unschädlich gemacht werden kann."

Der Reichsbote, Berlin. Nr. 469, 44 Jg. 14. September 1916.

Keine Sentimentalität und keine „unnötige Grausamkeit".

„. . .Wenn im Kriege auch in vieler Beziehung der alttestamentliche Standpunkt in Kraft tritt — wir dürfen es doch nicht verleugnen, daß wir eines ‚anderen Geistes Kinder' sind. Das kam uns dieser Tage bei der Lektüre der Kriegspredigt eines Hamburger Pastors ‚Agag, der geschonte Feind' zum Bewußtsein. Den Text dieser Predigt . . . . . bildet das 15. Kapitel des 1. Buches Samuelis. Saul hat den Amalekiterkönig Agag geschont, ungehorsam dem ihm durch Samuel zuteil gewordenen göttlichen Befehl: ‚So zeuch nun hin und schlag die Amalekiter und verbanne sie mit allem, was sie haben. Schone ihrer nicht, sondern töte beide, Mann und Weib, Kinder und Säuglinge, Ochsen und Schafe, Kamele und Esel.'

Der Prediger kann sich ‚der Überzeugung nicht erwehren, daß uns Gott der Herr mit diesem Kapitel der Heiligen Schrift etwas Besonderes sagen will. Und was er uns sagen will, drücke ich mit der Mahnung aus: Nur keine falsche Schonung gegen den Feind; denn es ist ein Gottesgericht, das über die Feinde ergehen soll.'

Der Prediger fährt dann fort: ‚Gott hat uns alle Mittel in die Hand gegeben, den Feind zu schlagen. Wir haben U-Boote genug, um in wenigen Monaten England auf die Knie zu zwingen, und — wir gebrauchen sie nicht. Wir haben Zeppeline genug, um das hochmütigste Volk der Erde klein zu machen, und — wir schonen des Feindes noch viel zu sehr. Gott hat uns den genialsten Feldherrn unserer Tage geschenkt, den die Feinde den Russenschreck nennen, und noch immer [die Predigt ist am 16. Juli d. J. gehalten] warten wir darauf, daß er zu neuen Schlägen wider die Russen aushole. Alle Schonung des Feindes wird von Gottes Wort direkt als ein Ungehorsam gegen seinen heiligen Willen gebrandmarkt.'

Wir selbst sind für denkbar energische Ausnützung aller unserer Machtmittel, aber wir meinen doch, daß hier die Grenze überschritten ist, die einer christlichen Predigt auch jetzt gesteckt ist. Man vergleiche z. B. nur, wie viel vorsichtiger und besonnener ein Heydebrand diese schwierigen Fragen in seiner politischen Rede in Frankfurt a. M. angefaßt hat. Auch sonst halten wir die Art der Auslegung und Anwendung jener alttestamentlichen Geschichte nicht für einwandsfrei. Der ewige, religiös-sittliche Kern der Geschichte ist der allgemeine Satz: Gehorsam ist besser denn Opfer. Aber man darf diesen Gedanken nicht so für den gegenwärtigen Krieg deuten und zurechtbiegen, wie das der Prediger hier tut, daß alle Schonung des Feindes von Gottes Wort ‚direkt als ein Ungehorsam gegen seinen heiligen Willen gebrandmarkt' werde. Dafür, wie weit man seine Feinde schonen oder besser nicht schonen soll, kann diese Geschichte christlichen Heerführern keine Maßstäbe geben. . . . . .

So verdammungswürdig wir es an den Engländern finden, daß sie sich als das auserwählte Volk betrachten, die uns nach Gottes Willen und Plan vernichtend treffen sollen, so verkehrt und überheblich wäre es, wollten wir die Rollen tauschen und uns als das aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erwählte Volk Gottes ansehen, das — ähnlich wie das Volk Israel unter Saul an den Amalekitern — ein vernichtendes Strafgericht Gottes an unseren Feinden zu vollziehen hätte. Wir glauben an den Sieg und den weltgeschichtlichen Beruf unseres deutschen Volkes, wenn es sich unter Gottes gewaltige Hand demütigt und sich durch die furchtbare Heimsuchung dieses Krieges zu wahrer Buße leiten läßt. Wie viel daran noch fehlt wissen wir alle ..."

Die planmäßige Ordnung unserer Lebensmittelversorgung.

Daß die Regelung unserer Lebensmittelversorgung auf keiner vollkommenen Grundlage beruht, hat uns nicht erst der Krieg zu beweisen brauchen. Schon in den letzten Friedensjahren waren die Lebensmittelteuerungen ständig wiederkehrende Erscheinungen geworden, und immer mehr kam man dabei zu der Erkenntnis, wie sehr unsere Lebensmittelversorgung noch einer planmäßigen Ordnung entbehrte. Die bisherigen Maßnahmen, die man hier und da zur Bekämpfung der Teuerung ergriffen hat, waren fast immer nur für den Augenblick berechnet und konnten daher nur eine vorübergehende Wirkung ausüben. Wenn wir unsere Lebensmittelversorgung künftig auf eine gesunde Grundlage stellen wollen, dann werden wir vor allem auf eine grundsätzliche und planmäßige Regelung der Dinge bedacht sein müssen. Diese grundsätzliche Ordnung wird um so notwendiger sein, als auch nach dem Friedensschluß die Frage der Lebensmittelversorgung noch lange eine ernste und schwierige Aufgabe bleiben wird.

Am besten werden wir jedenfalls der bisherigen Planlosigkeit entgegenwirken können, wenn unser Streben dahin geht, in Zukunft eine bessere Anpassung zwischen Erzeugung und Bedarf herbeizuführen. Am wirksamsten wird dies geschehen können durch Schaffung engerer Beziehungen zwischen Stadt und Land, zwischen Produzenten und Konsumenten. Innerhalb unserer Reichsgrenzen gibt es einerseits Gebiete, die mehr Lebensmittel hervorbringen, als sie selbst nötig haben (Überschußgebiete), und andererseits Gebiete, die einer größeren Zufuhr bedürfen (Bedarfs- oder Zuschußgebiete). Die Überschußgebiete sind naturgemäß mehr ländlicher, die Bedarfsgebiete mehr städtischer und industrieller Natur. Vor allem wird es nun darauf ankommen, künftig eine engere Verknüpfung zwischen städtischem Bedarfs- und ländlichem Versorgungsgebiet vorzunehmen. Es wird sich ja nun wohl schwer ermöglichen lassen, den einzelnen Bedarfsgebieten jedesmal auch bestimmte Versorgungsgebiete zuzuweisen. Jedenfalls aber wird man sagen können, daß dieses oder jenes Versorgungsgebiet für einen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bedarfsbezirk ganz besonders in Betracht kommt. Während des Krieges wurden ja auch bei der Kartoffelversorgung mittels der Bezugs- und Überweisungsscheine den einzelnen Städten bestimmte Kreise zugewiesen, aus denen sie ihre Kartoffeln zu beziehen hatten. In ähnlicher Weise ließe sich nun auch wohl künftig eine engere Verbindung zwischen Versorgungs- und Bedarfsgebiet anbahnen, was nach mancher Richtung hin von vorteilhafter Wirkung sein könnte.

Zunächst wird auf diese Weise das unwirtschaftliche Hin- und Herfahren allmählich vermieden. Bisher kam es nämlich häufig vor, daß aus west- und süddeutschen Landgegenden Lebensmittel weit nach Mitteldeutschland geschickt wurden, während die west- und süddeutschen Städte dieselbe Art von Lebensmitteln wieder aus Mitteldeutschland bezogen. Dieses Verfahren bringt die verschiedensten Nachteile mit sich. So werden dadurch unnötige Transportkosten verursacht, spekulative Machenschaften werden dadurch begünstigt, und schließlich wird durch das planlose Hin- und Herschicken die Unordnung und die Unübersichtlichkeit immer größer. Ferner wird es bei einer planmäßigen Zuweisung auch nicht mehr vorkommen, daß in manchen Landbezirken oft Überfluß an gewissen Lebensmitteln herrscht, während gleichzeitig in der Stadt ein großer Mangel daran besteht. Sind die Versorgungsgebiete auf die einzelnen Bedarfsgebiete etwas verteilt, so wird auch vermieden, daß gewisse Versorgungsgebiete von den verschiedensten Städten überlaufen werden und so gegenseitige Überbietungen und Preissteigerungen stattfinden. Weiter kann der Bedarfsbezirk auch auf die Produktion seines Versorgungsgebietes einen wirksamen Einfluß ausüben, er kann für die Zufuhr von Produktionsmitteln (Futtermittel, städtische Abfälle, Ferkel usw.) sorgen. Vor allem werden sich die Beziehungen allmählich dahin ausbauen lassen, daß man immer mehr zum Abschluß langfristiger Lieferungsverträge zwischen Bedarfs- und Versorgungsgebiet übergeht.

Auf diese Weise läßt sich das zu erstrebende Ziel, die Schaffung einer Anpassung zwischen Erzeugung und Bedarf, am ehesten erreichen. Die Regelung der gegenseitigen Beziehungen wäre von besonderen Stellen in die Hand zu nehmen. In den Städten könnte dies geschehen durch die in letzter Zeit allenthalben ins Leben gerufenen Lebensmittelämter. Diesen städtischen Lebensmittelämtern müßten auf dem Lande entsprechende Stellen gegenüberstehen. Als solche kämen in Betracht die im Verlaufe des Krieges in manchen landwirtschaftlichen Bezirken entstandenen Wirtschaftsberatungsstellen, die mit Hilfe der landwirtschaftlichen Organisationen und Genossenschaften zu besonderen Wirtschaftsämtern ausgebaut werden könnten. Steht nun das städtische Lebensmittelamt auf der einen und das ländliche Wirtschaftsamt auf der anderen Seite, so könnte man auf diesem Wege in gegenseitige Beziehungen und Verhandlungen treten. Das städtische Lebensmittelamt könnte dem länd-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichen Wirtschaftsamt Mitteilungen machen über den voraussichtlichen künftigen Bedarf der Stadtbevölkerung an bestimmten Produkten, so daß die Landwirte sich darauf einzurichten vermögen.

Damit wäre die Möglichkeit einer planmäßigen Anpassung zwischen Erzeugung und Bedarf schon gegeben. Ein großer Übelstand lag bei unserer ganzen Lebensmittelversorgung bisher immer darin, daß keine geregelte Ordnung der Lebensmittelerzeugung bestand. Jeder Landwirt hat bisher stets nach seinem eigenen Gutdünken und Belieben gewirtschaftet und ohne Berücksichtigung der Bedürfnisse des städtischen Konsums immer nur das gebaut, was ihm gerade paßte. Daher wurde schon häufig die Forderung aufgestellt, die Lebensmittelerzeugung planmäßig zu regeln und die Landwirte zum Anbau bestimmter für den städtischen Verbrauch notwendiger Lebensmittel ausdrücklich zu verpflichten. Ein derartiger Zwang zur Erzeugung bestimmter Lebensmittel würde aber bei der Eigenart des landwirtschaftlichen Betriebes oft schwer durchzuführen sein. Dagegen würde eine mehr planmäßige Regelung eher ermöglicht werden können, wenn das städtische Bedarfsgebiet sich mit dem ländlichen Versorgungsgebiet in Verbindung setzen und mit ihm Hand in Hand arbeiten würde. Wenn der Bauer weiß, daß er für einen ganz bestimmten, vorher angemeldeten Bedarf zu arbeiten hat und man ihm feste Garantien für die künftige Abnahme seiner Produkte zu einem angemessenen Preise bietet, dann wird er sich viel eher zu dem Anbau bestimmter Produkte entschließen können, als wenn er ins Ungewisse wirtschaften soll.

Sind so die Beziehungen zwischen städtischem Bedarfsgebiet und ländlichem Versorgungsgebiet geschaffen, und richtet sich der Landbezirk immer mehr darauf ein, dem tatsächlichen Bedarf der Stadtbevölkerung Rechnung zu tragen, dann könnten die Stadtgemeinden allmählich auch dazu übergehen, eine direkte Einwirkung auf die Produktion vorzunehmen und gewisse, ihr besonders wichtig erscheinende, Produktionszweige nach Möglichkeit zu fördern und zu unterstützen.

Einige Anfänge sind nach dieser Richtung hin bereits gemacht worden. So sind manche Kommunen bereits dazu übergegangen, durch finanzielle Unterstützung Anbau und Lieferung von Lebensmitteln anzuregen. In vielen Fällen liegt nämlich die Schwierigkeit bei der Produktion und der Lieferung in dem mangelnden Kredit, z. B. bei den kleinen Viehzüchtern. Während des Krieges war es hauptsächlich die Futternot, die den Viehzüchtern die größten Schwierigkeiten machte. Daher sind von verschiedenen Kommunen Futtermittelzentralen errichtet worden, oder man beteiligte sich städtischerseits an der Errichtung solcher Stellen und unterstützte sie. Von hier aus wurden den Landwirten Futtermittel zur Verfügung gestellt, während die Landwirte dafür ihrerseits sich zur Lieferung entsprechender Produkte an die Stadt verpflichteten. In ähnlicher Weise wurden die gesammelten städtischen Haushaltungsabfälle an die Pro

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

duzenten überwiesen. Um eine möglichst rationelle Nutzbarmachung der Abfälle herbeizuführen, ist von einigen Städten deren Verarbeitung vorgesehen worden (z. B. zu Futtermehl), besonders dort, wo die Frischverfütterung Schwierigkeiten bereitete. Einige städtische Gasanstalten haben es unternommen, die Küchenabfälle durch Trocknen in ein Dauerfutter umzuwandeln, wobei die jetzt unbenutzt durch den Schornstein abziehenden Abgase der Retortenöfen Verwendung finden.

Auch sind Vereinbarungen zwischen Stadt und Land zwecks besserer Ausnutzung der städtischen Abwässer möglich. Verhältnismäßig einfach ist die von verschiedenen Städten, wie Berlin und Bielefeld, geübte Praxis, die Abwässer hektarweise zu verpachten. Sodann ist aber auch ein Übereinkommen zwischen Stadt und Land in der Art denkbar, daß die Stadt dem Landwirt die Abwässer liefert und der Landwirt sich verpflichtet, die Erzeugnisse seiner Wirtschaft an die Stadt zu einem entsprechenden Vorzugspreis zu liefern. Praktische Beispiele liegen auch für diese Möglichkeit bereits vor. In der Umgegend von Bielefeld beziehen manche Landwirte für ihre Fettweiden Abwässer von den Bielefelder Kläranlagen. Mehrere Gutsbesitzer bei Bielefeld haben ihre ganzen Güter zur Berieselung angeboten, d. h. sie zahlen der Stadt ein angemessenes Pachtgeld für die Berieselung ihrer Felder unter städtischer Aufsicht.

Anderswo hat man damit begonnen, die sogenannte Abwärme der Dampfmaschinen in den Elektrizitätsanlagen, Fabrikbetrieben usw. nicht nur industriell, sondern auch landwirtschaftlich zu verwerten. Die bisherige Wärmevergeudung war eine ganz beträchtliche, da selbst die besten Dampfmaschinen durchschnittlich nur einen Nutzeffekt von 20—30% aufweisen sollen. Im vergangenen Jahre hat die Stadt Dresden den Anfang damit gemacht, die Abwärme aus dem städtischen Elektrizitätswerk für die Trockenanlagen landwirtschaftlicher Produkte, sowie besonders für die Erwärmung der Böden mit gärtnerischen und landwirtschaftlichen Produkten zur Verfügung zu stellen. Die Versuchsanlage der Dresdner Technischen Hochschule, bei welcher die Abwärme des Elektrizitätswerkes der Hochschule mittels unterirdischen Röhrensystems bis an das einige hundert Meter entfernte Gartenland geleitet wird, hat eine erhebliche Erntebeschleunigung und Produktionssteigerung ergeben. Durch die künstliche Wärmezufuhr wird gleichzeitig auch der Wasserhaushalt des Bodens mehr oder minder beeinflußt, indem tiefer stehendes Wasser in höher gelegene trockene Bodenschichten aufströmen und somit einer drohenden Trockenheit sowie den Gefahren unzeitiger Fröste vorgebeugt werden kann. — Ferner besteht insbesondere auch die Möglichkeit, daß die städtischen Gasanstalten der Landwirtschaft bei der Düngerversorgung entgegenkommen (Ammoniaklieferung). Während des Krieges haben verschiedene Städte mit Gemüsebauern Verträge abgeschlossen, wonach die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Städte Ammoniak zur Verfügung zu stellen und die Gemüsebauern nachher dafür Gemüse zu liefern haben.

Insbesondere haben sich manche Gemeinden und Kreisverbände zur Bereitstellung von Betriebsvorschüssen, sowie zur Gewährung von Zucht- und Mastprämien verstanden. Zur Sicherstellung der städtischen Milchversorgung wurden während des Krieges häufig Stallprämien gewährt, was zur Folge hatte, daß weniger Milchvieh abgeschlachtet, sondern eher noch welches neu eingestellt wurde. Zu Beginn dieses Jahres stellte die Stadt Hilden den Landwirten für jeden Morgen, der mit Kartoffeln bepflanzt wurde, eine Prämie von 30 Mark zur Verfügung, wenn die Landwirte sich verpflichteten, die Kartoffeln der Stadt zu einem bestimmten Vorzugspreise später zur Verfügung zu stellen. Ländliche Genossenschaften, insbesondere Absatzgenossenschaften, könnten unterstützt werden. Es können Räume und Kredite für Genossenschaftsmästereien zur Verfügung gestellt werden. Die Stadt Freiburg i. Br. hat städtische Zuchtanstalten eingerichtet, um die kleinen Landwirte der Umgegend mit Ferkeln zu versorgen. Die Stadt könnte dazu übergehen, Anstalten zu errichten, zu deren Inangriffnahme dem Lande die nötigen Mittel und die rechte Initiative fehlen, z. B. Trocknungsanlagen, Dörrbetriebe, Lagerhäuser, Mastanstalten usw. Einige Städte haben sich bereits mit Geld an Zucht- und Mastanstalten, an Verwertungsgenossenschaften landwirtschaftlicher Produkte (Molkereien) beteiligt. Damit haben sie gleichzeitig einen Einfluß auf die Lieferungsbedingungen und eine Kontrolle über die Produktion erreicht. Eine derartige Kontrolle ist in der Landwirtschaft keineswegs eine Neuerscheinung. Beispielsweise wurde von manchen Genossenschaften schon früher eine eingehende Kontrolle ausgeübt. Die Molkereigenossenschaften wachten vielfach strenge über die Art der Fütterung. Die Anwendung gewisser Futtermittel wurde den Genossen verboten, die Anwendung anderer Futtermittel wurde ihnen zur Pflicht gemacht. Die Lieferanten wurden zu Angaben über das Futter nach Menge und Zusammensetzung verpflichtet. Einzelne Genossenschaften behielten sich das Recht vor, durch Vornahme von Stallbesichtigungen noch eine besondere Kontrolle auszuüben. Ähnliche Kontrollmaßnahmen haben auch schon verschiedene Städte vorgesehen, die im Besitze eigener Milchzentralen sind.

Wenn die Städte für die Regelung der Lebensmittelversorgung eine wirklich gesicherte Grundlage schaffen wollen, dann müßten sie vor allem dahin streben, mit ihren Versorgungsgebieten in vertragliche Verhandlungen zu treten. Eins der besten Mittel liegt hier zweifellos in dem Abschluß langfristiger Lieferungsverträge zwischen Stadt und Land, wobei sich die Städte durch Vertragsabschluß mit der Landwirtschaft die künftige Lieferung einer bestimmten Menge von Lebensmitteln zu einem vorher festgesetzten Preise zu sichern hätten. Auf diese Weise wäre allen Teilen am besten gedient. Wenn der Bauer wüßte, daß er seine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erzeugnisse zu einem bestimmten Preise künftighin los würde, dann könnte er sich auch zu einer regelmäßigen Erzeugung entschließen. An Stelle des unsicheren Risikos würde die verbürgte Sicherheit treten, und die fortwährenden großen Schwankungen, die für alle Teile von Schaden sind, würden ein Ende haben. Gleichzeitig wäre dann auch für die Konsumenten eine geregelte Zufuhr und Versorgung mit Lebensmitteln gesichert. An schwankenden Preisen, mögen diese auch vorübergehend hoch sein, ist der Bauer ebensowenig interessiert, wie der Konsument sie wünschen kann, denn der Bauer weiß, daß auf hohe Preise nachher regelmäßig tiefe Preise folgen, und zwar pflegen die Preise nachher fast jedesmal um so tiefer zu stürzen, je höher sie vorher gestiegen sind. Die fortwährenden Preisschwankungen sind also ein Unglück für Produzenten und Konsumenten, sie lassen gar keine vernünftige Berechnung und richtige Vorsorge zu.

Diese Unbeständigkeiten beseitigt der Abschluß fester Lieferungsverträge. Der Abschluß derartiger langfristiger Lieferungsverträge ist keineswegs etwas Neues, sondern schon in Friedenszeiten häufig geübt worden. Namentlich von der Militär- und Marineverwaltung sind schon von jeher langfristige Lieferungsverträge auf Lieferung bestimmter Lebensmittel abgeschlossen worden. Im Verlaufe des Krieges hat die Heeresverwaltung den Weg der Lieferungsverträge wiederholt mit großem Erfolge beschritten. Ein Beispiel der planmäßigen Vorsorge bietet auch die Versorgung mit Faserstoffen, deren unsere Heeresverwaltung dringend benötigte. Daher hat sich die Heeresverwaltung mit einem Aufruf zum Anbau von Flachs und Hanf an die Landwirtschaft gewandt, hat zur Zeichnung bestimmter Anbauflächen von Flachs und Hanf aufgefordert und ist zu diesem Zwecke mit den Landwirten in nähere Verhandlungen getreten. Auch die Industrie hat sich zwecks planmäßiger und zeitiger Versorgung mit Faserstoffen an die Landwirtschaft gewandt. Es wurde eine „Deutsche Hanfbaugesellschaft" gegründet, woran sowohl Industrielle, wie auch Landwirte und Landwirtschaftskammern sich beteiligten, und wobei gegenseitige Verpflichtungen auf Anbau, Lieferung und Abnahme eingegangen wurden.

In vielen Bezirken ist es seit langem bereits üblich, daß die städtischen Milchhändler oder deren Organisationen mit den organisierten Milchproduzenten Lieferungsverträge abschließen. Es gibt sogar Leute, die das Abschließen von Milchlieferungsverträgen gewerbsmäßig betreiben und dann den fertigen Vertrag an städtische Milchgroßhändler weiterverkaufen. Die zuckerrübenbauenden Landwirte sind schon seit Jahrzehnten gewohnt, dreiviertel Jahr vor der Ernte mit den Zuckerfabriken Lieferungsverträge abzuschließen. Häufig wird dabei von den Zuckerfabriken die Lieferung des Saatgutes, die leihweise Überlassung landwirtschaftlicher Maschinen, die Lieferung von Abfallprodukten der Rübenverarbeitung, welche als

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Futtermittel wertvoll sind, übernommen. Ferner gibt es Anbau- und Lieferungsverträge zwischen Gemüseproduzenten und Großabnehmern. Die regelmäßig für Konservenfabriken Gemüse bauenden Landwirte machen die entsprechenden Abschlüsse schon seit langen Jahren zur beiderseitigen Zufriedenheit.

Auch von einigen Gemeinden sind derartige Lieferungsverträge bereits abgeschlossen worden. Am bekanntesten sind wohl die Verträge der Stadt Ulm, welche diese zur Sicherung der Fleischversorgung sowohl mit den Viehzüchtern als Lieferern, wie auch mit den Fleischern als Abnehmern geschlossen hat.

Zur Herbeiführung eines Ausgleichs würde es sich auch sehr empfehlen, wenn man in Zeiten starken Angebots eine Konservierung der überschüssigen Waren vornähme. Auf diese Weise würde man sich einerseits in der Stadt einen Vorrat für künftige magere Zeiten sichern, und anderseits hätte dann auch der Landwirt stets die Gewißheit, selbst in Zeiten der Überproduktion einen befriedigenden Absatz für seine Ware zu erhalten. Aus diesen Gründen hat man die Errichtung von Fleisch-, Obst- und Gemüsekonservenfabriken, sowie von Dörr- und Trocknungsanlagen vorgeschlagen, sei es auf genossenschaftlichem Wege, sei es von der Kommune oder unter gemeindlicher Beteiligung. Die dadurch herbeigeführten besseren Verwertungsmöglichkeiten würden wiederum ermutigend und aneifernd auf die Produzenten einwirken und so zu einer Steigerung der Erzeugung beitragen.

Nicht zuletzt kommt die Konservierung für die so wichtigen Futtermittel in Betracht. Die Futtermassen sammeln sich zur Zeit der Ernte oft bis zum Überfluß an und gehen dann wieder bis zur Knappheit zurück. Diese schwankende Tendenz wird noch durch die Ungleichmäßigkeit der Ernteergebnisse der einzelnen Jahre begünstigt. Heute ist für das gewachsene Futter viel zu wenig Vieh da, und im nächsten Jahre kann schon wieder viel zu viel Vieh vorhanden sein. Eine größere Stetigkeit der Fleischerzeugung läßt sich dadurch herbeiführen, daß zuerst die geernteten Futtermengen bis zum Wiedereintritt der Ernte, also für den ganzen Jahresbedarf gleichmäßig verteilt werden, dann aber auch dadurch, daß die überschüssigen Mengen über den Jahresbedarf hinaus für spätere Zeiten zum Ausgleich der Ernteschwankungen aufbewahrt werden. Um einen ständig mit Futtermitteln versorgten Markt zu gewinnen, sollte daher auf die Errichtung von Futterlagerhäusern auf genossenschaftlichem Wege oder durch die Gemeinden hingewirkt werden. Wenn Staat oder Gemeinde über solche Futtervorräte verfügen, so kann dieser Umstand auch auf den Abschluß von Viehlieferungsverträgen wieder günstig einwirken. Das bekannteste Beispiel bieten hier die Schweinelieferungsverträge während der Kriegszeit. Zuerst im Spätherbst 1915 war es dem Staate gelungen, eine ziemliche Menge von Futtermitteln

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aus dem Balkan zu bekommen. Diese Futtermittel wurden nun landwirtschaftlichen Genossenschaften und sonstigen geeigneten landwirtschaftlichen Vereinigungen zur Verfügung gestellt unter der Bedingung, daß die mit den Futtermitteln bedachten Landwirte sich vertragsmäßig verpflichteten, nach Ablauf einer normalen Mästungsperiode die mit diesen Futtermitteln gemästeten Schweine zu einem bestimmten Preise und mit einem bestimmten Lebendgewicht abzuliefern.

Dieses Zusammenarbeiten von Stadt und Land würde auch in sonstiger Beziehung manche erfreuliche Folgewirkungen nach sich ziehen können. Es ist eine bedauerliche Tatsache, daß im Laufe der Zeit die Entfernung und die gegenseitige Entfremdung zwischen Stadt und Land immer größer geworden ist. Die Folge davon war, daß eine Verständigung zwischen Stadt und Land immer mehr erschwert wurde, daß man Vorwürfe und Anschuldigungen gegeneinander erhob, und daß sich schließlich eine starke Spannung zwischen Stadt und Land herausbildete. Diese gegenseitige Entfremdung und Spannung mußte auch auf die Lebensmittelversorgung einen nachteiligen Einfluß ausüben. Es bestanden keine rechten Beziehungen mehr zwischen Stadt und Land, es fehlten die Brücken zur gegenseitigen Verständigung und zu friedlichen Verhandlungen, und von keiner Seite zeigte man ein wirklich praktisches Entgegenkommen. Der Landwirt kümmerte sich wenig um die Lebensverhältnisse und Bedürfnisse der Stadtbevölkerung, und der Städter wußte nichts von den Erzeugungsbedingungen in der Landwirtschaft. Man arbeitete aneinander vorbei. Eine Besserung ist nur dann zu erwarten, wenn eine engere Verbindung geschaffen wird zwischen Stadt und Land, wenn die Landbevölkerung einen besseren Einblick bekommt in die Bedürfnisse der Stadtbevölkerung und in der Stadt mehr Verständnis für die landwirtschaftlichen Betriebsverhältnisse herbeigeführt wird. **Dr. E. G. Zitzen.**

Kriegerheimstätten und lebensreformerische Siedelungsziele.

Das vor einigen Wochen vom Reichstag genehmigte Kapitalabfindungsgesetz ermöglicht es, daß Personen, die aus Anlaß des gegenwärtigen Krieges auf Grund des Mannschaftsversorgungsgesetzes oder des Militärhinterbliebenengesetzes Anspruch auf Kriegsversorgung haben, an Stelle der fortlaufenden monatlichen Zahlungen mit einem entsprechenden Kapital abgefunden werden können. Dieses Gesetz, dessen Zustandekommen auf die zielbewußte Arbeit der Bodenreformer zurückgeführt werden darf, hat den Zweck, das ländliche und städtische Siedelungswesen zu fördern. Dementsprechend wird die Kapitalabfindung

nur zum Erwerb eigenen Grundbesitzes oder zu dessen Entlastung (wenn eigener Grundbesitz bereits vorhanden ist) bewilligt, und nur dann, wenn die nützliche Verwendung des Geldes gewährleistet erscheint. Die oberste Militärverwaltungsbehörde bestimmt eine angemessene Frist, innerhalb der die Abfindungssumme für den die Abfindung begründenden Zweck verwendet sein muß. Die bestimmungsgemäße Verwendung des Kapitals ist durch die Form der Auszahlung und in der Regel durch Maßnahmen zur Verhinderung alsbaldiger Weiterveräußerung des Grundstücks oder des an ihm bestehenden Rechts zu sichern. Zu diesem Zwecke kann die oberste Militärbehörde vor allem anordnen, daß die Weiterveräußerung und Belastung des auf Grund der Kapitalabfindung erworbenen Grundstücks innerhalb einer Frist von nicht über zwei Jahren nur mit Genehmigung der Militärbehörde zulässig ist, und einen entsprechenden Vermerk in das Grundbuch eintragen lassen. Wird das Kapital nicht innerhalb der bestimmten Frist dem Zwecke der Auszahlung entsprechend verwandt, oder wird der Zweck der Kapitalabfindung vereitelt, so ist die Abfindungssumme (gegebenenfalls zum Teil) zurückzuzahlen. Zur Sicherung der Rückzahlung kann die Eintragung einer Sicherungshypothek verlangt werden. Die Wirkung des Gesetzes erstreckt sich nur auf die Mannschaften und Unteroffiziere sämtlicher Grade (also einschließlich Feldwebel), ferner auf das Personal der freiwilligen Krankenpflege, dagegen nicht auf Offiziere und deren Hinterbliebene.

Von besonderer Bedeutung ist die Bestimmung des § 1 Abs. 2, demzufolge „eine Kapitalabfindung auch dann gewährt werden kann, wenn Versorgungsberechtigte zum Erwerb eigenen Grundbesitzes einem gemeinnützigen Bau- oder Siedelungsunternehmen beitreten wollen". Hierdurch trägt man der Eigenart der Siedelungsunternehmungen Rechnung (gemeinnützige Baugenossenschaften, Obstbaukolonien, Gartenstädte usw.), bei denen der Begriff des „Eigentums", im streng juristischen Sinne auf die von den Genossen bewohnten Grundstücke angewendet, oft strittig sein könnte. Zugleich schützt das Gesetz die Kriegsversorgungsberechtigten bis zu einem gewissen Maße vor grober Übervorteilung durch Bodenspekulanten, indem es von den Siedelungsunternehmungen „Gemeinnützigkeit" fordert. Das bedeutet in dem hier wohl maßgebenden Sinne des Genossenschaftsgesetzes eine Verzinsung des Geschäftsguthabens der Beteiligten mit nicht über vier vom Hundert und im Falle der Auflösung die Verwendung des gemeinschaftlichen Vermögens für gemeinnützige Zwecke.

So ist ein Gesetz zustande gekommen, dem eine weitgehende soziale und bodenreformerische Bedeutung zuerkannt werden muß. Aber auch darüber hinaus beansprucht es das besondere Interesse aller Lebensreformer. Fast sämtliche militärisch verwendbaren Mitglieder der vielen für Volksaufartung und Lebenserneuerung arbeitenden Vereinigungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sind ins Feld gerückt. Ein immerhin beträchtlicher Teil ist bereits gefallen, und ein noch größerer Teil wird äußere oder innere Beschädigungen erlitten haben, die ihn für sein ferneres Leben in seiner Erwerbsfähigkeit beschränken. Viele davon sind zum Krüppel geworden und leiden nun nicht nur unter Sorge um ihre und ihrer Familie Zukunft, sondern auch unter dem niederdrückenden Gedanken, dem Ziele des vollwertigen Menschen, dem sie früher zustrebten, nun für alle Zeiten noch ferner zu sein, als vorher. Das Leben kann so einem hochstrebenden Idealisten wertlos erscheinen, wenn ihm in seinem seelischen Leiden die Kraft fehlt, sich aufzuraffen und sich zu bescheiden. Wieder Andere, deren Nerven nicht mehr widerstandsfähig genug waren, gehören zu der großen Zahl derer, die aus dem Kriege mit psychogenen, hysterischen Erkrankungen heimkehren. Diesen kann erfahrungsgemäß nur durch Zurückführung in ein geordnetes sorgenfreies, aber zu regelrechter befriedigender Beschäftigung drängendes Heim eine völlige Genesung gesichert werden. Sie alle, die Kriegsbeschädigten und die Kriegerwitwen, haben unsere Hilfe nötig: ideell, um sich seelisch wieder emporrichten zu können, und damit die Voraussetzungen eines vernünftigen Lebenszwecks wiederzugewinnen; materiell, weil selbst eine hohe Rente zu einer angemessenen Lebensführung für eine Familie durchweg nicht ausreicht. Wir können ihnen auch helfen, ohne uns nur fühlbar zu belasten. —

Schon immer war in den Meisten die Sehnsucht nach einem eigenen Heim auf eigener Scholle wach. Was sie zumeist daran hinderte, das Ziel ihrer Sehnsucht zu erreichen, war einmal die berufliche Tätigkeit, die Viele an die Mietwohnungen der Großstadt kettete, und zum anderen der Mangel an ausreichenden Geldmitteln für die notwendige Anzahlung usw. Dadurch, daß sie kriegsbeschädigt wurden, haben sich die Verhältnisse völlig geändert. Viele der Kriegsbeschädigten sind wegen ihrer Beschädigung gezwungen, sich unter Aufgabe ihres früheren Berufes einer neuen Erwerbsmöglichkeit zuzuwenden, für eine weitere Anzahl wird das nützlich sein. Was sollte hier wohl näher liegen als die Landwirtschaft? Selbst schwerer Beschädigte werden meist, wenn sie nach eigenem Willen arbeiten können, eine kleine eigene Landwirtschaft mit Hilfe der Familie bewirtschaften können. Ebenso werden Kriegerwitwen wohl kaum eine bessere Lebensmöglichkeit finden, als auf einer kleinen Landstelle*). „Ja, wir möchten das gern," ant-

*) „Der Vortrupp" war einer der ersten, die Kriegerheimstätten forderten. Er ist auch von jeher für die Abwanderung aus den Großstädten und die Rückwanderung ans Land eingetreten. Noch heute nimmt „Der Vortrupp" in diesen Dingen genau denselben Standpunkt ein. Er verkennt aber dabei die gewaltigen Schwierigkeiten nicht, die der Städter zu überwinden hat, wenn er seinen bisherigen Beruf aufgibt, um sich der Land- und Gartenwirtschaft zu widmen. „Der

wortete man mir fast immer auf eine entsprechende Belehrung, „aber wer gibt uns nach dem Kriege das Geld dazu!" Hier setzt das Kapitalabfindungsgesetz helfend ein! Das auf Grund dieses Gesetzes zahlbare Abfindungskapital schwankt für die Kriegszulage (180 M. jährl.) zwischen 3330 M. bei Einundzwanzigjährigen und 1485 M. bei Fünfundfünfzigjährigen, für einfache Verstümmelung zwischen 5994 M. und 2773 M.; bei doppelter Verstümmelung entsprechend mehr. Das den Witwenrenten entsprechende Abfindungskapital bewegt sich je nach dem militärischen Dienstgrade des Gefallenen und dem Alter der Versorgungsberechtigten zwischen 825 M. (für die 55jährige Witwe eines Gemeinen) und 5550 M. (für die 21jährige Witwe eines Feldwebels). Neben der Kriegszulage kann die Verstümmelungszulage kapitalisiert werden, so daß z. B. bei einem 21jährigen Soldaten, der ein Bein verloren und gleichzeitig eine den praktischen Gebrauch einer Hand völlig behindernde Lähmung der Armnerven erlitten hat, eine Abfindungssumme von 13318 M. sich ergeben würde. Für derartige, den Zweck der Abfindung im Durchschnitt übersteigende Beträge ist allerdings eine Teilabfindung als möglich vorgesehen. Im Ganzen ist somit auch eine gesicherte materielle Grundlage geschaffen. Jetzt gilt es, die durch das neue Gesetz gegebenen Möglichkeiten praktisch auszunutzen und sie unseren Kriegern (und deren Witwen) in geeigneter Form zukommen zu lassen.

Auf diese Arbeit einer praktischen Nutzbarmachung der durch das Kapitalabfindungsgesetz geschaffenen Möglichkeiten haben wir unser besonderes Augenmerk zu richten; denn es hängt hier, wie bei allen

---

Vortrupp" legt auch Wert darauf, daß seine Leser diese Schwierigkeiten nicht etwa unterschätzen. Es gibt vielleicht nur wenige Berufe, für deren Ausübung in so hohem Maße angeborene Begabung, Familientradition und Gewöhnung von Jugend auf erforderlich sind, wie das beim landwirtschaftlichen Beruf der Fall ist. Die Verpflanzung des Stadtkindes auf das Land ist — rein beruflich und wirtschaftlich betrachtet — mit einem fast noch größeren Risiko verknüpft, als umgekehrt die Vertauschung der Bauernarbeit mit einer städtischen. Der Städter soll nicht vergessen, daß Überdruß am Stadtleben, Freude an der Natur und Sympathie für die Landbevölkerung noch nicht die hinreichenden Grundlagen für die Ausübung des landwirtschaftlichen Berufes sind. Dazu gehört etwas mehr. Vielleicht haben Diejenigen nicht ganz unrecht, die behaupten, wer nicht auf einem Bauernhofe geboren oder zum mindesten dort großgezogen sei, dem würden zeitlebens die notwendigsten Instinkte für die Arbeit des Landmannes fehlen.

Wer also eine Kriegerheimstätte zu erwerben wünscht, der sollte sehr ernstlich mit sich darüber zu Rate gegangen sein, ob er auch für den neuen Beruf die nötigen Vorbedingungen mitbringt, und er soll damit rechnen, daß aller Voraussicht nach ein voller wirtschaftlicher Erfolg erst den kommenden Generationen, seinen Kindern und Kindeskindern beschert sein wird; zumal dann, wenn seine eigene Arbeitskraft infolge der Kriegsbeschädigung nur beschränkt ist.

„Der Vortrupp" behält es sich vor, dieser kurzen Mahnung demnächst eine längere fachmännische Auseinandersetzung folgen zu lassen. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

anderen Gesetzen, der Nutzen von der möglichst zweckentsprechenden Anwendung ab. Zunächst sind alle Beteiligten auf diese Versorgungsmöglichkeit aufmerksam zu machen und über ihren Nutzen aufzuklären; falls der genügende Lebensmut fehlt, auch anzuspornen. Bei Vielen wird — das ist sehr wichtig! — eine fachverständige Beratung notwendig sein, damit sie nicht das Opfer der Bodenspekulation werden. Für Anfänger in der Landwirtschaft oder im Gartenbau muß ferner die Möglichkeit bestehen, in Fragen des neuen Berufes Auskunft und Anleitung zu erhalten. Erst wenn dieses alles geschehen und damit die Sorge um das materielle Fortkommen von ihnen genommen ist, wird die Kapitalabfindung dem Einzelnen und der Allgemeinheit den erhofften Nutzen bringen können.

Ein idealer Weg, diese Aufgabe zu erfüllen, liegt in der genossenschaftlichen Siedelung der Kriegsversorgungsberechtigten. Selbstverständlich kommen hierfür nur solche in Betracht, die auf Grund der Abfindung sich eine eigene ländliche Heimstätte neu erwerben wollen und nicht durch besondere Verhältnisse an einen örtlich eng begrenzten Bezirk gebunden sind; das aber werden viele Tausende sein. Die genossenschaftliche Siedelung gestattet den Erwerb großer Bodenflächen auf einmal, und damit zum landwirtschaftlichen Ertragswerte eine gesundheitlich und schönheitlich hohen Anforderungen entsprechende und dabei doch billige Ausgestaltung der Wohnungen; sie sichert die zweckentsprechende Verwendung der Abfindungssumme, so daß Rückforderungen des Betrages durch den Staat vermieden würden, und gibt durch die Genossenschaft selbst der Behörde die beste unparteiische Vermittelungsstelle für ihre Überwachungszwecke. Andererseits erzieht die Genossenschaft die Kriegsbeschädigten als Miteigentümer am Ganzen zur verantwortlichen Mitarbeit, gibt ihrem Leben hierdurch Inhalt und Stärke und läßt sie ihre Beschädigung, sowie die zur Überwachung der zweckentsprechenden Verwendung des Abfindungskapitals erforderlichen Maßnahmen weniger hart empfinden. Zwar ist schon vieles gegen eine Sammlung Kriegsbeschädigter in eigene, für diese gedachte Kolonien gesagt worden — und zum Teil nicht mit Unrecht —, doch von den hierbei erörterten Bedenken trifft für die hier angedeutete Form nur sehr wenig zu; was tatsächlich noch zutrifft, wird überwogen durch die hoch zu bewertenden materiellen und ideellen Vorteile.

Der Gedanke der genossenschaftlichen Siedelung hat ganz besondere Bedeutung für jene, die bereits vor dem Kriege im Kampfe für Aufartung und Lebenserneuerung der Menschheit sich bewährten. Für sie, die geistig anspruchsvoller sind, die eigene reformatorische Ideale und Interessen haben, war es von jeher ein starkes Bedürfnis, mit Gleichgesinnten zusammen zu sein, um sich untereinander aussprechen, gemeinsam beraten, bei Mißerfolgen sich gegenseitig aufmuntern und edle, alkoholfreie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geselligkeit pflegen zu können. Sollte man diese Gesinnungsverwandten nicht sammeln können in bestimmte passende Siedelungen, die dann geeignet wären, zu Brennpunkten idealistischen Strebens zu werden? — Ich meine, es müßte gelingen, wenn sich einer fände, der genug Weitblick und Zielbewußtsein in sich vereint. Für solche, die noch imstande sind, ihren früheren Beruf auszuüben, und daher nur ein vorzugsweise als Wohnstätte dienendes Grundstück wünschen, wäre auch an eine gartenstädtische Siedelung in der Nähe einer größeren Stadt zu denken. Zwar stehen der Verwirklichung noch einige Schwierigkeiten im Wege, aber mir scheint, diese sind doch verhältnismäßig gering und wohl zu überwinden. Da hier nicht bloß das persönliche Interesse der Beteiligten in Frage steht, sondern das der gesamten lebensreformerischen Bestrebungen, müßten Mittel und Wege zur Verwirklichung gefunden werden, um so mehr, als es sich dabei letzten Endes vorwiegend um eine Organisationsfrage handelt. Nur eilt die Zeit, und von einem schnellen Entschlusse zur Tat hängt meines Erachtens nicht zum mindesten der Erfolg ab.

Johannes Thiken.

Die Frage der Frauenkleidung, eine gemeinsame Aufgabe der Schneiderin, des Arztes, der Turnlehrerin und des Künstlers!

Man könnte diesem Vierverband, der Schneiderin, des Arztes, der Turnlehrerin und des Künstlers jetzt in dieser Kriegszeit als fünftes und sechstes Mitglied auch noch die Heeresverwaltung und den Volkswirtschaftler hinzufügen. Denn wenn es uns in Deutschland während des Weltkrieges auch keineswegs schlecht geht, so müssen wir doch eine Tugend wieder lernen, die unsere Väter und Großväter im reichen Maße besaßen, die unsere Generation aber, da es uns Deutschen bis zum Kriege entschieden zu gut ging, gründlich verlernt hatte. Diese Kunst heißt sparen! Wir hatten diese Kunst verlernt nicht nur in den besitzenden Klassen, sondern auch in dem arbeitenden Volke, bis zu dem jungen städtischen Dienstmädel und der Bauernmagd auf dem Lande.

Als Arzt hat man ja von Berufs wegen Gelegenheit genug, in die Toilettegeheimnisse unserer Frauenwelt hineinzusehen. Ich glaube, es wird kaum einen Arzt geben, der nicht immer wieder in Staunen geraten muß, angesichts der Garderobenverhältnisse selbst seiner minderbemittelten Patientinnen; er muß staunen leider nicht nur über den Luxus, sondern vor allem über die Gesundheitsschädlichkeit der Kleidung, staunen auch über den geradezu unerhörten Einfluß, den eine durchaus undeutsche Modeindustrie auf unsere Frauenwelt ausübte

und — im Grunde noch jetzt ausübt. Unter diesem Einfluß schwankte der Geschmack ganz seltsam; von einem Jahr zum andern wurde es schlimmer, und man fiel von einem Extrem ins andere, — offenbar nur um die Frauenwelt zu verhindern, im kommenden Jahr noch wieder zu tragen, was sie sich in diesem Jahr angeschafft hatte. War es in dem einen Jahr Mode, seiner Mitwelt ein möglichst stattliches Hinterteil zu zeigen, das, wo es von der Natur versagt war, unter Vorspiegelung falscher Tatsachen, durch Unterbindung größerer und kleinerer gepolsterter Wülste, hervorgebracht wurde, so konnte man sicher sein, daß die Mode im nächsten Jahr ein normales Hinterteil verlangte. Im dritten Jahr aber mußte das Hinterteil mit Hilfe von langen Stahlstangen im Korsett gänzlich weggepreßt werden, wodurch die Trägerin dieses Marterinstrumentes gezwungen war, beim Hinsetzen den Unterleib auf gefährliche Weise zu drücken und einzupressen. War es in diesem Jahr Mode, möglichst schlanke Schultern aufzuweisen, so konnte man sicher sein, im nächsten Jahr waren die Schultern verdeckt und eingebettet in einen Wust von gebauschten Falten, so daß die Damen, wenn sie in der ärztlichen Sprechstunde ihr Jacket oder ihren Mantel ausgezogen hatten, vor dem Weggehen den Arzt mit liebenswürdigem, verschämten Lächeln bitten mußten: „Ach, Herr Doktor, würden Sie so liebenswürdig sein und meine Puffärmel etwas in den Mantel hineinschieben?" Mußte in diesem Jahre der Hals in einen hohen Kragen oder eine Spitzenkrause gezwängt sein, als wenn das Kinn notwendig einen Halt haben müßte, so gingen im nächsten Jahr sicher sämtliche Weiblichkeiten, oft sogar die ältesten Semester, derartig ausgeschnitten, als wenn sie alle zur Marine wollten.

War das eine Jahr der Rock so eng, daß es aussah, als hätte sich die Gnädige aus dem Hosenbein ihres Herrn Gemahls einen Kleiderrock gemacht, und man durch den Rock hindurch beobachten konnte, wie die Beine sich qualvoll übereinander bewegten, so wurde, seltsam genug, gerade jetzt zur Kriegszeit der Rock so weit, bauschig und faltig, als ob die deutschen Frauen und Mädchen den Feinden recht protzig zeigen wollten: „Schaut nur, wir haben es ja dazu! Es kommt uns Deutschen selbst im Weltkrieg auf ein paar hunderttausend Meter Stoff nicht an."

Wäre da nicht der böse deutsche Militarismus gekommen, den England so gerne vernichten will, und hätte den deutschen Frauen und Mädchen und vor allem ihren „Konfektionären" einen Strich durch die Rechnung gemacht, und hätten nicht das Generalkommando und der deutsche Volkswirtschaftler energisch Einhalt geboten, so wären wir vielleicht schon längst bei der Glockenform der Krinoline wieder angekommen.

Sollen nun wegen dieser Kriegszeit unsere Frauen und Mädchen geschmacklos gekleidet sein? Nein und dreimal nein! Allein, „des Zwecks Erfüllung soll in Schönheit sein". Das heißt in unserem Falle:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der weibliche Körper soll mit seiner Gewandung derartig umhüllt sein, daß ihm die freie Bewegung in jeder Weise gestattet wird und daß er nach seinen besonderen, gesundheitlichen Verhältnissen gegen die Unbilden der Witterung geschützt ist. Ferner soll die Kleidung so beschaffen sein, daß die Frauen frei atmen können und die Verdauungsorgane nicht in ihrer Tätigkeit gestört werden, vor allem, daß die weiblichen Unterleibsorgane in keiner Weise eine Störung ihres Kreislaufes erleiden. Denn von der Gesundheit dieser Unterleibsorgane hängt die Zukunft unseres Volkes und unserer Rasse ab.

Auch die weibliche Brust darf nicht, ja nicht einmal die Warze dieses wunderbaren, von so viel Güte und Weisheit der Schöpfung zeugenden Organs, auch nur im geringsten gedrückt werden. Die Ärzte, Hebammen und Wochenbettwärterinnen und nicht znm mindesten die jungen Mütter selbst wissen zur Genüge, welche Qualen und Schmerzen damit verbunden sind, wenn das Neugeborene an der durch eine im jugendlichen Alter getragene, schlecht sitzende Taille oder ein Korsett flach gedrückten Warze vergeblich zu saugen versucht.

Alle diese Punkte müssen von unseren Schneiderinnen sorgfältig ins Auge gefaßt werden, und wir sollten dahin kommen, daß Händler, die auf die Eitelkeit ihrer Kundschaft spekulieren und Marterinstrumente anfertigen, die unsere deutsche Frauenwelt in einer die Rasse gefährdenden Weise an ihrer Gesundheit schädigen, „wegen Körperverletzung in gewinnsüchtiger Absicht" mit Zuchthaus bestraft werden. Wollen die Frauen die höchst zweckmäßigen sogenannten „Reformunterkleider" nicht tragen, deren Gewicht mit Hilfe von Achselbändern von den Schultern getragen wird, so mögen sie sich an weiche Rümpfe oder Leibchen gewöhnen, an denen der Unterrock oder die Beinkleider mit Knöpfen oder Haken befestigt werden, so daß die Hüften das Gewicht der Kleidungsstücke tragen.

Es muß unserer Frauen- und Mädchenwelt schon von vornherein zum Bewußtsein gebracht werden, daß die ekelhafte „Vorspiegelung falscher Tatsachen" durch künstlich vorgewölbte Korsettbusen etwas Verächtliches ist. Leidet eine Frau oder ein Mädchen an einer sogenannten Hängebrust, so mag sie, falls sie sich bereits in reiferen Jahren befindet, sich eines stützenden Büstenhalters bedienen. Ist sie aber noch jung, so soll sie sehen, daß sie durch fleißigen Sport und fortgesetzte Übung der Brustmuskulatur diesem Übel abhilft, und sie wird erstaunt sein, wie sie im Laufe von 1—2 Jahren mit Hilfe körperlicher Tätigkeit oder turnerischer Übungen sich von dieser unscheinbaren Abweichung normaler Körperformen befreit und sich eine kräftige, gesunde Brust erwirbt.

Das gleiche gilt von dem weit verbreiteten Hängebauch der Frauen. In dem einen wie dem anderen Falle soll die Schneiderin gleichzeitig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die ärztliche Beraterin ihrer Kundinnen sein, und nur den älteren Frauen zu einer stützenden Bandage der erschlafften und erweiterten Bauchdecken raten. Jede junge Frau aber soll, um sich möglichst lange eines ungestörten Lebensgenusses zu erfreuen, sehen, daß sie durch fortgesetztes Turnen und körperliche Tätigkeit ihren erschlafften Bauchdecke wieder die rechte Form und den nötigen Halt gibt. Auch dieses Leiden verläßt sie bei solcher Behandlung nach 1—2 Jahren völlig. Wir müssen unseren Feinden auch in diesen scheinbar unbedeutenden Dingen zeigen, welch eiserner Wille zur Kraftentfaltung und Krafterhaltung im deutschen Volke wohnt.

Im übrigen mag die deutsche Frau den Kleiderstoff so schön und so reich wählen, wie ihre Mittel es erlauben, und wie zurzeit die durch die Kriegslage bedingte Wahl es gestattet. Sie vergesse aber bei dem Schnitt und der Verarbeitung des Stoffes nicht das schon vorher zitierte Wort: „Des Zwecks Erfüllung soll in Schönheit sein."

Es ist eine bekannte Tatsache, daß beleibte, gedrungene Gestalten in etwas dunkleren Farben schlanker erscheinen, umgekehrt schlanke Gestalten in lichteren Farben voller. Die gedrungenen, etwas zu vollen Gestalten können aber leicht ebenfalls in 1—2 Jahren ihre Erscheinung wesentlich verschönern durch Maßhaltung in ihrer Ernährung und durch Vermeidung von Bier, Wein und vielen Süßigkeiten, die keine Kraft geben, hingegen leicht unschönes, schwammiges Fett ansetzen, vor allen Dingen aber ebenfalls durch reichliche Körperbewegungen, tägliches Turnen und körperliche Arbeit.

Unsere Frauen mögen, das sei ihnen bei dieser Gelegenheit dringend ans Herz gelegt, niemals das Naturgesetz vergessen, daß die Söhne zum größten Teil nach der Natur ihrer Mütter schlagen. Haben die Mütter schlaffe Muskulatur und viel Fett, werden meist auch die Söhne muskelschwach und zu Fettansatz geneigt, schlappe Männer werden. Umgekehrt haben die muskelkräftigen, schlanken Frauen Aussicht, auch muskelstarke, schlanke Söhne zu haben, die fürs Leben und für die Verteidigung des Vaterlandes tüchtig sind. So ist die Frage der Kleidung zur Verschönerung unserer Frauenwelt gleichzeitig eine höchst dringende Gewissensfrage nicht nur für die Schneiderin und den Arzt, sondern auch für den Rassenhygieniker: es gilt die Krafterhaltung unserer Nation!

Aber die Schneiderin soll auch mit dem Künstler Hand in Hand gehen und die Farbe des Kleides für ihre Kundin, soweit diese selbst nicht dazu imstande ist, auswählen helfen nach der Art ihrer Hautfarbe und ihres Haares. Laßt uns, wenn diese Zeit des Krieges mit seinen vielen Tränen und seinem vielen Schweren vorüber ist, ruhig einem Leben der Freude und besonders der Freude an den Farben, wieder hingeben. Die uns umgebende Farbenwelt trägt genau so zur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erheiterung unseres Gemütes und damit zur Befreiung des Geistes von Sorgen und zur Erhöhung unserer Arbeitsfähigkeit bei, wie die Musik. Wir alle wissen, daß ein blauer Himmel uns heiter stimmt, im Gegensatz zum grauen Nebel- oder Regentag. So mag unsere Frauenwelt in der Farbenpracht ihrer Gewänder, und in der ihrem Haar und ihrer Hautfarbe, ihren Körperformen und ihrer Tätigkeit angepaßten Verschönerung unsere Gemüter erfreuen, wie die Blumenpracht des Frühlings und des Sommers unser Herz erfreut.

Je mehr sich unsere Frauen mit Hilfe von wirklich künstlerisch und ärztlich durchgebildeten, deutsch gesinnten Schneiderinnen von der Macht der spekulativen Moden befreien, die meist in rein gewinnsüchtiger Absicht von undeutschen Geschäftsleuten entworfen wurden, um so reicher und schöner können sie ihre Kleidung gestalten, da sie diese, wie es in alten, guten Zeiten Sitte war, dann mehrere Jahre tragen können.

Die Schlichtheit und die künstlerische und gesundheitliche Vollkommenheit des Kleidungsstückes im Verein mit der künstlerischen Anpassung des Kleides an die Persönlichkeit seiner Trägerin sollte künftighin einzig seine Vornehmheit ausmachen. So wird ein Bauernmädel, ein Dienstmädchen oder eine Bürgersfrau in ihrer schlichten einfachen Tracht, die Frau oder das Mädchen selbst blühend in Gesundheit und Kraft, ein schönes Bild echt deutscher Weiblichkeit geben im Gegensatz zu mancher, nach französischem Modell herausgeputzten, entweder übernährten oder bleichsüchtigen Modedame.

Vornehmheit ist immer mit Schlichtheit verbunden und mit Schönheit, in welcher der Zweck seine Erfüllung findet. Das möge in Zukunft die Richtlinie abgeben für die Entwicklung unserer deutschen Frauenkleidung!

San.-Rat Dr. Bonne.

Rund um uns

Nach dem Kriege. Man braucht nur einen Blick in Zeitungen, Zeitschriften, auf Büchertitel zu tun, nur einer Rede zu lauschen, um dem Stichwort „nach dem Kriege" hundertfach zu begegnen. Wie ein roter Faden — der hier eigentlich ein grüner Hoffnungsfaden genannt werden müßte — zieht es sich durch Schriften und Reden und — Gedanken hindurch: Nach dem Kriege. Der Sozialist begrüßt die Brotkarte und hofft, daß nach dem Kriege noch manche andere sozialistische Einrichtung beibehalten werde. Ein anderer Politiker glaubt, daß nach dem Kriege die vielumstrittenen Theorien von Monarchismus und Demokratismus zurücktreten werden hinter den praktischen Versuch,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine möglichst leistungsfähige gemeinsame Verfassung zu finden. Und viele erwarten, daß die politische Unduldsamkeit nicht wiederkehren werde nach dem Kriege. Der Wohnungsreformer fragt: Können wir's nach dem Kriege in unseren (Großstadt-)Wohnungen aushalten? Der Bodenreformer hofft, daß nach dem Kriege die Jugend der Enkel wieder wie die unserer Großeltern im Garten heranwächst auf eigener Scholle. Der Kulturpolitiker schreibt über die Kulturgemeinschaft der Völker nach dem Kriege und prophezeit: Die deutsche Zukunft wird sich gern der Einwirkung der romanischen Kultur erinnern, aber sie wird neue eigene Wege gehen nach diesem furchtbaren Kampfe. Und im Hinblick auf dieses Ziel gibt ein Anderer Blätter für deutsche Art und Kunst heraus, um eine deutsche Kultur festzulegen für die Zeit nach dem Kriege. Und vollends im stillen Herzenskämmerlein trägt jeder ein ganzes Bündel Wünsche und Vorsätze mit sich herum, die alle von demselben Faden zusammengehalten werden: Nach dem Kriege.

Es ist wie auf einer Wanderung durch unwegsame Wüste: Wenn wir nur erst drüben sind! Oder wie unter dem Drucke schweren Leidens: Laßt uns nur erst wieder gesund sein! Oder auf stürmischer Fahrt: Käme nur erst der Hafen in Sicht! Und wir wollen und dürfen uns die Hoffnung auf das Glück des Friedens nicht rauben und durch nichts trüben lassen. Der Wert solcher Hoffnungsfreudigkeit kann gar nicht überschätzt werden. Sie gibt uns Schwung und hilft uns über vieles hinweg. Hätten wir sie nicht, dann wären wir verloren.

Aber es liegt dennoch neben dem Segen auch eine Gefahr. Wir wissen, daß uns, wenn wir es richtig anfangen, alle Dinge zum Besten dienen können; und auch der Krieg kann es. Wer allzusehr gebannten Blickes in die bessere Zukunft späht, läuft der heute nicht Gefahr, etwas ungenutzt vorübergehen zu lassen, das ihm — wir sagen mit Recht: hoffentlich — nie wieder geboten wird? Es ist nicht die Hauptsache, daß wir tausend Wünsche und Vorsätze aus der Kriegszeit mitbringen, sondern daß wir uns etwas Positives erarbeitet haben, daß wir an unserem inneren Menschen gewachsen sind. Daran erst werden wir unsere Freude haben, wenn wir einst sagen können: Das und das habe ich im Kriege gelernt und behalte es als ein teures Eigentum bis an mein Ende. Und wenn es auch nur die eine Erkenntnis wäre, die wirklich am eigenen Leibe erlebte Wahrheit: Es gibt etwas unendlich Furchtbares, den Krieg; ich will fortan dankbar sein für jeden Tag des Friedens, der mir geschenkt wird, und will das Leben kosten und nützen, wie mir es diese Dankbarkeit zur Pflicht macht. Ein solcher Felsen der Überzeugung wird von unschätzbarem Werte sein, wenn uns einst die grauen Fluten des Alltags wieder umspülen, die bald manches „Nach dem Kriege" wieder fortschwemmen werden. Und es ist ferner das eine gewißlich wahr: Alle unsere Wünsche und Hoffnungen auf bessere Zustände nach dem Kriege sind eitel Dunst, wenn wir nicht bei uns selbst anfangen. Es wird nach dem Kriege nur dann anders werden, wenn wir, jeder für sich, selbst im Kriege andere geworden sind. Heute steht uns eine schwere und harte Schule offen; vergessen wir nicht, daß wir lernen müssen! Dann können wir mit ganz anderer Bedeutung unser Fähnlein mit der Inschrift „Nach dem Kriege" flattern lassen. Laß sie nur kommen die schöne Zeit; ich bringe etwas mit, einen Grund, worauf ich bauen kann, einige Bausteine, die im heißen Ofen des Krieges hart und dauerhaft gebrannt worden sind.

Andreas Sönnichsen.

Die „Gazette des Ardennes" in unseren höheren Lehranstalten. Seit Beginn des Stellungskrieges erscheint auf Veranlassung unserer obersten Heeresleitung und unter ihrer Aufsicht eine französische Zeitung, die „Gazette des Ardennes", für die Bewohner des von uns besetzten französischen Gebietes. Im

Laufe der Zeit ist dies in Charleville erscheinende Blatt immer weiter ausgebaut worden und kommt augenblicklich vier Mal die Woche mit einer alle vierzehn Tage erscheinenden illustrierten Ausgabe heraus.

Vor Jahresfrist nun schon begannen einige höhere Lehranstalten, diese Zeitung in ihren Oberklassen lesen zu lassen. Leider aber scheint dies Beispiel nicht überall die Beachtung gefunden zu haben, die es in jeder Hinsicht verdient hätte. Zweck dieser Zeilen nun soll sein, weitere Kreise unserer Schulmänner zu bewegen, sich mit dem Gedanken der Einführung der Zeitung als Lesestoff in den Oberklassen einmal näher vertraut zu machen. Ich bin kein Fachmann, und wenn ich mich hier in Fachangelegenheiten unserer Neuphilologen mische, so geschieht dies lediglich als Wortführer unserer Schuljugend, von der ich aus den verschiedensten Gauen Deutschlands weiß, daß sie in dieser Zeit lieber mit ihren Gedanken bei den Tagesereignissen ist, als bei Racine, Molière und Viktor Hugo oder anderen. Es soll damit natürlich durchaus nicht gesagt werden, daß man die französischen Klassiker zurzeit vernachlässigen möge, immerhin ließe sich wohl selbst an Gymnasien wöchentlich eine Stunde zum Lesen einer französischen Zeitung erübrigen. Es braucht ja selbstverständlich nicht die „Gazette des Ardennes" zu sein, es kann auch eine reichhaltigere, belgische Tageszeitung sein, oder sogar eine Pariser Zeitung, die sich, allerdings mit erheblicher Verzögerung, durch die Schweiz beziehen läßt. Einige Anstalten hielten sogleich bei Beginn des Krieges den „Figaro" für ihre älteren Schüler. Die Wahl der Zeitung bleibt natürlich ganz dem Ermessen des Unterrichtenden überlassen. Die „Gazette des Ardennes" hat anderen Zeitungen den Vorteil des raschen Bezuges, der Billigkeit und der inhaltlichen Kürze voraus, so daß der Schüler die Zeitung nicht so leicht durchfliegt, sondern sich besser vertiefen wird. Dagegen kommt bei belgischen oder in noch weiterem Maße bei den französischen Zeitungen der Volkscharakter mehr zur Geltung.

Sprachlich dürfte die „Gazette des Ardennes" selbst in den von deutschen Verfassern herrührenden Aufsätzen einwandsfrei sein. Das haben mir selbst oft Franzosen bestätigt.

Zurzeit bringt die „Gazette" den spannenden und gut geschriebenen Roman des vor kurzem vor Verdun gefallenen Capitaine Dourit: »La guerre fatale«. Eine der interessantesten Abteilungen des Blattes ist die »Le miroir de la presse française« genannte.

Der größte Vorteil, der in der Lektüre einer Zeitung liegt, ist der, daß der Leser hier mit Vokabeln bekannt wird, mit Redewendungen, die er im Leben gebrauchen kann. Das war es besonders, was so vielen von uns im Felde, wie man überall hören kann, ein fließendes Sprechen anfangs sehr erschwert hat und bei manchen noch heute hindert: der Mangel an tagtäglichen Vokabeln. Das wird ein Punkt sein, auf dem nach dem Kriege — in jeder fremden Sprache — noch immer mehr Nachdruck gelegt werden, der der blaue Faden unseres ganzen fremdsprachlichen Unterrichts werden muß. Hier böte sich für die Kriegszeiten eine Gelegenheit, in diesem Sinne das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden.

Enno Narten,
z. Z. kriegsfreiw. Unteroffizier.

Jugendheime und Jugendpark. Der „abstinente Arbeiter", Organ des deutschen Arbeiterabstinentenbundes und des sozialdemokratischen Abstinentenbundes der Schweiz, bringt in Nummer 15/16, Juli 1916, einen Aufsatz „über militärischen Jugendschutz", in dem er in sachlicher Weise die Verordnungen der verschiedenen Generalkommandos über einen verstärkten sittlichen Schutz der Jugend bespricht, gleichzeitig allerdings auf die Schwierigkeiten hinweist, die der Ausführung dieser Anordnungen im Wege stehen. Er sagt sodann:

„Trotz dieser Zweifel in die augenblicklichen praktischen Erfolge dürfen wir

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die zahlreichen militärischen Erlasse begrüßen, denn sie bedeuten die stärkste Verrufserklärung des Alkohols, die wir neben der alkoholfreien Mobilmachung jemals von deutschen Behörden erlebt haben. Man sollte meinen, nach solchen Kundgebungen sei jede Gegnerschaft einer alkoholfreien Jugenderziehung für immer erledigt. Auf dieses Ziel hin müssen die militärischen Verordnungen ausgenutzt werden. Der Kampf gegen den Alkoholismus darf nicht erst mit der Schulentlassung beginnen. Man kann von den Jugendlichen in einem Alter, das den Freiheitsdrang und das Selbstbewußtsein am stärksten entwickelt, nicht verlangen, daß er sich plötzlich mit Freudigkeit einem scharfen Verbot fügt, wenn ihm über ein Jahrzehnt lang der Alkoholgenuß als eine Selbstverständlichkeit, ja als Notwendigkeit, von Eltern und Erziehern vorgelebt worden ist. Soll der junge Mensch über mehr Selbstzucht verfügen als etwa sein Fortbildungsschullehrer, sein Turnwart oder sein Führer in der Jugendwehr, die er indes tagtäglich ins Wirtshaus gehen sieht? Vorbedingung für die Entalkoholisierung der Jugend ist Aufklärung über Wesen und Wirkung des Alkohols in allen Schulen und das gute Beispiel aller, die zur Jugenderziehung berufen werden. Erst dann können irgendwelche Verordnungen gegen den Alkoholismus im Jünglingsalter allmählich von einiger Bedeutung werden. Aber auch nur dann, wenn aufbauende Maßnahmen hinzukommen: Jugendheime und Spielplätze für Jugendorganisationen aller Richtungen, gute Unterhaltungen und Vergnügungen vom städtischen Kino bis zur besten Opernbühne. Jetzt verbietet man der Jugend allerlei Kulturschund, läßt aber gleichzeitig seelenruhig zu, daß zahlreiche Jugendheime aus Mangel an Mitteln zugrundegehen und die an sie gewöhnte Jugend in die Wirtshäuser getrieben wird. Was könnte da mit einigen Millionen Mark geleistet werden, die bedingungslos aus allgemeinen Mitteln für Jugendheime gegeben würden!" —

Soweit der „abstinente Arbeiter". Wir aber sehen, indem wir an die von uns geplanten Jugendheime und Jugendparke denken, sich hier ein Feld auftun denkbar schönster und reichster Arbeit für unser Volk! Ja, in diesen von uns geplanten Jugendheimen, da muß auch die, in dem schwersten Erwerbsleben ringende und wohl zum größten Teil der sozialdemokratischen Partei angehörende Jugend ihr Heim finden. Und im Zusammenleben mit ihr mag die Jugend anderer Stände von ihren geistigen Schätzen abgeben und von der Arbeiter-Jugend lernen, was es heißt, schon in frühem Alter um das tägliche Brot zu ringen. Aber über dem gemeinsamen Spiel unserer Jugend aller Stände stehe dauernd in leuchtenden Lettern das Wort unseres Kaisers: „Ich kenne keine Parteien mehr!"

San.-Rat Dr. Bonne.

„Hopfen und Malz!" Aber nicht „Gott erhalt's!" Im Gegenteil, einen ganz anderen Reim oder Wunsch hätten wir darauf zu sagen. Die Zeiten sind zu ernst und die Kurzsichtigkeit weiter Kreise zu groß, als daß man ein Schweigen mit seinem Gewissen vereinbaren könnte. Es vergeht kein Tag, da nicht die Tageszeitungen mahnen, mit dem Brot und anderen Nahrungsmitteln zu sparen, und dann wieder berichten, daß Gerste in großen Mengen für Brauzwecke verwendet werde.

Aber mitunter spielen die an der Biererzeugung interessierten Menschenkinder in bester Absicht, dem Andern zu helfen, diesem Andern einen bösen Streich. Dieser Tage las man im Schwäbischen Merkur (Nr. 366, Morgenblatt vom 8. August 1916) einen Bericht über die Hopfenernte dieses Jahres und die Brauindustrie. Neben der Klage, wie sehr das Hopfengelände sich verringert habe und daß — was unsereinem und jedem, der sein Volk gesund will, nur Freude macht! — gar manche

Bauern statt Hopfen andere Dinge pflanzten — neben dieser Klage also kommt die Bitte, dem gefährdeten Hopfen doch höhere Preise zu bewilligen, der Hopfenmarkt leide ungleich mehr unter den Zeiten, als die Brauindustrie. Diese gelte immer im Volke als auf 60%, hernach auf 48% zurückgeführt, was aber in Wirklichkeit nicht stimme. Nur das Malzkontingent sei bis zu dieser Stufe beschränkt worden, aber in Wirklichkeit braue man nicht, wie zu erwarten, rund 50% weniger Bier, sondern bloß rund 25% weniger als zur Friedenszeit! Im Jahre 1913 habe man 19076861 hl Bier insgesamt gebraut, 1914 dagegen 17020404 hl, 1915 immer noch 14191893 hl.

Diese Zahlen dürften einwandfrei sein! — Das sind ja nun eigentlich schöne Geschichten! Also das Bierbrauen hat nur 25% abgenommen, und in der Öffentlichkeit hört man immer jammern, wie sehr die 48%-Stufe das Höchstmaß der Einschränkung darstelle; weiter herunter dürfe man nicht gehen. Die bekannten „Heereslieferungen", die aber ruhig in der Heimat mit vertrunken werden dürfen, müssen sofort herhalten, wenn man einer weiteren Einschränkung zugunsten einer besseren Ernährung unserer Frauen und Kinder das Wort redet. Und wir, die wir nicht mit dem Verhalten der Brauereien vertraut waren, dachten auch nicht anders, als daß man wirklich nur noch knapp 50% der Friedensmenge braue. Jetzt stellen die Hopfenhändler das Licht plötzlich auf den Scheffel, und es leuchtet allen denen, die im Hause sind. Nur denen, scheint's, nicht, die Gewinn davon haben oder nicht sehen wollen.

Jetzt wird es uns auf einmal auch klar, warum man sich mit der Einführung von 100000 hl Dänenbieres nicht zufrieden gibt und aus der kommenden Ernte seinen Anteil zu sichern beginnt, und leider nicht ohne Erfolg! 50% des Friedenskontingents dürfen verbraut werden. Und warum man weiter — und das ist nicht minder schlimm! — aus Rumänien erneut 6000 Eisenbahnwagen Braugerste hereinführt, es also auch nach dieser Seite unmöglich macht, neue Mengen des zum Brotbacken nötigen Getreides zu erwerben*). Wenn das im dritten Kriegsjahr noch möglich ist, dann möchten wir doch einmal die Frage aufwerfen, wie lange der Krieg noch dauern soll, bis dieser Mißbrauch endlich einmal aufhören wird, bis zum mindesten Bier nur noch auf Brotkarte erhältlich ist.

Pfarrer Goldschmit.

Ein neunmalweiser Kritiker der in Wien erscheinenden Deutschen Hochschul-Zeitung hat an dem Leitaufsatze des „Vortrupp" Nr. 12 „Unser Kanzler" Anstoß genommen und in Heft 27/28 der Hochschul-Zeitung seinen Zorn in Worte gegossen, die uns viel Spaß gemacht haben.

An einer Stelle wird der Kritikus sogar zum Propheten und weissagt (wörtlich!):

„Ist sich nach all den Lehren des Weltkrieges der Vortrupp noch nicht darüber klar, daß unsere Feinde von heute unsere Feinde auf Jahrhunderte**) sind und bleiben . . . . .?"

Das klingt fast so schön, wie Lord Hastings' Worte (in Shakespeares „König Heinrich IV.", 2. Teil):

„So wird von Unheil ein Reih' geboren;
Und Erb' auf Erb' erhält den Zwist im Gang,
So lang als England noch Geschlechter hat."

Wir entgegnen mit Prinz Johann:

„Ihr seid zu seicht, Lord Hastings, viel zu seicht,
Der Folgezeiten Boden zu ergründen."

Vortrupp.

---

*) Geschrieben vor der Kriegserklärung an Rumänien.

**) Um nochmals allen Zweifeln vorzubeugen: Es handelt sich wirklich und wahrhaftig um ein wörtliches Zitat!

Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der „Herr Vater". Schon wiederholt ist in letzter Zeit auf die Gespreiztheit unserer Ausdrucksweise in Anrede und im Verkehr hingewiesen worden. Gewiß habt ihr schon oft die Frage gehört: „Wie geht es deinem Herrn Vater?" oder „Ist Ihr Fräulein Tochter schon heimgekehrt?" oder „Ich komme soeben von Ihrem werten Herrn Onkel" usw. Soll es doch sogar Menschen geben, die sagen: „Meine Frau Mutter!" Die schlichte Form: „Ihre Mutter" gehört nicht zum „guten Ton". Das scheint mir auch noch ein Überrest aus jener Zeit zu sein, die uns unsere lieben deutschen Verwandtschaftsnamen verdrängte und dafür den »oncle«, die »tante«, den »cousin« und die »cousine« brachte. Damals ist wohl auch das französische monsieur votre père herübergeholt worden, denn die Sprache unserer Minnesänger und Ependichter kennt das noch nicht!

Vielleicht müssen wir noch weiter gehen: diese Form hängt sogar mit der heutigen Anrede überhaupt zusammen. Das steife förmliche „Sie" ist des Pudels Kern! Man versuche einmal neben dem „Ihr Herr Vater" zu sagen: „Euer Herr Vater". Das feinere Sprachgefühl wird da gewiß einen inneren Widerspruch fühlen, hier kann es nur lauten: „Euer Vater".

Wir wollen zum Natürlichen und Herzlichen zurückkehren. Unsere Umgangssprache soll nicht Kanzleigeist atmen, und in der Sprache steckt ein Stück unserer Seele! **Alfred Ehrentreich.**

Der Lieferant. Man beklagt sich jetzt viel über den Lieferanten, warum soll man sich nicht auch über das Wort „Lieferant" beklagen! Die schöne Endung -ant ist gewiß recht lobesam, wenn sie den lateinischen Akkusativ abkürzt, meinetwegen von defraudans Defraudanten oder von acceptans Akzeptanten — wenn die Endung also ein wirkliches Fremdwort hinten abschließt. Aber an das deutsche Wort Liefern gesetzt, ist das ein Unding, das doch jetzt endlich zum Tore hinausgejagt werden sollte. Es ist wohl nur aus der Ähnlichkeit mit Fabrikant zu erklären und gehört zu den gedankenlosen Klangnachahmungen*). Wenn wir Lieferant sagen, könnten wir ebensogut Absenderant sagen. Das neue Warenumsatzstempelgesetz spricht denn auch lobenswerter Weise vom Lieferer. Dieses Wort ist also hof- und staatsfähig und das einzig richtige. Und da wir gerade einmal dabei sind: jedem reinen Sprachgefühl gibt es einen Stich, wenn man deutsche Worte mit einer fremden Endung versieht, so beispielsweise mit der Endung „ieren", die der Regel nach immer ein fremdes Zeitwort bezeichnet. Was soll man zu drangsalieren und grundieren sagen! Echt deutsche Worte, denen die abscheuliche Fremdwortendung angehängt ist? Warum wollen wir denn nicht jemanden drangsalen und etwas untergrunden und formen statt formieren und lieber blocken statt blockieren? Aber vor allem der „Lieferer"!

Dr. A. E.

*) Das Wort „Lieferant" findet sich zuerst im „Wörterbuch der hochdeutschen Mundart" von J. Ch. Adelung, Leipzig. 1793 ff. (4 Teile). **Vortrupp.**

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Kröger, Timm: Sturm und Stille. Drei Erzählungen. Feldausgabe 5.—8. Tausend. 20 Pf. Alfred Janssen, Hamburg.

Jentsch, Stephan: Heimstätten für heimkehrende Krieger. 20 Pf. Rob. Friese, Chemnitz.

Hutten: Der vierte August und die Hamburgische Politik. 80 Pf. Alfred Janssen, Hamburg.

Claudius, Hermann: Licht muß wieder werden. Lieder. M. 1.—. Alfred Janssen.

Herrmann, Gustav: Und doch! Gedichte. M. 4.—. Xenien-Verlag, Leipzig.

Kersting, San.-Rat Dr. med.: Deutschland fletschere. 30 Pf. J. P. Bachem, Köln.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

5. Jahrgang Nr. 20 16. Oktober 1916

Krankheit und Arznei.

Ich schreibe dies nach der Kanzlerrede vom 28. September, aber vor dem Wiederbeginn der Reichstagssitzungen am 11. Oktober. Dieser Augenblick ist günstig, um die Sache, die ich heute behandeln will, so zu besprechen, daß das betont wird, was an ihr voraussichtlich von dauernder Bedeutung ist. Denn gerade jetzt hat ihre Entwicklung einen Höhepunkt erreicht, der einen Rückblick und einen Ausblick gestattet: dieser Höhepunkt ist das Wort, das der Kanzler in jener Rede sprach:

> „England ist unser selbsüchtigster, hartnäckigster und erbittertster Feind. Ein Staatsmann, der sich scheute, gegen diesen Feind jedes taugliche und den Krieg wirklich abkürzende Kampfmittel zu gebrauchen, dieser Staatsmann verdiente gehängt zu werden. Daraus lesen Sie die Verachtung und den Widerwillen, den die immer wieder verbreitete Behauptung bei mir erweckt, als ob aus einer unbegreiflichen Schonung, aus veralteter Verständigungsneigung oder aus dunkleren Gründen, die das Licht der Öffentlichkeit scheuen, nicht alle Kampfmittel in ihrer vollen Gebrauchsmöglichkeit gegen diesen Feind angewendet würden."

Es handelt sich nämlich um dies:

Teile unsres Volkes befinden sich seit vielen Monaten in einem Zustande, von dessen Symptomen ich die folgenden beliebig herausgreife:

1. Im Jahre 1902 hatte der Dichter Hans Hopfen — der Schöpfer der wundervollen Ballade von der Sendlinger Bauernschlacht — in der „Woche" (Nr. 38) ein fesselndes Gedicht veröffentlicht, das „Der letzte Krieg" hieß. In diesem Gedicht beschreibt der Dichter eine Vision. Er sieht in der Zukunft einen Mann der Wissenschaft, einen großen Chemiker, in Deutschland leben. Dieser Chemiker hat einen Stoff erfunden, von dem eine Menge, die man in einem kleinen, handlichen Topfe aufbewahren kann, schon genügt, um ein ganzes feindliches Heer mit einem Schlage zu vernichten. Nun wird Deutschland in einen Zweifrontenkrieg verwickelt; der Kanzler und dann auch der Kaiser bitten den Chemiker, sein Mittel anzuwenden. Der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Chemiker lehnt das zunächst aus Gründen der Menschlichkeit ab, gibt aber schließlich, als der Feind bereits von Westen und Nordosten die deutsche Hauptstadt bedroht, dem Verlangen nach und vernichtet beide feindlichen Heere. Das ganze Ausland findet, daß „mit so erprobtem Topf nicht zu spaßen" sei, und so ersteht aus diesen Geschehnissen die Zeit des ewigen Friedens. Das ist, ganz trocken wiedergegeben, der Inhalt des spannenden Gedichtes, das übrigens auch einige halbhumoristische Züge hat, so wenn es den Charakter des gernegroßen Schülers des großen Chemikers schildert.

Dieses Gedicht veröffentlicht jetzt der Sohn des inzwischen verstorbenen Dichters, Herr Otto Helmut Hopfen, aufs neue in der zweiten Septembernummer der Zeitschrift „Der Volkserzieher", die besonders in der Lehrerschaft verbreitet ist. Er setzt darüber „Gekürzt und mit Widmung versehen von Otto Helmut Hopfen". Gekürzt ist das Gedicht in der neuen Fassung nun wirklich, unter anderm ist jetzt jeder Humor weggeschnitten — aber man kann nicht sagen, daß die Veränderung, die das Gedicht in der neuen Fassung erlitten hat, durch das Wort „gekürzt" voll und wahrheitsmäßig zum Ausdruck kommt. Denn Herr Otto Helmut Hopfen, ein Kanzlergegner, hat jetzt dem Gedicht eine Tendenz gegeben, die der echten Dichtung seines Vaters völlig fremd war. Bei Otto Helmut Hopfen geschieht nämlich dem Erretter, nachdem, wie in der echten Dichtung, durch sein Mittel „der Krieg beendet" und „das Vaterland von jedem Feind befreit" worden ist, das, was die folgenden, von Otto Helmut Hopfen auf eigene Hand eingefügten Verse sagen:

„Sein Vaterland —?! Nur Trümmer sah sein Blick,
Er fiel aufs Knie mit schauderndem Genick,
Verfluchte seine halbe Menschlichkeit,
Die nun zu spät den Feind dem Tod geweiht,
Und so zur Last fürs weinende Gewissen
Auch seines eigenen Volkes Stamm zerrissen.
Wie Hohn klang ihm ringsum im Morgenglanz:
Heil dir, dem Vater unsres Vaterlands!"

Für den Fall, daß ein Leser hieraus nicht begreifen sollte, worauf Otto Helmut Hopfen hinaus will, sagt der es ihm so derbe, daß ein Blinder es mit dem Stocke fühlen kann, in der vorangedruckten „Widmung". Die lautet nämlich so:

Mein Kaiser höre!
Deines Volkes Not
Erheischt von dir das rettende Gebot.
Da du's bislang aus Menschlichkeit geweigert,
Vernimm, wozu sich solches Zaudern steigert.
Horch um dich, wag's! — Vertrauen ist verflogen;
Es raunt im Land: Betrogen und belogen!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Seher spricht. Aus seinem Grab empor
Wahrsagt er Graun für jedes offne Ohr.
Uns Lebenden mißlangs zu dir zu dringen;
O, mög es dem Entschlafenen gelingen!
Zwar trifft uns heute, was mein Vater sang,
Erst teilweis durch gehäuften Sterbezwang;
Doch manches ist noch schlimmer, als er sah;
Denn Schuld drückt das Verderben greifbar nah.
Noch ist's, — Gott Lob! — den Feinden nicht gelungen,
Daß sie dein Haupt und unser Heer bezwungen;
Noch braucht es Monde — freilich länger nicht! —
Dann haben sie, was ihnen noch gebricht,
Was heute wir und wir allein besitzen,
Um Blut und Land und dich damit zu schützen
Und umzuwenden dräuendes Geschick —!
Doch ist es der Entscheidung Augenblick. —
Schuld müssen wir wie jener Mann beklagen,
Der seines Kaisers Bitten abgeschlagen,
Der sich aus Menschlichkeit zu spät entschlossen
Und so des Herrn und Volkes Blut vergossen.
Sein Kaiser rief — umsonst — zur rechten Zeit;
Dir, Herr, stehn heut die Reiter noch bereit;
Ruf sie, gebiete, tu's in dieser Stunde ...! —
Wen träfe Schuld, ging Reich und Volk zugrunde?!

Potsdam, Terrasse von Sanssouci. September 1916.

Also: Otto Helmut Hopfen hat die visionäre Dichtung seines Vaters zur politischen Tendenzaktion umfrisiert, die sich gegen das „schuldhafte Zögern" unsrer Regierung im Kampfe gegen England richtet, gegen das „schuldhafte Zögern" in der Verwendung der U-Boote und der Zeppeline. — Das in der „Widmung" dreimal wiederholte Wort „Schuld" ist besonders bezeichnend für die Absicht, ebenso die dort gestellte Frage, w e n diese Schuld wohl träfe. Und charakteristisch für das ganze Vorgehen ist eben, wie der gute Dichtername Hans Hopfens als Deckung benutzt wird: Kein Leser des umfrisierten Gedichtes, der nicht zufällig die echte Dichtung Hans Hopfens vor sich oder genau im Gedächtnis hat, kann zweifeln (sowenig, wie der Herausgeber des „Volkserziehers" daran zweifeln konnte), daß alles jetzt Abgedruckte zu der echten Dichtung gehöre, daß wirklich, wie die „Widmung" behauptet, der entschlafene Hans Hopfen „aus seinem Grab empor wahrsage"; zumal unmittelbar hinter den unechten tendenziösen Versen der Schlußvermerk steht: „Vorstehende Dichtung wurde erstmals in Nr. 38 der „Woche", Jahrgang 1902, veröffentlicht."

2. Im Septemberheft der „Süddeutschen Monatshefte" (Herausgeber Professor Coßmann in München) wird behauptet, es gäbe in Deutschland „Leute", die wollten, daß wir gegen England „nur einen Scheinkrieg führten, der von unsrer Seite gar nicht ernst gemeint wäre".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese „Leute" seien „heute noch der Meinung, daß wir am besten täten, unsre Flotte, vielleicht noch während des Weltkrieges, aufzugeben". Diese „Leute" begründeten das unter anderm mit „Redensarten", von denen man insbesondre eine „nicht selten mit der Miene überlegener, eingeweihter politischer Weisheit aufgetischt bekomme", und diese Redensart laute „wir dürfen England doch nicht zum Äußersten reizen!" Wer diese „Leute" nach der Meinung der „Süddeutschen Monatshefte" sind, wird dadurch sehr deutlich gemacht, daß als einer von ihnen ein bekannter Beamter einer hohen Reichsbehörde namentlich bezeichnet wird.

3. Es werden verschiedene Broschüren versandt, in vielen Tausenden von Abzügen, ohne jede Rücksicht auf die Kosten. Die Druckausstattung dieser Broschüren ist so teuer, daß nur sehr zahlungsfähige Personen den Druck bestritten haben können. Diese Broschüren sprechen offen aus, daß auf Betreiben des Reichskanzlers die Kriegführung gegen England mit einer dem deutschen Interesse schädlichen Schonung vor sich gehe. Vertrauliche Denkschriften hochbetitelter Personen verbreiten gleiche Gerüchte.

4. Mitte September hat sich Graf Zeppelin genötigt gesehen, in einem Briefe an den Reichskanzler Treibereien von sich abzuschütteln, die Graf Zeppelin dabei ausdrücklich als „Mißbrauch seines Namens" bezeichnet, und die, wie er ausführt, in folgendem bestanden: Es wurde, bei der von den Gegnern des Reichskanzlers betriebenen Agitation, immer wieder behauptet, auch Graf Zeppelin sei der Ansicht, daß von den „Zeppelinen" nicht der möglichst wirksame und rücksichtslose Gebrauch gemacht werde, und zwar aus Schonung für England oder aus dem Wunsche, eine Verständigung mit England nicht zu erschweren.

5. Der Geheime Kommerzienrat Körting, ein führender Mann der nationalliberalen Partei, hat in einem Briefe an das offizielle Haupt der Nationalliberalen, an Herrn Bassermann, (in einem Briefe, der dann in den Zeitungen veröffentlicht worden ist) behauptet, der Kanzler habe gegen den ausdrücklichen Wunsch des Kaisers monatelang den Luftkrieg gegen England hintertrieben.

6. Wie aus einer Veröffentlichung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" in Verbindung mit einer Äußerung der nationalliberalen „Magdeburgischen Zeitung" hervorgeht, sind unrichtige — nämlich phantastisch hohe — Angaben über die Zahl der verfügbaren deutschen U-Boote in Umlauf gesetzt worden. So erschien es denn den Leichtgläubigen völlig unbegreiflich, warum der „verschärfte U-Boots-Krieg" noch immer nicht beginne.

7. In Hamburg ist (am 16. Juli) eine Kanzel dazu gebraucht worden, um folgendes zu behaupten, was dann durch den Druck dieser

„Predigt" (sie trägt den Titel „Agag") noch weiter verbreitet worden ist:

> „Wir haben U-Boote genug, um in wenigen Monaten England auf die Knie zu zwingen, und — wir gebrauchen sie nicht. Wir haben Zeppeline genug, um das hochmütigste Volk der Erde klein zu machen, und — wir schonen des Feindes noch viel zu sehr."

8. Es gibt Leute, die es für nötig (und übrigens offenbar für ein wirksames Kriegsmittel) gehalten haben, einen „Volksausschuß für die rasche Niederkämpfung Englands" zu gründen.

Welches Gesamtbild ergibt sich aus diesen Symptomen? Dies Bild sieht so aus, daß im Deutschen Reiche über den leitenden Staatsmann von einer Reihe von Personen und Gruppen systematisch das Gerücht verbreitet wird, daß er taugliche Kampfmittel, die geeignet wären, den Krieg abzukürzen, gegenüber England absichtlich nicht verwende.

Was besagt dieser Vorwurf?

Jeder sieht, daß England unser stärkster Feind ist, und daß es außerdem die Kraftquelle für den Gesamtverband unsrer Gegner ist, ganz besonders die Quelle von dessen Geldmitteln. Bräche England zusammen, so wären die Gegner alle erledigt. Jeder sieht also auch, wie wünschenswert es für uns ist, daß England möglichst schwer und möglichst bald von uns getroffen werde. Diese Erkenntnis ist in keiner Weise daran gebunden, daß man sich etwa zu dem Evangelium Lissauer-Reventlow bekenne: sie hat gar nichts zu tun mit unklaren Haßgefühlen oder mit dem Wunsche, eine neue „Erbfeindschaft" hochzubringen — sie ist einfach ein Ergebnis klarer politischer Erkenntnis dessen, was der heutige Tag von uns fordert. Auch wer als Endziel eine „Verständigung" mit England will (und, außer den Herren Lissauer und Graf Reventlow persönlich, muß die ja wohl in irgendeiner Form jeder wollen, da es doch recht wahrscheinlich ist, daß es auch nach diesem Kriege noch ein sehr mächtiges Deutschland aber auch ein sehr mächtiges England geben wird, die nun einmal nebeneinander und miteinander werden leben müssen), — also auch wer diese „Verständigung" als Endziel will, muß klar sehen, daß sie um so eher kommt, je eher England durch möglichst harte Schläge, die wir ihm versetzen, dafür sehend gemacht wird, daß es in seinem Interesse liegt, daß wieder Friede werde. Auch die „Menschlichkeit" — aus der heraus ja zum Beispiel Herr Otto Helmut Hopfen, noch verhältnismäßig liebenswürdig, die von ihm angenommene „Schuld" der deutschen Reichsregierung erklären will — könnte an jener Erkenntnis nichts ändern: Denn einmal wäre es auch gegen den Feind unmenschlich, wollten wir den Krieg

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht so rasch beendigen, wie es uns möglich ist. Und zweitens könnte, selbst wenn das anders stünde, eine Menschlichkeit gegen den Feind niemals die Unmenschlichkeit gegen die deutschen Truppen und das deutsche Volk entschuldigen, die darin läge, wenn unsre Regierung den Krieg auch nur eine Stunde länger währen ließe, als sie gezwungen ist, ihn dauern zu lassen.

Das ist so klar, daß man schwachsinnig sein müßte, um es nicht zu erkennen. Nun hat selbst die Gruppe der Kanzlergegner, die die Gerüchte, von denen ich heute spreche, in die Welt setzt und verbreitet, dem Kanzler (bisher wenigstens) den Vorwurf, daß er schwachsinnig sei, noch nicht gemacht; auch er muß also erkennen, daß es so liegt. Wer aber im Besitze dieser Erkenntnis nicht nach ihr handelte, wenn er die Regierungsmacht in Händen hat, der wäre ein Landesverräter; der verdiente, wie Bethmann Hollweg selbst es volkstümlich ausgedrückt hat, „gehängt zu werden". Woraus sich denn der wahre Sinn jenes dem Kanzler von jenen Personen und Gruppen gemachten Vorwurfes mit aller wünschenswerten Deutlichkeit ergibt.

Und wie erklärt sich nun das, was der Kanzler (natürlich unter Mitwirkung aller verantwortlichen Sachverständigen und im vollen Einverständnis mit dem Kaiser) in den fraglichen Dingen tut und nicht tut, in Wirklichkeit?

Auf den Vorwurf, unsre Zeppeline würden nicht genügend verwendet, brauche ich dabei ja wohl jetzt nicht mehr einzugehen, nachdem Graf Zeppelin selbst in seinem, oben bereits erwähnten, Briefe an den Reichskanzler erklärt hat,

> „ich habe mich überzeugt, daß die Verwendung der Zeppeline durch irgendwelche politische oder andere Rücksicht in keiner Weise behindert wird".

Anlangend aber die U-Boots-Frage, so würde jeder vernünftige Mensch darüber erröten, daß er da jemals an dem Kanzler und unsern andern Verantwortlichen gezweifelt hat, sobald es einmal erlaubt würde, in dieser Frage öffentlich zu sagen, was ist. Dann stürben Ausstreuungen, wie die, die ich oben als das sechste der Symptome genannt habe, binnen eines einzigen Tages an ihrer eigenen erschreckenden Unwahrhaftigkeit. Leider (warum ich dieses Verbot für so besonders schädlich halte, werde ich weiter unten noch sagen) ist das immer noch nicht gestattet. Für Leute, die lesen können, genügt aber schließlich der Satz, den ich in meinem Aufsatz „Kanzlergegner" am 1. September hier geschrieben habe. Ich wiederhole den Satz:

> Keiner der Vorwürfe, die in dieser Sache, offen oder geheim, dem Kanzler gemacht worden sind, hat — in politischen Dingen oder in technischen — eine Grundlage, die hält.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Solange die Entscheidung unsrer Verantwortlichen gegen den verschärften U-Boots-Krieg fällt — mir ist nicht bekannt, ob und wie lange sie auch in Zukunft so fallen wird, — liegt es eben so, daß die tüchtigsten und sachverständigsten Männer, die wir haben (auch Hindenburg und Ludendorff gehören zu ihnen!), nach reiflichster Erwägung, und aus genauester Kenntnis der militärischen, politischen und technischen Sachlage heraus, gefunden haben, daß der verschärfte U-Boots-Krieg noch kein „taugliches, den Krieg wirklich abkürzendes, Kampfmittel" ist. Dann gilt das, was Wilhelm Heile am 28. September in der „Hilfe" gesagt hat:

> „Die verantwortlichen Männer der Reichsregierung, des Heeres und der Flotte, die Bethmann, Hindenburg, Holtzendorff, kennen die Möglichkeiten des U-Boot-Krieges genau so gut, wie irgendeiner von denen, die den Namen des ehemaligen Staatssekretärs der Marine als Aushängeschild benutzen. Ihre Sache ist es, das Für und Wider abzuwägen und die Entscheidung so zu treffen, daß die Aussichten eines vollen deutschen Sieges am günstigsten sind. Sie sind der wirkliche und verantwortliche ‚Volksausschuß zur raschen Niederkämpfung Englands'. Einen anderen Ausschuß dafür brauchen wir nicht."

Diese Dinge sind klar für jeden, der seine Augen aufmachen und dann nachdenken will. Wenn Teile unsres Volkes hier nicht sehen und nicht denken können oder wollen, dann ist das eben eine Krankheit der Erkenntnis oder des Willens: eine Art von Kriegspsychose.

Was Ursprung und Verbreitung dieser Krankheit angeht, so sind scharf zu unterscheiden: einmal die, die von ihr ergriffen sind, und dann die, die sie erregen.

Den Gemütszustand der Ersteren schildert Wilhelm Heile in seinem eben genannten Aufsatze in der „Hilfe" sehr richtig so:

> „Es gibt eben, im alten Lande der Dichter und Denker, noch immer romantische Phantasten genug, die viel mehr und jedenfalls viel lieber in der Welt der Träume, als in der Welt der Wirklichkeit leben. Der Wunsch ist der Vater ihrer Gedanken. Weil es so wunderschön wäre, wenn wir mit Tauchbooten, zahllos und dicht gedrängt wie ein Bienenschwarm, Englands Zufuhr nicht bloß behelligen, sondern vernichten könnten, deshalb ist ihnen der Wunsch eine bei nur ausreichendem Willen ohne weiteres zu verwirklichende Wahrheit. Weil aber die Wirklichkeit anders aussieht, unterstellen sie lieber dem Kanzler und den verantwortlichen Führern der Flotte die unglaublichste Dummheit und unerhörteste Schwäche, ja eine an Vaterlandsverrat streifende Gesinnung gegenüber England, als daß sie ihre Traumwelt preisgeben und nüchtern darüber nachdenken, wie man England in der Wirklichkeit am sichersten und schwersten treffen kann."

Ungemein charakteristisch für diese Traumwelt ist mir ein Leitartikel, den ich kürzlich in der „Kreuzzeitung" fand und worin gegen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

meinen Aufsatz „Kanzlergegner" (im „Vortrupp" vom 1. September) polemisiert wurde. Die „Kreuzzeitung" wendete sich da ganz besonders auch gegen das in jenem Aufsatze von mir angeführte Wort von Professor Troeltsch:

> „Übermacht bleibt Übermacht, und, wie man uns nicht zerschmettern kann, so können wir die Anderen nicht zerschmettern. Daraus müssen irgendwann einmal die Folgen gezogen werden im allgemeinen Bewußtsein."

Und dabei ist doch dieses Wort von Troeltsch so wahr, wie der Satz daß zwei mal zwei gleich vier ist. Aber jene Träumer — es gehören also nicht nur Dichter dazu, wie Otto Helmut Hopfen, und fanatische Kanzelredner wie der Prediger der Predigt „Agag", sondern sogar Geheime Kommerzienräte, wie Körting, und Journalisten, wie jener Leitartikler der „Kreuzzeitung", — träumen eben, daß zwei mal zwei gleich fünf sei. Und aus dieser Arithmetik ihrer Traumwelt heraus verlangen sie dann, daß unsre Regierung Unmögliches möglich mache, Unmögliches an Kriegserfolgen und Unmögliches an Kriegszielen. Und weil unsre Regierung, die nun einmal in der Welt der Wirklichkeit arbeiten muß, das nicht kann, darum erklärt dann im Namen jener Träumer das seltsam zusammengesetzte Kollegium Kirdorf-Hoensbroech-Häckel den Kanzler (wörtlich) für „gänzlich unfähig, die Erfolge unsres glorreichen Heeres wirksam auszunutzen".

Schädlich genug sind diese Kranken: Das Ausland machen sie glauben, unsrer Regierung sei durch innere Schwierigkeiten der Arm gelähmt; und im Inlande stecken sie Leichtgläubige und Urteilslose leicht an. Immerhin gilt in moralischer Beziehung für sie das Wort „Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun".

Ganz anders sind die zu beurteilen, die die Krankheit bewußt erregen. Diese Drahtzieher haben im Gegensatz zu jenen Träumern sehr klare und sehr kühle Köpfe, sie erkennen daher auch ganz klar, wodurch die Haltung unserer Regierung in der U-Boots-Frage bestimmt wird. Den Drahtziehern geht es nämlich bei der ganzen Hetze gegen den Kanzler gar nicht um den Krieg, sondern um innerpolitische Dinge. Ihnen ist Bethmann Hollweg der tödlich verhaßte Vertreter des Gedankens der inneren „Neuorientierung". Wer sich darüber noch nicht klar war, dem haben es die letzten Tage vor der Reichstagseröffnung gezeigt, der hat es lesen können aus der Broschürenflut, die in jenen Tagen wieder einmal über die Reichstagsabgeordneten niederging. Aus jenen Schriften, von denen die schönste an ihrer schönsten Stelle von dem Reichskanzler wörtlich sagt:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Der — dem Phantom einer inneren Erneuerung nachjagend, das deutsche Volk den furchtbarsten Kämpfen aller gegen alle entgegenführt, der drückendsten Not und der Selbstzerfleischung."

Nun wissen aber die Drahtzieher, daß der gerechte Sinn des deutschen Volkes — auch jener Träumer und Phantasten, denn auch die sind Deutsche — erkannt hat, daß die innere „Neuorientierung" um deswillen so schwer zu bekämpfen ist, weil die Gerechtigkeit sie verlangt. Denn die Gerechtigkeit verbietet es zum Beispiel, ein Klassenwahlrecht wie das preußische aufrecht zu erhalten in einem Lande, dessen sämtliche Klassen das geleistet haben, was jetzt seit mehr als zwei Jahren das Werk unsrer Feldgrauen ist. Die Drahtzieher können also nicht daran zweifeln, daß sie für diesen ihren wirklichen Kampf unter ihrem echten Banner nur eine verzweifelt kleine Gefolgschaft bekämen.

Wie kann man die Krankheit heilen? Denn daß man sie heile, ist nötig, weil sie unsre Kraft gegen die äußeren Feinde schwächt und vor allem, weil sie denen den Mut stärkt.

Man soll dahin wirken, daß die Erkrankten gesund, die Erreger der Krankheit aber unschädlich werden.

Um die Erkrankten gesund zu machen, muß man sie vor allen Dingen aufklären. Zuvörderst darüber, was in diesem Kriege, so wie die Machtverhältnisse liegen, für Deutschland erreichbar ist und was nicht. Ein Wort wie das oben angeführte des Professors Troeltsch kann gar nicht oft genug wiederholt und gar nicht weit genug verbreitet werden. Denn wenn die Erkrankten einmal wieder gelernt haben, sich damit zu bescheiden, daß zwei mal zwei gleich vier ist, und wenn sie dann dementsprechend von der Regierung nicht mehr verlangen, daß sie die Welt der Wirklichkeit der Traumwelt der Erkrankten anpasse, dann ist schon viel gewonnen. Weiter aber: man soll die Erkrankten aufklären über den Kernpunkt der U-Bootsfrage. Ich habe oben darüber das gesagt, was heute gesagt werden darf. Ich wollte, es wäre erlaubt, noch mehr darüber öffentlich zu sagen. Ich weiß sehr wohl, warum die Behörden wünschen, daß das nicht geschehe: weil jede öffentliche Aufklärung in Deutschland auch dem Feind über unsre technischen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten Aufschluß geben muß. Ich wollte aber, die Regierung würfe diese Bedenken beiseite: denn ich halte die Schäden, die entstünden, wenn auch der Feind hierüber wissend würde, für geringer, als das schleichende Gift, das jetzt dadurch erzeugt wird, daß die Phantasten bei uns im Lande unwissend bleiben. Zudem: es würde zu deren Heilung vollauf genügen, wenn auch nur darüber Klarheit geschaffen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

würde, was wir konnten und was wir nicht konnten, als in der Vergangenheit die Entscheidung unsrer Regierung gegen den verschärften U-Boots-Krieg fiel; dann erfährt der Feind immer noch nichts darüber, was zu wissen allein ihm etwas nützen könnte, nämlich wie stark wir jetzt sind. Drittens sodann: es muß von unsrer Regierung schärfer als bisher einer gewissen Legendenbildung entgegengetreten werden, als gäbe es diese oder jene Person, die alles erreichen könnte, was sich jene Phantasten an Kriegserfolgen und an Kriegszielen träumen, wenn jener nur nicht (natürlich durch die Schuld des bösen Kanzlers) zur Rolle des gefesselten Prometheus verdammt wäre. Alle solchen Legenden können zerstört werden, wenn klar gesagt wird, was ist. Und daher sollte man es sagen. — Viertens endlich (das ist nicht sowohl die Aufgabe der Regierung, wie die der unabhängigen Publizisten) soll man den Mißbrauchten immer wieder klar machen, was der wahre Zweck derer ist, von denen sie mißbraucht werden; das zu tun, habe ich, unter anderm, heute versucht.

Bei den Kranken ist aber auch die Phantasie ungesund geworden. Man soll der daher gesunde Nahrung geben. Damit meine ich, daß man Geist und Gemüt der Erkrankten hinlenken soll auf die beiden größten Bilder, die dieser Krieg dem deutschen Volke gegeben hat, man soll die Kranken fragen, immer wieder fragen, solange es nötig ist: Begreift ihr denn gar nicht, daß sich eure wahnsinnigen Vorwürfe auch gegen Hindenburg und Ludendorff richten, die doch jetzt die Ersten sind, die den Kanzler in allen Dingen unsrer Kriegführung beraten. Ich will ja nicht behaupten, daß das immer helfen wird, der oben erwähnte Prediger der Predigt „Agag" hat es ja wirklich fertig gebracht, auf der Kanzel auch noch zu sagen und dann drucken zu lassen:

> „Gott hat uns den genialsten Feldherrn unsrer Tage geschenkt, den die Feinde den Russenschreck nennen, und noch immer warten wir darauf, daß er zu neuen Schlägen wider die Russen ausholt."

Aber neunundneunzigmal unter hundert Fällen wird es doch möglich sein, dem Satze zur Anerkennung zu verhelfen, den kürzlich der Generaldirektor Ballin geschrieben hat über die Frage, welches denn die tauglichen Kampfmittel seien:

> „Das muß Sache bleiben der verantwortlichen Männer, zu denen Gott sei Dank, jetzt Hindenburg und Ludendorff gehören."

Wenn dann dazu gelegentlich noch ein treffsicherer moralischer Stoß kommt, um so besser. Wenn den Leichtgläubigen und Urteilslosen einmal in recht derbem Deutsch klargemacht wird, vor welchen Göttern sie bisher gekniet haben. Mancher besinnt sich doch, wenn er liest, wie der allverehrte Graf Zeppelin sich gegen den „Mißbrauch seines Namens" durch die Hetzer wehrt — oder wenn er hört, daß das,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

was ihm die Einbläser bisher als „patriotische Betätigung" gemalt haben, vom Kanzler vor dem ganzen Reichstage als Gegenstand des Widerwillens und der Verachtung gebrandmarkt wird. Man soll da ruhig deutsch sprechen — und nicht zu selten.

Die Erreger der Krankheit aber soll man unschädlich machen. Es genügt nicht, daß man ihren Einfluß abzugraben sucht, indem man mit den Mitteln, von denen ich soeben sprach, ihre Opfer heilt. Denn die Agitation dieser Drahtzieher wird nicht aufhören, solange der Krieg dauert, weil ihr Ziel, nämlich das, die innere „Neuorientierung" zu verhindern, erst jenseits des Kriegsendes liegt; darum werden sie auch immer neue Opfer finden. Und nachdem der Kanzler jetzt in seiner neusten Rede „freie Bahn für alle Tüchtigen" verlangt, und eine Zukunft prophezeit hat, wo „die Starken aus allen Ständen gern und freudig teilnehmen werden an den Werken des Friedens", wird diese Agitation stärker werden denn je.

Diese Drahtzieher unschädlich zu machen, gibt es nur ein Mittel: denn sie überzeugen kann man nicht. Erstens nicht, weil da gar nichts zu überzeugen ist: sie wissen ja schon ganz genau, daß ihre Verleumdungen gegen den Kanzler und die andern Verantwortlichen Verleumdungen sind. Und zweitens nicht, weil diese Art Menschen Waffen des Geistes gar nicht anerkennen, sondern grundsätzlich nur an Eines glauben und sich nur vor diesem Einen beugen: vor der ganz brutalen Macht.

Die soll man ihnen denn auch zeigen. Ich unterschreibe jedes Wort von dem, was Wilhelm Heile am Schlusse jenes Aufsatzes in der „Hilfe" sagt:

> „Wir wollen endlich Ruhe haben im Lande, gesichert sein vor Hetzern und Schwätzern, damit die Kraft des Volkes und die Freudigkeit seiner Pflichterfüllung nicht gelähmt werde. Disziplinbruch im Kriege darf nicht geduldet werden, sonst reißt er um sich. Wenn draußen an der Front ein Soldat den Gehorsam verweigern wollte, so ist niemand im Zweifel, was mit ihm zu geschehen hat. Wenn jemand draußen andrer Ansicht ist als seine unteren oder oberen Führer, so gehorcht er doch. Wenn er es sich aber einfallen lassen sollte, zu nörgeln und zu räsonnieren und die Kameraden durch seine Zweifel unsicher zu machen, sie gar aufzuputschen, so bekommt solch ein Stänkerer nicht bloß die harte Strafe, die ihm gebührt, sondern ein jeder gönnt sie ihm. Denn Manneszucht im Kriege muß sein, eiserne Manneszucht. Sie allein verbürgt für alle Fälle den festen Zusammenhang der Truppe. Nur eine Voraussetzung darf dabei niemals fehlen. Die bedingungslose Einordnung ins Ganze muß ihre stärksten Triebkräfte im gegenseitigen Vertrauen von Führern und Geführten haben. Wer dieses Vertrauen zu erschüttern versucht, versündigt sich am guten Geiste des Ganzen und verhindert die einheitliche und darum wirkungsvolle Anwendung der gesamten vorhandenen Kraft. Ein Volk,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das im Kampf mit einer Welt von starken Gegnern steht, darf seine Kräfte nicht zersplittern. Darum: Videant consules; ne quid res publica detrimenti capiat! Zu deutsch: Kanzler, werde hart!"

Und das wird gut ergänzt durch die Worte, die Heile mehr am Anfang des Aufsatzes von den Treibern der Kanzlerhetze sagt:

„Was Liebknecht getan hat, ist zwar offenkundiger und plumper, aber bei weitem nicht so gefährlich."

Und darum ist auch richtig, was die „Frankfurter Zeitung", man mag Freund oder Gegner ihrer politischen Richtungen sein, — am 26. September ausgesprochen hat:

„Ein unbedeutender Mensch kommt auf viele Jahre ins Zuchthaus, weil er auf offener Straße eine ziemlich hirnlose Friedenspropaganda treibt; Personen von Rang und Stellung dürfen eine wilde und lähmende Agitation gegen die Reichsleitung, deren Mittelpunkt der Kaiser ist, dauernd fortsetzen, eine Agitation, die den zum zerschmetternden Schlage gegen den Feind ausholenden Arm der deutschen Wehrkraft voller Zweifel zurücksinken lassen müßte, wenn ihr nicht Halt geboten wird."

Ihr muß Halt geboten werden.

Fidelis.

Was andre sagen

Soziale Praxis und Archiv für Volkswohlfahrt. Herausgeber: Dr. E. Francke und Prof. Dr. W. Zimmermann, Berlin. Nr. 49 vom 7. September 1916.

Neue Feinde — Friede im Innern!

„Die Kriegserklärungen Italiens und Rumäniens haben auf das deutsche Volk aufrüttelnd gewirkt. Jeder empfindet, daß wir auf dem Höhepunkte des Krieges angelangt sind. Weit entfernt von jeder Friedensbereitschaft, ziehen unsere Feinde immer neue Völker in den Krieg hinein. Gefährlicher denn je bedrohen sie unser Dasein als Großmacht, in dem alle wirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeit und darum auch alle deutsche Arbeiterkultur eingeschlossen liegt.

Mit Erbitterung und unerschütterlicher Entschlossenheit hat das deutsche Volk in allen seinen Teilen den Treubruch der einstigen Verbündeten aufgenommen. Im unbeugsamen Willen, auch den neuen Gefahren zu trotzen, ist die ganze Nation einig. . . . . Wohl hat sich Deutschland längst stolz und gelassen zu seinem Wunsche nach baldigem Frieden bekannt, aber den neuen

Feinden gegenüber wie den alten kennt kein Deutscher das Bedürfnis nach einem anderen Frieden als dem, den unser gutes Schwert sich in Ehren erkämpft.

Wer die Stimmung des deutschen Volkes und besonders der Arbeiterschaft in diesen Tagen aufmerksam beobachtete, der konnte wahrnehmen, daß sich der Geist der schicksalsschweren Zeit von neuem regte, die wir vor zwei Jahren durchlebten. Wieder löste die Gefahr des Vaterlandes gewaltig die Kraft des nationalen Selbsterhaltungstriebes aus, diesmal in voller Kenntnis der Opfer und Entbehrungen, die der Kampf um die Selbsterhaltung heischt. Nie sind wir im Verlaufe des langen Krieges dem Stimmungsgehalt der ersten Tage wieder so nahe gewesen, wie eben jetzt.

Wie vieles liegt zwischen damals und heute! Wieviel undankbare Gewöhnung an die Heldentaten unserer Brüder im Felde hat sich bisweilen bei denen breit gemacht, die das unsagbare Glück, daß wir den Feind vom Lande fernhielten, nie begriffen haben! Wie schamlos gesellte sich dem feindlichen Aushungerungsplan als heimlicher Verbündeter der Wucher im eigenen Lande hinzu. Wie oft wurde unser Land, für dessen Schutz das treue Herzblut unserer Brüder floß, inzwischen zum Schauplatz gehässiger Intrigen und wohlfeiler Hetzerei!

Wohl liegt die Gewöhnung naturnotwendig im Wesen menschlichen Erlebens. Aber gestehen wir es: weiter als notwendig hatten Friedensgewohnheiten die heilige Glut der ersten Kriegszeit verdrängt. Zu wenig regte sich das öffentliche Gewissen gegen die, die sich schon wieder am wohlsten fühlten, wenn sie in den alten Wässern planschten. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß — um wenige Beispiele zu nennen — der Zank um den nationalen Charakter der Sozialdemokratie von königstreuen Männern entfesselt wurde, dem Königsworte, keine Parteien mehr kennen zu wollen, zum Trotze? Wie wäre der unzeitgemäße und undisziplinierte Streit um die Kriegsziele denkbar gewesen, wie die zügellose Verhetzung zwischen Stadt und Land in den Ernährungsdebatten? Das unbegrenzte Vertrauen zur Entwicklung der Kriegsereignisse, ohne das diese ganzen Auseinandersetzungen unmöglich gewesen wären, ehrt ja gewissermaßen unser Heer und seine großen Führer, aber erleichtert haben diese inneren Streitigkeiten denen, die sich ihrer Verantwortung vor der Geschichte bewußt sind, die Aufgabe gewiß nicht.

Wir trieben dem Verfall des Burgfriedens entgegen. Auch innerhalb der Arbeiterschaft wagten sich stellenweise bedenkliche Erscheinungen hervor, hier freilich von den verantwortungsbewußten Führern und ihrem überwältigend großen Anhang immer wieder zurückgedrängt. In der Arbeitgeberschaft begann sich da und dort der alte Geist gleichfalls zu regen, mehr vielleicht noch in ihrer Presse als bei den Unternehmern selbst. Fern von den Gefahren, in denen unser kämpfendes Volk zu Brüdern zusammenwächst, brachen sich Gegensätze vorzeitig wieder Bahn, an deren dauerndes Verschwinden zwar nur Toren glauben konnten, deren Austragung aber nicht jetzt am Platze ist.

Wie eine gewaltige Mahnung stellt sich die neue, schwerwiegende Erweiterung des Kriegsschauplatzes all diesen Erscheinungen entgegen. Und wer immer der Mitverantwortung sich bewußt ist, die in den Schicksalsstunden unseres Vaterlandes jedem einzelnen seiner Bürger zufällt, der wird wünschen und an seinem Teile darauf hinarbeiten müssen, daß nunmehr das starke Gefühl nationaler Einigkeit in höchster Gefahr nicht wiederum abbröckelt, daß aus den letzten Augusttagen des dritten Kriegsjahrs ein ähnliches Gefühl der Verbundenheit aller Volksglieder auf Leben und Tod hervorgeht, wie es die unvergeßlichen ersten Augusttage 1914 geweckt hatten.

Allein, mit frommen Wünschen ist es nicht getan. Wir haben schon einmal gesehen, daß der Alltag auch im Kriege wieder sein Recht gefordert hat. Was wir brauchen, ist keine Augenblicksstimmung, kein uns wesensfremder „Elan",

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sondern ein aus der Schwere der Zeit erwachsender Wille zu dauerndem besseren Verstehen. Der aber ist keine Utopie, sondern eine einfache Pflicht, der wir durch liebevolle Einarbeitung in das Wesen derer, die in Weltanschauung oder Wirtschaftsleben, Politik oder Religion auf anderem Boden stehen, genügen können. Kein Volk hat in seiner Geschichte alle großen Gegensätze, die die Menschheit je zerrissen haben, tiefer durchlebt und durchlitten als das deutsche. Kein Volk aber bringt auch mehr Gaben der Objektivität, selbst gegenüber dem schlimmsten Feinde, der lauteren Gerechtigkeitsliebe und der Nachsicht mit als das unsere. Oft genug haben sich diese Gaben — nicht zu unserem materiellen Vorteil — dem Auslande gegenüber erprobt; versuchen wir endlich im Ernste, sie auch im eigenen Lande zu üben! . . . . . "

Buchkritik.

Von den drei Aufsätzen über die Methode unsrer Arbeit ist dies der dritte. Der erste hieß „Unsre Tonart" und steht im Jahrgange 1913, in Nr. 12 vom 16. Juni; der zweite hieß „Aktualität" und steht im Jahrgange 1916, in Nr. 17 vom 1. September*).

Die beiden ersten Aufsätze „Unsre Tonart" und „Aktualität" unterscheiden sich von diesem dritten Aufsatze „Buchkritik" in einem wesentlichen Punkte grundsätzlich so: Jene beiden ersten Aufsätze behandelten solche Seiten unsrer Arbeit, die bereits seit dem ersten Erscheinen des „Vortrupp" sichtbar waren, dieser dritte Aufsatz dagegen spricht von einem Stücke unsrer Arbeit, das zwar auch schon von Anfang an vorgesehen war, das aber jetzt erst in Angriff genommen werden soll.

Unser Arbeitsfeld hat ja die Buchkritik bisher nicht mit umfaßt. Von vereinzelten, kurzen Besprechungen unter „Rund um uns" abgesehen, haben wir bisher vielmehr Bücher und Schriften nur so behandelt: Entweder haben wir sie unter der ständigen Rubrik „Neue Bücher und Schriften" am Ende der Vortruppnummern

*) Die Aufsätze „Aktualität" und „Buchkritik" sind von Herrn Dr. Popert schon im Juli 1914 geschrieben worden. Herr Dr. Popert wollte sie zunächst bis Kriegsende zurückstellen, da er während des Krieges in Rücksicht auf seine dienstliche Stellung nicht in die Öffentlichkeit treten wollte. Diese beiden Aufsätze schon jetzt zu veröffentlichen, hat er sich jedoch auf unsre Bitte entschlossen, weil sie durch seine dienstliche Stellung nicht berührt werden, und weil der Aufsatz „Buchkritik" eine neue Arbeit des „Vortrupp" einleiten soll, die wir nicht länger aufschieben möchten.

Die Schriftleitung des „Vortrupp".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lediglich angezeigt. Oder wir haben unter der Rubrik „Alt und Neu" zu geeigneter Zeit Stücke aus ihnen gegeben, wobei wir denn manchmal eine kurze Begründung, weshalb wir gerade dieses Werk oder diese Schrift ausgewählt haben, vorangeschickt haben.

Diese beiden Formen bleiben auch in Zukunft bestehen. Künftig aber gehört außerdem die Buchkritik im eigentlichen Sinne zu unsrer Arbeit (wir fassen dabei „Buch" im allerweitesten Sinne, verstehen also das Wort „Buchkritik" ganz gleichbedeutend mit „literarischer Kritik" überhaupt). Diese Buchkritik des Vortrupp soll nun, soviel an uns liegt, den Hauptfehler vermeiden, der unsrer Meinung nach der Buchkritik von heute gewöhnlich anhaftet (ich denke dabei vor allem an die Buchkritik in den Tageszeitungen, die ja hier wie in andern Dingen die eigentliche „öffentliche Meinung" machen). Dieser Hauptfehler liegt darin: eine Buchkritik hat die Natur und sehr oft die Wirkungen eines richterlichen Urteils, ihr fehlen aber einstweilen dessen Garantien.

Eine Buchkritik hat die Natur eines richterlichen Urteils: Schon der Name „Kritik" (ein wirklich treffendes deutsches Wort dafür fehlt uns noch) drückt das aus, er stammt vom Griechischen *κρίνειν* (krinein) = richten. Am meisten Ähnlichkeit hat eine Buchkritik mit einem Urteil unsrer Strafgerichte; die Tätigkeit eines Buchkritikers würde sogar der eines Strafrichters ganz genau entsprechen, wenn man die Aufgaben unsrer Strafgerichte so erweiterte, daß sie (wie der berühmte Jurist Rudolf Jhering das einmal angeregt hat) nicht nur Strafen verhängen, sondern umgekehrt, auch Auszeichnungen erteilen könnten. Doch auch mit unsern Urteilen in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten haben unsre Buchkritiken eine gewisse Verwandtschaft; insofern nämlich, als fast immer Vermögenswerte, und häufig recht erhebliche Vermögenswerte, des Verfassers und des Verlegers von der Entscheidung abhängen, die die Kritiker fällen.

Müßig wäre es, wollte man eine genaue Untersuchung darüber anstellen, wie sich der Wert der Dinge, die von einer Buchkritik betroffen werden, verhält zum Wert der Dinge, die dem Urteil des staatlich angestellten Richters unterliegen. Denn jedenfalls kann man ohne jede Übertreibung sagen, daß auch die von der Buchkritik betroffenen — und die von ihr verursachten — Dinge sehr wichtig sind: Im äußersten Falle kann eine Buchkritik geradezu die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wirkung eines Todesurteils haben, nicht nur für das kritisierte Werk — auch für die wirtschaftliche Existenz des Verfassers oder des Verlegers, vielleicht auch für deren moralische Existenz; selbst der physische Selbstmord eines Verfassers infolge der Kränkung oder der wirtschaftlichen Schädigung, die eine Buchkritik ihm zufügt, liegt nicht außer dem Bereich jeder Möglichkeit. Aber auch von solchen äußersten Fällen abgesehen, fast jede einzelne Buchkritik beeinflußt solche wirtschaftlichen Werte des Verfassers und des Verlegers, die das Allermeiste, worüber in unsern Zivilprozessen gestritten wird, an Bedeutung weit übertreffen.

Wozu dann noch dies kommt: Im Durchschnitt wirken Buchkritiken in weit stärkerem Maße richtunggebend auf die Meinungen, und damit mittelbar auch auf die Handlungen weiterer Kreise, als richterliche Urteile das tun, die ja meist nur die Prozeßparteien interessieren. Es hat also fast jede Buchkritik außer der Wirkung eines Urteils gewissermaßen auch noch die Wirkung einer Verwaltungsmaßnahme. Und bei der fast unbedingten Unselbständigkeit und Urteilslosigkeit, die der größte Teil der Leser unsrer Tageszeitungen gegenüber dem entwickelt, was er in seiner Zeitung gedruckt vor sich sieht, wird man gerade die letztere Wirkung noch eher zu niedrig als zu hoch einschätzen.

So ist es sicher: nur die Buchkritik wird ihrer Aufgabe wirklich gerecht, die auf der Höhe eines richterlichen Urteils steht*).

Dürfen wir nun davon ausgehen, daß diese ungeheuer wichtige richterliche Tätigkeit der Buchkritik bei uns heute im allgemeinen im richterlichen Geiste ausgeübt wird? Das heißt, daß sie ausgeübt wird mit Verantwortungsbewußtsein, mit Gründlichkeit, mit unparteiischer Gerechtigkeit, mit Schlichtheit? Kann jemand, der die Wirklichkeit kennt, das ehrlich bejahen? Natürlich, darüber, daß es eine Anzahl ganz hochstehender Kritiker auch in unsrer Tagespresse gibt, braucht gar nicht erst geredet zu werden. Im allgemeinen aber sieht meiner Überzeugung nach das Bild so aus:

Sprechen wir zunächst von den besseren Fällen, nämlich von den

*) Von jeder andern Art Kritik (über Musik, über Malerei, über bildende Kunst usw.) gilt das natürlich auch. Da aber diese Zweige der Kritik vorläufig nicht in das Arbeitsgebiet des „Vortrupp" fallen, so beschränkt dieser Aufsatz sich auf die Buchkritik. Ob die Schäden der Buchkritik, auf die ich heute hinweise, auch bei jenen andern Arten der Kritik heute vorhanden sind, entzieht sich meiner persönlichen Kenntnis.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fällen, wo bei dem Buchkritiker ein Verantwortungsbewußtsein vorhanden ist. Auch da wird fast immer der Grundfehler gemacht, daß der Kritiker die Natur seiner Aufgabe als die einer dienenden Aufgabe verkennt. Es ist ein h o h e r Dienst, den der Kritiker ausübt, eben ein richterlicher Dienst, aber doch immer ein Dienst. Der Kritiker aber tut nur allzuoft so, als sei das Buch geschrieben, um ihm, dem Kritiker, Gelegenheit zu geben, sich in Herrenstellung zu zeigen und „Geist" zu entwickeln. Mit solchem Streben nach geistreicher Überlegenheit ist richterliche Schlichtheit nicht zu vereinigen. Vor allem aber ist der Kritiker fast immer in dem Wahn befangen, er müsse, falls er Anerkennung zollt, die wenigstens irgendwie einschränken durch den Ausdruck irgendeines Zweifels. Etwa so in dieser Art: „Bei alledem mag man vielleicht bezweifeln, ob der Verfasser seiner Aufgabe g a n z gewachsen ist", oder „ich will gewiß nicht leugnen, daß die bisher erschienenen Werke des Verfassers recht stark überschätzt worden sind."

Das waren die besseren Fälle der durchschnittlichen Buchkritik von heute. Nun aber kommen wir zu den schlechteren Fällen, nämlich zu denen, wo dem Kritiker das Verantwortungsbewußtsein fehlt. Da wird die Buchkritik zur reinen Form des journalistischen Erwerbes. Jedes sachliche Interesse für das kritisierte Buch fehlt dabei. Und außerdem steht dieses Tun dann noch, wie der ganze Journalismus unsrer Tage, unter dem Fluche der Aktualität. Und daher gilt dann von dieser Arbeit das, was ich im Aufsatze „Aktualität" versucht habe nachzuweisen: Wer aktuell sein muß, kann weder gewissenhaft sein, noch gründlich, noch gerecht. Gerade auf dem Felde der Buchkritik in der Tagespresse führt diese Hast zu Dingen, die man nicht für möglich halten möchte, die es aber dennoch gibt: Einer von denen, die in dieser Tretmühle jahrelang haben schuften müssen, hat es mir einmal auseinandergesetzt, wie so oft heute in unsrer Tagespresse Bücher und Schriften „kritisiert" werden, nachdem der „Kritiker" gerade das Titelblatt von ihnen gelesen hat und dann noch einige Seiten vorn, einige in der Mitte und einige hinten. So kann es denn kommen, daß ein Werk, woran ein Mensch jahrelang mit seinem Herzblute geschrieben hat, in einer halben Stunde von einem heruntergerissen wird, der es überhaupt nicht kennt. Diese Dinge muß man wissen, dann bekommt man Sympathie für die Schärfe, womit sich zum Beispiel Sudermann und Otto Ernst gegen die Kritik aufgebäumt haben (ganz abgesehen von der Frage, ob nun gerade

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in diesen Fällen die Dichter oder die Kritiker recht hatten). Dann begreift man, daß sich in Geibels Versen

„Ja," donnert Gott, „Ja," singt der Dichter
Stell etwas hin und laß sie schrei'n:
Der Teufel nur, der Splitterrichter,
Der selbst nichts schafft, sagt ewig „Nein".

die wahre Empfindung ausspricht, die eigentlich alle Schaffenden geradezu gegenüber dem Kritiker als solchem haben. Dann versteht man Goethes noch viel gröberes Wort:

Der Tausendsakerment!
Schlagt ihn tot, den Hund! Es ist ein Rezensent.

Dann wird einem klar, warum die Kritik das Große und die Großen eigentlich nie gefördert, sondern fast immer gehemmt hat.

Halten wir nun gegen diesen Zustand die Verhältnisse in unsrer staatlichen Rechtsprechung. Es lebt — trotz allen mehr oder weniger berechtigten Tadels über deren Langsamkeit und Schwerfälligkeit oder über unbewußte Klassenjustiz, die gelegentlich vorkommen soll — doch kein zurechnungsfähiger Mensch, der nicht zugäbe, daß tatsächlich kein Land der Erde im ganzen eine bessere Rechtsprechung hat, als das Deutsche Reich. Wie ist das erreicht worden? So: Das Bewußtsein von der gewaltigen Wichtigkeit der Urteile, die von Staats wegen erlassen werden, hat dazu geführt, daß bestimmte „Garantien" für jedes Urteil gesetzlich eingeführt worden sind. Diese Garantien liegen erstens darin, daß die Personen, die vom Staate zum Richteramt berufen werden dürfen, ganz bestimmte Eigenschaften haben müssen, zweitens darin, daß für den Aufbau der Urteile selbst bestimmte Vorschriften gegeben sind. — Und zwar bestehen diese Garantien für alle Urteile, die im Namen des Staates ergehen, ohne Ausnahme. So unendlich verschieden unter sich die Wichtigkeit dieser Urteile ist — mag es sich um Leben und Tod handeln, oder um eine Geldstrafe wegen einer Radfahrübertretung —, mag es in einem bürgerlichen Rechtsstreit um ein Millionenvermögen gehen oder um einen Wanzenprozeß zwischen Mieter und Vermieter — jedes Urteil, das in seinem Namen ergehen soll, ist dem Staate wichtig genug, um es mit jenen Garantien zu umgeben. Deshalb ist unsre deutsche Rechtsprechung so gut.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und ganz von selbst ergibt sich uns nun die Frage: Können wir denn nicht auf irgendeine Weise ähnliche Garantien für die Urteile unsrer deutschen Kritiker erhalten, wie für die Urteile unsrer deutschen Richter?

Hinsichtlich der ersten Art der Garantien ist es unmöglich: Es ist praktisch unausführbar, daß der Personenkreis derer, die Buchkritiken veröffentlichen, von vornherein durch irgendwelche Garantien eingeschränkt werde.

Vergegenwärtigen wir uns einmal, welches denn im einzelnen die Garantien sind, die uns das Deutsche Reich in dieser Beziehung für staatliche Urteile gibt: Es sorgt da durch seine Gesetze dafür, daß wir Vertrauen haben dürfen einmal in die Fähigkeiten, und sodann in den guten Willen des Richters.

Unsre gesetzlichen Garantien für die Fähigkeiten des Richters sind diese: Wer im Deutschen Reiche Richter werden will, muß wenigstens drei Jahre lang die Rechtswissenschaften studiert und muß außerdem wenigstens drei Jahre lang im praktischen Vorbereitungsdienst gearbeitet haben. Am Ende jedes dieser beiden Abschnitte muß er einen formellen Befähigungsnachweis erbringen dadurch, daß er eine Staatsprüfung ablegt, von der heute ganz gewiß kein Mensch mehr behaupten kann, daß sie leicht sei. Es kann also im Deutschen Reiche niemand Richter werden, der nicht recht viel gelernt und der sich nicht auch praktisch schon recht erheblich bewährt hat. Auch niemand, der nicht die Lebenserfahrungen eines gewissen Alters besitzt: man kann ja sehr einfach ausrechnen, wie lange jemand braucht, um jene beiden Vorbereitungszeiten und jene beiden Prüfungen zu erledigen, ganz abgesehen davon, daß in der Wirklichkeit des deutschen Lebens wohl nie ein Richter angestellt wird, ehe nicht, auch nach der Ablegung der zweiten Prüfung, noch Jahre vergangen sind. Also all das muß jeder hinter sich haben, der im Deutschen Reiche auch nur über den kleinsten Mieteprozeß, auch nur über die kleinste Übertretung der Straßenordnung mit richterlicher Gewalt soll entscheiden können.

Die Garantien aber dafür, daß der deutsche Richter sein Amt nun auch mit gutem Willen ausübe, gibt das Deutsche Reich uns so: Es spricht ausdrücklich aus (im ersten Paragraphen des Gerichtsverfassungsgesetzes), daß unsre deutschen Gerichte unabhängig sind und nur dem Gesetze unterworfen. Diese Unabhängigkeit der deut-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schen Richter wird gesichert durch ein festes, unentziehbares Gehalt, das zwar unter den heutigen Verhältnissen viel zu niedrig ist, aber das den Richter doch jedenfalls unter allen Umständen vor der eigentlichen Not des Lebens schützt. Da, wo die besondere Natur einer Prozeßsache die Unbefangenheit eines bestimmten Richters unmöglich macht, oder doch in Frage stellt, ist der Richter entweder kraft Gesetzes von der Ausübung des Richteramtes ausgeschlossen, oder kann doch von den Parteien abgelehnt werden. Ein deutscher Richter, der sich bestechen ließe oder das Recht beugte, der fiele kraft Reichsgesetzes in furchtbare, seine Existenz vernichtende Zuchthausstrafe; dergleichen Fälle sind übrigens, meines Wissens, seit der Gründung des Reiches nicht vorgekommen. Und zu allen diesen gesetzlichen Garantien für den guten Willen des Richters kommt dann noch hinzu, daß unter den Anwärtern auf das Richteramt, also unter denen, die ihre Fähigkeiten zu diesem Amte nach den Vorschriften des Gesetzes dargetan haben, natürlich nur d i e wirklich angestellt werden, die in ihrem bisherigen Leben den Charakter gezeigt haben, den ein solches Amt verlangt. Und schließlich steht der deutsche Richter unter einer guten, Halt gewährenden, Standesüberlieferung.

Was von alledem haben wir, was von alledem k ö n n e n wir haben bei der Buchkritik?

N i c h t s.

Daß wir es tatsächlich nicht haben, sieht jeder, der offne Augen hat: Niemand braucht, um als Kritiker zugelassen zu werden, Kenntnisse nachzuweisen oder praktische Erfahrungen, auch kein Lebensalter, das eine gewisse Erfahrung voraussetzen ließe. Von irgendeiner formellen Prüfung, in der jemand eine Befähigung zum Kritiker darzutun hätte, ist schon gar keine Rede; die Gefahr, die die vielfach mangelhafte oder ganz mangelnde Vorbildung unsrer Journalisten überhaupt bedeutet, tritt hier, wo es sich um die Ausübung einer r i c h t e r l i c h e n Tätigkeit handelt, besonders kraß hervor. Ob guter Wille vorliegt, ist in den allermeisten Fällen einfach nicht nachzuprüfen: Wie oft ist denn die Person des Kritikers überhaupt bekannt?, sind doch die Kritiken, die gar nicht unterzeichnet sind, oder unter denen nur ein Deckname steht oder ein Buchstabe, nur allzu häufig. Und da, wo die Person des Kritikers zu ermitteln ist, was ist da in den allermeisten Fällen über seinen Charakter bekannt? Eine feste Standesüberlieferung fehlt, nicht einmal gegen grobe Bestechung besteht irgendein gesetzlicher oder sonstiger Schutz (daß

solche Bestechungen häufig vorkommen, soll nicht behauptet werden). Und während sich im Deutschen Reiche kein fünfmal rückfälliger, geständiger Einbrecher von einem Richter braucht aburteilen zu lassen, von dem er glaubhaft macht, der sei ihm feindlich gesinnt, hat der höchststehende Dichter oder Schriftsteller kein Mittel, zu verhindern, daß seine Werke von jemandem kritisiert werden, der sein erklärter persönlicher Feind ist. Endlich: Die Hauptgarantien der richterlichen Unabhängigkeit, die Unabsetzbarkeit und das feste, unentziehbare Gehalt, fehlen beim Kritiker völlig. Mir ist ein Fall bekannt, wo einem wirklich hervorragenden Kritiker von dem Herausgeber einer großen deutschen Tageszeitung seine Stellung um deswillen gekündigt wurde, weil jener Kritiker ein Werk ungünstig beurteilt hatte, das von einer Freundin der Frau jenes Herausgebers herrührte. Da handelte es sich allerdings nicht um Buchkritik, sondern um Kunstkritik, aber ersichtlichermaßen ist ein Buchkritiker solcher Strafe für unabhängige Gesinnung genau so ausgesetzt.

Also von vornherein bestehende Garantien hinsichtlich der Person des Kritikers haben wir nicht — und wir können sie auch nicht einführen. Es sind ja Vorschläge gemacht worden über eine gesetzliche Regelung der Vorbildung der Journalisten, man hat eine Staatsprüfung für sie einführen wollen und dergleichen; und natürlich, was in dieser Richtung für den Journalisten im allgemeinen recht wäre, das wäre für den Kritiker dreimal billig. Aber ganz abgesehen von der Frage, ob bei solcher Regelung die Vorteile oder die Nachteile schließlich überwiegen würden, so liegen alle Machtverhältnisse so, daß eine solche Regelung im Deutschen Reiche als völlig ausgeschlossen angesehen werden muß.

Dagegen ist es allerdings möglich, daß wir die zweite Art der Garantie, die uns das Deutsche Reich für die Urteile unsrer deutschen Richter gibt, auch für die Urteile unsrer Kritiker von vornherein erhalten:

Unser Staatsgesetz begnügt sich ja nicht damit, daß es die Garantien hinsichtlich der Auswahl der Personen der deutschen Richter bei dieser Auswahl selbst einmal ausübt. Sondern es zwingt die so Ausgewählten dazu, die Eigenschaften, wegen derer sie ausgewählt sind, bei jeder einzelnen Urteilsfällung immer aufs neue in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ständiger Selbstprüfung zu bewähren und zu üben. Und es gibt jedem, der das Urteil liest, die Möglichkeit, nachzuprüfen, ob der Richter diese Eigenschaften beim Fällen dieses Urteils wirklich bewährt hat. Unser Staatsgesetz erreicht das dadurch, daß es einen ganz bestimmten Aufbau des Urteils verlangt. Die beiden charakteristischen Forderungen sind diese: Tatsachenfeststellung und Gesetzesbezeichnung.

Tatsachenfeststellung: Das Urteil muß angeben, welche Tatsachen als erwiesen erachtet werden. Gesetzesbezeichnung: Das Urteil muß sich darüber erklären, welches Gesetz zur Anwendung gebracht ist. (Die Vorschriften, die die deutsche Strafprozeßordnung für die Urteile in Strafsachen macht, lauten nahezu wörtlich so; die Vorschriften unsrer Zivilprozeßordnung für die Urteile in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten sind etwas anders gefaßt, kommen aber in der Sache auf genau das gleiche hinaus.) Es ist klar, daß, angesichts solcher Vorschriften, jeder deutsche Richter bei jedem einzelnen Urteil, das er fällt, aufs neue die Fähigkeit logischer Sonderung üben muß; daß er aber auch immer aufs neue wieder erzogen wird zu den richterlichen Haupteigenschaften, zum Verantwortungsbewußtsein, zur Gründlichkeit, zur unparteiischen Gerechtigkeit und zur Schlichtheit.

Und diese zweite Art der Garantie kann eben auch der Buchkritik gegeben werden.

Zunächst ist die logische Möglichkeit dafür vorhanden:

Der Tatsachenfeststellung des Urteils hat bei der Kritik die Inhaltsangabe des kritisierten Buches zu entsprechen. Die kann natürlich länger sein oder kürzer, vollständiger oder weniger vollständig (wenn nur so vollständig, daß der Leser der Kritik sich ein wirkliches Bild vom Inhalt des Buches machen kann). Aber diese Inhaltsangabe muß ebenso sachlich sein, wie die Tatsachenfeststellung eines richterlichen Urteils es ist. Das bedeutet praktisch: die Meinung des Kritikers über das Buch mag im Endergebnis sein, welches immer sie will, in diese Inhaltsangabe hat er seine Meinung nicht hineinzutragen, sondern diese Inhaltsangabe hat er so zu gestalten, daß der wirkliche Inhalt des Buches völlig objektiv und so gut wiedergegeben ist, wie der für die Kritik verfügbare Raum es irgend gestattet. Völlig objektiv, das heißt: jede Färbung und jede besonders starke oder besonders schwache Betonung bestimmter Teile des Buchinhaltes hat wegzubleiben, damit das Bild von dem, was wirklich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in dem Buche steht, in keiner Weise verschleiert oder verschoben werde. — Die Forderung einer solchen objektiven und dazu auch schlichten Inhaltsangabe ist es, gegen die die heute übliche Kritik am meisten verstößt. Die Forderung kann ja auch gar nicht erfüllt werden in jenen oben besprochenen Fällen, wo das Buch von jemandem kritisiert wird, der nur den Titel und ein paar Seiten kennt. Und eigentlich ebensowenig in den leider noch viel häufigeren Fällen, wo der Kritiker aus Not oder aus Gewissenlosigkeit die Zeit und die Mühe, gründlich zu lesen und gründlich wiederzugeben, nicht aufgewendet hat. Mancher Kritiker aber, der die Forderung erfüllen könnte, weil er gründlich gearbeitet hat, erfüllt sie doch nicht, weil er schon in diese Inhaltsangabe Geistreicheleien, Satire, Spott hineinzutragen nicht unterlassen kann; oder weil es ihn zum mindesten treibt, schon hier Sympathien und Antipathien auszudrücken. So entsteht eine Umfärbung des Inhaltes des Buches. — Die Forderung ist übrigens nicht leicht zu erfüllen: Unparteilichkeit will gelernt sein.

Und was tritt in der Buchkritik an die Stelle der Gesetzesbezeichnung im richterlichen Urteil? Dieses: die Bezeichnung der Beurteilungsgrundsätze. Wie der Richter auf den von ihm festgestellten Tatbestand das Gesetz anzuwenden hat, so muß der Kritiker auf den von ihm festgestellten Inhalt des Buches die Grundsätze anwenden, die seiner Überzeugung entsprechen. Beim Richter ergibt das mit logischer Notwendigkeit, und für jeden nachprüfbar, die Urteilsformel, beim Kritiker ebenso logisch und ebenso nachprüfbar sein Gesamturteil über das Buch. Die klare Bezeichnung der Grundsätze, nach denen der Kritiker urteilt, ist fast noch notwendiger, als die vom Staate geforderte Bezeichnung des angewendeten Gesetzes durch den staatlichen Richter. Denn beim staatlichen Urteil braucht der Leser des Urteils bloß nachzuprüfen, ob das Gesetz, das als solches ja unbestritten Geltung hat und in dem jedermann zugänglichen gedruckten Gesetze nachgelesen werden kann, mit richtiger Logik angewendet ist. Während der Leser einer Kritik außerdem noch muß nachprüfen können, was das denn eigentlich für Grundsätze sind, nach denen der Kritiker urteilt, und ob er, der Leser, die für richtig hält oder nicht. Das ist sehr notwendig angesichts der vielen, häufig sehr anfechtbaren Theorien und Schlagworte, die gerade in der Buchkritik (wie auch in jeder andern Kritik) sich breitmachen. — Bemerkt sei noch, daß die Inhaltsangabe und die Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zeichnung der Beurteilungsgrundsätze nicht unter allen Umständen zwei äußerlich geschiedene Teile der Buchkritik zu sein brauchen: auch dem Richter ist nicht unbedingt vorgeschrieben, daß Tatsachenfeststellung und Gesetzesbezeichnung zwei äußerlich geschiedene Teile seines Urteils sein müssen. Zweckmäßig aber, weil genaueres Arbeiten verbürgend, wird eine solche auch äußerliche Trennung in der Buchkritik genau wie im staatlichen Urteil fast immer sein.

Diese zweite Art der Garantie ist praktisch erreichbar, sobald die Leserschaft sie ernstlich will. Um diese Garantie einzuführen, bedarf es keines Staatsgesetzes, vielmehr kann die Leserschaft selbst diese Einführung erzwingen: indem sie nämlich keine Kritik mehr ernst nimmt, die nicht mit diesen Garantien versehen ist, und indem sie sich durch ständige Zuschriften an die Zeitungen, die anders gebaute Kritiken bringen, die verbittet. Natürlich würden, wenn die Leserschaft von dieser Macht Gebrauch machte, sehr viel weniger Kritiken in unsern Tageszeitungen — und auch anderswo — erscheinen. Aber — wer glaubt wohl, daß das ein Schaden wäre?

Übrigens: Es ist klar, daß das Ausarbeiten von Kritiken, die diesen Aufbau haben, auf die Kritiker, die sie abfassen, dieselbe Wirkung haben muß, wie das Abfassen von Urteilen, die den Vorschriften unsrer Prozeßordnungen entsprechen, auf unsre deutschen Richter. Das bedeutet: Das Ausarbeiten solcher Kritiken wird unsre Kritiker erziehen zu den richterlichen Eigenschaften, nämlich zum Verantwortungsbewußtsein, zur Gründlichkeit, zur unparteiischen Gerechtigkeit und zur Schlichtheit. Forderte also die Leserschaft — wie sie es eben kann und daher tun sollte — daß jede Kritik solchen Aufbau hätte, so erhielten die Buchkritiken damit nicht nur Wert und Würde richterlicher Urteile, sondern es könnten sich künftig auch nur solche Kritiker halten, die jene richterlichen Eigenschaften entweder schon von Haus aus mitbrächten, oder doch in ihrer Tätigkeit sich selbst anerzögen. Denn anders geartete Kritiker würden sich, weil sie gar nicht fähig wären, diese Arbeit zu leisten, selbst unmöglich machen. Und so würde denn mittelbar, nämlich nachträglich, sogar von jener ersten Art der Garantien, die wir für die deutschen richterlichen Urteile besitzen, ein Teil auch noch für die deutsche Buchkritik erlangt werden: Die Garantie, die hinsichtlich der Fähigkeit der Richter das staatliche Auslesеverfahren, das der Wahl zum Richter vorangeht, von vornherein gibt. Es würden sich dann eben als Kritiker nur solche Personen halten können, die man, falls ein Zulassungs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verfahren für Kritiker bestünde, auch bei genauer Kenntnis ihres Wesens zugelassen haben würde.

Bei der Buchkritik im „Vortrupp", die wir also nunmehr als neuen Zweig unsrer Arbeit einführen, werden wir nach besten Kräften versuchen, den Anforderungen zu entsprechen, die in diesem Aufsatze aufgestellt sind. Wer eine Buchkritik im „Vortrupp" liest, der soll wissen, daß er etwas liest, was sich wenigstens b e m ü h t, auf der Höhe eines richterlichen Urteils zu stehen.

Solche Buchkritiken im „Vortrupp" werden verfaßt werden von den Herausgebern, vom Schriftleiter und auch von andern Mitarbeitern.

Es ist klar, daß fast jede solche Buchkritik im „Vortrupp" die Länge und den Wertrang eines Hauptaufsatzes haben wird. Die Buchkritiken im „Vortrupp" können daher, da unser Raum beschränkt ist, und wir andre Zweige unsrer Arbeit durch sie nicht schädigen wollen, nicht allzu häufig erscheinen. Es wird also bei uns von Massenkritik keine Rede sein. Vielmehr werden wir nur solche Bücher besprechen oder besprechen lassen, die uns so interessieren, daß sie uns einen Hauptartikel wert sind. Und das werden eben regelmäßig solche Bücher sein, von denen wir den Vortrupplesern mit gutem Gewissen glauben raten zu können, sie sich anzuschaffen; die verhältnismäßig geringe Zahl der Bücher, die wir so besprechen können, macht es wahrscheinlich, daß wirklich in jedem solchen Falle eine größere Anzahl Vortruppleser sie sich auch wirklich anschaffen w e r d e n. — Ausnahmsweise werden wir vielleicht umgekehrt auch einmal ein Buch unter unsre „Buchkritik" stellen, vor dem und vor dessen Anschaffung wir glauben, die Vortruppleser warnen zu müssen.

Die Buchkritik des „Vortrupp" soll sich auch auf Bücher erstrecken, die schon vor Jahren erschienen sind, vielleicht auch einmal auf solche, die in niemandes Munde mehr sind: Die unbedingte Absage an die „Aktualität", die unser Aufsatz in der Nummer vom 1. September dieses Jahres brachte, gilt auch hier.

Hermann Popert.

Die Feuerprobe der Enthaltsamkeit.

Vor geraumer Zeit wurde in Leipzig durch ein Verbot der Polizei einem Plakatkampf ein Ende gemacht, der sich monatelang zwischen dem Ortsausschuß alkoholgegnerischer Vereine Leipzigs und dem Abwehrbund gegen die Übergriffe der Abstinenzbewegung abgespielt hatte. Daß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

es ein Kampf war, daß hier Hieb und Gegenhieb geführt wurden, hatte allerdings nur ein aufmerksamer Beobachter wahrnehmen können, und auch dieser nur dann, wenn er die angriffslustigen Worte vor Augen hatte, mit denen der Abwehrbund den in ruhigem Aufklärungsstile abgefaßten Anschlägen der Alkoholgegner entgegentrat. Welchen Erfolg dieses „Werben um die Seele der Neutralen" gehabt hat? Wer weiß es? Vermutlich hat die überwiegende Mehrzahl der Leser ihre Zuneigung der Seite zugewendet, wo ihr aufgescheuchtes Gewissen durch allerhand angenehme Beruhigungsmittel zur gewohnten behaglichen Ruhe gebracht wurde. Denn das muß zugegeben werden: sie arbeiten geschickt, die Ehrenretter des Alkohols, und verstehen sich auf die Psychologie der Massen; sie bauen unbestreitbare und verblüffende Tatsachen auf und schlingen um diese ein phantastisches Rankengewirr redseliger Scheinlogik, um die die alten Sophisten sie beneiden könnten. Selbst manchen ehrlich Suchenden verwirrt dieses Gemisch von Wahrheit und Dichtung. Tatsachen stehen ja gegen Tatsachen. Hier die Kaiserworte von Mürwik mit ihrer unzweideutigen Enthaltsamkeitsforderung; hier die ernsten Warnungen der Kriegssanitätsordnung; hier die bedeutsamen Forschungsergebnisse berufener Gelehrter und die vielen sie deckenden Erfahrungstatsachen aus Krieg und Frieden — dort die abstinenzfeindlichen Gutachten mancher anderer Gelehrter und nicht zuletzt die persönlichen Erfahrungen von Tausenden, die dem bedrohten Alkohol zu Hilfe kommen.

Wo ist die Wahrheit? So fragen angesichts solcher Gegensätze selbst ernste Menschen, deren Vorbildung den Blick in die Tiefe gestatten müßte. Vor einigen Jahren wechselte ich eine Anzahl von Briefen mit einem Arzte, der ehrlich mit seinen Zweifeln rang und schließlich doch der Massensuggestion unterlag, weil ihm eine Eigenschaft des Alkohols wichtiger erschien als alles andere, was gegen ihn zeugt: seine euphorische Wirkung, die Fähigkeit, den Menschen wenigstens für kurze Zeit den kleinlichen Alltagssorgen zu entziehen, ihn Schmerz und Leid vergessen zu machen und ihm schöne Bilder vorzugaukeln, kurz ihn aus der Welt der Wirklichkeit herauszulösen und in die des Scheins zu versetzen. Da half kein Hinweis darauf, daß eben die gepriesene Eigenschaft des Alkohols gerade die wertvollsten sittlichen Kräfte im Menschen brach legt und schließlich zum Verkümmern bringt, daß das Betäuben von Unlustgefühlen nur ein Kurieren auf Symptome ist, ein kurzfristiges Übertünchen schadhafter Stellen, das dem fressenden Übel nur Zeit zu weiterer Stärkung läßt. Zwischen uns gähnte die breite Kluft einer grundverschiedenen Lebensauffassung. Ob ihn der Weltkrieg zu meiner Ansicht bekehrt hat? Wohl kaum. Eher wird die Riesenlast von übermenschlichen Anstrengungen und Entbehrungen, von unsagbarem Entsetzen, Jammer und Schmerz, die jetzt auf der Menschheit lagert, seine Überzeugung noch mehr gefestigt haben: Der Alkohol ist den Menschen unentbehrlich.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Unentbehrlichkeit des Alkohols! Dies von der gläubigen Sympathie breitester Massen getragene Schlagwort einer mächtigen Interessengemeinschaft, das im letzten Jahrzehnt zögernd zwar, aber doch stetig dem Drucke der mit der Erfahrung verbündeten Wissenschaft hatte weichen müssen, hat in der Not und dem Elend der Gegenwart einen neuen, kräftigen Nährboden gefunden. Aus allen Kundgebungen der berufsmäßigen Beschützer des Alkohols tönt immer und immer die gleiche Melodie: Unsere Tapferen draußen müssen den Alkohol haben, seine heizende Kraft in den Morästen der französischen und flandrischen Schützengräben, in der Kälte der russischen Eisfelder und serbischen Gebirgshänge, seine bazillentötende Kraft als Schirm und Schild gegen die Wut ansteckender Krankheiten. Sie brauchen das Bier und den Wein, um den Durst zu stillen, um in dem Grausen, das sie umweht, ihr Herz zu erfreuen.

So wahr klingt das alles, so selbstverständlich! Und ist doch nur ein einziger, großer Trug!

Das glaubt man natürlich nicht, weil man es nicht glauben kann und will. Daß die Russen im japanischen Kriege ihre Wodkilüsternheit furchtbar büßen mußten, daß der Sanitätsbericht über die Kaiserliche Schutztruppe in Südwest von 1909 ausdrücklich feststellt, daß „in zahlreichen Fällen unfreiwilliger Alkoholenthaltung die Feldtruppen erfahrungsgemäß in ihrer Leistungsfähigkeit und Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten nicht im geringsten beeinträchtigt waren", daß die Erfahrungen in zahlreichen Kriegen des vorigen und jetzigen Jahrhunderts, bei sportlichen Veranstaltungen, bei Forschungsreisen in heißen und kalten Zonen die Nichtsnutzigkeit des Alkohols sattsam bewiesen haben, was gilt das? So wenig, daß ein Interessentenblatt im Dezember 1914 sogar der Kriegssanitätsordnung den Prozeß machen wollte, weil sie die Lehren der Vergangenheit für Gegenwart und Zukunft nutzbar machen will und der doch wohl nicht unbegründeten Ansicht ist, daß der Alkohol auf deutsche Nerven und Gehirne in derselben Weise wirkt, wie auf die anderer Menschen. „Die Erfahrung lehrt, daß enthaltsame Soldaten den Kriegsstrapazen am besten widerstehen", sagt die Kriegssanitätsordnung. „Die Erfahrung der deutschen Heere lehrt, daß verständiger Alkoholgenuß die Soldaten gesund erhält und zu den glanzvollsten Leistungen befähigt", so antwortet das Interessentenblatt. „Auch verführt der Alkoholgenuß leicht zu Unmäßigkeiten und zur Lockerung der Manneszucht!" So die Kriegssanitätsordnung. „Wann und wo hätte der bisher im deutschen Heere zugelassene maßvolle Alkoholgenuß je zur Lockerung der Manneszucht geführt und unsere Truppen im Kriege von treuester Pflichterfüllung abgehalten? Niemals!", so schallt es aus dem gegnerischen Lager, anscheinend in patriotischer Entrüstung darüber, daß alkoholische Ausschreitungen im deutschen Heere überhaupt für denkbar gehalten werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und der Behauptung, daß die wärmende Wirkung des Alkohols trügerisch sei, wird triumphierend entgegengehalten: selbst von „den Leuchten der abstinenzlerisch gefärbten Wissenschaft" werde zugegeben, daß Alkoholgaben in dem Genießenden das Gefühl der Wärme hervorrufen, also das Unbehagen in ein gewisses Wohlgefühl verwandeln.

Eine Stütze freilich scheint das Dogma von der Unentbehrlichkeit des Alkohols in der Zulassung, ja Zuführung von geistigen Getränken zu den Truppen durch die Heeresverwaltung selbst zu finden. Ihr seht, so ruft man den Alkoholgegnern zu, wie grau eure Theorien sind, wie sie zusammenbrechen vor den Zwangsforderungen der Wirklichkeit. Fehlte der Heeresverwaltung die Überzeugung von der Notwendigkeit des Alkohols, dann würde sie ihn verbieten, nicht aber fördern.

Kein Zweifel, diese Beweisführung hat etwas Bestechendes und drängt sich auch dem einfachen Verstande von selbst auf. Und doch! Wer schärfer zusieht, erkennt den Trugschluß bald. Nicht darum läßt die Heeresverwaltung den Alkohol zu, weil sie ihn für gesundheitlich nötig hält, sondern weil sie damit von zwei Übeln das nach ihrer Überzeugung kleinere wählt. Sie weiß recht wohl, welches Unheil der Alkohol anstiftet, daß er der Todfeind der eisernen Manneszucht und der Höchstleistungen aller Art ist, die im Kriege tagtäglich gefordert werden, ein schändlicher Kuppler, der unzählige Opfer auf dem Gewissen hat. Aber sie weiß auch, daß unser Volk im Kriegerkleide nicht anders denkt, fühlt und begehrt, als im Bürgergewand, und daß die Entziehung aller geistigen Getränke eine Stimmung erzeugen könnte, draußen im Felde und drinnen im Lande, die schlimmer wäre als das Übel selbst, das bekämpft werden soll. Das ist der Schlüssel zu manch widerspruchsvollem Geschehen. Beweise gibt es genug: des Kaisers erneutes Bekenntnis zu seiner Mürwiker Rede, die Beibehaltung des Verbots starkalkoholischer Getränke in der kalten Jahreszeit, die wiederholte Mahnung, den Versand geistiger Getränke in Feldpostpaketen zu unterlassen, das Verbot der Ausstellung und Anpreisung von Feldpostpaketen mit alkoholischem Inhalt, die Versorgung der Truppen mit großen Mengen von Mineralwasser und manch anderes noch. Nein, die Heeresverwaltung läßt sich als Kronzeuge für den Alkohol nie und nimmer in Anspruch nehmen.

Aber der tausendfache Ruf nach Alkohol, der von draußen hereintönt? Sagt er nicht genug?

Ja, eins bezeugt er ganz sicher, was als Selbstverständlichkeit gar keines besonderen Beweises bedurfte: daß das Verlangen nach Alkohol bei den daran Gewöhnten in allen Lebenslagen gleich groß ist. Auch das, daß er Unzähligen für unentbehrlich *gilt*. Nicht aber, daß er es wirklich *ist*. Und hier liegt der große Irrtum der Alkoholfreunde, die keinen Unterschied zu kennen scheinen zwischen persönlich empfundener und sachlich begründeter Unentbehrlichkeit.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber gerade dieser Unterschied ist von ausschlaggebender Bedeutung. Jene bedarf keines ausdrücklichen Beweises, aber über diese steht das Urteil nur denen zu, die die Probe auf das alkoholfreie Exempel gemacht haben. Und deren Zahl ist groß, wenn auch verschwindend klein gegen die der anderen. Tausende von Guttemplern sind hinausgezogen und zahlreiche Mitglieder anderer enthaltsamer Vereine dazu und haben zum weitaus größten Teile unter den widrigsten Verhältnissen gehalten, was sie in guten Zeiten gelobt hatten. Leicht wird das ihnen nicht gemacht; nicht selten bedeutet ja z. B. der Verzicht auf den mit Branntwein versetzten Tee den auf ein wärmendes Getränk überhaupt. Aber sie wissen, daß in solchen Fällen der Verlust in Wahrheit ein Gewinn ist, daß dem Weniger auf der einen Seite ein Mehr an seelischer Befriedigung und körperlichem Wohlsein auf der anderen gegenübersteht. So halten sie durch, manchmal beneidet und geachtet ob der unerschütterlichen Festigkeit ihres Willens, öfter noch bemitleidet oder bespöttelt als Märtyrer ihrer „schrullenhaften" Überzeugung. Die große Masse aber, die sie nicht vor Augen hat, glaubt gar nicht an ihr Vorhandensein; für sie sind sie nur Phantasiegestalten der daheim gebliebenen Stubenhocker.

In den ersten Kriegsmonaten erhielt die „Weserzeitung" die Zuschrift eines „auf verantwortungsreichem Posten" stehenden Offiziers, der jede Wette darauf eingehen wollte, daß es niemand im Schützengraben 8 Tage lang ohne Alkohol aushalten könne. Der Wettende glaubte seines Sieges natürlich sicher zu sein, und doch war die Wette schon verloren, als sie angeboten wurde. Zahlreiche Antworten von Enthaltsamen sind aus dem Felde eingelaufen und werden ihn hoffentlich darüber belehrt haben, wie mißlich es ist, einer persönlichen Ansicht den Stempel der Allgemeingültigkeit aufdrücken zu wollen. Und damit er sieht, daß auch die Zeit keinen Wandel gebracht hat, so mögen von den mir vorliegenden Zuschriften im Auszuge hier drei Platz finden, die aus späterer Zeit stammen und darum besondere Beachtung verlangen. Wächst doch der Wert eines Zeugnisses nicht nur mit dem Umfang, sondern auch mit der Dauer des Bezeugten.

Ein Kompagnieführer schrieb Ende August 1915:

> „Es wird Sie interessieren zu hören, daß ich im Felde mit der Abstinenz die besten Erfahrungen gemacht habe und besser als die meisten anderen Offiziere meines Regiments die Strapazen des Krieges in Belgien, Nordfrankreich und besonders den Vogesen ertragen habe. Andererseits habe ich über die Wirkungen des Alkohols so viele entsetzliche Erfahrungen gemacht, daß ich dadurch unabänderlich von der Pflicht zur Abstinenz überzeugt worden bin."

Im September 1915 schrieb ein anderer Offizier:

> „Sie wissen, daß ich jetzt 12 Monate lang in ein und demselben Schützengraben liege. Und auch nicht eine Sekunde ist mir der Wunsch oder das Bedürfnis nach Alkohol gekommen. Gott sei Dank, war ich auch während des ganzen Feldzugs nicht einen einzigen Tag krank,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

obgleich ich noch im Sommer verschiedentlich 80—100 Eimer Grundwasser aus meinem Unterstand schöpfen mußte."

Und zuletzt noch die Zuschrift eines Offizier-Stellvertreters vom Ende desselben Monates:

„Zugleich benütze ich die Gelegenheit, Ihnen zu sagen, daß ich die Abstinenz auch im flandrischen Schlamm (seit Nov. 14) ununterbrochen durchgehalten habe. Die Kameraden sagten, meine Gesundheit würde unter dieser Schrulle zusammenbrechen. Heute stehe ich über 10 Monate ununterbrochen in der Front, bin gesünder und frischer als sie alle und überzeugter denn je von der Richtigkeit der Abstinenz."

Dies nur einige Proben; die zahlreichen Zeugnisse mutvoller Charakterstärke reichen bis in die neueste Zeit.

Da schlägt ein Wort an mein Ohr: Fanatismus! Fanatiker sind es, deren Verranntheit ihre Kraft zu krankhafter Höhe steigert und sie zu Leistungen befähigt, die für normale Menschen unmöglich, meist auch unnötig sind. — Wirklich? Dann möchte man ja wünschen, daß recht viele solcher Fanatiker draußen kämpften. Aber wir wollen doch lieber an die Stelle des viel gemißbrauchten Fremdworts das gut deutsche „Überzeugungstreue" setzen. Das ist schöner und vor allem weit passender. Die Enthaltsamen draußen sind keine Menschen von besonderer, krankhaft reizbarer Veranlagung, auf sie wirkt die Enthaltung vom Alkohol nicht anders als auf andere, die sich von ihm ohne eine Spur von „Fanatismus" freiwillig oder der Not gehorchend fernhalten. Brauche ich an die Sportsleute zu erinnern, die während ihrer Übungszeit oft mit recht wenig Neigung enthaltsam leben? An die Truppen, die zuweilen Tage, ja Wochen ohne den gewohnten Alkohol verbringen und trotzdem (richtiger wohl deshalb!) Ungeheueres leisten? Nicht zu vergessen der Russen, denen das Machtgebot ihres Zaren mit einem Schlage den geliebten Wodki raubte. Nein, Ausnahmemenschen sind die Enthaltsamen wirklich nicht, höchstens insoweit, als sie die Kraft haben, das als richtig Erkannte auch in die Tat umzusetzen. Aber Viele kämpfen draußen, die dasselbe könnten — wer anders denkt, schätzt unsere Tapferen recht niedrig ein —, wenn ihnen nur erst einmal der Hemmschuh der alkoholischen Massensuggestion aus dem Lebenswege geräumt würde. Der beste Beweis dafür ist, daß in Manchem erst draußen der Entschluß zur Enthaltsamkeit gereift ist.

Daß es auch Manche, vielleicht Viele, gibt, die nicht durchgehalten haben, zugegeben. Aber falsch ist es, diesen Abfall zugunsten des Alkohols zu buchen. Nur das beweist er, daß entweder die ungeheure Last des Massenglaubens ihre Einsicht erdrückte, oder daß bei noch lebendiger Einsicht ihr Wille den Unannehmlichkeiten oder Fährnissen des Augenblicks nicht gewachsen war.

Noch eins. In früherer Zeit — sie liegt nicht allzuweit zurück — war man gewöhnt, in jedem, der nicht einen tüchtigen Stiefel vertragen konnte, einen Schwächling zu sehen. Ein Glas Milch oder Limonade

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vor einem jungen Mann weckte nur bösen Verdacht. Gute Laune und Witz, Talent und Genie, körperliche Kraft, Tapferkeit und Mut waren, so glaubte man, nur dort zu Hause, wo Bacchus verehrt wurde und Gambrinus das Zepter schwang. Alle guten Geister des Menschen standen unter dem Schutze des Alkohols. Seitdem ist es besser geworden. Aber noch spukt in einem großen Teile des älteren, besonders des akademischen Geschlechts und in dem ihm entstammenden jüngeren das alte Vorurteil, kaum merklich gemildert, fort, angelegentlichst genährt von den berufsmäßigen Hütern des Alkohols, die jeden Mißerfolg von Nüchternheitsfreunden als Niederlage der Nüchternheit selbst verzeichnen, auch wenn sie ihre Erklärung in der Ungleichheit der Erfolgsbedingungen findet. Man denke nur beispielsweise an ein Kapitel, das sie vor einigen Jahren immer und immer wieder herunterlasen, das sie aber wohl kaum je wieder aufschlagen werden: das Kapitel von den besiegten „abstinenten" Türken! Kein Wunder darum, daß in die flammende Begeisterung des beginnenden Weltkriegs der hämische Ruf hineinschrillte: Wo stecken die Abstinenten? Sie drücken sich, wo Hunderttausende sich freiwillig zu den Waffen drängen! Aus den Reihen der Korpsstudenten sprang die ungeheuerliche Beschuldigung auf und behauptet dort mit hartnäckiger Unbelehrbarkeit ihren Platz, einem alkoholgegnerischen Hochschulprofessor flog sie aus dem Kreise seiner Amtsgenossen entgegen, und selbst über Deutschlands Grenzen drang sie, daß aus der Schweiz die bekümmerte Frage kam: Ist's wahr? Versagen sie wirklich, auf die wir bauten? Ich schrieb zurück: Eine leichtfertige Unwahrheit ist's, was ihr hörtet. Die Abstinenten bieten dem Vaterlande gleichfalls die Tat und nicht bloß Worte. Als die Antwort hinausging, wußte ich nur, wieviel etwa Leipzigs enthaltsame Jugend an Kämpfern gestellt hatte. Aber diesem Wissen entnahm ich den Mut zu hartem Urteil. Jetzt wissen wir alle, daß es nicht voreilig war. Aus allen enthaltsamen Lagern sind sie herbeigeströmt, freiwillig und freudig, wie die Anderen. Und wie die Anderen haben auch sie, die Vielgeschmähten, für das bedrohte Vaterland gestritten, gelitten, geblutet. Aber sie haben noch mehr geleistet als viele Andere. Denn bei ihnen gesellt sich zu der Tapferkeit, die das Kreuz lohnt, noch der Mut, den kein äußeres Zeichen ehrt und der doch so unendlich viel wert ist, der Mut, sich selbst die Treue zu wahren, allen äußeren und inneren Anfechtungen zum Trotz.

Ja, die Enthaltsamkeit hat ihre Feuerprobe im Weltkrieg bestanden. Glänzend und restlos. Aber über den alkoholgegnerischen Bannkreis dringt diese Kunde nur mühsam, und wer sie dort hört, schüttelt meist ungläubig und unwillig das Haupt. Lieber lauscht man der Weise, die von drüben herübertönt und das gewohnte Tun so süß umschmeichelt. Aber diese Weise trügt. Der Friede wird kommen und scharfe Abrechnung halten mit allem, was unecht und unwahr ist, und auch dem Alkohol wird er ein neues, schier unübersehbares Sündenverzeichnis vorhalten. So wird es werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und so muß es werden. Unseren Feinden ist die Erkenntnis gekommen, daß der ehrfürchtige Alkoholglaube von ehedem ein Wahn ist und in die Kulturrumpelkammer gehört, wohin bereits vieles verbannt ist, was frühere Geschlechter verehrten. Und schon hat diese Einsicht zu Taten geführt, die bange Sorge in allen wecken, die ihre Tragweite erkennen. Man denke nur der Russen und ihres Vernichtungskampfes gegen den Wodki, der, wenn die Zeichen nicht trügen, den Weltbrand überdauern wird. Fast scheint es, als schenkten die Feinde den Warnungen unseres Kaisers mehr Glauben als sein eigenes Volk.

Und wir? Was werden wir tun? Weiter glauben, daß der Alkohol die Siege mit erfechten hilft und im alten Gleis weitertrotten? Daß die Feinde alles dran setzen werden, uns den Alleinbesitz straffsten Zusammenschlusses der militärischen und wirtschaftlichen Machtmittel streitig zu machen, wir können's nicht hindern. Aber hindern können und müssen wir, daß sie zur Gleichheit der jetzt uns günstigen Bedingungen und zur Überlegenheit der Zahl noch den Vorteil der stärkeren Nerven fügen. Sonst würde es kommen, daß ein späteres Geschlecht den Tapferen von heute anklagend nachruft: „Ihr ließt uns ein reiches Erbe, den Ruhm und die Macht, die ihr kraftvoll erstritten, euern Heldensinn und das Beste, euer reines Gewissen. Das danken wir euch. Doch ihr gabt uns nicht, was i h r von den Vätern zum Kampfe noch hattet: die Kraft, das Ererbte erfolgreich zu hüten." **Dr. Richard Ponickau.**

Rund um uns

Eduard Bernstein, Mitglied des Reichstages, wendet sich im Leitaufsatze des „Vorwärts" vom Sonntag, den 1. Oktober 1916 ausführlich gegen den Aufsatz „A n d i e a m w e i t e s t e n l i n k s" unseres Berliner Mitarbeiters „Fidelis". Der Aufsatz Bernsteins ist überschrieben „D i e S o z i a l d e m o k r a t i e u n d H e r r v. B e t h m a n n H o l l w e g" und legt den Standpunkt der „Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft" dar. Da wir natürlich den Grundsatz verfolgen, daß sachliche Gegner nicht totgeschwiegen werden dürfen, bei voller Wahrung unseres gegenteiligen Standpunktes, so machen wir hierdurch unsere Leser auf jenen Aufsatz Bernsteins aufmerksam, der übrigens als Muster vornehmer Polemik bezeichnet werden kann. **Vortrupp.**

Schach. Unser Aufsatz „V o l k s t ü m l i c h e A u s b r e i t u n g u n d V e r d e u t s c h u n g d e s S c h a c h" von J o h a n n e s B i e r n a t z k y („Vortrupp" Nr. 16) ist von den zahlreichen Schachfreunden unserer Leserschaft besonders freudig begrüßt worden. Diese Leser haben nun angeregt, regelmäßig dem edlen Schachspiel ein Plätzchen im „Vortrupp" einzuräumen. Das wird von dieser Nummer an geschehen. Wir bringen also in regelmäßigen Abständen — voraussichtlich einmal im Monat — im Anzeigenteil unserer Zeitschrift Schachaufgaben, die von einem erfahrenen Fachmanne bearbeitet werden. **Vortrupp.**

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. K r a u t, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

5. Jahrgang Nr. 21 1. November 1916

Das Kanzlerwort über Belgien.

Die Schriftleitung des „Vortrupp" hat mir einen Brief übersandt, der ihr zugegangen ist. Dieser Brief bezieht sich auf den Schluß meines Aufsatzes vom 16. September. Dort habe ich gesagt:

> „Die mögen ja wohl recht haben, die da behaupten, es sei ein politischer Fehler gewesen, als Bethmann Hollweg in den ersten Tagen des Krieges im offenen Reichstage jene Erklärung in der belgischen Sache abgab: nämlich unser Durchmarsch durch Belgien sei zwar eine Handlung des Notstands und darum, wie jede Notstandshandlung, entschuldigt; aber an sich sei sie selbstverständlich ein Unrecht, für das wir seinerzeit Schadenersatz leisten würden. Wie gesagt, ein diplomatischer Fehler mag es gewesen sein, das zu sagen, zumal sich ja nachträglich Umstände ergeben haben, angesichts deren man selbst d a s kaum mehr sagen kann, daß jener Durchmarsch auch nur an sich ein Unrecht gewesen wäre. Aber dennoch, ich habe die stolze Freude, mit der ich — offen gesagt — damals jenen Ausspruch in den Zeitungen gelesen habe, auch heute noch nicht verloren. Daß doch überhaupt einmal in politischen Dingen und auch in schwerster Stunde jemand es wagte, schlicht und einfach die Wahrheit zu sagen, so wie er sie im Herzen fühlte. Und daß der, der das wagte, ein Deutscher, und daß es der deutsche Reichskanzler war. Trotzdem und alledem: an jenem Tage hat im Betriebe der Politik eine bessere Zeit angefangen."

Der Brief aber lautet:

H a m b u r g, den 24. September 1916.

Sehr geehrte Redaktion!

Es wird ihnen mit Bezug auf Ihren „Fidelis"-Aufsatz in Nr. 18 Ihrer geschätzten Zeitschrift vom 16. September 1916 und die darin enthaltenen Ausführungen über Politik und Ethik von Wert sein, zu erfahren, daß mir im September 1914, wo ich vielfache Gelegenheit hatte, in S c h w e d e n mit führenden Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens zu sprechen, das Folgende begegnete:

Bekanntlich gibt es auch in Schweden weite Kreise, die den deutschen Durchmarsch durch Belgien heftig mißbilligen, weil sie nicht verstehen, daß er noterzwungen war. Aus diesen Kreisen — und sie sind sehr einflußreich — habe ich wiederholt (eben von führenden Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens) Äußerungen gehört, wie diese: wenn eins geeignet sei, diesen Schritt Deutschlands in anderm Lichte erscheinen zu lassen, so sei es das bewundernswerte, offene Wort, das darüber der deutsche Reichskanzler im Reichstag gesprochen habe;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dies Wort werde zweifellos noch einmal eine große Rolle in der Weltgeschichte spielen. —

Wenn Fürst Bülow in seiner „Deutschen Politik" S. XIII schreibt: „Anderseits ist es notwendig, die Fühlung zu erhalten, wieder herzustellen und die Verbindung zu festigen mit solchen Staaten, mit denen Deutschland in diesem Kriege nicht die Waffen kreuzte" und weiter: „Deutschland täte nicht gut, nicht auf die Freundschaft derer Wert zu legen, die ihm im Kriege nicht Feinde waren", und wenn es in dieser Beziehung auch als Kriegsziel Deutschlands angesprochen werden darf, daß es sich durch seine Haltung im Kriege das Vertrauen der neutralen Welt erwirbt, so dürfte das vielbefehdete Kanzlerwort viel zur Erreichung dieses Kriegsziels beitragen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Pastor Lindemann.

Dieses Zeugnis ist unverdächtig und gewichtig: auch hier in Berlin ist es mir und Andern, die die Dinge kennen, natürlich bekannt, in welcher Sendung der Hamburgische Pastor Lindemann zu Anfang des Krieges in Schweden war, was er dort für das Deutsche Reich ausgerichtet hat, und besonders auch, mit welchen Personen Schwedens er dabei gesprochen hat. Bei dieser meiner Kenntnis handelt es sich nicht etwa nur um Allgemeinheiten, ich kann jene Personen vielmehr mit Namen nennen, und kann angeben, welche Stellung sie in Schwedens öffentlichem Leben einnehmen.

Das, was demnach dieses Zeugnis beweist, scheint mir von einigem Gewicht zu sein für die Frage, wie sich die Ethik zur Politik verhalten soll und kann; das war ja das allgemeine Problem, womit sich der Schluß meines Aufsatzes vom 16. September beschäftigte.

Mein eigenes Bekenntnis darüber habe ich dort zusammengefaßt in den Satz:

> „daß nicht für alle Zeiten in dem, was man Politik nennt, die Ethik die nichtige oder doch unendlich geringe Rolle spielen dürfe, die sie bis heute dort spielt."

Ich habe an jener Stelle gleich erwähnt, daß die, die sich mit Vorliebe „Realpolitiker" nennen, diesen Gedanken verneinen. Das ist sehr milde ausgedrückt: in Wirklichkeit halten und erklären sie jeden für einen ausgemachten Narren, der dergleichen denkt. Und zwar sind diese „Realpolitiker" bei uns sehr mächtige Leute. Ich will einige Belege dafür geben, wie sie heute denken, und wie sie sich heute äußern:

Eine recht gute Zusammenstellung dessen, was unsre Zeitungen „realpolitischer" Richtung über das Thema „Ethik und Politik" zu sagen haben, gibt Anton Fendrich in seiner neusten Schrift „Ein Wort

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

an die unten und die oben von einem deutschen Sozialdemokraten". Fendrichs Auffassung ist um so unverdächtiger, als er bekanntlich innerhalb der Sozialdemokratie sehr weit rechts steht und von manchen der „Realpolitiker" nicht selten als Kronzeuge gegen andre Sozialdemokraten angerufen wird. Fendrich sagt:

> „Nach der Kriegserklärung Englands und später Italiens haben wir in gewissen Blättern immer Jeremiaden darüber lesen können, daß es den deutschen Diplomaten nicht gelinge, mit der Hinterhältigkeit und Schurkerei der Herren Kollegen aus diesen Staaten erfolgreich zu wetteifern. Und jetzt, wo Rumänien nach der höchsten Krone schuftiger Verräterei gegriffen hat, haben wir es erleben müssen, daß in deutschen Zeitungen mit einer spöttischen Überlegenheit, die nur englisch genannt werden kann, von dem ‚Luxus der weißen Westen' geredet wird."

Dann finde ich da einen Aufsatz der freikonservativen „Post", geschrieben zum 60. Geburtstag von Dr. Carl Peters. Da heißt es unter anderm:

> „Blind jedoch, wie wir Deutsche so oft dem praktischen Leben gegenüberstehen, vergaß man, daß die Wertung der geleisteten Arbeit kein moralisches Rechenexempel ist, daß der Erfolg ein endgültiges Ergebnis bedeutet, von dem man nicht die kleinlichen Bedenken der Philistermoral in Abrechnung bringen darf. Wir rühmen uns, das Gewissen der Welt zu sein. Es wäre traurig genug, wenn wir nichts Besseres zu tun hätten, als überall in der Welt die Wärme des Erlebens mit dem Sittlichkeitsthermometer zu messen ... Was ging es uns an, ob ein Sendbote deutscher Weltgeltung auf seinem gefahrumdrohten, schwierigen Vormarsch in die herrenlose Wildnis, die er erobern wollte, den feindlich gesinnten Negerstämmen recht oder unrecht tat?"

Drittens sodann, und das gibt vielleicht das allerklarste Bild davon, wie sich die „Realpolitik" zur Ethik stellt: Die „Deutsche volkswirtschaftliche Korrespondenz" brachte kürzlich einen Artikel „Vom Staatsmann, wie er sein soll, und wie er nicht sein soll", einen Artikel, den sich dann auch die hochkonservative „Kreuzzeitung" zu eigen machte und wiedergab. Der Aufsatz richtete sich gegen ein Bekenntnis des früheren Reichskanzlers Caprivi, gegen das Bekenntnis nämlich, daß Wahrheit und Offenheit auch in der auswärtigen Politik zu den wirksamsten Mitteln gehören. Darüber las man denn in der „Kreuzzeitung":

> „Der Caprivismus der ‚Einfalt, Einfachheit und Ehrlichkeit' stellte das Gegenteil der Kunst Bismarcks dar."

Weiter gab dann die „Kreuzzeitung" das Wort Bismarcks (und zwar als Zitat des Fürsten Bülow) wieder: „Die Diplomatie ist Arbeit in Menschenfleisch" und bemerkte dazu in Sperrdruck:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

> „Wer von solcher Kunst nichts weiß und gar wähnt, sie dadurch ersetzen zu können, daß er seine Ehrlichkeit stets vor sich auf dem Präsentierteller trägt, und seine Karten offen auf den Tisch ausbreitet, sollte die Hände vom Steuerruder eines großen Staates lassen."

Man darf den Wert, den diese Äußerung der „Kreuzzeitung" als Beleg für die innerste Herzensmeinung der „Realpolitiker" hat, nicht etwa um deswillen unterschätzen, weil ja der in der Äußerung enthaltene Angriff auf die Staatskunst des früheren Reichskanzlers Caprivi gerade in diesem Augenblicke etwas unzweifelhaft Komisches hat — denn wo wären wir in diesem Kriege ohne Helgoland, das Caprivis Staatskunst uns erwarb? Für unsern Gedankengang interessiert nur die Tatsache, daß gerade die „Kreuzzeitung" ein solches Bekenntnis gegen die Ethik in der Politik ablegt. Gerade die „Kreuzzeitung", deren Leserschaft einmal durchaus der im Staate Preußen mächtigsten Schicht angehört, dann sich aber auch, und zwar durchweg durchaus ehrlich, zu einem besonders entschiedenen positiven Christentum bekennt. Es herrscht da offenbar dieselbe Auffassung, die Felix Dahn in einem seiner Romane aus der Völkerwanderung (ich glaube, es ist der Roman „Ebroin"), den Frankenkönig Chlodowech aussprechen läßt, als dem jemand gegen seine „Realpolitik", die Chlodowech bekanntlich fast so meisterhaft beherrschte wie heutzutage Salandra und Sonnino, Einwände aus dem Evangelium machen will: „Was", ruft da Chlodowech entrüstet aus, „das heilige Evangelienbuch gehört auf eine prächtige Seidendecke auf einem kostbaren Altarschrein, aber es ist viel zu heilig, als daß es in die weltlichen Händel der Könige und der Völker hineingezogen werden dürfte."

Unter den früheren Aufsätzen des „Vortrupp", die die Schriftleitung mir zugesandt hat, finde ich einen, schon aus dem Anfange des Jahres 1912, der sich mit Dem auseinanderzusetzen sucht, was die so stolz auftretende „Realpolitik" im Grunde ihres Wesens eigentlich sei. Es wird da, um zu charakterisieren, wie die „Brahmanen der Realpolitik" die Welt sehen, an einer Stelle gesagt:

> „Was unter zwei Menschen, und wären sie Australneger, Schuftigkeit wäre oder Straßenraub oder Betrug: unter zwei Völkern heißt es ‚Gesunde Realpolitik'!" ...

Wenn ich die drei Zeugnisse ansehe, die ich soeben selbst beigebracht habe, so muß ich sagen, daß mir diese Charakterisierung der Weltanschauung der „Realpolitiker" zwar scharf, aber keineswegs übertrieben vorkommt.

Andrerseits aber besteht, auch das habe ich hier schon am 16. September hervorgehoben, in unserm öffentlichen Leben zweifellos auch eine Strömung, die sich zu jener „Realpolitik" in bewußten Gegensatz

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stellt, eine Strömung, die mit Dem übereinstimmt, wozu ich mich selbst in jenem Aufsatze bekannt habe:

Es ist vielleicht von Manchem schon wieder vergessen worden, daß sogar der Imperialist Paul Rohrbach zu Beginn seines Buches „Der deutsche Gedanke in der Welt" den Satz geschrieben hat:

> „Wir aber bekennen uns gleich am Anfang unserer Arbeit zu dem Glauben, daß die Idee des Sittlichen als absolute, ja als die für unsere Erkenntnis allein absolut existierende, Größe das Ziel und die Norm des Menschheitsfortschritts bildet."

Am 16. September habe ich hier besonders hervorheben können, wie, trotz aller äußeren Geschehnisse des Weltkrieges, gerade unsre Zeit berufen scheint, diese Gegenströmung hochzutreiben. Ich habe dabei hinweisen können auf die Briefe aus dem Felde, die gerade neuerdings bekannt geworden sind, und von denen so ungemein viele auf d e n Sinn gestimmt sind, den einer davon wörtlich s o faßt:

> „daß auch im öffentlichen und politischen Leben Recht und Moral als oberste Richtschnur und Grundlage angesehen werden müssen."

Zum Dritten möchte ich mich hierzu auf Fendrichs bereits genannte Schrift beziehen und auf die Stelle, die ich heute schon daraus angeführt habe: Fendrich spricht da ja aus, daß man die „spöttische Überlegenheit", womit gewisse Leute und gewisse Zeitungen bei uns von dem „Luxus der weißen Westen" reden, nur „englisch" nennen könne. Fendrich betrachtet also — und das ist ein Gedanke, der durch seine ganze Schrift geht — die „Realpolitik" als einen besonders englischen Wesenszug, und er nimmt, im Gegensatz dazu, für uns Deutsche die ethische Auffassung der Politik als das für uns besonders Eigenartige in Anspruch. Daß ich das nicht für objektiv richtig halten kann, geht ja allerdings aus meinen vorstehenden Ausführungen hervor: Danach scheint mir vielmehr erwiesen, daß die von Fendrich als „englisch" getadelte Auffassung genau so gut wie in England, so auch in Deutschland heute noch die bei den „Realpolitikern" herrschende Auffassung vom Wesen der Politik ist; wie ich es denn umgekehrt für ebenso sicher halte, daß es die Gegenströmung, von der ich eben jetzt dabei bin darzulegen, daß sie in Deutschland besteht, auch in England gibt. Aber um Fendrich richtig zu verstehen, genügt es ja, wenn man weiß, was er selbst in jener Schrift unter „englisch" versteht. Und wenn er, meiner Meinung nach also irriger Weise, die Auffassung, daß die Politik ethisch sein solle, bereits für die bei uns in Deutschland herrschende hält, die nur vor der Gefahr des „Verengländerns" bewahrt werden müsse, so zeigt er jedenfalls deutlich, daß er seinerseits eine Richtung im öffentlichen Leben vertritt, die will, daß die Ethik die Politik beherrsche.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Wichtigste aber in diesem Zusammenhange scheinen mir die Schlußworte eines eben jetzt bekannt gewordenen Briefes zu sein, den Gustav Frenssen über die deutsche Sache in diesem Kriege an einen Jugendfreund in Amerika geschrieben hat. Die lauten:

> „Es möge Dir beistehen, was Du als Bestes von Deinen deutschen Vätern in Dir hast: der Glaube an das ewig Gute in der Welt. Sieh, das ist die alte Urkraft der deutschen Seele. Wahrhaftig, das deutsche Volk weiß, daß es seine Fehler hat. Es hat nicht den Hochmut Englands, zu meinen, daß es das auserwählte Volk der Erde wäre, und nicht den Hochmut Frankreichs, zu denken, daß es die einzige Spitze der Menschheitskultur wäre. Es weiß, daß es Bruder ist unter Brüdern und ein Schenker unter Schenkern. Aber eines hat es, vor allen Brüdern, eine hohe Kraft, von Gott und seiner schweren Geschichte ihm gegeben: seinen Glauben an das ewig Gute. Dieser Glaube wandert als eine heimliche Krone von Volk zu Volk. Eines von den Völkern der Erde trägt sie zu seiner Zeit. Kleine Völker trugen sie und große; sie hat nichts zu tun mit Macht und Gewalt. Jetzt trägt das große deutsche Volk diese Krone, dies heiligste Gut der Menschheit. Sie ist die heimliche Ursache seines großen Ernstes, seines ungeheuren Mutes, seiner gewaltig zusammengerissenen Kraft. Sie ist der Schrecken seiner Feinde und ihr böses Gewissen. In diesem Glauben werden wir durchhalten und vor Gott und der Menschheit bestehn. Oh, möge dieser Glaube an das ewig Gute unseres Volkes tiefstes Wesen bleiben! Möge das Gebet Goethes, das er aus heißem Herzen an die himmlischen Mächte richtete, das erste und heißeste unseres Volkes sein, und würden Not und Tod noch größer als sie sind: ‚Oh, rettet mich! Und rettet, Euer Bild in meiner Seele!' Und nun habe ich es Dir alles gesagt, so wie ich es selber gesehen und erlebt oder von guten Zeugen gehört und gelesen habe und wie ich es verstehe. Ich habe es Dir so deutlich und schlicht dargestellt, daß Du es alles wohl verstehen kannst. Und nun, Bruder, stärke Dich, erhöhe Dich mit diesen Gedanken! Denke in großer Liebe und Ehrfurcht Deines fernen Volkes, das unter Gottes Gewittern und seinem Segenbogen steht. Denke in Treue und Ehrfurcht Deines Gefallenen, der als Gottes Streiter und Leider sein Leben ließ. Soweit Du aber noch gehen sollst im Erdenkleid: wandre im Licht Gottes, im Glauben an sein Wort und seine Verheißungen, wie ich es Dir gesagt habe, wie Du es auch von der Schule her weißt. Und sei dabei ein wenig stolz, daß Du auf der Erde wandelst in dieser Zeit, da das deutsche Volk im Sturme stand und Gott mit ihm war."

Ist nicht dieses Bekenntnis zu dem Glauben an das „ewig Gute in der Welt", dieses Bekennen, daß dieser Glaube das „heiligste Gut der Menschheit" sei, und daß gerade er die Krone sei, die gerade das deutsche Volk trage — ist nicht dies alles geradezu eine Kriegserklärung an jene „realpolitische" Auffassung, daß es uns nichts angehe, ob ein Sendbote deutscher Weltgeltung feindlich Gesinnten recht oder unrecht tut und daß Wahrheit und Offenheit in der Politik nichts zu suchen haben.

So viel ist sicher, man steht nicht allein, und man ist nicht in der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schlechtesten Gesellschaft, wenn man die allein seligmachende „Realpolitik" nicht anbetet.

Es ist kein Wunder, daß das Kanzlerwort über Belgien der Stein geworden ist, an dem beide Anschauungen hoch aufbranden: Auf der einen Seite nennt das Kollegium Kirdorf-Hoensbroech-Häckel — das sich jetzt sicher für den engsten Ausschuß dessen hält, was jener Vortrupp-Aufsatz von 1912 die „Priesterschaft der Realpolitik" genannt hat — dieses Kanzlerwort „maßlos verderblich" und so „unwahr in sich und so abträglich für Deutschland, daß es nur aus lügnerischem Feindesmunde hätte stammen dürfen". (Wobei das „unwahr in sich", nebenbei gesagt, angesichts der Tatsachen, milde ausgedrückt, etwas konfus klingt.) Das genannte Kollegium hat denn auch, unter den, schön aktenmäßig geordneten, Gründen, aus denen es in seinem — sagen wir — berühmt gewordenen Schreiben an die Abgeordneten die Entfernung des Kanzlers verlangt, dieses Kanzlerwort unter dem Buchstaben „d" fein säuberlich aufgeführt. Wozu denn der, offensichtlich a u c h gegen den Kanzler gerichtete, Schluß des oben zitierten Aufsatzes der „Kreuzzeitung" ganz vortrefflich stimmt.

Und dagegen lese man nun, was Fendrich gleich nach seinen heute von mir bereits wiedergegebenen Worten dann weiter sagt:

> „Die Herren wissen gar nicht, wie englisch sie schon denken, wenn sie z. B. immer wieder heimlich und öffentlich dem Reichskanzler als größte Sünde seine Worte bei Kriegsanfang zur Begründung des Durchbruchs durch Belgien vorhalten.
>
> Es ist aber geradezu das weltgeschichtliche Schulbeispiel für den deutsch-englischen Unterschied des Denkens und Handelns, wie der klare Wille der beiden Regierungen, der deutschen und der englischen, in jenen Tagen zum rednerischen Ausdruck kam.
>
> Bethmann Hollweg erklärte mit der sachlichen Unabhängigkeit des sittlichen Menschen, wir begingen ein Unrecht mit dem Durchbruch durch Belgien, aber Not kenne kein Gebot, und deutete im übrigen an, daß Belgiens Neutralität für die belgische Regierung selbst nur noch ein Stück Papier gewesen sei. Er bekannte aufrecht, wir seien aus einem Hausbrand durch eine fremde Tür ins Freie gebrochen, durch die vielleicht ein anderer gedrungen wäre, um uns im Qualm ersticken zu lassen. Das war ehrlich. Die ‚Timidität' lag in dem Bekenntnis zum formalen Unrecht. Die Wurzel solcher Gewissensängstlichkeit ist aber nichts anderes als s i t t l i c h e r M u t. Und so ist unser vielgeschmähtes mangelndes deutsches Selbstbewußtsein nichts als der Zusammenhang mit den ewigen Quellen des Lebens und der Verantwortlichkeit ihnen gegenüber. Diese Furchtsamkeit ist e i n e d e r g r ö ß t e n d e u t s c h e n T u g e n d e n, und wir wollen sie uns nicht rauben lassen! Denn es ist und bleibt eine historische Wahrheit, daß die Bethmannsche Erklärung der Notwendigkeit des Durchbruchs Millionen deutscher Arbeiter bei Kriegsanfang einen Alp von der Brust genommen hat

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und daß sein undiplomatisch ehrliches Bekenntnis in der Masse erst das ganze Vertrauen zu der Kriegsregierung hat aufflammen lassen."

In dem genannten Aufsatze des „Vortrupp" ist mehrfach auf die abgrundtiefe Verachtung hingewiesen worden, die der Gläubige der „Realpolitik" gegenüber dem Ungläubigen hat. Diese Beobachtung stimmt auch meiner Erfahrung nach, und ich finde besonders, daß die naive Selbstgefälligkeit jener Gläubigen in diesen Tagen in dem Schlusse des „Kreuzzeitungs"-Aufsatzes und dann wieder in der Urkunde, die das Kollegium Kirdorf-Hoensbroech-Häckel geliefert hat, mit unnachahmlicher Köstlichkeit zum Ausdruck kommt.

Wobei der Brief des Hamburgischen Pastors Lindemann allerdings Manchem Veranlassung geben könnte, zu fragen, wo denn die — wirkliche Realpolitik eigentlich zu finden ist. Sollte es am Ende doch so sein, daß das „Reale", auf Deutsch das Wirkliche, nicht nur das ist, was die „Brahmanenschaft der Realpolitik" bisher dafür zu erklären geruht hat. Also nicht nur der enge Ausschnitt der Wirklichkeit, der ausschließlich Schlechtes und Niedriges und Nacht und Sumpf umfaßt, — sondern vielmehr die ganze Wirklichkeit, wie das Leben und die Geschichte sie zeigen, zu der auch das Gute und das Hohe und die Sonne und die Wahrheit gehören.

Ich für meine Person muß offen aussprechen: Wenn ich in meinem Aufsatze vom 16. September hier noch gesagt habe, das Kanzlerwort über Belgien „möge" ja ein diplomatischer Fehler gewesen sein, so bin ich nunmehr, angesichts des Lindemannschen Briefes (und auch der letztangeführten Worte Fendrichs) sehr geneigt, das Fragezeichen, das in jenem „möge" lag, doppelt zu unterstreichen.

Fidelis.

Was ist ein Volk?

Jeder Mensch wird durch seine Geburt und die Verhältnisse, in die er hineingeboren wird, mitbestimmt und Einflüssen unterworfen, denen er zwar entgegenwirken, niemals aber sich ganz entziehen kann. Und in dieser Hinsicht ist auch jeder Mensch das Glied eines Volkes, mag er wollen oder nicht.

Schon die Gemeinsamkeit des Blutes prägt ihm einen Stempel auf, der niemals ganz verwischt zu werden vermag. In der Gestalt, in der ganzen äußeren Erscheinung und meist selbst in den Bewegungen zeigt sich die Verwandtschaft des Blutes. Und diese Verwandtschaft

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

spricht sich auch deutlich in unserem Empfinden aus, das unmittelbar das Blutsverwandte sucht und vorzieht. Die Abstammung beeinflußt den Menschen und verbindet ihn so mit anderen seinesgleichen zu einer Gemeinschaft.

In eben so hohem Maße tun dies auch äußere Verhältnisse. Die Anhänglichkeit an die Landschaft der Heimat, in der der Mensch zum ersten Male die Schönheit der Natur erschaute — mag auch diese Landschaft recht unscheinbar sein —, das Einleben in die Sitten und Gebräuche der Menschen dieser Heimat und das Liebgewinnen dieser Menschen und ihrer Lebensart schaffen jedem ganz ohne seine Mitwirkung ein Vaterland, das ihn bildet. Denn die Lebensgewohnheiten der Umgebung beeinflussen die jedes Menschen ganz unbemerkt und bewirken in ihm eine gewisse Anpassung, die ihn deutlich als ein Glied eben jener Gemeinschaft kenntlich macht. Ja, sie erzeugen unvermerkt auch ein Gemeinschaftsgefühl, denn die Heimat ist ja der Schauplatz des eigenen Erlebens, und ihre Menschen sind seine Genossen.

Die Einheit wird bewußter und dadurch lebendiger durch die Geschichte der Gemeinschaft, die sie als eine feste voraussetzt und in unzähligen Fällen ihr Eintreten als ein geschlossenes Ganzes in das Weltgeschehen fordert. Die äußeren Rücksichten auf die Sicherheit und die Verbundenheit der wirtschaftlichen Interessen mit denen der Stammesgenossen stärken schon das Einheitsgefühl. Weit mehr aber wird dies gefördert durch gemeinsame Opfer und gemeinsame Siege.

Mehr aber vielleicht als alles andere wirkt die Sprache daran, diese Einheit zu schaffen und deren Bewußtheit zu stärken. Denn alle geistige Arbeit, die je von den Einzelnen in einer Gemeinschaft geleistet wird, bildet unvermeidlich die Sprache dieser Gemeinschaft und geht damit in sie über. Damit geht aber diese Arbeit auch notwendig wenigstens zum Teil in jeden Menschen über, der diese Sprache spricht. Die Sprache bildet den Menschen. Der geistige Besitz des Einzelnen wird durch sie allen Sprachgenossen mitgeteilt, so daß sie das gesamte geistige Besitztum der Sprachgemeinschaft umschließt. Und durch sie gewinnt jeder Einzelne, der diese Sprache spricht, Teil an jenem Besitztume, und es ist unmöglich, daß jemand diese Sprache spreche, ohne daß er einigen Anteil auch an dem geistigen Leben nehme, das in ihr niedergelegt ist und sie gebildet hat. In die fremde Sprache aber tritt die geistige Arbeit einer Gemeinschaft nicht also ein. Nur die eigene Sprache wird durch diese Arbeit recht eigentlich geschaffen; an die fremde tritt sie vielmehr als ein Fremdes heran, das in diese übersetzt wird, d. h. das dieser Sprache nach Möglichkeit angepaßt wird; sie bildet daher die fremde Sprache weit weniger als die eigene und wird darum auch weit weniger zum unverlierbaren Besitztume jener Sprache und jener fremden Gemeinschaft. Die Gemeinschaft der Sprache

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bedeutet also auch den gemeinsamen Besitz wenigstens eines Teiles der geistigen Arbeit der Gemeinschaft und die gewisse Anteilnahme an dieser geistigen Arbeit, die wohl dem einzelnen Ausländer, niemals aber ihrer Gesamtheit also eigen sein kann.

Es steht also zweifellos fest, daß es Gemeinschaften gibt, die auf die verschiedenste Weise ihren Mitgliedern einen nur diesen eigenen Stempel aufprägen. Und es ist nach dem Gesagten deutlich, daß jeder Mensch irgendeiner solchen Gemeinschaft angehören muß und sich ihrem Einfluß gar nicht zu entziehen vermag. Solche Gemeinschaft, durch Blut oder Geschichte oder Sprache oder alle diese zusammen begründet, heißt ein Volk im geschichtlichen Sinne. Sie ist eine Einheit, die als solche in der Geschichte tätig ist, und mit deren Wirken der Geschichtsschreiber bei der Betrachtung des Weltgeschehens rechnen muß. Sie ist stark gegen menschliche Willkür und bleibt wirksam auch dann noch, wenn etwa die Glieder dieser Gemeinschaft den Wunsch haben sollten, ihr nicht mehr anzugehören.

Hiermit ist unsere Frage aber keineswegs hinreichend beantwortet. Es hieße ihren Sinn verkennen, wenn wir uns hiermit zufrieden geben wollten. Es kann uns gar nicht darauf ankommen, einen geschichtlichen Tatbestand auszumitteln, sondern der Sinn unserer Frage war, festzustellen, inwiefern ein Volk mit unserem Willen, mit unserem Tun und Lassen verknüpft sein könne. Tatsachen erhalten nur dadurch Bedeutung, daß sie in Beziehung zum eigentlichen Leben treten, nur dadurch also, daß sie mit unserem Wollen in irgendwelchen Zusammenhang gebracht werden; ohne diese Verbundenheit mit dem Leben bleiben sie tot.

Es ist bereits in dem Vorherigen von dem Bewußtsein der Einheit und einer gewissen Liebe zu Volk und Heimatland gesprochen worden. In der Tat ist diese oft nur dunkel bewußte Hinneigung das Einzige, worin die Mehrzahl der Menschen seelisch mit ihrem Volke verbunden sind. Ihr Denken hat sich wenig oder ohne Erfolg damit beschäftigt; ihre Vaterlandsliebe ist nur der Ausdruck ihrer Liebe zu Heimat und Heimatgenossen und ihrer Anhänglichkeit an deren Sitten und Sprache. Solche Vaterlandsliebe hat bereits Einfluß auf den Willen des Menschen, denn sie befähigt zum Opfern.

Im Grunde aber beruht diese Vaterlandsliebe nicht auf freiem Willensentschluß. Sie liebt in der Heimat nicht so sehr diese selbst als den Schauplatz der eigenen Kindheit. Sie liebt nicht das Volk als solches, sondern in ihm mehr die Genossen der eigenen Lebensweise und die eigene Bequemlichkeit, die durch diese ermöglicht wird. Sie ist durchaus nichts Unedles, aber sie ist unklar über sich selbst und in ihrer Zusammensetzung aus den verschiedensten Empfindungen und Neigungen verworren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gerade die edelsten Menschen jedoch werden, obwohl sie ganz ebenso fühlen, solcher Vaterlandsliebe, wie sie eben beschrieben, niemals Einfluß auf ihr Handeln verstatten oder sie als Richtschnur auch nur für ihr Wünschen anerkennen. Den Edelsten ist es bewußt, daß der Mensch sein Wollen niemals bestimmen darf nach einem äußerlichen Einzelziel, sondern in jedem Falle entscheiden und das ihn sittlich gut Dünkende wählen muß. Für die Edelsten hat auch nur der freie Willensentschluß Wert; die Gesinnung, die Gesamtheit der Gesetze, die sich ein Mensch selbst gegeben hat, diese wertet er. Alles Notwendige aber untersteht keiner Wertschätzung, es ist eben notwendig. So werden also die edelsten Menschen wohl zugeben, daß es Völker als geschichtliche Einheiten gebe, auch anerkennen, daß ganz von selbst und ohne freien Willensentschluß eine gewisse Anhänglichkeit des Einzelnen an sein Volk entstehe, niemals aber werden sie, solange sie nur sich selbst treu bleiben, sich dieser geschichtlichen Gemeinschaft derart verbunden fühlen, daß die Rücksicht auf diese ihr Handeln bestimmen dürfte. Sie würden allein wollen, was sie als sittlich gut erkennen. Dies sittlich Gute wird in den meisten Fällen mit dem übereinstimmen, was dem Wohl des Volkes dient, und umgekehrt, was das Volk fördert, wird zumeist auch sittlich gut sein. Solange unter Volk aber nur das geschichtlich gewordene verstanden wird, von dem bisher gesprochen wurde, kann aber dessen Wohl dem Edlen nicht den Maßstab für sein Tun und Lassen bilden. So hat denn das Volk als geschichtliche Gemeinschaft überhaupt keinerlei Beziehung zum Willen gerade der Edelsten, und kann sie nicht haben. Und wenn ein Volk nichts weiter wäre als das, wovon bisher die Rede gewesen, so hätte der Edle überhaupt kein Vaterland.

Und doch hat er ein Vaterland, und dies Vaterland der Edelsten verdient erst recht eigentlich diesen Namen. Wie aber dieses Vaterland beschaffen sein, welchen Inhalt der Begriff Volk haben muß, damit er auch für den Edlen etwas bedeuten kann, das in sein Wollen einzugreifen vermag, läßt sich aus dem Vorherigen schließen. Solange unter Volk nur etwas verstanden wird, was den einzelnen Menschen beeinflußt, solange wird der Edle nur geschichtlich, nicht aber in seinem Denken und Wollen ein Volk haben. Der Edle wird nur einem solchen Volke angehören, das durch seinen Willen als Gemeinschaft geschaffen wird. Dadurch also allein, daß die einzelnen Glieder die geschichtlich gewordene Gemeinschaft in selbständigem Entschluß wollen, kann ein Volk entstehen. Nur einem solchen Volke gehört der Edle an. Und nur in diesem Willen der Einzelnen ist das Volk. Jeder Einzelne muß durchaus und mit ganzer Seele das Glied einer Gemeinschaft sein wollen, so entsteht diese Gemeinschaft durch diesen Willen. Solche Gemeinschaft allein ist ein Volk.

Dieses Wollen ist aber möglich und notwendig durch die Erkenntnis, daß der einzelne Mensch sich nur dadurch vollendet, daß er sich nicht mehr in seiner Besonderheit selbst Zweck ist, sondern mit seinem ganzen Wollen aufgeht in einer Gemeinschaft, die den unvergänglichen Ausdruck seines Selbst bildet. Der einzelne Mensch mag vergehen, aber sein innerstes Wesen soll lebendig bleiben und Gestalt gewinnen in immer neuen Menschen. Daran zu arbeiten, daß dies innerste Wesen entwickelt und in einer Gemeinschaft lebendig werde und zum Ausdruck gelange, ist die eigentliche Aufgabe des Menschen. Arbeitet er hieran, so erfüllt er seinen Beruf und ist sittlich. In dieser Arbeit aber verschwindet ihm notwendig sein Einzeldasein, er fühlt sich allein als Glied jener Gemeinschaft, die er begründet und bildet. Er ist und will nichts sein als das Glied seines Volkes. Und je klarer ihm sein Selbst und sein Wollen wird, desto mehr wird er in sich selbst nur das Abbild des Lebens überhaupt erblicken, und sein Tun wird ihm werden zur Arbeit daran, daß das Leben einen immer vollkommeneren Ausdruck im Menschen finde. So knüpft sich der Wille des Einzelnen an eine Gemeinschaft, und so entsteht diese Gemeinschaft durch den Willen des Einzelnen.

Diese Gemeinschaft, die der Einzelne durch seinen Willen begründet und bildet, bedarf des Stoffes, an dem sie in die Erscheinung treten kann, bedarf der Menschen, in denen sie zur Darstellung gelangt. Die sinnliche Gemeinschaft aber, an der die seelische Gemeinschaft dargestellt werden soll, ist das geschichtlich gewordene Volk. Denn die Glieder eines geschichtlichen Volkes werden bereits durch eine gewisse Verwandtschaft verbunden und besitzen vor allem jenes gemeinsame Mittel, durch das sie zu Gliedern jener geistigen Gemeinschaft — jenes eigentlichen Volkes — besonders gebildet werden: die gemeinsame Sprache. Das eigentliche Volk — die seelische Gemeinschaft — kann nur durch die Arbeit an dem geschichtlich gegebenen Volke zum Leben und zur Darstellung gelangen. Dadurch also, daß es der Stoff ist, an dem wir arbeiten, das unentbehrliche Material zur Gestaltung des Lebens, erhält das geschichtlich gewordene Volk Beziehung auf den Willen.

Wir haben also eine frei erschaffene geistige und eine geschichtlich gewordene sinnliche Volksgemeinschaft erkannt. Beide ergänzen sich, denn an der sinnlichen Gemeinschaft soll die geistige Gestalt gewinnen. Nur der gehört recht eigentlich einem Volke an, der ein Glied jener geistigen Gemeinschaft ist. Wer aber in diese eingegangen ist, wird notwendig sein ganzes Sein und Wollen dafür einsetzen, daß diese geistige Gemeinschaft das ganze geschichtlich sinnliche Volk umfasse und dieses zu ihr gebildet werde; das ist sein untrügliches Kennzeichen. Die Bildung der geschichtlichen Gemeinschaften zu solchen wahren Völkern ist unsere Aufgabe, und die Arbeit an dieser Bildung recht eigentlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vaterlandsliebe. Völker in diesem Sinne, geistige Gemeinschaften durch den Willen ihrer Glieder zur Entfaltung und Darstellung des echten seelischen Lebens, sind der Zweck der Weltgeschichte. Und solche Vaterlandsliebe begreift die gesamte Sittlichkeit in sich, und nichts Höheres kann den Menschen erfüllen als sie.

Fritz Weidemann.†

Shakespeare.

Wenn seit einer längeren Reihe von Jahren die Zahl der Shakespeareaufführungen in unserem Vaterlande ständig zunimmt, so deutet diese erfreuliche Erscheinung unverkennbar auf den Wunsch weiter Volkskreise hin, Form und Inhalt eines eigentümlichen dichterischen Stiles wieder auf sich wirken zu lassen. Ohne ein Loblied auf die literarische und künstlerische Kultur der Gegenwart singen zu wollen, darf man getrost sagen, daß erst in den Tagen des Geschlechts von heute allerorten in Deutschland das Verlangen wachgeworden ist, den ganzen Shakespeare in Geist und Gemüt aufzunehmen. Den ganzen Shakespeare nicht nur im Lichte dieser oder jener vorgefaßten Meinung über ihn, dieser oder jener Geschmacksrichtung. Den ganzen Shakespeare — nicht nur den Dramatiker, sondern auch die dichterische Persönlichkeit, deren seelisches Erleben sich ungeachtet vieler Dunkelheiten im einzelnen immer noch am ehesten in seinen Sonetten offenbart.

Ein außerordentlich lehrreiches Beispiel für den Wandel der öffentlichen Meinung über Shakespeares Dichtergenius sind die Sonette, und in ähnlichem Sinne seine epischen Dichtungen. Es sind uns verschiedene Aussprüche schriftstellerischer Größen des elisabethanischen England überliefert worden, dieses Sinnes: Hätte Shakespeare doch nur nie Dramen geschrieben, sondern wäre er bei der Lyrik und Epik stehen geblieben! — Die lyrische Dichtung pflegte, zumal in Form der Sonette nach italienischem Vorbilde, im England Shakespeares eine Legion Dichter und Dichterlinge. Die Äußerung eines von ihnen, man könne so gut von Liebe schreiben, ohne sie zu empfinden, wie von Landwirtschaft, ohne hinter dem Pfluge zu gehen, ist bezeichnend für die ganze Gattung. Kein Wunder, wenn der junge Shakespeare als Kind seiner Zeit dieser seinen Zoll in Gestalt von Sonetten entrichtet. Wer Shakespeare nur aus seinen Dramen kennt, wird ihn in seinen lyrisch-epischen Dichtungen kaum wiedererkennen. So waltet in „Venus und Adonis" die sinnliche Leidenschaft rein für sich; in den glühendsten Farben wird sie geschildert, weltenfern vom Zusammenstoß mit sittlichen Mächten. Denn wir sind im Lande des Mythus. — Lyrisch oder episch gehaltene Stellen finden wir zwar verschiedentlich noch in des Dichters Jugenddramen; in seinen späteren Werken herrscht das rein Dramatische fast unumschränkt: Grund genug für mehrere Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schlechterfolgen diesseits und vor allem jenseits des Kanals, den eigentlichen dramatischen Lebensnerv Shakespeares selten oder nie bloßzulegen, statt dessen vielmehr den lehrhaften Philosophen oder den hochgelehrten Geschichtskenner in ihm zu erblicken.

Beides ist Shakespeare aber ganz und gar nicht. Mit größerem Recht als Goethe hätte er von sich sagen können: „Von der Philosophie habe ich mich immer ferngehalten." Fast ebensowenig kann von einer rein wissenschaftlichen Vorbereitung im Sinne besonderer geschichtlicher oder kulturgeschichtlicher Vorstudien zu seinen Dramen bei ihm die Rede sein. Und doch, welche Gedankenfülle, welcher faustische Drang nach Erkenntnis dessen, was die Welt im Innersten zusammenhält! Das Allgemeinmenschliche gilt unserm Dichter mehr als alle noch so schönen Gedankengebilde und prächtigen Luftschlösser. Und obwohl Shakespeare der „unhistorischste aller Dichter" ist, hat er doch als politischer Dichter nicht seinesgleichen. Die Figuren des klassischen Schauspiels der Griechen, Italiener und Franzosen „gleichen den hoheitsvollen, antiken Statuen eines Phidias, während Shakespeares Gestalten dadurch so echt wirken, daß sie nicht nur in ihren heroischen, sondern auch alltäglichen Eigenschaften geschildert sind, also gerade von der Seite, die der Mensch am liebsten für sich behält, besonders wenn er gezwungen ist, in der grellen Öffentlichkeit zu erscheinen ... Antonius gewinnt eine Schlacht, und zur Feier des Sieges betrinkt er sich, Prinz Heinz überwindet Percy, aber nach der Schlacht bekommt er einen ganz gewöhnlichen Durst nach Dünnbier, und Coriolan wischt sich nach den Anstrengungen des Tages den Schweiß von der Stirn ... Vor dem durchdringenden Blick unseres Dichters halten der gekünstelte Heroismus und die stilisierte Schönheit der klassischen Schule nicht stand" (M. J. Wolff).

Nicht Typen, wie bei Molière, sind Shakespeares dramatische Gestalten, sondern — Menschen. Menschen von Fleisch und Blut, mit unendlich vielen Schattierungen des Guten und des Bösen, des Edlen und Gemeinen, der Klugheit und der Unvernunft. Darum hat auch unser Zeitalter eine natürliche Hinneigung zum Erfassen der unvergänglichen Shakespeareschen Kunst. Die mancherlei Hoffnungen, die in den Tagen des Naturalismus — man denke nur an Gerhart Hauptmann — auf den kommenden „deutschen Shakespeare" gesetzt wurden, geben dem Suchen jener Zeit wohl seinen kürzesten und zugleich beredtsten Ausdruck. In einem zeitlich eng umgrenzten Abschnitt der Literaturentwicklung ist das Erwünschte kaum weniger belangvoll als das Verwirklichte. Zum mindesten aber trug der Traum von dem neuen Shakespeare wesentlich dazu bei, daß man sich mit ganz besonderer seelischer Spannung, einem „Gemisch aus Enttäuschung und Vertrauen", wieder nach dem alten Shakespeare umsah.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bevor wir den Blick auf all das Neue richten, das Shakespeare und Shakespeares England der Weltliteratur zugeführt hat, ist es nötig, den vollen Eindruck davon zu gewinnen, wieviel von eben dieser Weltkultur mit dabei war, um die Meisterwerke des großen Dramatikers zu schaffen. Vor allem sind es da Shakespeares romantisches Drama und seine Märchenkomödien, die sich als eine vollendete Instrumentierung von allerlei Musik erweisen, die im England der damaligen Zeit gleichsam in der Luft lag. Von den Mittelmeerländern war sie herübergeklungen und hatte sich durchgespielt durch Jahrhunderte — von der altrömischen Komödie und dem spätgriechischen Roman über die französische Komödie und die florentiner Novelle bis zu Ariost und dem spanischen Hirtenroman, um Violas und Cymbelines, des Kaufmanns von Venedig und des Ardennerwaldes Wunderkunst hervorzuzaubern.

Der Schauplatz der Handlung mag Sizilien oder Illyrien, Navarra oder Böhmen, das Britannien der Heidenzeit oder das Athen des Theseus sein: immer ist es des Märchens blaues Wunderland. Licht und Wolken jagen einander in leichtem Spiel; aber selbst wo die Wolken sich am schwärzesten verdichten und der Tag am klarsten scheint, ist es nie der wirkliche Tag oder die wirkliche Nacht. Lebhaft und leicht geht die Rede; Freunde spaßen miteinander, Freundinnen necken einander, Witze und Bilder sprossen empor wie das junge Grün nach dem Maienregen; feine Worte fügt man in elegante Redewendungen; zierliche Artigkeiten werden gewechselt oder auch lustige Unartigkeiten. Es ist ein strahlendes und sprechendes Spiel mit Worten und Gedanken, das Kraft und Zeit dieser Edelmenschen mit großem Portemonnaie ausfüllt.

Doch die leichte Munterkeit schlägt in eine düstere Musik um, in Töne, die vom Herzen kommen und zu Herzen gehen. Da gibt es Tränen und Klagen; still verzichten die geopferten Frauen. Aber zuletzt siegt trotzdem fast immer der Tag der Klarheit über die Verwirrung all der dunklen Wolken. Das Getrennte findet sich zusammen. Es war „Viel Lärm um nichts"; aber „Ende gut, alles gut". —

Griechische Romane, orientalische Erzählungen, Ritterromantik sind eigentlich nur die tieferen Wurzeln, aus denen Shakespeares romantisches Schauspiel die Kraft holt. Als unmittelbare Vorbilder müssen wir die Hofschauspiele und die Hofdichtung des 16. Jahrhunderts ansehen, in Italien und Spanien, in Frankreich und England, nicht zuletzt auch das Hofleben der Renaissancezeit selbst. Eine recht merkwürdige Mischung von Alt und Neu war im Grunde die damalige Hofkultur: überlieferte Ideale und Formen des Ritterwesens; aber schon ist es eigentlich gar nicht mehr die ewig unruhige, trutzige Ritterschaft, die da an Fürstenhöfen Dienste tut, um Geld zu verdienen und ehrenvolle Stellungen zu erringen; auf mannigfachen Wegen wurde auch ihre Denkweise bereits

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von dem wiedererweckten Geist und der Schönheitsreligion der Renaissance beeinflußt.

Um eine Fürstin oder eine reiche vornehme Dame bildet sich ein Gesellschaftskreis, wie etwa im Falle der Gräfin Olivia, die so munter über ihre Hand und ihren Hausstand verfügt. In solchen Kreisen bildete das Gespräch erst recht die Hauptunterhaltung und ward nachgerade zu einer Kunst ausgebildet. Selbst die natürlichsten und stärksten Gefühle müssen sich in eine geistreichelnde Gala kleiden. Schon um der allgemeinen Verbreitung dieser geistigen Modekrankheit willen werden wir Shakespeare die literarischen Jugendsünden dieser Art nicht zu sehr verargen. Waren doch eine Zeitlang fast alle damaligen Kulturländer im Banne dieser Epidemie.

Als Gegenstück zu dem, was der Dichter empfangen hat, gilt es nun auch einzusehen, was ihn von der romanischen Renaissance trennt. Selbst in seinen luftigsten und romantischsten Schauspielen steckt eine wuchtige Wirklichkeit, die einen Jago, eine Rosalinde und Celia so unendlich viel lebenswirklicher erscheinen läßt als ihre Namensvettern und -schwestern in den Hirtengedichten und Hirtenromanen; ihre Erlebnisse werden zu Dingen, die uns weit mehr fesseln als die innerlich halb oder ganz unwahren Phantasieunterhaltungen bei Ariost und den schriftstellernden Schäfern. Wir fühlen, daß in diesen Lustspielen eine Lebenswertung und eine Art Lehre für das Leben enthalten ist, ein Weckruf an unser sittliches Gefühl, wie ihn die süßliche Schäferpoesie der Romanen nicht vermitteln konnte. Eben jene Kunst der Wirklichkeit ist es, die einen Jago oder Shylock oder Calibans Gestalt aus der Märchenluft herunterdrückt und ihre Füße für ewige Zeiten auf die Erde heftet, als einige der lebenswahrsten Menschengestalten, die die dramatische Kunst jemals geschaffen hat. —

Die Königsdramen aus der englischen Geschichte führen Shakespeare von seinen ersten Anfängen bis an die Schwelle höchster Vollendung. Auch in ihnen tritt die lyrische Neigung des Dichters stellenweise stark hervor; jedenfalls aber ermangeln sie noch der wichtigsten Voraussetzung für erfolgreiches dramatisches Schaffen: der Objektivität.

Erst den späteren Bühnenwerken liegt mit der wachsenden Reife des Dichters eine völlig geänderte Auffassung von Welt und Leben zugrunde. Je länger, desto offensichtlicher bricht Shakespeare mit dem Ideal der Anhänger Machiavellis, nach dem schrankenloses Sichausleben und unbedingte Anbetung des Erfolgs zu den Selbstverständlichkeiten zählen. Es gehört zu den herkömmlichen, weil bequemen und *scheinbar* unumstößlichen Begriffen, wenn an dieser entscheidenden Stelle des Lebensweges Shakespeares der „Pessimismus" auftaucht. Fürs erste zwar bleiben die ernsteren Töne, die in den Jugendwerken völlig fehlen, vereinzelte Klänge.

Wir müssen uns freizumachen suchen von dem weitverbreiteten Wahne, als sei dieser Stimmungswechsel einzig hervorgegangen aus schmerzlichen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oder gar ärgerlichen Erfahrungen, die unser Dichter um jene Zeit gemacht haben müsse. Jedenfalls scheint es sehr gewagt, den größeren Ernst und die tief dringende sittliche Wertung seiner späteren Werke ausschließlich persönlichen Erlebnissen zuzuschreiben — wie es übrigens nicht weniger töricht ist, wegen seiner überraschenden Sachkenntnis auf den verschiedensten Gebieten Shakespeare gewissermaßen zum Zunftobermeister unzähliger Gewerbe oder gleichsam zum Ehrendoktor sämtlicher Fakultäten befördern zu wollen. Es dürfte nicht angebracht sein, das bißchen seelisches Durchschnittserleben hoch-, halb- oder ungelehrter Shakespearebiographen zum unverrückbaren Maßstab für das innere Erfassen dichterischer Genialität zu machen. Damit soll nicht geleugnet werden, daß wahrscheinlich mannigfache düstere Eindrücke *mit* gewirkt haben, um der Reihe gereifter Meisterwerke, wie sie das anbrechende 17. Jahrhundert entstehen sah, den Stempel des Tiefsinns und der Schwermut aufzudrücken.

Blieben die Jugendwerke mit ihren kühnen Vergleichen und Bildern mehr an der Außenseite der Dinge haften, so erfassen die späteren Dramen kraft einer vollerwachten Fähigkeit des Dichters zur genialen Einfühlung das innerste Wesen der menschlichen wie der außermenschlichen Natur. Im „König Lear" sind die Narren keine Spaßmacher mehr, sondern Philosophen; ihre scheinbar so wirren Reden offenbaren uns des Dichters Herz für menschliche Leiden. Das aber ist nun sein höchster Ruhmestitel, daß er in seinen späteren Schöpfungen *allen* Seiten des Lebens gerecht zu werden vermag, dem furchtbaren Ernst wie der schalkhaften Tändelei, überragender Geistesgröße und tiefsinniger Genialität wie der bescheidenen Einfalt. Solche vollkommene Gerechtigkeit vermag nur der Mensch walten zu lassen, der gelernt hat, *über* den Dingen zu stehen.

Des Dichters Lebenstag neigt sich dem Ende zu. „Schief ist alles" — das ist der Grundton in der Geschichte des aus einer trugvollen Welt in die Einsamkeit flüchtenden „Timon von Athen". Aber auch jetzt noch nimmt Shakespeare alle Hoheit seines Genius, allen Schmelz seiner Poesie zusammen in der malerischen und musikalischen Mannigfaltigkeit, die den „Sturm" auszeichnet. Wie Prospero am Schluß des Märchenschauspiels seinen Zauberstab vergräbt, so scheidet auch der größte Zauberer, der alle diese Gestalten aus dem Nichts hervorgerufen hatte: „Nun sind zu Ende meine Zaubereien."

* * *

Berufene und noch mehr Unberufene haben seit etwa zwei Menschenaltern die Urheberschaft Shakespeares an den gemeinhin nach ihm benannten Dramen in Abrede gestellt. Es ist natürlich ganz unmöglich, an dieser Stelle auch nur die allerwichtigsten Punkte, die für oder wider diese Behauptung sprechen, im einzelnen aufzuführen. Die Umstände, die zugunsten der Verfasserschaft Bacons geltend gemacht werden, laufen zum größten Teil auf die Frage hinaus: Wie kann Shakespeare, der doch

kaum die dürftigste Schulbildung genossen haben soll (!), diejenige hohe Allgemeinbildung und die eingehende Fachkenntnis besessen haben, von der seine Werke zeugen?

Demgegenüber ist an zweierlei zu erinnern. Einmal wissen wir trotz aller darauf verwandten Mühe auch jetzt noch viel zu wenig durchaus Zuverlässiges über des Dichters wissenschaftliche Bildung, als daß wir berechtigt wären, diesen Punkt zum A und O aller auf die Verfasserschaft der Shakespeare-Dramen bezüglichen Streitfragen zu machen. Zweitens ist überhaupt die ganze Fragestellung falsch. Denn nicht darauf kommt es bei einem überragenden Dichtergeist wie dem Shakespeares in erster Linie an, welches seine sogenannten „positiven Kenntnisse" gewesen sind. Vielmehr gilt es, sich einmal mit der immer noch beliebten Froschperspektive auseinanderzusetzen, deren Gesichtskreis etwa in folgender Erkenntnis beschlossen ist: Nur was einer mit Augen gesehen, in Büchern langjährig studiert oder sonstwie zuverlässig erfahren hat, das kann er auch im gegebenen Falle lebenswahr und überzeugend schildern. — Von diesem Standpunkte betrachte man z. B. Schillers „Wilhelm Tell"! Hat sein Verfasser nicht die ganze Größe und herbe Eigenart des Schweizerlandes und seiner Bewohner nach ihrer Wesensart naturgetreu dargestellt? Und doch hatten seine leiblichen Augen die Alpen nie gesehen.

Wem solcherlei Erwägungen aber zu wenig „exakt" vorkommen, der halte sich getrost an Bacon selbst und lese die Kapitel, die dieser Staatsmann und Philosoph in seinem Hauptwerk, dem Novum Organum, den Grundfragen der Ästhetik und der Ethik widmet. Alsdann frage er sich, ob nach den Erfahrungen aller Zeiten und Völker ein und derselbe Mensch in seinen Bühnendichtungen die tiefsten Tiefen menschlicher Natur ableuchten und in seinen philosophischen, Kunst, Literatur und höchste sittliche Lebensfragen betreffenden Schriften solche entsetzliche Plattheiten schreiben kann, wie sie sich gerade in dem genannten Werke Bacons seitenlang und bis zum Überdruß wiederholen.

* * *

Es geht die landläufige Meinung dahin, daß Shakespeare bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts gerade auch in seinem Vaterlande nur sehr wenig gekannt und gespielt worden sei. Weit richtiger wäre es zu sagen, man habe ihn eben diese Zeit hindurch v e r kannt.

Kein romanisches Volk kann, bis auf den heutigen Tag, Shakespeare ganz würdigen. Der wahre Ort seines Wiederauflebens ist Deutschland. Allerdings haben unsere Vorfahren in Shakespeares Werken alles Mögliche, nur keine Kundgebung höchster Künstlerschaft gefunden. Sie zu erkennen und nachzuweisen, blieb Lessing vorbehalten. Die Jahre, die dem Sturm und Drang der deutschen Literatur unmittelbar vorangingen, sind außerordentlich bezeichnend für den Umschwung der Meinung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Noch im Jahre 1750 war in einem damals verbreiteten gelehrten Wörterbuch zu lesen: „Shakespeare, ein englischer Dramatikus, geboren zu Stratford 1564, ward schlecht aufgezogen und verstand kein Latein, brachte es aber in der Poesie sehr hoch. Er hatte ein scherzhaftes Gemüte, konnte aber auch sehr ernsthaft sein, exzellierte in Tragödien und hatte viele und subtile Streitigkeiten mit Ben Jonson, wiewohl keiner von beiden viel damit gewann." In den sechziger Jahren desselben Jahrhunderts spricht dann Lessing in seinen „Literaturbriefen" und bald darauf in der „Hamburgischen Dramaturgie" mit Ehrfurcht und voller Wärme über Shakespeare. Schon um der in ihrer einfachen Größe herzerfrischenden Schreibweise willen sollten wir von Zeit zu Zeit immer wieder ein paar Kernstellen aus den genannten Werken lesen. Steht doch auch ihr Stil im wohltuenden Gegensatz zu dem aufdringlichen Schwulst und der bedenklichen Neigung zum Gedankenjonglieren vieler Literatur- und Kunstgeschichtsprofessoren von heute. — An den französischen Dramatikern, zumal an Corneille, Racine und Voltaire, weist Lessing die Überlegenheit Shakespearescher Kunst nach. So hält er z. B. Voltaires Zaire mit Shakespeares Romeo und Julia zusammen. „Voltaire versteht den Kanzleistil der Liebe vortrefflich, aber der beste Kanzlist weiß von den Geheimnissen der Regierung nicht immer das meiste. Der eifersüchtige Orosman spielt gegen den eifersüchtigen Othello eine sehr kahle Rolle. Und doch ist Othello offenbar das Vorbild des Orosman gewesen."

Die Übersetzungen Eschenburgs und Wielands und die Bühnendarstellungen Friedrich Ludwig Schroeders, der die erhabenen Tragödien Shakespeares nacheinander auf die Bühne brachte, verbreiteten in der Folgezeit bei uns die Bekanntschaft mit dem großen Briten. Jetzt erst war der rechte Boden vorbereitet, auf dem Shakespeares Samen Früchte tragen konnte. Wir Nachgeborenen haben Mühe, das seltsam stürmische Verlangen jener Zeit nach einer geistigen Ungebundenheit und Regellosigkeit zu verstehen, wenn wir sie nicht als die unbedingt notwendige Rückwirkung auf die gekünstelte Unnatur des Zeitalters der Perücke auffassen.

Vergessen wir aber nicht, daß die Stürmer und Dränger ihre Vorliebe für die Volksdichtung und die gesunde Kraft des Ursprünglichen gleichsam in Shakespeare hineinsahen. Schon deswegen konnten sie nicht vor starken Einseitigkeiten und Schiefheiten in seiner Wertschätzung bewahrt bleiben. Recht deutlich wird dieser Umstand an Goethes Schaffen in gereifteren Jahren klar. Er erkennt richtig den Unterschied der eigenen weicheren Natur gegenüber der des englischen Dichters und kommt in seinen Gesprächen mit Eckermann zu dem abschließenden Urteil: „Man kann über Shakespeare gar nicht reden, es ist alles unzulänglich. Ich habe in meinem Wilhelm Meister an ihm herumgetupft. Allein das will nicht viel heißen." — Mit Schiller endet der Vorgang der Aufnahme Shakespeares in den deutschen Geist, sofern er das Wesen, die volle Eigen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

art des großen englischen Dramatikers betrifft. Bekannt ist die Einwirkung Shakespeares auf die Entstehung von Schillers Jugendwerken, vor allem bei den Räubern, sowie seine Übertragung des Macbeth.

Sprachliches Eigentum unseres Volkes wurde Shakespeare recht eigentlich erst durch die Übersetzung, die man gewöhnlich die Schlegel-Tiecksche nennt. (Dreizehn Dramen hat in der Tat W. H. von Baudissin verdeutscht, fünf weitere Tieks Tochter Dorothea.) Das Verdienst, welches in dieser Übertragung Shakespeares beschlossen ist, kann nur der ganz ermessen, der etwa an ein paar Stichproben den englischen Text mit dem deutschen dieser Ausgabe vergleicht. Unwillkürlich drängt sich dann der Gedanke an Luthers Arbeit der Bibelübersetzung auf. Wie hier, so dort ein stetes Ringen um d e n zutreffenden deutschen Ausdruck; wie hier, so bei Schlegel-Tieck eine glänzende Vereinigung von Gelehrsamkeit und heißem Bemühen um ein fortdauerndes Wirken dieser, ihrer Lebensarbeit. Hinzukommt, daß die beiden Romantiker manche Ergebnisse der erst später einsetzenden philologischen Textkritik mit feinem Spürsinn gleichsam vorwegnehmen mußten. Und endlich die Schwierigkeiten der Übertragung in deutsche V e r s e ! — Es lag im Wesen des romantischen Zeitgeistes, das „Geheimnisvolle", das „Unbegreifliche" an den Dramen des englischen Meisters über Gebühr zu betonen. Aber gerade dadurch trugen die Romantiker — wie ja überhaupt zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit Sprache und Literatur der neueren Kulturvölker — in hervorragendem Maße dazu bei, die philologische Durchforschung und Kritik der Werke Shakespeares und seiner Zeitgenossen vorzubereiten.

Die gelehrte Untersuchung des Schrifttums im damaligen England ist seitdem aus dem Auslegungsnebel kraftvoll emporgetaucht. Eine ungeheuere Geistesarbeit wurde zunächst auf die Herstellung zuverlässiger Shakespeare-Texte verwandt, mit Eifer nach Urkunden gesucht, die des Dichters Lebensgeschichte aufhellen könnten. Das Verhältnis Shakespeares zu seinen Quellen und Vorbildern wurde erforscht, die Leistungen seiner literarischen Vorgänger, Zeitgenossen und Nachfolger in mühevoller Kleinarbeit zu ihm in Beziehung gesetzt, um so den richtigen Maßstab zur Beurteilung von Shakespeares e i g e n e m dichterischen Vollbringen zu gewinnen.

Im allgemeinen ist die Gegenwart geneigt, der gelehrten Betrachtung und Ausdeutung dichterischer Werke von vornherein mit Mißtrauen zu begegnen oder sie doch zum mindesten als etwas für den Hausgebrauch Nebensächliches anzusehen. Zweifellos sind manche Herausgeber angeblich volkstümlicher Ausgaben mit dem Beiwerk gelehrter Einleitungen und Anmerkungen oft weiter gegangen als wünschenswert gewesen wäre. Aber ebenso sicher ist dies andere: Was Shakespeare betrifft, stehen wir, im Gegensatz etwa zu Goethe und Schiller, fast nirgend auf so sicherem Boden, daß wir nicht auf Schritt und Tritt die gesicherten Ergebnisse

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der wissenschaftlichen Forschung zu Rate ziehen müßten — bei Vermeidung der Strafe unendlich vieler schiefen Auffassungen und falschen Voraussetzungen im Großen, grober Mißverständnisse und Irrtümer in Einzelheiten. Denn kein Briefwechsel in der Art des Goethe-Schillerschen hilft uns in angenehm literarischer Weise über die tausend Sonderfragen seiner Dichtungen hinweg, noch auch hat der alternde Shakespeare seinen Eckermann gefunden. Die Shakespeareforschung sieht daher nach anderthalb Jahrhunderten schier beispielloser Denk- und Schreibtätigkeit unendliches Neuland vor sich.

* * *

Geeignete Schriften, die der Einführung in Shakespeares Welt oder der steten Beschäftigung mit seinen Werken dienen können, besitzen wir Deutschen in einer Zahl, wie kein anderes Volk. Ich übergehe die älteren, für ihre Zeit hochachtbaren Versuche einer Würdigung der Shakespeareschen Muse.

Als überaus anregend abgefaßt und den Zweck einer „ersten Einführung" durchaus erfüllend darf das Büchlein bezeichnet werden, das der unlängst verstorbene Mitarbeiter des Vortrupp, der bekannte Münchner Anglist E. Sieper in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" veröffentlicht hat: „Shakespeare und seine Zeit", 2. Aufl. 1913. — Die Schrift sieht ihre Hauptaufgabe darin, eine Reihe der wichtigsten Fragen zu erörtern, deren Erledigung für denjenigen notwendig ist, der seinen Weg zu Shakespeare finden will.

Geistvolle Darstellung im Verein mit wissenschaftlicher Durchdringung des Stoffes und philosophischem Weitblick zeichnet die „Shakespeare-Vorträge von Fr. Theodor Vischer" aus (Stuttgart 1899, Cotta. 6 Bände). Das Werk bespricht die bekannteren Dramen ausführlich. Textproben und ästhetisch-kritische Erläuterungen wechseln miteinander ab.

Wer vor allem der Persönlichkeit Shakespeares, so wie sie sich in seinen Werken offenbart, recht nahe kommen möchte, tut gut, die von Fachkennern allseitig als sehr tüchtig anerkannte Biographie von Max J. Wolff zu Rate zu ziehen (Shakespeare, der Dichter und sein Werk. München 1907, C. H. Beck. 2 Bände). Dieser „Shakespeare" ist ein durchaus ebenbürtiges Seitenstück zu Albert Bielschowskys „Goethe" und Karl Bergers „Schiller".

Zu dem dauernd Wertvollen, soweit es auch für den nicht philologisch vorgebildeten Leser von Nutzen sein kann, rechne ich ferner zwei Werke, die es nachgerade verdienen, einem weiteren Kreise bekannt zu werden. Ein altes Buch: „Das Wesen und die Formen der Poesie", von M. Carrière (Leipzig 1854); darin längere Ausführungen über unseren Dichter. Und ein neueres Werk: „Wetz, Shakespeare vom Standpunkte der vergleichenden Literaturgeschichte" (2. Aufl. Hamburg 1897). Die in den beiden letztgenannten, glänzend geschriebenen Werken niedergelegten Betrachtungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bieten dem, der einige Gedankenarbeit nicht scheut, hohen geistigen Gewinn. Um dessentwillen wird der Leser gern das Schielen nach unangebrachten naturwissenschaftlich-exakten Maßstäben, wie es Wetz liebt, in den Kauf nehmen. —

Bisher besaßen wir trotz allem keine Shakespeare-Ausgabe, die diese Vorzüge in sich vereinigt: Volkstümlichkeit bei streng wissenschaftlicher Grundlage, inhaltliche Vollständigkeit und kritischen Ernst. Mit solchen Eigenschaften ausgestattet, erschien zum 300. Todestag Shakespeares die Ausgabe seiner sämtlichen Werke in Bongs „Goldener Klassiker-Bibliothek" unter dem Titel: „Shakespeares Werke, übersetzt von Schlegel und Tiek. Herausgegeben nach dem englischen Text revidiert, mit Biographie und Einleitungen versehen von Prof. Dr. Wolfgang Keller." 15 Teile in 5 Leinenbänden. M. 11.50. Mit gutem Recht hat Keller entgegen manchen neueren Versuchen sich an die Schlegel-Tiecksche Übersetzung gehalten und mit großem Geschick nur da verbessert und ergänzt, wo offenbare Irrtümer vorliegen. In dieser Form lebt nun einmal Shakespeares Geist unter uns, und darum soll man an ihr nicht rütteln; um so weniger, als sie hohe dichterische Vorzüge besitzt. Vielleicht am dankenswertesten ist die Beigabe der kaum bekannten beiden Epen Shakespeares „Venus und Adonis" und „Lucretia" sowie der Sonette — wohl das Persönlichste, was uns der Dichter hinterlassen hat. Schon um dieser Beigabe willen, die den anderen Shakespeare-Ausgaben großenteils mangelt, wird sich die Gesamtausgabe in der „Goldenen Klassiker-Bibliothek" ihren besonderen Rang wahren.

* * *

Mehr als irgend ein anderer großer Dichter vor, neben und nach ihm schrieb Shakespeare recht eigentlich und ausschließlich für den unmittelbaren Theatergebrauch seine Dramen. Diese Tatsache hat im Laufe der letzten Jahre gerade auch für das deutsche Theater an praktischer Bedeutung ungemein gewonnen. Namentlich die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ist erfüllt von Versuchen, Shakespeares Dramen in würdiger, und vor allem, in stilgerechter Form darzustellen. Bei der Meininger Schauspielertruppe herrschte fraglos das Bestreben, die aufzuführenden Werke ihrem Stimmungsgehalt nach voll auszuschöpfen; jeder Einzelne der Schauspieler hatte sich den großen Gesamtwirkungen unterzuordnen. Damit verband sich eine starke Betonung des Dekorativen; alles und jedes auf der Bühne sollte echt sein. Dagegen scheute man sich nicht, den inneren Aufbau der Dramen durch Streichungen und Umstellen, durch Zusammenlegen und Auseinanderreißen nach Belieben zu zerstören. Die Theaterreformer bestritten demgegenüber vor allen Dingen die Möglichkeit, auf der altgewohnten Bühne überhaupt die dramatische Kunst Shakespeares recht zur Geltung bringen zu können. Sie verlangten ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Theater, das den szenischen Voraussetzungen, für die es geschaffen war, wenn nicht genau entsprechen, so doch zum mindesten angeglichen sein sollte. So entstanden nach vielen tastenden Versuchen z. B. die Drehbühne und die Freilichtbühne. Man mag sich zu diesen Neuerungen stellen wie man will, so viel ist sicher: einmal empfinden wir Heutigen das zu häufige Fallen des Vorhanges als recht unliebsame Störung. Abgesehen von der Überanstrengung des Zuhörers durch zu lange Dauer der Aufführung wird mit innerer Notwendigkeit dem Zauber, den echte dramatische Kunst vermittelt, Abbruch getan, wenn die beabsichtigte Bühnenwirkung zu oft hintereinander gestört wird. Sodann ist es auf der überlieferten Bühne unmöglich, bestimmte Shakespearesche Szenenfolgen in der vom Dichter gewollten Anordnung zu bringen. Beispielsweise trifft dies für die Szenen 3 bis 5 des 4. Aufzuges von „Romeo und Julia" zu. Unsere gewohnte Bühneneinrichtung versagt also gerade der dramatischen Gesamtschöpfung gegenüber, wie sie Shakespeare geplant und ausgeführt hat. Shakespeares Kunstwerk ist also aufs engste mit der Shakespearebühne verbunden.

Auf diese sichere Einsicht fußend, können wir heute schon sagen, daß aller Wahrscheinlichkeit nach der vielgeschmähte mittlere Weg in unserem Falle gewiß der goldene sein wird. Erhält nämlich die Shakespearebühne diejenige Gestalt, die dem Dichter bei der Abfassung des betreffenden Werkes vorschwebte, so ist doch gleichzeitig streng darauf zu achten, daß ihre Ausstattung nur stimmungfördernd und unterstützend, nicht aber aufdringlich und ablenkend wirkt. Die Schöpfung des Dichters und die Kunst des Schauspielers in Wort und Geberde müssen sich unter allen Umständen und in erster Linie durchsetzen. Prüfstein jeder Shakespeare-Aufführung ist ihr Vermögen, die von dem Dichter gewollte dramatische Linie unverkennbar zum Ausdruck zu bringen. „Das dramatische Leben, die geistige Spannung in Shakespeares Stücken ist viel zu stark, als daß sie eine gleichzeitige bequeme Ergötzung durch das Auge leicht zuließe. Shakespeare bietet in erster Linie Wortkunst. Die an seinem Schreine opfern wollen, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten. Es ist sicher kein erfreuliches Zeichen, wenn malerische, architektonische oder Beleuchtungseffekte unvermeidlich sind, um des Dichters Botschaft genießbar zu machen, oder wenn die Augenweide gar als bequemes Surrogat der inneren Anschauung dient. Es kann sich ereignen, daß der üppige Ausstattungsapparat direkt vom Kern der Sache ablenkt" (E. Sieper).

Auch die Zuhörer werden also umlernen müssen. Soll doch ihre mitschaffende Phantasie der neuen Bühne erst den Lebensodem einhauchen. Denn je und je schöpft das Bühnenwerk ein gut Teil seiner Lebensfähigkeit aus dem Widerhall, den es bei der Zuhörerschaft zu erwecken vermag.

Hans Offe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rund um uns

† **Julius Dürbeck.** Den furchtbaren Kämpfen an der Somme ist am 25. September nun auch unser Freund und Mitarbeiter Julius Dürbeck zum Opfer gefallen. Wir alle, und besonders die Vortrupp-Jugend, verlieren in ihm einen der treuesten Helfer in der Arbeit, die der Aufartung unseres Volkes gilt. Unermüdlich hatte er sich besonders für die Sammlung und Förderung der im Sinne des „Vortrupp" arbeitenden Jugend eingesetzt. Er war es, der auf dem 1. Deutschen Vortrupp-Tage damit begann, die Jugendkreise in der Vortrupp-Bewegung zu eigenen Jugendgruppen zusammenzuschließen, und wie er dafür zu wirken suchte, zeigen seine Aufsätze in der vorjährigen Beilage „Vortrupp-Jugend" des „Vortrupp" (in den Nrn. 2, 6 und 9). Seinen Casseler Freunden in der dortigen Vortrupp-Jugendgruppe hatte Dürbeck vor nicht langer Zeit noch von der Front geschrieben: „Sterbe ich, so ist doch noch mein Wollen in Euch, in meiner Gemeinde, in allen, die mit uns sind." Und was wollte unser unvergeßlicher Freund? In seinem Aufsatze „Auf zum Siege" sagte er es: „Jede Jugendvereinigung muß sich entscheiden und unumwunden erklären, ob sie im Sinne des „Vortrupps" arbeiten will oder nicht. Möge jeder junge Vortruppler im Felde sich nach tatkräftigen Freunden umsehen, Mitstreiter auch für die Zukunft werben! Möge jeder, so ihm eine Heimkehr beschieden ist, mit dem festen Willen heimkehren, nun auch für die Gesundung des deutschen Volkes sein Leben einzusetzen. Dann kann dem Siege der Waffen über unsere äußeren Feinde auch der endliche Sieg des Deutschtums folgen." In diesem Sinne werden gewiß alle Freunde des uns so früh Entrissenen zu wirken trachten, und so wird er weiter unter uns leben. **Vortrupp.**

Landsturm. Nicht so verschwenderisch wie die jungen Truppen, die mit Trompetengeschmetter und großer Trommel, mit Gesang und festem Tritt durch die Straßen marschieren, wird der alte Landsturm mit Gruß und Zuruf bedacht. Aber auch an unseren Zug laufen Kinder heran, an diesem und jenem Fenster wird gewinkt und gegrüßt. Derbe und scherzhafte Zurufe antworten. Trommeln und Pfeifen zwingen die alten Beine in den Gleichschritt. Ein Lied flattert zaghaft hier und dort im Zuge auf, ohne rechte Resonanz und Beteiligung zu wecken. Wer hätte noch gedacht, daß wir mit fünfundvierzig Jahren zur „Knarre" greifen mußten? Wie ungewohnt geht es sich im Gleichschritt und im streng ausgerichteten Gliede! Aber es muß sein, alter Landsturm; und es geht noch.

Wie war's doch vor zwanzig Jahren? Was zog da mit an Gedanken und wem galten die Hoffnungen? Dem unerschlossenen Leben. Ich, ich, ich will werden. Und heute? Die Gedanken wandern rückwärts; Weib und Kind warten daheim. Nicht mehr: Ich, ich! sondern: die Meinigen, das andere Ich! Damals belebte uns die Unruhe der Hoffnungen und ließ uns auf das eigene Selbst schauen, heute begleitet uns die Ruhe der Erfahrenen und fragt nach dem Schicksal der Anderen. Dort die Gemeinsamkeit der Hoffnungen, die flatternde Kameradschaft der Werdenden, hier die Gemeinsamkeit der Erfahrungen, die verständnisinnige Kameradschaft der Gesetzten und Reifen. Damals hineingerissen in den Strom der Werdenden, um in neuer Gemeinschaft zu erstarken, heute herausgerissen aus dem festgegründeten Kreis der Gewordenen. Damals erzählten wir uns, was wir noch alles wollten, heute, was wir erreicht haben.

Aber du bist nun mit dabei, alter Land-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sturm, und du magst dich innerlich dazu stellen, wie du willst, du bist nicht mehr derselbe, wenn du in Reih und Glied mitmarschierst. Es entsteht eine gemeinsame Seele der Truppe, von der die deinige nur ein Teilchen ist. Deine Kameraden rechts und links, vor und hinter dir sind mit dir verbunden und üben ihren Einfluß auf dich aus. Etwas von ihrem Sein geht auf dich über, wie von dem deinigen auf sie. Du bist Produkt und Faktor zugleich. Aber an dir allein liegt es, ob nun das Herdengefühl oder das Bewußtsein der durch Vielheit zur starken Einheit gewordenen Phalanx in dir siegt. Das ist Sache deiner Persönlichkeit. Ich muß, daher will ich; Einheit macht unüberwindlich. Solcher Wille erleichtert es dir, den Schein des Herdendaseins zu ertragen und zu überwinden und in der Masse du selbst zu bleiben.

Diese Behauptung der eigenen Persönlichkeit gegenüber dem Einfluß der Masse kann zum großen Gewinn werden; aber wiederum auch der Einfluß der anderen. Welch verschiedene Lebenskreise kommen hier miteinander in Berührung, welche Menge fremder Erfahrungen liegen hier zutage! Horche nur umher, und du wirst staunen! Sonst trottet man am liebsten in den Geleisen des Faches einher und schaut scheu oder fremd über den Zaun des Fachbereichs. Hier aber sind alle Zäune eingerissen. Hier bist du mit deinem Erleben mitten hineingestellt in einen Urwald der verschiedenartigsten Lebenserfahrungen. Da sieh nun zu, wie hoch dein Stamm hinaufreicht; vergleiche den Umfang der anderen; lerne beurteilen, wieviel Licht diesem gegönnt war und wieviel jenem; erkenne, was im Schatten sich entwickelt hat; und dulde ruhig, daß auch dein Stamm zum Maßstab und Vergleich diene! Laß dich nicht täuschen durch den blauen Dunst, den das Gestrüpp erzeugt, und der alles Unterscheiden in Oberflächlichkeit zu verwandeln droht! Mache die Augen weit auf! Es lohnt sich. Hier stellt sich alles mit dir auf gleichen Fuß, steht mit dir auf du und du und schaut dir ins Gesicht. Nie wieder wird sich dir das Tausendfache der Lebenserfahrungen so darbieten.

So möge der alte Landsturm ohne Gesang seine Straße ziehen. Er ist nicht mürrisch und verdrossen. Er kennt seine Pflicht. Aber das Herz liegt ihm nicht so auf der Zunge wie den Jungen; er hat nicht das Bedürfnis, seine Gefühle hinauszurufen in die Welt. Das hat er hinter sich, und er hat von dem Echo der Welt schon so viel in sich hereingeholt, daß er daran zu tun hat, es zu verarbeiten. Einst — wolle Gott, bald — wird er wieder heimkehren, reicher als er gekommen. Er wird zwar schnell wieder in die alten Spuren treten, aber sein Blick wird heller geworden sein; denn er hat sein Dasein gleichsam mit den Augen der Anderen gesehen und weiß mehr von sich selbst als vordem. Er hat erkannt, was ihn mit Anderen verbindet und was ihn von ihnen trennt. Das wird ihn bewußter und sicherer einhergehen lassen. Und er wird die Zeit segnen, die ihm zuerst wie ein Zwang in die Unfreiheit vorkam, ihn dann aber innerlich erfrischt und gestählt hat.

Andreas Sönnichsen.

Eine Frage an uns selbst. Es wird jetzt ganz offen ausgesprochen, der Staat, der sich gegen elf Feinde zu wehren habe, müsse den Leuten, auf deren gute Stimmung es ankomme, gefällig sein; deshalb, heißt es, sei es berechtigt, daß hohes Kriegsgehalt gezahlt und denen, welche gern Geld verdienen, gerade durch Krieg Gelegenheit zu besonders hohen Gewinnen geboten werde.

Zum Verständnis dessen, was ich daraufhin zu fragen habe, schicke ich voraus, daß Rußland, also, wie wir aus unserer Presse wissen, ein Land von unbegrenzter Rückständigkeit, seit Kriegsbeginn das Alkoholverbot hat, in Deutschland aber, obwohl jedem sein Brot knapp zugemessen werden mußte, nicht einmal das Bierbrauen verboten, ja dies kaum erheblich eingeschränkt wurde, während zu einem Liter Bier mehr Brotgetreide verbraucht wird, als die Brotkarte dem Einzelnen für einen Tag gewährt!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist in unserem Staat also offenbar selbstverständlich, daß zu denen, die Stimmung behalten müssen, auch die Brauer, Brenner und Alkoholwirte gehören. Es scheint aber Niemand auf den Gedanken zu kommen, daß man vielleicht auch auf die Stimmung derer Rücksicht nehmen müsse, die etwas Gutes wollen und die Geld allenfalls zu dem Zweck wollen, dies Gute durchzusetzen.

Und hier komme ich mit meiner Frage: Weshalb fällt es bei uns Niemandem ein, an die Stimmung der Abstinenten zu denken? Weshalb ist das gänzlich unerheblich, wie man diese Leute behandelt? Weshalb sagt sich Niemand, daß es einfach unmöglich sei, zwei Kriegsjahre lang die dringenden Mahnungen dieses Teiles der denkenden Bevölkerung zu mißachten?

Oder kürzer: Weshalb hat man vor dem Alkoholkapital Angst, vor uns aber nicht? Weshalb ist man völlig sicher, daß wir uns Alles bieten lassen?

Diese Frage, scheint mir, muß sich jeder möglichst bald beantworten, der seine Selbstachtung behalten will.

Hans Paasche.

Der Alkohol bei unseren Gegnern und die Presse. Was nicht weit her ist, schätzt der Durchschnittsdeutsche nicht sonderlich, und an den Zuständen in manchen fernen Ländern nimmt er mehr Anteil und weiß dort besser Bescheid als über die Verhältnisse im eigenen Vaterlande. Ein Beispiel für dieses fleißige Schauen in die Ferne und das ebenso fleißige Übersehen des Nächsten ist die Art, wie unsere Presse vom Alkoholtrinken berichtet. Ich bekomme zwar nur etwa acht Blätter regelmäßig zu Gesicht, aber heute steht ja in den Zeitungen gleichen Umfangs so ziemlich dasselbe, so daß ich diese acht als Durchschnitt ansehen darf. Da ist mir schon lange aufgefallen, wie fleißig unsere Zeitungen über die Trunksucht in England, in Frankreich, in Rußland schreiben. Das Zunehmen des Schnapstrinkens in England wird häufig besprochen und von dem Jammern der englischen Presse erzählt, daß in den Munitionswerkstätten so viel Arbeitszeit und -kraft durch die Trunksucht der Arbeiter verloren gehe. Die Leser erfahren des öfteren, daß die französischen Ärzte über die Schäden des Absinthgenusses klagen und wieviel Kneipen es in Frankreich gebe. Man berichtet gern, daß die Russen das Ausschankverbot heimlich umgehen, und daß solches Umgehen in England gar mit Wissen der Polizei mit Hilfe des „Dauerbutterbrotes" geschehe. Über die Ursachen der Schnapstrinkerei der englischen Frauen und Mädchen werden die Leser ausführlich belehrt, usw. usw. — — aber über die Alkoholangelegenheiten in unserer eigenen Heimat schweigen unsere Zeitungen, so gut es geht! Zwei Beispiele: Die aufklärenden Aufsätze der Alkoholgegner über die Verschwendung der Gerste zu Bier fand ich — wenn ich die sozialdemokratische Presse ausnehme — nur sehr selten abgedruckt. Das gleiche gilt von den Berichten über die Jahresversammlung der Guttempler in Bremen (22./24. Juli d. Js.) und deren wichtige Entschließungen. Ein großer Teil unserer Tagespresse — Blätter, die sonst jeden heruntergefallenen Dachziegel und jeden durchgebrannten Kassierer buchen, haben diese Versammlung mit keinem Worte erwähnt. O, sie drucken gern ab, daß in England Millionen von Arbeitsstunden durch das Laster des Trunkes verloren gehen, daß in Rußland die geheimen Schnapsverkäufer Bombengeschäfte machen, daß in Frankreich jeder 38. Mensch Branntwein herstellt, — der harmlose Leser darf an seine Brust schlagen: „Seht, wir Deutschen sind doch bessere Menschen!" — — aber mit einer annähernd gleichen Gewissenhaftigkeit und Eindringlichkeit von unserem eigenen Bier- und Schnapsverbrauch zu berichten, den Sinn und den Willen für die Erhaltung von Korn und Kartoffeln zur Ernährung statt zur „Erheiterung" des Volkes zu wecken, warum tun sie das nicht?

Unsere Leser wissen sich die Antwort allein zu geben. Wir wollen hier nur einmal die Sache selbst feststellen, die Tatsache, daß unsere Zeitungen in punkto

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alkohol recht fleißig über die Lebensführung — unserer Feinde berichten.

Paul Hundt.

Jugendpark-Bericht. Als ich vor nunmehr einem halben Jahre mit der Forderung, Gärten für die Jugend zu pflanzen, an die Öffentlichkeit trat, da konnte ich kaum annehmen, daß diesem Gedanken so viel Widerhall beschieden sein sollte.

Nachdem sich schon vorher eine Reihe namhafter Jugendführer, Ärzte und Künstler, sowie ein Teil der Tagespresse, besonders Berliner und Hamburger Zeitungen, zustimmend und ratend zur Sache geäußert hatten und „Das Größere Deutschland", Nr. 31, die Werbeschrift zum Jugendpark im Original gebracht hatte, waren es naturgemäß zunächst die Berufsgenossen, die sich zur Sache äußerten. Eine Ansprache, die ich im Juni auf der diesjährigen Hauptversammlung der Gartenkünstler zu Cassel hielt, wurde, zum Teil nebst Plänen und Debatten, im Septemberheft der „Gartenkunst", in der „Österreichischen Zeitung", Nr. 9 und 10, sowie in „Möllers Deutscher Gärtner-Zeitung", Nr. 27, veröffentlicht. Die letztere Fachzeitschrift setzte die Erörterung, an der sich besonders auch Feldgraue beteiligten, bisher in Nr. 30 und 32 fort.

Noch erfreulicher war die Anteilnahme, die von der Jugendbewegung ausging. In seinem ersten Juliheft brachte der „Vortrupp" einen längeren Aufsatz von Carl Will über den Jugendpark mit erweiternden Hinweisen. Wertvolle Ergänzungen dazu gab dann Oberstabsarzt Dr. Bonne in Nr. 16 und 17 des „Vortrupp". Schließlich brachten die Hefte 17 und 18 bemerkenswerte Äußerungen gartentechnischer Natur von H. Maaß, sowie allgemeine Bemerkungen eines Offiziers aus dem Felde, der vor allem Gewicht auf die gesundheitliche und leibeserzieherische Seite der Frage legte. Demgegenüber hob Garteninspektor Goppelt in der „Bau-Rundschau", Nr. 33/34, an der Hand von Skizzen wieder mehr die geistigen Beziehungen der Idee und Paul Westheim in Heft 12 der „Dekorativen Kunst" ihre besondere Eignung als Krieger-Dank hervor. — Vom erzieherischen Standpunkte behandelten unser Thema das „Deutsche Lehrerblatt" in Nr. 160, sowie das Heft 40 der „Pädagogischen Reform" mit einem Aufsatz von Schumann. Weitere Veröffentlichungen sind zu erwarten vom „Kunstwart" (Deutscher Wille), dem „Naturarzt" und der „Bauwelt".

Auch die großen Organisationen anderer deutscher Bewegungen nahmen Stellung zu meinen Vorschlägen. So sagte der große „Deutsche Bund der Vereine für naturgemäße Lebens- und Heilweise" tatkräftige Unterstützung zu, der „Sächsische Schrebergarten-Verband" drückte seine Sympathie aus; ganz besonders aber hat der „Zentralausschuß für Volks- und Jugendspiele in Deutschland" sich die Förderung der Ziele des Jugendparks zur Aufgabe gemacht. Über diesen Teil der Jugendparkarbeit hoffen wir bald mehr berichten zu können.

Endlich ist auch das Eingreifen hoher militärischer Stellen zu begrüßen. Außer von einzelnen Militärs, die in der Jugendbewegung stehen, liegen von vielen preußischen stellvertretenden Generalkommandos zustimmende Äußerungen vor, insbesondere von denjenigen zu Cassel (Exz. v. Haugwitz) und zu Altona (Exz. v. Falk). —

So sehen wir von allen Seiten her, vom Künstler bis zum Soldaten, ein freudiges Zugreifen und Mithelfen, unsere Bestrebungen zur allgemeinen Ertüchtigung der deutschen Jugend der Verwirklichung näherzubringen. Jeder Beruf und Geist, jedes Alter und Geschlecht leisten ihren Teil am deutschen Jugendpark; jeder will und wird sich in ihm wiederfinden. Und je länger der Krieg dauert und je furchtbarer seine Opfer sind, um so stärker wächst das Gefühl, daß nicht tote Steine uns groß machen können, sondern allein die le-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bendige Jugend unsere Zukunft sichert. Leberecht Migge.

Vom Wandervogel und Wanderunfug. Wir werden von Freunden der Wandervogelvereinigungen gebeten, die folgenden Ausführungen, die gleichzeitig als Flugblatt verbreitet werden, zu veröffentlichen.

„Wohl überall im Deutschen Lande sind die jungen Leute bekannt, die unter dem Namen „Wandervögel" des Sonntags und in den Ferien auf Wanderfahrten das Vaterland durchstreifen. Gern schaut man ihnen nach. Wenn sie so fröhlich singend einherziehen, die jungen Burschen oder Mädchen, einfach aber zweckmäßig gekleidet, im Rucksacke das Wenige, was sie brauchen, bei sich tragend, dann denkt wohl mancher, der durch die Pflichten an Haus und Beruf gefesselt ist: „O wenn man doch auch mal so hinausziehen könnte, wie die Wandervögel." Ihre Natürlichkeit und Fröhlichkeit steckt an, und daher findet der Wandervogel fast überall, wo er anklopft, freundliche Gesichter und hilfsbereite Menschen.

Aber seit einiger Zeit hat sich im Verhalten gegen die Wandervögel eine bedauerliche Änderung eingestellt. Zuerst erschienen in den Zeitungen, vor allem der Großstädte, Mitteilungen, daß sich junge Ausflügler Sonntags durch lautes und rücksichtsloses Gebaren unangenehm bemerkber machten. Ein andermal wurde Mißfallen an der unschönen Kleidung geäußert, an den bunten Zipfelmützen oder den schreienden Halstüchern. Bald brachten auch die Kleinstadtblätter Meldungen von Unfug, der durch Sonntagsausflügler verursacht worden war. Andere Blätter druckten diese Aufsätze nach und setzten für junge Ausflügler „Wandervögel"; denn wenn junge Leute draußen Sonntags herumstreifen, dann müssen's doch Wandervögel sein, scheinen viele Leute zu denken. So ging's immer weiter. Zwar untersuchten die Wandervögel diese Anschuldigungen und konnten fast immer nachweisen, daß es andere junge Leute gewesen waren, nicht sie, aber oft wurden die Entgegnungen nicht aufgenommen oder übersehen, oder sie verwischten den schlechten Eindruck doch nicht ganz; denn ein altes Sprichwort sagt: „Es bleibt immer etwas hängen." Nach und nach kam auch die Landbevölkerung zu der Meinung, daß unter den Wandervögeln viel wenig erfreuliche Burschen sind, denn in der Zeitung stand's ja geschrieben, und Sonntags sah man es ja selbst, besonders in der Nähe der Großstädte, daß die „Wandervögel" sich nicht schön aufführten, gröhlten, Zweige abrissen und auf dem Lagerplatz Büchsen und Papierfetzen liegen ließen. Ohne Zweifel mußten es Wandervögel sein, denn fast alle trugen kurze Hosen und Rucksäcke, und zwei hatten sogar ein Musikinstrument mit. Gefragt hatte sie allerdings niemend, ob sie Wandervögel seien, sondern der Flurschütz hatte nur hinter ihnen hergeschimpft. Und in einem Dorfe, wo man sonst oft recht nette Wandervögel aufgenommen hatte, waren abends welche in den Gasthof gekommen, hatten viel Bier getrunken und gegröhlt, daß es schon nicht mehr schön war. Sie nannten sich selber Wandervögel, also müssen's doch welche gewesen sein.

Weit gefehlt. Es sind nicht alle jungen Leute Wandervögel, die in kurzen Hosen und mit Rucksäcken herumlaufen. Nein, die so aussehen und sich so aufführen wie echte Wandervögel, sind schon nicht immer Angehörige unserer Bünde, aber die so gröhlend, aufdringlich, unschön und rücksichtslos draußen herumlaufen, sind es wohl nie. Der Name „Wandervogel" verpflichtet. Nur diejenigen können ihn in Anspruch nehmen oder damit bezeichnet werden, deren Wanderart von einer anständigen Gesinnung zeugt. Nicht aber verdienen die den Ehrennamen „Wandervogel", die lediglich die Äußerlichkeiten des Wandervogels übernommen haben und diese verzerren und übertreiben. Sie verwechseln Ruppigkeit mit Natürlichkeit, Gröhlerei mit Fröhlichkeit, wissen sich nicht zu benehmen, wenn sie mal ohne Aufsicht sind, verschmutzen den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wald, den sie doch eigentlich wegen seiner Schönheit aufsuchen, und laufen dem Bauer, bei dem sie womöglich Gastfreundschaft genossen haben, über die Saat.

So erfreulich es ist, daß viele Jungen und Mädchen Sonntags hinauswandern, anstatt geputzt in das Kino oder die Kneipe zu gehen, so unerfreulich ist für den Landmann und den Förster, für den Naturfreund, kurz für alle, die unter dieser Erscheinung zu leiden haben, diese aufdringliche und zügellose Art zu wandern. Aber den größten Schaden haben wir wirklichen Wandervögel, die wir bestrebt sind, unsere Leute in Zucht zu halten, denn unser guter Name leidet darunter, und man begegnet uns mit Mißtrauen, ja sogar mit Feindschaft.

Wie ist dem abzuhelfen? Nur dadurch, daß alle Leute, denen irgend etwas an dieser Art „Wandervögel" nicht gefällt, unnachsichtlich jeden Unfug zur Anzeige bringen. Wir brauchen diese Maßnahmen nicht zu fürchten, denn wir sind überzeugt, daß nur selten wirkliche Wandervögel unter den Übeltätern zu finden sind.

Unsere Wandervögel sind vorwiegend Schüler und Schülerinnen im Alter von 12—20 Jahren. Alle unsere Wanderungen müssen von einem verantwortlichen Führer geleitet werden. Nur erprobte, zuverlässige Wandervögel werden von der Gauleitung zum Führer ernannt. Jeder Wandervogel muß eine Ausweiskarte und ein Abzeichen bei sich tragen. Man frage also nach dem Ausweis, und wenn keiner vorhanden ist, lasse man sich möglichst genau den Namen angeben, Wohnort, Straße und Schule. Ferner frage man für alle Fälle, ob die Betreffenden einem Wandervogelbunde angehören und lasse sich genau sagen, welchem und welcher Ortsgruppe. Es gibt außer einigen kleinen Bünden folgende große: 1. Wandervogel E. V. Auskunft: Dr. Fischer, Erkner bei Berlin. Abzeichen: Silberner Greif auf blauem Grunde. 2. Alt-Wandervogel, Auskunft: Apotheker L. Tschuncky, Saarbrücken 3, Kaiserstraße 38. Abzeichen: Silberne Schneegans auf grünem Grunde. 3. Jung-Wandervogel. Auskunft: Wilhelm Jansen, Frankfurt a. M., Schwarzburgstraße. Abzeichen: Schwarz-rot-goldene Schnur.

Falls irgend jemand glaubt, daß Wandervögel sich nicht ordentlich betragen haben, wende er sich mit möglichst genauen Angaben an die für die Bünde gegebenen Anschriften. Wir Wandervögel sind für solche Hinweise sehr dankbar und ahnden streng alle Ungehörigkeiten unserer Angehörigen."

Vogelleichen auf Hüten. An der barbarischen Sitte, besonders schön gefiederte Vögel, sogar Singvögel, zu töten und nicht selten ganze Arten der Gefahr der Ausrottung preiszugeben, um mit den Federn und Bälgen der Vögel Frauenhüte putzen zu können, hat leider auch die Kriegszeit nichts geändert. Vor dem Kriege war man vielfach geneigt, diese Roheit dem Auslande in die Schuhe zu schieben. Es hieß, die französische Mode schreibe das Tragen von Vogelleichen vor, oder was es sonst an Ausreden gab.

Jetzt belehrt uns ein Blick in die deutschen Modenblätter darüber, daß die rohe Unsitte, die sich im günstigsten Falle nur mit einer ganz unglaublichen Gedankenlosigkeit entschuldigen läßt, bei uns genau so zu Hause ist wie anderswo. Unsere Modeindustrie hat während der Kriegszeit offensichtlich nichts gelernt. Und es hat an Gelegenheit dazu, an Anregungen, doch wahrlich nicht gefehlt.

Die beiden folgenden Ausschnitte aus den letzten Nummern zweier deutscher Modezeitschriften mögen zum Beweise des Gesagten dienen. Eine weitere Erklärung erübrigt sich. Die angeführten Stücke sprechen für sich selbst.

„In unserem heutigen Bericht wollen wir die Aufmerksamkeit unserer Leser besonders auf das für die kommende Saison zu verwendende Garnierungsmaterial lenken. Man kann auch hierbei mit Genugtuung konstatieren, daß unsere Fabrikanten — nicht zu vergessen, daß Wien auch eine Anwartschaft darauf hat — viel geleistet und unsere Erwartungen

bei weitem übertroffen haben. — Vogelbälge und Fantasiegestecke sind die Note des Tages. Die eleganten Hüte zeigen mehr denn je ganze Paradiesvögel in den verschiedensten Einfärbungen als Garnitur. Ebenso häufig treten Samtvögel und Kolibris in die Erscheinung, wie denn überhaupt besonders kleine Vogelbälge ein modernes Garnierungsmaterial bilden. Man sah an kleinen Hüten einen bis zwei dieser Vogelleiber, an großen Rundhüten häufig vier bis sechs um den Kopf gesteckt. Kleinere Formen zeigten ebenfalls wiederholt Vogelbälge als Garnitur. Eigenartig wirkt ferner eine Bandrosette, aus deren Mitte ein Vogelköpfchen mit schillerndem Gefieder hervorlugt. Gourah- und Fischreiher-, Adlerdaunen, Federbandeaus, Gestecke aus kleinen Flügelchen, ganze Hutköpfe aus geflochtenen Posen sind Neuheiten für Herbst und Winter. Man wird sich sagen, daß diese Erzeugnisse „ewig neu" bleiben. Hier spricht aber in erster Reihe ihre Verarbeitung mit und ferner, wie dieses Material in moderner Art auf dem Hut arrangiert ist. Daß man z.B. aus schmalen Posen Hutköpfe flechtet, ist wohl bisher noch nie gebracht worden, ebensowenig wie man aus Merl oder Elsterbälgen oder anderen Vogelleibern vollständige Hüte klebt."

(Der Konfektionär Nr. 67 v. 20. August 1916. Berlin.)

„Das Kriegsjahr 1916 steht nach keiner Richtung hin demjenigen von 1915 nach. Als Beispiel können wir da die Bestrebungen eines Federnfabrikanten anführen, der es mit unbeschreiblicher Energie verstanden hat, die Vogelmode durchzusetzen. Im Frühjahr kam er schon mit einzelnen Mustern heraus, ohne daß der Artikel sonderlich Anklang fand, da immer noch in vielen Gegenden Deutschlands eine ausgesprochene Abneigung gegen das Tragen von Vogelformen vorhanden ist. Aber immer wieder und durch vergrößerte Anzahl von vielen schönen Mustern wurden doch die modeschaffenden Modellfirmen angeregt, diese Sachen anzuwenden, und siehe da, es entstand schließlich eine notorische Vogelmode, die viele Zehntausende jahrelang in den Kästen ruhende Vogelkörper ihrer Anwendung entgegenführte und somit ein totliegendes Kapital zu Geld machte."

(Die Modistin, XXIV, Nr. 22, Berlin den 3. September 1916.)

Vortrupp.

Näh-, Lehr- und Stillstuben. Es ist eine Forderung des Tages, für Mutter und Kind zu sorgen, Mutter und Kind nach Möglichkeit zusammenzulassen. Gehört doch eine Trennung von Mutter und Kind zu dem Unnatürlichsten, was man sich denken kann. Ich fand es immer bedauerlich, daß große, segensreiche Einrichtungen zum Schutze der Kinder, wie Waisenhäuser, Fürsorgeheime, Kinderheime, in gewisser Beziehung die Trennung von Mutter und Kind erleichtern. Selten denkt man daran, die Mütter der Kinder in den Schutz einzubegreifen und für sie mit zu sorgen. Es könnte leicht geschehen, da es fast keine weibliche Arbeit gibt, die nicht gestattet, das Kind bei sich zu behalten, es zunächst, in zugeteilten Pausen, zu stillen oder später es zu versorgen und mit zu betreuen. Es ließe sich auf diesem Gebiete viel erreichen ohne besondere Belastung für die Anstalt, ganz abgesehen von dem Werte, der in sozialer und ethischer und volkswirtschaftlicher Beziehung für Mutter und Kind geschaffen würde.

Arbeitsstätten für junge Mütter gibt es seit einer Reihe von Jahren. Von ihnen will ich hier nicht berichten, sondern von einer Neugründung der Deutschen Gesellschaft für Mutter- und Kindesrecht E. V. in Berlin für junge werdende und gewordene Mütter, von unseren Näh-, Lehr- und Stillstuben.

Die nüchterne Zeitungsnotiz, mit der die Neugründung Anfang September d. J. angezeigt wurde, lautete etwa folgendermaßen: „In der Näh-, Lehr- und Stillstube (Berlin N. 24, Auguststraße 17) der Deutschen Gesellschaft für Mutter- und Kindesrecht wird gründ-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

licher Fachunterricht in der Wäschenäherei an Schwangere, sowie an Brustillende, welche die Wochen überstanden haben, erteilt. Eintritt vom 15. September d. J. ab. Beschränkte Anzahl Plätze. Tagessatz: Wohnung und Verpflegung 1.50 M., Unterricht 0,50 M., Säugling 0,50 M. Für Schwangere, wenn ohne Pension, die Unterrichtsstunde 8 Pfennige. Nach erfolgreichem zweimonatlichem Unterricht wird durch die Näh-, Lehr- und Stillstube Heimarbeit ausgegeben. Ausnahmsweise werden auch Frauen Kriegsbeschädigter, auch wenn sie weder schwanger sind, noch stillen, zum Unterricht zugelassen und erhalten dann, nach erlangter Fertigkeit auch Heimarbeit. Gesunde, arbeitskräftige Frauen mit einiger Nadelfertigkeit und Übung auf der Nähmaschine können sich schon jetzt persönlich im Büro der Näh-, Lehr- und Stillstube, Auguststraße 17, Dienstags und Freitags von 9 bis 11 Uhr vormittags melden."

Diese ganz neue Art von Arbeitsstätten für Mutter und Kind sind aus dem Wunsche heraus entstanden, jungen Müttern die Möglichkeit einer guten, vollwertigen Berufsausbildung zu verschaffen und ihnen den Mut zu stärken, für sich und ihr Kind zu sorgen. Das Kind ist tagsüber der Fürsorge einer Säuglingsschwester unterstellt, die es betreut und dafür sorgt, daß nach Möglichkeit die volle Brusternährung durch die Mutter weiter stattfindet. Es liegt in dem Plan der Näh-, Lehr- und Stillstuben die wohlerwogene Hebung einer Schicht von berufstätigen Frauen, deren Schulung, weil sie werdende Mütter oder gewordene Mütter sind, so ungeheuer schwer sich durchführen läßt. Hat die Mutter, die den Unterricht genoß, den Grad der Ausbildung erreicht, der ihr einen guten Verdienst sichert, wird sie aus dem Kursus entlassen, und es wird ihr entweder Arbeit nachgewiesen oder Arbeit gegeben. Auch sonst wird ihr Rat und Hilfe in jeder nur möglichen Weise zuteil.

Der Gedanke, Näh-, Lehr- und Stillstuben zu gründen, beschäftigte schon durch Jahre hindurch den, auf sozialem Gebiete rastlos tätigen Geheimrat Professor Dr. Mayet. Zusammen mit ihm, der Vorstandsmitglied der Deutschen Gesellschaft für Mutter- und Kindesrecht ist, wurde dann der Plan ausgearbeitet. Daß der Plan so rasch in die Tat umgesetzt werden konnte, verdanken wir der selbstlosen Unterstützung vieler sozial empfindenden Männer und Frauen.

Nun sind wir seit Mitte September rüstig am Werke. Auch an Arbeitsaufträgen für unsere Zöglinge fehlt es nicht. Die Bekleidungsabteilung des Kriegsministeriums teilte mit, daß das Kriegsbekleidungsamt der Garde angewiesen sei, nach Möglichkeit geeignete Nähaufträge zuzuweisen. Von der Städtischen Heimstätte Heinersdorf liegt ein Auftrag mit benötigten Stoffen vor. Auch die Verwaltungen von städtischen Anstalten und Krankenhäusern, bedeutende Konfektionsfirmen und Private haben Aufträge zugesagt.

Eine ausgezeichnete Lehrkraft, sowie eine geprüfte Säuglingsschwester sind angestellt. Pünktlich fangen unsere Mütter an zu arbeiten, pünktlich halten sie ihre Nähstunden inne, gehen in der Freistunde in den Garten oder ruhen sich auf ihren Liegestühlen aus. Auch eine gemeinsame Turnübung unter Leitung der Schwester findet täglich vor der Arbeit statt. Zu den Mahlzeiten aber stellen sich die Vollpensionärinnen, d. h. Mütter, die Tag und Nacht in der Näh-, Lehr- und Stillstube bleiben, ein. Auch ein Teil der nicht bei uns Wohnenden kommt zu unseren Mahlzeiten, und nur ein kleiner Teil geht in die unmittelbar in der Nähe gelegenen Volksküche.

Noch ist das Unternehmen zu jung, als daß man ein abschließendes Urteil über die ganze Einrichtung fällen könnte. Aber den Glauben an den Wert unserer Näh-, Lehr- und Stillstube habe ich auf jeden Fall. Schon zeigen sich unter den Kursusteilnehmerinnen Mütter, deren Freude am Leben und am Kinde, deren Glauben an die Zukunft mit der erworbenen Arbeitstüchtigkeit wächst.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

So habe ich es mir gedacht! Noch ist es ein kleiner, bescheidener Anfang. Aber es wird aus der kleinen Pflanze, gesetzt in einer sehr schweren Zeit, einst ein starker Baum werden, denn es ist zu hoffen, daß wir auch ferner Unterstützung bei unserer Arbeit finden und viele, viele Arbeitsstätten entstehen werden zum Segen für Mutter und Kind, zum Segen für unser Vaterland.

Schwester Lotte Möller,
Leiterin der Mutterhilfe in Berlin.

Lauterberger Weltanschauungswoche. Auf Seite 512 des laufenden Jahrganges unserer Zeitschrift gaben wir die Einladung zu einer Zusammenkunft in Lauterberg wieder. Es handelte sich um eine Veranstaltung, die schon seit sechs Jahren auf Veranlassung des Hamburger Hauptpastors Prof. Hunzinger jährlich einmal, und zwar bisher in Wernigerode, unter dem Namen „Weltanschauungswoche" abgehalten wird. (Bedauerlicherweise ging das aus der Einladung nicht hervor.)

Diese Zusammenkünfte stellten sich die Aufgabe, den nach einer gefestigten Weltanschauung Ringenden Grundlagen zu geben und Wege zu weisen. Weil in der aufstrebenden deutschen Jugend, besonders in der Freideutschen Jugend und in den Vortrupp-Kreisen, nach solchen Kursen oft ein Bedürfnis geäußert worden war, wurde der Kreis der Einladungen diesmal auf diese erweitert.

So kam es, daß unter den fast zweihundert Teilnehmern der Lauterberger Weltanschauungswoche vom 1. bis 7. Oktober sich nahe an siebzig Mitglieder der Freideutschen Jugend und des Deutschen Vortrupp-Bundes befanden. Der eigentliche Zweck der Veranstaltung dürfte in den herrorragenden Vorträgen von Geheimrat Prof. Natorp aus Marburg, Prof. Dr. Schwarz aus Greifswald und Prof. Hunzinger durchaus erreicht worden sein.

Für die Bestrebungen zur Aufartung unsres Volkes war es nicht ohne Bedeutung, daß sich bei diesem philosophischen Kursus zwei Gruppen von Hörern trafen, die in ihren Lebensanschauungen recht weit auseinander gingen. Die Freideutsche Jugend und die Vortrupp-Freunde einerseits und die den Volksaufartungsbestrebungen bisher noch fern Gebliebenen andrerseits. In einer besondren Nachmittagsversammlung fand zwischen beiden Gruppen darüber eine eingehende Aussprache statt, die das erfreuliche Ergebnis hatte, daß die letztere Gruppe der Hörer der ersteren sich innerlich bedeutend näherte. Nicht wenig trug dazu bei, daß Geheimrat Natorp sich freudig und offen zu den Idealen der Freideutschen Jugend bekannte, und daß andre hervorragende Gäste es rückhaltlos aussprachen, daß nach ihrer Überzeugung der Aufstieg unsrer deutschen Kultur im Sinne Fichtes nur in diesen Bahnen und auf den vom „Vortrupp" gezeigten Wegen erfolgen könne.

Daß in dieser ernsten Kriegszeit eine Veranstaltung wie die Lauterberger Weltanschauungswoche stattfinden und so gut besucht werden konnte, ist ganz gewiß ein ehrendes Zeugnis für den nie rastenden Geist unsres deutschen Volkes.

F. H.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Wehrmann, Johannes: Menschen ohne Heimat. Volksausgabe M. 2.50 Deutschlands Großlage II. des J. O. G. T., Hamburg.

Paul, Dr. Heinr.: Im Namen der Jugend. M. 1.40. Melchior Kupferschmid. München.

Stange, Prof. D. Carl: Das Gefangenenlager in Göttingen. Louis Hofer, Göttingen.

Wenk, Dr. Walter: Bereitung des Obstes und Obstverwertung. 25 Pf. Fritz Heubach, Heidelberg.

Schöll, Friedrich: Obst und Trauben als Nahrungsmittel. 1 M. Mimir-Verlag, Stuttgart.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

5. Jahrgang Nr. 22 16. November 1916

Die Vernunft und ihre zwei Bundesgenossen.

Die Vernunft in unserm Lande hat sich darauf besonnen, daß auch sie eine Macht ist, und daß sie es gar nicht nötig hat, sich wehrlos mit Füßen treten zu lassen. Nicht nur im Reichstage hat sie sich als so mächtig erwiesen, daß die führende Zeitschrift der Kanzlerfronde den 11. Oktober — den Tag, wo im Reichstage über die auswärtige Politik verhandelt wurde — ganz ausdrücklich den „dies ater" und den „Tag der Enttäuschung" nennt. Nein, mehr noch, auch im übrigen öffentlichen Leben Deutschlands fällt Schlag auf Schlag gegen die, die ich in meinem vorletzten Aufsatze hier die „Drahtzieher" genannt habe.

Beginnen will ich mit dem, was in Sachsen geschieht. Dieses Land hatte bisher einen besonders geeigneten Nährboden abgegeben für die Krankheit, die ich in jenem Aufsatze beschrieben habe: Ich darf daran erinnern, wie vor einigen Monaten die „Leipziger Neuesten Nachrichten", das Blatt des verstorbenen Herrn Liman, einen Aufsatz brachte, der in Titel und Inhalt (buchstäblich) die „Furcht vor dem Frieden" predigte. Ich darf da weiter Herrn Professor Brandenburg nennen, dessen Tummelplatz ja ebenfalls Leipzig ist, und ich darf endlich und vor allem auf den Gipfelpunkt zeigen, den d i e s e sächsischen Dinge in der berühmten „Petition an den sächsischen Landtag" erreicht haben: Diese Petition war ja unterzeichnet von dem Generalsekretär des konservativen Landesvereins und ebenso von dem vielgenannten konservativen Reichstagskandidaten des Wahlkreises Borna-Geithain-Wurzen, Herrn Dr. Wildgrube. Sie forderte aber nicht mehr als bloß dies:

> „Die hohen Ständekammern wollen eine gemeinsame Deputation berufen, und die Herren Minister des Innern und des Äußeren ersuchen, vor dieser Deputation die Gründe zu entwickeln, aus denen heraus die sächsische Staatsregierung der Politik des Herrn Reichskanzlers zustimmt ... Die hohen Ständekammern wollen ferner der Staatsregierung erklären, daß sie die bisherige auswärtige Politik des Reichskanzlers als den Interessen des Reiches schädlich erachten ..."

Diese Leistung hat denn aber auch dem Fasse den Boden ausgestoßen, die Gegenschläge in Sachsen begannen:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Da erließ die nationalliberale Fraktion der sächsischen zweiten Kammer, in Übereinstimmung mit dem geschäftsführenden Ausschuß des nationalliberalen Landesvereins für das Königreich Sachsen, eine Erklärung, worin es unter Anderm hieß:

„... Wir erblicken in dem Unterfangen, den Kanzler zu stürzen, die große Gefahr, daß das Mißtrauen gegen die Reichsleitung, das heute mit bedenklichen Mitteln in unser Volk gesät wird, sich notwendigerweise auch auf die Heeresleitung überträgt, in deren Hand jetzt im wesentlichen das Schicksal des deutschen Volkes und des Reiches ruht."

Da sprach das nationalliberale „Leipziger Tageblatt" — dessen Herausgebern, dem Dr. Peter Reinhold und dem Reichstagsabgeordneten Dr. Junck, wir überhaupt Dank schulden für manches verständige politische Wort, das sie während des Krieges in ihrem Blatte haben sagen lassen — das Folgende aus:

„... daß auch die gesamte führende nationalliberale Presse mit verschwindenden Ausnahmen ebenso energisch von diesem Treiben [gegen den Kanzler] abrückt, das in den schweren Zeiten, die jetzt unser Volk durchmacht, zerrüttend und die notwendige Einigkeit zerstörend wirken muß."

Dasselbe „Leipziger Tageblatt" hat dann gleich darauf dem Leipziger Universitätsprofessor Dr. Walter Goetz das Wort gegeben zu einem Aufsatze, in dem wirklich einmal „deutsch gesprochen" wird. Die Schriftleitung des „Vortrupp" wird, auf mein Ersuchen, jenen Aufsatz noch in dieser Nummer des „Vortrupp" im Abschnitt „Was andre sagen" ganz zum Abdruck bringen. Hier führe ich deshalb nur zwei Stellen daraus an.

„Es ist eine Tatsache, die heute in das ganze Land hinausgerufen werden muß, daß Hindenburg und der Reichskanzler in allen wesentlichen Fragen einig sind, und daß eine Kritik an den entscheidenden politisch-militärischen Maßnahmen nicht so sehr den Reichskanzler, als vielmehr Hindenburg und seine Mitarbeiter trifft ...

... Wir müssen endlich laut vor der ganzen Nation erklären: Wir wollen diese Treibereien gegen Reichsregierung und oberste Heeresleitung nicht länger mit ansehen, wir wollen uns nicht länger von Leuten überschreien lassen, denen wir die ersten Eigenschaften der Politik, die Besonnenheit und die Erfahrung, absprechen müssen ..."

Das „Leipziger Tageblatt" ließ dem Aufsatze eine Nachschrift folgen, worin es unter Anderm sagte:

„Eines können wir mit aller Bestimmtheit bestätigen: es besteht nicht der geringste Zweifel, daß der Reichskanzler und Hindenburg in allen wesentlichen Punkten einig sind."

Der Freiherr von Ger, der stellvertretende Kreishauptmann von Leipzig, ein alter Konservativer, erklärte den Unterzeichnern der oben genannten „Petition an den sächsischen Landtag", in deren Begründung

die Reichsleitung in der seltsamsten Weise, man kann nur sagen „beworfen" worden war, er wolle mit ihnen, die meuternden Soldaten zu vergleichen seien, nichts mehr zu tun haben.

Gekrönt aber wurde das alles durch die Rede, die einer der berühmtesten Juristen Deutschlands, der Geheimrat Professor Dr. Wach von der Leipziger Universität, am 11. Oktober im Zoologischen Garten zu Leipzig gehalten hat. Der wichtigste Teil auch der Rede Wach's wird, auf meine Bitte, im Abschnitt „Was andre sagen" in der heutigen Vortruppnummer zu finden sein, ebenso die Kundgebung, die nach diesem Vortrage vorgeschlagen und angenommen wurde. Darum kann ich mich hier auch hinsichtlich dieser Rede darauf beschränken, eine einzige Stelle aus ihr anzuführen:

> „Die oberste Reichsleitung und die oberste Kriegsleitung ... handeln in vollstem Einverständnisse. So ist, das kann ich versichern, der militärische Teil der letzten Rede des Reichskanzlers inhaltlich genau mit dem Feldmarschall von Hindenburg vereinbart worden ... Das bürgt uns auch in der Unterseebootsfrage für die vollste sachkundige Prüfung und Entscheidung, für die heilsamste Wahrung des Wohles unseres Vaterlandes ... Da dürfen die von schweren patriotischen Sorgen erfüllten Dilettanten mit ihren Druckschriften beruhigt abrüsten und die Führung auch fernerhin den berufenen verantwortlichen Stellen überlassen ..."

Es wird auffallen, wie stark an diesen sächsischen Absagen an die „Hetzer und Schwätzer" die Nationalliberalen beteiligt sind. Das ist deshalb so charakteristisch, weil jeder Wissende weiß, wie sehr der offizielle Führer der deutschen Nationalliberalen, Herr Bassermann, die Kanzlerfronde — sagen wir, um nicht zu übertreiben, gehätschelt hat. Herr Bassermann wird wissen, was ich meine, wenn ich ihn an das Telegramm erinnere, das er Ende Juli 1915 nach München sandte, und an das Wort „der Lange", das darin vorkam. Weshalb es denn auch nicht weiter verwunderlich ist, daß Herr Bassermann im Reichstage am 12. Oktober dieses Jahres die Behauptung aufgestellt hat, unter den Personen der „sogenannten" Kanzlerfronde befänden sich Angehörige der wertvollsten Teile unsres Volkes — pflegt doch jeder sich selbst für besonders wertvoll zu halten.

Nun, auch außerhalb Sachsens haben sich sehr beträchtliche Teile der Nationalliberalen geweigert, Herrn Bassermann in diesen Dingen gehorsam zu sein:

Da gibt es eine Urkunde von ganz herzerfrischender Deutlichkeit. Das ist ein Brief, den der Notar Justizrat Henrich zu Völklingen am 24. September an Herrn Bassermann gerichtet hat, einen Brief, von dem am 7. Oktober die Öffentlichkeit durch die Presse erfuhr. Herr Justizrat Henrich, übrigens ein alter Mitkämpfer von 1870/71, nennt

sich in diesem Briefe einen Wähler Bassermanns, der seinerzeit auch in Wort und Schrift für dessen Wahl eingetreten sei. Um so herber und wuchtiger wirkt daher das, was er an die Adresse der Kanzlerfronde, und dabei insbesondre auch an die Adresse des Herrn Bassermann persönlich, zu sagen hat. Wenn einmal wieder Zensurfreiheit herrscht, muß der Brief ganz veröffentlicht werden, das deutsche Volk hat ein Recht darauf. Für jetzt wird es erlaubt und genügend sein, die folgenden kurzen Stellen daraus anzuführen:

> „In der Tat, wenn man diese übertriebene Nörgelsucht, diese gehässige und unheimliche Hetzarbeit gegen die oberste Reichsleitung ... sich vor Augen hält, dann muß man glauben, daß ein böser Geist die Gemüter vieler den sogenannten intelligenten Bevölkerungsschichten Angehöriger verwirrt hat, daß sie in ihrer Verblendung Mißtrauen und Furcht in Heer und Volk säen und damit die Aussichten auf einen siegreichen Ausgang unsres schweren Kampfes gefährden.
>
> ... Bei dieser Lage soll und muß sich jeder hüten, das Vertrauen des Heeres in die militärische und politische Leitung zu erschüttern, soll dieses Vertrauen vielmehr mit allen Mitteln stärken. Sonst reißt Hoffnungslosigkeit und damit Mutlosigkeit beim Heere ein, und dann sind wir endgültig verloren. Wenn Deutschland aber so zerschmettert wird, dann wird der Fluch von Jahrtausenden denen ins Grab folgen, welche durch ihre subjektivistische Nörgelsucht, durch ihre Hetzarbeit gegen die Reichsleitung das Verderben haben herbeiführen helfen.
>
> ... Eigentümlich ist, daß diejenigen Parteien, welche früher als Reichsfeinde verschrien waren, die Zentrumspartei ausnahmslos, die Sozialdemokratie in ihrer Mehrheit, sich nicht an der Kanzlerhetze beteiligen. Das Volk wird sich das für die Wahlen nach Friedensschluß merken ..."

Zwei Tage aber, nachdem man von diesem Briefe Henrichs erfahren hatte, brachte eine Zeitung, die zu den führenden Blättern nicht nur der nationalliberalen Presse, sondern der deutschen Presse überhaupt, gehört, nämlich die „Kölnische Zeitung", den aufsehenerregenden Leitaufsatz „Entweder — oder". Auch dessen wichtigste Stellen werden die Leser des „Vortrupp" auf meine Veranlassung heute im Abschnitte „Was andre sagen" finden. Hier sei daraus nur der Satz erwähnt, der mir sozusagen als der Leitspruch des Aufsatzes erscheint:

> „Das Volk will und wird das Getuschel und Geraune, das ihm die Freude am Vaterlande verdirbt, nicht länger dulden"

und der weitere Satz:

> „Die Leute, die sie [nämlich die Behauptungen gegen den Kanzler] uns in namenlosen Flugschriften ins Haus senden, können sich unmöglich dem Wahn hingeben, das deutsche Volk werde in dem Vertrauen, daß das, was diese Herren glauben, und wovon diese Leute überzeugt sind, das Richtige und ein Evangelium sei, mit ihnen einen Feldzug gegen Kanzler und Krone ins Werk setzen."

Nicht lange darauf folgte dann die große Magdeburger Kundgebung unter Führung des nationalliberalen Reichstagsabgeordneten Schiffer. Vor aller Öffentlichkeit sagte der den Drahtziehern, sie

hätten Gift in die Seele des Volkes gespritzt, der Reichstag, der berufene Vertreter des deutschen Volkes, habe sich abgewendet von ihrem Treiben, dies Treiben sei nunmehr hoffentlich für immer abgetan.

Man kann nur immer wiederholen, wie erfreulich und wie bezeichnend für die gegenwärtige Lage es ist, daß jetzt gerade aus den Reihen der Nationalliberalen so scharfe Absagen an die gegen den Kanzler gerichteten Treibereien ergehen; denn kein Ehrlicher kann eben manche Personen, die in dieser Partei sehr einflußreich sind, von einer erheblichen Mitschuld an dieser Hetze freisprechen.

Von weiteren Kundgebungen für den Kanzler und seine Politik will ich noch jene der fortschrittlichen Volkspartei im Lehrervereinshaus zu Berlin erwähnen, wo der Reichstagsabgeordnete Dr. Wiemer unter stürmischer Zustimmung der Versammlung die Machenschaften gegen die Reichsleitung zurückwies. Und dann noch die Vorstandssitzung, die in München vom bayrischen Bauernbunde abgehalten wurde, und die aussprach, daß durch die Ränke gegen den Kanzler die Spannkraft unsres deutschen Volkes geschwächt und den Feinden neuer Mut gemacht werde.

Den erfreulichen Ausklang dieser erfreulichen Zusammenstellung aber bilde die folgende Erklärung der Märkischen Handwerker:

Mahnung.

Immer häufiger werden die Versuche, im deutschen Volke eine Bewegung gegen die politisch-militärische Leitung des Reiches hervorzurufen. Wir Vertreter des märkischen Handwerks lehnen es ab, uns dieser Bewegung anzuschließen. Wir erkennen die Begründung, die ihr gegeben wird, nicht als genügend an, um es zu rechtfertigen, in dieser schweren Zeit, die vor allem Einigkeit und höchste Kraftanstrengung erfordert, einen Zwiespalt im Volke hervorzurufen, der den Glauben an unsere Kraft im In- und Auslande schwächt und das Vertrauen zur Leitung des Reiches erschüttert. Die Tatsache, daß die militärische und politische Leitung des Reiches sich in allen wichtigen auf die Führung des Krieges bezüglichen Fragen in Übereinstimmung befinden, daß alle Äußerungen der Reichsleitung im Reichstag Gewähr dafür bieten, daß der Vorwurf der Schwäche hinsichtlich der Kriegsziele und der Verwendung der Kriegsmittel unberechtigt ist, legt uns den lebhaften Wunsch nahe, daß die Angriffe auf den politischen Leiter des Reiches aufhören, die die Einigkeit im deutschen Volk, die sich bisher so glänzend bewährt hat, in einen gefährlichen Zwiespalt verwandeln. Diejenigen, die mit der inneren Politik der Reichsleitung nicht einverstanden sind, mögen ihre abweichende Meinung nach dem Kriege zum Austrag bringen. Wir Vertreter des märkischen Handwerks, uns mit diesem einig wissend, erklären:

Das märkische Handwerk will während des Krieges von einer Störung dieser Einigkeit nichts wissen, denn nur

Einigkeit macht stark.

Berlin, den 27. Oktober 1916.

Der Vorstand der Handwerkskammer zu Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was fast allen diesen Kundgebungen ihre schwere Wucht und ihre scharfe Treffsicherheit verleiht, das ist, daß sie denen, die sich von den Drahtziehern hatten verführen lassen, die Frage vorlegen konnten und vorgelegt haben, die ich hier am 16. Oktober so zu fassen gesucht habe:

> „Begreift ihr denn gar nicht, daß sich eure wahnsinnigen Vorwürfe auch gegen Hindenburg und Ludendorff richten, die doch jetzt die ersten sind, die den Kanzler in allen Dingen unserer Kriegführung beraten?"

Konnte doch der Abgeordnete Schiffer der Versammlung in Magdeburg sogar ein Schreiben Ludendorffs vorlegen, worin der Generalquartiermeister sagt:

> „... Wir werden es schaffen, wenn das deutsche Volk in Einigkeit und Vertrauen hinter uns steht und sich und das Heer nicht zermürbt in Streitigkeiten über die Zweckmäßigkeit der Mittel und Wege zum Erfolge. Wenn in gewissen Fragen dem Fernerstehenden ein Programm zu fehlen scheint, so ist damit nicht erwiesen, daß es wirklich fehlt. Ich bitte Ew. Hochwohlgeboren, nicht müde zu werden, indem Sie zu Einigkeit und Zuversicht mahnen."

Die Waffe aus diesem Arsenal ist es auch gewesen, vor der gewisse, besonders verbissene, Kanzlergegner in besonders auffälliger Weise unterlegen sind:

Als Ende August der Ausschuß, den Professor Dietrich Schäfer gegründet hat, und der sich „Unabhängiger Ausschuß für einen deutschen Frieden" nennt, sein Programm veröffentlichte, da wurde zu meinem Erstaunen der wahre Charakter dieses Ausschusses auch von vielen Einsichtigen verkannt. Im Scherlschen „Tag" sang der sehr verständige Graf zu Dohna, Professor in Königsberg, auf den Schäferschen Ausschuß geradezu einen Hymnus, der so klang:

> „Das Programm Dietrich Schäfers ist inzwischen kundgegeben worden. Es hebt sich durch den Mangel jeglicher Polemik würdevoll heraus aus dem Gezänk des Tages. Es stützt sich Absatz um Absatz auf Worte des Reichskanzlers und stimmt in allen wesentlichen Punkten mit den ausgesprochenen Absichten der Reichsregierung überein ..."

Wer gelesen hat, was ich hier am 16. September geschrieben habe, der weiß, daß ich von vornherein völlig andrer Meinung war: Ich habe da nicht nur betont, daß die Schäferschen Kriegsziele nicht erreicht werden können, ohne daß der Krieg noch ein halbes Jahrzehnt fortdauert. Sondern ich habe auch darauf hingewiesen, daß, wenn der Schäfersche Ausschuß in jenem Aufrufe so höfliche Töne gegenüber dem Reichskanzler gefunden hat, er es eben für „richtig gehalten hat",

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das zu tun. Ich erachtete es also lediglich für einen Versuch, diplomatisch zu sein, wenn der Schäfersche Ausschuß in jener Veröffentlichung von Ende August so geflissentlich betonte, daß er gewisse Forderungen „mit dem Reichskanzler" stelle.

Und dieses mein Mißtrauen war sehr wohl begründet in Tatsachen, die ich schon damals kannte, und die ich heute aussprechen will.

Ich will dabei von Dingen ausgehen, die inzwischen allgemein bekannt geworden sind: In der Reichstagssitzung vom 11. Oktober hat der Abgeordnete Scheidemann davon gesprochen, der Fürst zu Salm-Horstmar habe direkt an den Kaiser geschrieben, und zwar unter anderm dies, man müsse die Gefahr einer Schatten-Monarchie vom deutschen Kaisertum abwenden, eine Gefahr, die infolge der Politik des Kanzlers vorliege. Der Reichstagsabgeordnete Graf Westarp hat daraufhin in derselben Reichstagssitzung die Echtheit dieses Briefes bezweifelt, und hat gefragt, wie denn Scheidemann zu dem Brief komme. Darauf hat Scheidemann — in einer Zuschrift an die Presse — geantwortet, das Schreiben des Fürsten zu Salm an den Kaiser, eine sogenannte „Immediateingabe", sei überhaupt in zahlreichen Abschriften verbreitet, selbst in den von uns besetzten Gebieten im Westen. Woraufhin die „Kreuzzeitung" sich verwunderte, wie das möglich sei, da doch diese Urkunden

> „uns, die wir von derartigen Schriftstücken doch auch Kenntnis zu erhalten pflegen, völlig unbekannt geblieben sind."

Das weiß ich ja nun allerdings auch nicht, wie es geschehen konnte, daß die „Kreuzzeitung" so betrüblich vernachlässigt worden ist. Aber das weiß ich, daß alles, was Herr Scheidemann gesagt hat, wahr ist: Die Immediateingabe des Fürsten zu Salm-Horstmar ist echt. Und Abschriften dieser Immediateingabe, der Antwort des Kaiserlichen Zivilkabinetts, der Replik des Fürsten Salm und der Duplik des Zivilkabinetts sind in ganz Deutschland in solcher Masse verbreitet, daß sie, trotzdem die „Kreuzzeitung" das bestreitet, als „jedermann zugänglich" angesehen werden müssen. Ich zum Beispiel besitze diese Urkunden seit Anfang August, wo ich sie von einem Hotelbesitzer einer Mittelstadt Mittel-Deutschlands erhielt.

Die Verbreitung ist so zustande gekommen, daß der Fürst zu Salm selbst die Abschriften (mit einem kurzen Begleitschreiben vom 14. März) in Umlauf gesetzt hat. Er hat diese Abschriften zwar mit dem Vermerk „vertraulich" versehen, aber dieser Vermerk hat sich als ohnmächtig erwiesen. Wie ein solcher Vermerk das in unsern politisch erregten Tagen immer tut, übrigens in Gemäßheit der Methoden, die die Kanzlergegner selbst, im Falle Coßmann, nicht nur angewendet,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sondern sogar in einem Aufsatze, den ich in einer ihrer Hauptzeitungen las, grundsätzlich als richtig vertreten haben*).

Wie die Schriftstücke ergeben, war der äußere Verlauf der Angelegenheit so: Der Fürst zu Salm hat auf seine Immediateingabe — wer sie außerdem noch unterschrieben hat, darauf komme ich gleich — aus dem kaiserlichen Zivilkabinett eine scharf ablehnende Antwort erhalten, deren Wortlaut ja die Berliner Wochenschrift „Die Schaubühne" am 17. Oktober veröffentlicht hat. Die Replik des Fürsten Salm und die herzerfrischende, abschließende Duplik des Zivilkabinetts im Wortlaute zu veröffentlichen, halte ich heute nicht für zweckmäßig; wer sich von dem Inhalte dieser beiden Urkunden eine zutreffende Vorstellung machen will, der soll an das Kutschke-Lied denken, nämlich an den Vers, der beginnt „Der Gesandte, so beschieden . . ." und — auch an den folgenden Vers.

Worauf es hier ankommt, das ist das Folgende:

Die Immediateingabe behauptet, es seien

> „die in der Heimat gebliebenen Teile unseres Volkes — insbesondere, soweit sie den ausgesprochen monarchisch gesinnten Teilen angehören — in ihrer Mehrzahl von banger Sorge um die Zukunft des Vaterlandes erfüllt."

Das sei der Fall, weil sie zu den

> „verfassungsmäßig verantwortlichen Stellen"

nicht das nötige Vertrauen hätten.

Es seien

> „an diesen Stellen Männer einflußreich, denen die Eigenschaften fehlen, ohne die ein politisch-glückliches Ende des Krieges unmöglich erscheint."

Diese Auffassung sei die

> „herrschende".

Von Dem, was dann folgt, will ich ein längeres Stück im Wortlaute anführen:

> „. . . die offensichtliche Bevorzugung der monarchiefeindlichen und der demokratischen Kreise vor den als treu und monarchisch bewährten, die unbestreitbare und sehr auffallende Einwirkung demokratischer

---

*) Nebenbei bemerkt: der Kanzlergegner Kommerzienrat Körting in Hannover versendet jetzt die Abschrift eines Briefes, die ihm, wie Körting selbst dazu schreibt, von dem Verfasser des Briefes übersandt wurde, damit Körting die Abschrift „vertraulich im geeigneten Kreise" verbreite, an die Schriftleiter der deutschen Zeitungen. Der Vermerk „ganz vertraulich" steht allerdings über Körtings Zuschrift. Wie Körting den Vermerk aber selbst auffaßt, zeigt ein mir bekannter Fall, wo Herr Körting es bei dieser Zusendung gleichzeitig für eine „Ehrenpflicht" des betreffenden Blattes erklärt hat, die (ganz vertrauliche!) Briefabschrift — abzudrucken. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kreise auf die Reichsleitung, endlich die dadurch verständliche Verteidigung der Regierungsmaßnahmen — auch der anfechtbarsten — durch die Presse der äußersten Linken: Dies alles erzeugt unter den getreuesten Anhängern des Königtums eine so gedrückte Stimmung, daß es die untertänigst Unterzeichneten für ihre Pflicht gegenüber dem Träger der Krone halten, auf diese Besorgnis erregenden Zustände hinzuweisen.

Und diese Pflicht erscheint uns um so zwingender, als es die Monarchie ist, die letzten Endes den Schaden einer verfehlten Politik der verantwortlichen Stellen zu tragen haben wird. Als überzeugte Anhänger des monarchischen Gedankens und der Einrichtung eines starken Königtums wollen wir die heraufziehende Gefahr einer Schattenmonarchie abwenden: Denn zu einer solchen wird und muß das hohe Amt des deutschen Kaisers herabsinken, wenn die parlamentarische Regierungsform im Deutschen Reiche Einzug gehalten hat. Und daß diese kommen muß, wenn die verantwortlichen Stellen mit der Demokratie — der bürgerlichen wie der sozialistischen — zu regieren beginnen, unterliegt keinem Zweifel.

Ebenso würde es die Monarchie schädigen, wenn der Friedensschluß — die militärische Möglichkeit vorausgesetzt — unserm Volke nicht einen Siegespreis brächte, der die übermenschlichen Anstrengungen und Leistungen dieses Krieges und die furchtbar schweren Blutopfer als nicht vergebens gebracht erscheinen ließe."

Gleich darauf wird dann das deutsche Volk liebevoll patronisierend

„unser gutes Volk"

genannt. Und am Schlusse der Eingabe steht der Satz:

„Aus den ernsten Sorgen um die Zukunft heraus, um das kraftvolle Weiterbestehen des deutschen Kaisertums, richten wir an Ew. Majestät die alleruntertänigste Bitte, die Maßnahmen gnädigst anordnen zu wollen, die geeignet sind, die drohenden Gefahren abzuwenden."

Was im Zusammenhange der ganzen Eingabe schlechterdings nichts Andres bedeuten kann, als das Fordern eines Kanzlerwechsels.

Und nun bitte ich aufzumerken: Unter dieser, vom 25. Januar 1916 datierten, Immediateingabe, die also den Kanzler dadurch zu stürzen sucht, daß sie dem Kaiser, den sie sich seltsamerweise als einen ängstlichen Mann vorzustellen scheint, das Schreckbild der Schatten-Monarchie al fresco an die Wand malt, stehen wohlgezählte fünfzig Unterschriften; von diesen aber gehören ebenso wohlgezählte zwanzig Unterschriften, also fünf weniger als die Hälfte, solchen Personen an, die auch das Programm des „Unabhängigen Ausschusses" des Professors Dietrich Schäfer mit unterschrieben haben. Unter diesen zwanzig sind: der Fürst zu Salm-Horstmar selbst und ebenso der Professor Dietrich Schäfer persönlich, dann Kirdorf und Professor DDr. Berthold Seeberg, ferner Professor v. Below aus Freiburg im Breisgau und der konservative Kandidat des Wahlkreises Borna-Geschatz-Wurzen, Herr Dr. Wildgrube. (Wenn in der Sitzung des Hauptausschusses des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Reichstages vom 18. Oktober ein Redner der Konservativen, offenbar im Interesse der Wahl des Herrn Dr. Wildgrube, betont hat, daß dessen Name nicht mit unter der Replik des Fürsten zu Salm an das Zivilkabinett gestanden habe, so ist das zwar richtig, aber auch recht gleichgültig. Von desto größerem Interesse — wie mir scheint, gerade auch für jene Reichstagswahl — ist es aber, daß der Name des Herrn Dr. Wildgrube eben mit unter der Immediateingabe steht, also inmitten der Namen derer, die mit dem Gespenst der Schatten-Monarchie gearbeitet haben.)

Wem, wie mir, diese Dinge geläufig waren, der konnte allerdings richtig einschätzen, was die Höflichkeit gegen den Reichskanzler wert war, die sich in dem Aufrufe des Schäferschen „Unabhängigen Ausschusses" von Ende August fand; der wußte auch, was von Herrn Professor Dietrich Schäfer, von seinem Ausschusse, und von dessen Mitgliedern für die Zukunft zu erwarten war. Und diese Erwartung ist keineswegs getäuscht worden:

Zunächst schuf sich — diese Zusammenhänge hat zuerst Wundt aufgedeckt — der unabhängige Ausschuß eine zweckentsprechende Deckungsmaske in dem „Volksausschuß zur raschen Niederwerfung Englands". Der war, wie Professor Goetz in seinem oben angeführten Aufsatze mit Recht hervorhebt, in Wahrheit gedacht als ein „Ausschuß zur raschen Beseitigung Bethmann Hollwegs; er sollte sich überall da in die erste Linie stellen, wo der „Unabhängige Ausschuß" es für zweckmäßiger hielt, hinter der Front zu bleiben. — Dann trat Herr Kirdorf, wie gesagt, ein Mitunterzeichner des Aufrufes des „Unabhängigen Ausschusses" und ebenso der Salmschen Immediateingabe, mit an die Spitze jener Aktion, die durch das „berühmt" gewordene Schreiben an die Abgeordneten den verhaßten Kanzler beseitigen sollte; ich habe in meinen beiden letzten Aufsätzen hier von der Sache gesprochen. — Herr Schäfer selbst aber, zusammen mit dem Fürsten zu Salm persönlich, trat dann wieder hervor bei einem Dinge, das man, je nach der Gemütsart, die man hat, sehr humoristisch oder sehr bedenklich finden kann: Die beiden Herren haben kürzlich dem Reichstage eine Petition eingereicht, unter der außer ihnen noch sechs andre Herren stehen, von denen fünf zu den Unterzeichnern des Programms des „Unabhängigen Ausschusses" und drei von diesen fünf gleichzeitig zu den Unterzeichnern der Salmschen Immediateingabe gehören. Diese Petition verlangt nicht mehr und nicht weniger, als daß sich der Reichstag unter Anderm dafür verwenden solle,

> „daß Personen, die sich als politisch unzuverlässig erwiesen haben, aus der Umgebung der Reichsregierung entfernt werden."

Womit wir denn grundsätzlich, wenn auch vorläufig noch nicht den

Methoden nach, auf der Stufe des „Wohlfahrtsausschusses" der französischen Revolution angekommen wären.

In einer Sache aber ist der „Unabhängige Ausschuß" selbst als Ganzes kürzlich in ganzer Größe in die Erscheinung getreten: Ich meine die Sitzung, die er am Sonntag den 15. Oktober im Preußischen Abgeordnetenhause zu Berlin abgehalten hat. Von dieser Sitzung hat bekanntlich die Zeitung „Germania" einen Bericht gebracht, dessen Weiterabdruck von der Zensur verboten wurde, weil der Bericht auch einiges enthält, was im militärischen Interesse lieber nicht bekannt werden soll. Diese von der Zensur beanstandeten Punkte berühre ich natürlich im folgenden nicht, lege im übrigen aber den Bericht der „Germania" zugrunde, was durchaus berechtigt ist, weil das, was die Betroffenen in der Öffentlichkeit gegen diesen Bericht vorgebracht haben, so unglaublich lahm ist, daß es als Geständnis angesehen werden muß.

Danach aber ist es in dieser Versammlung derer um Dietrich Schäfer, einer Versammlung, die von dem nationalliberalen Abgeordneten Fuhrmann geleitet wurde, folgendermaßen zugegangen: Es ist da in einem Maße gegen die Reichsleitung gehetzt worden (man kann keinen andern Ausdruck finden) wie kaum jemals zuvor: Man hat da zum Beispiel behauptet, die deutsche Reichsregierung beeinflusse die amerikanische Presse dahin, daß sie nach jeder Torpedierung von Schiffen, an denen Amerika irgendwie beteiligt sei, möglichst laut schreie, damit dem deutschen Volke die Gefahr der Einmischung Amerikas möglichst nahe und möglichst drohend erscheine. Ein geradezu abgründiger Unsinn, der also der deutschen Reichsleitung vorwirft, daß sie künstlich und absichtlich eine Stimmung in der amerikanischen Presse hervorrufe, die leichter als alles Andre zum Kriege mit Amerika führen könnte. Aber die ganze Versammlung des „Unabhängigen Ausschusses" hat diesen Unsinn ohne Widerspruch angehört. Wie denn ja allerdings ein Mitglied dieser Versammlung — es war ein Pastor und aus Plötzensee — auch erklärt hat:

> Für sein persönliches Empfinden, und er glaube, daß es von der überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes geteilt werde, würde es nichts Erfreulicheres geben, als einen offenen Anschluß Amerikas an unsere Feinde.

Und die Versammlung spendete dazu Beifall und Händeklatschen. — Dann sprach man in dieser Versammlung aus, daß

> man leider annehmen müsse, daß die Mehrheit des deutschen Volkes leider immer hinter dem Kanzler stehe,

aber man folgerte daraus nur, daß die Agitation um so energischer betrieben werden müsse. Obwohl man allerdings einsah — Herr Schäfer und Herr Fuhrmann erklärten das selbst ausdrücklich, und nach dem Ergebnis des 11. Oktober kann man ihnen das nachfühlen —

daß im Reichstage kein Boden für eine wirkungsvolle Agitation sei.

Das Verhalten des Reichstages

habe jetzt leider enttäuscht,

sagte ein anwesender Landrat, bei der Agitation des Ausschusses

müsse der Reichstag ausgeschaltet werden.

(Hieraus dürfte die Folgerung gestattet sein, daß von jetzt ab die Agitationsmethoden des „Unabhängigen Ausschusses" die lebhafte Billigung des Abgeordneten Rühle finden werden.) Ein anwesender Oberbürgermeister einer großen Stadt legte dar, wie er seinerseits sich die zukünftige Agitation des „Unabhängigen Ausschusses" denke, nämlich so: Er übersah nicht die Schwierigkeiten, die sich besonders durch die Zensur ergeben, meinte aber, daß bei klugem Vorgehen diese Schwierigkeiten sich leicht umgehen ließen. Er schlug vor,

> von harmlosen Leuten unter harmlosen Themen Versammlungen einzuberufen, die der Zensur von vornherein unverdächtig erscheinen müßten. Wenn man auch in vielen Fällen zur Einreichung des Manuskriptes gezwungen sei, so ließe sich, wie jeder politische Kopf wisse, auch diese Schranke beseitigen. Man könnte das Manuskript so ausarbeiten, daß der Zensor keinen Anstoß daran nehmen würde, und der Redner würde nachher schon den Weg zu den Herzen seiner Zuhörer zu finden wissen.

So sah es also in dieser Versammlung derer um Dietrich Schäfer aus, und der stärkste Beifall erscholl immer, wenn am schärfsten gegen den Kanzler gesprochen wurde.

Da geschah es, daß sich ein Großindustrieller aus dem Rheinlande zum Worte meldete. Er sagte,

> er komme im offiziellen Auftrage Hindenburgs, um dem Ausschuß mitzuteilen, daß Hindenburg ihn bitte, alle Agitation für die Verschärfung des U-Bootkrieges zu unterlassen.

Man muß es dem „Unabhängigen Ausschuß" lassen: selbst dieser Waffe ist er nicht ohne weiteres gewichen:

Da war ein Mann in dieser Versammlung, der hat von je unter den Kanzlergegnern die lauteste Stimme gehabt, auch verwaltet er das geistige Erbe Ernst Lissauers. Dieser Mann aber stand auf, und sagte

> daß Hindenburg mit dieser Bitte an den Ausschuß allerdings seine Überzeugung ausgesprochen habe; aber daß er eine solche Überzeugung habe, sei Schuld des Kanzlers ... Die Reichsleitung gebe Hindenburg falsche Voraussetzungen, und zwar, wie er, der Redner, annehme, bewußt falsche Voraussetzungen.

Das ist der höchste Gipfel von Frevel und Unsinn, den die Hetze gegen den Reichskanzler bisher erklommen hat. Es ist mindestens so gesetzwidrig, wie das, was Liebknecht getan hat, wenn es auch unter einen andern Paragraphen des Strafgesetzes fallen mag, es ist aber

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

viel gefährlicher*), denn, während Liebknechts Agitation wirkungslos verpufft ist, machte diese Verleumdung gegen den Reichskanzler auf den „Unabhängigen Ausschuß" zunächst Eindruck: Den Worten folgte sehr starker Beifall und Händeklatschen. Selbst Hindenburg schien hier besiegt zu sein — auch hatte man einige Tage später Gelegenheit zu bemerken, wie die neuen Methoden, die der erwähnte Oberbürgermeister empfohlen hatte, nämlich die neuen Methoden für die „harmlose" politische Agitation in der Öffentlichkeit, zur Wirksamkeit kamen: in der Stadt, die jener Oberbürgermeister regiert, sind sie unter der Flagge der „.....ischen Gesellschaft von 1914" (also mit rührendem Anklang an die „Deutsche Gesellschaft von 1914") ins Leben getreten — und zwar so, daß das Zentralbüro des Magistrats jener Stadt in ihren Dienst gestellt wird.

Und dann — kam der Umschwung. Plötzlich, am 27. Oktober morgens, veröffentlichte die Presse eine Entschließung des „Unabhängigen Ausschusses", die dieser ihr zugesandt hatte. Diese Entschließung sprach zunächst die jedem von uns geläufige Selbstverständlichkeit aus, daß sich Deutschland gegen das rücksichtslose England möglichst rücksichtslos wehren müsse. Dann aber heißt es wörtlich:

> „In unerschütterlichem Vertrauen steht der ‚Unabhängige Ausschuß' zu den Führern unseres Heeres und unsrer Flotte und erwartet in Zuversicht die in der Hand der Obersten Heeres- und Marineleitung ruhende Entscheidung über die militärische Einsetzung unsrer Macht- und Kampfmittel. In diesem Vertrauen zur Obersten Heeresleitung empfiehlt er seinen Freunden und Gesinnungsgenossen, dafür zu wirken, daß das deutsche Volk willig und tüchtig bleibt, alle wirtschaftlichen Erschwernisse auf sich zu nehmen, bis der volle Sieg errungen ist, der uns den starken deutschen Frieden bringt."

Nun, unsre Oberste Heeresleitung heißt: Hindenburg und Ludendorff. Und weiter, wie drückte doch das „Leipziger Tageblatt" das aus, was auch Geheimrat Wach und Professor Goetz gesagt haben, und was überhaupt jeder weiß, der von der Lage der Dinge eine Ahnung hat?:

> „Es besteht nicht der geringste Zweifel, daß der Reichskanzler und Hindenburg in allen wesentlichen Punkten einig sind."

*) Ich lese nachträglich, daß der Reichskanzler wegen jener Verleumdung Strafantrag gestellt hat, und daß daher nunmehr gegen den Verleumder die Anklage erhoben und das Verfahren durchgeführt werden wird. Daß der Strafantrag gestellt wurde, war sehr nötig. Denn das deutsche Volk, von dem in jener Versammlung knirschend gesagt worden ist, daß es in seiner Mehrheit „leider" immer hinter dem Kanzler stehe, hat ein Recht auf zwei Dinge: nämlich erstens darauf, daß die Reichsregierung, zu der es Vertrauen hat, die Gleichheit Aller vor dem Strafgesetz aufrecht erhalte, und zweitens darauf, daß diese Reichsregierung, deren Ehre die seine ist, sich nicht gefallen lasse, daß sie mit Schmutz beworfen wird.
D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Herr Fuhrmann, der Leiter der Versammlung vom 15. Oktober, hat die Veröffentlichung jener Entschließung des „Unabhängigen Ausschusses" mit einem Aufsatz in der „Täglichen Rundschau" begleitet, dessen einer Satz deren Lesern das Folgende zumutete:

> „Deshalb beschränke ich [Fuhrmann] mich auf die Feststellung, daß die hier wiedergegebene Entschließung des ‚Unabhängigen Ausschusses', die die einmütige Billigung seines engeren Arbeitsausschusses gefunden hat, der Öffentlichkeit als die einzige Unterlage für die Beurteilung der von dem ‚Unabhängigen Ausschusse' verfolgten Bestrebungen und der in ihm herrschenden Anschauungen zu gelten hat."

Nein, Herr Fuhrmann, diesen Befehl wird die „Öffentlichkeit" nicht befolgen, so kindlich ist sie denn doch nicht. Die „Öffentlichkeit" wird vielmehr ihrerseits „feststellen", daß — sogar da, wo bekanntlich selbst die Götter vergebens kämpfen, die Vernunft im Bunde mit Hindenburg und Ludendorff manchmal doch noch siegen kann.

Fidelis.

Was andre sagen

Leipziger Tageblatt, Morgen-Ausgabe vom 9. Oktober 1916. „Volksausschüsse zur raschen Niederwerfung Englands". Von Universitätsprofessor Dr. Walter Goetz-Leipzig.

Aus München ist vor kurzem die Nachricht gekommen, daß sich dort aus Mitgliedern verschiedener politischer Parteien ein „Volksausschuß zur raschen Niederwerfung Englands" gebildet habe. Man würde diese Nachricht gern für einen Fastnachtsscherz ansehen, wenn nicht Persönlichkeiten dabei beteiligt wären, an deren Ernst man früher glauben mußte. Leider scheint das Münchener Unternehmen Nachfolge zu finden, — ein deutliches Zeichen, daß die Komik dieses Unternehmens nicht überall in ausreichendem Maße gewürdigt wird.

Das also ist das Ergebnis jener politischen Erziehung, die Bismarck dem deutschen Volke zu geben strebte, und auf deren Vollendung aus den Erfahrungen des Weltkrieges heraus viele unter uns hofften — das ist das Ergebnis, daß man in Deutschland nach dem Muster von 1848 die schwersten Fragen unserer Politik mit Volksausschüssen zu erledigen trachtet. Den politischen Dilettanten der vierziger Jahre darf man das eine zugute halten, daß sie politische Fragen, die schließlich nur mit militärischen Mitteln bereinigt werden konnten, durch Volksversammlungen zu lösen strebten; heute aber — und das ist das tief beschämende — sucht man rein militärische Fragen mit Volksausschüssen ihrer Lösung entgegenzuführen! Und es sind nicht etwa Elemente, die im dunklem Enthusiasmus in das politische Leben der Nation erst hineinzuwachsen streben, sondern es sind Männer der sog. gebildeten Stände, die in München und Plauen ihren Mut an England auf Vereinswegen zu kühlen trachten — Männer, denen zum mindesten die Pflicht der Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sonnenheit in politischen und militärischen Fragen zugemessen werden sollte.

Man fragt erstaunt: Gibt es denn jemand in Deutschland, der England nicht so rasch als irgend möglich niederwerfen möchte? Ist in Deutschland seit der englischen Kriegserklärung vom 4. August 1914 die Luft nicht mit Haß gegen England gesättigt und denkt irgend jemand an eine Verständigung mit England, die diesem seine alte Stellung uns gegenüber zurückgeben könnte? Wir verlangen von denen, die mit unerhörten Verdächtigungen unsere oberste Heeresleitung und die Reichsregierung herausfordern, endlich den klaren Tatsachenbeweis, an welcher Stelle jemals ein Versuch gemacht worden ist, zu einer uns irgendwie abträglichen Verständigung mit England zu kommen. Solange das nicht der Fall ist, werden wir den Versicherungen des Reichskanzlers und seiner nächsten Mitarbeiter Glauben zu schenken haben, daß solche Versuche nicht gemacht worden sind. Die Kritik an der obersten Heeresleitung aber, die sich in der Gründung dieser Volksausschüsse äußert, ist Hindenburg und Ludendorff gegenüber derartig naiv, daß man den Mut dieser Ausschußgründer beinahe bewundern muß, wenn es nicht geradezu niederdrückend wäre, daß in Deutschland eine Handvoll Dilettanten das Vertrauen zu den bewährten Führern der Nation erschüttern möchte. Sie werden zwar sagen, daß sich ihre Tätigkeit nicht gegen Hindenburg richte — aber geht die Naivität in diesen Kreisen wirklich so weit, daß man die deutsche oberste Heeresleitung als abhängig vom Reichskanzler bezeichnen zu dürfen glaubt? Es ist eine Tatsache, die heute in das ganze Land hinausgerufen werden muß, daß Hindenburg und der Reichskanzler in allen wesentlichen Fragen einig sind, und daß eine Kritik an den entscheidenden politisch-militärischen Maßnahmen nicht so sehr den Reichskanzler als vielmehr Hindenburg und seine Mitarbeiter trifft. — Es ist heute noch so wie zu Bismarcks Zeiten, daß die Militärs im Kriege stärker sind als die Diplomaten, und gerade diejenigen, die am Sturze des Reichskanzlers arbeiten, sollten ihm eigentlich nicht die Stärke zuschreiben, daß er die oberste Heeresleitung tyrannisiere.

Aber hier liegt überhaupt der entscheidende Punkt: die Gründung dieses Volksausschusses dient gar nicht dem Zwecke, Mittel zur raschen Niederwerfung Englands zu ersinnen — die Urheber dieser Bewegung sind viel zu klug, als daß sie den Unsinn solchen Unterfangens nicht einsähen —, sondern sie sind in letzter Linie nur als Mittel gedacht, eine Volksbewegung gegen den Reichskanzler zu schaffen. Ich kenne die Gründer des Münchener Unternehmens gut genug, um zu wissen, um was es sich handelt. Und eben deshalb hängt an diesem ganzen Unternehmen ein falscher und hinterlistiger Schein: eine volkstümliche Strömung soll benutzt werden, um anderen Zwecken endlich doch zum Ziele zu verhelfen. Mag die Gesinnung derer, die sich um den Sieg Deutschlands sorgen, noch so gut sein — die Mittel, die heute verwendet werden, um den Treibereien gegen den Reichskanzler einen breiteren Untergrund zu geben, wachsen sich jetzt zu einer unentschuldbaren Versündigung am Schicksal der Nation aus.

Unzählige sind unter uns, die dieses Treiben längst mit Sorge und Widerwillen beobachtet haben; jetzt, wo diese rücksichtslose Schar die Einheit der Nation zu untergraben sucht, ist es Pflicht aller anderen, das Schweigen zu brechen und den Kampf aufzunehmen. Wir müssen endlich laut vor der ganzen Nation erklären: wir wollen diese Treibereien gegen Reichsregierung und oberste Heeresleitung nicht länger mit ansehen, wir wollen uns nicht länger von Leuten überschreien lassen, denen wir die ersten Eigenschaften der Politik, die Besonnenheit und die Erfahrung, absprechen müssen, wir wollen nicht länger mit denen eine scheinbare Gemeinschaft der Gesinnung haben, die uns durch ihre Hirngespinste mit der Welt verfeindet haben und die noch heute den Verdacht der Welt nähren, daß wir als Ziel dieses

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Krieges Eroberungen auf allen Fronten ansähen. Der besonnene Teil der Nation muß sich endlich erheben und diese Elemente, die weder die Nation noch ihre Kultur und am allerwenigsten Bismarckschen Geist vertreten, von sich abschütteln — wir lassen uns nicht von Leuten beeinflussen, oder gar führen, die bisher keinerlei Befähigungsnachweis für ihr Tun erbracht haben, sondern die vielmehr — wenn es irgendwo in Deutschland eine Mitschuld an diesem Kriege geben sollte — diese Schuld, moralisch gesprochen, zu tragen haben. Wir anderen bleiben bei der festen Überzeugung, daß das deutsche Volk und seine Regierung diesen Krieg nicht gewollt haben, daß wir ihn führen, um unser Dasein zu wahren, und daß unser einziges Kriegsziel die volle Sicherung gegen erneute Überfälle ist.

Wer England rascher niederwerfen will, als es unserer obersten Heeresleitung gelingt, der melde sich hinaus in den Schützengraben, der fahre einmal mit im Zeppelin über England oder verrichte Dienst im Unterseeboote. Schützengräben, Zeppeline und Unterseeboote warten mit Schmerzen auf alle diese Helden des Wortes und der Feder, damit sie vollenden, was wir andern nicht fertig gebracht haben. Vielleicht kehren diejenigen, die über London nicht abgeschossen werden sollten oder die sich von der Länge der englischen Küste oder von dem Leben im Trommelfeuer an der Somme persönlich überzeugt haben, um einige Erfahrungen bereichert in die Heimat zurück.

Hundertmal ist es in den letzten Wochen in deutschen Zeitungen schon gesagt worden, aber es kann nicht oft genug wiederholt werden: draußen bluten unsere Brüder und Söhne in einem beispiellosen Kampfe, draußen wird ein Heldentum der Hingabe an das eine große Ziel des Sieges verrichtet, in der Heimat trägt die Masse der Unbemittelten alle Entbehrung des Lebens mit gleichem ruhigen Heldenmut — und eine Handvoll nationaler Fanatiker, die weder die Not des Lebens noch die Not des Kampfes je gespürt haben, darf es wagen, die Einheit der Nation zu zersetzen, das Vertrauen in Reichsregierung und oberste Heeresleitung zu erschüttern und damit eine der wesentlichsten Voraussetzungen des Sieges zu zerstören! Die Masse der Nation denkt nicht wie diese Helden des Wortes. Es ist die höchste Pflicht aller anderen, sich gegen sie zu erheben und den wahren Willen der Nation zum Ausdruck zu bringen. Man höre auf, nur im stillen sich zu beklagen — das Deutschland, das von Bismarck etwas gelernt zu haben glaubt, möge sich gegen diese Kannegießer der auswärtigen Politik und der Kriegführung zusammenscharen und ihnen die Wege weisen, wie es sich längst schon gebührt hätte."

Dresdner Anzeiger vom Mittwoch, den 18. Oktober 1916.

Rede des Wirklichen Geheimen Rats Professor DDr. Wach, gehalten am 11. Oktober abends im Großen Saale des Zoologischen Gartens zu Leipzig.

„.... Seit langer Zeit arbeiten gewisse Kreise, sie nennen sich bescheidenerweise „die Besten", eifrig am Sturze des Kanzlers. Die ursprünglichste Form war vertrauliche Verbreitung anonymer und pseudonymer Schriften. Dann folgten solche, deren Autoren sich nannten. Ich erinnere an den früheren Generallandschaftsdirektor Kapp und das Schreiben der Herren Graf Hoensbroech, Kirdorf, Knorr, Körting und Häckel. Eines der schärfsten Pamphlete, das unter dem Pseudonym Junius-Alter, wurde in vielen tausend Exemplaren vertraulich verbreitet. Konventikel wurden gegründet, Ausschüsse entstanden unter verschiedenen Titeln, als „Unabhängiger Ausschuß", „Volksausschüsse", die eifrig warben. Die Dinge kamen ans Tageslicht, gelangten in die Presse, soweit es die Zensur gestattete, wurden im Reichstag durch des Kanzlers Abwehr gegen Kapp im Juni dieses Jahres berührt und zogen immer weitere Kreise. Man versuchte Bundesfürsten zu gewinnen, und jetzt benutzt man das Petitionsrecht zum offenen rücksichtslosen Angriffe

gegen den leitenden Staatsmann. Bundesstaaten sollen gegen das Reich mobil gemacht werden ..... Der Kanzler hat sich in der Frage der Kriegsziele von einigen nicht genauer umschriebenen Äußerungen abgesehen, nicht auf Einzelheiten eingelassen. Das macht man ihm zum Vorwurf. Man fordert ein Friedensprogramm und schlußfolgert aus seiner Zurückhaltung Unklarheit über das, was uns nottut. Die Ansichten sind darüber bekanntlich sehr geteilt. Annexionisten, Pazifisten und andere streiten miteinander. Man mag der Verhandlung über die Friedensziele die Bahn freigeben. Ich halte das für nützlich. Nur fordere man vom leitenden Staatsmann nicht, daß er sich auf ein festes Programm festnagele. Noch stehen wir inmitten des Krieges. Der Friede ist fern. Gewiß, wir wollen und werden siegen. Aber dürfen wir hoffen, daß wir unsere Feinde auf Gnade und Ungnade so auf die Knie zwingen werden, daß wir den Frieden nach unserer Willkür werden diktieren können? Das Friedensproblem ist unendlich schwierig, wenn auch das eine, das große Ziel für uns feststeht, Deutschland frei, groß und mächtig aus dem Kampfe hervorgehen zu lassen. Es handelt sich nicht nur um den deutschen Frieden, sondern auch um den unserer Bundesgenossen, um einen Frieden, der die Gewähr der Dauer in sich trägt, der den Ring unserer Feinde endgültig zersprengt, und die größtmögliche Kriegsentschädigung bringt, uns den Weltmarkt wieder erschließt, die Freiheit der Meere herstellt und mit der Meerestyrannei Englands endgültig aufräumt. Dieses Friedensproblem löst man nicht mit einer Befreiung fremder Völker, etwa der Polen, oder mit Siedelungsplänen, oder der Annexion des einen oder anderen Landstrichs, oder dem Schaffen eines suzeränen Belgiens. Und da sollte der Kanzler jetzt mit festem Friedensprogramm herausrücken, das Deutschland später vielleicht zur schweren Fessel würde! Geduld, die Zeit, das Friedensproblem zu lösen, wird kommen. Deutschland hat sich nichts vergeben und wird sich nichts vergeben: der Friedenspreis muß unserer Opfer und Erfolge wert sein. Dieser Punkt ist denn auch wahrhaft nicht die Wurzel des Übels. Soweit nicht die innerpolitische Haltung des Kanzlers den tiefsten Grund der Feindschaft gegen ihn bildet, ist es seine Tauchbootpolitik.

Sie erinnern sich des schweren, durch den rücksichtslosen Unterseebootkrieg hervorgerufenen Konflikts mit Amerika, der im Frühjahr dieses Jahres durch eine deutsche Note beigelegt wurde. Diese Form des Unterseebootkrieges ist das ausnahmslose Versenken aller England ansteuernden Seeschiffe ohne Unterschied zwischen feindlichen und neutralen und ohne vorgängige Warnung und Rettung von Menschenleben. Die Note wahrt das Recht und die Würde Deutschlands, sie hält Amerika rücksichtslos und entschieden sein neutralwidriges Verhalten vor, seine Begünstigung Englands durch Lieferung von Kriegsmitteln, sein Messen mit verschiedenem Maße, sie motiviert offen unser Zugeständnis mit der Gewissenspflicht, einen unheilvollen Krieg mit der Union durch eine Einschränkung der Tauchbootangriffe zu vermeiden. Die deutschen Seestreitkräfte werden angewiesen, „auch innerhalb des Seekriegsgebietes Kauffahrteischiffe nicht ohne Warnung und Rettung von Menschenleben zu versenken, es sei denn, daß sie fliehen oder Widerstand leisten". Es heißt zum Schluß: „Die deutsche Regierung geht demgemäß von der Erwartung aus, daß ihre neue Weisung an die Seestreitkräfte auch in den Augen der Regierung der Vereinigten Staaten jedes Hindernis für die Verwirklichung der in der Note vom 23. Juli 1915 angebotenen Zusammenarbeit zu der noch während des Krieges zu bewirkenden Wiederherstellung der Freiheit der Meere aus dem Wege räumt, und sie zweifelt nicht daran, daß die Regierung der Vereinigten Staaten nunmehr bei der großbritannischen Regierung die alsbaldige Beobachtung derjenigen völkerrechtlichen Normen mit allem Nachdruck verlangen und durchsetzen wird, die vor dem Kriege all-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gemein anerkannt waren und die insbesondere in den Noten der amerikanischen Regierung an die britische Regierung vom 28. Dezember 1914 und 5. November 1915 dargelegt sind. Sollten die Schritte der Vereinigten Staaten nicht zu dem gewollten Erfolge führen, den Gesetzen der Menschlichkeit bei allen kriegführenden Nationen Geltung zu verschaffen, so würde die deutsche Regierung sich einer neuen Sachlage gegenübersehen, für die sie sich die volle Freiheit der Entschließungen vorbehalten muß."

Damit war der Bruch mit Amerika vermieden und grundsätzlich kein Verzicht auf die volle Schärfe des Tauchbootkriegs ausgesprochen. Aber Staatssekretär Tirpitz nahm seine Entlassung.

Nun setzte das Treiben gegen den Kanzler unter der Forderung des sofortigen rücksichtslosen Unterseebootkriegs mit immer steigender Heftigkeit ein, als dessen Höhepunkt man die sächsische Petition bezeichnen darf. Man spricht vom Verzicht auf den Sieg gegenüber England. Bei dieser Politik sei, so sagt die Petition, die zugleich die ungenügende Verwertung der Zeppeline rügt, der wahre Grund, die Illusion des Kanzlers von einer Verständigung mit England, seine gewaltige Verkennung der finanziellen Hilfsmittel Englands und die Unkenntnis darüber, daß Amerika heute schon unsere Feinde nach allen Kräften mit Geld unterstütze. Das habe dazu geführt, die Waffen nicht zu gebrauchen, durch die wir England zu Boden werfen könnten. Die Petition betont die Pflicht schnellster Niederwerfung des Feindes mit möglichst geringen Opfern, ein Ziel, „das unserer Reichsleitung fern liege". Sie droht mit der „tiefgehenden Unzufriedenheit" und „Empörung" des geduldigen Volkes, von dem man Opfer über Opfer verlange; sie scheut sich nicht, die mangelhafte Organisation der Lebensmittelversorgung und unzulängliche Verfolgung des Wuchers damit zu verquicken. Sie stellt die Erschütterung des monarchischen Bewußtseins unseres Volkes in Aussicht, das noch nie solcher Belastungsprobe ausgesetzt gewesen sei wie heute. Dem setzt sie die Krone auf, indem sie in ihrem Antrage den Bundesstaat gegen die Reichsregierung zu alarmieren sucht. So pflegt man die Einigkeit und die Reichseinheit, so würdigt man die hingebende Vaterlandsliebe des Volkes, so stärkt man die Siegeszuversicht, Opferwilligkeit und Widerstandskraft; so stützt man die Kräfte und das Zutrauen unserer Heere, so dankt man ihnen ihre Heldentaten! — Und so täuscht man, gewiß in bester Absicht, das Volk. Ja, man täuscht es, denn man zeigt ihm den nahen Sieg über England und das alsbaldige Kriegsende durch die Tauch- und Luftbootwaffe ohne jede Gewähr. Das von England, überhaupt von unseren Feinden, lange heißersehnte Eintreten der Union in den Krieg wäre in Sicht, der Union mit ihren 100 Millionen Einwohnern und ihren unerschöpflichen Hilfsquellen. Das bedeutet etwas ganz anderes, als die Gewährung von Darlehen und die Lieferung von Munition an den bisherigen Feind. Der Krieg würde durch diesen neuen Feind voraussichtlich unabsehbar verlängert. Daß man von der Union aus nach England Truppen, freiwillige, später vielleicht dienstpflichtige, landen kann, wird man vielleicht schon nach den Erfahrungen mit Kanada und Indien ahnen. Einmal entflammt, ist der amerikanische Patriotismus und Fanatismus unberechenbar leistungsfähig. Das beweist die Geschichte; ich erinnere an den Sezessionskrieg. Wir können Amerika nicht an den Leib, das weiß jeder. Ein Wirtschaftskrieg mit diesem Lande wäre von unabsehbaren Folgen. Und da behandelt man es als bedeutungslose Größe. —

Daher kann für den rücksichtslosen, von keinerlei sonstigen Erwägungen abhängigen Unterseebootkrieg nicht schon entscheiden die Tatsache der technisch gesteigerten Leistungsfähigkeit unserer Tauchbootflotte. Sie soll in keiner Weise angezweifelt werden. Es haben militärische, politische und wirtschaftliche Faktoren entscheidend mitzusprechen. Der verantwortliche leitende Staatsmann hat

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie zu würdigen. Das ist, soweit sich erkennen läßt, sein fester Standpunkt. Alle Redereien, die ihn geheimer Vorliebe und Gunst für England verdächtigen, sind unwahr. Alle ihm schuldgegebene Mattherzigkeit gegenüber diesem Erzfeind ist Verleumdung. „England ist der selbstsüchtigste, hartnäckigste, erbittertste Feind. Ein Staatsmann, der sich scheute, gegen diesen Feind jedes taugliche, den Krieg wirklich abkürzende Mittel zu gebrauchen, verdiente gehenkt zu werden." So sagte der Kanzler am 28. September im Reichstag. Man könnte fortfahren: ein Staatsmann, der blindlings sein Volk durch Gebrauch eines zweischneidigen Mittels in einen unabsehbaren Krieg stürzt, ist keinen Schuß Pulver wert.

Wir wissen, daß der rücksichtslose Tauchbootkrieg Gegenstand eingehendster Beratung mit dem Reichstag gewesen ist. Die erwähnte Note vom Mai dieses Jahres würde ihn gestatten; grundsätzlich hat man ihm nicht entsagt und wird man ihm nicht entsagen. Die oberste Reichsleitung und die oberste Kriegsleitung haben über die Anwendung zu entscheiden. Sie handeln in vollstem Einverständnisse. So ist, das kann ich versichern, der militärische Teil der letzten Rede des Reichskanzlers inhaltlich genau mit dem Feldmarschall v. Hindenburg vereinbart worden. So handeln und werden handeln oberste Heeresleitung und politische Leitung in allen großen, die Führung des Krieges betreffenden Fragen miteinander im engsten Benehmen und Einvernehmen. Das bürgt uns auch in der Unterseebootfrage für die vollste sachkundige Prüfung und Entscheidung, für die heilsamste Wahrung des Wohles unseres Vaterlandes. Von Gegensätzen innerhalb der Regierung kann keine Rede sein. Da dürfen die von schweren patriotischen Sorgen erfüllten Dilettanten mit ihren Druckschriften beruhigt abrüsten und die Führung auch fernerhin den berufenen verantwortlichen Stellen überlassen. . . . .

Und so schlage ich Ihnen folgende Kundgebung zur Annahme vor:

„Die planmäßigen Angriffe gegen die Reichsleitung und die seit des Staatssekretärs v. Tirpitz' Entlassung fortgesetzten, zum unbedingten, rücksichtslosen Tauchbootkrieg drängenden Umtriebe Unberufener nehmen immer gefährlichere Formen an. Nach namenloser und verborgener Wühlarbeit fordert man offen den Sturz des Reichskanzlers und scheut sich nicht, unter Gebrauch des Petitionsrechtes den Bundesstaat gegen das Reich zu alarmieren. Man verdächtigt den Kanzler und schmäht ihn als unfähig. Man verspricht dem Volke den baldigen siegreichen Frieden von der uneingeschränkten Ausnutzung der U-Bootwaffe auf die Gefahr eines Krieges mit Amerika hin.

Zu dieser Agitation schweigen, heißt sie begünstigen.

Sie ist geeignet, trügerische Hoffnungen zu erwecken, das Vertrauen in die Reichs- und Kriegsleitung, die uns von Sieg zu Sieg geführt hat, zu erschüttern, dem Volk und unseren heldenhaften Truppen die Freude an unseren gewaltigen Erfolgen zu vergällen, die Einigkeit, Opferwilligkeit, Siegeszuversicht zu schwächen, den Feind zu stärken, uns neue Feinde zu erwecken. Daher protestieren wir gegen solch vaterlandsgefährliches Treiben. Vertrauensvolles, unerschütterliches, einmütiges Durchhalten bis zum siegreichen Ende soll auch fernerhin des deutschen Volkes Losung sein."

Kölnische Zeitung, Abendausgabe vom 9. Oktober.

Leitaufsatz: „Entweder—Oder".

„. . . . Das Volk will und wird das Getuschel und Geraune, das ihm die Freude am Vaterland verdirbt, nicht länger dulden. . . . .

Die Kölnische Zeitung hat . . . . keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie das Treiben gegen den Kanzler aufs schärfste verurteilt. . . . .

Greifen wir die beiden Punkte der militärischen und diplomatischen Kriegs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

führung heraus, die dem Kanzler hauptsächlich als Steine des Anstoßes in den Weg gelegt werden: die Frage des U-Bootkrieges und die Friedensziele. Daß der U-Bootkrieg nach Möglichkeit in Übereinstimmung der politischen Leitung mit dem Admiralstab und der Obersten Heeresleitung zu führen ist, erscheint selbstverständlich. Zu diesem Punkte hat nun in diesen Tagen Dr. Julius Bachem im Tag folgende beachtenswerte Eröffnung gemacht: „Wer in dieser Beziehung nicht hinreichendes Vertrauen zu Herrn v. Bethmann Hollweg hat, der könnte es doch wohl zum Generalfeldmarschall v. Hindenburg haben und wird vielleicht einige Beruhigung aus dem wohlverbürgten Umstande schöpfen, daß die militärischen und politischen Autoritäten um den deutschen Kaiser heute einiger sind als zu irgendeinem andern Zeitpunkt des Weltkrieges." Wir bestätigen, daß diese Bemerkung zutrifft und daß jede Entscheidung in der Frage des U-Bootkrieges im Einvernehmen mit der Obersten Heeresleitung getroffen werden wird. Es ist auch anzunehmen, daß das den Mitgliedern des Geheimausschusses in aller Form mitgeteilt worden ist. Damit sind aber alle, selbst die bedenklichsten Bedenken dagegen, daß die U-Bootwaffe richtig gehandhabt wird, ausgeräumt, denn es gibt keinen Deutschen, der Lust hätte, etwa den Marschall v. Hindenburg zum Mittelpunkt des gegen den Kanzler verunglückten Kesseltreibens in dieser Frage zu machen. . . . .

Einige der vielen Druckschriften und Broschüren, die sich mit den Kriegszielen beschäftigen, bringen besonders für die wirtschaftlichen Möglichkeiten wertvolles Material bei, das die Bedürfnisse und Wünsche der Interessentengruppen zusammenstellt; ein einheitlicher Plan, der großzügig die Erfordernisse nach jenen drei Gesichtspunkten ausgliche und erläuterte, ist uns darin nicht begegnet. Deshalb haben wir auch aus dieser Literatur über die Kriegsziele nicht den Eindruck gewonnen, daß die Kritiker des Herrn v. Bethmann über bessere Rezepte verfügen als er. Der Weisheit letzter Schluß bleibt stets, mit Berücksichtigung der militärischen und politischen Lage nicht mehr und nicht weniger zu fordern, als möglich und zuträglich ist, und die einzige Stelle, wo ein solcher Schluß mit der Aussicht, das Richtige zu treffen, gezogen werden kann, scheint uns die oberste Reichsleitung zu sein, bei der alle Fäden der Orientierung zusammenlaufen und die das Bewußtsein der Verantwortlichkeit für das Ganze beherrscht. Weshalb soll Herr v. Bethmann nicht imstande und geeignet sein, diesen Schluß zu ziehen, wer würde seine Sache besser machen als er? Auch auf diese Fragen erwarten wir in den wieder anhebenden Verhandlungen des Reichstages eine deutliche und klare Antwort, aus der das Volk sich ein Urteil bilden kann über den Kanzler und über seine Gegner. Entweder: er ist der Schädling, als den man ihn uns schildert — dann kann die Opposition gegen ihn nicht stark und scharf genug sein. Aber diese Behauptung muß nun endlich einmal belegt und bewiesen werden, denn die Herren, die sie uns im Umherziehen zuraunen, und die Leute, die sie uns in namenlosen Flugschriften ins Haus senden, können sich unmöglich dem Wahn hingeben, das deutsche Volk werde in dem Vertrauen, daß das, was diese Herren glauben und wovon diese Leute überzeugt sind, das Richtige und ein Evangelium sei, nun mit ihnen einen Feldzug gegen Kanzler und Krone ins Werk setzen. — Oder: man bleibt uns auch diesmal diese Beweise schuldig, dann werden wir, deutsche Wähler und deutsche Staatsbürger, daraus den Schluß zu ziehen haben, daß man nicht beweisen kann, was man behauptet und daß den Anklagen gegen den Kanzler andere Grundlagen als schwanke Vermutungen fehlen. Wir täuschen uns nicht, wenn wir behaupten, daß mit diesem Entweder— Oder weite Kreise unseres Volkes den Verhandlungen des Reichstages entgegensehen; nach all dem Munkeln im Dunkeln sind Offenheit und Klarheit die Forderungen des Tages."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Öd- oder Kulturland für unsere Krieger?

Wir können unseren heimkehrenden Kriegern wie den Witwen der für ihr Vaterland Gefallenen in wirtschaftlicher und auch in mancher anderen Hinsicht kaum einen besseren Dienst erweisen, als daß wir ihnen eine gesicherte Heimstätte — und zwar soweit sie Neigung und Fähigkeiten dazu haben, auf dem Lande — zugänglich machen. Damit erfüllen wir eine Dankespflicht und fördern zugleich auch das Wohl unseres Volkes. Namentlich wenn bei allen Heimstätten die Möglichkeit einer spekulativen Weiterveräußerung dauernd ausgeschlossen und die steigende Grundrente der Allgemeinheit gesichert wird. Sollen wir nun aber wirklich in erster Linie Ödland und Moorboden dazu verwenden, wie so häufig empfohlen wird, oder nicht vielmehr bereits in Kultur befindliches Land? Für die Meisten hat es auf den ersten Blick offenbar immer etwas Bestechendes, für Ansiedlungszwecke gerade die bisher brachliegenden Flächen nutzbar zu machen und auf diesem Wege zugleich „die Erträge der Landwirtschaft zu heben". Ferner mag für Viele der Vorzug der Billigkeit des Erwerbs ins Gewicht fallen, die allerdings durch die Kosten der Urbarmachung zu einem Teil wieder aufgewogen wird, und der vor allen Dingen dann auch meist die späteren Erträge entsprechen werden. Auf Grund der tatsächlichen Verhältnisse sollte man eigentlich doch zu einem ganz anderen Ergebnis kommen. Wie liegen die Verhältnisse auf dem Lande denn heute?

Das Bauernlegen seinerzeit, ermöglicht durch unsere unglückseligen Rechtsverhältnisse, die Grund und Boden zur Ware stempeln, ferner die zunehmende Ausdehnung der Industrie und manches andere haben doch dahin geführt, daß es heute kaum noch größere Bezirke bei uns gibt, in denen die landwirtschaftliche Bevölkerung ausreicht, um auch nur auf den bisher in Kultur genommenen Böden alle Arbeiten rechtzeitig und in der wünschenswerten Weise zu erledigen. Wenn trotzdem die landwirtschaftlichen Erträge namentlich in den letzten anderthalb Jahrzehnten sich bedeutend gehoben haben, so verdient das doppelte Anerkennung. Aber wie manche Arbeit muß der Landwirt nicht doch aus Mangel an Zeit und Arbeitskraft auf Kosten der Erträge weniger gut ausführen oder ausführen lassen, als er es gelernt hat, und wie manche andere muß aus demselben Grunde ganz unterbleiben! „Es fehlen die Arbeitskräfte, um eine intensive Bodenkultur zu treiben", hieß es schon vor Jahren in dem für die allgemeine Lage durchaus bezeichnenden Bericht an eine Landwirtschaftskammer; und seitdem ist es wahrlich nicht besser geworden. Darum sollen die künftigen Heimstätteninhaber natürlich noch lange nicht etwa Tagelöhner werden, mögen die Angehörigen besonders kinderreicher Familien auch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zeitweise Arbeit und Verdienst beim größeren Nachbar suchen und finden, sondern selbständige Landwirte und Gärtner bleiben.

Warum aber wollten wir unter solchen Umständen dem alten Kulturland die Ansiedler, oder auch nur einen von ihnen, vorenthalten oder ihm gar noch frühere Arbeitskräfte entziehen, indem wir sie auf bisherigem Ödland oder auf Moorboden ansetzen? Warum wollten wir durchaus Unland in Angriff nehmen, wo doch die Gefahr besteht, daß teilweise altes Kulturland aus Mangel an arbeitswilligen Händen verödet oder doch zum mindesten bei einer — für die Folge überdem völlig in Frage gestellten — Heranziehung großer Ausländerscharen niedriger Kulturstufe mit ihren unliebsamen Begleit- und Folgeerscheinungen mehr oder weniger notdürftig bestellt werden kann? Warum dort neue, meist in absehbarer Zeit weniger lohnende Arbeit schaffen, wo es hier seit Jahrzehnten an Händen fehlt, die alte in immer zufriedenstellender Weise zu bewältigen? Warum vielleicht auf Neuland neue Gemeinden gründen, während die alten an Bevölkerungs- wie an Familienzahl zurückgehen, vielfach Bauerngehöfte leerstehen und verfallen? Auch die weitere Frage erscheint vielleicht nicht ganz ungerechtfertigt, warum wir gerade unseren verdienten Kriegern und Kriegsinvaliden oder den Hinterbliebenen die wirklich nicht immer dankbare Aufgabe zuweisen wollten, ihre Tage mit der Verbesserung und Bewirtschaftung von bisherigem Ödland zuzubringen, das ihren Volksgenossen so lange der Mühe einer Bearbeitung nicht wert erschien?

Sollten wir unter solchen Umständen nicht vielmehr erst alles versuchen, um die bereits in mehr oder weniger hoher Kultur stehenden Böden nach Möglichkeit derart zu besiedeln, daß ihnen ihr volles Recht in bezug auf Bearbeitung werden kann und wir sie durch eine entsprechende weitere Ertragssteigerung völlig auszunützen vermögen, bevor wir im großen an die Urbarmachung von wenig ertragreichem Neuland gehen? Und mehr Hände, verstärktes Interesse und damit größere Sorgfalt — wie wir sie bei selbständigen Ansiedlern doch ganz besonders voraussetzen können, werden ohne weiteres einmal die Ertragfähigkeit jener Böden noch ganz wesentlich erhöhen, dann aber auch die Frucht der Arbeit sorgsamer, rechtzeitiger und unter geringeren Verlusten unter Dach bringen, als es gegenwärtig vielfach möglich ist. Das hat ja auch die Erfahrung hundertfach bestätigt. Im übrigen warnte auch der verdiente Vorsitzende des preußischen Oberlandeskulturgerichts, Geh. Oberregierungsrat Dr. Metz, noch unlängst davor, Öd- und Moorländereien, von Ausnahmen abgesehen, für die Ansiedlung wenigstens von Kriegsinvaliden ins Auge zu fassen; nur vollständig kultiviertes Land könne hier berücksichtigt werden.

Die Kultivierung von Neuland in größerem Maßstab hat jedenfalls

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

noch viel Zeit — solange bis wir an Stelle eines empfindlichen Mangels ländlicher Arbeitskraft einen wirklichen Überfluß an ansiedlungslustiger und zur Ansiedlung geeigneter Bevölkerung haben! Unter den heutigen Verhältnissen müßte sie im allgemeinen geradezu als eine Verschwendung von Menschenmaterial und Arbeitskraft erscheinen, weil jene Flächen trotz aufgewandter Mühe und Kosten auf lange Zeit hinaus nicht das bringen dürften, was bei demselben Mehraufwand an Arbeit die in alter Kultur stehenden Böden an Mehrerträgen, einschließlich der besseren und weniger verlustreichen Gewinnung des Erzielten, liefern könnten — ganz abgesehen von den bei uns zum Glück vorläufig noch mehr vereinzelten Fällen, in denen die Zustände unter völliger Ausschaltung der Landwirtschaft auf den betroffenen Flächen schon zur „Abrundung größerer Jagdbezirke" führen. — Dagegen könnte es natürlich nur erwünscht sein, Ödländereien auch weiterhin nach Möglichkeit aufzuforsten, zumal wir bekanntlich auch einen bedeutenden Teil unseres Holzbedarfs aus dem Ausland decken müssen.

Und für den Gartenbau, an dessen Erzeugnissen es uns am allermeisten fehlt und bei wachsender Erkenntnis ihrer hohen Bedeutung für unsere Ernährung und Gesundheit immer mehr fehlen wird, kommen naturgemäß sogar nur die bestkultivierten Böden in Frage, wie der Gartenbau auch verhältnismäßig besonders viel Menschenhände erfordert, aber auf der anderen Seite — auch wieder ernährt.

Bei zu kultivierenden Moorflächen wird der Ertrag zwar oft reichlicher, aber, vom Futter abgesehen, wohl auch ebenso häufig noch unsicherer sein, als bei den früheren Ödländereien; man denke nur an die erheblichen Frostschäden. Im übrigen werden diese Flächen — und sollen es ausgesprochenermaßen ja auch — meist der Viehzucht zugute kommen, über deren Wert und Bedeutung für die menschliche Ernährung man sehr verschiedener Meinung sein kann, ganz abgesehen von der ethischen Seite der Frage des Fleischgenusses. An sich bedeutet die Viehmast volkswirtschaftlich zweifellos eine beträchtliche Verschwendung, da wir bei tunlichster Einschränkung der Viehzucht — ähnlich wie bei einer Einstellung der Bierbrauerei und Branntweinbrennerei sowie der Weinkelterei — für uns weit mehr und weit bekömmlichere Nahrungsmittel gewinnen oder uns erhalten könnten. Um auch hier das Urteil eines bekannten und gewiß unbefangenen Fachmannes heranzuziehen, sei nur an die Ausführungen des Volkswirtschaftslehrers Ökonomierat Dr. Lothar Meyer in Berlin, erinnert, der vor drei Jahren auf dem „Kongreß für Volksernährung" an einem Beispiel aus der Schweinemästung darlegte, daß dabei nicht weniger als 80% an Nährwerten verloren gingen! — Unter Umständen würde hinsichtlich der Moore im besonderen auch noch in jedem Einzelfall zu erwägen sein, ob die mit der Kultivierung notwendig verbundene Trockenlegung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

größerer Flächen auf die Dauer nicht vielleicht einen recht ungünstigen Einfluß auf das Klima und die Wasserverhältnisse der weiteren Umgebung ausüben kann.

Die Gelegenheit aber, landwirtschaftlichen Grundbesitz in größerem Umfang zu erwerben, ist für den Staat und die sonst als „gemeinnützige Siedlungsunternehmer" in Frage kommenden Stellen jetzt oder nach Beendigung des Krieges, gewiß verhältnismäßig günstig. Denn wie viele größere und kleinere Besitzungen werden nicht allein durch den Krieg ihres Besitzers oder Pächters beraubt; in anderen Fällen wieder bleibt der Sohn und künftige Erbe auf dem Felde der Ehre. Gewiß werden da die Zurückbleibenden den Staat usw. oft als Käufer willkommen heißen, der auf dem Nachlaß oder einstigen Erbe des Gefallenen zurückkehrenden Kameraden eine gesicherte Heimstätte schaffen will! Dazu kämen noch die oben schon erwähnten, bereits vor dem Kriege leerstehenden Gehöfte. Den dazu gehörigen Acker werden hier zwar die Nachbarn erworben haben; da aber in der Regel auch ein großer Teil von ihnen — und nach den Verlusten des Krieges vielleicht noch mehr als bisher — keine voll ausreichenden Arbeitskräfte zur Verfügung haben wird, so dürfte sich wohl überall, namentlich für den in Rede stehenden Zweck, zum mindesten eine gewisse Fläche zu dem Hofe zurückkaufen lassen. Ansiedler, bei denen auf Grund eines Heimstättengesetzes nicht zu befürchten ist, daß sie über kurz oder lang ihr Eigentum wieder veräußern und mit dem Erlös und ihren Ersparnissen der Gemeinde den Rücken kehren, um einem mit vermehrter Schuldenlast schwer ringenden Anfänger Platz zu machen, wie es bei den freien Besitzern heute ja leider so häufig der Fall ist, werden gewiß in jeder Gemeinde auch als seßhafte Steuerzahler geschätzt und darum willkommen sein. Aber sicher wird auch mancher Besitzer, der selbst oder dessen Sohn jahrelang mit seinen Untergebenen und Kameraden im Schützengraben Freude, Leid und Gefahren gemeinsam durchlebt, ihren Landhunger und die Sehnsucht nach einem eigenen gesicherten Heim bei ihnen näher kennen gelernt hat, jetzt weit eher als früher bereit sein, einen Teil seines Besitzes für Ansiedlungszwecke herzugeben. Kurz: An Kulturland kann und wird es hierfür nicht fehlen.

Insbesondere Domänenbesitz dagegen, um auch das kurz zu erwähnen, sollte jedenfalls erst in Notfällen zur Ansiedlung herangezogen werden; das heißt also, wenn geeignetes Land aus privatem Besitz irgendwo nicht oder doch vorläufig nicht gut zu haben sein würde. Denn wenn heute auch Staatsbesitz aus Mangel an Arbeitskräften landwirtschaftlich nicht so ausgenützt werden kann, wie es vom volkswirtschaftlichen Standpunkt vielleicht erwünscht wäre, würde er dies Schicksal eben doch nur mit sehr vielem, ja dem meisten Privatbesitz teilen. Wir haben beim Staatsbesitz aber immer noch den großen Vorzug, daß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hier die Grundrente dem Staat, also der Allgemeinheit bereits zugute kommt. Und wenn man auch selbst annehmen will, daß bei einer Aufteilung von Domänen wenigstens hieran — durch Wahl einer geeigneten Form der Ansiedlung — nichts geändert würde, weil nachgerade die Bedeutung des Grundbesitzes in öffentlicher Hand nach der wirtschaftlichen wie nach der sozialen Seite hin immer mehr erkannt und gewürdigt wird, so erscheint es dennoch als durchaus erwünscht und geboten, bei einer Gelegenheit wie dieser Siedlungstätigkeit, die von dem Wohlwollen so weiter, wenn nicht aller Kreise unseres Volkes getragen wird, nach Möglichkeit weiteren Grundbesitz der schrankenlosen Verfügung Einzelner zu entziehen. Dagegen kann der Nutzbarmachung von Stiftungs- und Kirchenbesitz, sowie von geeignetem, namentlich städtischem Gemeindebesitz zu Siedlungszwecken bei Bedarf und unter der gleichen Voraussetzung eines Ausschlusses jeder spekulativen Weiterveräußerung grundsätzlich wohl eher zugestimmt werden.

Hoffen wir jedenfalls, daß der schöne Gedanke der Kriegerheimstätten sich überall im Reich siegreich durchringt und dann in möglichst bester Form zur Ausführung gelangt. Dann allein schon könnten wir sagen: die ungeheuren Opfer dieses furchtbaren Krieges an Gut und Blut sind für unser Volk doch nicht umsonst gewesen.

A. Schulze.

Krieg und Sparsamkeit.

Als der Krieg kaum ausgebrochen war, las man überall und immer wieder Stimmen wissenschaftlicher Größen ersten Ranges, die die Bevölkerung davor warnten, sparsamer zu leben als in Friedenszeiten, ja, die den Wohlhabenden geradezu Verschwendung zur Pflicht zu machen suchten. Je mehr die Daheimgebliebenen durch Mehrverbrauch dafür sorgten, daß die Geschäftsleute durch größere Aufträge für die ausbleibenden Bestellungen der Eingezogenen entschädigt würden, desto weniger Beschäftigungslosigkeit, Arbeitslosigkeit, Not, Elend werde der Krieg zur Folge haben. Bald genug verstummten freilich diese Mahnungen. Reichlich lohnende Kriegslieferungen entschädigten einen großen Teil der Geschäftswelt, selbst kleiner Gewerbetreibender und Handwerker, für den Rückgang der gewöhnlichen Bestellungen, und die Furcht vor der Not, die von jeher den menschlichen Geist zu unerwarteten Leistungen befähigte, machte für eine rasche Umwandlung aller möglichen Betriebe in Werkstätten für die Herstellung oder Beschaffung von Munition wie allerhand anderen Kriegsmaterials das Unglaublichste möglich. Neben der Umschaltung der Friedenswirtschaft auf die Kriegswirtschaft aber sorgten die Einziehungen dafür, daß mehr und mehr fast in allen Berufen ein Überangebot von Arbeitskräften sich in ein Unterangebot verwandelte. Wo dennoch durch die Kriegsverhältnisse Not und Elend entstand, da sorgten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in der Regel die Kräfte eines durch den Krieg geweckten sozialen Geistes, von dem man sich in Friedenszeiten keine Vorstellung machen konnte, für Abhilfe.

Gesetzt, jene falschen Propheten, die lehrten, der Krieg verwandle die Sparsamkeit aus einer Tugend in ein Laster, hätten es durch ihren Einfluß zuwege gebracht, daß die meisten Geschäftsleute ein „Geschäft wie gewöhnlich" betreiben konnten, weil die geringere Zahl ihrer Kunden sie mit um so mehr Aufträgen beehrt hätte: Was wäre die Folge gewesen? Der Antrieb zur Anpassung an die Kriegswirtschaft wäre für die Geschäftswelt geringer gewesen, das Heer wäre also weniger, schlechter und teurer mit Kriegsmaterial versorgt worden, die Kriegsanleihen hätten viel weniger ergeben können, weil viel mehr Tauschmittel durch das private Wirtschaftsleben gebunden gewesen wären, und die Vorräte an Rohstoffen und Lebensmitteln wären rascher knapp und knapper geworden. Der englische Aushungerungsplan wäre sicher gelungen. Daß die Regierenden durch die Kriegsverhältnisse mehr und mehr genötigt wurden, die Bevölkerung durch große und kleine Mittel zu äußerster Sparsamkeit mit allen Gegenständen des täglichen Bedarfs zu zwingen, ist der schlagendste Beweis gegen die Auffassung, als ob der öffentliche Nutzen im Kriege private Verschwendung bedinge.

Jetzt nehmen hie und da wieder Feinde der Sparsamkeit das Wort, und zwar, um den Geist der Sparsamkeit für die Zeit nach dem Kriege in Verruf zu bringen. „Sparen, also Einschränkung des Konsums nach dem Kriege", schreibt z. B. Dr. Otto Heyn zu Nürnberg in der „Europäischen Staats- und Wirtschaftzeitung", „würde, von den erwähnten Ausnahmen der Übergangszeit abgesehen, nicht nur nicht nötig sein, sondern sogar schaden. Denn dann müßten wir unsere Produktion einschränken, weil es in diesem Falle, zumal bei etwa gemindertem Export, in Anbetracht der erzwungenen Sparsamkeit der Leute mit gleich gebliebenem Einkommen an dem nötigen Konsum mangelte und die produzierten Güter keinen Absatz finden würden. Eine Einschränkung der Produktion aber würde bedeuten, daß die Gewinne der Unternehmer zurückgehen, daß der Verdienst der Beschäftigten sich mindert und daß viele Angestellten und Arbeiter brotlos werden. Damit ginge natürlich dann auch die Steuerkraft aller dieser Staatsbürger zurück, und viele würden wie früher zur Auswanderung in fremde Länder getrieben ... Unsere Parole muß daher nicht sein: Sparen, sondern Verbrauchen, tunlichst m e h r verbrauchen als früher, aber so, daß durch den Verbrauch dem inländischen Konsumenten Arbeit verschafft wird ..."

Ein solcher Rat ist kennzeichnend für eine privatwirtschaftliche Denkweise. In deren Sinne werden wirtschaftliche Güter um des Gewinnes willen hergestellt, den sie den Herstellern bringen, nicht um des Wohles der Verbraucher willen. Die Verbraucher sollen so viel Waren verbrauchen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie sie nur kaufen können, damit die Erzeuger möglichst viel erzeugen und damit verdienen. Mit derselben Denkweise fanden bisher gerade die Wirtschaftswissenschaftler viel Anklang, die die Moral aus dem Wirtschaftsleben ausschalteten. Als ob es einerlei wäre, ob jemand Schnaps oder Brot verkauft, Wucher oder ehrbaren Handel treibt.

Die erste Aufgabe der Güterherstellung ist die, sich dem jeweiligen Bedarf anzupassen; ist dieser befriedigt, so kann sie sich der Vorsorge für künftigen Bedarf widmen. Die privatwirtschaftliche Forderung, daß der Bedarf der Erzeugung dienstbar gemacht werden müsse, daß die Verbraucher verzehren sollen, was den Erzeugern einfällt, herzustellen und auf den Markt zu werfen, ganz gleich, ob es ihren Bedürfnissen entspricht oder nicht, ist sinnlos. Stellt man unseren Gewerben und Industrien nach dem Kriege die Aufgabe, in erster Linie dem Bedarf des eigenen Volkes zu dienen, so kann es ihnen an Beschäftigung nicht fehlen, und sie können, soweit sie darauf nicht eingerichtet sind, ihre Betriebe ebensogut dazu umgestalten, darauf „umschalten", wie sie sie im Kriege auf die Bedürfnisse der Heeresverwaltung „umschalten" mußten. Unter diesem gemeinwirtschaftlichen Gesichtspunkte ist es ohne weiteres klar, daß Sparsamkeit nach dem Kriege dringender vonnöten ist als je. Der Kriegszustand unterscheidet sich in wirtschaftlicher Beziehung ja gerade dadurch vom Friedenszustand, daß viel weniger wirtschaftliche Güter hergestellt und viel mehr verbraucht oder zerstört werden. Folglich muß nach dem Kriege, damit das alte Gleichgewicht zwischen Herstellung und Verbrauch möglichst rasch wiederhergestellt werde, viel mehr Ware hervorgebracht als verbraucht werden. Je mehr sich bei uns nach dem Kriege die Wohlhabenden und Reichen einschränken, desto weniger Arbeitskräfte werden durch überflüssigen Verbrauch der Beschaffung notwendiger Lebens- und Unterhaltsmittel für die breiten Massen entzogen.

Sparsamkeit ist nicht nur ein wirtschaftlicher Grundsatz, sondern ein Naturgesetz, gegen das kein Lebewesen straflos freveln kann. Die Lobredner der Verschwendung könnte nicht nur jedes Tier, sondern jede Pflanze beschämen. Aus Sparsamkeit verwendet die Pflanze beim Aufbau ihrer Zellgebäude all jene der Materialverschwendung vorbeugenden Mittel, auf die der moderne Kulturmensch erst nach mühsamen geistigen Anstrengungen verfiel. Aus Sparsamkeit macht sie ihre einzelnen Organe möglichst vielen Zwecken dienstbar und wendet doch zugleich das Prinzip der Arbeitsteilung in einer Vollkommenheit an, die die modernen Naturforscher aus dem Staunen nicht herauskommen läßt. Aus Sparsamkeit entfaltet sie sogar die scheinbar so überflüssige Pracht ihrer Blüten; denn es erfordert weniger Material- und Arbeitsaufwand, solche Schauapparate auszubilden, als so viel Samen mehr zu erzeugen, wie zur Verbreitung durch den Wind statt zur Verbreitung durch Insekten nötig wäre. Als eine Art von Verschwendung erscheint ja dennoch auch bei der vollkommensten Pflanze

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Massenerzeugung von Keimen, aber gerade in diesem Punkte kann sie wieder den Menschen beschämen. Sie spart, um sich zugunsten der Erhaltung des Lebens verschwenden zu können. Wir haben bekanntlich vor dem Kriege angefangen, unseren Fortpflanzungstrieb einzudämmen oder um seine natürlichen Wirkungen zu bringen, nur um an Genußgütern weniger sparen zu brauchen. Alle Bestrebungen zur Bekämpfung des „Neumalthusianismus" müssen scheitern, wenn das deutsche Volk nach dem Kriege sich nicht wieder an die Einfachheit der Sitten seiner Väter gewöhnt.

Otto Corbach.

Das russische Branntweinverbot*).

Die widerspruchsvollen Nachrichten über die Wirkung des zu Beginn des Krieges durch kaiserlichen Ukas eingeführten Branntweinverbots machen es dem außerhalb Rußlands stehenden Beobachter nicht eben leicht, sich ein sachliches Urteil darüber zu bilden. Von alkoholgegnerischer Seite berichtet man viel über die Segnungen, die das Verbot im Gefolge gehabt habe, aus anderen Kreisen aber, und nicht nur aus denen der Alkoholinteressenten, hört man sehr absprechende Urteile. Selbst ein so ernstes Blatt wie die holländische Wochenschrift „De Toekomst" entwarf kürzlich unter dem spöttischen Titel: „Das nüchterne Rußland" in Anlehnung an Paul Rohrbach und unter Beifügung von anscheinend sehr schlüssigem Zahlenmaterial ein ziemlich dunkel gehaltenes Bild von den Zuständen in Rußland und schloß mit den Worten:

„Das russische Alkoholverbot hat sich nicht nur als eine Täuschung, sondern auch als ein verhängnisvoller Fehler herausgestellt, da das Übel dadurch nicht ausgerottet, sondern eher verschlimmert worden ist. Zurzeit wird in Rußland nicht weniger getrunken als früher, aber die Volksgesundheit wird durch das Verbot viel mehr gefährdet als es früher der Fall war." (De Toekomst v. 5. August, S. 410.)

Diese Widersprüche in der Beurteilung erinnern einigermaßen an

*) Diesen — wie unsere Leser bestätigen werden — streng sachlichen Aufsatz hatte der Verfasser, einer der hervorragendsten Fachmänner auf dem Gebiet der Alkoholforschung, vor einiger Zeit dem „Leipziger Tageblatt" zur Veröffentlichung angeboten. Der Aufsatz wurde angenommen, und war bereits gesetzt worden, als der Verleger dem Verfasser plötzlich mitteilte, daß es „bei den augenblicklichen Platzverhältnissen" nicht möglich sei, den Aufsatz erscheinen zu lassen.

Wir teilen unseren Lesern diese scheinbar ganz belanglose Tatsache mit, weil sie ungemein bezeichnend ist für die mannigfachen Rücksichten, die eine Tageszeitung auf ihre Leserschaft nehmen zu müssen glaubt — sobald es sich um die Alkoholfrage handelt.

Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Nachrichten, die vor dem Kriege über die Verhältnisse in den sogenannten Prohibitionsstaaten Nordamerikas durch die Presse liefen und die man auch sehr kritisch ansehen mußte. Von vornherein ist ja wohl klar, daß die Durchführung eines Verbotes, das sich gegen uralte Anschauungen und festeingewurzelte Gewohnheiten eines Volkes richtet, mit ganz besonderen Schwierigkeiten verbunden sein muß. Gewiß ist dem Ukas von 1914 eine nicht unbedeutende Volksbewegung von etwa zehnjähriger Dauer vorausgegangen, aber sie hatte doch offenbar noch nicht tief genug gereicht, und die für ein solches Verbot erforderliche Volksaufklärung hatte noch nicht entfernt alle Schichten so ergriffen, daß sie ihm überall Verständnis und willige Aufnahme hätte sichern können. Dabei kommen auch noch die verschiedenen im Volke vorhandenen Bildungsstufen in Betracht. Denn je höher die Bildung, um so schwerer ist die Erzielung eines bedingungslosen Gehorsams gegenüber einem Verbote, das so tief in die volkstümliche Sitte eingreift, und das ist wohl der Hauptgrund, warum ein solches Verbot bei uns gar keine Aussicht auf Erfolg hätte. Anderseits leuchtet auch ein, daß es in dünnbesiedelten Gebieten leichter durchzuführen sein muß als da, wo sich die Bevölkerung dichter zusammendrängt und ein größeres Geselligkeitsbedürfnis hat, sowie mehr Gelegenheit, es zu befriedigen. Auf den letzteren Umstand ist ja schon von den Beurteilern der Verhältnisse in den nordamerikanischen Prohibitionsstaaten zur Erklärung der Tatsache hingewiesen worden, daß das allgemeine Ausschankverbot für alkoholische Getränke besonders in solchen Staaten Erfolg gehabt hat, die eine vorwiegend ländliche Bevölkerung mit dünner Siedelung aufweisen, wie Maine, Kansas, Nord-Dakota, während großstädtische Bevölkerungen sich viel schwerer darein finden. Wenn das für Nordamerika gilt, wo der Kampf gegen den Alkoholismus schon mehr als ein Jahrhundert lang geführt wird, wieviel mehr für Rußland, das noch dazu in allgemeiner Volksbildung so weit hinter den Vereinigten Staaten zurücksteht!

So dürften sich die Zeitungsnachrichten erklären, denen zufolge das russische Alkoholverbot ein reiner Mißerfolg sei. In vielen Apotheken der großen Städte, wird da z. B. geschrieben, wird jetzt ein schwunghafter Handel mit Alkohol auf Grund von ärztlichen Rezepten getrieben, ganz wie man das früher oft aus amerikanischen Prohibitionsstaaten erfuhr. Für einen namhaften Arzt in St. Petersburg wurde z. B. an Gerichtsstelle festgestellt, daß er etwa 5000 Alkoholrezepte zu je 5 Rubel angefertigt habe, nachdem ein Patient von ihm mit Fälschung seiner Unterschrift dieselben Rezepte für je 3 Rubel 75 Kopeken hergestellt hatte! Daß ein solcher Mißbrauch nicht nur ganz vereinzelt aufgetreten ist, geht daraus hervor, daß auf dem letzten ärztlichen Kongresse in Moskau darüber Klage geführt worden ist. Zu denken gibt auch die stark vermehrte Zunahme der Herstellung von Eau de Cologne, sowie die des Spiritusverbrauches in den Moskauer Lack- und Politurfabriken, und die von verschiedenen Seiten

gemeldeten Vergiftungsfälle infolge Genusses von denaturiertem Spiritus und von Eau de Cologne. Immerhin aber darf man nicht übersehen, daß sich solche Nachrichten ganz wesentlich auf das großstädtische Bevölkerungselement beziehen und auf die an die großen Städte angrenzenden Landbezirke. Was die eigentliche Landbevölkerung anlangt, und diese umfaßt natürlich den weitaus größten Teil der Einwohnerschaft des gewaltigen Reiches, so zeigen doch die bis jetzt bekanntgewordenen Tatsachen, daß hier das Verbot mit vorwiegend günstigem Erfolge durchgeführt wird. Gerade über die Stellung der russischen Landbevölkerung zum Alkoholverbote liegen schon jetzt eine Reihe von Untersuchungen vor, die nach wissenschaftlicher Methode angestellt sind, und die erkennen lassen, daß für diesen Teil der russischen Bevölkerung das Verbot alles andere als ein Schlag ins Wasser gewesen ist.

Zu diesen Untersuchungen, aus denen kürzlich die „Internationale Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus" (Basel) interessante Mitteilungen gebracht hat, gehört namentlich die in der Petersburger Reichsdruckerei erschienene Arbeit von D. J. Woronow über „Das Leben der Landbevölkerung in den Nüchternheitstagen. Auf Grund der in den Semstwos gesammelten Tatsachen und anderer Untersuchungen". Nach ihr ist die wirtschaftliche Hebung des russischen Bauernstandes infolge des Verbots unleugbar, und wenn man weiß, daß der jährliche Durchschnittsaufwand einer Bauernfamilie für Alkohol früher etwa 70 Rubel betrug, so ist das Freiwerden eines solchen Betrages für wirklich fruchtbare Zwecke immerhin eine erheblich ins Gewicht fallende Tatsache. Die Landbevölkerung nährt sich und kleidet sich jetzt besser als früher, schafft sich leichter neue Geräte an, die Felder werden besser bewirtschaftet, und auch die Viehhaltung hat sich gehoben. Wenn ein Bauer früher nur ein paar Hühner hatte, kann er sich jetzt eine Kuh halten. Selbst das Bedürfnis für geistige Ausbildung ist auf dem Lande gewachsen. Die Gewöhnung an alkoholfreie Familienfeste ist gewiß nicht leicht gewesen, bedeutet aber auch Ersparnisse, ganz abgesehen von der damit erreichten sittlichen Veredelung. Überhaupt hat sich das Familienleben durch den Wegfall des Branntweins nur gehoben, darüber herrscht nur eine Stimme. Dasselbe gilt auch vom Leben der Dorfgemeinden, insofern jetzt die Versammlungen der stimmberechtigten Mitglieder ruhig und anständig verlaufen. Gewiß werden auch auf dem Lande manchmal schlimme Ersatzgetränke benutzt, doch haben diese dort keine große Verbreitung, und jedenfalls geht auf dem Lande die allgemeine Stimmung, wie sie durch die Beantwortung zahlreicher Fragebogen festgestellt ist, ganz entschieden überwiegend dahin, daß man für Beibehaltung des Verbotes auch nach dem Kriege eintritt.

Für einen tatsächlichen Erfolg des Verbotes spricht auch die von M. J. Semenow in einer besonderen Untersuchung festgestellte Tatsache,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß seit Beginn des Krieges eine starke Abnahme der Feuersbrünste auf dem Lande eingetreten ist, denen die hölzernen Bauernhäuser früher nur zu leicht zum Opfer fielen, und daß namentlich, was die Ursachen der Brandschäden anlangt, eine starke Verminderung der durch böswillige Anstiftung und durch Unvorsichtigkeit eingetretenen Feuersbrünste Platz gegriffen hat. Lehrreich ist auch der von A. K. Witt in einer besonderen Untersuchung über sieben große Fabriken der Textilindustrie geführte Nachweis, daß durch den Wegfall der Trinkgelegenheit die Leistungsfähigkeit der Arbeiter beträchtlich erhöht worden ist, insofern die Zahl der Arbeitsausfälle dadurch eine wesentliche Abnahme erfahren hat — ein Verhältnis, auf das ja auch der deutsche Forscher Alfred Stehr („Alkoholgenuß und wirtschaftliche Arbeit", Jena 1904) hingewiesen hat. Von allgemeiner Tragweite ist endlich die Zunahme der Sparkasseneinlagen, die seit Beginn des Krieges ganz außerordentlich gewesen ist. Während noch für 1913 die Zahl 38,6 Millionen Rubel war, betrug sie 1914 nicht weniger als 117,6 Millionen, und für die ersten 3 Monate des Jahres 1915 sogar 146,4 Millionen Rubel.

Das alles sind Tatsachen, vor denen die kürzlich in der „Toekomst" gegebene Beurteilung nicht standhalten kann. Ihnen entspricht auch, daß die Duma Ende Juni d. J. nach eingehender Verhandlung in 3. Lesung und mit starker Mehrheit den auf die Beibehaltung des Alkoholverkaufsverbots bezüglichen Gesetzentwurf angenommen hat, so daß also, die als sicher angenommene Zustimmung des Reichsrats und des Zaren vorausgesetzt, Rußland in absehbarer Zeit ein reichsgesetzliches Verbot des Alkoholverkaufs besitzen wird. Aus den interessanten Verhandlungen über den Gesetzentwurf ist besonders hervorzuheben, daß dabei auch über die militärische Seite des Verbotes gesprochen worden ist, und dieser Gesichtspunkt ist jetzt, im Kriege, zweifellos für viele Dumamitglieder sehr maßgebend gewesen. Mit großem Nachdruck hat namentlich der Führer der äußersten Rechten, Markoff II., betont, daß Rußland den Krieg gegen Japan verloren habe, weil es damals trunksüchtig war, und daß Deutschland nur durch ein nüchternes Rußland überwunden werden könne.

Was den Einfluß des Verbots auf die Leistungen des jetzigen russischen Heeres anlangt, so ist es vielleicht verfrüht, abschließend schon heute darüber zu sprechen. Nur so viel kann man bereits jetzt sagen, daß das jetzige russische Heer dem, das gegen Japan kämpfte, zweifellos überlegen ist, und daß zu den Ursachen dieser Überlegenheit auch die jetzt im allgemeinen vorherrschende Enthaltsamkeit gehört. Die Enthaltsamkeit kann natürlich nicht alles leisten, und wir hoffen, daß das dadurch auf russischer Seite erzielte Mehr an Leistungsfähigkeit ausgeglichen und übertroffen werden wird durch das auf unserer Seite vorhandene Mehr an geistig-sittlichen Eigenschaften. Einen stumpfsinnigen Soldaten, der nicht weiß, warum er

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kämpft, kann auch natürlich Enthaltsamkeit nicht in einen geistig geweckten und zu selbständigem Handeln fähigen Soldaten verwandeln.

Ein so sorgfältiger Beobachter und vorsichtiger Beurteiler wie Wilhelm Düwell, Kriegsberichterstatter im Oberkommando Ost, der zahlreiche russische Gefangene gesprochen und die Urteile vieler deutscher Stabsoffiziere im Osten gehört hat, schätzt die Wirkung des Verbots für die kriegerische Tüchtigkeit sowie die Gesundheitsverhältnisse des russischen Heeres nicht gering ein und sagt am Schlusse seines eingehenden Berichts über die Frage: „Das Alkoholverbot der russischen Regierung war eine Tat, es war eine ihrer besten Kriegsvorbereitungen." Als ein besonderes Glück dürfen wir es betrachten, daß das Verbot nicht schon vor einigen Jahren erlassen worden ist, und daß es sich daher noch nicht hat voll auswirken können. Denn dann würde die Widerstandskraft des russischen Heeres uns noch ganz andere Blutopfer gekostet haben. Die ganze Frage ist jedenfalls so wichtig, daß sie auch auf unserer Seite beständig im Auge behalten werden muß.

Studienrat Dr. Martin Hartmann.

Rund um uns

† Otto Kampe. Der furchtbare Krieg reißt immer neue, schmerzlich empfundene Lücken in die Reihen unserer Freunde. Am 4. Oktober ist unser Mitarbeiter Otto Kampe gefallen. Mit ihm ist ein feinsinniger, für alles Edle begeisterter und tief sozial empfindender Mann aus der Schar unserer Kämpfer gerufen. Er hatte es sich zur besonderen Aufgabe gestellt, für die Gedanken der Ernährungsreform und der Jugendhygiene in den Kreisen seiner Berufsgenossen — er war Lehrer — und in der Schule zu werben. Seine Aufsätze im „Vortrupp", die sich mit diesen Fragen beschäftigen, („Volkshygiene und Schulreform", „Geburtenrückgang und Jugendhygiene", „Eiserne Zeit" u. a.) haben ebenso wie seine Vorträge viel Beachtung gefunden. Das Gleiche gilt von seiner im Mimir-Verlag in Stuttgart erschienenen, mit gründlicher Sachkenntnis verfaßten Schrift „Warum wir uns um die Ernährungsfrage kümmern müssen". Noch in den ersten Kriegsmonaten vertiefte Kampe sich in die ernste Frage nach der Bereitstellung unserer gesamten deutschen Jugend für die Zeit in und nach dem Kriege. Er kam dabei zu folgenden Forderungen: Strenge körperliche Schulung Aller. Vertiefung der geistigen Bildung, Anleitung zur Selbsterziehung, zum willigen Sichbeugen unter die Ideen des Sittengesetzes. Damit forderte er auch den Verzicht auf alle entnervenden Genüsse.

Otto Kampe wird den Männern und Frauen vom „Vortrupp" unvergeßlich bleiben. Wir alle wollen rüstig schaffen, damit seine Arbeit nicht vergeblich gewesen sei. **Vortrupp.**

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

5. Jahrgang Nr. 23 1. Dezember 1916

Der Lohn der Opfer.

In der Rede, die Deutschlands Kanzler am 9. November 1916 im Hauptausschuß des Reichstages gehalten hat, stehen auch diese Worte:

> „Lord Grey hat sich endlich ausführlich mit der Zeit nach dem Kriege, mit der Gründung eines internationalen Bundes zur Wahrung des Friedens beschäftigt. Auch dazu will ich einige Worte sagen. Wir haben niemals ein Hehl aus unsern Zweifeln gemacht, ob der Friede durch internationale Organisationen, wie Schiedsgerichte dauerhaft gesichert werden könne. Die theoretische Notwendigkeit des Programms will ich nicht erörtern. Aber praktisch werden wir jetzt und im Frieden zu der Frage Stellung nehmen müssen. Wenn bei und nach der Beendigung des Krieges seine entsetzlichen Verwüstungen an Gut und Blut der Welt erst zum vollen Bewußtsein kommen werden, dann wird durch die ganze Menschheit ein Schrei nach Abmachung und Verständigung gehen, um, soweit es irgend in Menschenmacht liegt, die Wiederkehr einer so ungeheuerlichen Katastrophe zu verhüten. Dieser Schrei wird so stark und so berechtigt sein, daß er zu einem Ergebnis führen muß. Deutschland wird jeden Versuch, eine praktische Lösung zu finden, ehrlich mitprüfen und an seiner möglichen Verwirklichung mitarbeiten ... Deutschland ist jederzeit bereit, einem Völkerbunde beizutreten, ja, sich an die Spitze eines Völkerbundes zu stellen, der Friedensstörer im Zaume hält."

Wobei, um ein Mißverständnis zu brechen, das die Worte „sich an die Spitze eines Völkerbundes stellen" in einem der gegnerischen Länder teilweise gefunden haben, Dies hervorzuheben ist: Diese Worte bedeuten natürlich nur, „bei der Gründung eines solchen Bundes am kräftigsten und entschiedensten mitarbeiten".

Die Deutschen, denen diese Erklärung des Reichskanzlers einen Alp von der Brust genommen hat, zählen, meiner Überzeugung nach, nicht nur nach Millionen, sondern nach Zehnen von Millionen.

Oft hören wir heute in Deutschland das Wort „Die Opfer dürfen nicht vergebens gebracht sein". Das Wort hat recht.

Was darf denn nun aber ein Deutscher, der kein Phantast und kein Träumer ist, als Lohn der Opfer erwarten, wenn er „Lohn" in dem Sinne nimmt, wie er in solchen Dingen hergebracht ist?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Für das, was uns die Kriegsereignisse noch bringen können, scheint es mir eine Grenze links und eine Grenze rechts zu geben. Die erste Grenze, die nach links, gegen die ungünstigen Möglichkeiten hin, bezeichnet für mich das Wort Hindenburgs

> „Durchkommen werden sie nie. Da müßten sie noch 30 Jahre angreifen, wenn sie Menschen genug haben."

Die Grenze nach rechts aber, damit meine ich den Rand des Maßes, das wir an Erfolgen erwarten dürfen, gibt uns der von mir in diesen Aufsätzen schon zweimal angeführte, und nicht oft genug zu wiederholende, Ausspruch des Professors Troeltsch:

> „... wie man uns nicht zerschmettern kann, so können wir die Andern nicht zerschmettern. Daraus müssen irgendwann einmal die Folgen gezogen werden im allgemeinen Bewußtsein."

Beide Grenzen gelten ganz besonders auch für das Machtverhältnis unter den beiden Staaten, zwischen denen die Entscheidung des Krieges liegt, nämlich für das Machtverhältnis unter Deutschland und England. Der Gedanke, England könne Deutschland zerschmettern oder auch nur „in die Knie" zwingen, und der Gedanke, Deutschland könne England zerschmettern, oder auch nur „in die Knie zwingen" sind, nach der tatsächlichen Lage der Dinge und der Kräfte, beide gleichmäßig irrig. Und jede Kriegsziel-Politik, die das nicht sehen will, stammt aus Wolkenkuckucksheim, mag sie sich auch zehnmal als „Realpolitik" brüsten, und mag ihr Träger Lloyd George heißen oder Dietrich Schäfer. Deshalb hat es auch alle klarblickenden Deutschen mit neuem Vertrauen in den klaren Blick und in den ruhigen, durch kein Geschrei Solcher, die nicht sehen wollen, zu erschütternden Willen der Reichsleitung erfüllt, daß der Kanzler in jener Rede vom 9. November hinsichtlich des wichtigsten Streitgegenstandes zwischen Deutschland und England weiter gesagt hat:

> „Ich habe bei der Besprechung unsrer Kriegsziele die Annexion Belgiens niemals als unsre Absicht bezeichnet."

Ein Ausspruch übrigens, auf den der Kanzler nun sicherlich das etwas abgeänderte Dichterwort anwenden wird

> Gesprochen ist gesprochen, das Kanzlerwort besteht,
> Und zwar von keinem ... zerdeutelt und zerdreht.

Wobei wir uns dann die Stelle der Punkte durch Namen verschiedener Politiker ausgefüllt denken können.

Was diese Art „Lohn" für die gebrachten Opfer angeht, so wird einfach das Schwergewicht der Dinge es bewirken, daß es bei den seit langem ausgesprochenen Kriegszielen des Kanzlers sein Bewenden

haben wird: Im Osten der Zarismus, und damit die ebenso deutschfeindliche wie europafeindliche Unkultur, zurückgedrängt — durch Polens Wiederaufrichtung ist damit ein glücklicher Anfang gemacht, und kein annexionistischer —; im Westen reale Garantien. Wer sich selbst oder Andern erzählt, daß mehr möglich sei, der sieht nicht oder will nicht sehen.

So ganz wenig scheint mir das übrigens immerhin nicht zu sein, besonders, wenn ich noch die Kleinigkeit hinzunehme, daß — das Deutsche Reich sich in diesem Kriege in unverminderter Macht gegen die gewaltigste Koalition aller Zeiten gehalten hat. „Uns treibt nicht Eroberungslust", so lautet das Kaiserwort, das für uns am Beginn dieses Weltringens steht. — Herr Schäfer und auch Herr Bassermann mögen dies Wort vergessen haben, das deutsche Volk hat es nicht vergessen, so wenig wie sein Kaiser.

Trotzdem: Genug ist es mit jenem „Lohne" noch nicht. Das sage auch ich. Gerade ich sage das, weil — ich glaube, daß ein „Lohn" im hergebrachten Sinne diese Opfer überhaupt nicht ausgleichen kann. Was kann sie denn aber ausgleichen? Klar gesagt, nur eins:

Die Opfer dieses Krieges sind nur dann nicht umsonst gebracht, und unsre toten Feldgrauen sind nur dann nicht umsonst gestorben, wenn dieser Krieg zu Zuständen führt, die einen neuen Krieg — mindestens unter Europäern und ihren Abkömmlingen, und mindestens für jede absehbare Zeit — unmöglich machen.

Das ist so aus zwei Gründen:

Der erste Grund liegt in den Gemütern der Menschen. Bei den früheren Kriegen, wo ja die Opfer immerhin zu zählen waren, wo die Zahl der verlusttragenden Familien im Verhältnis zum ganzen Volke gering war, da mochte beim Friedensschluß der Schmerz der Verlustträger untergehen in der Freude der viel Zahlreicheren, die nichts verloren hatten: in der Freude über erreichte politische Ziele, über ein Stück Land, das man gewann, über eine Summe Geldes, die der besiegte Feind zahlen mußte. Heute, wo es in ganz Deutschland keine Familie gibt, die nicht Leid trägt, da bäumt sich das ganze Volk — mit Ausnahme vielleicht einer verschwindend kleinen Zahl von Berufs- oder Geschäfts-Politikern oder politischen Dilettanten — auf gegen den Gedanken, daß dies der ganze Gewinn sein solle. Aus ihrer aller Munde bricht der „Schrei", von dem der Kanzler sprach; es soll nun, das wollen sie, wirklich einmal „besser werden in der Welt". Besser dadurch, daß man nun weiß: „Solches geschieht nicht

wieder". Und wird ihnen diese Sicherheit nicht, dann fühlen sie: es es ist doch alles umsonst gewesen.

Der zweite Grund aber ist der Zwang der Dinge selbst: Diesen Krieg hat die Lebenskraft der großen europäischen Völker (vielleicht sogar schon mit Ausnahme Frankreichs) g e r a d e noch ertragen. Sollte aber später noch einmal wieder ein Krieg zwischen europäischen Völkern ausbrechen, so spricht nüchternstes Erwägen dafür, daß nach d e s s e n Ende europäische Völker nicht mehr vorhanden sein würden. Wenigstens würde dann sicher kein London oder Liverpool mehr stehen, aber ebensowenig ein Berlin oder Hamburg, auch kein Paris oder Petersburg, kein Wien, Rom oder Moskau mehr: die jedermann klar sichtbare, im Laufe befindliche, Entwicklung der bereits bekannten Flugwaffen, deren stärkste Formen dann ganz naturgemäß nicht mehr wie jetzt im Alleinbesitz einer Macht sein können und werden, müssen das zur notwendigen Folge haben. Ähnlich deutlich liegt die Entwicklung der Gaswaffe vor uns: nichts spricht dagegen, aber fast alles spricht dafür, daß es nach wenigen Jahrzehnten jedem Kriegführenden möglich sein wird, ganze Landstriche des gegnerischen Landes durch einen Fingerdruck eines Mannes unter Gas zu setzen, und so alles Leben dort mit einem Schlage zu vernichten. Und das sind nur die mit Sicherheit voraus zu sehenden Entwicklungen solcher Waffen, die wir schon kennen. Genau so sicher aber können wir weiter sagen, daß außerdem noch mindestens jedes kommende Jahrfünft der Menschheit eine neue, bisher unbekannte, massenmordende Waffe „bescheren" wird; die Technik steht nicht still.

Darum ist jedes einzelne Volk auf das Tiefste daran interessiert, aus nüchternstem Wirklichkeitssinn heraus daran interessiert, daß es nach diesem Kriege anders zwischen den Völkern werde, als es bisher war. Auch für jeden einzelnen Menschen, der Verantwortlichkeitsgefühl hat, besteht dieses Interesse, und zwar ganz gleich, ob er als Internationalist fühlt oder als Nationalist. — Jawohl, auch wenn er Nationalist ist, muß er diese Neuordnung der Dinge wollen, denn wenn es nicht gelingt, nach diesem Kriege die bisherigen Zustände zwischen den Völkern zu ändern, dann ist es, wie gezeigt, das durchaus Wahrscheinliche, daß in vierzig bis fünfzig Jahren j e d e europäische Nation vernichtet ist.

Der jetzige Krieg hat uns eben die große Wende offenbart, die seit dem Jahre 1871 von der Technik heraufgeführt worden ist. Infolge der Fortschritte der Technik hat nämlich der Krieg a l s s o l c h e r allem Anscheine nach aufgehört, ein zweckmäßiges Mittel zur Vertretung der Interessen einer Nation oder Nationengruppe zu sein, falls diese Interessen mit denen einer etwa gleich starken Nation oder Nationen-

gruppe zusammenstoßen — was, wie die Dinge offenbar liegen, von jetzt an stets der Fall sein wird. Ein „alldeutscher" Schriftleiter einer Berliner Zeitung hat ja kürzlich den Wunsch niedergeschrieben und veröffentlicht, unsre auswärtige Politik möge betrieben werden wie ein gutrentierendes Geschäft: nun, ebenso platt ausgedrückt, der moderne Krieg deckt eben anscheinend seinem Wesen nach seine Kosten nicht mehr.

Es ist somit ein Ziel, das nicht nur „aufs innigste zu wünschen" ist, sondern das schlechthin erreicht werden muß, daß der kommende Friede mehr sei, als nur ein Waffenstillstand auf höchstens einige Jahrzehnte. Die europäischen Völker müssen die Lösung finden, wie das zu machen ist. Es steht hier genau so, wie einst mit dem Rätsel, das die Sphinx dem König Ödipus von Theben aufgab: er mußte das Rätsel lösen, sonst stieß die Sphinx ihn in den Abgrund. Kein Dietrich Schäfer, kein Bassermann, und selbst kein Reventlow würden uns vor diesem Sturz in den Abgrund bewahren.

Zu diesem Ziele wären im Reiche der Gedanken zwei Wege denkbar, gangbar aber ist in der Wirklichkeit der Dinge nur einer:

Bei Beginn des großen Krieges hatte Mancher unter uns so geglaubt: „Im Jahre 1866 hat im innerdeutschen Kriege Preußen zerschmetternd gesiegt und kraft dieses Sieges allen deutschen Stämmen den dauernden Frieden gegeben. Diesmal, im innereuropäischen Kriege, wird Deutschland, nachdem es einmal trotz der Friedensliebe seines Volkes, seines Kanzlers und seines Kaisers in diesen Krieg hineingezerrt worden ist, ebenfalls zerschmetternd siegen und dann kraft dieses Sieges allen europäischen Völkern den dauernden Frieden geben." Dieser Meinung hat die Wirklichkeit nicht entsprochen, die uns die Dinge jetzt zeigen und die Troeltsch ausgesprochen hat: wir können die Andern nicht zerschmettern, so wenig, wie sie uns. Daß ein einziges Volk der Welt gleichsam der Monarch sei unter allen Völkern und sie zum Glücke führe, das scheint im Weltenplan nicht vorgesehen, auch dem deutschen Volke scheint das nicht vorbehalten.

So bleibt, um die bis heute herrschende Anarchie unter den Völkern zu beseitigen, nur der andre Weg. Man kann ihn im Gegensatze zu jenem ungangbaren „monarchischen" Wege gleichsam den „republikanischen" Weg nennen: es ist der Weg der internationalen Abmachungen unter den Völkern als Gleichberechtigten.

Der Friedensvertrag, oder die Friedensverträge, die diesen großen Krieg beenden, müssen mithin die erste Grundlage für diesen Weg schaffen. Und dann muß im Frieden auf dieser Grundlage der Weg fest und dauerhaft weitergebaut werden. Sonst sind die Opfer dieses Krieges, auch die deutschen Opfer, vergebens gebracht.

Die Geheimlehre des Buddhismus enthält den Satz, daß die Mensch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heit eines Weltalters dann zugrunde geht, wenn ihre Technik so stark geworden ist, daß die Entwicklung ihrer Moral damit nicht hat Schritt halten können. Das könnte das Schicksal der weißen Völker Europas und Amerikas werden, wenn es nach diesem Kriege nicht gelingt, ihre gegenseitigen Beziehungen unter eine Moral zu stellen, die hinter ihrer Technik weniger zurückgeblieben ist, als es die „realpolitische" zwischenvölkische Moral, die bis zu diesem großen Kriege geherrscht hat, gewesen ist.

Der Glaube, daß die Gewalt zweckmäßigerweise das letzte und höchste Mittel sei, um die Interessenkämpfe der Völker zu lösen, hat, aller Welt sichtbar, in diesem Weltkriege Schiffbruch gelitten: denn das steht schon jetzt fest, daß die Verluste j e d e s einzelnen der kriegführenden Völker den möglichen Gewinn weit übersteigen werden. Und es ist, wie dargelegt, sicher, daß die weitere Herrschaft jenes Glaubens allen ohne Ausnahme mit Vernichtung droht. Es ergibt sich also, daß es geraten ist, den Glauben zu wechseln. Und zu versuchen, ob nicht alle Teile besser fahren, wenn wir auch zwischen den Völkern an Stelle der Gewalt vielmehr der Vernunft die Schiedsrichterrolle anweisen, die ihr ja i n n e r h a l b jedes Volkes in den Interessenkämpfen der Einzelnen schon seit Jahrhunderten widerspruchslos eingeräumt ist.

Für diesen Wegebau durch das Chaos hat die Kanzlerrede vom 9. November 1916 starke Grundquadern legen helfen:

Der Gedanke, die Anarchie, die heute noch unter den Staaten der Erde herrscht, durch Vertrag in eine Rechtsordnung zu verwandeln, ist besonders in den Vereinigten Staaten von Nordamerika schon seit langer Zeit eine große Macht. Es ist eine der Hauptquellen der bei uns über dieses Land herrschenden Irrtümer, daß der normale deutsche Zeitungsleser keine Ahnung hat, wie stark dort der Glaube an diesen Gedanken ist. Jeder, der die Dinge drüben kennt, bestätigt das immer wieder, und man kann es nur höchst bedauerlich nennen, daß gewisse Zeitungen bei uns diesen starken Zug nordamerikanischen Wesens und nordamerikanischer Stimmung unentwegt als Heuchelei bezeichnen. Den stärksten körperhaften Ausdruck hat sich diese Stimmung in der Person des Präsidenten Wilson geschaffen. Wilson hat nun bekanntlich Ende Oktober in Cincinnati gesagt:

> „Wir haben noch keine Gesellschaft der Nationen, aber wir müssen zu einer Gesellschaft der Nationen kommen, nicht plötzlich, nicht durch Hartnäckigkeit, nicht durch feindseligen Nachdruck hinter dieser Forderung, sondern durch Hinweis auf die Not der Zeit."

Wilson — den Gott und alle guten Mächte segnen mögen, und, trotz

Stresemann und Reventlow segnen werden, wenn es ihm gelingt, wie er es anscheinend beabsichtigt, eine Friedensvermittlung anzubahnen, die dieses Weltunheil beendet*) — hat in jener Rede in Cincinnati nicht nur seine ehrlichste persönlichste Überzeugung ausgesprochen, sondern er hat da im Namen der gewaltigen Masse, und auch im Namen der Besten, des nordamerikanischen Volkes gesprochen. Seine Wiederwahl, die ein Glück für die Welt ist (um das zu begreifen, braucht man nur nochmals im Geiste das Jubelgeheul anzuhören, mit dem die Presse der französischen Chauvinisten das falsche Gerücht seiner Wahlniederlage begrüßt hat), dürfte zum größten Teil auf den Eindruck dieser Rede in den Vereinigten Staaten zurückzuführen sein. War doch die Kennmarke, die seinem Wahlkampfe schließlich aufgedrückt war, das fünffache „W": „Wilson's wisdom wins without war", zu deutsch: „Wilsons Weisheit siegt ohne Krieg".

Auch in England ist der Gedanke der zwischenvölkischen Rechtsordnung seit Jahren viel stärker, als es der Durchschnitts-Zeitungsleser bei uns weiß. Und einer der Hauptvertreter dieses Gedankens in England ist — Sir Edward Grey. Wir können diesem Manne alles Mögliche vorwerfen: daß er an hoffnungsloser insularer Beschränktheit leide, daß er von den Verhältnissen des Festlandes und besonders von den Verhältnissen Deutschlands keine Ahnung habe, daß er in kurzsichtiger Furcht vor Deutschlands wachsender Flottenmacht die naturgegebene Gemeinbürgschaft der beiden führenden Germanenvölker verraten habe. Aber es ist geradezu grotesk zu nennen, daß der deutsche Durchschnittsleser, besonders wenn seine geistige Speise etwa Blätter vom Schlage der „Leipziger Neuesten Nachrichten" sind, Grey für das Gegenteil dessen hält, was er tatsächlich ist, nämlich für einen Gesinnungsgenossen des kriegstoll gewordenen wallisischen Kleinbürgers Lloyd George.

Grey hat sich schon oftmals öffentlich zu dem Gedanken der Rechtsordnung zwischen den Völkern bekannt, am allerstärksten wohl in seiner letzten Rede, am 24. Oktober dieses Jahres. Der wichtigste Satz aus dieser Rede lautet:

> „Wenn die Nationen nach dem Kriege imstande sind, etwas Wirkliches zu leisten, indem sie sich in dem gemeinschaftlichen Endziel, den Frieden zu bewahren, zusammentun, dann müssen sie darauf vorbereitet sein, nicht mehr zu übernehmen, als sie mit Gewalt aufrecht zu erhalten in der Lage sind, und darauf zu sehen, daß, wenn die Zeit der Krisis kommt, der Friede mit Gewalt aufrecht erhalten wird."

*) Was ich über eine Friedensvermittlung Wilsons überhaupt zu sagen habe, will ich wahrscheinlich demnächst in einem besonderen Aufsatz zusammenfassen. Schon jetzt warne ich aber vor dem wilden Treiben, das die „Deutsche Tageszeitung", sicher im Gegensatz zu neun Zehnteln des deutschen Volkes, gegen diese Friedensvermittlung veranstaltet. Der Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die hochangesehene englische Wochenschrift „Nation" hat in ihrer ausführlichen Besprechung dieser Rede Greys unter anderm gesagt:

> „Lord Grey ruft nach den neutralen Staaten, damit sie ihm bei der politischen Sicherung Europas durch das internationale Recht helfen. Nimmt Deutschland das an, und tritt es loyal in die Liga der Nationen ein, so ist die Festung, die England jetzt zu erstürmen sucht, erobert. Annexionen, Handelskriege, Pläne, um Deutschland zu teilen, haben damit nichts zu tun ... Ein tiefsinnigerer Begriff vom staatlichen Leben muß aus dem gegenwärtigen schrecklichen Unheil hervortauchen. Man bedarf für diesen neuen Staatsbegriff eines bleibenden politischen Rates für Europa, einer internationalen Schiffahrtkommission, die eine neue Londoner Deklaration aufstellt, einer großen Grenzkommission mit weitgehenden Vollmachten für territoriale und ökonomische Regulierungen, einer internationalen Kommission für gerechte Verteilung des Rohmaterials der Welt. Dies sind nur einige Kommissionen, deren Notwendigkeit sich aufdrängt. Diese Körperschaften müssen auf Ideen der Gerechtigkeit und Billigkeit zwischen den Nationen, gleichviel ob diese groß oder klein sind, beruhen."

Die Idee der Rechtsordnung zwischen den Völkern, zu der sich also in Nordamerika und in England leitende Staatsmänner wie Wilson und Grey grundsätzlich bekennen — und zwar beide schon seit Jahren — ist dagegen in Deutschland vor dem 9. November 1916 nur das Eigentum einzelner Denker und Gelehrter gewesen. Ganz besonders gilt das von der Zeit vor dem Kriege. Nicht, als ob nicht gerade Deutschland gelegentlich und sogar häufig Einzelheiten der auswärtigen Politik im Sinne jenes Gedankens geregelt hätte; Hans Delbrück gibt davon im diesjährigen Novemberheft der „Preußischen Jahrbücher" die folgende Zusammenstellung:

> „Deutschland hat schon oft Streitigkeiten von einschneidender Bedeutung durch das Haager Schiedsgericht entscheiden lassen, zum Beispiel den Venezuela- und den Casablanca-Streit, und hat in einer Reihe von wichtigen Verträgen, zum Beispiel in dem Marokko-Vertrag mit Frankreich, die unbedingte Schiedsklausel eingefügt. Gerade Deutschland hat ferner auch einen internationalen Gerichtshof betrieben, für Prisen-Sachen, Wechselrecht, Scheckrecht."

Auch alle neueren deutschen Handelsverträge haben die Schiedsgerichtsklausel. — Ich will ferner erwähnen, daß Deutschland in einem wichtigen Falle gerade England gegenüber schiedsgerichtliche Regelung vorgeschlagen hat, aber leider *vergeblich*; das war die Frage der Entschädigung der im Burenkriege geschädigten Deutschen.

Aber das Bekenntnis zu der Idee als solcher, das war bei uns bis zum Beginn des Krieges eben auf enge Kreise von Denkern und Gelehrten beschränkt geblieben.

Doch gerade *seit* dem Beginn des Krieges drangen auch bei uns weit mehr Zustimmungen zu der Idee in die Öffentlichkeit, als wir das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gewohnt waren. So schrieb schon Ende 1914 der Landrat und Hauptmann Freiherr Marschall von Bieberstein, vierzehn Tage vor seinem Heldentode, aus dem Schützengraben an eine deutsche Zeitschrift einen Brief, aus dem ich hier die Worte anführen will:

> „Die Menschheit muß den Krieg überwinden lernen, es ist nicht wahr, daß der ewige Frieden ein Traum sei und noch dazu kein schöner, es muß, es wird eine Zeit kommen, die den Krieg nicht mehr kennt, und diese Zeit wird gegenüber der unsrigen einen gewaltigen Fortschritt bedeuten. Wie menschliche Gesittung den Kampf Aller gegen Alle überwunden hat, wie der Einzelne sich hat gewöhnen müssen, sein Recht beim Staate zu suchen, nachdem der allgemeine Landfriede Blutrache und Einzelfehde abgelöst, so wird auch die Entwicklung im Leben der Völker Mittel und Wege finden, um die auftretenden unvermeidlichen Konflikte, anstatt in den Formen des Krieges, in irgendwelchen geordneten Verfahren zu erledigen, gleichgültig, wie wir uns die Einzelheiten denken wollen*)."

Ebenso unzweideutig sind die Briefe aus dem Felde, die Professor Fr. W. Foerster am Schlusse seines Buches „Die deutsche Jugend und der Weltkrieg" zusammenstellt. Ich führe hier nur einen davon an:

> Vor Verdun.
>
> „... So viel darf ich von mir und meinen Leuten bekennen: Wenn wir nicht den unerschütterlichen Glauben hätten, daß es einstens möglich sein wird, daß die Menschheit sich ohne diese kulturwidrigen Greuel weiter entwickelt, so hätten wir kaum die Kraft, all das Schwere, das uns und die Unsern schon betroffen hat, oder das uns noch bevorsteht, in Ruhe und mit Gleichmut auszuhalten ... Wer vom sichern Schreibstuhl aus, fern von den Greueln des Krieges, Loblieder auf den Krieg als etwas für immer Unentbehrliches singt, dem wünsche ich nur e i n e der Nächte, die wir hier durchleben."
>
> H., Amtsrichter und Lt. d. L.

Ich will hier nicht etwa den „Fall Foerster" „aufrollen"; das hat meines Erachtens gar keinen Sinn, solange die Notwendigkeit des Krieges die Zensur noch unentbehrlich macht; ich will nur feststellen, daß die Echtheit der von Foerster beigebrachten Zeugnisse aus dem Schützengraben nicht zu bestreiten, daß um die Wucht dieser Zeugnisse nicht herumzukommen ist, und daß der ein politischer

---

*) Der Vortrupp legt Wert darauf, festzustellen, daß auch seine Schriftleitung schon in der ersten Februarnummer 1915 Folgendes ausgesprochen hat: „Wir können uns daher auch als Folge des deutschen Sieges nur etwas wirklich Stolzes denken: ein deutsches Geschenk an die Menschheit. Dieser deutsche Sieg wird und muß ein Schritt weiter sein zur Ausdehnung der Rechtsordnung unter den Völkern ... Daß es, wenn dieser Krieg einmal ausgekämpft sein wird, eine der nächsten und höchsten Pflichten aller anständigen Menschen aller europäischen Völker sein wird, ernsthaft und sachlich die Frage zu prüfen: ‚Gibt es nicht vielleicht doch ein Mittel, uns davor zu sichern, daß so ungeheures Unheil sich wiederhole?' daran zweifeln wir allerdings nicht."

Die Schriftleitung des „Vortrupp".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Narr wäre, der etwa glaubte, das neue Deutschland nach dem Kriege könne gestaltet werden ohne Rücksicht auf den Geist, der aus diesen Zeugnissen spricht.

Anfang September 1916 hat dann die „Zentralstelle Völkerrecht, deutsche Zentrale für einen dauernden Frieden", einer der bekannten Ausschüsse, seinen Aufruf veröffentlicht. Er bezeichnet darin die Freiheit des deutschen Volkes, die Unabhängigkeit des Deutschen Reiches, die Unversehrtheit des deutschen Bodens, die Wahrung der deutschen Interessen im Auslande und noch andre nationale Forderungen als Selbstverständlichkeiten, verlangt daneben aber von dem kommenden Frieden

> daß er wirksame Einrichtungen schafft für die friedliche Erledigung künftiger internationaler Streitigkeiten auf dem Wege geordneter Vermittlung oder rechtlicher Entscheidung,

wobei dann noch hinzugefügt wird

> „Die deutsche ‚Zentrale Völkerrecht' ist der Überzeugung, daß im deutschen Volke, wie bei allen andern Kulturvölkern die Vorbedingungen für diese neue Politik gegeben sind, und daß nur ein solcher Friede der „deutsche Friede" im besten Sinne des Wortes sein würde."

Einen Tag vor der Kanzlerrede, am 8. November, erklärte einer der ersten Sachverständigen, die Deutschland für völkerrechtliche Fragen hat, Professor Philipp Zorn im „Tag"

> „Der ‚Gang nach dem Haag' enthält für uns durchaus nichts Unannehmbares ... Es liegt durchaus in dem großen Rahmen der deutschen Staatsentwicklung, daß wir bereit sind, internationale Streitfragen auf friedlichem, also insbesondere schiedsrichterlichem Wege zu erledigen, soweit immer dies als möglich erscheint ... Dafür ist die Zeit gekommen, auch deutscherseits das Bekenntnis abzulegen, daß die friedliche, insbesondere schiedsrichterliche Erledigung internationaler Streitfragen, soweit eine solche nur immer möglich ist, durchaus den Grundsätzen der deutschen Politik entspricht."

Und noch am Morgen des 9. November selbst, des Tages, der uns dann die Kanzlerrede brachte, hat auch Bernhard Dernburg sein klares Bekenntnis zu dieser Idee in einem Leitaufsatz des „Berliner Tageblattes" ausgesprochen — Bernhard Dernburg, der frühere Staatssekretär, der einmal, es ist noch nicht allzu viele Jahre her, der Abgott des deutschen Bürgertums war.

Immerhin, ehe die Kanzlerrede vom 9. November selbst erfolgte, sprach noch nichts dafür, daß auch unsre Regierung selbst so stehe. Daß, vor Bethmanns Zeit, unsre amtlichen Vertreter im Haag den Gedanken, von dem wir reden, nicht eben gefördert hatten, war bekannt. Außerhalb Deutschlands war es leider nicht so bekannt, daß sie das — auch Professor Zorn nennt es heute einen „Fehler" — aus besten Gründen subjektiver Überzeugung getan hatten. Vom Kanzler selbst wußte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

man, daß er, nur einige Jahre vor dem Kriege, in bezug auf diese Dinge das melancholische Wort gesprochen hatte: „Solange Menschen Menschen bleiben . . ." Ob er diese pessimistische Meinung gewandelt habe, darüber war nichts bekannt.

Die politischen Folgen davon waren nicht gut: die deutsche Regierung galt nun allgemein als Gegnerin der Idee. Und der starke Wille zu dieser Idee, der, wie dargelegt, in der angelsächsischen Welt, ganz besonders in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, herrscht, ließ infolgedessen Vielen dort den deutschen Staat ehrlich als eine Art Antichrist erscheinen, der der Welterlösung aus schierer Bosheit widerstrebe. Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, aber es ist durch einen eingehenden Bericht einer als zuverlässig bekannten Frau einwandfrei festgestellt, daß die Quäker Englands, die sich seit dem Bestehen ihrer Glaubensgenossenschaft bisher noch jedem Kriegsdienste grundsätzlich entzogen hatten, in diesem Kriege freiwillig Waffendienste genommen und getan haben: aus keinem andern Grunde, als weil es gelungen war, ihnen Deutschlands Stellung so darzustellen, wie eben gezeigt. Daß man, immerhin ohne wider subjektiv besseres Wissen zu reden, Deutschland als Gegnerin des Gedankens der zwischenvölkischen Rechtsordnung hinstellen konnte, das war eine der furchtbarsten Waffen, die während dieses Krieges in der angelsächsischen Welt gegen uns gebraucht worden sind: Nicht zum wenigsten der Gebrauch dieser Waffe hat die, vielen unter uns so unbegreifliche, Erscheinung geschaffen, daß die öffentliche Meinung Nordamerikas bisher so scharf gegen uns stand.

Trotzdem ist es verständlich, daß unser Kanzler das erlösende Wort erst jetzt ausgesprochen hat. Bethmann Hollweg ist kein Mensch, der, auch um des größten Erfolges willen, Gedanken ausspräche, ehe sie sich ihm völlig geklärt haben, und ehe er weiß, daß er zu dem ausgesprochenen Gedanken auch dauernd stehen, und daß er ihm die Tat folgen lassen kann. Hier aber stand es damit so:

Tiefer als der fröhliche amerikanische Optimismus Wilsons sah der schwere deutsche Sinn die ungeheuren praktischen Schwierigkeiten, die sich solcher Neuordnung der Dinge entgegenstemmen: Die Anarchie unter den Staaten beseitigen wollen, das ist das schwierigste Werk, das Menschen bisher überhaupt unternommen haben. Denn die Interessen-Spannungen regeln, die bisher zu den Kriegen geführt haben, das heißt so viel, wie die Erdschichten-Spannungen meistern, aus denen die Erdbeben geboren werden. Und die zerstörenden Instinkte, die eine Vererbung von wenigstens Hunderttausenden von Jahren in die Menschen hineingearbeitet hat, Instinkte, die jeder Kriegsausbruch bisher wieder entfesselt hat — diese Instinkte in eine Bahn zu lenken, wo sie

aufbauend wirken, anstatt zerstörend, das ist ein Werk, das dem Werke gleichkommt, die Glut der Erdvulkane zum Werkstattfeuer zu zügeln. Dieses wären technische Werke, jenes sind moralische; doch darum sind sie um nichts leichter, denn die Kräfte der Menschenseelen und die Spannungen zwischen den Menschenseelen sind noch stärker als die Kräfte der Natur und die Spannungen in der Natur: wie könnten sonst die Menschen die Natur beherrschen?

Es ist klar, daß jemand, der immer gezeigt hat, daß es ihm tödlichster Ernst damit ist, jedem Worte, das er in der Öffentlichkeit spricht, auch die Tat folgen zu lassen, nicht leichthin diese Gegengedanken beiseite schieben konnte. Er mußte sie erst überwinden. Manchem war gerade ob der bekannten, unendlichen Gewissenhaftigkeit unsers Kanzlers Angst geworden, ob er jene Gegengedanken überwinden werde: noch in jenem Aufsatze, der am Morgen eben jenes Tages erschien, wo dann die Kanzlerrede gesprochen wurde, schrieb Bernhard Dernburg schier verzweifelnd:

> „Ich stelle die Frage: nachdem Präsident Wilson sowohl vor der Taftschen Friedens-Liga, als auch in seiner Rede vom letzten Oktober die Völker der Welt zu einem Bekenntnis für die Wichtigkeit überstaatlicher Vereinbarungen aufgerufen hat, warum in Deutschland von keiner Seite, weder seitens der Regierung, noch aus dem Parlament heraus ein Echo gekommen ist? Oder gibt es irgend jemand, der den Greyschen Satz, wie ich ihn zitiert habe: Friedensveranstaltungen durch Waffen geschützt, nicht für richtig hielte oder nicht auszusprechen wagte? Warum muß man sich von Sir Edward Grey den Wind aus den Segeln nehmen lassen ...?

Aber ehe der Tag zu Ende ging, war das „Echo" da, stärker noch und wuchtiger, als selbst der „Aufruf", der es erweckt hatte. Denn, das dürfen wir mit Stolz sagen: so klar, so reinlich wie der deutsche Kanzler das Bekenntnis zu der Rechtsordnung unter den Völkern ausgesprochen hat, ist es noch von keinem der Staatsmänner gefaßt worden, die es vor ihm ausgesprochen haben. Daß er mit Zweifeln gekämpft hat, daß die als solche noch vorhanden sind, das hat er dabei klar und schlicht gesagt. Aber diese Schatten sind geschwunden vor einem starken, stolzen Willen: „Invitis nubibus".

Wie er die Zweifel überwunden hat? Ich glaube, er hat sie geschlagen mit dem Gedanken Kants „Du kannst, denn du sollst"; was in diesem Falle sogar so zu fassen ist: „Du kannst, denn du mußt".

Denn die Folgen, die auf uns hereinbrechen, wenn das Werk nicht gelingt, sind unausweichlich: Ich habe sie heute gezeichnet, sie heißen Europas Ende und das Ende jedes Volkes europäischen Stammes. Daraus erwächst die sittliche Pflicht — das „Du sollst" —, und erwächst ebenso die treibende Notwendigkeit — das „Du mußt" —, Alles, aber auch wirklich Alles an das Gelingen zu setzen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und, so schwer das Werk ist, für unmöglich brauchen wir es nicht zu halten: Ich verglich es mit technischen Aufgaben allergewaltigster Art. Auch die aber wären vermutlich zu lösen, wenn die Menschheit, oder doch die weiße Menschheit, gezwungen wäre, sie als etwas anzusehen, was sie lösen müßte bei Strafe der Vernichtung Aller. Diese technischen Aufgaben, und andre ähnlich gewaltiger Art, etwa die Urbarmachung der Wüste Sahara, wären vielleicht schon heute gelöst, wenn alle Kräfte der Geister, der Körper und des Geldes, die in diesem Kriege zerstörend gegeneinander getobt haben, gemeinsam aufbauend für die Lösung jener Aufgaben verwendet worden wären:

Und dann: Auf moralischem Gebiet h a t die Menschheit schon eine Leistung hinter sich, die wenigstens nicht viel kleiner ist, als die, die jetzt von ihr gefordert wird. Damit meine ich, daß die Menschheit die andre Anarchie bereits beseitigt hat, die in jedem Stamme und Volke unendlich lange unter den Einzelpersonen oder doch wenigstens unter den einzelnen Sippen geherrscht hat, bis es gelang, für bürgerliche Streitigkeiten einen Rechtsgang zu schaffen. Wir können glücklicherweise diesen Vorgang, der sich überall auf der Erde bald früher, bald später abgespielt hat, urkundlich und greifbar in einem Falle verfolgen, der in der Zeit noch nicht einmal tausend Jahre zurückliegt, und der noch dazu bei einem Volke spielt, das mit uns und mit den Angelsachsen gleich nahe, und mit beiden sehr nahe, verwandt ist: Dem schaffenden Politiker unsrer Tage ist dringend zu raten, sich einmal auf einige Stunden in die Chroniken der Bauernfamilien Islands zu vertiefen, wie sie besonders der Dürerbund in dem Sammelbuche „Isländerbuch" von Arthur Bonus, und dann, noch ausführlicher, der Verlag von Eugen Diederichs in der Sammlung „Thule" uns vorgelegt hat. Da wird der Politiker erkennen, daß auch bei germanischen Völkern vor wirklich garnicht langer Zeit die Zustände des Privatrechts noch genau so anarchisch waren, wie heute die Zustände des Völkerrechts anarchisch sind, und zwar einfach darum, weil damals ein vernünftiger Rechtsgang zwischen den Einzelpersonen genau so fehlte, wie er heute noch zwischen den Völkern fehlt. Und der schaffende Politiker mag erkennen, wie schnell dann die Anarchie unter den Einzelpersonen versunken ist, als die Zeit dafür erfüllet war — und mag daraus tatfrohen Optimismus schöpfen für die große Aufgabe, die ihm heute gegeben ist für die Zustände unter den Völkern.

Geboren aus Zweifeln und aus schwerem geistigen Ringen, ist uns das Kanzlerwort vom 9. November 1916 um so teurer und wertvoller. Gesprochen mußte es werden, auf daß dadurch der Grund gelegt werden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

könne zu dem Wege, den die Völker Europas und ihre Abkömmlinge künftig gehen müssen, wenn sie leben wollen. Zwei Dinge vor Allem hat dies Kanzlerwort schon gewirkt:

Zum Ersten: Es hat viel dazu getan, daß der Friede kommen kann, der das gegenwärtige Weltunheil endet. Denn nun kann keiner in angelsächsischen Ländern oder sonstwo mehr glauben, daß unser Vaterland der Gegner dessen sei, wonach sich die verlechzende Menschheit so brennend sehnt: der organisierten Rechtsgemeinschaft der Völker. Und also wird, wer noch dafür arbeitet, daß das über unser Land geglaubt werde, weil er weiß, daß dieser Glaube eine der wuchtigsten Waffen gegen uns war, diese falsche Meinung von nun an vergebens ausstreuen. Und damit stirbt viel Haß. Dann aber ist nun auch ein Punkt vorhanden, von dem man sicher weiß, daß er in den Friedensvertrag oder in die künftigen Friedensverträge hineinkommen wird. Ein Punkt, hinsichtlich dessen alle Beteiligten das gleiche, brennende Interesse haben, daß er hineinkommt, ja ein Punkt, der nach der übereinstimmenden Überzeugung aller Beteiligten das Allerwichtigste in dem Friedensvertrage oder in den Friedensverträgen sein wird. Und diese Einigkeit, diese bewußte Einigkeit über den Hauptpunkt, erleichtert es sehr, überhaupt an diesen Vertragsschluß heranzugehen. Auch einem Vermittler ist es nun sehr viel leichter gemacht, die Vermittlung anzubieten, nachdem er einmal weiß, daß es einen Punkt, und zwar den Hauptpunkt gibt, wo sich das Sehnen aller beteiligten, heute blutenden, Völker begegnet.

Und dann das Zweite: In seinem Aufsatze in den „Preußischen Jahrbüchern", den ich oben erwähnt habe, hat Hans Delbrück betont, daß man diese Dinge auf zweierlei Art anfassen könne, nämlich entweder utopisch, oder aber praktisch. Er meint dabei, die Grenzlinie zwischen beiden Behandlungsarten sei nicht leicht zu finden. Für meine Auffassung läuft diese Grenzlinie so:

Utopisch wäre es, wenn wir nach dem Friedensschlusse sagen wollten: „So, nun haben wir den Friedensvertrag mit den schönen internationalen Abmachungen, nun haben wir die Garantie dafür, daß dies der letzte Krieg gewesen ist. Nun können wir in Frieden essen, trinken und schlafen." Praktisch aber wird es sein, wenn wir dann sagen: „Die internationalen Abmachungen in diesem Friedensvertrage sind die erste, schwache Grundsohle für den Damm durch das tobende Chaos. Noch zittert sie täglich und stündlich unter dessen Stößen. Jetzt gilt es, in schwerer Gedankenarbeit zu sinnen, wie der Damm selbst zu bilden ist, und dann in unendlicher Anstrengung den spröden Stoff zu ihm zu formen. Uns droht der nächste Krieg, und damit Europas Ende. Helft Alle, ihn zu bannen."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dieses Werk aber unendlichen wissenschaftlichen Forschens und ungeheurer, systematischer, praktischer Arbeit könnten die Völker der Erde nicht vollbringen, ohne daß das Volk der Wissenschaft und der organisierten Arbeit, das deutsche Volk, mit ganzer Kraft und ganzer Seele dabei wäre. Seit dem 9. November 1916 wissen wir, daß es dabei sein wird.

An der Entscheidung aber, die Deutschlands Kanzler, der Kant-Schüler Bethmann Hollweg, am 9. November 1916 allen Zweifeln zum Trotz getroffen hat, wird sich, so vertrauen wir, einmal das Wort als wahr erweisen, das ein andrer Kant-Schüler, Friedrich Schiller, geprägt hat:

„Gib der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen."

Die Frucht dieser Entwicklung wird der Lohn der Opfer sein, die unser Volk im Weltkriege gebracht hat. Jeder andre Lohn wäre zu gering.

Fidelis.

Alt und Neu

Unter „Alt und Neu" geben wir zu geeigneter Zeit Stücke aus den Werken alter und neuer Dichter und Schriftsteller. Wir bevorzugen dabei selbstverständlich solche Werke, die nicht nur künstlerischen oder literarischen Wert haben, sondern von denen auch ihr Inhalt erweist, daß sie zu dem Gesunden gehören, was in unserm Land und Volk (oder anderswo) wächst und wird. **Vortrupp.**

Spanien.

Reisebilder von Johannes Mayrhofer.

Wir wünschen, unsre Leser auf die Arbeiten des Hamburger Schriftstellers Johannes Mayrhofer hinzuweisen und drucken deshalb aus seinem kurz vor Kriegsausbruch erschienenen Reisebuche „Spanien" ein Stück ab, das dem Kapitel „Gibraltar" entnommen ist*).

Bei meinen ersten Spaziergängen war ich oberhalb des alten malerischen Maurenkastells wiederholt auf Schwierigkeiten gestoßen; jedesmal,

*) Spanien, Reisebilder von Johannes Mayrhofer. Geb. M. 4.60. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. B.

Von den übrigen Veröffentlichungen des Verfassers seien genannt: Nordische Wanderfahrt. Mit 55 Illustrationen. Geb. M. 3.60. Pustet, Regensburg. — Türkische Lenzestage. Reisebilder vom Goldenen Horn. Geh. M. 0.80. Ebenda. — Was die Alster rauscht. Novelletten und Skizzen. 2. Aufl. Geb. M. 2.40. Ebenda. — Henrik Ibsen. Ein literarisches Charakterbild. Geb. M. 4.—. Petrus-Verlag, Trier.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenn die Aussicht ganz umfassend wurde oder wenn sich ganz neue kulturelle Perspektiven eröffneten, konnte ich sicher sein, einer der verhängnisvollen, verneinenden, verbietenden Tafeln zu begegnen.

Jetzt aber, da ich einmal mutig in die Höhle des Löwen ging, erwies er sich großmütiger, als ich gedacht hatte. Meinen photographischen Apparat allerdings mußte ich abgeben, dafür durfte ich aber, unter kundiger Führung, einen beträchtlichen Teil der berühmten Galleries (Galerien) besichtigen. In blendendem Sonnenlicht gehen wir zunächst zwischen kühn aufragenden Mauern des alten Kastells und modernen Anlagen hindurch, dann nimmt uns die Nacht der in die Felsenmassen des Berges gesprengten Gänge auf. Immer weiter, immer tiefer in die Welt der Geheimnisse. Und immer wieder erschließt sich in der rauhen Felswand eine breite Öffnung mit dem Ausblick in lachende Fluren, auf blaues Meer, in unendliche Abgründe. Unmittelbar vor uns, senkrecht, schauerlich der Absturz in die Tiefe. Überall grinst der Tod dem einsamen Wandersmann entgegen. In der Pforte, die aus dem Schloß des Berges zu Licht und Freiheit führt, steht — erbarmungsloses Eisen! — eine dräuende Kanone, und fast will es uns scheinen, daß auf den düstern Metallmassen auch eine bleiche Knochengestalt in wehenden Schleiern sich hebt, grinsend über den Tag, da der ganze Felsen von Gibraltar sich in einen feuerspeienden Berg verwandeln, da aus all diesen in der Ferne so unauffälligen, harmlosen Felsenlöchern tausendfaches Verderben blitzen wird.

England sitzt hier auf dem äußersten Vorsprung eines Landes, das ihm im übrigen nicht gehört, einem Stück Erde, das trotz seiner wenigen Quadratkilometer ganze Provinzen aufwiegt. Vergeblich hat Spanien sich gemüht, den ungebetenen Gast von sich abzuschütteln. Noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts versuchte es im Bunde mit den Franzosen, den lästigen Nachbar zu vertreiben. Aber als die Geschütze der Engländer zeigten, daß sie auch mit den „unverbrennbaren und unversenkbaren Batterien" fertig wurden, hat man sich schließlich wohl oder übel beruhigt und keinen neuen Angriff mehr unternommen.

Bei unserer weiteren Wanderung durch die Felsengalerien sehen wir, wie auch nach Norden, nach der neutralen Zone, und nach dem unschuldigen Städtchen Linea de la Concepción die englischen Geschütze ihre kalten Angesichter richten. Und von der Ostseite des Berges grüßt wieder das Mittelmeer herauf, ahnungslos und sonnenleuchtend.

Damit schließt unsere Wanderung. Denn die letzten Geheimnisse bekommt der Deutsche nicht zu sehen, und ein deutscher Schriftsteller schon gar nicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erst wägen, dann wagen!

Einige Bemerkungen zur Frage der Kriegerheimstätten.

Die Bedeutung der Kriegerheimstätten, die Notwendigkeit, Kriegsverletzten Gelegenheit zu angemessenem Erwerb zu verschaffen, ist unbestreitbar. Man hat sie hier und da schon in die Wirklichkeit umzusetzen gesucht, und wir werden unausgesetzt weiter bestrebt sein müssen, Volksgenossen, die Gesundheit und Blut für Vaterland und Heimat opferten, im späteren Leben vorwärts zu helfen und ihnen, soweit es möglich ist, Heimstätten zu schaffen, wo sie für sich und ihre Familien ihr Brot finden können. Ein eigenes Haus, Land für Acker- und Gartenbau, das ist es, was Viele wünschen, und was wir ihnen geben möchten. Im Reichstage und in Vereinen hat man sich mit dieser Forderung beschäftigt, wohlmeinende, tüchtige Männer und Frauen traten dafür ein, viel ist darüber geschrieben und geredet worden.

Dabei hat man einige Fragen, die von grundlegender Wichtigkeit sind, nicht immer mit gleichem Eifer behandelt. Am wichtigsten scheint mir die Frage: wer eignet sich als Eigner einer solchen Kriegerheimstätte?

Wer einmal hingeschaut hat in den Betrieb einer „Gartenstadt" oder einer „Eigenheimsiedelung", der ahnt oder kennt allerlei von den Schwierigkeiten, die sich schon bei solchen Gründungen herausgestellt haben. Der brennende Wunsch, der grauen Großstadtwüste zu entfliehen, auf der eigenen Scholle zu hausen, selbst dem Boden das abzugewinnen, was man zum Leben braucht und was er hergibt, mit Gleichgesinnten zusammen etwas Schönes zu schaffen — — dieser Wunsch schlummert in so vielen Menschen. Auch viele unserer Feldgrauen, die dort draußen in der Öde und dem Grauen der zerwühlten Felder und der zerschossenen Schützengräben liegen, werden sehnsuchtsvoll an solch eine Heimstätte denken. Sie schützen das deutsche Land und haben ihn doppelt lieben gelernt, den Boden der Heimat. Und man hat ihnen ein Stück Eigenland als lockendes Ziel gezeigt.

Aber wird der Wunsch so in Erfüllung gehen, wie sich mancher dieser Leute ihn ausgemalt hat? Kann wirklich ihnen Allen — sie wird bei sehr Vielen wachgerufen werden — die Sehnsucht gestillt werden, die jetzt geweckt wird? — Bei manchem Manne gewiß! Bei manchem aber nicht.

Nicht jeder, der den Wunsch nach einer solchen ländlichen Heimstätte hat, trägt nämlich in sich die Gewähr, daß dieser erfüllt werden kann. Die Erfahrung habe ich verschiedentlich schon machen können. Recht oft ist es mir nämlich vorgekommen, daß mir Berufsgenossen gesagt haben: „Wenn ich älter bin und mir die erforderlichen Mittel gespart habe, dann mache ich's wie Sie: dann will auch ich fort aus dem Hasten und Hetzen des heutigen Erwerbslebens, fort aus dem Lärm und Dunst der Großstadt —

dann will ich hinaus aufs Land, mir Ziegen und Hühner halten, einen Obstgarten anlegen und mein Gemüse selbst bauen."

„Auch das will alles gelernt sein," sage ich dann.

„So etwas kann man doch leicht lernen," wendet man ein.

„Natürlich kann man das lernen. Man kann ja auch ein Handwerk, das Ingenieurfach oder die Juristerei und die alten Sprachen erlernen. Aber man soll nicht glauben, daß einem ‚so etwas' nur so zufällt, oder daß ‚so etwas' zu lernen keine Zeit und kein Lehrgeld kostet."

„Das mag ja wohl richtig sein, aber ich habe Lust dazu," sagt man dann wohl. „Dann wird's schon gehen!"

„Auch die nötige Ausdauer?" frage ich. „Und dann noch eins: Womit gedenken Sie sich sonst noch zu beschäftigen? — Wenn Sie nur von Ihren Renten leben wollen, — gut! — dann müssen Sie ‚Liebhabereien' haben oder besser noch, eine ernste, Ihre sonstige Zeit und Ihre Gedanken ausfüllende Tätigkeit. Denn bedenken Sie wohl: Wir haben sechs lange Monate, wo der Garten ruht und die Abende lang sind. — Wenn Sie aber nicht von Ihren Renten leben wollen oder können, dann müssen Sie sich darüber klar werden, daß Sie etwas nebenbei verdienen müssen. Die ‚Grille' im Märchen geigte den ganzen Sommer und war vergnügt; im Winter aber mußte sie betteln. So ähnlich kann es auch einem Menschen ergehen, der sich das ‚Landleben' zu schön vorstellt."

Ich habe dann die Erfahrung gemacht, daß mancher, der wohl „Lust zum Landleben" hatte, sich davon, und auch von der Beschäftigung und den Erwerbsmöglichkeiten, also von dem, was geboten und gefordert wird, recht unklare und meist gar zu rosig gefärbte Vorstellungen machte. Und ich habe es erlebt, daß solche Leute nachher enttäuscht wurden und — wieder in die Stadt zogen.

Nun ist mir natürlich ganz klar, daß bei der Ansiedlung von Kriegsbeschädigten, bei den „Kriegerheimstätten" nicht die gleichen Bedingungen und Verhältnisse vorliegen, wie ich sie eben andeutete. Es bleibt aber bestehen, daß auch dort so mancher nur die guten Seiten sieht und alles andere nicht aufkommen lassen will, was — in und um uns — dagegen spricht.

Das aber ist gefährlich. Das schadet der guten Sache. Daraus entstehen dann nachher Unzufriedene. Diese Unzufriedenheit wirkt schädigend auf das Gemeinwesen und führt zu Mißerfolgen im allgemeinen.

Wer das Gute wirklich erreichen will, der muß beide Seiten — die helle und die dunkle — ruhig und sachlich betrachten, und dann eben die Leute aufklären und von solchen Unternehmungen abraten, die sich nicht für ländliche Lebensverhältnisse und Schöpfungen eignen. Sie dürfen nicht glauben, es gehöre nur „Lust" dazu, dann käme der Ertrag, das gute Auskommen, der Erfolg und das ruhige, zufriedene Leben von selber.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich hatte im Vorstehenden zunächst kleinere Heimstätten im Auge, solche, die ein Kriegsbeschädigter sich mit Hilfe eines kleinen Vermögens oder seiner Rente erwerben kann. Zu einem größeren Rentengut mit Ackerbau und Viehzucht gehören natürlich, außer „Kapital", besondere landwirtschaftliche Kenntnisse und eine gehörige Erfahrung. Die muß der Landmann im praktischen Betriebe erworben haben. Mehr noch: dazu gehören „Eigenschaften", die man nicht erlernt, sondern die wohl „angeboren" sein müssen. Dafür ein Beispiel:

Ein guter Bekannter, der zu einem netten Vermögen gekommen war, kaufte für seinen Bruder eine größere Landstelle. Der sollte es dort besser haben als früher, wo er als kleiner Handwerksmeister auf dem Lande gelebt hatte. Wohlgemerkt: auf dem Lande. Von Kindesbeinen an hatte er dem Landbetrieb nahegestanden.

Nach einigen Jahren sprach ich mit meinem Bekannten wieder über diese Bauernstelle, und da erfuhr ich, daß er sie wieder verkauft hatte. „Es ging doch nicht recht," sagte er.

Ich wunderte mich darüber und meinte, der Bruder sei doch auf dem Lande groß geworden und müßte nun das „Bauerspielen" kennen und können. Da erhielt ich mit einem feinen Lächeln die Antwort: „Ich glaube, man muß dafür geboren oder in die Landwirtschaft hineingewachsen sein, wenn man ein rechter Bauersmann werden will. Dazu gehört ein gewisses Gefühl, das muß so in dem Menschen liegen ... Sonst wird's nichts." —

Als er das gesagt hatte, schwiegen wir beide stille, und es tauchten vor mir eine Reihe von Gestalten und Besitze aus meiner Heimat auf, die ich seit langen Jahren kannte, von denen ich Großvater, Vater und Sohn gekannt hatte. Und ich fühlte, daß er recht hatte. — Gerne will ich heute hinzusetzen, daß Gefühle und Eigenschaften, wie sie der Bauersmann haben muß — vielleicht von den Urvätern her —, in manchem unserer Feldgrauen schlummern und sich durchsetzen werden, wenn er nachher mit dem Pflug die eigene Scholle bricht. Ich möchte aber trotzdem betonen, daß außer landwirtschaftlicher „Erfahrung" noch manches andere notwendig ist, wenn eine Acker- oder Landwirtschaft mit Erfolg betrieben werden soll. Darüber ist man sich auch wohl in maßgebenden Kreisen einig.

Nun zurück zu den kleineren Heimstätten, zu solchen, die den Kriegsbeschädigten nur eine eigene Wohnung mit Garten bieten sollen. Da gilt es zunächst, eine weitere Frage gründlich zu erwägen: Wo sollen diese Heimstätten geschaffen werden? Eine wichtige, und auch eine schwierige Frage! — In der Nähe der Großstädte, ja überhaupt der Städte, die Aussicht auf Ausnutzung der Arbeitskraft und günstigen Absatz für die Gartenerzeugnisse der Ansiedler bieten, sind die Bauplätze teuer, oft übermäßig

teuer. Sobald nämlich irgendwo eine einigermaßen günstige Verkehrsader erschlossen ist — was natürlich in der Regel viel Geld kostet und nachher sich bezahlt machen muß —, so steigt das Land sogleich im Preise. Ohne Verbindung mit der Stadt kann aber zurzeit die eigene Arbeitskraft des Ansiedlers nur selten so ausgenutzt werden, daß er davon leben kann, es sei denn, daß der Ansiedler selbständig ein Handwerk betreibt, das ihm hinreichend Kunden aus der Nachbarschaft zuführt. Das setzt dann aber auch schon voraus, daß er in einem Orte lebt, der „Einwohner" hat; je bevölkerter der Ort ist, desto besser ist für den Handwerker die Aussicht auf Verdienst aus seinem Handwerk, desto teurer ist aber auch in der Regel der Grund und Boden, der zur Ansiedlung nötig ist. Man müßte gegebenenfalls also daran denken, in der Nähe der Siedelung solche Betriebe einzurichten und Werkstätten zu schaffen, die dem Kriegsbeschädigten angemessene Arbeit und Verdienst geben.

Es ist nun ferner zu bedenken, daß unmittelbar nach dem Kriege, und wahrscheinlich auch noch eine beträchtliche Zeit nachher, das Bauen recht teuer sein wird. Man wird dann nicht den Rentabilitätsberechnungen die bisherigen Preise zugrunde legen können; man muß also mit wesentlich höheren Mietspreisen rechnen. Das scheint mir auch der Aufsatz zu bestätigen, den die „Hamburgische Lazarett-Zeitung" Nr. 16, 1916, über die „Hamburger Kriegerheimstätten" brachte. Es heißt da auf Seite 6:

„Leider hat die gemeinnützige Kriegerheimstätten-Gesellschaft mit Bedauern feststellen müssen, daß dieses Haus auf Grund der von den billigsten Unternehmern abgegebenen Angebote nicht unter M. 6000,— herzustellen sein wird ..." Allerdings schließt dieser Preis die Instandsetzung des Gartens, Umzäunung, Bäume usw. mit ein. Der Gesamtpreis, zu dem eine solche Kriegerheimstätte (1 Morgen Land, Haus [Doppelhaus] mit einer größeren, zwei kleineren Stuben, Küche, Keller, Bodenraum, Stall für eine Ziege und ein Schwein) hergegeben werden kann, würde einer Jahresmiete von zusammen M. 420,— entsprechen. Wer diese Miete pünktlich zahlt, gelangt nach 37 Jahren in den schuldenfreien Besitz des Hauses und Grundstücks. In dem Mietspreis ist also eine Tilgung vorgesehen. Aber es ist gesagt, dieser Mietspreis „ist höher ausgefallen, als wir ursprünglich beabsichtigten".

Das war es, worauf ich hinweisen wollte, denn das wird voraussichtlich in der Zeit, wo an die Verwirklichung der Heimstätten herangetreten werden soll, überall — und vielleicht in höherem Maße noch — zutreffen.

Diese Häuser der Hamburger Kriegerheimstätten sollen übrigens im Gebiet der Landherrenschaft Ritzebüttel errichtet werden, auf geschenktem Lande. In der Nähe sind zwei Fabriken, die leichte Arbeit für Kriegsbeschädigte zu angemessenen Löhnen in Aussicht gestellt haben. Diese Vorbedingungen für das Vorwärtskommen sind dort also günstig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In solchen Heimstätten soll nun der Mann, mit Hilfe seiner Familie, den Garten bestellen, Kartoffeln, Gemüse und Obst pflanzen und ziehen, er kann Hühner-, Ziegen-, Kaninchen- und Bienenzucht betreiben. Hat er zu dem allen nicht nur Lust, sondern auch Geschick und Ausdauer, und hat er dazu seine Arbeit in der Fabrik oder sonstwie, so kann und wird ihm die Heimstätte zu einer Segensstätte werden.

Von der Heimstätte allein aber kann er nicht leben; sie bietet ihm weder Arbeit noch Einkommen genug, selbst wenn noch etwas Land hinzukommt. Zeitweilig gibt es freilich Arbeit genug, namentlich im Frühling und im Sommer. Aber dann kommt der Winter, dann kommen die sechs langen toten Monate. Was dann? —

Ich las nämlich einmal in einem aus gutem Herzen heraus geschriebenen Aufsatz „unter dem Strich" einer Hamburger Zeitung: dann könne der Mann sein Holz sägen, seinen Ziegenstall rein machen, Kompost umsetzen, Haus und Umzäunung instand setzen und anstreichen usw. — —

Das k a n n er freilich! Aber l e b e n kann er mit seiner Familie davon n i c h t. Im Sommer läßt sich allerdings aus so einem Garten recht viel zum Lebensunterhalt herausschlagen und auch für den Winter aufbewahren. Man kann in den Ausführungen mancher Gartenfreunde lesen, daß jeder Quadratmeter so eines Gartens 40 Pf. bringen kann. — Ja, es gibt Quadratmeter, die das bringen können, aber da ist denn meistens auch „was hineingesteckt". Und solche Summen kommen am leichtesten zustande, wenn man seine eigenen Erzeugnisse nach den Preisen der städtischen Kleinhändler berechnet. Wie es aber damit steht, wenn man selbst damit handeln und seinen guten Verdienst daraus haben will, dafür lieferte die jüngste Zeit manche lehrreiche Beispiele.

Der „Höchstpreis" für Zwetschen wurde im September d. J. festgesetzt auf 10 Pfennig für das Pfund, wenn der „Erzeuger" sie selbst pflückt. Der Verkaufspreis im Kleinhandel, gültig bei Entnahme von 1—20 Pfund, durfte 25 Pfennig betragen. Wer also 1000 Pfund Zwetschen von seinen Bäumen gepflückt hat, der bekommt für die Ware einschließlich Arbeitslohn für das Pflücken 100 M.; die städtische Hausfrau muß dafür 250 M. bezahlen. Der Ansiedler kann lange Jahre warten und muß manchen Baum pflanzen, bis er 1000 Pfund Zwetschen erntet. — —

Für Johannisbeeren zahlte man noch diesen Sommer in Schleswig-Holstein auf dem Lande 10 Pfennig für das Pfund — gepflückt. Dabei kann man nicht einmal einen g u t e n Tagelohn erzielen. —

Für Äpfel geringerer Sorte, zur Marmeladeerzeugung, wurde $7^1/_2$ Pfennig als Höchstpreis festgesetzt. Tafelobst wird freilich viel teurer bezahlt; wer aber im letzten Winter die Hamburger Obstläden betrachtete, konnte auch da eigentümliche Erfahrungen machen. Vorzügliche deutsche Äpfel, so z. B. Schöner von Boskoop, schöne große Früchte, kosteten 40 bis

50 Pfennig das Pfund — wohlgemerkt: im Laden! Was der Erzeuger dafür bekommen hat, weiß man nicht. — Aber dicht daneben waren „Amerikaner" ausgestellt, gut aussehende, fein verpackte Früchte, denen aber in Geschmack und „Charakter" die besten deutschen Sorten wahrlich nicht nachstehen, die kosteten M. 1,— bis M. 1,20. Und sie wurden gekauft, denn es waren ja Amerikaner! Ähnlich ging es früher mit der Marmelade: viele unserer Früchte und unser Zucker gingen in die englischen Fabriken. Man zahlte dann in Deutschland für die preisgekrönte Marmelade von James Keiller & Sons in Dundee und für andere ausländische Ware viel Geld, während das einheimische Obstmus zurückgesetzt wurde. — Auf diesem Gebiet wird sich also manches — auch bei den Käufern — ändern müssen, wenn der Heimstättenbesitzer etwas aus seinem Garten machen soll. —

Genug davon! Ich wollte nur ein Streiflicht auf tatsächliche Verhältnisse werfen. Möglich, daß es reichlich viel Schatten zeigt, gegenüber anderen Seiten und Verdienstmöglichkeiten, die die Tüchtigsten und Findigsten herauszugreifen wissen. Man darf aber nicht nur diese zum Vergleich heranziehen, und man muß auch die Schattenseiten betrachten. Wenn man alles gut und schön zu finden sucht, nur weil die Bestrebungen gut sind, so kommt gar zu leicht der Schaden, wenn es zu spät ist.

Ich könnte nämlich auch noch ein Liedlein singen von den allerlei und den nicht immer günstigen Erfahrungen, die der Anfänger und auch mancher Fortgeschrittene in der Schweine-, Ziegen-, Hühner-, Enten- und Bienenzucht macht. Da geht auch nicht alles so glatt. Dazu gehört auch außer Lust und Liebe recht viel Erfahrung und Geschick. Auch die Fürsorge für die Tiere will erlernt sein. Und es gehört noch allerlei mehr dazu, um wirklich etwas Erhebliches aus der Kleintierzucht herauszuwirtschaften. Vor allen Dingen: es ist das alles ganz gut und schön, es kann auch die Lebenshaltung wesentlich verbessern und erleichtern, wichtig aber ist und bleibt es, daß der Mann außerdem einen Verdienst hat, sei es aus einem selbständig betriebenen Handwerk, sei es aus sonstigem Tagewerk. Je mehr er aber alsdann vom Hause fort ist, desto mehr muß sich seine Frau um den Garten und um die Tiere kümmern. Es eignet sich auch nicht jede Frau dazu.

Nun hat vielleicht mancher Leser den Eindruck, als ob ich den Förderern dieser Bestrebungen — und das ist doch jeder, der den Kriesgbeschädigten ihr Los erleichtern will — genug Steine in den Weg geworfen hätte. Aber so ist das nicht gemeint! Die Steine waren längst da. Mancher, der aus der Enge der Stadt hinausstrebte, hat schon ein Rad daran zerbrochen oder hat sich an ihnen mit seiner Karre festgefahren. Mancher stolpert noch zwischen ihnen umher. — Ich zeigte sie nur, damit solche, die da glauben, alles müsse glatt und schön gehen, weil sie oder andere „Lust dazu haben", vor Enttäuschungen bewahrt bleiben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Daraus folgt also zunächst: ungeeignete Leute soll man — im eigenen und im allgemeinen Interesse — von ländlichen Siedlungen fernhalten. Sitzen solche mal mitten drin, so fühlen sie sich unglücklich. Sie haben selbst den Schaden davon, und sie schaden Anderen. Sie können die besten, liebsten Kerle sein, sie sind aber in einer solchen „Heimstätte" nicht am Platze. Sind sie aber nach dem vom Reichstag genehmigten Kapitalabfindungsgesetz abgefunden, steht das Kapital als Hypothek in ihrem Grundbesitz, so können sie nicht ohne weiteres aus diesen Verhältnissen herauskommen. Es soll dann ja der obersten Militärbehörde das Recht zustehen, die Weiterveräußerung eines solchen Grundstücks innerhalb einer Frist von nicht über zwei Jahren zu verhindern. Solche Maßnahmen sind bestimmt, die „Spekulation" zu verhindern und seßhafte Leute in der Kolonie zu erhalten. Diese Gesetze wirken in bodenreformerischem Sinne. Sie sind vortrefflich, wenn die Siedler gut sind. Sie schützen die Strebsamen, die bodenständig werden können und wollen. Sie können aber auch die Ungeeigneten hindern, den Staub der Landsiedlung von ihren Füßen zu schütteln und in die Stadt zurückzuwandern, in deren Getriebe sie nun einmal sich als Rädchen schon früher so hineingeschliffen hatten, daß sie nur dort hineinpassen. Es wäre immerhin möglich, daß eine Behörde diese Untauglichkeit nicht gleich anerkennen kann und will. — Man kann doch nicht von jeder Behörde alle Einsicht und einschlägige Kenntnis verlangen! — Und dann sitzt der unzufriedene Siedler da und macht Andere auch unzufrieden, oder er — verbummelt gar. Ungeeignete Leute soll man also nicht nur fernhalten, sondern ihnen behilflich sein, daß sie in andere, ihnen zusagende Verhältnisse kommen, wo sie Besseres leisten können. Inwieweit die Gesetzgebung auch dazu helfen soll und kann, das zu entscheiden muß ich den berufenen Leuten überlassen.

Damit nun aber die Ansiedler nicht enttäuscht werden, die nicht nur „Lust", sondern auch Geschick und Ausdauer mitbringen, damit sich diese nicht festfahren auf schlecht bereiteten Wegen, müssen mancherlei Steine weggeräumt oder zerkleinert werden, die das Vorwärtskommen hemmen.

Es wird von verschiedenen Seiten, auch von Städten und Gemeinden, Land angeboten werden für Kriegerheimstätten, darunter passendes und unpassendes. Zu wünschen ist, daß passendes Land geschenkt wird. Aber man muß doch damit rechnen, daß passendes meist teuer ist, abgelegenes und unfruchtbares meist billig. Es wird nicht immer leicht sein, die Wahl richtig zu treffen. Da muß das Für und Wider kühl und unparteiisch gegeneinander abgewogen werden; ungünstige und zweifelhafte Angebote müssen unbedingt abgelehnt werden.

Manche Städte und Gemeinden könnten nun aber in anderer Hinsicht mehr als bisher tun. Sie könnten — gerade für diesen Zweck — Verkehrsgelegenheiten schaffen, damit die Siedler und ihre schulpflichtigen Kinder Arbeitsstätten und Schulen besser erreichen und auch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihre Erzeugnisse schnell und billig an den Markt bringen könnten. Wo Wasserwege nahe sind, wird ein solcher Verkehr am leichtesten sich machen lassen. So haben es z. B. die in der Nähe Hamburgs, an der Elbe wohnenden Milch und Gemüse liefernden Bauern schon vor Jahrzehnten gemacht: sie schafften sich e i g e n e Dampfer an. Wenn die Stadtgemeinden so die Siedler mit ihren Märkten in Verbindung brächten, so würden Stadt und Land dabei sich gut stehen.

Ein weiterer Schritt zur Erzielung angemessener Preise ist der Zusammenschluß zu Vereinigungen, die Erzeuger und Verbraucher direkt zusammenbringen; in ähnlicher Weise, wie das schon die „Hausfrauenvereine" anstreben und an manchen Orten auch erreichten. Stadt- und Landfrauen haben sich vereinigt. Gemeinsame Verkaufsstellen dienen ihren Bestrebungen. Die Erzeugnisse des Land- und Gartenbaues werden auf dem besten, dem kürzesten Wege verwertet. Derartige Vereinigungen können die Siedler außerdem zu billigeren Futter- und Düngemitteln verhelfen, und auch sonst ihren Interessen in mancherlei Weise dienen. Man kann gemeinsame Dörrvorrichtungen für Gemüse und Obst, Einrichtungen für Fruchtsaft- und Obstmusbereitung beschaffen. Mancherlei Hilfen werden durch Zuchtvereine für Ziegen, Kaninchen, Geflügel usw. geleistet; sie stehen auch dem Anfänger mit Rat und Tat zur Seite.

Das alles und noch manches mehr soll aber erst geschaffen werden. Und gerade da heißt es: „Aller Anfang ist schwer." Wo aber die günstigen Vorbedingungen fehlen, wo die Hilfen nicht von vornherein dem Anfänger zur Seite stehen, da wird er gar leicht hilf- und ratlos. Man muß also an vieles denken, viele Vorarbeiten machen, bevor man sagen kann: der Kriegsbeschädigte hat Aussicht, sich auf seiner Heimstätte zu halten und vorwärts zu kommen. Viele Steine sind aus dem Wege zu räumen, viele Stützpunkte sind zu schaffen.

Man soll nicht nur auf die lockenden Höhen zeigen und freudig rufen: „Dort sollt ihr Hütten bauen und fröhlich sein! — Vorwärts! — Hinauf!" — Notwendig ist es, zunächst ruhig und sachlich zu prüfen, w a s mit den vorhandenen Kräften und Hilfsmitteln erreicht werden kann, w e r etwas erreichen kann, und w o etwas erreicht werden kann. Dann sind Stufen in den Stein zu hauen, die hinaufführen, und Wege zu bahnen, die auch ein Kriegsbeschädigter gehen kann. Und es sind — sorgsam und unparteiisch — die Leute herauszusuchen, die Gewähr oder begründete Aussicht bieten, daß sie dort oben bodenständig werden können. Nur so werden die Förderer vor allzu viel fruchtloser Arbeit bewahrt und die Kriegsbeschädigten vor Enttäuschungen geschützt.

Wir wollen die Schwierigkeiten und Hindernisse kennen und wägen, damit wir sie, soweit es möglich ist, vor dem Anfang überwinden. Es sind ihrer viele. Das soll uns nicht entmutigen, sondern zu ernster Arbeit antreiben. —

Georg Asmussen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ein Schatten auf der deutschen Kriegswirtschaft.

Jüngst stieß ich mit meinen Schülern auf unserer Wanderung durch die Geisteswelt der Alten auf einen Gedanken, der von jeher für alle religiösen Tatmenschen das Leitmotiv ihres Lebens gebildet hat: daß die Voraussetzung für den Beistand der Gottheit verständige Selbsthilfe ist. Nach Beweisen brauchten wir nicht lange zu suchen; den glänzendsten liefert ja das Deutschland des Weltkrieges. Daß freilich auf dieses packende, lichtvolle Bild auch manch dunkler Schatten fällt, den zu bannen das deutsche Volk anscheinend die Kraft nicht aufbringen kann, das habe ich dort nicht erörtert, obwohl mir das Herz voll war. So will ich es hier tun.

Der Schatten sind leider nicht wenige. Alte haben sich vertieft, neue sind hinzugekommen; die meisten sind allbekannt, weil allseits gespürt; wovon die Blätter widerhallen, davon kann ich schweigen. Aber sprechen will ich von dem Schatten, den die Meisten nicht sehen, Viele auch nicht sehen wollen, und der doch jetzt breit genug auf dem deutschen Volksleben lagert: vom Alkohol.

Vom Alkohol, wie schon so oft. Nur daß ich ihn diesmal nicht wie sonst als Störenfried der erzieherischen Arbeit und des sittlichen Fortschritts anklagen will. Denn tiefer als je ist der Kurswert des Ethischen, den selbst der Krieg nur einmal vorübergehend zu heben vermochte. Das war, als er im ersten Sturmesbrausen tief in die Volksseele hineingriff, und als es schien, als wolle er dort wertvolle sittliche Kräfte zum Emporsteigen frei machen. Das ist längst vorbei. Jetzt stehen im Brennpunkt des Dichtens und Trachtens der Massen Sorgen wirtschaftlicher Art, Nöte des Magens und des Gaumens, bei denen die Ethik nach der landläufigen Ansicht — sehr zu Unrecht — ebensowenig zu Worte kommen darf, wie in der Politik. Und da neben anderen Geistern der Tiefe auch hier der Alkohol vielgeschäftig, doch von Wenigen beachtet, seine verhängnisvolle Rolle spielt, so will ich ihn einmal vornehmlich von dieser Seite zu packen versuchen.

Das deutsche Wirtschaftsleben von heute steht im Zeichen größtmöglicher Sparsamkeit. Der große Erzieher Krieg hat sie uns alle gelehrt, den Widerstrebenden aufgezwungen; und nur Unverstand murrt und sucht den Grund für den übel empfundenen Zwang dort, wo er nicht gesucht werden darf. Freilich, schwer lastet dieser Zwang auf einem Volke, dessen Wohlstand im Laufe der letzten Jahrzehnte zu ungeahnter Höhe aufgestiegen war und den sorglosen Lebensgenuß fast zu einem selbstverständlichen Gemeingut gemacht hatte. Schroff stehen sich das Damals, das noch fast greifbar nahe hinter uns liegt und doch für Viele beinahe schon zu einem nichtvorstellbaren Utopien geworden ist, und das Heute gegenüber. Das Damals bot alles in Hülle und Fülle, das Notwendige des Lebens wie seine mehr oder weniger wünschenswerten Zutaten, und das alles zu Preisen, die an

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den heutigen gemessen, unmittelbar vom Markte des Märchenlandes Schlaraffia zu stammen schienen.

Allerdings drohte die Fülle nachgerade zur Überfülle zu werden. Hatte sich doch zum Beispiel der Verbrauch an Fleisch für den Kopf der Bevölkerung in einem Jahrhundert vervierfacht, der an Bier in einem halben verdreifacht! Immer höher stieg die Gefahr, daß allmählich auch der noch gesunde Kern unseres Volkes angegriffen werden und dauernden Schaden erleiden könnte. Ein getreuer Eckart nach dem andern stand auf, Warnungen folgten auf Warnungen in immer rascherer Folge und mit immer dringlicherem Ernste; aber alle prallten sie ungehört ab am Unglauben der genußfrohen Menge und teilten das Schicksal der unheilkündenden Weckrufe der Seherin von Troja. Unabwendbar schien das Verhängnis. Ob da nicht in manchem Sehenden der ketzerische Wunsch erwacht ist, es möchte ein riesenstarkes Etwas diesem Abstieg mit eiserner Faust ein gewaltsames Ende bereiten?

Das Etwas ist gekommen, in furchtbarster Gestalt. Bringt es das Heil? Wer weiß es! Sicher ist nur, daß wir in jähem Absturz zunächst weit unter die erstrebenswerte Mittellinie hinabgeschleudert worden sind, noch unter die Grenze, hinter der das Unheil lauert. Und nur wer unwissend oder unehrlich ist, kann eine weitere Verschiebung dieser Grenze nach unten für belanglos oder unschädlich erklären.

Vielmehr steht es so. Wir müssen mit aller Kraft aus dem jetzigen unzulänglichen Ernährungszustand herauszukommen versuchen; je eher, desto besser. Und ist das in absehbarer Zeit nicht möglich, dann dürfen wir mindestens nicht noch tiefer sinken.

Die Aussichten sind freilich nicht glänzend. In den ersten Kriegswinter gingen wir wohlgemut, weil wohlausgerüstet, hinein; auch der zweite sah hinter sich noch genügende Nahrungsreserven. Dem dritten aber fehlen sie bis jetzt, wie auch von amtlicher Seite frank und frei zugestanden wird. Vor uns steht der unerbittliche Zwang, mit dem hauszuhalten, was uns die Ernte dieses Jahres beschert hat. Was ist dies?

Die Getreideernte ist gut; Herr von Batocki hat dieses längst ausgesprochene Werturteil im Reichstag selbst bestätigt. Die Ernte an Futtermitteln steht hoch über der Mißernte von Fünfzehn; bei Pflaumen und Äpfeln schätzen die Eingeweihten das Ergebnis auf mehr als das Doppelte des vorjährigen Ertrags; und auch die meisten Wurzelfrüchte haben sich, begünstigt durch die ihnen zusagende Witterung, in gewaltigen Mengen eingestellt. Doch das Aber fehlt auch hier nicht, wie so oft. Mit dem Mehr auf der einen Seite streitet ein starkes Weniger an Kartoffeln, vielleicht auch ein Nichts an Zufuhren von auswärts auf der andern. Herr von Batocki hat recht: das Durchhalten ohne Zufuhr kann „trotz der glänzenden Steigerung unserer landwirtschaftlichen Produktion“ nur ein knappes sein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese Erklärung ist nicht sehr tröstlich. Für die Eingeweihten ist sie nicht überraschend, aber Vielen wird sie eine bittere Enttäuschung bringen. Bange Zweifelsfragen werden von neuem aufspringen, vor allem die eine, die alles beherrschende: Werden wir denn bei dieser Knappheit wirklich durchhalten können, ohne noch weitere Zurückdrängung der dürftigen Ernährung in die Zone des Hungers, wo doch Feinde genug unser Wirtschaftsleben bedrohen, neben Fäulnis und Frost noch die Tiefengeister des Wuchers und Hamsterns; wo die Reserven fehlen, ohne die jeder Kampf auf Gnade und Ungnade der unverläßlichsten Macht, die es gibt, ausgeliefert ist, dem Zufall?

Die einzig mögliche Antwort auf diese schicksalsschwere Frage scheint Vielen ein trostloses Nein. Ich aber sage zuversichtsfroh: „Wir werden es schaffen, wie bisher; vorausgesetzt nur, daß die selbstverständliche Bedingung dafür, eine verständige Sparsamkeit, in anderem Sinne erfüllt wird, als bisher".

Daß ich es gleich sage: „Wir müssen", um mit Herrn von Batocki zu sprechen, „einen großen Sicherheitskoeffizienten in die Wirtschaft der ersten Monate einstellen, wenn wir nicht, wie in früheren Kriegsjahren, gegen Ende des Wirtschaftsjahres einige unangenehme Enttäuschungen erfahren wollen"; wir müssen die unbedingt nötigen Reserven aus dem zur Verfügung Stehenden selbst dadurch herausholen, daß wir das in dieser bedrängten Zeit durch nichts, rein durch gar nichts gerechtfertigte Vorrecht unbeschränkten Alkoholverbrauchs beseitigen durch Einführung von Karten für alkoholische Getränke, zu deren Herstellung Getreide, Kartoffeln und Obst gebraucht werden, oder noch weit besser durch ein vollständiges Verbot ihrer Herstellung überhaupt. Dadurch würden Mengen von Gerste für Brot, Graupen, Grütze oder Gries frei, die, für die Zeit der Not zurückgestellt, uns über die bedenklichsten Wochen des nächsten Jahres leicht hinweghelfen könnten. Selbst Prof. Eltzbacher, dessen bekanntes Buch der neueste Schirm und Schild der Brauereiinteressenten geworden ist, kommt im Berliner „Tag" vom 25. Oktober zu einem ähnlichen (wenn auch nicht so durchgreifenden) Schlusse, da ja das Bier nicht an Stelle des Brotes, sondern neben ihm genossen werde.

Ich weiß recht wohl, daß diese schon vielfach von manchem, wie von Dr. Bonne, gleich bei Kriegsbeginn erhobene Forderung den am Alkoholverbrauch unmittelbar Interessierten ein Greuel ist und ihre Unterstützung nie finden wird. Ich will ihnen das auch nicht verargen; die selbstüberwindende Kraft, die zur eigenhändigen Absägung des Astes, auf dem man sitzt, nötig ist, besitzen nur wenig Auserlesene. Was aber viel wichtiger ist:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie mißfällt auch dem Manne, in dessen Hand die Entscheidung über sie liegt. Denn wer es noch nicht wußte, dem mußten es die Reichstagsverhandlungen vom 3. November klar machen: der Präsident des Kriegsernährungsamtes ist leider nicht der Überzeugung, zu der sich neben den Alkoholgegnern Unzählige andere bekennen, die in geordneten Zeiten dem Alkohol nicht abgeschworen haben und nicht abschwören werden, der Überzeugung, daß jetzt, gerade jetzt und nicht erst später, ein gründliches Aufräumen dringend geboten erscheint. Das zeigten ganz klar seine mit Spott gewürzten Ausführungen, die den Reichstag wiederholt zu Heiterkeitsausbrüchen reizten, die aber leider wenig Verständnis spüren ließen für die Überzeugung der vielen Vaterlandsfreunde, denen die Alkoholfrage zwar nicht gleichbedeutend ist mit „Glaube" und „Religion", denen sie aber auch nichts weniger als eine bloße Trink- und Dividendenfrage ist, sondern eine echte, rechte Herzenssache, eine Sache ernster Sorge um das Wohl unseres Volkes.

Doch seien wir gerecht. Herr von Batocki, auf dessen Schultern unzweifelhaft eine bergeschwere Last von Arbeit und Verantwortung ruht und dem es drum schwerlich möglich gewesen ist, durch eine genauere Prüfung einer für ihn, wie für die Meisten, jedenfalls recht nebensächlichen und durch manche unangenehme Erfahrung zudem wohl auch unschmackhaft gewordenen Frage zu einem anderen Urteil über sie zu kommen, als bisher, führt unsere Alkoholpolitik nur in der ihr von vornherein gewiesenen Richtung weiter, die zunächst keine andere war, als die sie im Frieden hatte. Der anfängliche Schreck der interessierten Kreise über die vermeintliche Richtungsänderung, wie sie die alkoholfreie Mobilmachung anzudeuten schien, war bald überwunden und machte einer hochgesteigerten Geschäftigkeit Platz, der es in kurzer Zeit gelang, die alten Richtlinien wieder herzustellen und andersgeartete Absichten, wenn sie je vorhanden gewesen waren, im Keim zu ersticken. So kam es, daß zu einer Zeit, wo unser massigster Gegner schon längst sein Alkoholverbot hatte, wo selbst neutrale Völker dem Alkohol energisch zu Leibe gingen, wo wir, wie Prof. Rubner in der Hauptversammlung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in Berlin sagte, fast vor einer Katastrophe standen, so daß schleunigst zur Einführung der Brotkarte, Beimischung von Kartoffeln und Verkürzung des Brotanteils gegriffen werden mußte, daß in einer solchen Zeit noch Brauereien und Brennereien mit Volldampf arbeiten konnten. Bier war ja nötiger als Brot, nötiger als die mehr als 50 Pfund für Kopf und Jahr, die aus der zum Verbrauen gelieferten Gerste hätten hergestellt werden können, und Kartoffeln waren in einer Menge vorhanden, die es den Interessenten leicht machte, die mehr als 27 Millionen Zentner, die zu Trinkbranntwein verbrannt wurden, als belanglos für die Volksernährung hinzustellen. Bis dann auch hier die wachsende Knappheit, die für undenkbar gegolten hatte, dieser sinnlosen Vergeudung endlich Einhalt gebot.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Doch erst der keimende Frühling dieses Jahres sah die völlige Einstellung der Abgabe von Schnaps an die Zivilbevölkerung. Fortan erhält nur noch das Heer — aus dem er nach dem Willen des obersten Kriegsherrn bekanntlich schon längst verschwunden sein sollte! — das geforderte Maß. Zwar hat die günstige Kornernte die Hoffnungen der Brenner von neuem belebt, und sie haben bis in die neuere Zeit sich bemüht, eine Menge von Korn gleich der, die ihnen im Herbste des Vorjahres bewilligt, zum Glück aber gerade noch rechtzeitig zum größeren Teile gerettet worden war, von der Reichsgetreidestelle herauszuholen. Aber sie haben die wohlverdiente Abfuhr erhalten. Es wäre auch wahrlich ein Frevel, auch nur ein einziges Gramm den Brennern zu überantworten, solange die Ernährung von Menschen und Vieh noch bitter notleidet.

Und das Bier? Ja, das ist ein ganzes, großes Kapitel für sich. Konnte sich schon der Schnaps unter dem Schutze seiner doch wahrlich zumeist nicht recht hoffähigen Gefolgschaft gegen den Ansturm der Not so lange behaupten, dann ist es kein Wunder, wenn der auf einem Milliardengrund stehende „Turm" des Bieres, dieses Schoßkindes der Deutschen, von hoch und von niedrig, von alt und — leider! — auch von jung, bisher allen Anstrengungen, ihn zu sprengen, getrotzt hat. Es ist zwar gleichfalls gezwungen gewesen, der Bedrängnis der Zeit seinen Zoll zu entrichten, aber gegen eine weitere Beschränkung des zugestandenen Betrags, bei dessen Verarbeitung zu Brot der Riesenzahl von 10 Millionen Menschen der Brotanteil hätte verdoppelt werden können, eifern seine rührigen Verfechter in Wort und Schrift. Ihre Hoffnungen nehmen sogar noch einen kühneren Flug: daß die gute Getreideernte ihnen vielleicht noch zu einer Erhöhung jenes Betrags auf das Anderthalbfache dessen verhelfen könne, was für Futtermittel, also zur Bekämpfung des Fett-, Milch- und Eiermangels, vorgesehen ist, den norddeutschen Brauereien zudem noch zur nachträglichen Bewilligung dessen, was ihnen die alte Ernte versagt hatte.

Aber durch diese dividendenfrohe Rechnung fuhr unbarmherzig der Griffel des Wirts. Herr von Batocki jedoch war es nicht, der ihn führte. Er hatte ja noch Anfang Oktober zum Vertreter eines großen Blattes über die große volkswirtschaftliche Bedeutung des Bieres gesprochen, über den Futterwert der Treber, über den günstigen Einfluß des Biergenusses, natürlich des verständigen, auf die Stimmung der Menschen und hatte die Zumutung einer Streckung des Brotgetreides durch Braugerste weit von sich gewiesen, obwohl ihm die kernige Bevölkerung der dänischen und schleswig-holsteinischen Lande viel davon erzählen könnte, wie gut doch die Gerste dem Menschen bekommt, wenn er sie ißt und nicht — trinkt. Eine andere Macht war es, die den dicken Strich durch die Rechnung zog: das Schicksal in Gestalt einer recht wenig günstigen Kartoffelernte. Diese hat Herrn von Batocki genötigt, die bisher verschmähte Hilfe der Gerste nun doch noch zum Strecken des Brotes in Anspruch zu nehmen und eine

Herabsetzung des zunächst vorgesehenen „Braukontingents" von 48 vom Hundert des Friedensbetrags anzukündigen. Doch erst dann erfolgt die endgültige Festsetzung der Brau- und Biermenge, wenn die Gerstenernte besser übersehen werden kann! Als ob auch die glänzendste Ernte alle Bedenken verjagen und uns die Rolle des reichen Mannes spielen lassen könnte!

25 vom Hundert, so sagt man, ist die für den Notfall zugestandene unterste Grenze. Das soll das „geringste Maß" sein, von dem Herr von Batocki spricht? Ich kann das nicht glauben. Wenn er erklärt, daß auf die Alkoholindustrie keine Rücksicht genommen werden könne — und er hat darin recht —, dann ist doch ein Viertel des ohnedies überhohen Friedensbetrags noch mehr als zuviel. Unsere Feldgrauen draußen erhalten, so erzählt die „Tageszeitung für Brauerei", monatlich eine Viertelmillion Hektoliter Bier oder etwas darüber; das entspricht einem Jahresverbrauch von etwa dem fünften Teil jener 25 Prozent. Also noch 20 vom Hundert blieben dann zur Erhöhung der „Stimmung" im Lande!

Stimmung und immer wieder Stimmung! Gewiß, sie ist ein gewichtiger Faktor, den außer Rechnung zu lassen ein sehr schwerer Fehler wäre. Nur soll man nicht ein kleines Loch dadurch verstopfen wollen, daß man ein größeres aufreißt! Nicht die Stimmung eines Bruchteiles heben wollen auf Kosten der Stimmung der Gesamtheit! Das tut man aber, wenn man z. B. den pfälzischen Weinbauern zur Verbesserung des nicht recht genießbaren „Heurigen", der doch nur ein Genußmittel und nicht einmal ein „schwer zu entbehrendes" ist, aus der alten Zuckerernte 70000 Tonnen überläßt und von der neuen 65000 oder auch 100000 dazu verspricht, wo doch die für ein Zuckerland, wie Deutschland eins ist, fast unbegreifliche Knappheit den deutschen Hausfrauen und manchen Nährmittelwerken — ich denke mit Bedauern besonders der Fluadewerke in Wüstenbrand — die schwersten Sorgen bereitet, die aller Voraussicht nach auch das nächste Jahr nicht beheben wird. Und das tut man, wenn man den Darbenden das feste Brot vorenthält, um es als „flüssiges" denen zuzuweisen, die auf eine solche Erhöhung ihres Nahrungsanteils bestenfalls den Anspruch erheben können, den ihnen die Gewohnheit gibt, und denen sie höchstens noch zu einer in dieser Zeit schwerlich gerechtfertigten Vermehrung ihres Leibesumfangs verhilft.

Immer noch also vielleicht 25 vom Hundert? Und Bayern „muß" sogar so viel Bier haben wie im Vorjahre? Dieses unselige „Muß"! Es spricht Bände von Unerfreulichem. Wie der Brite sich wohl freut, wenn er liest, daß Deutschland seiner Valuta zuliebe zwar die Einfuhr von allerlei schönen, zur Stillung des Hungers aber nicht unbedingt nötigen Dingen verbietet, zu diesen Dingen aber nicht rechnet — dänisches Bier und rumänische B r a u gerste; wenn er liest, daß der Sepp und der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hias nur dadurch in Stimmung erhalten werden können, daß man ihnen in den Maßkrug nicht ein einziges Tröpflein des schäumenden Naß weniger gießt, als im Vorjahre. Wie verzerrt doch das eine „Muß" das Bild eines wackern Volksstammes zur Karikatur!

Ob denn auch wirklich die Stimmung so sänke, wenn sich die Tore der Brauereien für die Dauer des Weltbrands ganz schlössen? Ich schüttle den Kopf und will das begründen. Vorerst aber dies. Ich kenne einen guten Gesellen, der unentwegt das hohe Lied vom Biere sang. Doch als die Sturmglocke des Weltkriegs ertönte, da stellte er, ohne ein Wort zu verlieren, entschlossen das Glas beiseite, um auf Deutschlands großem Opferaltar auch seine Gabe zu den anderen zu legen, im Sinne des begeisterten Mahners in großer Zeit: Jeder handle so, als ob von ihm allein das Heil der Gesamtheit abhinge! Ich verneige mich tief vor einer Vaterlandsliebe, die sich in der edelsten Form zum Ausdruck bringt, die es gibt: als selbstüberwindende Tat.

Ob es noch Viele gibt, die ohne ein Wimperzucken, ohne äußeren Zwang, einzig der Stimme im Innern folgend, eine liebe Gewohnheit verabschiedeten, ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, daß Hunderttausende, Millionen sogar, ohne langes Sträuben dem dringlichen Rufe zum Verzicht folgen und dadurch den Beweis „innerer Festigkeit", die Herr von Batocki den Deutschen zuspricht, erbringen würden, wenn auch gar mancher vielleicht mit etwas saurer Miene. Und der Rest, die unverbesserlichen Ritter der allabendlichen Tafelrunde, würde — wieder zunächst — wohl wettern und wüten, aber das Entrüstungsgeschrei würde ganz sicher kein allgemeines Verständnis finden. Im Gegenteil: dem Tief im Stimmungsbarometer der einen, der männlichen, Seite, würde ein Hoch in dem der anderen, der weiblichen, entsprechen, der ein solches Steigen bei ihrem jetzt wahrlich geplagten Hausfrauendasein nur herzlich zu gönnen wäre.

Und ihr Bayern, die ihr mit dem Münchner Polizeipräsidenten das ekle Treiben der Wüstlinge verabscheut, ihr würdet nicht abseits stehen, trotz eurer — verzeiht! — recht kleinlichen Bierkrawalle im Frieden. Und ich denke, ihr werdet keinen Einspruch erheben gegen die mannhaften Worte eures Landsmannes in der „Deutschen Warte" vom 19. Oktober:

> „Wenn ich vor Herrn von Batocki stände, so würde ich sagen: Exzellenz, Sie kennen die Bayern und die Deutschen schlecht, wenn Sie glauben, daß nur Bier uns in Stimmung halten kann. Gewiß, Viele von uns lieben das Bier, schätzen es sehr, vielleicht zu sehr. Aber wenn Sie uns sagen, daß durch Entziehung des Bieres unser Volk besser aushalten kann, daß die Gefahr des Hungerns auch nur eines guten Deutschen daheim durch unsern Verzicht auf Bier verhindert werden kann — dann verzichten wir ohne Murren! Haben Sie nur

> den Mut, verehrter Herr von Batocki, und vor allem: machen Sie schnell die Brauereien zu! Lassen Sie es nicht dahin kommen, daß das schreckliche ‚Zu spät' Ihre guten Absichten vereitelt. Manche Maßnahme hat deshalb schon die herbste Kritik erfahren müssen, weil sie zu spät kam! Die Brauereien und die Schankwirtschaften könnten sich ja auch ‚umstellen', wie so viele andere Geschäfte es tun mußten — oder sie könnten entschädigt werden — es kommt ja jetzt nicht sowohl auf Geld an, als auf Nahrungsmittel!"

So schreibt ein Feldgrauer, der auf Urlaub in der Heimat die Schwierigkeiten und Sorgen der Ernährung vor sich sieht; übrigens einer, der, wie er selbst sagt, das Spatenbräu liebt. Und aus dem Felde — aus dem Schützengraben wohl selten, dort denkt man an Wichtigeres — kommt zwar auch noch der Ruf nach Bier, aber daneben auch schon der nach mehr Brot für die Lieben daheim. „Ich kann Ihnen," so steht in der „Wormser Kriegszeitung" zu lesen, „die Versicherung geben, daß ich in den 21 Kriegsmonaten, die ich in Feindesland war, mit manchem unserer tapferen Vaterlandsverteidiger gesprochen habe, der gern auf Bier und Schnaps verzichtet hätte, wenn unsere Frauen dafür etwas mehr Brot bekämen."

Wie weit diese Stimmung bei unseren Feldgrauen verbreitet ist, das wissen wir nicht. Wir lesen und hören ja fast immer nur von dem dringlichen Wunsche nach Bier oder Schnaps, der, von betriebsamen Kreisen als willkommenes Unterstützungsmittel ihrer Behauptungen und Ansprüche geschäftig verbreitet, in der Presse und der Heimatsbevölkerung einen nur allzu lauten Widerhall findet. Denn noch immer gilt es beinahe als unantastbarer Glaubenssatz, daß der Alkoholbedarf des Heeres unter allen Umständen gesichert werden müsse, und ihm beugt sich willig oder widerwillig fast alles. Die Rücksicht auf die Stimmung draußen triumphiert selbst über Einsicht und guten Willen. Aber jene Zuschriften eröffnen doch schon einen andern Ausblick, den es früher noch nicht gab, in der Möglichkeit, nunmehr an die Stelle eines rein materiellen und schädlichen Stimmungsreizes einen neuen, sittlich begründeten zu setzen. Man gebe nur die Losung: Verzicht auf einen entbehrlichen Genuß bedeutet Brot für die darbenden Lieben in der Heimat! Und dann wage man es und lasse den eisernen Besen seines Amtes walten! Er würde, das ist für mich sicher, nicht nur ein gut Teil unserer wirtschaftlichen Not, sondern auch, wie Dr. Bonne jüngst in einem Briefe aus dem Felde schrieb, mit einer Unmasse moralischen Unrats auch eine Unsumme von Erbitterung wegfegen. Im Lande und — draußen!

Dr. R. Ponickau.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vortrupp

5. Jahrgang Nr. 24 16. Dezember 1916

Die Entwicklung der Kinematographie im Kriege.

I.

„Der Krieg hat euch eine Bresche geschaffen, ihr Kinoreformer — werdet ihr nun eindringen und den Weg verfolgen?" So schrieb ich im Vorwort meiner gerade bei Kriegsausbruch erscheinenden Schrift „Der Kino und die Gebildeten" (M.-Gladbach, Lichtbühnen-Bibliothek). In einer Dürerbundes-Flugschrift „Die Aufgaben der Kinematographie in diesem Kriege" schilderte ich, welche Aussichten auf Erfolg die Kinoreform jetzt habe. Das bis dahin größte Hindernis erfolgreicher Arbeit, der große, meisterhaft organisierte Ring der im feindlichen Auslande wurzelnden Welt-Geschäftskinematographie war für Deutschland und Österreich mit einem Schlage beseitigt. Die deutsche Kinematographie, die bisher wesentlich ein Anhängsel dieser Auslandsmacht gewesen war, würde einem planmäßigen, kraftvollen Vorstoß der Kinoreformer nichts Gefährliches entgegenzusetzen gehabt haben. Die am empfindlichsten betroffenen, nach Verbrauch der noch im Lande befindlichen fremden Filmvorräte notleidenden Kinobesitzer würden Hilfe, woher sie auch käme, gern annehmen. Hilfe natürlich, nicht „Kritik"; Vorführungsstoff, nicht Worte.

Ich wies nach, daß und wie der Krieg selber der Kinematographie eine der gewaltigsten Aufgaben, weit über die augenblickliche Reinigung des Vorführungsstoffes hinaus, bieten würde. Ich sagte, daß ihre große Stunde gekommen sei. Für den Augenblick mußte und konnte die Reformbewegung ihre entscheidende Arbeit tun: das Schwergewicht des Bilderstoffes vom nichtigen „gestellten" Schauspiel auf die Wirklichkeitswiedergabe hinüberzuwälzen, in der die Stärke und der Beruf dieser Technik liegt. Künftig nicht mehr neun Zehntel gestellte und ein Zehntel Naturbilder, sondern neun Zehntel Wirklichkeit aus tausend Quellen und ein Zehntel Versuche, aus Phantasie und Glaslinse eine neue Unterhaltungsform zu entwickeln, die mit der bisherigen „Pappbühnen"-Nachahmung nichts zu tun haben würde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nun, so weit ist es vorläufig nicht gekommen. Zunächst „hielt alle Welt den Atem an" und wartete, wohin der Kriegsbrand sich wälzen würde. Nicht nur im Lager der Geschäftskinematographie, sondern auch in dem der Volksbildner fanden wirtschaftliche Entscheidungen statt. Die beiden einzigen ernst zu nehmenden Kinoreform-Fachblätter mußten ihr Erscheinen einstellen. Das war für die Bewegung ein bedeutender Verlust. Aber auch innerliche, geistige Wandlungen mußte sie durchmachen. Das allzu üppig entwickelte Gerank verantwortungsloser Liebhaberei und dürrer Einseitigkeit, an dem sie gelitten, verlor den Halt. Erfahrungsreiche Sachkenntnis und gewisse große Grundgedanken mußten — und müssen weiter — sich durcharbeiten. Daß dies weiter geschehen und zu einem vollen Erfolge führen wird, dafür bürgt die Lebhaftigkeit und Opferwilligkeit, mit der immer erneut Einzelne und Körperschaften an die Aufgabe herantreten.

Die Grundlage für ein gedeihliches Weiterarbeiten kann nur genaue Kenntnis und Berücksichtigung der nunmehr in beiden Lagern geschaffenen Sachlage bilden.

Seit dem Kriege gab es nicht mehr eine Weltkinematographie, sondern drei Gruppen: die des feindlichen Auslands, der „Neutralen" und der Mittelmächte, d. h. im wesentlichen die deutsche. Die Scheidung vollzog sich ganz natürlich nach den Bedürfnissen und Stimmungen der Kinobesucher und den veränderten Geschäftsverhältnissen. Was amtlich dazugetan wurde, bildet einen Abschnitt aus dem trüben Kapitel: volks- und geisteswirtschaftliche Versuche auf der Grundlage ungenügender geistiger Vorbereitung.

Seit jenem schneidigen, aber unklaren Vorführungsverbot für Filme „feindlicher Provenienz" erfolgten „im Interesse unserer Valuta" wechselnd Einfuhr- und Ausfuhrverbot für rohe wie bespielte Filme. Die Wirklichkeit erzwang sich eine milde Ausführung und teilweis — „aus Kompensationsgründen" — Wiederaufhebung dieser Verbote. Wirtschaftlich waren und sind sie undurchführbar; wir müssen endlich einsehen, daß die Kinematographie ihrem Wesen nach völker- und weltüberspannend ist. Auch für politische Beeinflussung der Stimmung in den neutralen Staaten usw. war nichts zu gewinnen, nachdem man in den Friedenszeiten versäumt hatte, die Kinematographie planmäßig zu einem für diesen Zweck brauchbaren Werkzeuge zu gestalten.

Die deutsche Filmerzeugung war nun vor die Aufgabe gestellt, den deutschen „Markt" allein zu befriedigen, und lediglich dieser Wunsch war fortan die in ihr treibende Kraft. Sie wäre jeder amtlichen Förderung sicher gewesen, wenn sie auch nur im geringsten versucht hätte, die geistigen Hoffnungen zu erfüllen, die alle an sie knüpften. Aber es

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist so, wie der Herausgeber eines führenden Fachblattes schrieb: „... Die Empfänglichkeit des deutschen Publikums ... hat sich während dieser langen Kriegszeit auf deutsche Kinobilder eingestellt und vermißt jetzt die Auslandsware nicht mehr, während der deutsche Filmfabrikant es meisterlich verstanden hat, in seinen Fabrikaten das typisch Deutsche in Reinkultur zu vermeiden und einen gewissen internationalen Zug hineinzubringen. Wir haben also durch den Krieg gelernt, frühere Fehler zu vermeiden, denn durch die ehemalige stark deutliche Hervorkehrung des absolut Deutschen in unseren heimatlichen Filmerzeugnissen wurde uns der Absatz im Lande fast zur Unmöglichkeit gemacht, und da wir aller Voraussicht nach ... nach dem militärischen Kriege einen aufreibenden handelspolitischen Krieg führen werden, wird unsere Berliner Filmkunst, die sich so prächtig entwickelt und so richtig eingestellt hat, später überall aufnahmefähigen Boden finden."

Diese Worte kennzeichnen die Lage glänzend, und zeigen, wie sich „der deutsche Filmfabrikant" die künftige Eroberung des Weltmarktes denkt. Allerdings bedarf „das typisch Deutsche in Reinkultur" der Erläuterung. Das, was man in diesen Kreisen darunter verstanden oder daraus gemacht hat, ist freilich nicht nur für das Ausland ein Greuel. Denn wir müssen es aussprechen, daß das „typisch Deutsche" im Film die Verschlimmerung aller Filmübel ist: Besondere Rührseligkeit und innere Unwahrheit, vollends unerträglich gemacht durch äußerste Geschmack- und Begabungslosigkeit im Gebärdenspiel. Die einzige urdeutsche Filmeigenart war ja jenes schreckliche „Tonbild" — ein Gemisch von Film und Grammophon. Wir erhoffen allerdings von etwas anders „typisch Deutschem in Reinkultur" die dereinstige Führung der deutschen Lichtbildkunst in der Welt.

Die deutsche Filmindustrie hat trotzdem, u. a. durch ihre militäramtliche Verwendung auf den Kriegsschauplätzen, reiche Unterstützung erfahren; außerdem war das Geschäft auf dem deutschen Markte nicht schlecht. Die Folge war eine Übererzeugung von Filmen, die in der „Branche" große Beunruhigung hervorgerufen hat. Besonders werden die Kilometer angesammelt, mit denen man erst *nach* dem Kriege die Welt überraschen und den dann wieder einsetzenden Auslandwettbewerb hinwegschwemmen will.

Aber etwas sehr Wichtiges gelang der Filmerzeugung trotz alledem nicht: nämlich das deutsche Großgeldwesen in größerem Umfange für sich zu erwärmen. Die Folge war im Zusammenhang mit allerlei hier nicht weiter zu erörternden Fachereignissen der Einbruch einer „neutralen" Macht in den deutschen Kinomarkt. Die „Nordische Films-Ko." — ein „Konzern" ausländischer Firmen, der das Eigentum einer deutschen Firma übernahm, schickte sich, mit gutem Erfolge und nur vorüber-

gehend durch Einfuhrverbot unterbrochen, an, in Deutschland die Nachfolgerin Pathés zu werden.

Was wir von dieser Seite zu erwarten haben, ist bekannt, doch will ich zur allgemeinen Erbauung (und damit der Spaß nicht fehle) einen Auszug aus der Geschäftsbeschreibung eines demnächst zu erwartenden*) Bildes hierhersetzen. Ungeheure Anpreisung kündigt eine Riesenneuheit, den „Stapellauf des ersten Schlagers der Siegesklasse" an. Dieser (nebenbei: italienische Film, das Negativ liegt in Mailand) wird heißen „Die letzte Galavorstellung des Zirkus Wolffson", und eine Probe aus der spannenden Ankündigung lautet: „... Durch eine Verkettung der Umstände wird sie aus ihrem Liebestraume aufgerüttelt, um die Folgen schwer zu büßen. Der gesuchte Tod in den Wellen wird nicht gefunden, sie gerät einer reisenden Gauklergesellschaft in die Hände und findet Zerstreuung in der Zuneigung eines Affen, der ein getreuer Wärter ihres Kindes ist. Das Kind stirbt. Von diesem Moment an begräbt sie ihr Liebesglück. Sie verläßt heimlich ihre Genossen, um womöglich den Geliebten wiederzusehen. Jetzt setzt ein Spiel des Affen ein, das hinreißend ist. Der Affe verfolgt ihre Spuren und wird durch ein Kindergeschrei abgelenkt. Die Erinnerungen an seinen einstigen Spielgefährten werden in ihm wach, er folgt der Stimme des schreienden Kindes, ein Kind des regierenden Herzogs, und raubt dasselbe usw."

Das ist die geistige Höhe fast aller Filmerzeugnisse. Nun sei aber der Gerechtigkeit halber auch ein Beispiel des „typisch Deutschen in Reinkultur" hergesetzt. Es ist dem Streitaufsatz eines Fachblattes entnommen, und lautet: „... Wüste Phantasien soll das Kino bieten, und dadurch den Volksgeist auf Abwege leiten! Dieser viel verzapfte Blödsinn wird von keinem Geringeren als Schleiermacher widerlegt; er schreibt darüber: ‚O wüßten doch die Menschen die Götterkraft der Phantasie zu brauchen, sie, die allein den Geist ins Freie führt, ihn über jede Gewalt und jede Beschränkung weit hinausträgt!' Und diese Phantasie will die Jetztzeit verurteilen, aus Neid, Mißgunst und Haß!" (Weitere Perlen dieser Art werde ich übrigens gelegentlich im Vortrupp ausstreuen. Sie sind nicht nur lustig, sondern beleuchten das, worum es sich handelt, greller als alle Klagen es vermöchten.)

Die „deutsche" und in Deutschland zugelassene Filmerzeugung hat also, kurz zusammengefaßt, wie jeder Kundige wußte, den Stand der Sache womöglich noch unter den früheren heruntergedrückt, und es ist nirgends auch nur die Spur einer Hoffnung, daß aus diesem Kreise den Wünschen der Kinofreunde auch nur der kleine Finger geboten würde. Ganz anders liegen die Dinge für die Kinotheater, die

*) Da der Verfasser diese Zeilen schon vor mehreren Wochen geschrieben hat, ist die hier beschriebene Filmneuheit wohl inzwischen erschienen. Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ja eigentlich die Hauptsache sind und sein sollten. Auf ihnen beruht jede Hoffnung der Kinoreform. Wären die einzelnen Kinobesitzer frei in der Wahl ihrer Filme und Vorführungen, so würde das alte Gesetz von Angebot und Nachfrage wieder in seine Rechte treten: sie würden — wenigstens ein Teil von ihnen — gute Sachen lieber als minderwertige bringen, wenn die Nachfrage nach guten Sachen stark genug ist, und — diese ihnen geboten würden. Darin muß also die Kinobewegung ihre Aufgabe sehen: erstens gute Filme und Vorführungsfolgen zu schaffen, zweitens die Kinobesitzer zu befreien. Eins ist ohne das andere nicht möglich, und eins zieht das andere nach sich. Wie sieht die Gelegenheit dazu aus?

Den Kinobesitzern ist der Wettbewerb zwischen dem nordischen „Konzern" und den deutschen Firmen mit dem starken Überangebot von Filmen nicht unlieb. „Wir nehmen das Gute da, wo es uns geboten wird", haben sie wiederholt erklärt. Die augenblicklich sehr teuren Preise für Films — 2, 3 und mehr Mark für das Meter, gegen 1 Mark im Frieden — berühren sie noch weniger als die Steigerung ihrer sonstigen Unkosten und andere Schwierigkeiten, die alle zu dem gehören, was sie allgemein wie jedes Gewerbe an Kriegsnot zu tragen haben. Aber andere Verschiebungen sind vor sich gegangen, und die sind ihnen unheimlicher, denn sie fühlen dahinter die Hand, die sich anschickt, sie zu erdrosseln. Von den 2500 Kinotheatern vor dem Kriege bestehen nur noch 1600. Das bedeutet aber keine Verminderung des Kinobetriebes. In München ist z. B. seit dem Kriege die Zahl von 45 auf 80 angewachsen. Was da vor sich geht, ist dasselbe, was auch in der Filmerzeugung mit brutaler Deutlichkeit geschieht: die immer weitergehende Verdrängung der Kleinen durch die Großen. Überall treten die geldkräftigen Gesellschaften, die mehrere, oft viele Theater besitzen, an die Stelle der Einzelbesitzer. Die „Union" war ein Beispiel dafür. Sie war ein Theater-Monopol-Unternehmen von großer Ausdehnung; man kennt ihre Prunktheater in jeder Großstadt. Daß sie, als sie mit einem Riesenfehlbetrag vor dem Bankrott stand, von der „Nordischen" angekauft wurde, bedeutet einen großen Machtzuwachs dieser ausländischen, nichts weniger als segensreich wirkenden Filmfirma. Bis dahin hatte die Union nicht nur ihre Programme frei wählen können (im Gegensatze zu 99 von 100 Theatern), sondern hatte auch die Filmherstellung beeinflußt und sich daran beteiligt. Jetzt erklärt die Film-Großherstellung offen: „... die Filmfabrikation, die ohne Atelier und spezielle Einrichtungen Films herstellt ... hätte im Interesse der schwer um ihre Existenz ringenden (?) Filmfabrikanten keine Berechtigung. Die Besitzer der Ateliers sollen zur Sicherung ihrer eigenen Existenz derartigen Firmen kein Asyl gewähren und damit die deutsche Filmfabrikation im speziellen stärken." Und bald darauf heißt eine Nachricht aus Berlin: „Die großen

Rohfilmfabriken liefern an kleine Fabrikanten keine Waren mehr. Es ist dies vielleicht der geeignete Weg, der wilden Fabrikation die Zügel anzulegen." Es ist dies vor allem beabsichtigterweise wohl der geeignete Weg, um den Film-Hebungsbestrebungen die Möglichkeit zu nehmen, etwa durch Filmerzeugung in kleinem, aber mit dem Erfolg wachsenden Umfang den „Markt" zu beunruhigen.

Aber nicht nur in der Erdrückung kleiner Filmerzeuger — der auf der anderen Seite die Erdrückung kleiner Kinobesitzer entspricht — äußert sich dieser Zug ins „Große". Er macht sich für Kinobesitzer und die Mittelkaste der Filmverleiher sehr unangenehm bemerkbar durch zweierlei: das Unwesen der „Monopolfilme" und das der „Serienfilme". Das Monopolverleihgeschäft beruht darauf, daß die großen „Schlager" nicht mehr frei zu haben sind, sondern sich von vornherein in den Händen einzelner, mit den betreffenden Filmfirmengruppen eng verbundener Verleihfirmen befinden. Diese geben sie wieder nur an Kunden ab, die erstens die nötige bedeutende Zahlungskraft besitzen, und zweitens sich durch langfristige Verträge ausschließlich an die Verleiher (oder sagen wir gleich: Filmerzeuger) binden. Damit gleitet der letzte Rest von Bilderwahlfreiheit aus den Händen der Kinobesitzer in die der Filmerzeuger zurück, die das Geschäft unter sich verteilen oder auch sich Kriege liefern. Wer also sich der „Nordischen" verkauft, bekommt ohne deren Mitwillen schwerlich andere Filme usw. Die so gewonnene Macht nützen die Firmen nun durch das System der langen und „Fortsetzungs"-Filme, der „Serienfilme" aus. Während in früheren Zeiten ein ganzes Programm 600—800 Meter umfaßte, sind heute 2000—2300 die Regel. Und außerdem kommen dann die Fortsetzungen. Ein „Teil" einer Serie folgt dem anderen, und der Kinobesitzer muß mitmachen. Gegenwärtig grassieren, so heißt es, über 52 solcher Serien in Deutschland! Der kurze Film aber, den jeder Kinobesitzer sehnlich wünscht, findet keine Stätte mehr, geschweige denn das kurze Programm.

Ich habe oft darauf hingewiesen, warum die Schundfilmfabrikation das sogenannte „aktuelle" Bild, die Naturaufnahme und wissenschaftliche Aufnahme, als Gefahr aller Gefahren fürchten muß und zu unterdrücken sucht. Um auch diese Bildart, die — schon als ständig wiederkehrende Rechtfertigung der Kinematographie! — doch nicht auszumerzen ist, ungefährlich zu machen, hat man neuerdings einen schlauen Weg ausfindig gemacht. Es sind die »Dal Vero«-Aufnahmen, „wissenschaftliche, landschaftliche und andere Filme, die . . . nach eigens zugeschnittenen Schauspielen hergestellt werden". So werden wir also zum Beispiel durch ein ergreifendes Schauspiel über eine bergmännische Berufskrankheit belehrt — „auch einmal rein wissenschaftliche Kost in interessanter, sogar spannender Form. . . . Die wissenschaftlichen Szenen

werden derartig in die Filmhandlung eingeflochten, daß sie niemals langweilig oder ermüdend wirken können". Damit ist also der Gefahr vorgebeugt, daß die Kinotheater in Versuchung kommen könnten, durch kurze Naturaufnahmen mit dem kostspieligen Dramenschund in Wettbewerb zu treten und — daß solche Versuche der Kinofreunde künftig überhaupt noch in der „Branche" Boden finden könnten.

Ich muß, will ich nicht die Geduld des Lesers erschöpfen, für diesmal abbrechen. Gezeigt habe ich erstens, daß in der Geschmacksfrage nicht nur keine Besserung eingetreten ist, sondern ein neues starkes Bollwerk für den Schund in Arbeit ist; zweitens, daß und wie gründlich Kinobesserungsbestrebungen vorgebaut ist. Drittens aber auch, daß dies alles lediglich im Nutzen der großen Filmfirmen liegt, während die Verleiher stöhnen, und die Kinotheaterbesitzer, soweit sie sehen gelernt haben (und das haben sie glücklicherweise), immer mehr in die allerschlimmste Lage gedrängt werden. Denn, daß diese Filmriesenschlangen vom „Publikum" keineswegs verlangt werden, sondern es höchlich langweilen, ist ebenso bekannt wie die Tatsache, daß ein Programm von 600 m guten und gut vorgeführten Filmen besser wirkt und weniger kostet als eins von 2300 m, dabei aber ebensoviel einbringt. Es besteht also die Hoffnung, daß die von einer geldlich abhängigen „Fachpresse" bedienten Kinobesitzer neuen Anregungen, die für sie nur vorteilhaft sein können, nicht abgeneigt bleiben werden.

Hermann Häfker.

Des Feldsoldaten Meißner-Wallfahrt.

Oktober 1916. Genau drei Jahre sind verstrichen, seitdem sich die Freideutsche Jugend zu ihrem ersten gemeinsamen Feste auf dem Hanstein und dem Hohen Meißner traf.

Zwölf Tage Urlaub in die geliebte Heimat, raus aus den Schrecken des Feuerringes, den wir um die stärkste Feste der Welt gelegt haben.

Wie ich auf schneller Fahrt durch die Eifel im Buche der Erinnerung blättere und beim Meißner-Erlebnis ankomme, packt mich mit einem Male eine Sehnsucht unwiderstehlich, riesengroß, die in mir den Entschluß reifen läßt: du pilgerst zum Hohen Meißner.

Als ich aus der Heimat herausgerissen wurde und mit Winken und Tuchschwenken hinausfuhr, da ward mir's wider Erwarten leicht ums Herz; galt es doch, der schlichten und edlen Mannespflicht zu genügen: Kriegskameraden im Kampf helfend zur Seite zu stehen. Und als ich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

später Tag für Tag die Lokomotive unseres Feldbähnchens, hinter sich die kostbare Last leidender und verstümmelter jugendlicher Leiber, jämmerlich pfeifend davonrollen hörte, als ich an frischen Gräbern junger Kriegsfreiwilliger stand, da hab ich dies und all das Furchtbare, das uns draußen begegnet, als eine harte unabänderliche Notwendigkeit hingenommen: Gleich wie der Würfel fällt! Der türkische Fatalismus ist ein kostbares Gut. Aber auf der Heimfahrt war er nicht mehr mein Begleiter. Als ich wieder Heimatboden unter mir wußte, packte mich mit wachsender Macht wehmutvolle Erinnerung, gepaart mit banger Sorge. Und ich fühlte es: du mußt zum Meißner um jeden Preis. Eine heilige Wallfahrt wird's werden.

Drei Jahre dahin! Noch sind mir die kleinsten Einzelheiten der Meißner-Tage im Gedächtnis: die Vorversammlung auf dem Hanstein, die Aussprache im Dämmerlicht des überfüllten Rittersaales, der spontane Jubel bei Paasches hinreißenden Worten, dazwischen der Gesang von draußen, später die Stimme von Avenarius zu der Versammlung im Burghof und spät um zwölf unser Nachtwächterlied, das hell durch die Gassen schallte, drüben im kleinen Bergdorfe am Fuße des Hohen Meißner. Anderntags das bunte Leben auf der Kasseler Kuppe, das Feuer, das Gelöbnis. Zu Zweitausend mögen wir versammelt gewesen sein, zwanzig Bünde, Vertreter aus Österreich und der Schweiz, junge Menschen, die ihr eigenes Muster hatten, sich in aufrichtigem Streben selbst in die Hand genommen hatten. Und Wieviele mögen heute noch leben? — Ich will zum Hohen Meißner pilgern, will sehen, ob Hanstein und Kasseler Kuppe noch ragen, will mir Trost holen, wo knorrige Eichen von den großen Verheißungen einer neuen Jugend zu erzählen wissen.

Noch keine zwei Jahrzehnte sind es her, da fing es in der Jugend an zu rumoren. Da zog man mit langen Pfeifen und wilden kulturlosen Gesängen im Munde durchs Land, um sich schon tags darauf bei einem Elternfeste als zahme Konventionstierchen in Lackschuhen und hohen Vatermördern zu Ziererei, Getuschle und Tanz zu treffen. In Jahren ernsten Strebens ist das schnell und schneller anders geworden. Man fand neue Quellen ursprünglicher Freude, neue Formen der Geselligkeit. Volkslied und Volkstanz blühten zu künstlerischer Vollendung heran. Und darüber hinaus hatten viele unserer älter gewordenen Freideutschen die landläufigen Kulturanschauungen angegriffen und allerorten mutig neue Fragezeichen gesetzt. Was verschlägt's, daß daneben unausbleiblich auch Unkraut groß wurde: Wirrnis, Hochmut und Großmäuligkeit. Jedenfalls versprach der Geist herzlicher Freundschaft, der die Bewegung so schnell hochgebracht hatte, herrliche Frucht. Da brach der Krieg über uns herein und holte sich ausgerechnet die Besten aus unseren Reihen. Und Tag für Tag fordert dieser Moloch neue Opfer.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Krieg seit neun Vierteljahren! Mitgerissen vom Sturm der Begeisterung sind die Eidgenossen vom Oktober 1913 hinausgezogen. Die meisten der Meißner-Getreuen sind inzwischen Leutnants geworden; die Mehrzahl ist schon gefallen.

Und die Daheimgebliebenen und die mit heilem Kopf wieder Herauskommenden?

Zunächst hatte die Macht der Phrase eine bedauerliche Schreckensherrschaft bei denen daheim angetreten. Aber die schreckliche Kriegsnot hat zurückgeführt zur Tiefe und Besonnenheit. Ganz klein geworden sind wir zeitweis. Wir, die wir einst in wildem Sturm und Drange hoch, immer höher, oft vielleicht allzuhoch hinaus wollten, wir haben uns bescheiden gelernt.

Zu klein geworden ist Mancher draußen im Felde. Leider! Wer aber seine Seele zu bewahren verstanden hat und heil aus der harten Schule der grausigen Kriegsnot herauskommen darf, wird im Kriege Erfahrungen gesammelt haben, die ihm von unschätzbarem Wert sein und die Persönlichkeitswerte, die schon in ihm keimten, voll entfalten werden. Man lernt im Felde Menschen kennen, die außerhalb unseres Kreises stehen; als Kamerad hat man mit Menschen verschiedenster Herkunft und Gesinnung im gleichen Unterstand gelegen. Da traf man auf hochnasige vermeintlich Gebildete voller Plattheit. Man wurde angenehm überrascht im Verkehr mit schlichten Bergleuten und Bauernsöhnen, Prachtkerlen mit goldigem Gemüt und adeliger Lebensauffassung. So hat der Krieg auch seine guten Seiten. Vor neue Aufgaben wird er die Überlebenden stellen, neue Ziele weist er, Richtung und Festigkeit verleiht er. Aber niemand wird heute noch den Krieg als solchen preisen wollen, weil er nebenbei diesen erzieherischen Einfluß ausübt. Mehr und mehr haben wir den Krieg als schrecklichen und doch unabwendbaren Schicksalsschlag aufzufassen gelernt.

Es waren wahrlich die Schlechtesten der jungen Bewegung nicht, die voll Entsetzen still abseits standen und im Ausbruch eines Krieges etwas ganz Unfaßbares sahen. Die auf einmal die Grundlagen ihres Arbeitens und Strebens wanken fühlten und sich immer wieder fragten: Muß es sein? Wozu? Aber heilig und immer heiliger wurde auch diesen Schwerblütigen der Krieg, je mehr Opfer er aus unserem Freundeskreise forderte. Und hatte er noch keinen Sinn für sie, so sagten sie und gelobten sie sich: Nicht umsonst sollt ihr, unsere Freunde und Brüder, geblutet haben. Diesem Kriege wollen wir *seinen Sinn schaffen*! Wir wollen etwas schaffen, das mit euerm Leben nicht zu teuer erkauft ist. Voll Ehrfurcht wollen wir eurer gedenken und euer Erbe mehren, daß es würdig werde eures Opfers. Wir geloben euch *Taten*!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Taten! Mit der Zunahme der Opfer, die wir, die Freideutsche Jugend, jetzt im Kriege bringen, wachsen unsere Rechte, wachsen auch die Pflichten der Erbenden. Schwermütige Gedanken beherrschen uns noch. Aber wir wollen uns von unserem Schmerze nicht zu Boden drücken lassen. Jammer soll uns nicht die Tatkraft lähmen, Totenklage uns nicht die schaffende, weiterbauende Lebendigkeit erschlagen. Verflucht seien die Erben, wenn sie sich jetzt darangeben, mit dem Schicksal zu hadern! Aufgabe der überlebenden Freideutschen ist es im besonderen, dafür zu sorgen, daß die Gesinnung und der Kulturwille der Freideutschen Jugend sich immer mehr ausbreiten, bis schließlich unser ganzes Volk sie erfaßt haben. Wir dürfen die feste Überzeugung hegen, daß unsere Freideutsche Kulturgesinnung notwendig ist für unser Volk. —

Derart durchdrungen von der Bedeutung unserer Freideutschen Jugendbewegung will ich zum Hohen Meißner pilgern, der teueren Gefallenen gedenken und im Geiste alle Kampfgenossen im Felde grüßen. Und alle guten Geister unserer Bewegung will ich anflehen: Schafft eurem Leben harten Kern, wahrhaft religiöse Tiefe, danket unseren Gefallenen für ihre große aufopfernde Liebe dadurch, daß ihr die große Sehnsucht stillt, die groß und namenlos und immer noch nach klarem Ausdruck ringend in der Freideutschen Jugend lebendig ist. Schafft nach Kräften mit an den Grundlagen zur neuen deutschen Kultur, sagt zuversichtlich Ja zum deutschen Kinderlande, zum deutschen Morgen und Übermorgen. Sucht dornenvolle Wege und verabscheut auch weiter das müde, satte Weideglück. Mit fürchterlicher Gewalt ist uns der Krieg in unseren ersten Ansturm hineingebraust. Gelobet: Unser begonnenes Werk darf, soll und wird nicht untergehen!

Will sehen, ob Hanstein und Kasseler Kuppe noch ragen, will mir Trost holen, wo knorrige Eichen von großen Verheißungen einer neuen Jugend zu erzählen wissen. Und das Herz voll Andacht, Wehmut, Sorge, Hoffnung, in feierabendlicher Abschiedsstimmung will ich vom Hohen Meißner aus wieder ins Feld rücken, wieder mit eintreten in den Feuerring, den wir mit ungeheueren Opfern um die stärkste Feste der Welt gelegt haben.

Walter Hammer.

Der Krieg und die seelischen Gefahren für die Jugend.

So war im Vortrupp Nr. 12 ein Aufsatz von Heinrich Scharrelmann überschrieben, dessen Inhalt gewiß Vielen aus der Seele sprach. Der Verfasser wandte sich gegen die vielverbreitete Ansicht, man müsse dem Kinde den Feind stets möglichst schwarz schildern. Unter voller Würdi-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gung einiger bestechender Beweisgründe wurde eine Abhandlung, die die Hamburger Schulzeitung vor einiger Zeit gebracht hatte, in den Grundansichten widerlegt. Eine Erwiderung aber hat Scharrelmann dabei außer acht gelassen, die meiner Meinung nach unbedingt hierher gehört. Gar zu allgemein ist die Ansicht, es müsse dem Kinde von England und jeder anderen feindlichen Nation ein möglichst düsteres Bild gezeichnet werden. Jene sind der schwarze Hagen, wir der helle Siegfried. Dabei vergißt man aber stets, daß es ein arger Verstoß gegen alle psychologischen Gesetze ist, wenn man ein Volk einer Persönlichkeit gleichsetzt. Am allerwenigsten würde das einem Kinde einleuchten, obgleich es gewiß nie darüber nachgedacht hat, daß ein Ganzes nicht nur an Menge, sondern stets auch dem Wesen nach von dem Teil verschieden ist.

Wir Erwachsenen haben den engen Zusammenhang von Teil und Ganzem eingesehen; wir haben die unerbittliche Konsequenz des Schicksals begriffen, die daraufhin den Einzelnen für das All leiden läßt, wir verstehen jenen strengen, unerbittlichen Gott, der die Sünde der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Anders das Kind! Ich entsinne mich deutlich, daß mir als Kind gerade dieses Bibelwort viel Grübeln verursacht hat. Mir erschien es namenlos ungerecht; was konnten denn die armen Kinder dafür?! Ebenso vermochte ich nie zu folgen, wenn Kriemhild für das einem Menschen und von einem Andern angetane Unrecht Blut und Schrecken über ihre ganze Sippe bringt. Das war in meinen Augen ein furchtbares Verbrechen, und ich wunderte mich sehr, daß die Lehrerin über diesen Punkt ohne weiteres Wort hinwegging. Der Haß, der bitter und am Herzen fressend alle mithaßt, die mit dem Verhaßten irgend etwas gemein haben, Aussehen, Namen, Sippe, Nation, der alles haßt, was nur irgend an den Einen erinnert, ist, so verständlich er dem Leiderprobten ist, dem kindlichen Weltbilde durchaus fremd. Dafür ist beim Kinde das Gerechtigkeitsgefühl viel zu sehr an Einzelwesen geknüpft, wie denn seine Vorstellungs- und Begriffswelt kaum über das Individuum hinausgeht. Ihm fehlt noch der Blick für die Gesamtheit. Ein Volksganzes stellt sich dem Kinde bestenfalls als eine Summe von Einzelwesen dar. Warum? Es hat bisher immer nur in einem Ganzen, der Familie, gelebt, wo ihm nur Individuen begegnen. Erst, wenn es draußen im Leben steht und Individuengruppen — seien es Familien untereinander oder Parteien, Vereine, Strömungen und Richtungen jeder Art — als Ganzes gesehen und erkannt hat, wird es auch mit der Zeit die Gesamtheit eines Volkes erfassen, zugleich sich selbst als Teil einer solchen. Dann wird auch sein Gerechtigkeitsgefühl eine Umwertung erfahren.

Dieses Gefühl ist übrigens beim Kinde außerordentlich fein ausgeprägt, bei einem gesunden Kinde vielleicht überhaupt das feinste und das am

leichtesten zu verletzende Gefühl. Wer wollte es nun wagen, vor den kleinen, unerbittlichen Kritikern mit den hellen, scharfen Augen ein ganzes Volk der düsteren Gestalt Hagens gleichzusetzen? Oder zweifelt etwa jemand daran, daß es auch drüben viele Siegfriede gibt, strahlende Heldengestalten, die für ihr Vaterland in den Tod gingen wie die Besten bei uns? Sollte das Kind das nicht doch früher oder später erfahren? Es wird es erfahren, und von dem Tage an wird es dem Manne, der ihm den falschen Vergleich mit Hagen brachte, nur noch mißtrauisch zuhören. Wen Kinder auf einer Ungerechtigkeit ertappen, dem gegenüber verhalten sie sich für alle Zeiten skeptisch. Sie geraten dann in Gefahr, nunmehr auch das leider Wahre, wie den Fall Baralong und derlei, für übertriebene Darstellung zu halten.

Ich bin weit entfernt von jenen, die dem Kinde solche Scheußlichkeiten ganz vorenthalten wollen. Freilich hüte man sich vor jedem ausmalenden Worte; mit blutrünstigen Schilderungen richtet man unermeßlichen Schaden bei der in jungen Jahren so leicht reizbaren Phantasie an. Aber die Wahrheit sollen sie deshalb doch hören. Man entfache sogar ihren Haß; es ist stets ein Zeichen von einem kernigen, ganzen Charakter, wenn jemand so recht von Herzen hassen kann. Wie Wenige sind heute noch eines großen, echten Hasses fähig, eines Hasses ohne Gemeinheit! Echter Haß ist eine Achtungsgröße mit negativem Vorzeichen. Menschen, die man für belanglos hält, wird man nie hassen. Nun lenke man aber diesen Haß auf die Täter der gemeinen Taten. Die soll das Kind hassen, wie es alles Gemeine gegen Mensch und Tier hassen und verabscheuen soll ohne Weichlichkeit. Das Gemeine hasse es, aber niemals die Nationen. Gegen die wehren wir uns nur, weil wir müssen, und weil sie uns sonst wegräumen aus der Weltgeschichte.

Auch dem Kinde die Wahrheit, aber die volle Wahrheit! Wir wollen gern auf jene hellen Siegfriede auch beim Feinde zurückkommen, wollen dankbar sein, daß sie da waren. Sie erleichtern uns die christliche Auffassung, die sonst schier übermenschlich wäre; und wir sind doch immer so stolz gewesen, daß wir über die altjüdische Anschauung „Auge um Auge, Zahn um Zahn" angeblich hinausgewachsen seien.

Ein wunderbares Beispiel gibt uns da der antike Mensch. Ihm wäre es töricht und unlogisch erschienen, des Feindes Tüchtigkeit zu vergessen oder gar zu verkleinern. Er käme sich dabei selbst erniedrigt vor; sage mir, wen du besiegst, dann sage ich dir, wer du bist. Zahllose Stellen der antiken Literatur sprechen mit Bewunderung von der Tapferkeit und sittlichen Größe des Gegners, den man deshalb, wenn nötig, doch unerbittlich bekämpft. Sind es doch die Griechen, die uns die edlen Heldengestalten Trojas in leuchtender Helle überliefert haben, die Römer, die uns von Hannibals überragender Größe berichten, ein Cäsar und ein Tacitus,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

denen wir unsere Kenntnis der außergewöhnlichen sittlichen und körperlichen Stärke unserer Vorfahren verdanken.

Die Entgegnung, daß ein Betonen der Lichtseiten beim Feinde die Kinder zu farblosen Internationalen erziehe, das leidige Ausländertum bestärke, ist durchaus unbegründet. Anerkennung des wirklich Guten hat nichts zu tun mit hohler Nachäfferei alberner Äußerlichkeiten. Geschieht sie in rechter Weise, so fördert sie höchstens das Anknüpfen solcher Beziehungen, wie sie nach dem Frieden doch wieder erstrebt werden müssen; niemals kann sie die Vaterlandsliebe verringern. Wieder zeigt uns die Geschichte gerade aus der alten Zeit, die dem Feinde selbstverständlich das Seine ließ, die herrlichsten Beispiele opferfreudiger, heiligster Vaterlandsliebe. Es wird keiner behaupten, der antike Mensch habe keinen echten Patriotismus gehabt. Darin sind sich wohl alle einig; gerade darum füttern wir ja unsere Jungen jahrelang mit der Antike.

Hierzu stimmt eine Beobachtung, die ich wiederholt gemacht habe. Diejenigen, die so recht im kleinlichen Haß schwelgen, die drüben immer nur Schäden sehen und bis zur Lächerlichkeit den Gegnern jeden Wert und jede Kultur absprechen, sind meist die Leute, die wenig oder noch gar kein Pulver gerochen haben. Hört man irgendwo Feldgraue oder gar Verwundete von unseren Feinden sprechen, so geschieht es nie ohne Anerkennung, meist in ernsten, zurückhaltenden Worten. Gewiß hört man einmal einen derben Fluch, wenn es sich um eine vorgefallene Greueltat handelt, aber sonst schildern die Leute stets sehr sachlich. Ergehen sich aber am Biertisch oder in der Elektrischen die Kämpfer hinter der Front in recht unparlamentarischen Ausdrücken, wettern und schmähen, heben bei uns alles in den Himmel (nach dem billigen Rezept, das leider so viele Tagesblätter ständig befolgen), dann — sitzen zufällig anwesende Feldgraue gewöhnlich still und nachdenklich dabei. Tatkräftiger Patriotismus ist eben meist mit Achtung vor dem Gegner gepaart; dafür haben die Verächter die redegewandten Schreier für sich. Der sturmerprobte Feldgraue aber erzählt im Inland wenig, am wenigsten schmäht er, leistet dafür draußen um so mehr.

Und, wo nun die Kinder in so manchen Zeitungen, Witzblättern, Gesprächen auf der Straße, in der Elektrischen, in Läden so viel billiges, oft lächerliches Schmähen hören, da sollen wir Lehrer und Erzieher auch noch einstimmen? Dabei haben wir, wie Herr Scharrelmann so treffend veranschaulicht, einen geradezu ungeheueren Einfluß auf unsere Hörer. Er macht sich nämlich anheischig, in einer Stunde eine ganze Klasse für Napoleon zu begeistern und eine Stunde später eine andere Klasse zu erbitterten Feinden des Korsen zu machen. Ich glaube, der Verfasser könnte noch viel kühner wetten, könnte, falls er anstatt in einer Stunde einen Monat oder ein Semester lang die Zeit Napoleons behandelte,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch 14—18jährige, ja Schüler der Hochschulen je nach der Art seiner Darstellung leicht zu glühender Verehrung oder schnöder Verachtung jenes Mannes führen. Schmeckt doch auch noch die Weltanschauung des Studenten stark nach derjenigen seines Philosophieprofessors.

Einer unserer Heeresberichte erwähnte einmal den Löwenmut, mit dem sich die Rumänen, wohl unser verachtetster Gegner, in Siebenbürgen verteidigt hätten. Ich bedauerte sehr, zurzeit gerade keinen Klassenunterricht zu erteilen. Ich hätte diese Stelle vorgelesen und womöglich anschaulich ausgeschmückt. Zu welchem Zweck? Um — wie sich mit Sicherheit erwarten läßt — schließlich in allen den strahlenden Kinderaugen zu lesen: Und selbst solche Feinde besiegen die Unsrigen!

Kein Lehrer, der seinen so tiefen Einfluß erkannt hat, wird sich zum Schmähredner hergeben*). Er wäre später geradezu verantwortlich zu machen, wenn das Kind ein schiefes Weltbild mit ins Leben brächte, wenn es solchen Schaden genommen hätte, daß nach dem Kriege unsere Beziehungen zum Auslande für Generationen nicht mehr die normalen würden. Für unsere Generation wird es schwer genug werden, die alten Wege einst wieder zu finden, nach allem, was wir erlebt haben; soll auch noch die folgende daran kranken? Das hieße den eigentlichen Frieden ins Unendliche verschieben. Auch soll der wahre Lehrer ein viel zu abgeklärter, ausgeglichener Mensch sein, um zu schmähen und zu schmälern. Das verträgt sich einfach nicht mit der Idealgestalt des Jugendführers, die wir doch alle wenigstens anstreben und im Herzen tragen.

Hadwig Dorsch.

---

*) Daß dies nicht nur von deutschen Lehrern gilt, beweist jene Entschließung, die — nach der Mitteilung verschiedener Blätter — vor einiger Zeit der Verband der Lehrer und Lehrerinnen des Seine-Departements veröffentlicht hat. In dieser Kundgebung findet sich der folgende Absatz.

„Indem der Verband der öffentlichen Lehrer und Lehrerinnen des Seine-Departements feststellt, daß die Erziehung zum Chauvinismus und zum Kollektivhaß gegen die mit Frankreich im Krieg befindlichen Völker Gefahr läuft, ein Punkt des öffentlichen Lehrprogramms zu werden; daß ferner unsere Führer uns zu überreden versuchen, es sei unsere Pflicht, diese Ergänzung der Moral ebenso zu lehren, wie wir die Achtung vor den Eltern, Arithmetik und Geographie lehren; und daß die Verwaltung sich bereits veranlaßt gesehen hat, gegen Lehrerinnen einzuschreiten, die sich weigerten, dieses neue Evangelium zu verbreiten, erklärt der Verband, daß die Haßerregungen schädlich und gefährlich sind. Schädlich, weil sie sich an die brutalsten und niedrigsten Instinkte richten und somit die Verneinung aller Moral sind; gefährlich, weil sie die Dauer des gegenwärtigen Krieges nur verlängern und eines Tages verhängnisvollerweise ein Faktor neuer Kriege sein können, wenn sie zwischen den Völkern eine ständige Feindschaft aufrecht erhalten."

Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ehrfurcht.

Es ist eine Tatsache, daß sich mit dem Wandel der Kultur im Laufe der Jahrhunderte auch die seelische Stimmung, die allgemeine Gefühlslage der Völker ändert. So sprechen wir von einer Zeit nüchterner Verständigkeit, von einer Periode der Empfindsamkeit, der romantischen Schwärmerei und dergleichen. Die Zeit vor dem Kriege, so fern sie unserem unmittelbaren Bewußtsein auch erscheinen mag, liegt uns doch noch zu nahe, als daß wir sie ganz historisch betrachten und ihren Gesamtcharakter auf eine einzige Formel bringen könnten. Ob sie im ganzen so gefühlsarm war, wie es wohl scheinen möchte, wollen wir nicht entscheiden. Das aber kann wohl behauptet werden, daß ihr in der Tat manche Gefühle in weitgehendem Maße fehlten, aus denen früheren Geschlechtern eine eigene Lebensauffassung und auch ihr besonderes Lebensglück entsprang. Unter den Gefühlen, die dem Menschen um die Wende des 20. Jahrhunderts abhanden gekommen waren, muß an erster Stelle das Gefühl der Ehrfurcht genannt werden. Der „moderne" Mensch, d. h. der Mensch, der ganz in und mit seiner Zeit lebte, ganz in der herrschenden Anschauungsweise der Mitwelt aufging, war kurz gesagt der unehrfürchtige, der unfromme Mensch (wobei die religiöse Bedeutung des Wortes zunächst beiseite bleiben mag).

Klingt uns das Wort „Ehrfurcht" nicht fast schon veraltet, ebenso wie etwa das Wort „Tugend"? Erscheint es uns nicht wie etwas, was früher einmal gut und wertvoll gewesen sein mag, aber in unser heutiges Leben, unsere heutige „Kultur" nicht recht mehr paßt? Wie etwas, was zum mindesten überflüssig, wenn nicht im Kampfe ums Dasein schädlich ist?

Woher kommt es, daß solche Gefühle ganz verloren gehen oder doch wenigstens in der allgemeinen Wertschätzung so tief sinken können? Offenbar kann die Ursache davon nur in unserer Kultur liegen, auf die wir doch so stolz waren. Und freilich haben wir es weit gebracht in der Kenntnis der Natur, in der Beherrschung ihrer Kräfte und deren Nutzbarmachung durch die Technik. Das ganze äußere Leben hat sich in kurzer Zeit umgewandelt. Die Schranken von Zeit und Raum, die früher das Leben so eng, schwerfällig und langsam machten, sind in erstaunlichem Maße überwunden. Wir können die Nacht der Großstadt zum lichthellen Tage machen, indem wir die rohe Naturkraft des fernen Bergstromes in das künstliche Sternenflimmern unzähliger Lichter verwandeln. Die örtlichen Entfernungen werden durch die Vervollkommnung des Verkehrs immer mehr verringert. Ja, wir beherrschen nun auch den Luftraum. Und der Chemie ist es gelungen, Stoffe, die früher aus weit entfernten Ländern eingeführt werden mußten, aus einheimischen Rohstoffen synthetisch herzustellen. Alle diese Errungenschaften haben dem modernen Bewußtsein

ein Gefühl der Überlegenheit verliehen, das gern mit Verachtung auf frühere Zeiten zurückblickt.

So entstand bei oberflächlichen Geistern ein Kulturdünkel, der um so unerfreulicher ist, je mehr solche Menschen nur alle Annehmlichkeiten des Lebens genießen, ohne doch an der Kulturarbeit selbst kräftig mitzuwirken. Aber indem wir die Natur beherrschen, haben wir sie in anderer Beziehung verloren; unser Verhältnis zu ihr ist erkaltet. Der Blasiertheit des Großstädters ist die Natur in ihrer stillen, alltäglichen und doch so tief geheimnisvollen Schönheit unbekannt; ihm fehlt jene Andacht zum Unbedeutenden, die auch im kleinsten Naturwesen noch die göttliche Schöpferkraft ahnt und verehrt. Was ist dem, der die Natur im Automobil durchrast, die Blume am Wegrande, die dem sinnigen Wanderer wie ein unbegreifliches Wunder erscheint, das ihn in jedem Frühjahr mit neuem Staunen erfüllt! Der Großstädter merkt im stolzen Bewußtsein der Bequemlichkeiten und Genüsse, die ihm das Leben bietet, gar nicht die innere Verarmung seiner Seele. Die großen Naturschauspiele, die jeder Tag in verschwenderischer und immer wechselnder Pracht vor uns ausbreitet, kennt er kaum. Den Sonnenaufgang verschläft er meistens; den Untergang der Sonne sieht er ganz selten einmal auf einem Spaziergang; meist aber befindet er sich zur Abendzeit im Wirtshaus oder in Gesellschaft. Vom bestirnten Himmel erblickt er zufällig einmal ein winziges Stückchen zwischen hohen Häusermauern; und die unbeschreibliche Schönheit der Wolkenbildung, vor der selbst das Bild der schneebedeckten Alpen verblassen muß, bleibt meist unbeachtet. So ist uns die Natur entfremdet; wir leben nicht in und mit ihr. Wie sollten wir da noch Ehrfurcht vor ihr empfinden? Im Gegenteil, der moderne Mensch fühlt sich erhaben über sie; er hat ja seine naturwissenschaftliche Weltanschauung, die ihm über alles Aufschluß gibt. Mit ein paar Schlagworten wie Atom, Kraft, Energie, Monismus hat er die Sache abgetan. Da gibt's kein Geheimnis, kein Welträtsel mehr; wozu da noch Ehrfurcht?

Das eitle Selbstgefühl dessen, der sich „auf der Höhe der Kultur" dünkt, wird noch verstärkt durch die Art unseres gesellschaftlichen Verkehrs. Die Oberflächlichkeit und trostlose Veräußerlichung, die durchschnittlich das Gepräge unserer „besseren" Gesellschaft bildet, ist der gefährlichste Feind aller tieferen Gesinnung. Insbesondere wirkt sie dahin, das moralische Gefühl mehr und mehr durch eine Art von Gesellschafts- und Standesgefühl zu verdrängen. Denn hier herrscht eine ganz andere Bewertung der Persönlichkeit als sonst im bürgerlichen und beruflichen Leben; und danach schätzt nicht nur der Eine den Andern, sondern auch sich selbst ein. Das Bewußtsein finanzieller Sicherheit spielt dabei eine Hauptrolle; dazu kommt die gesellschaftliche Anerkennung und Achtung von seiten Anderer; ferner die Gewandtheit in den äußeren Formen, die doch mehr dazu da sind, wahre Empfindungen zu verschleiern als auszudrücken, und schließ-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lich sogar das körperliche Gefühl der „eleganten" Kleidung und der tadellosen äußeren Erscheinung, das Mörike so köstlich verspottet:

„Schnurrbartsbewußtsein trug und hob den ganzen Mann
Und glattgespannter Hosen Sicherheitsgefühl;
Kurz von dem Hütchen bis hinab zum kleinen Sporn
Belebet' ihn vollendete Persönlichkeit."

Das ist die Welt der Äußerlichkeiten, vor der sich jede tiefere Regung, aus Furcht, unangebracht und lächerlich zu erscheinen, scheu verkriecht. Und doch ist für viele junge Menschen die „Gesellschaft" das erhöhte, gesteigerte Leben gegenüber der langweiligen Öde des Alltags. Aber man darf es aussprechen: der echte Gesellschaftsmensch ist der unehrfürchtige Mensch.

Die Verflachung unseres Verkehrslebens hängt eng zusammen mit der Art, wie sich das Verhältnis des Menschen zum Menschen allmählich gestaltet hat. Der Typus des heutigen Berufsmenschen ist der Beamte. Seine Tätigkeit ist nicht frei und selbständig, sondern in ihren wesentlichsten Teilen durch Vorschriften des Staates oder anderer Vorgesetzten bestimmt. Dadurch ist es für den Einzelnen schwer, sich besonders auszuzeichnen; vielmehr tritt ein gewisser Ausgleich ein, indem der minder Leistungsfähige gehoben wird, während der hervorragend Begabte durch manche äußeren Schranken in der freien Entfaltung seines Könnens gehemmt ist. Es ist klar, daß hier für die Entwicklung großer, insbesondere sittlicher Persönlichkeiten wenig Raum ist. Wir sehen daher durchweg Menschen um uns, deren amtliche Tüchtigkeit und Pflichttreue anerkannt werden muß, aber kaum sittlich hervorragende Menschen, vor denen wir Ehrfurcht empfinden müßten. Leute, die es „weit gebracht" haben, die in der Gesellschaft eine Rolle spielen und deren Name bei keinem Ausschuß fehlen darf, auch wenn sie von der Sache nichts verstehen, erzwingen sich bürgerliche Achtung, weil sie Einfluß und Macht besitzen; das Gefühl der Ehrfurcht aber erwacht nur vor sittlicher Größe, die sich auch im engsten Lebenskreise entfalten kann. Wir blicken mit mitleidigem Lächeln auf den religiösen Überschwang eines Klopstock, auf die schwärmerischen Freundschaften, wie sie zur Zeit der Empfindsamkeit und der Romantik gepflegt wurden. Aber im Grunde müssen wir doch zugeben, daß an der Stelle, die bei unseren Vorfahren jene Gefühle gegenseitiger Verehrung einnahmen, bei uns eine öde Leere ist. Wie wenig ist doch heute der Mensch dem Menschen! Wo ist die Achtung vor dem wahren, edlen Menschentum geblieben?

Gewiß hat es auch unter uns Einzelne gegeben, deren tieferer Blick wohl erkannte, daß manche Teile unseres Kulturgebäudes auf morschen Stützen ruhten, die eher eine gewisse Kulturmüdigkeit als Dünkel empfanden. Aber in breiten Schichten unseres Volkes und gerade in solchen, die in der Gesellschaft tonangebend und einflußreich sind, herrschte doch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wohl jene Geisteshaltung, die wir als im tiefsten Grunde unehrfürchtig bezeichnen mußten. Die Menschen des beginnenden 20. Jahrhunderts waren zweifellos arbeitsam, strebsam, leider oft auch streberhaft und von einem fieberhaften Ringen nach Erfolg ergriffen; ebenso fieberhaft freilich auch in der Sucht nach Genuß. Aber diese Rastlosigkeit des Lebens, unter der wir litten, erschien uns notwendig verknüpft mit der modernen Kultur, deren Wert uns als unbezweifelbar galt.

Und nun geschah das Unglaubliche, das Unmögliche. Ein ungeheures Schicksal wälzte sich über die erzitternde Menschheit; wie ein furchtbarer Dämon griff es in die Speichen des Weltrades ein, das plötzlich still zu stehen schien. Die ganze Kulturbewegung war unterbrochen. Und noch jetzt ringt unser Geist damit, das Unfaßbare zu fassen. Mögen auch die Historiker einst die näheren und entfernteren Ursachen des Krieges aufdecken, mögen moralisierende Politiker die Schuldfrage erörtern und einzelnen Persönlichkeiten die Verantwortung zuschieben; der Eindruck läßt sich nicht verwischen, daß hier ein unpersönliches Schicksal, ja eine unabwendbare Notwendigkeit über uns gekommen ist, die wir in ihrer unbegreiflichen, grausigen Größe eben hinnehmen mußten. Damit aber ist in unser Leben, das trotz allem Hasten und Streben klein und schwunglos zu werden drohte, etwas unerwartet Erhabenes getreten. Muß nicht dadurch auch in nüchternen, ganz vom Drange des materiellen Daseins erfüllten Gemütern jenes Gefühl der Ehrfurcht wieder erwachen, der Ehrfurcht vor einem Weltgeschehen, demgegenüber jeder einzelne Mensch zu einem Nichts zusammenschrumpft? Und andererseits sehen wir auch wieder die sittliche Menschheitsgröße, die sich im bürgerlichen Leben kaum entfalten konnte, bei hochgestellten wie auch bei ganz schlichten Menschen sich zu wunderbarer Höhe entwickeln. Ob solcher sittlichen Erhebung, solchem Heldentume mußte dann auch von neuem das Gefühl der Ehrfurcht vor dem einzelnen Menschen aufdämmern, das wir fast verloren hatten. Man denke nur daran, was die Persönlichkeit Hindenburgs für das Denken und Fühlen unseres ganzen Volkes bedeutet.

Es ist bei allen gewaltigen Erlebnissen so: der Mensch fühlt sich ihnen gegenüber unendlich klein und nichtig und doch auch wieder unendlich erhoben — das letztere freilich nur, wenn er großer Gesinnung fähig ist. Und in dieser doppelten Empfindung der Kleinheit und der Größe besteht eben das Gefühl der Ehrfurcht. Das Leben des ehrfürchtigen Menschen, der zu dem Übermenschlichen, das wir Schicksal nennen, ein innerliches Verhältnis gefunden hat, gewinnt einen tiefen, leuchtenden Hintergrund, dessen Widerschein bis in sein Alltagsdasein dringt.

Nietzsche, der sonst nicht gerade viel Hochachtung vor menschlichen Dingen zeigte, erkannte die Ehrfurcht als einzige von allen Tugenden noch als berechtigt an. Und Goethe sah in ihr die edelste und fruchtbarste Gesinnung des Menschen überhaupt. In jenem wunderbar tiefen Kapitel

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Wanderjahre, wo er von der religiösen Erziehung handelt, heißt es: „Eines bringt niemand mit auf die Welt, und doch ist es das, worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei"; es ist die Ehrfurcht. Auf ihr beruht alle wahrhaft fromme und religiöse Gesinnung. Und zwar fordert Goethe die Ehrfurcht vor dem, was um uns ist, vor Natur und Menschheit, vor dem Höheren, das wir ahnen, und auch vor dem Niederen, dem Elend, dem Leiden, der Schmach und dem Tode. Aus diesen drei Gesinnungen aber geht dann die „Ehrfurcht vor sich selbst" hervor, „daß der Mensch sich für das Beste halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja daß er auf dieser Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbstheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden".

Die erschütternden Erlebnisse unserer Tage könnten uns zum Segen gereichen, wenn sie zur Erhöhung des inneren Menschen beitrügen, wenn sie in uns den Glauben an Menschenwert und Menschheitsgröße stärkten. An uns und dem heranwachsenden Geschlechte liegt es, eine neue, gesundere Kultur aufzubauen. Dazu aber gehört Vertrauen zur menschlichen Kraft und der Glaube an hohe Ziele und Ideale. Einer unserer besten Patrioten des vorigen Jahrhunderts, Paul de Lagarde, schrieb: „Möge Deutschland nie glauben, daß man in eine neue Periode des Lebens treten könne, ohne ein neues Ideal." Ideale haben aber setzt ehrfurchtsvolle Hingebung voraus.

Professor Paul Sickel.

„Zwei Stufen."

Eine Plauderei über Abstinenz und besonders über den ethischen Vegetarismus.

Der Vortrupp hat schon wiederholt auf die Bedeutung des Vegetarismus hingewiesen. Angesehene Fachmänner haben in früheren Jahrgängen unsrer Zeitschrift die vegetarische Frage vom gesundheitlichen und sozialen Standpunkte aus erörtert. Es sei an die Aufsätze von Dr. med. Selß („Der Zukunftsmensch", Jg. 1912, Nr. 7), Prof. Dr. G. Schläger („Ein ketzerisches Wort zur Fleischnot", Jg. 1913, Nr. 9) und Dr. med. H. O. Meng („Sport und Ernährung", Jg. 1914, Nr. 10 und 11) erinnert.

Heute geben wir wieder einem Manne das Wort, der in den Fragen der Ernährung und der vegetarischen Lebensweise besonders erfahren ist. Er wird die ethische Seite des Vegetarismus beleuchten und dabei auch die Stellung kennzeichnen, die der Vegetarier zur Alkoholenthaltsamkeit einnimmt.

Vortrupp.

Als ich in einem schönen Frühsommer mit meinem liebsten Freunde — er fiel bereits in diesem Riesenkrieg, wie so viele der Besten — durch mein hessisches Heimatland wanderte, da fragte ich diesen bekannten Verfechter der Alkoholabstinenz auch nach dem Grunde seiner neuerdings angenommenen vegetarischen Lebensweise. „Die feste Über-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zeugung," äußerte der Freund darauf nach kurzem Nachdenken, „daß der Vegetarismus eine weitere Stufe zur Reinheit darstellt, bewog mich, so zu leben." Nach einer Weile fuhr er dann in seiner nachdenklichen, etwas träumerischen, aber gründlichen Weise fort: „Da Reinheit aber auch Kraft bedeutet, wundert es mich nicht weiter, daß die ‚pythagoräische Lebensweise' auch den geretteten Trinker vorm Rückfall und den vom Geschlechtstrieb Gepeitschten vor Schmutz und Schande zu schützen vermag. Ja, ich habe sogar die Beobachtung an mir und Anderen gemacht, daß dabei jegliches Fühlen feiner wird, daß in der Harmonie des seelischen Gefüges sogar Obertöne und höhere Oktaven anklingen, die früher schwiegen, daß der an den Körper gebundene Geist ganz entschieden an ‚Erdenschwere' einbüßt, daß gewisse Bindungen gelockert werden, die ihn allzufest an die Erscheinungswelt ketten. Das geht so weit, daß ich behaupten möchte: die Sensibilität und die höheren Bedürfnisse wachsen in dem Menschen, der als Alkoholenthaltsamer plötzlich Vegetarier wird, allmählich in demselben Maße (auf besondere Weise), wie sie beim ‚Mäßigen' auf eine höhere Stufe gelangen, sobald er den gewohnheitsmäßigen Rauschgiftgenuß aufgibt."

Für ganz selbstverständlich hielt ich es, daß mein lieber Wandergenosse nun auf die „exakte" Begründung der vegetarischen Ernährungsreform einginge. Denn ich kannte doch sein streng wissenschaftliches, geschultes Denken. Weil er schwieg, fing ich einstweilen einleitend selbst an, von den Gebissen und Darmlängen der Krautfresser, Allesfresser, Fleischfresser und Fruchtesser zu reden, ferner vom Streit ums Eiweißoptimum, von den physiologischen Versuchen Chittendens, Jotеykos, Fishers und anderer und den Sportergebnissen vegetarischer Mannschaften. Froh war ich, einen so geduldigen Zuhörer gefunden zu haben, und auch ein klein wenig stolz, den Freund, der mir in vielem so sehr überlegen war, einmal belehren zu dürfen; denn ich war ja schon viele Jahre und er nur seit einem halben Jahre Anhänger des Vegetarismus. Nie vergesse ich aber sein feines, liebes Lächeln, das niemals verletzte und das mich doch schließlich abbrechen und verwundert fragen ließ, ob er denn das alles schon wisse und besser als ich wisse. „Nein," war die Antwort, „dein Eifer war's nur, der mich belustigte. Ich will es dir rund heraus sagen: eure Wissenschaft, so gründlich und berechtigt sie an sich auch ist, ließ mich von jeher viel kälter als du ahnen magst. Es ist das alte Lied von Herz und Verstand. Schon in der Alkoholfrage zum Beispiel war mir lediglich das ausschlaggebend für mein Verhalten, daß in meiner Nachbarschaft ein paar arme Trinkerehefrauen so oft Prügel bekamen, und daß diese Ärmsten dann samt ihren armen Kinderchen durch die Guttemplergelübde ihrer Männer in ein wahres Himmelsglück gerieten. Das war mir selbst zu sehen vergönnt und hat mich wahrlich tief ergriffen. Es bedurfte dann

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kaum noch des Nachweises seitens eines Bekannten, daß der Alkohol tatsächlich unsägliches Elend im Vaterlande und in der ganzen Menschheit schaffe und daß mein eigenes geringes Beispiel tatsächlich dazu beitragen könne, das Blut- und Tränenmeer des Volksverwüsters auszutrocknen, um einen ganz selbstverständlichen Reflexvorgang auszulösen, nämlich die deutlich zur Schau getragene Abstinenz und dann später, da mir die Sache doch sehr wichtig schien: meinen Beitritt zur kleinen Guttemplerloge unseres Städtchens. Das ‚wissenschaftliche Fundament' habe ich dann später gelegt. Aber, weiß der Himmel, auf dieses kommt's viel weniger an. Und ich gestehe ganz ehrlich: die ganze Bibliothek über die Alkoholfrage mit all den feinen und zwingenden Gründen zur Enthaltsamkeit des einzelnen Menschen wäre unnötig, wenn die Menschen in bezug auf soziale Dinge eine ungestörtere Verbindung zwischen Sinnen und Herz hätten, wenn sie weniger Wert auf den alten Rechenmeister Verstand und dafür mehr Wert auf Schauen und Erleben legten. Nur aus dem Gemüte, aus dem Herzen, aus dem Wollen, aus der hochgerichteten Sehnsucht und Liebe quillt ja doch das Menschenglück, dagegen gehalten ist der klügelnde Verstand ein armseliges Ding, ein Handwerkszeug zum Broterwerb, das man sauber und scharf halten muß, das man aber auf den staubigen, heißen Kampfplatz der Alltagsarbeit möglichst beschränken soll. Denn es gibt Dinge, die können eben nur mit dem Herzen begriffen werden. Und dazu gehört die Alkoholfrage.

Um nun wieder zur vegetarischen Ernährungsform zurückzukehren: Mir erging es da ganz ähnlich. Drei zufällige Erlebnisse öffneten mir Augen und Herz. Das erste: Ein Kesselschmied, ein braver Kerl, aber ein schwerer Trinker, den ich selbst zur Abstinenz gebracht hatte, der trank einst nach der Logensitzung vor meinen Augen acht Brauselimonaden. Auf meine erstaunte Frage gestand er dann, daß der Heringssalat, den seine Frau ihm zum Abendbrot bereitet hatte, ‚unheimlich' durstig mache. Lache nicht, mein Lieber, der Mann ist einige Wochen später rückfällig geworden, und die Frau machte wieder recht tränenreiche Zeiten durch. Es dauerte ziemlich lange, ehe er zurückgewonnen und wieder Mitglied der Loge wurde. Diese scheinbar geringfügige Sache scheint mir doch recht wichtig. Ob die törichte Frau dem Manne immer noch nach dem alten Schnaps- und Biertrinkergeschmack die Speisen bereitet? Ich habe getan, was ich konnte. Habe ihr erklärt, daß Speise und Trank sich in gewisser Beziehung bedingen und andres mehr. Aber leider ist die Frau etwas schwerfällig und oberflächlich und versteht nur in dem alten Ernährungsgeleise zu trotten, wie ein alter Gaul im Göpelwerk. Ich fürchte, der brave Kesselschmied wird seine ‚herzhaften' Mahlzeiten weiter mit viel Flüssigkeit begießen müssen, dauernd in Gefahr, zurückzugleiten ins alte Elend. — Also dies Erlebnis machte mich doch etwas nachdenklich.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das zweite Erlebnis war ein Besuch im städtischen Schlachthaus, zu dem der Kreisarzt mich eines Tages mitnahm. Du ersparst mir wohl die Beschreibung all der Schlacht- und Metzeleiszenen. — Jedenfalls ging ich nach Hause mit dem überwältigenden Gefühl, daß diese unsere Ernährungskultur einfach auf Roheit gegründet sei, auf Unrecht, Marter und Blut, — und daß aus diesem Boden einstweilen nichts Höheres, Erlösendes, wahrhaft Glück und Segen Bringendes entsprießen könne. Weder in Dingen des Gemeinwesens noch in Dingen der Gotteserkenntnis. Dies Ächzen der Kreatur — —! Gleich kam mir ja auch die Fülle der bekannten Einwände. Aber: ‚Irgendwo tapfer beginnen, und soweit gehen, als man kann', hat einmal einer gesagt, der den gordischen Knoten der praktischen Stellungnahme damit vor sich und seinem Gewissen durchhieb. Ich gebe zu, es war ein ganz unbestimmtes, aber es war ein starkes Gefühl, ein mächtiges Ahnen, ein Schauder vor irgendwelchem geheimnisvollen Zusammenhang zwischen — Nahrung und Weltgeschichte, Essen und Religion. Darüber mag nun der brave durchschnittliche ‚Gemischtesser' lachen und kopfschütteln. Ich vergelte ihm sein Lachen durch den redlichen Wunsch, daß einmal dasselbe Erlebnis die Tore seiner Seele durchbrechen möge. So etwas läßt sich nicht ‚beweisen' wie die Winkelgröße des Dreiecks oder der Sinussatz.

Das dritte Erlebnis: Mein Buchhändler, mit dem ich gelegentlich über mein Schlachthoferlebnis mich unterhalten hatte, schickte mir ein neuerschienenes Werk. Es waren Walter Hammers ‚Dokumente des Vegetarismus'*). Darin blätterte ich nun, betrachtete mir den reichen Bilderschmuck und fing bald auch an, aus dem erstaunlich vielfältigen Tatsacheninhalt das und jenes zu lesen. Teils kleine Anekdoten, teils merkwürdige und bezeichnende Darlegungen und Zeugnisse bekannter und berühmter Männer und Frauen, Zeugnisse des Altertums und der Gegenwart, Zeugnisse von Religionsstiftern, Soldaten, Athleten, Künstlern, Gelehrten, kleine Aufsätze und Abhandlungen aus der Kultur- und Sittengeschichte aller möglichen Völker der Erde. Alles in einer Weise dargeboten, daß ich einen wirklich lebendigen Einblick in das große, bedeutende Gebiet der uralten ‚vegetarischen Frage' erhielt. Diese Fülle von Einzelheiten, diese Mannigfaltigkeit der Ein- und Ausblicke gab mir mehr als ‚Wissenschaft'. Das alles gab mir einen rechten Begriff ihres geistigen Ganzen, gab mir ein Ahnen des Verwurzeltseins der blutfreien Ernährungsweise mit uralten Kulten, mit tiefgegründeter Ehrfurcht und Frömmigkeit."

Nun war eigentlich an mir die Reihe, zu lächeln, denn mein Wander-

*) Verlag von Dr. Hugo Vollrath, Leipzig, 2 Bände je 3 Mk., auch einzeln käuflich.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

genosse schilderte mir da ein Werk, das ich längst genau kannte, ja zu dem ich selbst den und jenen Beitrag liefern durfte. Ein Werk, von dem ich trotz kleiner Schwächen und Mängel ebenfalls sehr viel halte. Habe ich doch schon so Manchen getroffen, dem die trefflichen „Dokumente" mit einem Schlag das Tor zum Vegetarismus öffneten. Schon der bloße Gedanke, solche über weite Räume und Zeiten verstreute Zeugnisse und Zeugen als irrende Strahlenbündel in einer Brennlinse zu sammeln, zu starker Licht- und Wärmewirkung im Dienste einer ungeahnt wichtigen, ja heiligen Sache, schon dieser Gedanke Hammers verdient Anerkennung und Mitarbeit Tausender.

„Diese drei Gründe nun," fuhr mein Freund fort, „die doch weit mehr auf einem Erleben und auf einem Erschauen als auf wissenschaftlichen Beweisen beruhen, konnte ich anführen, als ich mich eines Tages bei der Leitung des ‚Deutschen Vegetarierbundes'*) als Mitglied anmeldete. Mein sicheres Gefühl, daß eine tierfleischlose, reinere Ernährung eine Erhöhung der ganzen Lebenssphäre zur Folge haben dürfte, hat mich auch nicht betrogen. Und ich danke heut meinem Schöpfer, daß er mir die beiden glückbringenden Stufen in eine höhere Lebensauffassung hineinfinden half." —

„Natürlich nur Stufen", fuhr mein Gefährte nach kurzer Pause fort. „Wer da glaubt, er sei nun schon etwas Rechtes und Ganzes, wenn er bloß Abstinent und Vegetarier ist, der ist gewiß zu bedauern. Die beiden Mächte, Abstinenz und Vegetarismus, lösen ihm ja nur die seelischen Flügel. Nun heißt's aber doch erst fliegen. Empor, los vom Erdenstaube, näher zu allen Heiligen und zu Gott! Da hilft nur starke Sehnsucht nach den fernen blauen Bergen, starker Lichthunger nach der fernen aber sicheren Zentralsonne, Ringen und Weinen und Kämpfen nach Sättigung tagelang, nächtelang, Einstellen des gesamten Tuns und Lassens auf ein starkes, stürmisches Verlangen nach Verbindung mit der verlorenen Urheimat. Was dies selige Sehnen, diese heilige Unzufriedenheit mit dem Essen und Trinken zu tun hat? (Gewöhnen wir uns doch angesichts ewiger Dinge die falsche Scham ab, nach welcher Essen und gar die Zeugung nur mit Verlegenheit neben das Allerheiligste gestellt werden dürfen, zwei Mysterien von Abgrundtiefe, deren erstes die Lebendigmachung toten Stoffes, deren zweites die Inkarnation einer Seele bedeutet!) Ich behaupte, es gibt für den echten, nachdenklichen Menschen überhaupt nichts ‚Unwichtiges'. Und gerade auf Dinge, die tagtäglich geschehen, wie Atmen, Essen und Trinken, muß der Strebende besonders ernst und prüfend den Blick richten. Nichts hindert das Aufkommen der heiligen, sehnsüchtigen Unzufriedenheit, des Hungers nach geistiger Sättigung mehr, als der Genuß berauschender

*) Frankfurt a. M., Gartenstraße 1.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Getränke. Und nichts gibt solche Dichtigkeit, Breite, Feste und Erdenschwere (Manchem ja erwünscht!) wie der Genuß von Blut und Tierfleisch."

Ich schwieg. Aber mein Herz schlug stärker und schneller. Denn es ist etwas Köstliches, das, was man lange dachte und fühlte und im Herzen barg, in vertrauter Zwiesprache ausgesprochen zu hören. „Ein wahrhaft lebenswertes Leben", so rief mein Mitwanderer nun aus, „beginnt erst dann für uns, wenn der vordem erdgebundene, dumpfe Mensch, aus seiner stofflich-mechanischen Weltanschauung und Befangenheit emporgerüttelt, die ungewohnten Flügel breitet, Auf- und Ausflüge macht ins Wunschland, näher der Urheimat, wenn er beginnt, wie das Kind im alten Märchen, ‚die blaue Blume' zu suchen, wenn er mit feineren Sinnen sich hineintastet in die ungeahnt reiche Innenwelt! Rätsel über Rätsel findet er da, deren Befragen und Bestürmen das arme Menschenleben unendlich reich machen können. Und kommt des Menschen hungriges sehnendes Grübeln erst einmal über die Ahnungen hinaus, wird ihm erst gar die Gewißheit, daß hinter all der Mannigfaltigkeit und bunten Erscheinungswelt und Vielheit der Dinge ein unendliches und ewiges Eins steht, ein seliger Lichtquell ruht, dessen Strahlen um so mehr zu wärmen und in uns einzudringen vermögen, je reiner und schlackenloser Leib und Seele werden, — wird ihm erst einmal diese Gewißheit, dann segnet dieser Mensch voll tiefer Dankbarkeit den Tag, der ihm einst die erste Stufe zeigte, die Rauschgiftenthaltsamkeit; und er segnet auch den Tag, der ihn die zweite Stufe finden ließ, die ihm oft erst ein rechtes Flügelbreiten ermöglichte: die vegetarische Lebensweise."

Es trat eine Pause ein in unserem Gespräche, und ich hatte so rechte Zeit, über die behauptete Rolle des Vegetarismus als eines Mittels zur Vergeistigung nachzudenken. Die Richtigkeit dieser Ansicht wird, so schien es mir, nicht dadurch aufgehoben, daß es Menschen gibt, deren seelische Schwingen trotz anhaftender Gewichte sie in Gefilde tragen, die weniger Starken auch unter Zuhilfenahme der beiden Stufen noch nicht offen stehen. Dafür lernen wieder manche erst sich aufschwingen nach Verringerung der Erdgebundenheit, die es sonst nie vermocht hätten. Das Gesetz der Relativität! Ich kenne jedenfalls nicht wenige, denen gerade diese „Adiaphora" (auch manchmal als Stützen der „evangelischen Freiheit" benutzt) das Schweben unmöglich machen. Bei ihnen ist aber die Differenz der hinauf- und hinabziehenden Kräfte gerade so groß, daß es nur des Lösens der Gewichte bedürfte, um Auftrieb zu ermöglichen. Zu diesen Menschen hatte auch mein Freund gehört. Um solcher wertvoller Menschen willen ist aber keine Arbeit jemals ausreichend.

Unser Gespräch kam nun auf den sogenannten Magen-Vegetarismus.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Wer so recht dessen inne werden will," sagte mein Freund, „daß es beim Vegetarismus nicht eigentlich um eine Diätfrage, sondern um eine Frage von hohem geistigem Lebenswerte, um ein Gebiet der körperlichen und seelischen Läuterung sich handelt, der unterziehe sich einmal der wahrhaft beglückenden Arbeit einer recht eindringenden Lesung des herrlichen Buches von Friedrich Jaskowski*) ‚Philosophie des Vegetarismus'. Nie wurde es mir klarer, daß es ja doch viel mehr auf eine bestimmte Gesinnung ankommt als auf die eigentliche Tatsache vegetabiler Ernährung. Wer dies vornehme Buch gelesen und im Herzen verstanden hat, kann ja doch nie ein engbrüstiger Diätapostel werden. An seinem Essen und Trinken nimmt fortan vielleicht ‚die Liebe von oben' teil, die jedes Mahl sakramental vergeistigen soll, und das stimmt nie und nimmer zum kleinlich fanatischen Eifer für die und jene ‚Richtung'. So wird also das äußere Verhalten, die Fleischmeidung, der Vegetabilismus, nur zur ganz natürlichen Folge einer vegetarischen Gesinnung. Die eigentliche Fleischmeidung ist dann einfach die Verstofflichung (Materialisation) eines Strahles aus einer lichten Erkenntniswelt, einer Welt schrankenloser Liebe, deren Verwirklichung auf dieser dunklen Erde unsere höchste und letzte Aufgabe bleiben wird, jetzt und für alle Zeiten."

Wir schwiegen beide lange. Eine Wechselrede fand nicht mehr statt. Aber wir drückten uns doch schweigend die Hand. Und beide fühlten wir stark und innig, daß es unter diesem Sterne, im Zeichen unserer Übereinstimmung, sich zu leben lohnt, auch unter schwerster Bürde, auch in den trübsten Stunden. Denn hier ist ein Weg, der überwinden hilft.

O. Wanderer.

Buchkritik

Die „Buchkritik" des „Vortrupp" steht ein für alle Mal unter den Grundsätzen des gleichnamigen Aufsatzes von Hermann Popert in Nr. 20 des Jahrganges 1916. Wir besprechen hier nur solche Bücher, von denen wir den Vortrupplesern mit gutem Gewissen raten können, sie sich anzuschaffen.

Vortrupp.

„Fürsten ohne Krone".

Inhaltsangabe.

Unter dem Namen „Fürsten ohne Krone, fast ein Roman" (Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg 1916, 3.—6. Tausend)

*) Gefallen am 6. XII. 1914 beim Sturm auf Praßnysz. Das Buch kostet gebunden 5 M. Es erschien bei Otto Salle, Berlin im Jahre 1912.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hat Heinrich Nienkamp das im Folgenden besprochene Buch erscheinen lassen.

Der Verfasser legt seiner Dichtung die Idee zugrunde, daß er Zeitungsausschnitte gesammelt habe, die er nun veröffentlicht, woraus sich das folgende Ereignis ergibt:

Der aus Deutschland stammende John Benjamin Fry, der in Amerika zu einem sehr großen Vermögen gelangt ist, hinterläßt seinen ganzen Reichtum, ohne ein Testament gemacht zu haben, seinem Sohne Richard Fry. Der bei Antritt des Erbes Fünfundzwanzigjährige ist durch vielerlei Erfahrungen in Gefahr gewesen, ein Menschenverächter zu werden, wird aber durch den deutschen Professor Karl Linnert, der während seiner Anwesenheit in Europa sein Lehrer und Freund wurde, vor dieser Gefahr bewahrt. Mit ihm berät der junge Fry die Pläne, die sein zu Lebzeiten völlig verkannter Vater mit ihm, als seinem Mitarbeiter, in großen Zügen entworfen hat. Linnert zeigt gangbare Wege zu ihrer Verwirklichung, und Richard Fry stellt sein gesamtes Vermögen in den Dienst der guten Sache, für die er eintritt, und die er glücklich zum Ziele führt.

Es handelt sich um die Gründung einer Organisation zur möglichsten Ausschaltung des Zufalls im Leben der Menschen und seiner Ersetzung durch die Vernunft, — kurz, um eine Umgestaltung und Neuordnung der gesellschaftlichen Zustände. Haben es bisher in der vom blinden Ungefähr regierten Welt gerade die edelsten Charaktere und höchstbegabten Geister am schwersten gehabt, sich zur Geltung zu bringen, haben sie nur zu oft im Kampf um die Bedürfnisse des nackten Lebens ihre beste Kraft verzetteln müssen, so sollen sie unter der neuen Gesellschaftsordnung gerade kraft ihrer eigenartigen Persönlichkeit zu den höchsten Höhen des Daseins aufsteigen, ohne ihr Wesen und ihre Überzeugung verleugnen zu müssen.

Fry gründet zu diesem Zwecke in Paris die „Ligilo, Europäische Vermittelungsgesellschaft", mit einem Kapital von 100 Millionen Franken. Es ist die Aufgabe der Ligilo, wertvolle Menschen an eine Stelle zu bringen, wo sie der Allgemeinheit am besten nützen können. In einer Broschüre „Kulturorganisation" übergibt Fry der Öffentlichkeit zunächst eine Darstellung seiner Absichten und übt an den herrschenden Zuständen eine scharfe aber nicht verletzende Kritik, die überall durchaus zutreffend und wohlbegründet ist. Er stellt hier vor allem die eine Tatsache klar ans Licht, daß das Kapital zum allein ausschlaggebenden Machtfaktor geworden ist, das seinem Besitzer neben einem schier unbegrenzten Einfluß auch Achtung und Ansehen verschafft, selbst wenn sie ihm seinem ganzen Charakter nach nicht gebühren, während edelste Geister, von Armut gebunden, unbeachtet oder gar verachtet bleiben.

Neben der Ligilo soll eine Zeitung, die „Kultur-Gazeto" — Fry bedient sich für sein gesamtes internationales Werk als Verständigungs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mittel des Esperanto —, der Umgestaltung dieser Verhältnisse dienen. Die Ligilo und die Zeitung lernt der Leser in besonderen, anschaulichen Abschnitten genau kennen.

Aus den Abonennten der Zeitung geht eine „ganz Europa umfassende Vereinigung" hervor, die nach kurzer Zeit 6 Millionen Bezieher in 150 000 Kulturvereinen umfaßt. Im Verlauf der Entwicklung kommt es dann in Paris zu einer Zusammenkunft der hervorragendsten Führer der Vereinigung, während derer sich die Gründung des Kulturreiches, das Richard Fry als Endziel vorgeschwebt hat, vollzieht.

Das ist in knappen Umrissen der äußere Verlauf. Näher auf die Organisation einzugehen, verbietet schon der zur Verfügung stehende Raum, da sonst die Hauptsache leiden würde, die Darstellung der inneren Voraussetzungen, die diesen ungeheuren Erfolg ermöglichten.

Alle Erwägungen Richard Frys beruhen auf der selbstverständlichen und daher oft übersehenen Tatsache, daß die Menschen verschieden sind. Die Rücksicht darauf verhütet von vornherein verhängnisvolle Trugschlüsse, die Menschen und Verhältnisse voraussetzen, die es nun einmal nicht gibt. Fry nimmt die Menschen, wie sie sind, und rechnet auf die drei Grundtriebe Hunger, Liebe und Geltungstrieb. Dadurch, daß er ihnen für diese Triebe Befriedigung verspricht und auch wirklich gewährt, also durch persönlichen Vorteil, zieht er die Menschen in Scharen herbei. Die Organisation des Kulturreiches ist dann allerdings so ausgestaltet, daß nur die lautersten Charaktere zu den höchsten Stellungen emporsteigen und selbst die niederen Grade weder erschlichen noch erzwungen werden können. Ihre Besetzung erfolgt durch Wahl, und da der Gewählte weder Geld noch Ehren zu vergeben hat, haben die Wähler keinerlei selbstsüchtiges Interesse an einer unsachlichen Ausübung ihres Wahlrechts; der nach der Stellung Strebende hat seinerseits kein anderes Mittel an der Hand, die Wahl zu seinen Gunsten zu beeinflussen, als nur den Wert seiner Persönlichkeit, der seine Wahl empfiehlt.

Richard Fry zahlt den „Kulturkönigen" einen Jahresgehalt von 1 Million für die vierjährige Dauer ihrer Amtszeit, den Kulturfürsten je 200 000 Franken, den Kulturgrafen 40 000 Franken. Dadurch trägt er der menschlichen Einschätzung nach dem Besitz Rechnung, bringt die wertvollsten Menschen in gesellschaftlich ausschlaggebende Stellungen und beeinflußt die allgemeinen Wertmessungen in einem verinnerlichenden Sinne. Es handelt sich also um eine Stärkung der Kultur durch Rücksichtnahme auf die nun einmal gegebene Natur des Menschen und durch das Mittel des Geldes. Weder ideale Menschen noch ideale Verhältnisse werden vorausgesetzt.

Es bleibt noch nachzutragen, daß das „Kulturreich" zu einem ungeheuren Einfluß kommt, der nicht nur das gesellschaftliche, sondern auch das politische Leben und die Beziehungen der Völker untereinander völlig umgestaltet. Im Verlauf der Entwicklung schwindet die Kriegsgefahr,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Rüstungslasten werden auf einen Bruchteil des bisher notwendigen Kapitals herabgesetzt, selbst Rußland, dessen despotischer Zar die Kulturvereine verboten und den Präsidenten nach Sibirien verbannt hat, wird zur Neuordnung seiner Zustände gezwungen, und schließlich entsteht ein in gemeinsamer Kultur friedlich geeinigtes Europa, an dessen Spitze der russische Kulturkönig steht. In Amerika hat sich inzwischen eine ähnliche Entwicklung vollzogen und auch das dortige Leben völlig umgestaltet, und endlich trägt der Japanisch-Chinesische Bund zur völligen Sicherung des Friedens zwischen den Staaten das Letzte bei. — —

Seit Erscheinen des Romans hat Nienkamp ihn durch eine alles schmückenden Beiwerks entkleidete, nüchtern-sachliche Darstellung der „Grundlagen der Fürsten ohne Krone" (Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg, 1916) ergänzt. Dem Buche liegt eine Aufforderung bei, sich zum Beitritt in einen im Sinne Richard Frys zu gründenden Bunde bereit zu erklären. Vorarbeiten zur Verwirklichung des Planes sind im Gange, selbstverständlich nach Lage der Dinge nur für Deutschland. Die „Grundlagen" enthalten die bereits genau ausgearbeiteten Satzungen des Fry-Bundes in 52 Paragraphen mit einer sehr klaren zeichnerischen Darstellung des Ineinandergreifens der verschiedenen Grade. Es gipfelt in der immer aufs neue eindringlich wiederholten Absage an die leichtsinnige und törichte Behauptung, daß das Gute sich von selber Bahn bricht. Überzeugend wirkt hier das vom Ackerbau hergenommene Beispiel, daß der Bauer doch nicht allerhand Samen zugleich aussät in der Annahme, daß die Kulturpflanzen sich von selber Bahn brechen. Nienkamp will hier das Wort Kultur überhaupt im Sinne des Landwirts verstanden wissen, also als Pflege der guten Eigenschaften des Menschen, nicht aber als Wertmessung. Überall legt er seinen Plänen das von der Natur Gegebene zugrunde. Besondere Abschnitte sind den beiden Machtmitteln Geld und Geltung gewidmet, die in ihren Beziehungen zu den Grundtrieben Hunger, Liebe und Geltungstrieb beleuchtet werden. An einem klaren Beispiel zeigt Nienkamp endlich, wie einzig und allein der Wert eines Menschen seinen Aufstieg zur höchsten Würde des Kulturbundes ermöglicht. Alles Nähere muß in der Abhandlung selbst nachgelesen werden.

Beurteilungsgrundsätze.

Der Vortrupp nimmt zu diesem Werke vor allem deshalb Stellung, weil es sich mit vielen seiner eigenen Grundsätze berührt. Es ist unsere selbst durch den Krieg nicht erschütterte Überzeugung, daß die Menschheit auf ihrem Wege aus dem Dunkel ins Licht auch dereinst die Kriege überwunden haben wird, wie sie Hexenwahn und Glaubensverfolgungen überwunden hat. Die geschichtliche Entwicklung hat es mit sich gebracht, daß Sachsen, Bayern, Hannoveraner, Hessen und Preußen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unter Wahrung ihrer völkischen Eigenart, in einem Deutschen Reich friedlich vereinigt, mit den Österreichern in treuester Gemeinschaft stehen. Es ist nur folgerichtig, wenn man diese im Jahre 1866 völlig ausgeschlossen erscheinende Möglichkeit auch für die europäischen Staaten anerkennt, mag sie in diesen Kriegsjahren auch noch so fern sein. Jedenfalls ist es ein Ziel, das des Schweißes der Edelsten wert ist.

Auch hatte der Vortrupp es sich von Anfang an zur Aufgabe gestellt, jedes Streben nach sozialer Gerechtigkeit zu fördern, die Ungebrochenheit des Menschen in der Ungunst der Zeiten zu bewahren, die inneren Werte über die Scheinwerte zu stellen. So ergeben sich überall Berührungspunkte, die unserem Urteil über das Werk Nienkamps die Richtung geben. Das Übrige versteht sich von selbst, so der Maßstab, den wir vom künstlerischen Standpunkt aus an jedes Werk zu legen berechtigt sind.

Urteil.

Mit dem Untertitel „Fast ein Roman" ist die Wesensart von Nienkamps bedeutsamem Buche sehr glücklich getroffen. Es ist in der Tat der Form nach romanhaft, aber sein Inhalt mutet den Leser sehr bald wie ein Stück Wirklichkeit an.

Hinter dem Namen Heinrich Nienkamp verbirgt sich nach dem „Börsenkurier" ein „mit dem Aktiengesellschafts-, Trust- und Gesetzeswesen der Neuzeit engvertrauter Großkaufmann und Bankfachmann". Wenn man das weiß, braucht man sich freilich nicht mehr darüber zu wundern, daß das Werk bei aller Kühnheit des Zieles wie des Weges nichts Phantastisches schildert und nichts Unmögliches verlangt.

Nienkamps Buch ist nicht ganz leicht zu lesen. Die gewählte Form der Zeitungsausschnitte gibt ihm jedoch eine gewisse Abwechslung, die freilich hie und da etwas zerreißend wirkt, ohne die aber der Laie in volkswirtschaftlichen Dingen rasch ermüden würde. Daß eine ganz ergötzliche, feine Satire zustande kommt, wo der Verfasser die Stellungnahme der einzelnen Parteiblätter kennzeichnet, gibt der Darstellung noch einen besonderen Reiz. Das Werk ist in einem klaren und feinen, sehr fließenden Stil geschrieben, der auch die schwierigen Auseinandersetzungen dem Verständnis zugänglich macht. Auch ist die Einteilung in einzelne Abschnitte durchaus zweckentsprechend. Überflüssig erscheint nur der Abschnitt „Der Bibelchrist".

Es wird überhaupt manchen Leser befremden, daß das Werk von vollkommener Diesseitigkeit erfüllt ist, die allem, was mit dem Glauben an das Überirdische zu tun hat, das Verständnis und oft auch die Achtung vorenthält. Das ist ein fühlbarer Mangel des Werkes, der von der warmen Menschenliebe, von dem es erfüllt ist, nicht völlig wettgemacht werden kann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Vielseitigkeit des Verfassers und sein Ideenreichtum bieten auf alle Fälle eine tiefgreifende Anregung. Besonders empfehlen wir es deshalb der Jugend, die nach Zielen sucht, für die sie sich mit Begeisterung einsetzen kann. Wir wüßten nicht, welches Ziel mehr begeistern könnte, als das hier gezeigte, die Befreiung der Besten von den Fesseln einer unvernünftigen Gesellschaftsordnung.

Es verleiht dem Roman, noch mehr aber den „Grundlagen", ihren ganz besonderen Wert, daß durch die ganze Darstellung der Glaube an den möglichen Fortschritt gestärkt wird. Das haben wir in unserer Not und Gefahr so bitter nötig wie noch nie. Es ist ein hohes Verdienst des Verfassers, daß er neuen Mut einflößt, einen neuen Glauben an eine bessere Zukunft. Vor allem aber den Glauben an die Möglichkeit der Verwirklichung seines eigenen Planes. Man erschrickt fast, wenn man sich, allen anfänglichen Zweifeln und Einwendungen zum Trotz, plötzlich gefangen sieht, wenn man plötzlich von der Ahnung berührt wird, daß hier Wege gewiesen werden, auf denen die Menschheit zu einer völligen Ordnung ihrer chaotischen Zustände fortschreiten kann. Das vielseitige, gründliche Wissen des Verfassers flößt Vertrauen ein. Man fühlt sich mehr und mehr sicher geleitet, besonders beim Lesen der „Grundlagen". Selbst wo Zweifel lebendig bleiben, stärkt das eigenartige Werk doch ohne alle Frage den Willen des Lesers, nach seinen eigenen Kräften zum Sieg des Guten beizutragen.

Das ist ungeheuer viel, besonders in unserer Zeit der krassen Unterschätzung der Verantwortung, die der für die Öffentlichkeit Schreibende auf sich lädt.

Melanie Ebhardt.

Rund um uns

Antwort auf Hans Paasches Frage. Es ist zwar eine Frage „an uns selbst", die Hans Paasche in Nr. 21 des „Vortrupp" stellt. Aber diese Frage, weshalb die Maßgebenden auf das Alkoholkapital Rücksicht nehmen, die Stimmung der Abstinenten jedoch als etwas Unerhebliches ansehen, ist immerhin so wichtig, daß sie nicht nur von uns im Stillen, sondern auch öffentlich beantwortet werden muß.

Warum also hier mit zweierlei Maß gemessen wird?

Ganz einfach darum, weil die deutsche Abstinenzbewegung nicht das ist, was sie sein sollte und jederzeit sein könnte und was die Alkoholinteressentenschaft zweifellos ist, nämlich — eine politische Macht.

Jede Regierung als solche kann nur auf etwas Rücksicht nehmen, was wirklich eine Macht ist. Die Alkoholinteressentenschaft ist tatsächlich eine politische Macht; sie beweist das durch den Druck, den sie auf sämtliche politische Parteien auszuüben vermag. Die Abstinenzbe-

wegung dagegen bedeutet zurzeit noch keine Macht, obwohl sie — in Ansehung ihrer Notwendigkeit, der in ihr arbeitenden geistigen Kräfte und der Zahl ihrer Mitglieder — wie keine zweite Bewegung oder Körperschaft berufen wäre, eine ganz hervorragende politische Machtrolle zu spielen.

Aber bedauerlicherweise ist das nicht der Fall, noch nicht. Wäre die Abstinenzbewegung schon heute eine Macht, wären die Alkoholgegner — wie die Alkoholinteressenten — Leute, auf deren Stimmung die Maßgebenden Rücksicht nehmen müßten, so dürften nicht immer noch — nach mehr als zwei Kriegsjahren — täglich 210 Eisenbahnwagen voll feinster Gerste (42000 Zentner!) zu Bier verbraut, anstatt zu dem uns so notwendigen Brot verbacken werden; es wäre undenkbar, daß diejenigen, die glauben machen wollen, Bier sei flüssiges Brot, dieses vermeintliche Brot anders als gegen Brotkarte verabfolgen oder auf Brotkarte erhalten könnten; es würden nicht 170000 Doppelzentner Zucker den Hausfrauen, die wegen Zuckermangels einen großen Teil der reichen Obsternte ungenutzt lassen mußten, entzogen, damit die Weinfabrikanten den sauren 1916er trinkbar machen können; es wäre dann möglich, den Herrn Präsidenten des Kriegsernährungsamtes über das vielleicht wichtigste Gebiet der sozialen Frage, die Alkoholfrage, systematisch und richtig zu informieren, anstatt daß er jetzt die große abstinente Volksbewegung gegen den Alkohol offenbar lediglich nach den Disziplin- und Taktlosigkeiten beurteilt, die einige unverantwortliche Schafsköpfe durch verrückte Zuschriften ihm gegenüber sich haben zu schulden kommen lassen*). Es wäre —

*) Schwerlich werden das Abstinenten gewesen sein, auf keinen Fall organisierte. Wir haben sogar guten Grund zu der Annahme, daß jene albernen Zuschriften, die Herr v. Batocki im Reichstag erwähnte, ihm von — ganz anderer Seite zugegangen sind.

Doch genug. Die deutsche Abstinenzbewegung ist keine politische Macht, und wird es auch nicht, solange der Wille zur Macht fehlt, solange alles auseinander strebt und die Sinne nur auf das Eigene, Kleine und Kleinliche gerichtet sind, wenn es um das Große, Gemeinsame gehen sollte. Was nützen alle Hingabe, alle Uneigennützigkeit, alle Opfer an Zeit, Kraft und Geld, wenn all das Blut in tausend Adern und Äderchen ungezählter Organisationen zwecklos verrinnt und nicht zum Herzquell zurückkehrt, um das Ganze tatkräftig zu erhalten und vorwärts zu treiben? Einstweilen glaubt noch die deutsche Abstinenzbewegung, sich mindestens drei verschiedene Guttemplerorganisationen leisten zu müssen. Ebenso viele Blaukreuzverbände gibt es; gar nicht zu reden von den vielen Jugendorganisationen und der Unzahl mehr oder minder zusammenhangsloser Vereine und Vereinchen, die zum Teil weder leben noch sterben können. Wenn alle die Kraft, die im Laufe der Jahre auf den Kampf einzelner Vereinigungen gegeneinander verschwendet worden ist, der gemeinsamen Bewegung gedient hätte, würden wir heute in Deutschland das Gemeindebestimmungsrecht oder ähnliche die Alkoholflut wirksam eindämmende Gesetze haben.

Das sind herbe Wahrheiten. Wir sprechen sie aus, wahrlich nicht aus Lust am Tadeln oder Nörgeln. Sondern weil wir glauben, daß, wenn es jetzt nicht gelingt, die Abstinenzbewegung ihres unscheinbaren Sektierergewandes zu entkleiden und den politischen Sinn der großen Abstinentenmassen zu schärfen, allmählich der Zeitpunkt zum gemeinsamen zweckmäßigen Handeln verpaßt und die Bewegung in Deutschland — im traurigen Gegensatz zu allen andern germanischen Staaten — ewig das bleiben wird, wofür sie bisher galt und was sie in der Hauptsache auch lediglich war: die große Kehrmaschine, welche die unglücklichen Opfer des Alkoholismus geräuschlos beiseite schafft.

Wir haben aber die Überzeugung,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß ein Wandel der Dinge eintreten wird. Und zwar bald. Die deutsche Abstinenzbewegung kann nicht fort und fort Danaidenarbeit schaffen. Dazu wirken in ihr zu gute und zu starke Kräfte. Die Zeit muß nahe sein, wo diese Kräfte sich vereinigen, um positive Arbeit zu leisten. Heilen und retten ist gewiß sehr schön und brav, schafft aber weder Trinken noch Trunksucht aus der Welt. Es gilt Gesetze und Zustände herbeizuführen, unter denen die Ausbreitung und auch die Entstehung des Alkoholismus unmöglich sein werden.

Darum tut der deutschen Abstinenzbewegung das Eine not: Unter ihren Anhängern muß der Wille zur politischen Macht erwachen.

Er wird auch erwachen.

Vortrupp.

Neue Bücher und Schriften

An dieser Stelle werden nur solche Werke aufgezählt, die der Schriftleitung nach der einen oder andern Richtung hin besonders empfehlenswert erscheinen.

Bolte, Johannes, Max Friedlaender, John Meier, Friedrich Panzer und Max Roediger: Alte und neue Lieder mit Bildern und Weisen. 4 Hefte. Jedes Heft 30 Pf. Insel-Verlag. Verlag.

Böhme, John P.: „Antitom" Böhme. Gebr. Fey. Frankfurt a./M.

Nienkamp, Heinrich: Fürsten ohne Krone. Fast ein Roman. Brosch. M. 4.50. Vita. Deutsches Verlagshaus, Berlin-Ch.

Neelsen, Paula: Leitbuch zum täglichen Turnen. 2 M. Selbstverlag, Hamburg 20, Eppendorferbaum 27.

von Waldkampf, Marianne Tuma: Die Dienstpflicht der Frau. Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen. Heft 17. 80 Pf. Verlag von Ed. Strache Warnsdorf in Böhmen.

Schulze-Berghof, Paul: Die Königskerze (1. Teil der Trilogie). Friederizianischer Roman aus den Potsdamer Tagen. 2. Aufl. 4 M. Hugo Schmidt, München.

—: **Der Königssohn** (2. Teil der Trilogie). Friederizianischer Roman aus der Küstriner Festungszeit. Geh. M. 5.90. Hugo Schmidt, München.

—: **Die schöne Sabine** (3. Teil der Trilogie). Friederizianischer Roman aus den Rheinsberger Tagen. 5. Aufl. Geh. M. 5.90. Hugo Schmidt, München.

Der Schatzgräber. Herausgegeben vom Dürerbund. G. Callwey. München.

Nr. 95. Bleules-Waser, Hedwig: Mutter Ajas Geburtstag. 25 Pf.

Nr. 96. Croissant-Rust, Anna: Die alte Wirtin. 10 Pf.

Nr. 97. Grimm, Hans: Mordenaars Graf. 10 Pf.

Nr. 98. Paquet, Alfons: Erzählungen an Bord. 15 Pf.

Nr. 99. Storm, Alfons: Im Sonnenschein. 10 Pf.

Nr. 100. Trentini, Albert v.: Sachsenklemme. 10 Pf.

Schröer, H. u. Neuendorff, E.: Neues deutsches Volkstum. 2 M. J. F. Lehmann, München.

Ratzel, Friedrich: Deutschland. Einführung in die Heimatkunde. 3. Aufl. Geh. M. 3.20. Georg Reimer, Berlin.

Classen, Walther: Jesus von Nazareth. Worte und Taten nach den drei ältesten Evangelien. Geb. 2.80 M. C. H. Beck, München.

Kunstmann, Dr. Emil: Die Zukunft unserer Kriegsverletzten 1.50 M. G. Kürsten, Leipzig.

Claudius, Hermann: Menschen! 1 M. Alfred Jansen, Hamburg.

Jansen, Werner: Das Buch Treue. Ein Nibelungenroman. M. 6.—. Alfred Jansen, Hamburg.

Häfker, Hermann: Lichtbühnen-Bibliothek.
2. Heft: Kino und Kunst.
7. Heft: Kino und Erdkunde.
8. Heft: Der Kino und die Gebildeten.
Preis jedes Heftes M. 1.—. Volksvereinsverlag G. m. b. H. M.-Gladbach.

Damaschke, Adolf: Kriegerheimstätten, eine Schicksalstraue für das deutsche Volk. Vortrag, gehalten in öffentlicher, vom Deutschnationalen Verein für Österreich einberufenen Versammlung am 8. Januar in Wien. M. 0.50. Verlag „Bodenreform" G. m. b. H. Berlin NW, Lessingstr.

(Für unaufgefordert eingesandte Bücher übernimmt die Schriftleitung d. „Vortrupp" keine Verantwortung.)

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

5. Jahrgang Nr. 1 **Der Vortrupp** 1. Januar 1916
Herausgeg. von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a.D. Hans Paasche, Berlin. – Verantwortl. Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20

Vortrupp-Jugend

Monatliche Beilage zum „Vortrupp", unter Verantwortung der „Vortrupp"-Schriftleitung, herausgegeben von

Nr. 1 **Hans Paasche** 1916

Inhalt. Unsre Verantwortung nach dem Kriege von Hanna Staender. — Die Freideutsche Jugend im Lichte der deutschen Jugendpflege. — Wollen und Wirken (Als ein Soldat in Reih und Glied. — Ein rechter Kämpfer. — Der Bund Deutscher Wanderer. — Vortrupp-Jugend in Briefen).

Unsre Verantwortung nach dem Kriege*).

Scheint es auch vermessen oder verfrüht, jetzt schon von der Zeit nach dem Kriege zu reden, so kann es doch nie zu früh sein, sich der hohen Aufgaben bewußt zu werden, die dann an das äußere und besonders an das innere Leben unsres Volkes gestellt werden. Wenn wir als Sieger, und das ist unsre feste Zuversicht, aus diesem Kampfe hervorgehen, übernehmen wir eine schwere Verantwortung. Das deutsche Volk wird nicht nur Gründer eines neuen Deutschlands sein, sondern es wird eine führende Stellung der ganzen Welt gegenüber einnehmen müssen. Dieser Kampf wird jedoch von uns nicht geführt, um an Englands oder Rußlands Stelle eine Weltherrschaft in ihrem Sinne zu übernehmen. Sondern Deutschland ist durch seine ganze Entwicklung und idealistische Veranlagung geradezu vorbestimmt, eine bahnbrechende Stellung einzunehmen. England hat nicht vermocht, eine Versittlichung der Weltpolitik herbeizuführen; Deutschland soll diese Aufgabe erfüllen. . . .

Vieles muß noch anders werden, wenn wir diese Verantwortung auf uns nehmen wollen. . . . Ein gänzlich neues Deutschland sollen wir schaffen mit sittlich hochstehenden, deutschen Menschen. . . .

Welches sind nun die Wege dazu, ein neues schönes Deutschland zu schaffen?

Nach außen hin müssen wir wehrfähig bleiben, so daß späterhin kein Feind es wagt, uns anzugreifen . . . . . Aber bei dem Kampf ums Leben dürfen wir das Leben selbst nicht vergessen. Wir müssen alle edelsten Kräfte ent-

*) Dem Arbeitsführer der „Guttempler-Wehrlogen" entnehmen wir diesen Aufsatz mit Genehmigung der Verfasserin. Der Arbeitsführer gibt ein erfreuliches Bild von der Tatkraft der Wehrlogen. Besonders ist anzuerkennen, daß sie in der Auswahl der Stoffe für literarische Vorträge an sich selbst hohe Anforderungen stellen. Luther, Hans Sachs, Hebbel, Reuter, Stifter, die Eschenbach, Björnson u. a. stehen zur Behandlung. Vortrupp-Jugend.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wickeln und uns ein Leben schaffen, daß auch des Kampfes wert ist.

Mit großer Sorge erfüllt es uns, daß der Krieg die kraftvollsten, hoffnungsreichsten jungen Menschen dahinrafft. Es sind diejenigen, die uns den edler gearteten Nachwuchs schaffen sollten.... Wie wird nun die Bevölkerungsfrage nach dem Kriege sich lösen? Dies ist für jeden denkenden Deutschen eine bange Frage. Diese Frage verpflichtet uns, für eine bessere Volkswirtschaft, Volksgesundung und Volkserziehung einzutreten.

Zur Aufbesserung unsrer Volkswirtschaft ist es nötig, neue Lebensbedingungen zu schaffen. Die wirtschaftliche Grundlage muß geprüft... werden. Es soll für jeden einzelnen Staatsbürger eine schönere Zukunft sichergestellt werden; aber jeder Einzelne soll auch stark verpflichtet werden, seine Kraft in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. In jedem Menschen soll der Wunsch wach werden, im wahren Sinne des Wortes eine Heimat zu besitzen. Der Wunsch nach einem eignen Stücklein Muttererde soll geweckt werden; mit deutschem Grund und Boden darf kein Wucher mehr getrieben werden. Das Nomadenleben in den Mietskasernen der Großstädte untergräbt unsre Volkskraft; wir sind dazu bestimmt, ein seßhaftes Volk zu sein und ein mehr ackerbautreibendes. Um einer Volksgesundung entgegenzugehen, müssen wir unser Familienleben neu gestalten, denn wo ist das deutsche Familienleben hingekommen, wie wir es aus der Zeit der alten Germanen kennen? Wahre Häuslichkeiten sind die Grundbedingungen zu einer gesunden Aufzucht der Kinder. Wir werden jedoch nicht ohne soziale Einrichtungen, wie Kindergärten, Fürsorgeanstalten und Säuglingsheime auskommen können, die eines weitgehenden Ausbaues bedürfen. Für diese Aufgaben ist hauptsächlich der weibliche Teil unsrer Bevölkerung verantwortlich zu machen. Und da stehen wir vor einer ernsten Tatsache: es fehlt die Mitarbeit der Frau an der Zukunft Deutschlands. Hat sie nicht genau so ernste nationale Pflichten zu erfüllen, wie der Mann? Es ist ein großer Irrtum, daß man bisher das weibliche Geschlecht in einem Zustand der Unmündigkeit ließ. Sie hatte keine bürgerlichen Rechte im Maße wie der Mann und zugleich auch keine bürgerlichen Pflichten.

Die Frau bedarf jedoch zu ihrer neuen schweren Aufgabe einer gründlichen Schulung, und so ist der Ruf nach einem „weiblichen Dienstjahr" laut geworden.... Die Grundlage zu einem gesunden Volksleben soll durch das Volk für das Volk geschaffen werden; das mag der Grundgedanke dafür sein, ein großes Heer von Kräften heranzubilden.

Mit der Heranbildung und Heranreifung weiter Kreise von Frauen und Mädchen zur gesellschaftlichen Hilfsarbeit wird auch die allgemeine Volksbildung eine tiefere und umfassendere werden. Geistige und seelische Unbildung werden auf solche Art am wirksamsten bekämpft werden. Und gerade diese sind die Ursachen, daß unser Volksleben noch an den mancherlei großen Schäden krankt, deren Ausheilung erst Erfolg verspricht, wenn der Einzelne zu denken anfängt und seine Verantwortlichkeit für seine Umgebung begreifen lernt. Was Unwissenheit und Gleichgültigkeit dem Mitmenschen gegenüber verschuldet, be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

obachten wir täglich in der Bekämpfung der Rauschmittel. Mit steigender Volksbildung werden mehr und mehr Unsitten verschwinden, die unsres deutschen Volkes unwürdig sind. So geht der Weckruf an uns alle, mitzuarbeiten am neuen Deutschland. Das neue Deutschland wird sein, wie wir sind; sorgen wir, daß wir so sind, wie wir das neue Deutschland wollen. Dann können wir die große Verantwortlichkeit für die Zukunft unsres Volkes tragen. . . .

Hanna Staender.

Die Freideutsche Jugend im Lichte der deutschen Jugendpflege.

An die Tagung für Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft, die vom 26.—28. Oktober von der Zentralstelle für Volkswohlfahrt im Sitzungssaal des Reichstages veranstaltet worden war, schloß sich die VI. Jugendpflege-Konferenz der Zentralstelle für Volkswohlfahrt. Sie war gleichfalls aus allen Teilen Deutschlands sehr stark besucht. Auf der Tagesordnung standen nicht weniger als 15 Vorträge bekannter Redner und Rednerinnen.

Es ist hier nicht der Ort, über die zum Teil sehr anziehenden Ausführungen ein Übersichtsbild zu geben, aber es muß hervorgehoben werden, daß man sich in zwei Vorträgen auch mit einem Teil der deutschen Lebensreformjugend beschäftigte. Die zahlreichen Vertreter dieser Jugend waren allerdings über die mangelnde innere Anteilnahme wenig erfreut. Der verdienstvolle Leiter der Hamburger Volksheime, Walther Classen, sprach über „Wanderlust und Familienpflichten" und gab dabei seine Eindrücke über Abfahrt und Ankunft der von ihm beobachteten Wanderscharen wieder, die nicht erkennen ließen, ob er zwischen Wandervögeln und Wanderflegeln genügend zu unterscheiden verstand. Vorurteile gegen die Wandervogelbewegung, die selbst in den Kreisen der Jugendpfleger und -pflegerinnen anscheinend nicht zu überwinden sind, finden durch derartige Auslassungen natürlich eine neue Unterstützung.

Den einleitenden Vortrag über „Deutsche Jugendpflege seit 1913" bot Frl. Dr. Hertha Siemering als Dezernentin der Zentralstelle für Volkswohlfahrt. Sie kam dabei auch auf die Entstehung der Freideutschen Jugendbewegung und auf die Wandervogelbewegung zu sprechen. Gerade in den Kreisen der Vortrupp-Jugend werden ihre nachfolgenden Ausführungen besondere Beachtung finden:

„Aus dem stetigen und geruhigen Verlauf der Jugendpflegearbeit im Frieden ragt ein Ereignis epochemachend empor, der Tag der freideutschen Jugend auf dem Hohen Meißner: ‚Bewundert viel und viel gescholten'. Bis in den Frühsommer 1914 zog er seine Kreise. In unerquicklichen Verhandlungen stritt und quälte man sich damals mit älteren Männern um eine Art Programmformulierung, die ihrem Wesen nach eigentlich programmwidrig, jedenfalls höchst unjugendlich war. Dann machte Größeres alles Für und Wider verstummen.

Was ist uns die freideutsche Jugendbewegung? Was ist der Jugendpflege dieses wunderliche Gemisch von Lebensreform und Rassenhygiene, von starkem Willen zur

Selbsterziehung und grünster Bakkalaureusstimmung?

‚Original, fahr hin in deiner Pracht', sagen wir kühl mit Bezug auf dieses letzte Merkmal. Anders denken wir vom Ganzen. Gerade diesen jungen Leuten, soweit sie uns glücklich wiederkehren, wird der Krieg ein heilsamer Erzieher gewesen sein. Die Haltung der kleinen Schar ihrer Daheimgebliebenen scheint solche Hoffnung zu gestatten. Alle ästhetisierende Naturduselei, und die dem ‚Jahrhundert des Kindes' entsprossene ‚Jugendkultur' sind von der klaren Erkenntnis vaterländischer Pflichten kraftvoll überwunden. Die langen Totenlisten in der ‚Freideutschen Jugend', in den Blättern der Wandervögel zeugen dafür. Diese jugendlichen Helden gehörten auch jener so modernen, lebensdurstigen Jugend an, die sich, nach Friedrich Meinecke, in seltsamer Resignation und Lebensleidenschaft gegen die Einschnürung des Individuums zur Wehr setzt, und der sich der Tod für das Vaterland zum Augenblick höchsten Lebensgefühls steigert. — Werden die Überlebenden sich zu einer Weltanschauungsgemeinschaft entwickeln?

In den Reihen der daheimgebliebenen Freideutschen scheint der Geist der sozialstudentischen Bewegung Raum zu finden. Auch da wünscht man sich die Mitarbeit in der Jugendpflege. In dankbarem Bewußtsein, eine glücklichere Jugend genossen zu haben, fühlt man sich den weniger beglückten Brüdern und Schwestern verpflichtet. Wenn es gelingen könnte, unsrer pflegebedürftigen Jugend etwas von jenem Willen zu Gesundheit, Frohsinn und sittlicher Reinheit einzupflanzen, der etwa die Veranstaltungen tüchtigster Wandervogelgruppen beherrscht, wir hätten viel gewonnen für unsre nationale Erziehung.

Im Kriege hat sich der Wandervogel verjüngt. Er ist geworden, was er ursprünglich war: eine Vereinigung der Jugend unsrer höheren Schulen, eine Durchgangsorganisation, wie alle echten Jugendvereine. Der Krieg hat mit den ‚ewigen Wandervögeln' aufgeräumt; mögen die älteren später in der freideutschen Bewegung Raum finden. Ein ernstes Streben nach Selbsterziehung kommt heute in der gesamten Wandervogelpresse zum Ausdruck."

Diesen Darlegungen an dieser Stelle zu widersprechen, erübrigt sich, da die Leser des „Vortrupp" und der „Vortrupp-Jugend" über die Entwicklung der freideutschen Jugendbewegung und des Wandervogels unterrichtet sind. Sie wissen sehr wohl, daß ein Urteil, wie Dr. Hertha Siemering es über die freideutsche Jugend abgibt, als ein „Gemisch von Lebensreform und Rassenhygiene von starkem Willen zur Selbsterziehung und grünster Bakkalaureusstimmung" nur entstehen kann, wenn man nicht mitten in dieser Jugendbewegung selbst steht. Nur dort kann man auch von dem Umfang und von der Tiefe der Bewegung einen Eindruck erhalten. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß das bewußte Einsetzen für die Erhaltung und Mehrung der deutschen Wehrkraft nach dem Kriege auch besonders von der Jugend, die am Kriege nicht unmittelbar beteiligt ist, ausgehen wird. Davon ist in diesen Blättern wiederholt die Rede gewesen. Eine sehr dankbare Aufgabe dürfte es für eine künf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tige Jugendpflegekonferenz der Zentralstelle für Volkswohlfahrt sein, einmal mit gründlicher und liebevoller Vertiefung die Frage zu erörtern, welchen Anteil die Lebensreform-Jugend unsrer Zeit an der Jugendpflege überhaupt und an der Jugendvereinsarbeit im besonderen hat.

Wollen und Wirken

Bilder aus der lebensreformerischen Jugendbewegung unsrer Zeit

Als ein Soldat in Reih und Glied*).

Aus Blut und Schrecken des Krieges hat ein Soldat Gedichte nach Hause geschickt, wie sie ihm auf der Wahlstatt nach geschlagener Schlacht, auf Wache, auf dem Marsche durch Hirn und Herz gezogen sind. Rauhes Gewächs eines harten Bodens, dürftige Blumen vom Wegesrand, blutbetautes Grün vom Blachfelde, ein Blatt aus einem Kranze vom Grabe der Kameraden, sie bilden einen Strauß urwüchsigster, lebendigster „neuer Lieder im Soldatenton". Er ist weiß Gott auf blutiger, umkämpfter Erde gepflückt, und hinter der Front gibt es dergleichen nicht.

Wir müssen dem Verlage für die ehrliche und schöne Gabe danken; den Dichter selbst sucht unser Dank auf den riesigen Schauplätzen dieses Krieges doch vergebens.

Möge ihn sein eigenes Wort grüßen:

„Du Herz, das oft so fröhlich ist,
Oft wieder sich in Leid vergißt,
Das allem bösen Fremden wehrt
Und doch sich nach der Welt verzehrt,..."

Er trägt selbst solch ein deutsches Herz in der Brust!

*) Oskar Wöhrle: „Als ein Soldat in Reih und Glied", Gedichte, erschienen bei Egon Fleischel & Co., Berlin, 1915. Preis 1 M.

Nach einem Begräbnis.

„Wieder haben wir begraben
Einen treuen Bruder ein,
Und die Erde muß ihn haben
In ihr Mutterherz hinein.
Heimwärts sind wir dann gegangen
Längs dem grünen Waldkanal,
Und die Mordgeschütze sangen
Weithin ihren Blutchoral.

Und wir sahen grün die Felder,
Und wir sahen grün das Gras,
Sahn die Pracht der grünen Wälder,
Wo gottnackt der Frühling saß,
Und wir sahn die grünen Saaten,
Von des Daseins Lust geschwellt,
Und wir wußten: wir Soldaten
Fallen, wie dies Korn einst fällt.

Ach, mit fünfundzwanzig Jahren
Weiß man erst: die Welt ist dein!
Ach, erst dann kann man erfahren,
Was es heißt, ein Mensch zu sein.
Ach, wenn die Kanonen sprechen,
Während draußen Frühling ist,
Fühlt man aus dem Herzen brechen,
Wie so schwer das Sterben ist."

Das Gedicht „Ein neues Lied, Soldatenton", das in packender Weise einen schweren Kampf schildert, gipfelt in dem bezeichnenden Vers:

„Infanterist und Reitersmann
Kam auf einmal das Weinen an.
Weint nur, ihr deutschen Brüder!
Der Krieg ist lang, der Friede weit.
Krieg ist eine schreckliche Zeit!
Die Tränen stürzen hernieder.
Brüder,
Sehn wir die Heimat wieder?
Sehn wir die Heimat wieder?" M.E.

Ein rechter Kämpfer

der Vortruppjugend war unser stud. phil. Albert Dyck, der unsrer Bewegung allzu früh durch seinen Heldentod entrissen wurde. Albert Dyck war auch ein begeisterter Verfechter der Vortruppgedanken. Als unsre Geschäftsstelle sich noch in Leipzig befand, war er dort oft ein gern gesehener Gast. So oft es seine Zeit gestattete, sprach er vor, um Anregungen zu geben, um sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rat zu holen, oder um Werbedrucksachen zu erbitten, die er sehr sorgfältig auszusuchen verstand. Er kannte den Inhalt unsrer Vortrupphefte sehr genau und hatte sie in sehr vielen Fällen auf ihre Wirkungen erprobt. Eine große Zahl Gesinnungsgenossen hat er uns in jener Zeit zugeführt.

Studienrat Prof. Dr. M. Hartmann widmet unserm Freunde in der Dezembernummer der „Abstinenz" einen warmen, herzlichen Nachruf, den wir an dieser Stelle wiedergeben.

„So ungewöhnlich es sein mag, einem jungen Manne von 22 Jahren, der seine Entwicklung noch nicht voll zum Abschlusse hat bringen können, einen ausführlichen Nachruf zu widmen, so hat doch gerade unser Mitglied Albert Dyck vollen Anspruch auf ein besonderes Wort der Erinnerung. Nicht nur, weil der Vorsitzende und der Schriftführer des Vereins abstinenter Philologen, dem er vom Beginn seines akademischen Studiums ab angehörte, seine so verheißungsvolle Entwicklung und Betätigung im Dienste der alkoholfreien Jugenderziehung selbst haben beobachten können, sondern auch wegen der besonderen Tragik seines Todes, insofern er der jüngste von vier Brüdern war, die sämtlich auf dem Felde der Ehre fielen. Diese für seine Mutter und Schwestern so schwere Heimsuchung erregte in den weitesten Kreisen Mitgefühl, wie aus den ungewöhnlich zahlreichen Bekundungen des Beileids, selbst von ganz unbekannter Seite, hervorging. Auch Se. Majestät der König von Sachsen geruhte, der trauernden Mutter durch seinen Generaladjutanten, General v. Müller, seine aufrichtige Teilnahme auszudrücken.

Wer Albert Dyck persönlich gekannt hat, weiß, daß er zu großen Hoffnungen berechtigte. Sein zugleich ideal und praktisch gerichteter Geist, der in einem von Kraft und Gesundheit strotzenden Körper wohnte, machte ihn in hervorragendem Sinne für die Arbeit im Dienste unsres Vereinszieles geeignet, und seine Tätigkeit auf diesem Felde verdient vorbildlich genannt zu werden. Im Alter von 16 Jahren abstinent geworden, inmitten von Kameraden, die für seine Auffassung nur wenig oder gar kein Verständnis hatten, erfaßte er sehr bald den Wert eines alkoholfreien Lebens für die deutsche Jugend und gründete schon am 11. Februar 1911 mit einigen Freunden an der Nikolaischule zu Leipzig den abstinenten Schülerverein „Neuland", den ersten dieser Art, der in Leipzig ins Leben trat. Leicht wurde ihm dieser Schritt wahrlich nicht gemacht, aber er war so begeistert für den Gedanken eines enthaltsamen Jugendlebens als einer unerläßlichen Vorbedingung jeder gesunden Entwickelung, daß kein Spott, kein Hindernis ihn von dem einmal gefaßten Vorsatze abbrachte, den er dank besonders der Förderung durch Rektor Dähnhardt verwirklichen konnte. Da es ihm stets ein Bedürfnis war, seine Begeisterung in die Tat umzusetzen, trat er schon als angehender Student im April 1912 in den Guttemplerorden (J. O. G. T. N.) ein, in dem er den „Jugendbund" selbständig leitete. Darin hatte er Kinder unter 14 Jahren zu betreuen, die meist aus armen Trinkerfamilien stammten, so daß er dabei tiefe Einblicke in die soziale Not tun konnte. Die liebreiche Art, mit der er diese armen Kinder zu behandeln verstand, hatte nach dem Urteile derer, die ihn dabei gesehen haben, etwas ganz Rührendes. Und nicht minder machte ihn sein von Natur heiteres und sonniges Gemüt in besonderem Grade für eine solche Aufgabe geeignet. Im Mai 1912 wurde er zum Vorsitzenden des Altgaus „Sachsen" der Germania gewählt, ein Amt, das er umsichtig und treu bis zum Ausbruch des Krieges verwaltete, unermüdlich darauf bedacht, das Samenkorn der Jugendenthaltsamkeit unter den Schülern der höheren Lehranstalten Sachsens auszustreuen und die Direktoren dafür zu gewinnen. Wenn man die mit tadelloser Ordnung von ihm geführten Akten liest, so hat man den bestimmten Eindruck, daß hier ein klarer, methodischer Geist und zugleich ein mutiger, hochstrebender Charakter an der Arbeit war, dem bei längerem Leben zweifellos große

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erfolge zuteil geworden wären. Daß der Schülerabstinentenbund „Germania", der aus nationalen Gründen den Gebrauch des Alkohols als Genußmittel unter deutschen Schülern bekämpft, gerade in seinem Heimatstaate Sachsen von der Schulgesetzgebung noch immer nicht zugelassen war, trotz der Anerkennung, die der Grundsatz der alkoholfreien Jugenderziehung bei der obersten Schulbehörde gefunden hat, war ihm immer ein heimlicher Kummer, und noch in der letzten Zeit seines Wirkens beschäftigte ihn innerlich der Gedanke eines beim Königl. Kultusministerium deshalb zu unternehmenden neuen Schrittes. Im Guttemplerorden gründete er eine aus jungen Leuten im Alter von 14—18 Jahren bestehende „Wehrloge", der er, ganz im Sinne seiner persönlichen Art, den Namen „Treu und unerschütterlich" gab, und der er sich bis zuletzt mit großer Liebe widmete. Endlich war er auch Mitglied des Deutschen Bundes abstinenter Studenten (Freiland-Leipzig), aus der Überzeugung heraus, daß die Alkoholfrage als eine Lebensfrage des deutschen Volkes auch von der Studentenschaft in Angriff genommen werden müsse. Trotz seiner begeisterten Tätigkeit für die Sache der Jugendenthaltsamkeit, die ihm zugleich eine treffliche praktisch-pädagogische Vorbereitung für seinen künftigen Lehrerberuf war, lag er doch auch eifrig seinen wissenschaftlichen Studien ob, und im Leipziger Institut für Kulturgeschichte genoß er die besondere Schätzung Prof. Dorens. Auch hier fiel die Freudigkeit und geistige Lebendigkeit auf, mit der er an jede Aufgabe herantrat, seine prächtige Frische und sein heller Verstand, Eigenschaften, die ihm nach Prof. Dorens Urteil einen raschen und sicheren Aufstieg im Leben verbürgten. Aus so zukunftsreicher Tätigkeit riß den Einundzwanzigjährigen der Ausbruch des Krieges. Für einen Tatmenschen, wie er es in jeder Hinsicht war, war es selbstverständlich, daß er als Kriegsfreiwilliger am Kampfe für das bedrohte Vaterland teilnahm, und nachdem er sich an zwölf verschiedenen Stellen vergeblich zum Eintritt in das Heer gemeldet, gelang es ihm am 21. Aug. 1914 an der dreizehnten. Dabei betrachtete er es als ein besonderes Glück, im Leipziger Res.-Inf.-Reg. Nr. 107 der Kompagnie zur Ausbildung zugewiesen zu werden, die unter dem Befehl des Hauptmanns Hermann Popert stand, dessen Name ihm als der des Verfassers von Helmut Harringa seit seiner Schulzeit vertraut war. Nach beendigter Ausbildung rückte er am 23. Oktober nach Frankreich aus. Auch im Felde draußen bewährte er sich, als Kämpfer wie als Kamerad. Bezeichnend für ihn war, daß er schon gegen Ende 1914 für die Soldaten seiner Kompagnie eine eigene Bücherei gründete, eine Einrichtung, deren Wert er bereits als Leiter seiner Leipziger Wehrloge erkannt hatte. Anfangs so klein, daß er sie, wie er selbst schreibt, bei Stellungswechsel, wie eine Negermutter ihr Kind, auf dem Rücken mit sich herumtrug, durfte sie später auf dem Kompagniewagen herumreisen. (Vgl. einen ausführlichen Brief von ihm in der Zeitschrift der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, Jahrg. 45, Heft 19.) Infolge seiner dienstlichen Bewährung wurde er zum Offiziersaspirantenkursus ins Warthelager abkommandiert, und als Vizefeldwebel brach er am 24. Aug. 1915 wieder nach Frankreich auf. In heldenmütigem Kampfe fiel er am 25. September bei St. Souplet in der Champagne zusammen mit seinem älteren Bruder Otto, der als Leutnant bei derselben Kompagnie stand, nachdem sie noch beide am Tage zuvor aus den Schrecken des Trommelfeuers, das sie in den vordersten Linien erlebten, eine tröstliche Karte an die in der Heimat bebende Mutter gerichtet hatten. Wehmut und Stolz zugleich mischen sich in der Erinnerung an Albert Dyck, der in der Arbeit des Friedens wie in der des Krieges ein Held war, den aber auch seine Freunde als einen liebevollen, rührend guten Menschen hochschätzten, als eine lautere und reine Seele ohne Falsch. Tief schmerzlich wird die Lücke empfunden, die sein allzufrüher Tod in den Nachwuchs der Abstinenzbewegung gerissen hat, aber allen, die ihn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

persönlich gekannt haben, wird sein Name unvergeßlich sein, wie ein erhebendes Symbol, von dem aus selbst in ermattende Kämpfer neue Kräfte einströmen."

*

Der Bund Deutscher Wanderer

ist eine Gemeinschaft junger deutscher Menschen, deren Ziel es ist, in jedem Mitgliede das Bewußtsein zu wecken, welch hohe Verpflichtungen die weltgeschichtliche Sendung unsres Volkes jedem Einzelnen auferlegt. Innere Wahrhaftigkeit und soziales Verantwortungsbewußtsein sind die beiden grundlegenden Eigenschaften, die der Bund Deutscher Wanderer von seinen Mitgliedern verlangt. Er sucht in kleinen Ortsgruppen an der gegenseitigen Ausbildung der Mitglieder und an deren Vertiefung zu charakterstarken, lebenstüchtigen Deutschen zu arbeiten. Die Bundesgeschäftsstelle befindet sich in Hamburg-Fuhlsbüttel, Heschredder 83. Der Verwalter der Bundesgeschäftsstelle, Wilhelm Remers, hat soeben durch Fragebogen festgestellt, daß bis Oktober 201 Mitglieder des Bundes Deutscher Wanderer zum Heeresdienst eingezogen waren. Davon sind 96 Mannschaften, 32 Gefreite, 31 Unteroffiziere, 8 Vizefeldwebel, 6 Offiziersstellvertreter, 10 Leutnant, 2 Oberleutnant, 2 Unterärzte, 1 Assistenzarzt, 4 freiwillige Krankenpfleger, 4 Militärbeamte, 5 unbekannten Ranges.

*

Vortrupp-Jugend in Briefen.

(Von einem österreichischen Kriegsteilnehmer.)

Liebe Vortrupp-Jugend!

An einem Julinachmittage vor zwei Jahren las ich die letzten Seiten Poperts „Harringa", blickte dann in die Abendsonne und dachte lange, lange nach. — Am nächsten Tage schrieb ich an den „Vortrupp"-Verlag um einige Probenummern. Der „Vortrupp" kam und ist mir ein lieber Freund geworden.

Planlos irrte ich umher, suchte hier, suchte dort nach einem Halt, nach einem Ziel — fand nichts —, bis er mir den Weg zeigte. „So, hier mußt du gehen, das mußt du lassen und hier angreifen, wenn du Mensch werden willst." Entweder — oder! Ich verstand die Sprache. Er lehrte mich verstehen, was Vaterland, was Heimatliebe ist. Auf meinen Wanderungen als Wandervogel sah ich mein Vaterland und gewann es erst recht lieb.

Dann kam der Krieg. — Das Vaterland rief seine Jugend!

Der „Vortrupp" hat seine Aufgabe getan. Der Krieg hat uns so recht gezeigt, wie wir den rechten Weg erkannt haben und darauf vorwärts geschritten sind. — Haben wir umsatteln müssen? Nein! Der Krieg hat uns der Verwirklichung unsrer großen Ideale nur näher gebracht. Freilich wird es dann Eure Aufgabe sein, die Ihr daheim seid, und Pflicht derer, die zurückkehren, unsre Sache durch Friedensarbeit zur Vollendung zu führen.

Der größte Teil von uns steht vor dem Feinde. Ich stehe den Italienern auf einem hohen Berge gegenüber. Sehe täglich das gleiche Bild. Wie sich die Herren Italiener schinden, plagen und nicht vorwärts kommen. Dann möchte ich sprechen wie es im Faust heißt: „Mein Herr! ich sind es dort, wie immer herzlich schlecht, die Menschen dauern mich in ihren Jammertagen". Zum drittenmal haben sie an der ganzen Front großzügig angegriffen, zum drittenmal vergebens. Wie bitter muß das sein! Heute ist es ruhig; es fällt kein Schuß. Die Sonne gießt ihr Licht über die mächtigen Berge, über die herrlichen Gletscher aus. — So unerschütterlich wie unsre Berge stehen, so fest steht unsre Front! So fest und stark wie unsre herrlichen Berge sind, so stark ist mein Glaube an den Sieg unsrer Waffen, so fest ist mein Glaube an das „Durchdringen" unsrer Vortrupp-Ideale. Dieser Glaube gibt mir den Willen, gibt mir die Kraft und zeigt mir den Weg, der zur Vollendung unsrer Idee führt!

Heinrich Duy,
k. u. k. Kadett der Reserve.

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

5. Jahrgang Nr. 3 **Der Vortrupp** 1. Februar 1916
Herausgeg. von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a.D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortl. Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20

Vortrupp-Jugend

Monatliche Beilage zum „Vortrupp", unter Verantwortung der „Vortrupp"-Schriftleitung, herausgegeben von

Nr. 2 **Hans Paasche** 1916

Inhalt. Wilm Heinrich Berthold von Erich Bardewiek. — Jahreswendfest der Freideutschen Jugend in Hoisdorf von Ehler Langhann. — Wintersonnenwende 1915/16 von L. B. — Leibesübung und Ausdruckskultur.

Wilm Heinrich Berthold.

„Die Menschheit kam immer nur vorwärts durch ungewöhnliche Taten einzelner oder kleinerer Minderheiten, die an sich und ihre Kräfte glaubten und so einem kleinen oder einem großen Teil der Menschheit auf ihrer äußeren und inneren Bahn nach oben Dienste leisteten."

Karl Albert Schöllenbach.

„Und wenn er kommt, der holde, der deutsche Frieden?

Wie wird's dann werden? Wird die durch den tückischen Überfall dreier Großmächte geborene deutsche Einheit in den wiedererwachenden Kämpfen der verschiedenen Gruppen und Schichten unseres Volkes, in dem von neuem auflodernden Hader der Parteien bestehen können? Wird unsere stärkste Waffe, unsere höchste Stärke, unser reines, tiefes, deutsches Gemüt, unsere mit heißer Liebe für Volk und Heimat erfüllte Seele den Sieg über die Mächte davontragen, die nach dem herrlichen Siege auf den Schlachtfeldern unser Volk und seine Kraft, seine Arbeit und den Volksfrieden wie vordem bedrohen werden?"

Ein bekannter Verehrer des „Vortrupp" und seiner Aufgaben, besonders aber ein begeisterter Freund der Vortrupp-Jugend und einer ihrer besten Kämpfer fragt so unter seinem Decknamen Karl Albert Schöllenbach in dem Vorwort seines jüngsten, mit glühendstem Idealismus geschriebenen prächtigen Buches „Wilm Heinrich Berthold"*). Wie oft ist nicht diese Frage in unseren Kreisen gestellt worden, wie oft nicht von unseren Freunden aus den Schützengräben und den verschiedenen Kampfstellungen zu uns geklungen. Wir wissen noch keine Antwort darauf, aber eine unerschütterliche Zuversicht sagt uns, daß wir auch über den inneren Feind unseres Vaterlandes, den

*) Wilm Heinrich Berthold. Allerlei von der siebenjährigen Wanderfahrt eines jungen Lehrers in das neue Heimatland deutscher Jugend. Nach Tagebüchern erzählt von Karl Albert Schöllenbach. Verlegt bei Arwed Strauch in Leipzig, im Kriegsjahr 1915. Preis geheftet M. 1.80, in Leinen gebunden M. 2.50. Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Parteihader, siegen werden. Es erwächst unter uns ein neues Jugendleben, erfüllt von dem Geiste urdeutscher Volkskultur, das diese Überzeugung geschaffen hat. Und dieser neudeutschen oder freideutschen Jugend, dieser Vortrupp-Jugend, weite neue Jugendkreise zu erschließen, das ist die Aufgabe, die Karl Albert Schöllenbach sich in seinem neuen Werke stellt. Er kennt die Not der deutschen Jugend. Er weiß, welchen Gefahren besonders die Großstadtjugend, vor allem auch nach der Schulentlassung, ausgesetzt ist. Er kennt die Kräfte, die sich bemühen, auf diese Jugend einzuwirken, ganz genau, er hat ihre Bedeutung, aber auch ihre Unzulänglichkeit erkannt. Ihm ist es immer klarer geworden, daß die Schule der Gegenwart so oft noch versagen mußte, daß Eltern, Lehrer, Geistliche und Jugendpfleger und alle die Kreise, die für die Schaffung eines rechten Jugendlandes mit verantwortlich sind, noch oft den Weg dahin nicht zeigen konnten. Er kennt praktische Wege zur Überwindung der Jugendnot und zur Erlösung der Großstadtjugend, in erster Linie der Fabrikarbeiterjugend, aus der Dumpfheit und den kulturhemmenden Kräften der Großstadt. Er glaubt an die Jugend unserer Zeit, der er sich mit der glühenden Liebe eines echten Volkserziehers gewidmet hat, und so wurde sein „Wilm Heinrich Berthold" ein Buch, das allen Eltern, allen Jugendführern, Lehrern, Geistlichen und Jugendpflegern, vor allem aber allen Seminaristen und Seminaristinnen starke Kräfte vermitteln, neue hohe Begeisterung für die Arbeit mit und an der deutschen Jugend einflößen und nicht zum letzten unserer Vortrupp-Jugend neue Wege für kraftvolle, erfolgreiche und segenschaffende Tätigkeit weisen wird. Vortrupp-Geist hat dieses Buch geschaffen, und seine weite Verbreitung dient allen Aufartungsbestrebungen unserer Zeit in hervorragender Weise.

In seinem „Wilm Heinrich Berthold" schildert uns der Verfasser einen von tiefem Verantwortlichkeitsgefühl durchdrungenen jungen Volksschullehrer, der sich für die Hebung der ihm anvertrauten Jugend selbstlos einsetzt und seine Aufgaben als Volkserzieher im weitesten Sinn des Wortes erfaßt hat. Er hat erkannt, daß in der deutschen Dorfheimat die starken Wurzeln der Kraft unseres Volkes liegen, und daß die immer mehr an Umfang gewinnende Fabriktätigkeit so vieler Volksgenossen, verbunden mit dem Zusammendrängen in die Großstadt und der Wohnungsnot, der aufwachsenden Jugend so große Gefahren bringt, daß alle verfügbaren Kräfte in unserem Volksleben dagegen aufgerufen werden müssen, um aus Enge und Schatten in das Neuland deutscher Jugend zu führen. Der „Wilm Heinrich Berthold" ist nicht etwa das Phantasiebild eines begeisterten Dichters; mit ganz besonderer Freude darf festgestellt werden, daß solche Naturen bereits unter uns leben. Die Wege, die dieser Lebensreformer seinen Freunden und vor allem der von ihm so heißgeliebten Jugend zeigt, sind längst erprobte, und diejenigen unserer Gesinnungsgenossen, die tiefer in die Entwicklung unserer Vortrupp-Jugendbewegung eingedrungen sind, wissen auch, um welche Bestrebungen und um welche Orte es sich in diesem starken Buche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

handelt. Wie Helmut Harringa hat Berthold erkannt, daß die Not unseres Volkes und unserer Jugend in erster Linie dem Umstande zuzuschreiben ist, daß wir die uralten Lebensinstinkte, durch die unsere Ahnen so gesund und stark geworden sind, verloren haben und daß es darauf ankommt, sie wieder zu gewinnen und zu Anschauungen zurückzukehren, die uns zurzeit durch die „Großstadtkultur" mehr und mehr abhanden gekommen sind. „Dann erlebt unsere Seele die Seligkeit all der großen Führer und Menschen, die nicht in albernem Genuß ihr Leben zu leben suchten, sondern denen ein Leben voll edler Arbeit an den Seelen ihres Volkes höchster Genuß und reinste Lebensbefriedigung war. Nur dann sind wir Erzieher, wenn wir in alle Menschen und Menschlein, die da unter unseren Händen hingehen, einen Teil jenes Lebensglückes geweckt haben, das in der Liebe zum Nächsten und in engster Gemeinschaft mit ihm seine Grundlage hat. Wenn wir ein Leben voll heißer Liebe und treuer Fürsorge für die Seelen und damit für das Glück und die Gesundheit unseres Volkes führen." So spricht Berthold einmal zu denjenigen seiner Berufsgenossen, die ihn noch nicht verstehen, und er sagt damit, worauf es für alle Menschen ankommt, die wissen, daß „Jahrhunderte schweigend warten, was sie mit ihrem Leben anfangen werden".

Durch viele Kämpfe, durch starke Widrigkeiten und bittere Enttäuschungen hat Wilm Heinrich Berthold hindurchgehen müssen, bis er seinen Weg ganz klar vorgezeichnet fand, bis es ihm vor allem gelang, das volle Vertrauen der Arbeiterjugend und ihrer Eltern zu gewinnen. Es wird niemand ohne besonderes Miterleben mit diesem Jugendfreunde und seinen Mündeln auf „Große Fahrt" ziehen, niemand ohne inniges Mitempfinden echt deutsche, trauliche Weihnacht feiern, niemand ohne lebhafte Zustimmung und Begeisterung an seinem Ringen um die Seele der Kinder und die Herzen der Eltern teilnehmen. Wilm Heinrich Berthold geht Schritt für Schritt den Weg, den die rechten Lebensreformer unserer Tage immer gehen werden.

Mit ganz besonderem Eindruck schildert Schöllenbach das Hineinwachsen seines Helden in die Bekämpfung des Rauschtrankes mit seiner Jugend, um so einen Hauptfeind des sittlichen und gesundheitlichen Aufstiegs seiner Mädel und Buben beseitigen zu helfen. Es ist Kulturarbeit, die uns in der Jugend- und in der Wehrloge Bertholds gezeigt wird.

Berthold hat den festen Glauben an die Zukunft, und damit ist schon halb der Sieg auf seiner Seite. „Wie das Feuer und das Licht den Menschen auch in der Dunkelheit nicht verlassen, so wird auch uns alle der Glaube nie verlassen, daß für unser Volk eine schönere, herrlichere Zeit kommt, in der alle Deutschen, ganz gleich, ob arm oder reich, wie Brüder und Schwestern zueinander stehen." Daß unsere Wandervogel-Bewegung, unsere freideutsche Jugendbewegung, der Hohe-Meißner-Tag in diesem Buche volle Würdigung finden, bedarf kaum eines Hinweises.

Ergreifend ist auch das hinter uns liegende, in „Blut getauchte" Jahr mit seinen furchtbaren Folgen für die deutsche Jugendbewegung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geschildert. „Die Zähne muß ich zusammenbeißen, um nicht aufzuschreien vor Schmerz über all das Unheil, das unsere Feinde in Rachedurst, Neid und Machtgier über die Welt und uns gebracht." Am ersten Mobilmachungstage muß auch Berthold ins Feld hinausziehen. „Er ist mit von Sieg zu Sieg gezogen, ins Frankreich hinein, hat begeisterte Briefe geschrieben über die Kameradschaft, die Brüderlichkeit, die Genügsamkeit und über die unendliche Tapferkeit unserer Truppen, ... hat gelitten und gehungert in Regen und Kälte, in Gefahr und Todesnot für uns und unsere Kinder wie jeder andere Feldsoldat. ... In den ersten Oktobertagen schon hat auch ihn die Todeskugel ereilt." Da ist's im ersten Augenblicke, als ob daheim bei den Freunden und der Jugend Bertholds alles in Gram und Schmerz zusammenbrechen solle, als ob jede Hoffnung auf eine sonnenhelle Zukunft vernichtet sei. „Da erschraken sie und wurden auf Tage ernst und freudlos", und es schien fast, als ob „die Welt des Guten, die Welt der Gerechtigkeit" in ihnen zusammenbrechen wollte. Sie hatten den Toten mit der ganzen Kraft ihrer jugendlichen Herzen geliebt.

Doch bei der ergreifenden Todesfeier und in der Erinnerung an das treue Wirken des so früh ihnen entrissenen Führers finden sie sich selbst wieder. Sein Werk hat in den Seelen zu tief Wurzeln geschlagen und muß allem Sturm standhalten. Der Verfasser zeigt in erhebenden Worten die stolze Kraft solchen Jugendlebens, und so schließt sein Werk mit einem herzerfassenden Ausblick auf unseres deutschen Volkes große Zukunft. „Es werden tausendfach und zehntausendfach aus den Reihen dieser neuen Jugend einmal starke Führer erstehen, die Rächer der Toten da draußen, die durch Taten der Liebe, nach der Weise Bertholds und all der toten Jugendfreunde und Jugendführer nach hartem Kampf mit allen Volksverführern und Verderbern unser junges freideutsches Geschlecht in naher Zukunft mit Sang und Klang, mit Heilruf und Siegesgeschrei hineinführen werden in das neue schönere Heimatland deutscher Jugend."

Erich Bardewiek.

Jahreswendfest der Freideutschen Jugend in Hoisdorf.

Nun ist der Wunsch zur Tat geworden. Wir Freideutschen von Hamburg, Lübeck und Kiel sind zu einem Jahreswendfest am 8. und 9. Januar in Hoisdorf zusammengekommen. Mehr als wir erwarteten, hatten sich eingefunden. Über 250 Jungen und Mädchen füllten die Landheime der Pädagogischen Vereinigung und des Hamburgischen Landesverbandes für Jugendpflege, die uns freundlicherweise zur Verfügung gestellt waren.

Eine Stunde vor Mitternacht ist's gewesen, als wir uns auf einem gepflügten Acker in der Nähe Hoisdorfs beim Holzstoß zusammenfinden. Über uns eine Wolkendecke, die die Nacht tiefschwarz werden läßt, nur hinten weit im Westen matter Schein. Flammen züngeln empor, und unter Gesang setzt sie sich durch, die Flamme, daß sie uns alle hell beleuchtet. Hans Gieschen heißt die Erschienenen herzlich will-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kommen und verliest einen Drahtgruß von Lempelius, der stets im Geiste bei uns ist. Dann tritt Schomburg in den Feuerring und spricht ungefähr dies:

„Wie anders ist doch diese Zusammenkunft am Feuer als die sonstige in Friedenszeiten. Früher ausgelassene Fröhlichkeit, heute Ernst und Wehmut, denn manches Freundes Gesicht erblicken wir hier nicht im Feuerschein. Wie viele ruhen schon in dunkler Erde. Das darf uns den Mut nicht rauben. Wir, die wir nicht in vorderster Reihe stehen können, müssen unseren Willen und unsere Kraft verdoppeln für die Arbeit im Vaterlande, um unsern gefallenen und kämpfenden Freunden, denen wir unauslöschlich dankbar sind, nur einigermaßen gerecht zu werden.

Wir müssen unsern Geist hineintragen in das Leben unserer Mitmenschen, besonders in das der Jugend, ein jeder seinem Alter und dem Maße seiner Kräfte entsprechend. Der Jüngste von uns kann da mithelfen. Nehmt sie mit, die übrige Jugend, und zeigt ihnen das Sonnenland unserer Jugend. Sie werden Einsicht und Kraft gewinnen, sich ein gleiches zu erobern. Wie viele gibt es noch, die die Dumpfigkeit ihres Großstadtlebens nicht einmal als etwas Unnatürliches empfinden. Wenn wir kleine Schar aber wirken wollen, so müssen wir zusammenstehen. Die Verschiedenheit unserer Meinungen und Wege darf nicht zur Zersplitterung und Schwächung unserer Kräfte führen. Seid einig, einig, einig! rufe ich euch zu. Wir wollen uns hier am Feuer Einigkeit zuschwören."

Wir taten's und manches toten Freundes Hand sah ich im Geiste sich uns entgegenstrecken. Unter dem Eindruck der Feuerrede sangen wir unsere Lieder, bis das Feuer erstarb.

Der andere Tag — ein richtiger Sonnentag — verging mit Gesprächen, Beratungen und Spielen.

Wir Vortruppler freuen uns besonders darüber, daß diese Zusammenkunft mit den Lübeckern und Kielern auf allen Seiten das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit vertieft hat. Es muß uns schließlich gelingen, einen nicht nur auf dem Papier stehenden Zusammenschluß aller gleich- und ähnlich gesinnter Gruppen der Jugendbewegung zu einem Verbande der Freideutschen Jugend Schleswig-Holsteins herbeizuführen. Wir wollen im Grunde genommen doch alle mehr oder minder dasselbe. Jeder geht nur den in seiner Wesensart begründeten Weg zum Ziele, das uns allen vorschwebt. Sobald wir die Andersartigkeit des Nebenmenschen begreifen und achten gelernt haben, empfinden wir, daß diese Verschiedenheiten auf die Einheit zuläuft, wie die Radien eines Kreises auf seinen Mittelpunkt. Dann birgt die Mannigfaltigkeit nicht die Gefahr der Zersplitterung, sondern sie ist uns die Quelle unserer Kraft.

Ehler Langhann.

Wintersonnenwende 1915/16.

Siehe, wir stehen treu im geweihten Kreise. . . .

Es ist ein eigen Band, unsichtbar und unzerreißbar dennoch, das sich um diejenigen schlingt, die einmal gemeinsam am Sonnwendfeuer gestanden haben. Eine besondere

Weihe liegt über einem solchen Kreis, die Weihe gemeinsamen Wollens.

Uns ist das Sonnwendfeuer mehr, als das frohe Nachahmen alter Urväterſitte.

Wenn in grauer Vorzeit der germanische Hausvater mit den Seinen zweimal im Jahre hinauszog und den Holzstoß entzündete, um zur Sommerszeit der gütigen Licht- und Wärmespenderin zu danken, daß sie die Lebenssäfte in der Natur frischer kreisen machte, daß sie die Früchte des Feldes wachsen ließ und der Reife entgegenführte, — wenn er im Winter, wenn Kälte und Dunkelheit ihn unter das schützende Dach bannten, und die Tage ihm langsam und müde verstrichen, beim Feuerschein die Arme streckte und flehte: Kehr uns wieder, Lebenspenderin! Wir können ohne dich nicht sein — dann fühlte er sich eins mit der Natur, die ihn umgab, und das Bewußtsein seiner Abhängigkeit von allem Naturgeschehen war in ihm lebendig.

Uns war dieses Bewußtsein mit seiner ganzen Innigkeit und Tiefe verloren gegangen. Unsere heizbaren Wohnungen, unsere künstlichen Lichtquellen ließen uns fast den Unterschied der Jahreszeiten vergessen.

Aber wir haben uns dieses Bewußtsein des Eins-seins mit der Natur wieder erwandert!

Wenn wir Sonntag um Sonntag hinausziehen, weit fort vom Häusermeer der Großstadt, wo alles Zivilisation und nichts mehr Natur ist, dann erleben wir mit voller Stärke das Wirken und Schaffen der Lebenspenderin droben am Himmelszelt.

Wenn die Erde der Acker beginnt brauner zu werden, und es sich wie mit unsichtbaren grünen Schleiern über die Landschaft senkt, dann kreist unser Blut schneller in den Adern, genau wie die Säfte in Baum und Strauch; dann sehen wir mit Sonntagskinderaugen den Frühling über das Land schreiten — und fühlen's voll Dank: Die Sonne, die Sonne ist's, die uns das alles schauen läßt! ...

Wenn wir in lauer Sommernacht draußen im Tann liegen, und die Morgenkühle uns schon viel früher erwachen läßt als die übrige Natur, dann schauen wir sehnsuchtsvoll nach der Sonne, deren erste Strahlen den östlichen Himmel mit den zartesten Farben übergießen, — und wenn dann ihr glutroter Ball langsam am Himmel emporsteigt, und plötzlich die gesamte Natur erwacht und der Königin am Himmelszelt ein jubelnd Loblied singt, dann empfinden wir denselben ehrfürchtigen Schauer, der in alter Zeit Menschen zu Sonnenanbetern machte.

So ist für uns die Sonnwendfeier mehr als die Nachahmung eines alten Brauches — sie ist uns der Ausdruck tiefeigenen Naturerlebens. Wir können sicher sein, daß an vielen Orten durchs deutsche Land und über dessen Grenzen hinaus Menschen, die dasselbe Naturerlebnis hatten, gleich uns am Sonnwendfeuer stehen.

Aber ihnen allen ist das Wandern wie uns mehr als Naturerlebnis; ihnen wie uns ist es zum Ausdruck einer Lebensanschauung geworden. Und so ist uns das Sonnwendfeuer mehr als der Ausdruck des Eingefügtseins in die Natur, als Ehrfurcht vor dem Naturgeschehen.

Die Sonne droben am Himmel, die ruhig und unverändert ihre Bahn zieht, und das holzgenährte

Feuer vor uns, das ein Teil von ihr ist und mit seinen emporstrebenden Flammen die Richtung zu ihr weist — sie sind uns Symbol.

So wie die sichtbare Sonne alles organische Leben weckt und erhält, braucht unsere Seele eine Sonne, die ihrem Wollen und Streben Wärme, Kraft und Leben verleiht. So wie der Feuerball droben am Himmel in unerreichbarer Ferne schwebt, so schauen wir auf zu unseren Idealen, die ebenso fern über uns schweben und unserem Schaffen den Weg weisen. — —

Mögen die Menschen auch meinen, wir seien Träumer und strebten nach etwas, was niemals Wirklichkeit werden könne, so bekennen wir lachend am Sonnwendfeuer:

Gottlob, daß unsere Ideale so sonnenfern sind, daß wir sie nicht mit Händen greifen können! So wird unsere Sehnsucht nach ihnen nie ein Ende haben, und niemals werden wir selbstfroh sagen können: nun dürfen wir stille stehen — wir haben unser Ziel erreicht. Unsere Sonnensehnsucht wird vielmehr immer größer werden und uns immer heißer streben lassen.

Vieles von dem, was uns Wunsch und heißes Streben ist, wird zur Wirklichkeit, zur Tat. Doch die Tat verhält sich zu unseren Idealen wie das flammende Feuer vor uns zur leuchtenden Sonne selber. Himmelhoch, schrankenlos bauen sich unsere Ideale; erdgebunden, erdgenährt ist unser Tun. Aber wie das Feuer flammt es empor und verbreitet Wärme und leuchtenden Schein. Wir wissen's: jede Tat, die ein Stücklein Verwirklichung unserer Ideale bedeutet, läßt unser Wollen um so kühner sich emporschwingen, — und je höher unsere Sonne steigt, desto mehr vermag sie zu leuchten und zu wärmen.

Zweimal im Jahre stehen wir am Sonnwendfeuer, viele von uns nun schon durch eine Reihe von Jahren. Aber niemals kommen wir als dieselben. Darum kann uns die Feier nie zur bloßen schönen Gewohnheit werden; sie will uns vielmehr Stunde der Andacht, der Einkehr sein. Nur junge Menschen können recht am Sonnwendfeuer stehen. Damit ist nicht die Jugend nach der Zahl der Lebensjahre gemeint — auch Menschen mit grauem und weißem Haar können jung sein; denn jung sein heißt wandlungsfähig, nicht abgeschlossen sein.

Darum sage ich: Die Wollenden, rastlos Strebenden, sie können recht am Sonnwendfeuer stehen. Sie bringen mit sich Wollen und Tun eines ganzen Lichtjahres; ihnen soll das Bild der lodernden Flamme Ansporn sein zu neuem Wirken und Schaffen.

Heut ist's die Wintersonnenwende, die wir begehen, der Tag, da die Sonne am längsten fern von uns weilt.

Sonnenferne in der Natur!

Und in uns? — Sonnenferne auch? — — —

Fast will es so scheinen. Denn wer von uns hätte nicht in dieser Zeit Stunden des Dunkels erlebt, da er sehnsuchtsvoll die Arme streckte und rief: Sonne, Sonne, verlaß uns nicht! Will es denn niemals wieder hell werden?

Fast ein und ein halbes Jahr sehen wir nun das heiße Völkerringen und zermartern uns Herz und Verstand, um den Sinn des ungeheuren Schauspiels zu begreifen. Wir sehen Männer wie Damaschke,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Avenarius, Popert, Schwaner, wie sie als starke Schmiede mit gewaltigen Hammerschlägen das Gold in der Seele unseres Volkes zu läutern und zu formen suchen und sind dessen froh. — Aber wir sehen auch allenthalben Eigennutz, Gewinnsucht und Wuchergeist am Werk, und in uns ist die bange Frage: Ist das der Segen, den der Krieg unserem Volke brachte? Sind darum die Vielen, die einst an unserer Seite am Sonnwendfeuer standen, hinausgezogen, um niemals wiederzukehren?

Was sagt die Sonne am Himmel zu all dem großen Völkerhaß und Morden, zu all dem Häßlichen und Schmutzigen, das selbst in dieser Zeit auch in unserem Volk lebt?

Wir wissen, daß sie ruhig und unbeirrt ihre Bahn zieht, Licht und Wärme ausgießt über Freund und Feind und nichts weiß von Trug und Haß und Blutvergießen.

Du Sonne, sei uns Symbol! Nichts von unserem Wollen, nichts von unserem Streben soll uns zerbrechen in dieser Zeit. Doppelt ruhig und zielsicher wollen wir unseren Weg gehen; mit doppelter Kraft wollen wir ringen um Wahrhaftigkeit, wollen wir kämpfen gegen die Unwahrhaftigkeit in Familienleben, Gesellschaft und Staat. Noch mehr als bisher wollen wir Menschen höher werten als Dinge, wollen wir helfen zur körperlichen und sittlichen Gesundung unseres Volkes. Wir wollen weiter Menschen suchen und sammeln; Menschen, die unseres Willens sind — und geschart um unsere Führer wollen wir mit ihnen unserem Volke vorauseilen auf dem Wege zur Sonne und Krieger sein im Heere des Lichts! **L. B.**

Leibesübung und Ausdruckskultur.

„Seht einmal den elenden Mausfallenhändler an, den Slowaken, der dort mit dem breiten Schlapphut, dem braunen Mantel, den Sandalen über die Straße geht! Bemerkt ihr etwas in dieser Haltung, diesem Gang von einem gewissen Naturschwung, einem freien Gebrauch der Gelenke, einem tonus des ganzen Wesens, was wir nicht haben? Seht, das ist ein Anflug von dem, was die Künstler Stil nennen; wollt ihr es aber recht sehen, so schaut euch einen Griechen, einen italienischen Bauern an, stellt euch dann vor Leopold Roberts Schnitter und die Fischer von Chioggia, und wenn ihr eine Spur von Auge und Formgefühl habt, so überzeugt euch, daß der deutsche Bauer eine unbehilfliche Maschine ist, der ein paar schwere Stiefel mühsam fortschiebt, daß am deutschen Beamten und Gelehrten sein Körper wie ein alter Lumpen herabhängt. Unsere Bildung ist über einen solchen Gegensatz gegangen, daß wir nur durch Kunst und Bemühung erwerben können, was andern Völkern, die noch mehr Natur sind, tief in der Rasse sitzt und was gewiß auch unsere Voreltern hatten; denn ich bin überzeugt, daß die Deutschen in ihrem Heroenalter an Würde, Schwung und Adel der Haltung andern naiven Völkern nichts nachgaben. Unser Körper ist uns davongelaufen, während unser Geist in Amts- und Studierstuben turnte; eine Menge von Unarten und Unformen hat er in seiner Blindheit angenommen, denn er ist ein tölpischer Junge, der nicht ohne Hofmeister gehen darf; wir müssen ihn wieder einfangen, es wird aber kein leichtes sein."

So schrieb Friedrich Theodor Vischer im Jahre 1845. Die Vortrupp-Jugend von heute wird sich immer bemühen, unsern Geist wieder aus den Amts- und Studierstuben herauszuführen und ihm einen Körper als würdiges Gefäß einzufangen, der Zeugnis davon ablegt, daß beide zueinander gehören.

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

5. Jahrgang Nr. 5. **Der Vortrupp** 1. März 1916
Herausgeg. von **Dr. Hermann M. Popert**, Hamburg, und Kapitänleutnant a.D. **Hans Paasche**, Berlin. — Verantwortl. Schriftleiter: **Dr. phil. R. Kraut**, Hamburg 20

Vortrupp-Jugend

Monatliche Beilage zum „Vortrupp", unter Verantwortung der „Vortrupp"-Schriftleitung, herausgegeben von

Nr. 5. **Hans Paasche** 1916

Inhalt. Grober Unfug. — Heldentum und Opfersinn von Anna Marie Wilthelm. — Eine ernste Mahnung. — Die Jugend vor der sozialen Frage von Erich Mohr. — Die Abenteuer des Fremdenlegionärs Kirsch. — Wollen und Wirken (Der deutsche Bund abstinenter Studenten. — Gemeinschaft Kasseler Wanderer. — Was der Vortrupp einem jungen Arbeiter wurde. — Vortrupp-Jugend in Briefen).

Grober Unfug.

Neulich stand in der Zeitung, daß ein Beamter aus seinem Dienst entlassen und mit sechs Monaten Gefängnis bestraft worden sei, weil er im Park seiner Stadt hinter einem Gebüsch seinen Oberkörper entkleidete und der freien Luft aussetzte. Eine Eingeborene, ein weibliches Wesen, erspähte das aus der Ferne und holte einen Schutzmann. Der Mann erregte also öffentliches Ärgernis und trieb groben Unfug. Wir können uns über die Strafe nicht entrüsten und nicht die Richter für etwas verantwortlich machen, woran das Vorurteil der Menschen schuld ist.

Gerade in unserem Falle: Wer von der Pflicht gesund zu sein etwas weiß, von der Notwendigkeit der Luft-, Sonnen- und Windbäder könnte sich weit eher denken, daß jemand bestraft werde, der eine Gelegenheit zum Luftbad versäumt, als jemand, der ein Luftbad nimmt. In Kavirondo, in Innerafrika würde noch heute ein Eingeborener öffentlich Ärgernis erregen, der statt der üblichen Kleidung, die in einem Bastfaden um den Hals besteht, etwa eine Badehose tragen würde und dadurch in der Einbildung der Mitbürger die Vorstellung aufkommen ließe, daß er nicht oft genug bade und deshalb Schmutz zu verbergen habe, und in der Heimat des Negers Lukanga schämte sich das ganze Volk für uns, als meine Frau und ich uns offen vor den Augen der Menschen an den Feldtisch setzten und zu essen anfingen.

Es gibt Handlungen, die von allen Menschen als schlecht angesehen werden, weil die Stimme des Gewissens gleichmäßig allen Menschen dieselbe Unterscheidung des Guten und des Bösen lehrt, und es gibt andere Handlungen, deren Beurteilung bei den verschiedenen Menschen verschieden ist, je nach den Anschauungen, Gewohnheiten und Sitten, in denen die Menschen aufgewachsen sind. Diese Handlungen faßt das deutsche Strafgesetzbuch als groben Unfug und öffentliches Ärgernis mit dem Paragraphen drei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hundertundsoundsoviel. Der Paragraph dreihundertundsoundsoviel steht im Gesetzbuch eines jeden Volkes. Ihn sollte die Vortruppjugend sich zunutze machen. Weshalb aber und wie?

Nun, das ist ganz klar und einfach: Wenn die Vortruppjugend Einfluß bekommen will, muß sie daran arbeiten, die Sitten und die Anschauungen der Menschen so umzuändern, daß alles das, was sie für schädlich hält, als grober Unfug empfunden und dann nach Paragraph dreihundertundsoundsoviel bestraft wird. Es liegt bei der Jugend, die Anschauung der künftigen Geschlechter so zu ändern, daß es zum Beispiel als grober Unfug und Erregung öffentlichen Ärgernisses angesehen wird, wenn jemand Vogelfedern auf seinen Hut bindet. Wie schnell wird dann das Bild der Straßen in den Städten von jenem Greuel befreit sein, den heute im Abendlande leider nur ein kleiner Teil der Menschen als abscheulich empfindet. Es kann als grober Unfug angesehen werden, Früchte, also Nahrungsmittel, durch Hefenpilze zerstören zu lassen und ein den Menschen schädliches Getränk daraus zu machen. Ja, wenn wir solche Anschauungen jetzt schon hätten, wie gut wäre das für uns! Wenn es grober Unfug hieße, die Luft eines Eisenbahnwagens oder eines Zimmers durch Verbrennen stinkender Blätter zum Atmen untauglich zu machen, wie das unzählige Männer heute im Schutze der Rauchunsitte tun! Wie gut wäre es gar, wenn es gelänge, diejenigen, die unwahre, übertriebene oder einseitig schlechte Urteile über andere Völker verbreiten, als Anstifter von Unfrieden zu bestrafen!

Es liegt an uns, liegt an der Jugend, was in der Zukunft als grober Unfug angesehen, und was gebilligt wird, und keiner darf sich über den Unverstand der Menschen beklagen und sie der Rückständigkeit beschuldigen, der die Änderung der Anschauungen nicht erst in sich und dann in seiner Umgebung gründlich vollzogen hat. Ändert euer Denken, das war die Aufforderung, die der Prophet Johannes und Jesus Christus an die Menschen richteten, bevor sie ihnen eine frohe und neue Botschaft verkündeten. P.

Heldentum und Opfersinn.

Heldentum und Opfersinn ist in dieser Zeit zur Genüge bewiesen worden, draußen im Felde, auf blutiger Flur, dann in den vielen, vielen Lazaretten und Heilanstalten und auch drinnen in der Heimat im täglichen Leben. Viele Helden sind gekennzeichnet durch ein einfaches Ordensband im Knopfloch, erworben für eine heldenmütige Tat, andere durch ein fehlendes, kostbares Glied und tiefe Narben, wieder andere durch Schmerzen und Wunden, die vielleicht nie ganz verheilen und ein entsagungsvolles Leben zum Opfer fordern. Schwarzgekleidete, trauernde Frauen sind die anderen Opfernden und in schlichter Schwesterntracht die vielen Helferinnen. Doch nicht nur diese haben Heldentum und Opfersinn bewiesen, sondern noch viele, viele andere draußen im Felde sowie in der Heimat, die kein Ordensband und kein äußerliches Kennzeichen tragen. Sie haben in der Stille an ihrem Platz gewirkt und geopfert, und auch ihre Taten und

Opfer sind Kräfte, die zusammenströmen ins Lebensmark des neuen, schöneren deutschen Vaterlandes.

Nicht nur kostbare Denkmäler der Kunst, anmutige Dörfer und blühende Städte sind zerstört, nicht nur unendlich viel Hab und Gut ist vernichtet, alles Werte, die schwer zu ersetzen sind. Andere höhere Werte, seelische Werte, alles was ein Menschenleben an Lebensglaube und Hoffnung, Schaffensfreude und Liebeskraft in sich trägt, ist jetzt in Tausend und aber Tausend Menschenherzen auf einmal zerstört, so wie der Blitz ein kostbares Gebäude, das mit Mühe und Arbeit und viel Liebe aufgebaut worden ist, in wenig Minuten in Schutt und Asche legt. So steht wohl mancher jetzt vor den Trümmern seines Lebens; aber wenn die Wucht und Gewalt des Sturzes vorüber ist, dann werden und müssen wir aus dem Trümmerhaufen ein neues Gebäude unseres Lebens aufrichten. Ein Verzagen und Erlahmen darf es nicht geben, auch kein Ermatten der Kräfte. Wir haben keine Zeit, müde zu sein! Das Schicksal hat an Deutschlands Pforten gepocht, und auf seinen Ruf müssen wir hören, daß wir jetzt oder nimmermehr die Höhe edlen Menschentums erklimmen können, geläutert und gebessert, unter Zunutzemachung aller schlummernden und verborgenen Kräfte, die zu neuem Leben erweckt werden.

Verborgene Kräfte, — dazu gehört auch die Mutterliebe, schlummernd in all den vielen Mädchenherzen. Nicht nur die kinderlosen Kriegerwitwen und die den Heldentod ihres Geliebten beweinenden Bräute sehen nun den schönen Traum ihres Lebens, ein liebliches Kind unter dem Herzen zu tragen und zu hegen und zu pflegen, zerrinnen, und mit ihm den schönen Schatz der Mutterliebe ungehoben. Noch mehr Frauen als bisher werden künftig nicht zur Ehe gelangen. Die sich nun in sozialer Berufs- und Liebesarbeit betätigen können, sind immerhin noch glücklicher, denn in ihrer Berufsarbeit kommt die verborgene, schlummernde Mutterliebe, die selbstlose, opfernde Liebe zur Entfaltung. Aber alle diejenigen, die ihren Lebensunterhalt in einem aufreibenden Beruf suchen müssen, der oft als Freude nur die Genugtuung treuester Pflichterfüllung bringt, die mit kühlem Verstand oder fast mechanisch arbeiten müssen, wo sie lieber mit warmem Herzen und liebender Seele arbeiten möchten, sind auch eine Gruppe der Opfernden.

Aber dennoch dürfen all diese schlummernden Kräfte der Liebe dem deutschen Volke nicht verloren gehen, sondern müssen zur schönsten Entfaltung kommen. Leider wird es ja nach einem hoffentlich recht segensreichen Frieden, auf den wir so zuversichtlich hoffen, viele, viele Halbwaisen geben. Und Kinder brauchen Liebe, viel Liebe zum Wachsen und Gedeihen, und ein wachendes Auge, das zur rechten Zeit Keime alles Schädlichen, das sich in Leib und Seele einnisten will, entdeckt. Da nun viele Kriegerwitwen wohl Tag für Tag arbeiten müssen, um für sich und ihre Kinder das tägliche Brot zu erwerben, und sich dann naturgemäß nicht mit ganzer Sorgfalt der Erziehung ihrer Kinder widmen können, so bietet sich hier für manches Mädchen ein schönes, reiches Arbeitsfeld, sich unter den vielen solcher Halbwaisen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ein Kindchen auszuwählen, das ihm besonders ans Herz wächst, für das es neben der Mutter mitsorgen kann, nicht in kühler Vormundschaft, sondern mit warmer Liebe, und dessen Geist und Herz es weiterbildet, nicht nur mit Verantwortungsgefühl, sondern noch mehr mit Verantwortungsfreudigkeit! In seinem Herzen soll weiterleben, was uns groß, stark und still gemacht hat, und ihm zu Liebe wird man an sich selbst noch immer weiter arbeiten um ein gutes Vorbild zu sein! Auch so können Heldentum und Opfersinn, schaffende Kräfte, die selbst nach einem glücklichsten Frieden nicht erlahmen dürfen, zur Entfaltung kommen!

Anna Marie Wilthelm.

Eine ernste Mahnung.

In einer der letzten Ausgaben seiner „Eisernen Blätter" wendet sich D. Traub an die „Deutsche Jugend". Er zeigt zunächst, daß ohne die hinreißende Begeisterung der deutschen Jugend die ersten Augustwochen des Krieges und die Wochen, die ihnen folgten, nicht so leuchtend vor unseren Augen ständen. Dann aber fährt er fort:

„Desto mehr erschrak ich, als ich jetzt von manchem Armeekommando las, daß es euch, unserer lieben deutschen Jugend, harte Dinge sagen mußte. Kommt, laßt einmal kameradschaftlich mit euch reden. Der Geist macht eine Truppe, und der Geist macht eine Schulklasse. Das wißt ihr genau. Diesen Korpsgeist rufe ich wach, eure Ehre. Die Besten sollen eure Führer bleiben und nicht ein paar alberne Prahler und eitle Hohlköpfe. Sehe ich da kürzlich zwei ‚höhere Schüler' in der Eisenbahn leidenschaftlich Karten spielen, die Mütze keck auf dem Kopf, und sie spielen unbekümmert weiter trotz aller Mahnung. In der Straßenbahn fällt einem verwundeten Krieger sein Stock aus der Hand. Eine ältere, vornehme Frau hebt ihn auf; zwei junge Arbeiter, die daneben sitzen, rühren sich nicht. Auf der Straße gehen drei Mädchen spazieren mit neuester Frisur in tänzelndem Schritt auf ihren Stöckelschuhen und mit abgelebten Augen, laufen am neuen „Tagesbericht" vorbei und besehen sich neue Hüte. Und mit einemmal sehe ich im Geist all ihre Brüder neben ihnen stehen, blaß, müde, blutig, aber treu und siegessicher, so wie sie im Schützengraben liegen, nur einmal blitzt Weh und Zorn durch ihr Gesicht, wie sie solche Brüder, solche Schwestern erblicken. — Schämt euch solcher Gesellschaft, die euren guten Namen verdirbt! Ihr selbst sollt sie strafen. Wozu habt ihr eure Faust? Sondert euch ab von solchem Getue. Ihr seid zu gut dazu. Ich weiß, wie wenige es sind, die der deutschen Jugend Unehre machen; desto trauriger, daß sich manche von solchen Gesellen ins Schlepptau nehmen lassen, die garnicht zu ihnen gehören. Eure Väter stehen im Krieg. Ist es ritterlich, wenn ihr eurer Mutter das Leben erschwert und ihr auftrotzt? Eure Lehrer ersetzen die Amtsgenossen, die für euch kämpfen. Ist es fein, wenn ihr ihnen das Leben noch saurer macht? Kopfhänger habe ich stets gehaßt und mir für gute Jugendstreiche Sinn und Herz bewahrt; aber Anstand muß dabei sein und Ehrfurcht vor den Älteren. Wer nicht gehorchen kann, wird nie ein Hindenburg, und wer in Kriegszeit seinen inneren

Ernst nicht wahrt, hat kein Recht, sich sein Bild zu kaufen."

Wir geben diese Worte wieder, einmal weil es notwendig ist, sie in manchen Jugendkreisen Deutschlands kräftig widerhallen zu lassen, zum andern aber, weil D. Traubs Mahnung der Unterstützung der gesamten Vortrupp-Jugend gewiß sein kann. „Deutschland hat gesunde Jugend nötig, und gesund sollt ihr bleiben an Körper und Seele". Das rufen auch wir immer wieder denen zu, die in dieser ernsten Stunde auf Augenblicke ihres Vaterlandes vergessen. Mehr als je ruht Deutschlands Hoffnung auf seiner Jugend. **V. J.**

Die Jugend vor der sozialen Frage.

Aus dem Februarheft der „Tat". Herausgegeben von Eugen Diederichs und Karl Hoffmann.

Die soziale Frage, das schwerste Problem des 19. Jahrhunderts, ist heute der neuen Jugend Erbteil. Und wenn je, so gilt es hier, das Erbe zum Besitztum zu erwerben, die soziale Frage von der jugendlichen Einstellung aus zu erfassen. Ein Wegweiser bis in ihre letzten Tiefen ist Ernst Joëls programmatisches Schriftchen*). Fichte wird zum Führer auch auf diesem Pfad: „Alles Handeln ist gar nichts an und für sich selbst, und es hat kein eigenes Prinzip, sondern es entfließt still und ruhig der Liebe, so wie das Licht der Sonne zu entfließen scheint, und so wie der inneren Liebe zu sich selbst die Welt wirklich entfließt." Kultur im tiefsten Sinne ist das Werden aus Gott, und alle Kulturarbeit wird darum Dienst am Werden sein. Vor aller Außenarbeit muß die Verbindung mit der Urkraft lebendig sein. Damit ist die tiefste Begründung aller sozialen Wirksamkeit aufgezeigt.

War nicht alle „Wohlfahrtspflege" mehr oder weniger Flickarbeit? Und die Folgen des sozialpolitischen Werkes? „Daß Menschen ihr Gerechtigkeitsgefühl, ihre Teilnahme, ihr Mitleiden an den Staat verkauften!" Neue Menschen tun darum not, „wenn wir über bloße Reformen hinaus eine Durchseelung des gesamten öffentlichen Lebens wollen." Dann wird die soziale Tätigkeit letzthin selbst wieder zur Neuschöpfung des Menschlichkeitsgefühls beitragen müssen, und umgekehrt wird die „soziale Arbeit" zum Leben des sozialen Menschen werden, indem sie unmittelbar zum Bereich der Seele wird.

Unsere Jugend aber ist berufen, eine Truppe junger Kämpfer hinauszusenden in unser öffentliches Leben; denn sie ist noch unversehrt von den zersetzenden Einflüssen des öffentlichen Getriebes, sie ist durch keine Tradition und Konvention belastet, die sie nicht imstande wäre umzuwerten. Dem Geiste ihrer Jugendlichkeit entsprechend wird sie das öffentliche Leben gestalten, ja, diesen ihren Geist selbst wird sie mitten in der Welt sichtbar darstellen und von ihm aus diese Welt mit ihrem eigenen Glanze durchstrahlen. Die Jugend vor der sozialen Frage: Das bedeutet die Belastungsprobe der Jugendbewegung, ob sie von Weltflucht zum Weltwirken durchdringen wird.

Sicher bleibt es dabei: Die Jugend muß selbst erst etwas sein, um andern etwas sein zu können. „Ein ungeheures Maß von Selbsterziehung ist notwendig um eines guten Gewissens willen." Es besteht die Gefahr, daß ein zu frühes Eingreifen für die Jugend wie für ihre Aufgabe schädlich wird. Aber auf der anderen Seite darf nicht vergessen werden, daß gerade für das Erlebnis der sozialen Not, das für den Einzelnen zum entscheidenden Ereignis des Lebens werden mag, eine persönliche Erfühlung und Erfassung der Menschen und Dinge die wichtigste Vorbedingung ist. Und wenn es wahr ist, daß der Mensch mit seinen größeren Zielen wächst, wenn weiter wirklich die neue Jugend den ernsten

*) Ernst Joël: Die Jugend vor der sozialen Frage (Schriften aus der sozialen Jugendbewegung, Heft 1, Jena, Eugen Diederichs Verlag, 0,50 M.).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kulturwillen besitzt, so darf es nur eine Frage der Entwicklung sein, — für die Bewegung wie für den Einzelnen —, wie sich der Geist der Jugend in der sozialen Sphäre darstellt.

Aber es bedarf der Gemeinschaft, der sozialen Jugendgemeinschaft, um diese Ansätze aus dem Sollen in das Sein hineinzuführen. Hier wird die Gemeinschaft zur ewig neusprudelnden Kraftquelle für Arbeit und Erleben. Sie soll nicht wie ein Kreis von Menschen sein, der um einen Tisch sitzend ewig nur auf sich selbst gerichtet ist, sondern wie eine Kette schreitender Gestalten, die, fest die Hände ineinander gelegt, der Zukunft entgegenziehen. Und das wird das Zeichen ihres Geistes sein: „Sie wird als Ganzes lernen und den Einzelnen als zu einem ihrer dringendsten Gebote verpflichten müssen: Mut und Kraft zu besitzen auch zum Unterliegen. Sie muß jene große Freiheit und Unbekümmertheit in ihrer Mitte aufpflanzen, die es für nichts achtet, eines Tages zum Gegner überzugehen."

Joëls Schriftchen leistet der Jugendbewegung den Dienst, daß es die Linien von ihr zur sozialen Frage scharf zieht, die vielleicht von Einzelnen von uns bisher nur angedeutet werden konnten. Jugend wird sich noch je zur Jugend finden. Und wenn auch die Jugendbewegung in den Bedingungen des akademischen Lebens am festesten wurzelt, so gäbe es doch nichts Gefährlicheres für sie, als wenn sie sich auf diesem Boden, zumal gegen die handarbeitende Jugend, dem Wesen nach abschließen wollte. Nicht als eine von außen an die freideutsche Jugend herangebrachte Pflicht darf ihr diese soziale Haltung erscheinen, sondern als ein ihrem innersten Wesen natürlich entsprechender Ausdruck. In dieser Hinsicht erscheint Joëls Schrift als erster Vorbote einer kommenden Entwicklung. Erich Mohr.

Die Abenteuer des Fremdenlegionärs Kirsch.

„Von Kamerun in den deutschen Schützengraben." So heißt die jüngste, auch für alle Vortrupp-Leser bedeutsame Veröffentlichung unseres Mitherausgebers Hans Paasche, die soeben in der „Gartenlaube" zu erscheinen beginnt. Die Tatsache, daß ein Fremdenlegionär Kirsch eines Tages im deutschen Schützengraben erschien, sich dort als Deutscher auswies, der, um nach Deutschland zu gelangen, in Afrika genötigt war, in die Fremdenlegion einzutreten, ist bereits vor einiger Zeit durch die Zeitungen bekannt geworden. Hans Paasche hat es übernommen, die Abenteuer des Fremdenlegionärs Kirsch, der jetzt längst im Dienst der deutschen Marine das Eiserne Kreuz erworben hat, nach dessen eigenen Erzählungen aufzuzeichnen und die unbedingte Wahrheit dieser abenteuerlichen Erlebnisse an der Hand von Ausweispapieren nachzuprüfen. Die Arbeit wird im Frühjahre auch im Verlage von August Scherl in Buchform erscheinen.

Wollen und Wirken

Bilder aus der lebensreformerischen Jugendbewegung unsrer Zeit

Der Deutsche Bund abstinenter Studenten

zeigt in seinem uns soeben zugestellten Jahresberichte, der die Zeit vom Kriegsbeginn bis Ende September 1915 umfaßt, wie stark der Krieg in das Leben dieser Vereinigung eingegriffen hat. Wir haben bereits früher mitgeteilt, daß aus einigen Ortsgruppen sämtliche Mitglieder haben ins Feld rücken müssen. Nach dem Berichte stehen jetzt mindestens 88% der ordentlichen Mitglieder im Heeresdienste. 21 ordentliche Mitglieder und 14 Altmitglieder sind bereits Ritter des Eisernen Kreuzes und 7 Mitglieder erhielten andere Auszeichnungen. Der Geschäfts-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

führer des Bundes weist mit Recht darauf hin, daß man angesichts dieser Tatsache den Versuch der Alkoholfreunde, die Mitglieder des D. B. a. St. wegen ihrer enthaltsamen Lebensweise als Schwächlinge zu verunglimpfen, ganz gewiß energisch zurückweisen wird. Leider ist aber auch die Zahl der auf dem Felde der Ehre gefallenen Mitglieder bereits sehr hoch; darunter sind eine Reihe besonders in Vortrupp-Kreisen bekannter Mitstreiter. Der Bericht schließt mit folgenden Worten, die gewiß auch bei allen Lesern der „Vortrupp-Jugend" warme Unterstützung finden: „Für die Zukunft sind wir wohl eins in dem Wunsche, daß sich auch in dieser ernsten Zeit alle den frischen Sinn für unsere Ideale bewahren, um dem Bunde, auch wenn unsere Schar noch mehr verringert heimkehren sollte, eine gedeihliche Entwicklung für den kommenden Frieden zu sichern."

*

Gemeinschaft Kasseler Wanderer.

Über ein Jahr ist vergangen, seit an die durch den Krieg in alle Winde zerstreute Jugend der Kasseler Vortrupp-Gruppe aus dem Felde der Ruf erging, zusammenzuhalten. Und trotz allen Entfernungen voneinander ist eine feste Gemeinschaft entstanden. Unsere Aufgabe soll sein: Mitarbeit an den Werken der Neugestaltung unseres Lebens. Dazu halten wir eine feste Verbindung mit dem Vortrupp-Bunde für notwendig. Doch wollen wir eine besondere Gemeinschaft sein, um so besser für die Erziehung des Nachwuchses, für die Prüfung neuer Mitwanderer usw. sorgen zu können. Wir nennen uns — aus Gründen der Entstehung unserer Vereinigung: „Gemeinschaft Kasseler Wanderer" und betrachten uns unserm Wesen nach als Vortrupp-Jugend. Das Verhältnis zum Vortrupp-Bunde ist so festgelegt worden: 1. Die Gemeinschaft Kasseler Wanderer ist als solche Mitglied der Ortsgruppe Kassel des Deutschen Vortrupp-Bundes. 2. Der „Vortrupp" wird von allen Mitgliedern gelesen. (Insbesondere betrachten wir die „Vortrupp-Jugend" als unsere Zeitschrift.) 3. Die Mitglieder nehmen, wenn sie irgend können, an den Veranstaltungen der Ortsgruppe teil. 4. Die älteren Mitglieder gehören persönlich der Vortrupp-Gruppe an. Alle jüngeren sollen in die Vortrupparbeit hineinwachsen. — Die Heimat der Gemeinschaft ist Kassel, wo 17 Mitglieder ansässig sind. 4 Mitglieder wohnen und wirken in verschiedenen Orten Deutschlands, 10 zogen ins Feld, einer davon starb den Tod fürs Vaterland. — In der Nähe von Kassel schufen wir — während des Krieges — ein herrliches Landheim, das dem „Vortrupp" zur Verfügung steht. Ein Heim in der Stadt ist im Entstehen. Ein Oberhaupt der Gemeinschaft und dessen Hilfskräfte wählen die Glieder in Kassel unter sich. Obmann ist zurzeit: Anne Rohrbach, Kassel, Gartenstr. 1 II.

*

Was der Vortrupp einem jungen Arbeiter wurde.

Einer unserer Freunde, Lehrer in einem kleinen Orte in der Nähe Dresdens, schreibt uns unter Anderem: „Als eifriger Leser ihrer hochgeschätzten Zeitschrift betätige ich mich auch im Sinne des Vortrupp. Unter anderem suche ich den mir so wertvollen Vortrupp zu verbreiten, um dadurch die Vortrupp-Gemeinde vergrößern zu helfen. Hierbei wende ich mich an einzelne der Schule eben entschlüpfte Jungen, denen ich meinen Vortrupp zur Verfügung stelle.

Heute erhielt ich nun von einem solchen fünfzehnjährigen beiliegenden Brief, der mich für alle Mühe reichlich entschädigt und sicher auch sie, verehrter Herr, recht erfreuen wird. Zur Ergänzung sei Ihnen mitgeteilt, daß der Briefschreiber der Sohn einer armen Witwe ist, die noch zwei schulpflichtige Kinder hat, und daß er in der nahen Gußstahlhütte unter schwerer Arbeit einen geringen Verdienst erarbeiten muß....."

Der beigefügte Brief des Schülers hatte folgenden, von uns nicht veränderten Wortlaut:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

..., am 9. 1. 16.

Sehr geehrter Herr Lehrer!

Mit Freude, ja ich kann wohl sagen mit Stolz nahm ich Ihre mir gütigst zugestellten Hefte in Empfang, und habe sie mit großem Interesse gelesen, so oft ich Zeit hatte. Am Anfang konnte ich sehr wenig lesen, da ich spät von Arbeit kam, und mit dem besten Willen zu müde war, um noch Bücher zu lesen. Erst die Feiertage konnte ich in Ruhe den Inhalt studieren. Ich sage ausdrücklich in Ruhe. Denn wollte ich diese Hefte lesen, so mußte ich alles um mich vergessen, um die alltäglichen und gewöhnlichen Gedanken abzustreifen, und hatte ich mich erst hineingearbeitet, so hatte jedes einzelne Wort für mich den größten Wert. Mit Vorliebe habe ich „Unsere Zukunft", „Des Deutschen heiliger Krieg" und „Die Mürwiker Kaiserrede" gelesen. Diese drei enthielten das, was einen echten Deutschen bewegt. Erich Sander hat die Hefte auch gelesen. Entschuldigen Sie bitte die Schrift, es ist aber nur das, weil man keine Übung mehr darin hat, die Hände, die jetzt für das tägliche Brot arbeiten müssen, werden dälbisch. Herzlichen Dank für das Leihen der Hefte und wenn Sie so gut sein wollen, bitte noch mehr.

Hochachtungsvoll und dankerfüllt
grüßt Ihr immer noch seiender Schüler
Alfred Zimmermann.

Gewiß gibt es in jedem Orte unseres Vaterlandes Jünglinge und Jungfrauen genug, die sich nach der harten Tagesarbeit gern mit allgemeinen Fragen beschäftigen würden. Die Erkenntnis, daß sie selbst in ihrem engen Lebenskreise an der erhofften Wiedergeburt des deutschen Volkes mitwirken können, kann ihrem Dasein viel Freude und besonderen Inhalt geben. Darum gilt es, sie mit dem Vortrupp-Gedanken in der Weise bekannt zu machen, wie es unser oben erwähnter Freund tut.

*

Vortrupp-Jugend in Briefen.

(Der Absender des nachfolgenden Briefes hatte kurz vor Ausbruch des Krieges nach Amerika auswandern wollen, da ihm so manche Zustände im Vaterlande unerträglich schienen.)

Aus der Kampfstellung in Lothringen den 15. 12. 15.

... Sonst ertrage ich alle Widerwärtigkeiten, die mir begegnen, mit Ruhe und Gelassenheit. Ich darf wohl sagen, noch niemals bin ich so ruhig gewesen, wie hier draußen. Selbst wenn die Herren von drüben ihre gar nicht angenehmen Grüße herübersenden, bin ich ruhig wie nie zuvor. Das habe ich dieser, für uns alle so bitterernsten Zeit zu danken, daß mir die einstige Unzufriedenheit, die innere Unruhe genommen worden ist und mir dafür ein inneres seelisches Gefühl gegeben worden ist, das ich jetzt zur Stunde nicht zu erklären vermag. Noch niemals bin ich, ich wenigstens glaube es, so glücklich gewesen, so frei, vielleicht auch so stolz wie jetzt. Alles das, was ich einst im jugendlichen Eifer und Ungestüm bemängelte, benörgelte, das alles erscheint mir heute in einem ganz andern Lichte. Vielleicht bin ich reifer geworden, ich weiß es nicht. Nur das eine weiß ich: mein Vaterland, meine Heimat, die ich einst verlassen wollte, um irgendwo ein besseres Sein, ein besseres Wirken finden zu können, heute liebe ich es mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft. Mit ganzer Seele, mit ganzem Herzen. Es mag schon sein, daß dies mich innerlich frei gemacht, frei von aller Sehnsucht, frei von dem Suchen ohne Erfolg. Das „Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt" gilt für mich nicht mehr. Wie dies alles gekommen, ich weiß es nicht, ich bemühe mich auch nicht im geringsten, es mir zu erklären, nur das eine ist in allen Dingen zu spüren: vieles, ja unendlich vieles, habe ich unserm „Vortrupp", der Schule des Wandervogels und dem Guttemplerorden zu danken. Darin ruht die Grundlage, in der sich mir die Schönheit des Sein offenbart. Und der Krieg, so grausig er auch ist, der hat alles, was sonst vielleicht die Arbeit vieler Jahre gewesen wäre, beschleunigt, so daß ich reifer geworden bin.

H. R.

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

5. 9. 16

5. Jahrgang Nr. 7. **Der Vortrupp** 1. April 1916
Herausgeg. von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a.D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortl. Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 1.

Vortrupp-Jugend

Monatliche Beilage zum „Vortrupp", unter Verantwortung der „Vortrupp"-Schriftleitung, herausgegeben von

Nr. 4. Hans Paasche 1916

Inhalt. Er ging an meiner Seite von Walther Kluge. — Zur militärischen Vorbereitung der Jugend. — Wollen und Wirken (Das Wandervogelnest im „Haus in der Sonne". — Betrachtung in der Wehrloge.)

Er ging an meiner Seite.

Wir waren alte Landwehrleute, zusammengestellt zu einer Kompagnie, aber — wir waren zu wenig. Darum sollten wir aufgefüllt werden durch eine Anzahl junger Kriegsfreiwilliger. Und es geschah auch so, obgleich es den allermeisten nicht recht gefiel.

Die Kriegsfreiwilligen wurden unter die einzelnen Korporalschaften verteilt, auch wir erhielten einige. Und einer ging an meiner Seite.

Er hatte eben erst seine Kriegsreifeprüfung bestanden, und war dann als Kriegsfreiwilliger — kaum 18 Jahre alt — eingetreten. Nun kam er zu uns. Wir hatten ihn alle gern wegen seines stillen bescheidenen Wesens. Aber schon nach wenigen Tagen hatte er in unserer Korporalschaft seinen Namen, es war: „unser Kind". Denn er war der bei weitem jüngste unter uns, viele von uns waren doppelt so alt als er. Er hätte wirklich deren Kind sein können. Auch sein ganzes Aussehen hatte etwas Kindliches, etwas Mädchenhaftes. Ein feingeschnittenes Gesicht mit edelgeformter gebogener Nase, mit kleinem Mund und scharf gezeichneten Purpurlippen, eine feine, weiße Haut und selten schön rot gefärbte Wangen. Ein Antlitz wie Milch und Blut. Dazu seelenvolle lebhafte Blauaugen. Das Ganze ein wundervolles Mädchengesicht. Als Mädchen wär's gewiß eine Schönheit gewesen.

So war „unser Kind" unser Schützling.

Er wurde rot, wenn wir ihn so nannten, rot wie ein Mädchen, das sich schämt; und ein feines Lächeln umspielte seine Lippen. Denn er wollte kein Kind mehr sein. Und daß er kein Kind mehr war, das hat er auch bewiesen.

In „unserem Kind" stak Tradition. Denn der junge Kriegsfreiwillige stammte aus einer Offiziersfamilie. Diese Tradition wurde ihm zur Verpflichtung. Sie gab ihm Kraft und eisernen Willen. Das war sofort beim einfachen Kommißdienst zu beobachten. Wie die im ganzen doch schwächliche Gestalt sich zusammenriß! Wie in jeder, auch der kleinsten Übung, zum Ausdruck

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kam, daß es doch was Wichtiges um sie sei. So war der Jüngling ein strammer Soldat und unterschied sich in vielem ganz wesentlich von den meisten der anderen Kriegsfreiwilligen, bei denen entweder das Kindliche oft zum Durchbruch kam oder auch die Unzufriedenheit über den Drill; denn die meisten hatten sich das Kriegsfreiwilligsein doch anders vorgestellt. Weil aber gerade der junge Offizierssohn sich so vorteilhaft auszeichnete, so war er einer der wenigen, die auch den alten gedienten Landwehrleuten Achtung abnötigte. Es mag ihm manchmal schwer geworden sein, aber der Wille zwang den Körper.

Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich fühlte mich zu ihm hingezogen. Und auch er faßte zu mir Vertrauen. Es war so der Anfang zu einem Freundschaftsbündnis. Es hätte wohl auch eines werden können, obwohl wir zwei ganz verschiedenen Alters waren und aus ganz verschiedenen Lebens- und Gesellschaftskreisen kamen. Denn der Krieg hat manches, was vorher unmöglich schien, möglich gemacht. Aber da trat dann doch ein anderer, Stärkerer dazwischen ....

Die Gesprächsanknüpfung gab der Dienst. Der hatte für ihn, wie schon gesagt, in allen seinen Teilen das höchste Interesse. Da wollte er so Manches und Verschiedenes wissen. Dann aber kamen wir auf unsere Bildungsstätten. Da stellte sich heraus, daß er das Gymnasium meiner Vaterstadt besucht hatte. Nun hatten wir Stoff, lieben Stoff aus unserer Jugend froher Schülerzeit. Und dann sprachen wir natürlich auch vom Krieg. Davon, daß er Offizier werden wollte. — (Er wurde alsbald auch zum Fahnenjunker ernannt.) — Und davon, was ihn getrieben hatte, sich als Kriegsfreiwilliger zu melden. Das war die hohe Begeisterung für sein Vaterland, der Stolz, ein Deutscher zu sein und als solcher einstehen zu können für seines Volkes Ehre und Recht. Das war die Begeisterung des Jünglings, die auch wir einst hatten, als wir so jung waren, wie er. Dieselbe, die am liebsten gleich dreinschlägt, die sich nicht lange besinnt und Rücksichten nimmt, sondern ein Draufgängertum von goldener Rücksichtslosigkeit. In dem prächtigen Jungen fand ich ein Teil meiner selbst, ein Teil meiner eigenen Jugend wieder, und darum war ich ihm nun erst recht zugetan.

An einem Abend aber, nachdem wir uns schon einige Wochen kannten, da erschloß er mir einmal sein ganzes Innere, so daß ich bis auf den Grund seines Herzens sehen konnte. Was ich da erfuhr, das hat mich tief, tief erschüttert. Denn ich hätte nie geglaubt, daß ein so junges Menschenkind, für das das Leben doch eigentlich erst recht beginnen sollte, so vollkommen mit sich und dem Leben abgeschlossen hatte. Er sprach etwa so: „Ich werde hinausgehen und kämpfen und mir das Eiserne Kreuz verdienen. Aber ich werde nicht wieder heimkommen, ich habe so eine Ahnung, daß ich fallen werde. Mein Vater und meine Mutter werden wohl um mich trauern, aber sie werden auch stolz auf mich sein, wenn ich auf dem Felde der Ehre bleibe. Und dann haben sie ja noch einen Sohn, meinen Bruder, der wird ihnen alles ersetzen, was ich ihnen gewesen bin. So brauche ich mich nicht zu sorgen und mir keine Gedanken zu machen."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

So sprach er. Und keinen Einwand von mir ließ er gelten. Es war so, als hätte er den festen Willen zu Ruhm und — Tod. Wir haben nicht nötig, uns Vorbilder in Sparta zu suchen.

Wir haben alle mit Spannung auf unseren Zug nach Feindesland gewartet. Auf die Mitteilung, wohin es gehen würde. Nach Osten oder Westen, Rußland oder Frankreich. Sie löste sich erst, als wir durch Sachsen zum Vogtland und dann am Main nach Westen fuhren. Nun wußten wir's. Und dann am Rhein hin und durchs Moseltal. Durch Luxemburg nach — Belgien. Das hatten wir denn doch nicht so ganz vermutet. Die vier Tage Bahnfahrt im engen Abteil waren uns allen ein Erlebnis. Auch „unserem Kind". Wie klang sein Abschiedsgruß so hell und freudig hinaus aus dem Zug. Wie freute er sich der lieblichen deutschen Landschaften, die wir durchfuhren. Und wie wir und er mit uns begeistert den Rhein grüßten im schallenden Gesang aus jugendfroher Kehle. Da hat doch keiner ihm etwas angemerkt, wie es in Wirklichkeit in seinem Inneren aussah. Mit Neugier, mit Bedauern, mit unverhohlener Kampffreude sah der junge Kriegsfreiwillige die ersten Verwundeten, die uns Ältere doch schon ernster stimmten. Nach Belgien hinein trug ihn mit uns der Zug. In dem engen Abteil aber, das den größten Teil unserer Korporalschaft umfaßte, wurde uns „unser Kind" noch lieber. Seine hohe Vaterlandsbegeisterung blieb nicht ohne Eindruck auf uns. Und seine Bescheidenheit und Gefälligkeit, seine echte Kameradschaftlichkeit, die sich in seiner Gebefreudigkeit zeigte, sicherten ihm die Liebe aller. Damals haben die meisten sich innerlich gelobt — viele haben's auch ausgesprochen —, den jungen, frischen Menschen zu hüten wie ihren Augapfel. Es war, als wäre er unser guter Geist. Und sein gefaßtes Wesen ist manchem niedergeschlagenen Familienvater ein Trost gewesen. War es ein Wunder, daß alle wetteiferten, ihm in irgendeiner Weise etwas Gutes und Liebes zu tun?

Das erste Quartier in Feindesland teilte ich mit ihm in einer belgischen Stadt. Sein Gymnasialfranzösisch half uns dort über die ersten Schwierigkeiten. Er teilte mit uns alten Soldaten alle Beschwernisse und Unannehmlichkeiten des Dienstes. Auch die erste Nachtwache, die wir ihm gern abnehmen wollten. Aber sein Ehrgeiz, seine Dienstauffassung ließ das nicht zu. Er teilte auch da mit uns, wenn es seinem jugendlichen, immerhin noch schwachen Körper schwer fiel. Und auch die ersten Märsche durch Flandern waren für ihn nichts Leichtes. In herbstlicher Sonnenglut ohne Wasser — da man die Vergiftung der Brunnen fürchtete — mußten wir im Vormarsch große Strecken zurücklegen. Die Zunge klebte am Gaumen, der schwere Tornister drückte, die Füße waren müde und wund. Mancher Kamerad konnte nicht weiter; den einen trugen die Füße nicht mehr, die anderen waren dem Hitzschlag nahe. Die aber, die noch in Reihe und Glied schwitzend und triefend vorwärts wankten, sehnten sich nach Rast und Wasser. Sie ächzten, sie wünschten das Ende, sie schimpften, sie fluchten. Das waren die ersten großen Anstrengungen, die manchem gedienten Mann zu viel wurden und die man-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

chen Kriegsfreiwilligen die Begeisterung nahmen. Er aber, der an meiner Seite ging, brachte kein Wort der Klage oder des Unwillens über seine Lippen, obwohl man's ihm ansah, daß er nur mit Aufbietung aller Kräfte und unter dem Selbstzwang eines eisernen Willens mit den anderen gleichen Schritt hielt. Und dann war er einer der ersten, der, als wir vor der Stadt etwa eine Stunde gerastet und auf die Nachzügler gewartet hatten, beim Einzug in Kortryk mit in den donnernden Gesang der „Wacht am Rhein" und „Deutschland, Deutschland über alles" einstimmte.

Es war ihm gleich, ob er auf einem Saal ohne Stroh liegen mußte oder unter freiem Himmel auf einer Wiese. Er trug genau so wie jeder andere Holz zum Kochen herbei oder Wasser, wie er ebenso Kochlöcher aushob oder den Kessel reinigte. Keine Arbeit war ihm zu gut oder zu schlecht. So war er ein schlichter und treuer Kamerad.

Er war treu und hilfsbereit bis zum äußersten. Das bewies uns sein Verhalten bei dem großen Unglück, das uns betraf, als wir noch nicht einmal richtig ins Gefecht gekommen waren. Unsere ganze Kompagnie lag in einem Dorfe nahe der Front in Reserve. Wir hatten ein einziges großes Haus belegt. Und da hinein trafen unverhofft — als wir kein Verderben ahnten — drei Granaten-Volltreffer, Not und Tod verbreitend. Der größte Teil der Leute entzog sich durch eilige Flucht der Gefahr und suchte in Kellern und hinter starken Wänden, an abseits gelegenen Orten und auch weiter zurück Schutz und Rettung. Nur ganz wenige gedachten derer, die schwer getroffen, dahingesunken waren. Denn alsbald ging ein Eisenhagel von Granaten und Schrapnells über dem Dorfe nieder. Aber dessen ungeachtet brachten wenige beherzte Kameraden die Verwundeten in Sicherheit. Eine schwere und gefährliche Arbeit. Da waren Todwunde zu betten, solche, die kaum von ihrem Schmerzenslager je wieder aufstehen würden, und leichter Verwundete zu verbinden und wegzutragen. An diesem heroischen Rettungswerk unter ständiger Lebensgefahr war einer der Tätigsten „unser Kind". Das war Heldentum. Allerdings — es war zu viel für ihn gewesen. Unter dem furchtbaren Elend, das er geschaut, war er seelisch zusammengebrochen. Zudem hatte sich durch das starke Heben der schwächliche Jüngling ernstlich Schaden getan.

So mußte der liebe Junge, körperlich und seelisch arg mitgenommen, in die Heimat zurück, wie ganz anders, als er sich's wohl gedacht hatte. Als er von uns weg zur Leichtverwundetensammelstelle kam, da dachten wir noch nicht an diese Möglichkeit. Aber wenige Tage darauf brachte uns ein Bote seine letzten Grüße und seinen Dank dafür, was wir ihm alles Gutes getan hätten. Unser aller guten Wünsche begleiteten ihn. Ich aber gedachte daran, daß seine Ahnung von einem frühen Tod nun doch nicht in Erfüllung gegangen war....

Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Der Jüngling gesundete in der Heimat. Aus dem Fahnenjunker wurde ein Fähnrich und ein Offiziersstellvertreter. Und er kam wieder ins Feld. Drei Tage danach war ein Sturm, der die Engländer aus ihren Stellungen warf. Der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

junge Zugführer war der erste, der vor seinem Zuge hinausstürzte, dem Feinde entgegen. Er war auch der erste, der fiel. Nun war sein Ahnen, ja seine Hoffnung doch in Erfüllung gegangen. „Er starb als Held an der Spitze seines Zuges." Auf dem Regimentsfriedhof ist er von lieben Kameraden unter Kameraden zur Ruhe gebettet worden.

Als ich von seinem Tod erfuhr, da war mir, als sollte mir das Blut stocken.

Aufrichtig haben alle um ihn getrauert, um ihn, der beim ersten Ausrücken ins Feld an meiner Seite ging.

Mit Hochachtung und Wehmut gedenke ich deiner, der du an meiner Seite gingst. Du bist mir in deiner Schlichtheit und stolzen Begeisterung das Sinnbild deutscher Jugend. In solcher Jugend aber liegt unsere Zukunft. Solange die deutsche Jugend, die fürs Vaterland lebt, auch bereit ist, freudig in den Tod zu gehen, so lange kannst du ruhig sein, lieb Vaterland!

Walther Kluge.

Zur militärischen Vorbereitung der Jugend.

Die mit Beginn des Weltkrieges einsetzenden Bestrebungen, die deutsche Jugend für ihre spätere militärische Dienstzeit vorzubereiten, fanden bekanntlich zunächst lebhafte Unterstützung von amtlicher und privater Seite, und auch die Jugend schien anfangs mit freudiger Teilnahme und Hingebung dabei zu sein. Doch nach kurzer Zeit folgte ein überraschender Rückschlag. Die Begeisterung der Jugend nahm bald sehr stark ab, und die Jugendkompagnien schmolzen, in einigen Orten sogar sehr stark, zusammen. Ohne in eine eingehende und vorsichtige Prüfung der Bewegungsgründe für die eintretende Zurückhaltung unserer Jugend einzutreten, hat man sehr schnell ihr den Vorwurf gemacht, daß sie „wankelmütig, untreu und bequem sei und wohl auch den Ernst der Lage nicht verstehe".

Unter der Überschrift „Die falsche Schlußfolgerung" beschäftigt sich J. Feldner in einem Leitaufsatze der „Schaubühne" (Nummer 5 vom 3. Februar d. Js.) mit diesem Urteil, das als allzusehr auf einer vorgefaßten Meinung beruhend bezeichnet wird. Es nähme zu wenig Rücksicht auf die Tatsachen, die einer solchen Kritik vollständig widersprechen und sie als unrichtig zu erweisen vermögen. Da die Ausführungen des Verfassers im wesentlichen auch den Standpunkt der deutschen Lebensreform-Jugend kennzeichnen, mögen sie im Auszuge als Beitrag zur Klärung der wichtigen Frage hier wiedergegeben werden. J. Feldner weist das oben erwähnte Urteil wie folgt treffend zurück: „.... Denn wenn man das Verhalten der Jugend in den freien Jugendverbänden sieht (die doch ebenso sehr ‚körperliche Ertüchtigung' erstreben, und mit denen die militärische Jugendvorbereitung immer auf dasselbe Niveau gestellt zu werden pflegt), so ergibt sich das gerade Gegenteil. Nicht Wankelmütigkeit, nicht Oberflächlichkeit und Bequemlichkeit ist hier das sichtbare Kennzeichen, wie die besten Kenner und Beurteiler der modernen Jugendbewegung mit Genugtuung feststellen — sondern vielmehr Ausdauer und Geduld, Ernsthaftigkeit und der feste Wille, jede Unannehmlichkeit freudig zu überwinden, charakterisieren die Jugend, die ihre Entwicklung im Leben der freien

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verbände gesucht hat und noch heute sucht.... Nicht äußerlich, sondern innerlich steht die Jugend der militärischen Vorbereitung ablehnend gegenüber. Man gewann ihren Geist nicht damit, man befriedigte und erfüllte sie nicht damit. Die feinsten Fäden, die für die Gewinnung der jugendlichen Herzen jeweils maßgebend sind, konnten nicht erfaßt werden. Man packte, aber man hielt nicht fest; man enthusiasmierte, aber man vermochte nicht zu binden. Jede Begeisterung aber, die nicht aus dem Innersten kommt, ist Taumel, und auf jeden Taumel, sei es im Kriege, bei Faschingsnarrheiten oder Jugendkompagnien, folgt unerbittlich ein Rückschlag, den man als Katzenjammer bezeichnet. So erging es auch der Jugend, die sich locken ließ, solange sie unter maßgebenden Einflüssen anderer Art stand, die aber zurückflutete, als diese für sie nicht mehr entscheidend blieben, als sie sich inmitten eines Kreises und einer Einrichtung fühlte, die ihrem eigensten Wesen nicht entsprach.

Welches ist nun aber dieses ihr ganz besonderes, eigenstes Wesen?

Die moderne Pädagogik der letzten Jahrzehnte hat begonnen, es zu erkennen, zu verstehen und zu berücksichtigen. Man sah, daß jede Erziehungsart, die sich auf Machtbefugnisse stützte, das gerade Gegenteil von dem erreichen mußte, was man erstrebte. An Stelle der gewünschten Anpassung der Jugend erregte man ihre Opposition, ihre Erbitterung. Damit ist aber weder dem Bildungszweck noch der Jugend selbst gedient; im Gegenteil scheint dies eine schwere Gefährdung der Charakterentwicklung des Einzelnen mit sich zu bringen. Für die Jugend darf nur Autorität — soweit sie bewußte und freie Anerkennung aus freiem Willen heraus bedeutet — Geltung haben, nicht aber Subordination; in ihrem Leiter darf und muß sie den Führer auf gleicher Grundlage, den Erzieher, den Wesensverwandten erblicken können, nie aber den Vorgesetzten, dessen Kommandogewalt sie auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert ist. Der Jugend müssen die Entwicklungsmöglichkeiten gelassen, dürfen nicht Richtlinien gegeben werden, nach denen sie sich entwickeln muß; die Jugend muß Mime bleiben, darf nicht Marionette werden — und Erziehung durch Auswirkung, nicht Einquetschung, durch Leitung, nicht Drill bringt sie zu dem Ziele, erwachsen zu einer Persönlichkeit, nicht eine Person darzustellen ...."

Der Verfasser kommt zum Schluß seines Aufsatzes auch auf die Frage des Zwanges zu sprechen, der für die militärische Ausbildung der Jugend einzuführen empfohlen werde, da sie freiwillig, wie die Entwicklung gezeigt habe, sich nicht melde. Er macht dazu die folgenden Ausführungen: „.... Dieses ist der falsche Schluß, dessen geistige und kulturelle Konsequenzen noch nicht im entferntesten abzusehen sind: daß man glaubt, die richtige und notwendige Antwort auf die Abwendung des größten Teiles der Jugend sei der gesetzliche Zwang; daß man, wie Hoff, diesen Zwang für ‚heilsam' hält und damit den ‚Drückebergern', die zu ‚bequem' sind, an den Kragen zu können vermeint. Das wäre, als wollte man einem, der die Hand aus kochendem Wasser schnell zurückzieht, die ganze Schüssel über den Kopf gießen! Nicht Drückebergerei, nicht Bequemlich-

keit liegt vor, sondern die gesunde Reaktion jugendlicher Natürlichkeit gegen etwas, wodurch sie sich in ihrer Wesensart bedroht fühlt, und wogegen sie sich durch ihre stille Opposition des Fernbleibens wehrt."

Für die Vortrupp-Jugend, für die gesamte Jugend der deutschen Lebensreformbewegung mag hervorgehoben werden, daß diese Gesetzlichkeit nicht etwa als ein Mangel an vaterländischer Gesinnung gedeutet werden kann. Alle Eingeweihten wissen, wie sehr unsere Jugend bemüht ist, körperlich und geistig sich so zu entwickeln, daß sie zu jeder Zeit, also nicht zum letzten auch in der Stunde der Gefahr, das Vaterland gegen alle Kräfte zu schützen imstande ist, die seine Entwicklung und seinen Bestand gefährden. Und die hohen Zahlen der gegenwärtig im Felde stehenden jungen Freunde legen beredtes Zeugnis dafür ab. Unsere Jugend aber weiß auch das eine, daß zur Ertüchtigung des ganzen Volkes nicht nur die körperliche und geistige Ausbildung der männlichen Jugend gehört, sondern daß die Zukunft unseres Volkes die gleiche Anforderung an die Mädchen stellt. Danach handelt sie.

Wollen und Wirken

Bilder aus der lebensreformerischen Jugendbewegung unsrer Zeit

Das Wandervogelnest im „Haus in der Sonne".

(Aus Karl Albert Schöllenbachs Lebensbild „Wilm Heinrich Berthold" — siehe Leitaufsatz in Nr. 2 der „Vortrupp-Jugend". Der Volkserzieher Berthold hat mit seinen Freunden und Arbeitsgenossen ein Jugendheim auf dem Güldenberg erbaut, das für die Vielen, die es in Wirklichkeit kennen gelernt haben, ein Musterbeispiel dafür ist, was in genossenschaftlicher Arbeit geleistet werden kann. Darin befindet sich auch ein freundliches „Nest" für die Wandervögel, über das die nachstehende Schilderung Näheres sagt.)

... Wundere Dich nicht, schüttle nicht mit dem Kopf, es sind keine wunderlichen Narren, es sind Deine Brüder und tapfere Vorposten im Kampf für eine neue Kultur und ein glücklicheres Dasein, deren Arbeit und Leben in dem „Haus in der Sonne" jetzt in bunten Bildern an Deinem geistigen Auge vorüberziehen soll!

Also tritt ein zur Tür, lege deine Zigarre weg und wisse, daß in diesem Haus reine Luft über alles geht und kein Mann durch den Glimmstengel im Munde der unreifen Jugend Anweisung gibt, wie man unnötig Geld ausgibt und sich die Schwindsucht in die junge Brust holt!

Wir gehen am schwarzen Brett vorbei, auf dem der Ausrufer der Wandervögel lustig mit der Handschelle läutet und immer neue fröhliche Fahrten ankündet. So laß uns doch gleich einmal die Wandervögel in ihrem Nest aufsuchen!

Wir treten im oberen Stock in ein Stübchen hinein, das wahrhaftig und wirklich ein Schmuckkästchen ist. — Die getünchte Wand ist mit gefärbter Leinwand verkleidet, die mit einer lustigen Rosenkante aus Kattun geschmückt ist und durch saubere braune Holzleisten befestigt wurde. Über den derben Bauerntisch mit buntgestickter Leinendecke hängt ein aus Holz gezimmerter Kronleuchter herab, der zwölf Kerzen trägt und unter buntem Herbstlaub ein paar Glühbirnen versteckt. Von den Wänden her erzählen die kleinen selbstgemalten Bilder von fleißiger Arbeit auf fröhlicher Fahrt. Gesimse mit Büchern und Hausgerät zieren das Nestlein, und in der Ecke hinter der Tür steht behäbig ein Geschirrschrank mit Tellersims. Auf dem Ofen aber kocht ein steifes Getränk, nach Kakao duftet's, zwei Äpfel braten daneben. Auf dem Tische ruht eine Klampfe aus, und ein verlassenes Liederbuch, der göttliche Zupfgeigenhansl, wartet mit Sehnsucht auf seinen Herrn.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Im Fensterbrett aber liegen Heimbuch, Tinte und Feder am dünnen Kettlein und sagen Dir, so Du willst, gern an, wieviel junge Menschen in dem einen Vierteljahr schon das schöne Heim besuchten, das dem müden Wanderer billiges Nachtlager bietet.

Komm, sieh Dir an, wie die Jugend, die die weichen Federbetten der Fremdenhöfe verachtet, schläft. Wir steigen die schmale Bodentreppe hinan und heben die Falltür über uns. Halloh, was ist denn das? Der Boden ist ein einzig Gastlager. Hast Du sie gezählt? Zwanzig sauber gefüllte Strohsäcke und über sie hin zwanzig warm bezogene Strohmatten laden dich zur Ruhe ein. Was, zu einfach ist Dir das Lager? Ei, so sieh Dich doch besser um! Kannst Dich vorsichtig in eine der dreißig Hängematten hineintun, die einst auf irgendeinem stolzen Schiffe der deutschen Flotte dienten und nun hier ihre Altersruhe fanden.

Wirf schnell noch einen raschen Blick auf das peinlich saubere sechsfache Waschgerät und noch einen in die mit allerlei Wandergerät, mit Töpfen und Feldkesseln, Wassersack und Zeltbahnen, Kochern und Spaten gefüllte Bodenkammer. So, nun steigen wir wieder hinunter ins Nest und lenken unsern Schritt in das Zimmer gegenüber. Das ist die Kochküche der Wandervögel, wie eine alte deutsche Bauernküche ausgestattet, in der sich für wenige Pfennige aus Speiseschrank und Kasten, aus Truhe und Kiste billig Speis und Trank für hungrige Magen oder durstige Kehlen herstellen läßt. Der Geschirrschrank trägt Zinn- und Bauerngeschirr. Auf dem Küchenbrett stehen Talglicht und Glfunzel wie zur Großväterzeit. Schrank und Truhe, Tisch und Bank und Stuhl stammen aus irgendeinem Bauernhaus, und Dir wird, wenn Du ein Bauernsohn, ein Dorfkind bist, Deiner Mutter Küche mit all ihrem schlichten Gemöbel, ihrem bunten Geschirr lebendig. ...

*

Betrachtung in der Wehrloge.

Wir haben mehrfach auf die große Bedeutung der Wehrlogen des Guttemplerordens für die deutsche Jugend hingewiesen. Ihre Entwicklung ist besonders erfreulich, und während der ernsten Kriegszeit haben sie es verstanden, viele begeisterte Mädchen und Jünglinge für die großen Aufgaben zur Aufartung unseres Volkes zu gewinnen. Das Monatsblatt der Wehrloge des Guttemplerordens „Deutsche Jugend" gibt in jeder Nummer anziehende Stimmungsbilder vom Leben und Streben der Mitglieder wieder, die davon Zeugnis ablegen, mit welchem Ernste, aber auch mit welcher Freudigkeit man hier am Werke ist, an sich selbst zu arbeiten, um ein tüchtiges Glied im Dienste des Ganzen zu werden. Ein Beispiel für viele. Unter der Überschrift „Betrachtung in der Wehrloge" schreibt Bruno Karl Dohle in der letzten Nummer der „Deutschen Jugend": „Wenn man so mitten unter ihnen sitzt, ohne sich an ihrem Gespräche zu beteiligen, sondern versucht, still für sich durchzudenken: ‚Was brachte uns alle hier zusammen? Was hält uns eigentlich so stark beieinander, die jungen Burschen und Mädchen und Ältere?', wenn ich darauf Antwort suche, indem ich darüber nachdenke, wie ich die Einzelnen kenne, dann werde ich ernster.

Es ist meine Überzeugung, daß beinahe der größte Teil unserer deutschen Jugend nichts hat, was ihr heilig ist. Gibt es denn in dem wirklichen Leben, das uns jeden Tag umgibt, viele von denen, die sagen: ‚Freund, ich habe etwas, das mußt du achten, ebenso wie ich dein dir Wertvolles nicht entweihen will!'? Ich fühle es aber gewiß, daß unter uns keiner ist, der gemein genug wäre, das Heilige zu zertreten und zu beschmutzen. Zuletzt würde ihn doch die Furcht vor dem heiligen Ernst der Anderen zurückhalten. Und so sehe ich: die Meisten sind herangezogen, weil sie früher kein rechtes Ideal im Leben hatten, das sie nun aber gewonnen haben. Sie bleiben fest geeinigt, weil sie einander die Seele öffnen können, ohne sich schämen zu brauchen."

*

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

5. Jahrgang Nr. 9. Der Vortrupp 1. Mai 1916
Herausgeg. von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a.D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortl. Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 1.

Vortrupp-Jugend

Monatliche Beilage zum „Vortrupp", unter Verantwortung der „Vortrupp"-Schriftleitung, herausgegeben von

Nr. 5. Hans Paasche 1916

Inhalt. Lebensstufen von Rudolf Biederstedt. — Ein Danziger Sonntag von Carl Will. — Was uns Nietzsche erzählt von A. Ehrentreich. — Wollen und Wirken (Volksjugendwandern. — Noch etwas zur Lazaretterziehung. — Wir wehren uns. — Aufruf des Siedlungsheims zu Charlottenburg. — Die Freideutsche Jugendbewegung.)

Lebensstufen.

Vier Lebensstufen der Völker und Menschen sehe ich im Leben der Welt:

Willenlos egoistisch: an Glauben, Erkenntnis und Willen unfähig, Nächstenliebe zu üben.

Unfrei reformerisch: die Erkenntnis seiner Pflicht besitzen und doch nicht zur befreienden Tat gelangen können.

Frei reformerisch: Jeden Augenblick fähig und bereit, die erkannte Pflicht im festen Glauben an den Sieg zu erfüllen.

Schaffend reformerisch: Stets danach trachten, über die erkannte Pflicht hinaus im Glauben an die Aufwärtsentwickelung der Menschheit durch die selbstlose Tat neues Leben zu schaffen.

Auf dieser Stufenleiter schreiten die Völker empor vom einfachen selbstischen Triebleben zu dem Glauben an die Allgemeinheit und zu der Erkenntnis, dieser Gemeinschaft verpflichtet zu sein. Sie streben empor zur Tatbereitschaft im Sinne christlicher Religionsanschauung und sehnen sich nach Vollendung. Das aufwärts strebende Volk empfindet die Sünden seiner Glieder gegen den eigenen Geist als herabziehende Fessel.

Wie das ganze Volk muß auch der einzelne Mensch die ersten Stufen ersteigen, um zu der Höhe zu gelangen. Wieviele bleiben auf den ersten stehen, verharren in Selbstsucht und verflachen! Die aber weiter dem Pfad zur Höhe folgen, die schaffen allein am Volk und sorgen sich um die Gefahr des Abstieges. Sie rufen ihre Mitmenschen stets auf, höher zu schauen, einem Ziele zuzustreben, das nicht in ihnen oder gar unter ihnen liegt, sondern das im Heil, in der Gesundheit des Volkes ihnen entgegenleuchtet. Die Zahl dieser Strebenden zu mehren und sich ihre Arbeit in weitgehendem Maße zunutze zu machen, ist der Plan des werdenden Volkes.

Ohne eine große Schicht freitätiger Menschen kann ein Volk dem drohenden Niedergang nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Einhalt tun. Ein Volk, das nicht mehr die Kraft besitzt, die schwere Lastenkette aller Egoisten und Unfreien Glied für Glied zu heben, vergeht, indem es von Stufe zu Stufe hinabsinkt. Kein Geld, keine Technik hindert dieses langsame Sterben. Wohl finden sich vereinzelt noch Geister, die sich aus dem Zuge gewaltsam herausreißen und ihre Volksgenossen warnen und bitten, aber eine fruchtbare Bewegung größerer Volksmengen ist doch nicht möglich. Das Gewicht selbstsüchtigen Handelsgeistes und gieriger Sinnenlust zieht es hinab zur Vernichtung.

Wo in einem Volke ein Bestreben zum Guten von der Gesamtheit oder doch der Mehrzahl des Volkes getragen wird, da offenbart sich der aufwärtsstrebende Wille der Allgemeinheit, die die Last zu verringern sucht, um dem Lichte immer näher zu kommen. Diese Kraft ist unvergänglich in unser deutsches Volk gesetzt. Sie wird getragen und gestützt von den freien pflichttreuen Tatmenschen und den schaffenden Geistern unseres Volkes. Sie heben und ziehen die lastende Kette Glied für Glied empor auf die Lebensstufe frei reformerischen Tatlebens.

Durch die Gestaltung des Kriegslebens in Geist und Tat und vor allem durch die Aufnahme der deutschen Kriegerheimstättenbewegung hat unser Volk den ersten Schritt aufwärts getan. Willig und freudig wird es auch weiter seinen Führern auf der beschrittenen Bahn zur höheren Lebensstufe folgen.

Rudolf Biederstedt.

Ein Danziger Sonntag.

Der Krieg hat mich nach dem Osten verschlagen, aus der großen Elbhandelsstadt nach einem kleinen Städtchen, dessen Namen ich nicht nennen will. Es ist nicht das einzige seiner Art. In den letzten Jahrzehnten durch den Anschluß an das Bahnnetz Deutschlands zu lebhafterer Entwicklung gebracht, konnte es bei dem Fehlen jeglicher Überlieferung und dem dieser Zeit anhaftenden Mangel an künstlerischer Gestaltungskraft nichts anderes werden als ein regelloses Durcheinander von Bauten, zu deren seelenlosen Nüchternheit die an das Weichbild grenzenden hohen, ernsten, feierlichen Kiefernwälder und die ruhigen, schweigenden Seen in einem wohltuenden Gegensatz stehen. Das Städtchen ist zu groß, um den süßen Frieden des Dorfes zu geben, zu klein, um ein lebhaftes geistiges Leben zeigen zu können. So ist der Fremde zumeist auf sich selbst angewiesen.

Wer vom Tage mehr verlangt als Essen und Schlafen, der wird die freien Stunden, die ihm der Dienst bei der Fahne läßt, zu nützen wissen, selbst unter ungünstigen Verhältnissen; aber von Zeit zu Zeit treibt es ihn, die Enge seines Kreises — und sei es nur für einige Stunden — hinter sich zu lassen, um Neues, um Schönes, um Großes zu sehen.

Mich lockte Danzig. Vorbei an der ehrwürdigen Ordensfeste Marienburg bringt uns der Zug in wenigen Stunden in die alte Hansastadt. Wer den Bahnhof verläßt, wird als Kind einer Millionenstadt, das längere Zeit dem Großstadtleben fern bleiben mußte, seltsam heimelich berührt von dem Geklingel der elektrischen Bahnen, dem Gerassel der Droschken und dem lebhaft flutenden Menschenstrom.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir lassen uns von ihm treiben und gelangen in die alten Stadtteile, wo die mannigfachsten Zeugen beredt von der Entwicklung dieser Siedelung sprechen. Auf dem Wege dorthin gibt es manches Schöne zu sehen. Wir bleiben vor einem Gebäude stehen, dessen Schmuck in die Renaissance zurückweist; weiterhin fällt uns eine Tür auf. Breit und schwer, aber in der massigen Wirkung gemildert durch das reiche Linienspiel des Rokoko; der blanke Messingdrücker mit dem feingeschnittenen Schlüssellochblech und der handfeste Klopfer, der dem Herzen der Tür aufgesetzt ist, erregen unsere besondere Freude. Manche Einzelschönheit an Türumrahmung, Giebelführung, Giebelschmuck, an Schmiede- und Schlosserarbeit möchte man festhalten, aber Danzigs Wahrzeichen, die Marienkirche, lockt zu sehr. Eine schwache Biegung der Straße — plötzlich stehen wir vor dem gewaltigen Bauwerk. Staunend, bewundernd tastet das Auge das Gotteshaus ab. Nirgendwo finden wir einen Platz, von dem wir einen Gesamteindruck gewinnen können. St. Marien steht dicht umdrängt von Bürgerhäusern, und gerade die enge Nachbarschaft steigert den Eindruck des Allgewaltigen und läßt den an sich großen Bau noch überragender erscheinen. Wir treten ein in die Oberpfarrkirche. Was das Äußere zeigt, spiegelt auch das Innere wider, dieselbe erhabene Größe, denselben Ernst, dieselbe Kraft. Schwere Tage sind über die Kirche dahingegangen und haben manchen Schatz genommen, aber viel des Bedeutenden ist geblieben, Kapellen aus den verschiedensten Zeitaltern, ein Taufbecken von edler Arbeit, Leuchter, Altäre; aber vor allem fesselt uns Hans Memblings Bild „Das jüngste Gericht", das „Danziger Bild", Kapergut aus dem Mittelalter, von Napoleon dem Louvre zugeführt, zurückgeholt und jetzt eine Zierde der Kirche und der Stolz der Stadt.

Aus dem Halbdunkel in das helle Licht des Tages zurücktretend, wenden wir uns die Gasse hinunter, schlüpfen durch ein altes Tor, das die Straße abschließt und stehen jetzt auf der „Langen Brücke", die die Mottlau begleitet. Ein eigenartiger Weg, an der Stadtseite eine ununterbrochene Reihe spitzgiebeliger Häuser, ohne Straßendurchbrüche, die Mitte beherrscht von einem mächtigen Kran aus vergangenen Tagen, zu unseren Füßen die schmutzig gelbe Mottlau, drüben Speicher- und Lagerhäuser. Durch ein anderes Tor zurücktretend wandern wir eine der schönsten und für das alte Danzig bezeichnendsten Gassen hinauf. Den Häusern vorgelagert sind sonderbare, geräumige Vorbauten, die berühmten Beischläge, ein einzigartiges Baumittel dieser architekturfreudigen Stadt. Manch reizvolle Lösung ist gefunden, die Steinbrüstungen mit den Motiven aus den Testamenten oder der griechischen Götterwelt, die schmiedeeisernen Geländer, die kleinen Treppenpfeiler und die wuchtigen Granitkugeln als Treppenschmuck zeigen Gedankenreichtum und Geschmack der Baumeister. Manch störenden Eingriff hat sich die Neuzeit herausgenommen, aber das Gesamtbild zeigt immer noch eine der reizvollsten Lösungen der Straßenbaukunst. Des Schauens werden wir nicht müde, und des Sehenswerten ist auch weiterhin kein Ende. Es würde zu weit führen, auf alles einzugehen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

ein flüchtiges Vorüberziehenlassen muß genügen. Da ist der Lange Markt, der ehrwürdigste Platz der ganzen Stadt, ein Muster einer Platzanlage, ein langes feingefühltes, geschlossenes Rechteck, ein Neptunsbrunnen als gediegener und wertvoller Schmuck des Platzes, das Rathaus mit einem formenreichen Barockturm, ein altes Zeughaus, eine Mühle mit Kornspeicher, noch aus der Zeit der Ordensritter stammend, alte Mauer- und Tortürme, und da ist schließlich, eine Perle unter den Schätzen, das Uphagenhaus, das Haus eines Patriziers aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, das mit seinen mannigfachen wohlerhaltenen Zimmereinrichtungen eindringlicher, als es dicke Bände vermögen, den Geist, die Laune, die Lebensart und den Geschmack dieser Zeit und dieser Klasse kundtun.

Zu kurz sind die Stunden eines Vormittags, um auch nur das Wesentlichste eingehend aufnehmen zu können, doch wir setzen unseren Rundgang nicht fort, denn ein Großes außerhalb der Stadt zieht uns an. Nach einer kleinen Mittagspause, die wir uns in der „Soldatenrast" des Vereins abstinenter Frauen gönnen, der unter feinem Verständnis für die Aufgaben des Tages und mit sehr viel Geschick ein behagliches Heim geschaffen hat, geht's in kurzer Fahrt (zur Linken grüßt Kloster Oliva!) nach Zoppot.

Das Meer! Das Meer! Herbst war's das erste Mal, als ich hier stand. Verlassen der Strand, verlassen die Höhe. Schön ist's, im weißen Sand dahinzuschlendern am Saum des unablässig auf- und abspielenden Wassers und heimkehrend auf der Höhe entlang durch bunten, gemischten Bestand, mit dem Blick auf die graue, weite See. Sonntägliche Stille und Feierlichkeit!

Der Tag ist zu Ende. Wir fahren heim. Bereichert und beglückt haben wir zugenommen an Spannkraft und Lebensfreude, lange noch zehren wir von dem Gewinn dieser Stunden und leben im Vorgefühl neuen Glücks bei dem Gedanken, daß weitere Abstecher in die alte Ostseestadt uns ihren Reichtum tiefer offenbaren werden.

Carl Will.

Was uns Nietzsche erzählt.

Die Persönlichkeit Friedrich Nietzsches ist in manchen Kreisen fast zur Legende geworden. Schrankenloses Ausleben der eigensüchtigen Triebe des Menschen, das soll der Kern seiner dunklen Lehre sein. Härteste Selbstzucht, Selbstüberwindung! Das forderte Zarathustra, aber die Schwerhörigen verstanden: härteste Selbstsucht. Aber nun wollen wir ihnen einmal etwas verraten, das für Manchen überraschend sein wird: Nietzsche war Abstinent!

Blättern wir einmal in jenem Buche, in dem Nietzsche Rechenschaft über sich selbst ablegt, im Ecce homo. Gleich im Anfang jenes spaßigen Teiles „Warum ich so klug bin" begegnen wir einer seitenlangen Satire auf die Ernährungslehre der „guten alten" Zeit. „Aber die deutsche Küche überhaupt — was hat sie nicht alles auf dem Gewissen! Die Suppe vor der Mahlzeit (noch in Venetianischen Kochbüchern des 16. Jahrhunderts alla tedesca genannt); die ausgekochten Fleische, die fett und mehlig gemachten Gemüse; die Entartung der Mehlspeise zum Briefbeschwerer!" Wir sehen: Lukangas Geist in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts! Aber auch die Alkohol-„Sitte" wird gehörig gegeißelt. Nietzsche spricht von „viehischen Nachguß-Bedürfnissen". Und er schließt mit der Mahnung: „Ich weiß nicht ernsthaft genug die unbedingte

Enthaltung von Alcoholicis allen geistigeren Naturen anzuraten. Wasser tut's ... Ich ziehe Orte vor, wo man überall Gelegenheit hat, aus fließenden Brunnen zu schöpfen; ein kleines Glas läuft mir nach wie ein Hund. In vino veritas: es scheint, daß ich auch hier wieder über den Begriff „Wahrheit" mit aller Welt uneins bin: — bei mir schwebt der Geist über dem Wasser ...".

Möchten daran auch besonders die denken, die immerfort das Wort „Übermensch" auf der Zunge haben.

A. Ehrentreich.

Wollen und Wirken

Bilder aus der lebensreformerischen Jugendbewegung unsrer Zeit

Volksjugendwandern.

Das Bekenntnis zur Nationalität und zur Menschwerdung der Masse sind für uns nur zwei Seiten ein und derselben Sache. Naumann.

Bei einem Gange durch die Gassen der Arbeiterviertel erschüttert jeden Sozialgesinnten das furchtbar elende und lichtlose Dasein ihrer Bewohner, besonders ihrer Jugend. Wer näher zusieht, muß wahrnehmen, wie sehr auch das innere Licht fehlt: wie düsterer Haß gegen die glücklicher Gestellten schon die Jugend dieser Kreise erfüllt und ihr Leben mehr und mehr der ethischen Werte zu entbehren beginnt.

Jener Haß wird erst dann unberechtigt, jener Mangel an wirklichen Lebenswerten erst dann behoben, wenn der andere, glücklichere Volksteil seinerseits jeden Standesdünkel, jede selbstsüchtige Beschränkung auf die eigene Klasse aufgibt und die Pflicht zu opferbereiter Hilfe anerkennt und erfüllt.

Viele soziale Organisationen sind nun schon an der Arbeit, durch Schaffung besserer Lebensbedingungen das Los der Arbeiterkreise zu erleichtern und sie somit seelisch zu heben. Träger dieser Organisationen sind meist Männer und Frauen gereiften Alters. Wir fordern nun auch die sozialgesinnte erwachsene Jugend zu einer volkserzieherischen Arbeit auf, zu der sie ganz besonders geeignet ist: Zur Pflege des Volksjugendwanderns.

Welchen großen erzieherischen, körperlich und seelisch gesundenden Einfluß das Wandern in freundschaftlich vereinten Gruppen auf die Jugend hat, ist festgestellt; daß gerade der Jugend der Mietskasernen und Großstadtgassen das Wandern besonders nottut, liegt auf der Hand.

Aus sich selbst heraus kann diese Jugend das Wandern — das gute Wandern sich nicht schaffen und pflegen. Sie bedarf, wenn sie wirklich innerlich gefördert werden will, der Führer aus der Mitte derer, die, selbst ideal gesinnt, imstande sind, den Einfluß der reinen, freien Natur bewußt durch Erziehung zu verwerten. Da auf der Wanderung aber nie durch Belehrung erzogen werden darf, dürfen die Erzogenen sich der an ihnen geleisteten Arbeit gar nicht bewußt werden. Das geschieht am besten, wenn der Führer auf „Autorität" verzichtet und in den Gefährten aufzugehen sucht. Für diese beiden Forderungen — bewußt zu erziehen und doch gleich unter Gleichen zu sein — wird am besten die erwachsene Jugend, soweit sie sozial denkt, geeignet sein. Sie, die auch am ehesten über die nötige Zeit verfügt, ist also in erster Linie zur Pflege des Volksjugendwanderns berufen. Schon mehrfach sind Versuche gemacht worden, der Volksjugend das Wandern zu geben. Aber nie ist die Durchführung im Großen — über ganz Deutschland — gelungen. Zwar hat in Magdeburg und Umgegend früher ein Wanderbund von etwa 2000 Volks- und Bürgerschülern unter Führung von Jugendlichen der bemittelten Stände bestanden, doch er, wie die meisten anderen Volksjugendgruppen, ist aus Führermangel eingegangen.

Das wesentliche Ergebnis dieser ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

scheiterten Versuche ist die Erfahrung, daß einerseits vor allem für Führer gesorgt werden muß, daß es jedoch andererseits einer gründlichen Selbstprüfung bedarf, ehe man an die in vieler Hinsicht entsagungsreiche Arbeit herangeht. Wer sich für ungeeignet hält, suche sein Arbeitsfeld an anderer Stelle, wohin ihn seine Fähigkeiten weisen. An alle aber, die sich berufen fühlen und soziales Pflichtbewußtsein haben, richten wir uns: Helft der Volksjugend — auch der zwischen 14 und 18 Jahren —, daß sie das Wandern lerne! Wir wenden uns an alle, die Verantwortung für ihr Volk fühlen, gleichgültig, ob sie organisiert oder nicht organisiert sind. Nichts soll gefordert werden an bestimmten Anschauungen über Leben und Welt, nur die Liebe zum Nächsten und Hilfsbereitschaft für ihn. So ist auch die notwendige organisatorische Form, die wir wollen, kein Bund, sondern eine Arbeitsgemeinschaft, deren Angehörige den verschiedensten Bünden angehören können, die sich nur in dem einen zusammenzufinden brauchen: Aus sozialem Pflichtgefühl der Volksjugend das Wandern zu bringen. Aber dieses Eine wird ein festes Band sein, eine Bundesgenossenschaft aus gemeinsamer Arbeit. Wir bitten nun alle, die an dieser Aufgabe schon jetzt arbeiten, oder sich ihr zu widmen entschlossen sind, uns mitzuteilen, ob sie sich an der erstrebten Arbeitsgemeinschaft beteiligen wollen. Es ist klar, daß unsere Bestrebungen nur dann wirklich Erfolg haben können, wenn sie im größten Maßstabe verwirklicht werden. Wir brauchen alle nur irgend erreichbaren Kräfte. Alle Parteisüchtelei muß hier zurücktreten. Für die schon bestehenden Gruppen wird die geplante Arbeitsgemeinschaft vor allem den Nutzen haben, daß sie bessere Werbemöglichkeiten und besseren Erfahrungsaustausch ermöglicht. Wir haben den Plan, als Einleitung der Arbeit ein grundlegendes Heft über Volksjugendfahrten herauszugeben. Mit ihm wollen wir das einigende Band zwischen allen Führern solcher Wandergruppen zu knüpfen beginnen.

Julie Pohlmann, Gerhard Weißer.

(Im Auftrage von sieben Wandergruppen des Regierungsbezirkes Magdeburg, deren Mitglieder sämtlich oder teilweise der Volksjugend angehören.

Alle Zuschriften gehen an Julie Pohlmann, Oberlehrerin, Helmstedt, Schützenwall 34.)

*

Noch etwas zur Lazaretterziehung.

In Nr. 6 der Vortrupp-Jugend 1915 ist in einem Aufsatz „Lazaretterziehung" vieles Richtige und Beachtenswerte gesagt, aber in einem wesentlichen Punkt scheint mir eine Ergänzung als Anregung nicht unangebracht.

Jeder, der sich einmal im Lazarett mit der Zusammenstellung einer Lazarettbücherei befaßt hat, weiß, wie schwer es ist, trotz der Fülle guten Lesestoffes das der Bildung und dem Geschmack unserer Soldaten Angemessene herauszufinden. Hat man dann erreicht, daß das Gebotene gelesen wird, so kann man mit Sicherheit die eigentlich ganz begreifliche Beobachtung machen, daß es dem Soldaten nicht genügt, den ganzen Tag mit guten Büchern versorgt zu sein. Wie sollte auch er, der sonst vielleicht nur Zeitung und Kalender gekannt hat, sich plötzlich daran gewöhnen, täglich stundenlang mit Gewinn zu lesen. Dann bemüht man sich, für die übrige Zeit Abwechslung zu schaffen, vielleicht durch Spiele oder dies und jenes; aber alles ist eben nur Aushilfe, und man wird erleben, daß die Meisten wieder zu den Spielkarten oder einer mehr oder weniger gepfefferten Lektüre greifen, und was dergleichen mehr ist, um für ihre derberen Nerven derbere Reize zu finden, und hier ist man nun meist nicht mehr imstande, ein Gegengewicht zu finden.

Einen Weg zeigt uns hier die Überlegung, daß viele unserer Soldaten für körperliche Tätigkeit mehr übrig haben als für geistige. Es ist merkwürdig, daß man aus dieser Tatsache noch nicht die entsprechende Folgerung gezogen hat und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daran gegangen ist, in den Lazaretten unter Anleitung eines kunstgewerblich Gebildeten Anregung und Gelegenheit zu verschiedenen Kleinarbeiten zu geben. Da und dort haben Verwundete selbst damit angefangen; das Ergebnis solcher meist von größter Geschmacksunsicherheit mißleiteter Bemühungen waren häufig sogenannte Kriegsandenken (z. B. Ausbläser aus geköpften und dann bronzierten Weinflaschen und ähnliches Zeug, und das wird bedauerlicherweise vom Publikum auch noch unterstützt durch Abkaufen). Es ist deshalb ein Haupterfordernis, daß eine Persönlichkeit von Geschmack und Geschick die Sache in die Hand nimmt, denn die Sachen sollen künstlerischen Wert besitzen und auf den Geschmack des Herstellers rückwirken, und finden wird sich dafür jemand ebenso leicht, wie für literarische Angelegenheiten. Es ist wohl nicht zuviel behauptet, daß ein solcher Gegenstand unter den gegebenen Umständen ebensoviel zum „Kulturfortschritt" beitragen kann, wie ein gutes Buch.

Ich würde es nicht wagen, eine solche Behauptung aufzustellen, wenn ich nicht auf Grund von Erfahrungen sprechen könnte, die ich in meinem Heimatlazarett gemacht habe. Angeregt durch den Eifer, den Verwundete bei der Verfertigung mehr oder minder hübscher kunstgewerblicher Gegenstände (darunter auch Stickereien und Knüpfarbeiten) an den Tag legten, ging ich mit einigen Kameraden daran, für arme Kinder zu Weihnachten Spielsachen herzustellen. Das waren nun ausgesägte Tiere, Bettchen, Wiegen, Wägelchen, geschnitzte Sachen, alles gemalt. Für hübsche Bemalung sorgte man bei uns im Hause; doch hat der Eine und der Andere dies auch nachgemacht. Viele ließen sich das Schnitzen zeigen, verlegten sich auch auf die neuen Arbeiten, so daß in kurzem eine kleine Industrie entstand, deren Ergebnis durch eine Schaustellung der Öffentlichkeit vor Augen geführt wurde und vollste Anerkennung fand. — Dies als Beispiel, wie sich die Sache entwickeln kann.

Man wird endlich dem Vorschlag kaum den Vorwurf machen können, das Geistige und Ethische bei dieser Art Erziehung käme zu kurz. Ich habe zur Genüge beobachten können, wie lähmend unfreiwillige Muße auf jeden wirkt; das gute Buch ist auf die Dauer nicht das Gegenmittel, Musik ist leider selten zu hören. Da ist es nun eine wahre Erlösung, wenn man durch solche Tätigkeit einen Ausweg findet. Wenn man nun weiß, wie es in unseren Tagen einerseits mit dem Geschmack der Meisten aussieht, wie der Mensch aber andererseits von den Dingen der äußeren Umgebung seelisch abhängig ist, wird man dem Einfluß, der auf solche Weise auf den Geschmack ausgeübt wird, einen gewissen Wert nicht absprechen.

L. Hussong, Kriegsfreiwilliger.

*

Wir wehren uns.

Lebenssucher. Roman von Lily Braun. Über die Dichtung als solche soll hier nicht gesprochen werden. Aber in dem Buch ist durch zehn Seiten (117—127) von den Wandervögeln und ihrem Wesen die Rede, und das so, daß es nicht unwidersprochen bleiben darf. Als Nebenhandlung wird hier eine Fahrt beider Geschlechter zum Johannisfeuer erzählt und die Vorgänge am Feuer selbst beschrieben. Am besten ist's, ich lasse die Verfasserin selbst reden:

„Für die Freiheit der Persönlichkeit, für gemeinsame Erziehung der Geschlechter, für freie Schule, für Bodenreform und Abstinenz waren die Fünfzehn- und Sechzehnjährigen gegeneinander eifernd angetreten."

„Dann aber wurde der Sturm zum Orkan. Gegen die Lehrer, gegen die Eltern, gegen die Juden und Sozialdemokraten, gegen Schule und Religion tobten sie und überschrien einander ..."

Am Johannisfeuer: „Und jetzt schleppt ein jeder noch die letzten schwarzen Scheite heran. ‚Die Schulmeister!' — ‚Die Philister!' — ‚Die Protzen!' — ‚Die Vaterlandslosen!' — ‚Die Ausbeuter!' — ‚Die Dirnen!' ... Sie brennen!"

„Dann sprang einer hervor, den ganzen Arm voll raschelnder Zweige. Er

schleuderte sie, weit ausholend, in die Flammen. ‚Die Intellektuellen!' schrie er."

So steht geschrieben im neuesten Roman von Lily Braun! In einer Auflage von zwanzigtausend Stück ist er erschienen.

Vor einigen Jährlein hat man uns zu Bremen in einem „wunderschönen Lustspiel" auf die Bühne gebracht, dann versuchten ehrgeizige Reformer, uns in ihren Karren zu spannen, und jetzt, wo das alles glücklich überwunden ist, erscheint der Roman von Lily Braun. Derartige Zerrbilder können wir uns nicht entschieden genug verbitten. Was wir sind, sagt unser Name: Wandervogel. Wer uns nicht kennt, soll seine Finger davon lassen, über uns zu schreiben.

Die Feuerrede, die L. Braun sprechen läßt, ist gut. Sie mag oft ähnlich in den Abend geklungen sein.

Um uns als lebensfrische, arbeitsfrohe, gerade Jugend darzustellen, dazu bedurfte es der oben wiedergegebenen Ausführungen nicht, selbst wenn es die Absicht L. Brauns war, Gegensätze scharf herauszumeißeln.

Kurz gesagt: Wir haben hier eine Schriftstellerin vor uns, die irgendwie und irgendwo einmal einen flüchtigen Einblick in unseren Betrieb getan hat. Flüchtig, denn wir alle werden für die meisten der angeführten Ziele und Probleme heute nur ein Lächeln haben. Aber sie sind nur allzu geeignet, den Fernstehenden ein falsches Bild zu zeichnen und viel, viel Vorurteil zu schaffen. Und darum:

Wir verbitten es uns, daß jemand, der uns nicht wirklich kennt, über uns urteilt und sein daher falsches Urteil unter die „dankbaren lieben Leser" bringt.

H. Heeren.

(Aus dem Märzheft 1916 des „Wandervogel. Monatsschrift für deutsches Jugendwandern.")

*

Aufruf des Siedlungsheims zu Charlottenburg.

Das Siedlungsheim Charlottenburg, das im Frühling 1914 von Studenten inmitten eines Charlottenburger Arbeiterviertels als Insel sozialer Wirksamkeit und als Brennpunkt persönlich-nachbarlicher Lebensbeziehungen zwischen Menschen verschiedener sozialer Herkunft gegründet wurde, versendet seinen Jahresbericht. Diese erste, von der Jugend selbst geschaffene Stätte sozialer Gemeinschaft bedarf dringend auch der finanziellen Hilfe, wenn sie in bescheidenem Umfange den Krieg hindurch lebendig erhalten werden soll. Und als eine Keimzelle sozialen Jugendlebens, einzig nach Art und Bestimmung, muß diese soziale Siedlung der Jugend erhalten bleiben, die draußen für eine bessere geistige und materielle Zukunft unseres Volkes kämpft und nur dann recht kämpfen kann, wenn sie weiß, daß ihr Werk, in das sie ihre ganze Kraft, ihr heißestes Bemühen gesetzt hat, daheim fortbesteht.

Erich Mohr.

(Anmeldungen zum Beitritt in den Verein „Siedlungsheim Charlottenburg E. V." [Jahresbeitrag 6.00 M.] oder einmalige Spenden bitten wir, an die Geschäftsstelle des Vereins, Sophie Charlottenstr. 80, zu richten, durch die auch gern Auskunft sowie der Jahresbericht übermittelt wird.)

*

Die Freideutsche Jugendbewegung

hat auch in Österreich Fuß gefaßt. In Wien 10 wirkt seit einem Jahre eine „Freideutsche Wandervogelgemeinde" in aller Stille im Sinne der Lebensreformbewegung. Die Herausgabe eines trefflichen Fahrtenblattes, Lichtpostkarten nach selbstentdeckten altdeutschen Kunstwerken und Landschaften aus der Heimat legen davon Zeugnis ab.

*

Wer soll Lehrling sein?
Jedermann.
Wer soll Geselle sein?
Der was kann.
Wer soll Meister sein?
Der was ersann.

Wandspruch in der Werkstatt des Altonaer Museums.

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

5. Jahrgang Nr. 11. **Der Vortrupp** 1. Juni 1916
Herausgeg. von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a.D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortl. Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 1.

Vortrupp-Jugend

Monatliche Beilage zum „Vortrupp", unter Verantwortung der „Vortrupp"-Schriftleitung, herausgegeben von

Nr. 6. Hans Paasche 1916

Inhalt. Gegen die Jugend-Schundliteratur. — Menschen von Aug. Ohlenschläger. — Kampfbereitschaft nach dem Kriege von Rudolf Biederstedt. — Brauchen wir eine Reichsjugendwehr? — Die Kriegsbrosche von Kurt Marquard. — An die Leser der Vortrupp-Jugend.

Gegen die Jugend-Schundliteratur.

Mit dieser Überschrift bezeichnen wir wohl am treffendsten den Kern des Buches, das jüngst Hans Paasche herausgegeben hat. Wir meinen das schon in Nr. 3 angekündigte Buch „Fremdenlegionär Kirsch. Eine abenteuerliche Fahrt von Kamerun in den deutschen Schützengraben in den Kriegsjahren 1914/15"*).

Es handelt sich hier nicht um eine erdachte oder poetisch ausgeschmückte Geschichte, es ist vielmehr die treue Wiedergabe wirklicher Erlebnisse eines jungen Deutschen. Der Herausgeber sagt in dem Vorworte:

„Dies Buch enthält die Kriegserlebnisse eines jungen Mannes, der deutscher Art und Bildung Ehre gemacht hat.

Der Jugend, die die Welt erobern will, kann kein besseres Beispiel gegeben werden als die Gestalt unseres Helden. Sprachkenntnisse, Kenntnis der Natur und Erdkunde; offenes Auge, körperliche und geistige Gewandtheit, eine einfache, von Genußgiften unabhängige Lebensweise und ein Wagemut seltener Art, das sind die Kräfte, die Kirsch befähigten, sein Vaterland in dieser schweren Zeit zu erreichen.

Sein Glück in all den Wechselfällen der Irrfahrt ist wunderbar. Nachdenkliche Leser werden neben der Selbstverleugnung, mit der Kirsch sich, um einen Weg zur Heimat zu finden, den Gefahren der Schlacht aussetzte, noch etwas Großes erkennen, das sich in die Erlebnisse hineinmischt: Menschlichkeit und Kameradschaft im Kreise derer, die Feinde seines Volkes waren.

Die Urkunden und Bilder, die dem Buche beigegeben wurden, gehören zu dem wenigen, was Kirsch bei seiner Flucht in den deutschen Schützengraben bei sich führte.

Es wird unserm Helden nicht schaden, wenn er berühmt wird; er gehört zu den Menschen, die unabhängig von dem, was hinter ihnen liegt, den Weg gehen, den ihnen das sittliche Streben zeigt." —

Dies kurze Geleitwort des Herausgebers läßt deutlich die Eigenart des Buches erkennen; und es verspricht nicht zu viel. Wir meinen, wenn irgend Schilderungen kühner Taten, ferner Länder, abenteuerlicher Erlebnisse den Leser zu fesseln ver-

*) Verlag von August Scherl G. m. b. H. Preis geh. 1 M., gebunden 2 M.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mögen, dann ist es der schlichte Bericht des Fremdenlegionärs Kirsch. Seine Erzählungen bilden ein treffliches Gegengewicht gegen jene üblen Jugend-Schundbücher, die in gemeiner Weise auf die Phantasie der Jugend und ihre Empfänglichkeit für spannende Geschichten und Schilderungen von fernen Ländern und seltsamen Dingen spekulieren.

Zum Verständnis des Abschnittes, den wir im Folgenden wiedergeben, sei vorausbemerkt, daß Kirsch bei Beginn des Krieges zusammen mit einigen Landsleuten an der Goldküste in englische Gefangenschaft geriet und dann den Entschluß faßte, durch den afrikanischen Busch auf deutsches Gebiet zu entfliehen.

Nun mag er selbst erzählen:

Es gab zwei Wege zur Flucht: an der Küste entlang nach Osten oder Westen oder ins Innere. An der Küste wäre man wahrscheinlich sofort aufgebracht worden, denn die Küste war gut von der Eingeborenenpolizei bewacht. Nach dem Innern aber schien mir eine Möglichkeit zu sein, weil kein Mensch darauf gefaßt war, daß ein Weißer ohne Hilfsmittel in den Busch und in afrikanische Steppen hineinlaufen könnte. Ich aber gewöhnte mich gerade an diese Gedanken, erinnerte mich an meine Wandertage im Hinterlande von Kamerun, nahm mir Thoreaus Bedürfnislosigkeit zum Vorbild und dachte daran, daß Livingstone und viele andere Missionare jahrelang ohne Gepäck durch Afrika gezogen sind. Ich mußte eben wie ein Eingeborener leben, mußte bedürfnislos sein. Das schreckte mich nicht; denn ich war von keiner Gewohnheit abhängig. Schon daß ich Nichtraucher bin, machte mich freier. Alkoholische Getränke waren mir längst verdächtig, und ich hatte in Kamerun beobachtet, daß völlige Enthaltung von Bier, Wein und Whisky zu ungeahnten Anstrengungen befähigt. Was aber das Essen angeht, da hatte ich schon in Deutschland gelernt, daß für den Wanderer nichts erfrischender ist als gute Früchte, Körner und Knollen. Was brauchte ich Kaffee, wenn Bananen am Wege standen, Zucker, wenn mir ein Stengel Zuckerrohr oder wilder Honig geboten wurde! Mixed Pickles, Kaviar, Wurst, Schinken, Sardinen, Neunaugen und all die anderen toten Dinge, die dem Europäer in die Wildnis folgen, mußte ich entbehren und wollte dafür Reis, Negerkorn und Mais, Bataten und Bananen essen, Mangofrüchte und Ananas lutschen, Apfelsinen und Kokosnüsse genießen. Ich mußte jetzt beinahe lachen, wenn ich an den Reichtum von Früchten dachte, den dies Land bot, und an die Umstände, die der Europäer mit seiner Ernährung macht!

Erst wollte ich sehen, ob ich nicht in Togo noch Deutsche träfe, die dem Feinde noch standhielten. Nach Togo konnte es nicht weit sein; denn von Accra konnte man der Küste entlang nach Kidda, von da nach Lome, das waren nur 100 Kilometer. Diese Entfernung mußte man auch im Innern in einigen Tagen zurücklegen können, selbst wenn der Weg Sümpfe und Gebirge umging. Ein „Unmöglich", wie es meine Landsleute mir entgegenhielten, konnte es für mich nicht geben, obwohl sich bei einem Ausblick aus der Festung dem Auge nur ödes Steppenland bot.

Die einzige Sorge war, einen Ausweg zu finden, wenn in Togo keine unbesiegten Deutschen mehr wären! Das wollte ich mir überlegen, wenn es so weit war, und der erste Schritt schien mir der wichtigste zu sein.

Der deutsche Ingenieur sagte immer wieder: „Im Norden müssen wir uns noch halten."

Also dachte ich, sollte mein Weg erst nach Nordosten gehen, um den Engländern zu entgehen, und dann nach Osten, zu den Deutschen. Die Wildnis reizte mich mehr, als sie mich schreckte.

Der Kapitän war der einzige Mann, dem ich mich anvertraute. Ich sagte ihm: „Mich sieht der Kommissioner nicht mehr lange." Der alte Herr warnte mich, so wie die andern es taten; aber das schien er nicht ganz aus Überzeugung zu tun, denn er hörte mich stets so nach-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

denklich und aufmerksam an, und als ich eines Abends mit ihm allein war, sagte er mir mit einer Wärme, die mir noch lange wohl tat: „Kirsch, Sie sind ein wackrer Kerl, ich kann Sie nicht nur warnen und muß Ihnen mal Mut zusprechen. Es ist doch fein, daß Sie an solchem Plan festhalten, und wenn's Ihnen gelingen sollte, alle Ehre, und ich möchte Sie später mal wiedersehen. Ich bin ein alter Mann, aber ich war früher ebenso wie Sie." Ich fühlte, daß seine Wünsche mich fortan begleiteten.

Eines Tages kam ein Zwischenfall. Der schwarze Koch wurde einem unserer Landsleute frech, und der warf ihn hinaus. Der Kontrolleur aber hatte die Stirn, meinen Landsmann zur Strafe dafür zu verurteilen und ihn acht Tage mit Schwarzen zusammen einzusperren. Wir waren außer uns vor Wut.

Auch ich kam bald mit diesem unverschämten Engländer zusammen. Ich hatte eine Bitte, die er mir in häßlicher Weise ablehnte, wobei er sagte: „Go to hell" . . . (Fahre zur Hölle). In meinem Ärger entfuhr mir die Äußerung: „Sie sind ja ein feiner Kerl."

Am nächsten Morgen kamen zwei Aschantisoldaten mit aufgepflanztem Bajonett und brachten mir ein Schreiben, in dem mit höhnischer Höflichkeit geschrieben stand:

„With the Commissioners of Police compliments will you kindly call here this morning at nine o'clock. (9 a. m.)
D. Hamilton Venow
A. C. P."

(Eine Empfehlung vom Polizeivorstand! — Habt die Güte, hier heute früh um neun Uhr vorzusprechen — —)

Das war die Rache des Beamten.

Ich mußte mich also aufmachen.

Meine Sachen wurden mitgenommen. Ich brauchte aber nicht zu gehen, denn als mich die Neger bis zum Tor gebracht hatten, kam ein Offizier mit einem Auto und rief „Come here". (Kommt hierher.) Ich mußte neben dem Lenker Platz nehmen und wurde entführt.

Ich wußte nicht, was mit mir geschehen sollte, und meine Kameraden wußten es auch nicht. Zum Glück hatte ich allen noch die Hand gegeben, weil ich eine Ahnung hatte, daß ich sie nicht wiedersehen sollte, und sie halten mich seitdem für verschollen.

Ich saß vorn auf dem Auto, das mich bis zu dem Usher-Fort brachte. Hier wurde ich einem höheren Beamten vorgeführt, der mich in einem unverständlichen Englisch anfuhr, so daß ich nur heraushörte, daß jetzt „war time"(Kriegszeit) sei und Kriegsgericht herrsche. Dann wurde ich zwei schwarzen Soldaten übergeben und wußte nicht, wohin mich die bringen würden. Wie einen Verbrecher nahmen sie mich in die Mitte, und ich mußte zu Fuß durch die Straßen von Accra gehen, wo sich der Neger-Pöbel so benahm, wie Pöbel das überall tut.

Der Weg war weit, und die Sonne brannte heiß, als ich zwischen den beiden Soldaten auf dem Wege entlangschritt, der der Meeresküste nach Osten folgte. Der Staub pulverte, verkrüppelte Bäume standen zu beiden Seiten der Landstraße und streckten, vom Seewind gepeitscht, ihre Äste nach Land zu. Unterhalb brandete der Ozean. Sehnsüchtig sah ich nach einem Dampfer hinaus, der weit draußen auf dem Meere fuhr.

In der Ferne sah ich das Fort Christiansborg, ein altes Schloß, das auf einem Felsenvorsprung liegt. Dorthin sollte ich also gebracht werden. Ich fühlte mich in meinem Recht und war im Innern sehr ruhig.

Ich schritt durch das große Tor an alten Bronzegeschützen vorbei, die noch aus der Portugiesenzeit stammen mochten. Da saßen schwarze Soldaten. Es ging in den Hof hinab und durch eine Umfassungsmauer in einen anderen Hof, der von einem hohen Pfahlzaun umgeben war. In einem Gefängnis mit vergitterten Fenstern wurde ich eingesperrt.

In dem engen Raum, der mich umgab, fand ich eine neue Beschäftigung: Ich sah Spinnen, die in großen Spinngeweben Fliegen fingen, und beobachtete viele kleine, metallisch glänzende Eidechsen, die an der Wand kletterten. Ich fing eine und ließ sie ruhig auf der Hand

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

liegen, band sie mit einem Bindfaden schonend fest und betrachtete sie als meinen Pflegling, für den ich sorgen mußte, indem ich Fliegen fing.

Ich bekam hier kein Bett und mußte auf dem Fußboden auf Stroh schlafen. Alle Entbehrungen aber trug ich gern; denn seltsam: Es war ein erhebendes Gefühl für mich, gegen die Engländer heftig aufgetreten zu sein. So lernte ich, daß Strafe keine Strafe zu sein braucht, und daß Unrecht leiden den Menschen innerlich heben kann.

Nur über die schwarzen Soldaten mußte ich mich ärgern. Wenn sie das Essen brachten, benahmen sie sich gegen den „prisoner of war" (Kriegsgefangenen) so verächtlich wie nur irgend möglich.

Am zweiten Tage kam der höhere Beamte wieder und fragte mich in seiner unverständlichen Sprache: „Ist Ihnen die Lust nun vergangen?" Ich antwortete: „Macht mit mir, was ihr wollt, ich bin in eurer Gewalt." Es schien mir aber, als ob dieser Mann mir nicht viel Schlechtes zutraute. Vielleicht fühlte er, daß der andere im Zorn gehandelt hatte, als er mich anklagte, vielleicht kannte er den Kontrolleur selbst und wußte, wes Geistes Kind der war.

Am Nachmittag kam ein Weißer, der sehr freundlich war und mir den Hof zeigte, in dem ich spazieren gehen durfte.

Ich besah mir nun die Zelle von außen und sah, daß außen an der Tür ein schwerer Riegel angebracht war, der nachts vorgeschoben wurde.

Gleich in der kommenden Nacht versuchte ich, ob ich diesen Riegel von innen zur Seite schieben könne, führte mein Messer in den Türspalt und bemerkte zu meiner Freude, daß der Riegel folgte, wenn ich die Messerspitze fest gegen das Metall setzte und von der Türkante einen Hebeldruck gab.

Am folgenden Tage benutzte ich die Zeit, in der ich unbewacht außerhalb der Zelle war, den Riegel gut gangbar zu machen, so daß ich ihn von innen leicht hin und her schieben konnte.

Der Hof war mit Gras bewachsen; an dem Pfahlzaun standen einige Sträucher. Dort fand ich große, grüne Raupen. Als ich mich mit denen beschäftigte, trat ein eingeborener Soldat an mich heran und wunderte sich, daß ich mich mit solch „häßlichen" Tieren abgab. Die Raupen hatten einen Sporn und breite Haftfüße. Ich wollte sehen, ob sich in der Zeit meiner Gefangenschaft Schmetterlinge daraus entwickelten und bettete die Tiere in einer Blechbüchse auf Blätter, wie ich das oft als Schuljunge getan hatte. Der Neger wollte mir nicht glauben, daß aus diesen Tieren später solch schöne Schmetterlinge werden würden, wie sie in großer Zahl hier umherflogen.

An einer Stelle des Hofes war das Gras auffallend grün. Dort staute sich das abfließende Wasser, und eine Rinne ging unter der äußeren Mauer durch. Hier beobachtete ich eine Salamanderart und war auch eines Tages damit beschäftigt, als ein Weißer auf mich zukam und fragte: „Sind Sie auch ein Deutscher, auch hier in diesem engen Loch eingesperrt?" Er sah sehr klapprig aus, hatte dunkle Ringe um die Augen und trug einen struppigen, ungepflegten Stoppelbart. Die Begegnung überraschte mich, ich sagte aber gelassen: „Ich habe das Vergnügen, hier eingesperrt zu sein." Der kranke Mann war ein Schiffsheizer und hieß Bracht. Er war bei Kriegsausbruch zufällig im Krankenhaus und wurde als Kriegsgefangener festgehalten. Er litt offenbar an alkoholischen Anfällen und hatte in Erregung um sich gehauen; deshalb war er hier eingesperrt worden.

Als ich ihm beiläufig sagte, ich hätte schon an Flucht gedacht, sagte er: „Fliehen? Das ist von hier aus ein Klax, das ist leicht zu machen."

Menschen.

Wie viele verurteilen ein junges Menschenkind ob seiner Fehler und unglücklichen Taten und nennen es kurzweg einen „schlechten Menschen". Und doch, wieso? Ist er überhaupt ein Mensch? O, wie seid ihr alle blind. Diesen jungen Menschen, den alle verurteilen, der will erst ein Mensch werden! Urteilt ihr

vielleicht über einen blühenden Apfelbaum, ehe er Frucht trägt, ob sie gut oder schlecht ist? — Nein! — Nun also. Laßt den jungen Menschen erst sich entwickeln; er ist im Reifen, wir können noch gar nicht urteilen, wir müssen warten, denn er will erst ein Mensch werden, dann urteilet erst, ihr Menschen, ob er nun gut oder schlecht ist. Ihr könnt nur das Eine tun, den heranreifenden Menschen leiten und führen, und nicht wegen seiner Fehler verurteilen, denn das ist ein Verbrechen an der jungen Menschenblüte. Wir sind alle diese Pfade gewandelt, bis wir erst Menschen geworden sind und — auch nicht ohne Fehler.

In der Bibel heißt es schon: „Doch ist einer unter euch ohne Fehler, der werfe den ersten Stein auf diesen Menschen."

Aug. Ohlenschläger.

Kampfbereitschaft nach dem Kriege.

„Alle guten Kräfte in unserm Volk sind jetzt so stark angespannt, daß sie nach dem Kriege einige Zeit der Ruhe bedürfen. Dann wird das Schlechte emporwuchern ohne Gegner zu finden." So vernahm ich es von einem älteren Pastoren, der mit seinem Amtsgenossen in der Bahn mit Wärme und Liebe über die Zukunft unseres Volkes sprach. Der Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, verriet die schwere Angst vor einem gewaltigen Rückschlag auf geistigem und sittlichem Gebiet in den ersten Friedensjahren. Auch von vielen anderen Seiten hört man diese bittere Klage offen oder versteckt aussprechen. Eine Gefahr ist hier sicherlich vorhanden. Je eher wir sie erkennen und zur bewußten tätigen Abwehr schreiten, um so sicherer werden wir ihr begegnen.

Dem aufwuchernden Übel müssen wir Tausende frischer Truppen entgegenzuwerfen haben. Diese Armee von geschmeidigen, kampfbereiten Geisteskräften schon während des Krieges zu schaffen und durch rechte Lebensführung vorzubereiten, ist der Weg, auf dem das Unheil abgewandt werden kann. Werden alle diese Tausende von Streitern die Kraft haben, die Müdigkeit abzustreifen und dem neu erwachenden Leben des Volkes die Bahn tatfrohen Wirkens für die Allgemeinheit zu weisen?

Es ist wohl wert, dieser Frage Aufmerksamkeit zu schenken. In erster Linie ist es aller Reformer heilige Pflicht, sich dem Vaterlande für diesen Kampf im Frieden zur Verfügung zu stellen. Sorgt nur, daß ihr Waffen mitbringt: ein starkes, frisches Herz und einen unbezwingbaren Willen, das Gute zu fördern und die Erfahrungen und Erlebnisse des großen Krieges im tätigen Leben festzuhalten. Dazu bedarf es aber einer steten Pflege des Herzens und einer Stählung des Willens, daß sie nicht zerbrechen unter dem Schicksal des Leides. Widerstandsbereit und tatfroh sollen sie aus dieser Schmerzensflut als künftige Hoffnungssaat erstehen, um dem Gedanken reinen christlichen Tatlebens zur Führung zu verhelfen.

Wie die eigene persönliche Bereitschaft zu erringen ist, das ist die Hauptfrage. Die Kämpfer, die dem Schlechten entgegentreten wollen, müssen selber an Leib und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seele gesund sein und ein offenes Herz für die Leiden und Nöte der Mitmenschen besitzen. Das Gesundwerden und das Gesundbleiben des Körpers wie der Seele erringen wir durch eifrigen Verkehr mit der Natur und durch die unbedingte Fernhaltung von allen erschlaffenden und krankmachenden Kulturgiften.

Die Erfüllung dieser Aufgabe fällt in erster Linie denen zu, die nicht in unmittelbarem Kriegsdienst stehen; vor allen Dingen der Jugend. Sie hat noch am ehesten Zeit genug, sich ausgiebig in frischer reiner Luft zu tummeln und ihren Körper zu stählen.

Und alle, die im Kriegsdienst stehen? Werden sie bei der Schaffung eines Heeres, das das Schlechte und Ungesunde bekämpfen soll, beiseite stehen? Bei aller Tätigkeit wird sich hier und da auch ein stiller Augenblick finden, wo der Geist bei der Natur oder einem guten Buche zu Gast ist und daraus neue Kraft schöpft. Vor allem müssen solche Augenblicke bewußt ausgenutzt werden zur Erholung, ja sie sollten möglichst vermehrt werden, damit der Geist frisch bleibt zum Kampf nach dem Siege.

Werden die vielen Tausenden, die wir zum späteren Kampfe brauchen, sich aus eigenem Antriebe in dieser Weise vorbereiten? Die Erfahrung spricht dagegen: Es müssen stets Mahner und Wecker da sein, die nicht nachlassen, auf die Gefahr hinzuweisen und zur Gesunderhaltung der Geisteskraft aufzurufen. Gesunde Gedanken durch Wort und Tat in unserm Volk verbreiten und dadurch ein immer wachsendes Heer zu schaffen, das ist der zweite Teil unserer Arbeit, um das Unheil abzuwenden.

Es ist Pflicht jedes Menschen, der die drohende Gefahr erkannt hat, ihr durch eigene Vorbereitung und vermehrte Ausbreitung guter gesunder Gedanken entgegenzuwirken. Wenn mit der Festigung der schönen Gedanken, die der Krieg überall weckte, erst nach dem Kriege begonnen wird, dann ist es zu spät. Schon jetzt muß den Kriegern des kommenden Kampfes das tätige Leben im Sinne der Gesundung unseres Volkes zur Selbstverständlichkeit werden. Gelingt es, alle diese Kräfte in den bestehenden Organisationen zu einem geschlossenen Heerhaufen zu einen, dann mag die Schlechtigkeit und die ekle Ichsucht kommen, sie wird einen kampfbereiten, sieggewohnten Gegner finden.

Rudolf Biederstedt.

Brauchen wir eine Reichsjugendwehr? Auf diese Frage sucht unser Mitarbeiter stud. phil. Erich Mohr (Berlin) in Nummer 2 der „Neuen Hochschule", freistudentischen Halbmonatsschrift, eine Antwort zu geben. Er wendet sich gegen den Gesetzentwurf, den der Reichstagsabgeordnete Dr. Müller-Meiningen in seiner Schrift „Wir brauchen eine Reichsjugendwehr" zur öffentlichen Erörterung gestellt hat, und bemerkt u. a. darüber:

Einem aufmerksamen Beobachter kann es bei der Beurteilung der gesamten Wehrkraftbewegung, die in diesem und ähnlichen Gesetzentwürfen ihren bisherigen Gipfelpunkt erreicht, nicht entgehen, daß man bei dem Gedanken der Wehrkrafterziehung immer einseitig körperliche Eigenschaften und von den sittlichen wiederum einseitig die beim Soldaten

hervortretenden betont hat. Es kann aber nur eine solche elementare Erziehung Anspruch auf allgemeine Geltung erheben, die den Menschen zu einem allseitig entwickelten sittlichen Charakter und so zu einem vollwertigen Glied der menschlichen Kulturgemeinschaft machen will, daher auch lediglich nach diesem Ziel die geeignetsten Mittel wählt. Eine solche Erziehung bedeutet also die Formung der menschlichen Persönlichkeit vor aller Mitwirkung an und in den menschlichen Gemeinschaftsformen (Staat, Volk, Familie usw.) und ihre Erfüllung mit intensivstem Lebensgehalt. Hiervon aber ist die Wehrkraftpädagogik weit entfernt, da sie jenen absoluten Zweck der Erziehung von vornherein auf einen einseitig bestimmten konkreten Zweck (das Militär) hin umbiegt, ja diesen womöglich zum höchsten Erziehungsziel machen will. In Wahrheit kann und soll die Wehrkraft nichts anderes als ein natürliches Ergebnis einer rechten Erziehung sein: der richtig erzogene Mensch ist auch wehrkräftig. Sowie die Wehrkraft aber in den Zielpunkt der Erziehung eintritt, muß dies notwendig zu einer Vernachlässigung anderer ebenso wichtiger Seiten persönlicher Entwicklung führen.

Wenn man bedenkt, daß eine solche Wehrkrafterziehung in den bedeutsamsten Jahren der Entwicklung des jugendlichen Geistes einsetzen soll, daß sie ferner bei einem großen Teil dieser Jugend — den Schulentlassenen, soweit sie nicht in Jugendverbänden organisiert sind — die einzige wirksame Erziehungsmacht darstellen würde, so wird daran die Gefahr eines solchen einseitig gerichteten Erziehungseinflusses noch deutlicher.

Sicherlich ist in dem bis jetzt üblichen Schulbetrieb viel zu wenig die Gesundheit der Jugend ins Auge gefaßt worden. Es ist daher dringend notwendig, der Körperkultur breitern Raum und freudigere Anerkennung im Schulleben zu schaffen. Die Freude am schönen und behenden Körper muß der ganzen deutschen Jugend als eine ihr natürliche Lebensempfindung innewohnen — was mit militärischen Übungen freilich nichts zu tun hat. Aber schon hier ist erkennbar, daß solche Forderungen nicht erhoben werden dürfen, ohne daß zugleich eine Veränderung der Lebensverhältnisse, zumal der Wohnungsverhältnisse des Stadtvolkes, erstrebt wird. Die Wehrkraftpädagogen übertreiben durchaus den Einfluß, den die Schule und die ihr beigeordneten Erziehungsmächte auf die Kräftigung der Jugend haben, und entziehen sich dabei viel dringlicheren, weil bedeutsamen sozialen Forderungen: wie etwa — um bei der Jugend zu bleiben — die Beschäftigung Jugendlicher in anstrengenden Betrieben wirksam eingeschränkt, in gesundheitschädlichen Betrieben untersagt, wie die Arbeits-(plus Unterrichts-)Dauer für Jugendliche auf täglich 10 Stunden grundsätzlich beschränkt werden kann.

Aufgabe der Jugenderziehung aber wird es bleiben müssen, jeden Einzelnen an Gemüt und Charakter zu einem ganzen Menschen zu bilden. Sie wird der Wehrkraftpädagogik gegenüber die jetzt so beliebten Gedanken aus Fichtes patriotischen Reden geltend zu machen haben: „Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüts ist es, welche Siege erkämpft." Diese Kraft gilt es zu stärken. Hier liegt ein unübersehbares Feld zu persönlicher Hingabe in sozialer Arbeit. Denn gerade die schulentlassene Jugend über 16 Jahren wäre empfänglich genug, sich in die Schöpfungen unserer Geistesheroen einführen zu lassen, wie auch in heiterer Freude des Spiels und des Wanderns Körper und Seele zu erfrischen und zu stählen. Hier bedarf es allenthalben der jugendlichen Helfer und Leiter!

Daß es nicht auf irgend welche militärische Formen in der Jugenderziehung ankommt, bezeugen auch die Urteile führender Männer der freien Jugendbewegung. So haben der Schriftleiter des „Wandervogels" Walter Fischer, wie der Bundesleiter des größten Wandervogelbundes, Oberrealschuldirektor Dr. Neuendorff, beide Reserveoffiziere im Felde, übereinstimmend geäußert,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß durch die dem Wandervogel (wie gewiß auch anderen diesem verwandten Verbänden) eigentümliche einfache, z. B. alkoholfreie, Lebensweise und das an Wind und Wetter gewöhnte Wandern eine bessere Heeresvorbereitung geleistet wird als durch die Ausbildung in den Jugendwehren; denn im heutigen Krieg kommt es in erster Linie auf Marschfähigkeit und Abhärtung an, die am allerbesten durch die mehrtägigen und regelmäßigen Fußwanderungen angeeignet würden.

Fassen wir also zusammen: Die Gesundung und körperliche Durchbildung des Volkes kann durch den Jugendwehrzwang nicht erreicht werden; die sozialpolitischen Maßnahmen hierzu stehen auf einem anderen Blatt.

Die Wehrkraft kann als Erziehungsziel keine Geltung beanspruchen, und die Einführung der Zwangsjugendwehr bedeutete noch dazu eine unstatthafte Vergewaltigung der zu erziehenden Jugend.

Die Kriegsbrosche.

Da haben wir sie — die „letzte Neuheit" im Schaufenster des Juweliers. Zwischen patriotischen „Schlagern" jeder Art, den sattsam bekannten Geschmacklosigkeiten in Nachbildungen von Eisernen Kreuzen jeder Größe und Farbe findet man sie; den Hintergrund bietet eine weiße Pappkarte, fein säuberlich bedruckt und mit querlaufenden Streifen in schwarz-weiß-roten Farben an den beiden oberen Ecken — das ist schon die würdevollste „Aufmachung". Aber nun kommt's: In ein Stück Blech ist ein eisernes Fünfpfennigstück eingelassen. „Was ist dabei?" Früher schon trug man gern Goldstücke fremder Länder oder seltene, nur einmal geprägte Taler und anderes Geld unseres eigenen Landes als Schmuck. Aber alles zu seiner Zeit! Heute leben wir ja in der „eisernen Zeit". Also Eisen ist mal „modern" geworden, infolgedessen tragen wir es überall, wo es sich „macht", vor allem als Brosche, auf sie wird man zuerst aufmerksam. — Nein, das wäre ja nicht das Schlimmste, aber: das als Einfassung dienende Blechstückchen ist dargestellt als — ein Notenband, und unter den zierlich eingedruckten Tonzeichen steht in lateinischer Druckschrift der Anfang des schönen Liedes aus Deutschlands erster Befreiungszeit: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ ...." — Neben mir stand ein älteres Ehepaar. „Wollen wir Minna zu ihrem Geburtstage nicht diese hübsche Kriegsbrosche schenken?" hörte ich. Der Gemahl schien nicht ganz damit zufrieden zu sein. — Zu der Einsicht also ist man anscheinend bereits gekommen, daß „man selbst" solchen Schund nicht tragen möchte, wahrscheinlich weil man sich innerlich doch nicht ganz mit derartiger Ausschlachtung unserer großen Zeit einverstanden glaubt. Aber Dienstmädchen oder das „niedere Volk", dessen Geschmack soll noch weiter in der bisher üblichen unverantwortlichen Weise verbildet werden! „Wenn's nur Geld bringt". Auch unsere „große eiserne Zeit" muß es sich gefallen lassen, daß Krämerseelen mit ihr zu Markte ziehen, und wir müssen sehen, daß es noch Leute genug gibt, bei denen man sich fragen muß: Ist es denn wert, daß um sie unsere Brüder draußen ihr Leben lassen? **Kurt Marquard.**

An die Leser der Vortrupp-Jugend!

Aus Rücksicht auf die gebotene Sparsamkeit mit Druckpapier sehen wir uns veranlaßt, den „Vortrupp" einstweilen ohne unsere Beilage „Die Vortrupp-Jugend" herauszugeben. Es versteht sich von selbst, daß damit eine Änderung in der Behandlung der Angelegenheiten, die die Jugend betreffen, nicht eintritt, daß wir vielmehr auch künftig den Fragen der Jugendbewegung das gleiche Interesse wie bisher entgegenbringen. Wir werden diese Fragen von jetzt an wieder im Hauptblatte behandeln. Vortrupp.

Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

5. Jahrgang Nr. 2 — Der Vortrupp — 16. Januar 1916

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 1 — 1916

Inhalt. Rückschau auf die Arbeit des Deutschen Vortrupp-Bundes während der Kriegszeit 1914/15. — Aus der Vortrupp-Arbeit.

Rückschau auf die Arbeit des Deutschen Vortrupp-Bundes während der Kriegszeit 1914/15.

Die ernste Kriegszeit macht es unmöglich, gegenwärtig schon an die Abhaltung des zweiten deutschen Vortrupptages zu denken.

Deshalb gibt der Geschäftsführer auf mehrfach geäußerten Wunsch an dieser Stelle einen gedrängten Bericht über die während der Kriegszeit 1914/15 vom Deutschen Vortruppbunde geleisteten Arbeit.

Von den Beziehern des „Vortrupp", die sich im Deutschen Vortruppbunde zwanglos zusammengeschlossen haben, um besonders kraftvoll für die Verbreitung der durch unsere Halbmonatsschrift gegebenen Anregungen und Gedanken einzutreten, stehen jetzt rund zweitausend im Heeresdienste für unser Vaterland. Ihre Mitarbeit an den Aufgaben unseres Bundes ist zurzeit fast ganz ausgeschaltet. Daher sind auch die meisten Vortruppgruppen gezwungen, mehr oder weniger die planmäßige Arbeit einzustellen. In einer Reihe Ortsgruppen fehlen sämtliche männlichen Mitglieder, und die Zurückgebliebenen halten es für besser, Einzelarbeit zu treiben, so gut es jeder vermag. Eine starke Lähmung haben die zahlreichen Verluste an treuen, begeisterten Mitstreitern herbeigeführt. In jeder Nummer der „Mitteilungen" mußten wir Nachricht davon geben, und doch konnten nur die wenigsten Namen unsrer tapferen gefallenen Helden mitgeteilt werden. Die Geschäftsführung hat oft erst nach längerer Zeit ihre Namen erfahren. Wir wissen alle, nicht besser können wir ihr Andenken ehren, als wenn wir in ihrem Sinne doppelt zu wirken suchen. Aber es bedarf keiner Begründung, daß bei vielen unter uns die Zeit erst die Wunden vernarben lassen kann, die uns der lange Krieg geschlagen hat. Nicht von heute auf morgen konnte auch die Ablösung für so manchen treuen, von uns gerufenen Posten erlangt werden. Und wenn in einigen Orten anscheinend die Vortruppbewegung stillsteht, so darf darin nicht etwa ein Zeichen von Mutlosigkeit gesehen werden. Zahlreiche Zuschriften zeigen immer wieder, daß nach dem Kriege überall eine unermüdliche Tätigkeit entfaltet werden wird, um nun auch jenes starke neue Vaterland zu erhalten, für das so viele Tausende tapferer Deutsche mutig ihr Leben eingesetzt haben. Es ist nicht gut möglich, auch nur in kleinen Auszügen von der zukunftsfrohen Hoffnung in den zahlreichen Briefen an den Geschäftsführer etwas mitzuteilen. Aber die Tatsache wird unser Aus- und Durchhalten uns leichter machen, daß viele treue Freunde zu uns stehen und auf den „Vortrupp" und seinen Einfluß bauen für die Tage, die vor uns liegen.

Daß eine Anzahl Vortruppgruppen trotz der Einberufung so vieler Mitglieder, trotz herber Verluste und schwerer Hemmnisse auch die ganze Kriegszeit hindurch den Zusammenhang zwischen den Mitgliedern mit Erfolg aufrecht zu erhalten bemüht gewesen ist, zeigen die ständig veröffentlichten Berichte. Fünf neue Vortruppgruppen: Apolda, Gießen, Harburg, Oldenburg und Bad Sachsa konnten während der ernsten Kriegszeit begründet werden und eine größere Zahl Vortruppgruppen versuchen gegenwärtig, sich soweit wieder auszugestal-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ten, daß ein planmäßiges Zusammenarbeiten mit den Mitgliedern möglich wird.

Die Tätigkeit des Deutschen Vortruppbundes, die der Ausbreitung unsrer Zeitschrift und ihrer Gedanken zu dienen hat, kommt in erster Linie in der Arbeit der Geschäftsstelle zum Ausdruck. Auch während der bisherigen siebzehn Kriegsmonate war sie eine umfangreiche. Sie erstreckte sich auf die Auskunfterteilung, auf den Verkehr mit den im Felde stehenden Vortruppfreunden, auf die Versorgung der Lazarette und Truppenteile mit Vortruppliteratur, auf die Verwaltung der zu diesem Zwecke gemachten Vortruppspende, auf die Ausführung verschiedener Werbemaßnahmen, auf die Unterstützung der im Sinne der Vortruppbestrebungen liegenden behördlichen Maßnahmen, auf die Werbung für manche durch die Kriegszeit geforderte soziale Einrichtungen, wie Kriegerheimstätten, Siedelungswesen, Verpflegungsämter usw., auf die Erledigung beschlossener Bittschriften an den Reichstag, auf die Vermittlungen von Vorträgen zur Förderung der Vortruppbestrebungen usw.

Sehr umfangreich wurde die Geschäftsstelle des Deutschen Vortruppbundes durch Auskunfterteilung beansprucht. Sie stand fast immer im engsten Zusammenhange mit den Aufsätzen des „Vortrupp" und beweist, wie groß die persönliche Anteilnahme vieler Leser an den von unserer Zeitschrift gegebenen Anregungen ist. Bei der starken Inanspruchnahme des Geschäftsführers ist es zurzeit leider noch nicht möglich, eine genaue statistische Übersicht über die gegebenen oder vermittelten Auskünfte zu bieten. Sie soll im nächstjährigen Berichte versucht werden. Der erteilten Auskünfte sind aber weit über zweihundert, und sie zeigen, daß durch die Geschäftsstelle des Deutschen Vortruppbundes einem vorhandenen Bedürfnisse entgegengekommen ist und daß ein Mangel einer allgemeinen Auskunftsstelle für deutsche Lebensreformbestrebungen besteht, dem nach dem Kriege notwendig von irgend einer Seite abgeholfen werden muß. Eine große Zahl von Anfragen bezieht sich auf die im „Vortrupp" gegebenen Anregungen. So waren sehr groß die Zuschriften über praktische Vorschläge, wie z. B. das Backen eines guten Vollkornbrotes — zwei Ortsgruppen ließen eigens bei bestimmten Bäckern „Vortruppbrot" herstellen —, oder über Siedlungsschulen, die beste Versendung von Dörrobst ins Feld usw. Daneben gingen die zahlreich erbetenen Literaturnachweise. Ihr Verlangen lieferte wiederum den Beweis, daß es an einem übersichtlichen guten Handbüchlein für die verschiedenen Seiten der Lebensreformliteratur noch ganz fehlt und daß es vor allem dem Buchhändler oft sehr schwer ist, Bestellungen mancher Kunden auszuführen, da viele gute lebensreformerische Schriften bisher nur rein „vereinsmäßig" vertrieben worden sind, ihren Weg in den deutschen Buchhandel aber noch nicht gefunden hatten. Mehrfach ist die Geschäftsstelle deshalb auch von Buchhändlern um Auskunft gebeten worden. Forts. folgt.

Aus der Vortrupp-Arbeit

Vortrupp Breslau. Zur Ausgestaltung des Vortrupp Breslau bittet der Unterzeichnete um Mitteilung der Anschriften aller Vortruppfreunde in Breslau und Umgebung. Bis auf weiteres treffen sich die hiesigen Vortruppfreunde wie in der Anzeige auf S. VIII des „Vortrupp" angegeben. Gäste sind jederzeit willkommen!

Eberhard Giese, Brigittental 39 II.

*

Vortrupp Cöln. Über die großzügige Tätigkeit des Frauenausschusses der Vortruppgruppe in Cöln, eine Heimarbeitsvermittlung auf sozialer Grundlage zu schaffen, haben wir bereits mehrfach Mitteilungen gebracht. Diese Wirksamkeit hat so erfreuliche wirtschaftliche Erfolge erzielt, daß der Frauenausschuß in der Lage war, auch über die eigentliche Kriegsarbeit hinaus sozial zu wirken. Eine besondere Freude war es dem Frauenausschusse der Vortruppgruppe, dem Vortrupp-Verlage Alfred Janssen zur Förderung unsrer Halbmonatsschrift 500 Mark geschenkweise zu übersenden.

*

Vortrupp Dresden. Damit die Vortruppfreunde nicht denken, die Ortsgruppe Dresden sei ein Opfer des Krieges geworden, folge hier ein kurzer Bericht. Natürlich macht sich auch bei uns der Krieg fühlbar, und er zeigte seine Wirkungen vor allem darin, daß die Versammlungen nicht mehr so gut als früher besucht worden sind, daß das weibliche Geschlecht überwiegt und daß die Tätigkeit stiller gewor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den ist. Nach dem letzten Lichtbildervortrag, der, für weitere Kreise bestimmt, über die „Deutsche Mode" handelte und großen Erfolg hatte, äußerte sich das Leben während des Sommers nur in den Wanderungen. Selbstverständlich hatten wir auch einen Vortrag über die Kriegerheimstätten-Bewegung, der zum Anschluß an den Hauptausschuß führte. Wir werden versuchen, für diese zurzeit wichtigste Sache noch mehr zu wirken. Im Spätherbst setzte die Arbeit wieder kräftiger ein. Alle, die je Interesse am „Vortrupp" gezeigt hatten, wurden wieder eingeladen und zwar durch Kartenvordrucke, die oben und unten als Leiste Zweck und Verfassung der Ortsgruppe in je einem Satz aufgedruckt zeigten. Wir versammeln uns jetzt jeden 1. und 3. Freitag im Monat (1/2 9 Uhr im kleinen Saal der „Weißen Schleife" Johann-Georgen-Allee 16, Dresden-A.) zu einem Vortrage, zur Besprechung desselben und zu geschäftlichen Erörterungen. Am Freitag vor Weihnachten schoben wir einen geselligen Unterhaltungsabend ein.

Als Neuerung haben wir mit gutem Erfolg Märchennachmittage im Sinne des Dürer-Bundes, für Kinder und solche, die Kinder liebhaben, eingeführt. Trotz des niedrigen Eintrittspreises von 10 Pf. erfuhr unsere Kasse durch sie eine angenehme Bereicherung.

Auch an uns ist dieses Jahr nicht vorübergegangen, ohne uns einen schweren Verlust erleiden zu lassen. Wir verloren unser treues Mitglied Herrn Dr. Karl Adrian durch plötzlichen Tod. Seine Anteilnahme für alle wichtigen Lebensfragen, sein tiefinneres Empfinden, seine sprudelnde und drängende Rede hat uns so manchen Abend wertvoll, seine Persönlichkeit für uns unvergeßlich gemacht.

*

Vortrupp Hamburg. Wie wir in den „Mitteilungen" vom 16. Juni vorigen Jahres anzeigten, hatte am 18. Februar unser Bannerträger der Vortruppgedanken in Brasilien, Carlos Koth-Firgau, auf dem Felde der Ehre in Rußland den Heldentod für das Vaterland erlitten. Am 10. Dezember versammelten sich im Krematorium zu Hamburg die Familienangehörigen, zahlreiche Freunde und Kameraden um den blumenüberdeckten Sarg. Die Trauerandacht wurde mit einem Harmoniumspiel und Gesang des Kirchenliedes „Harre meine Seele" eingeleitet. Hierauf hielt Hauptpastor Rode die Trost- und Gedächtnisrede, der er den Spruch zugrunde legte: „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet; denn, nachdem er bewährt, wird er die Krone des Lebens empfangen." Der Geistliche hob hervor, daß der Heimgegangene, obwohl er von Geburt Brasilianer, als Angehöriger einer bekannten Hamburger Familie, sich so sehr als Deutscher fühlte, daß er bei Kriegsausbruch Brasilien verließ und unter größten Schwierigkeiten und Mühsalen Deutschland erreichte, wo er sich in der Reichshauptstadt stellte. Das höchste Glück seines Lebens empfand er, als er in das deutsche Heer eingereiht wurde und hinauszog gegen Deutschlands Feind im Osten. Am 18. Februar raffte ihn eine feindliche Kugel dahin. In Brasilien war unser 24jähriger Freund ein wackerer Kämpfer für das Deutschtum unsrer Zeit und besonders für die Ausbreitung der Vortruppgedanken und die Aufgaben des Bundes deutscher Wanderer. Sein Wunsch war, in Deutschland bestattet zu werden, und so unternahm die Mutter des Entschlafenen, begleitet von einer treuen Freundin, die Reise nach Rußland, um die entseelte Hülle hierher zu geleiten. Nach der Rede, die mit herzerhebenden Trostesworten an die Mutter und Schwester des Verewigten schloß, erklang auf dem Harmonium das Lied: „So nimm denn meine Hände", ergreifend vorgetragen von Frl. P. Helm. Dann hob ein Trauermarsch von der Bahrenfelder Artilleriekapelle an, worauf drei Salven abgegeben wurden. Den Schluß der herzbewegenden Feier bildete ein machtvolles Trostesword des Geistlichen.

*

Vortrupp Kiel. Vor Dünaburg fiel am 6. November unser Freund Bertramsen durch Granatvolltreffer. Nun ruht auch er in Rußlands Erde. Wir werden seiner treu gedenken! Die Zahl der Zurückkehrenden wird immer kleiner. Laßt uns so viel fester uns zusammenstellen und ehrlicher arbeiten um die Gesundung unseres Volkes.

*

Vortrupp Oldenburg. Die hiesige Ortsgruppe des Deutschen Vortrupp-Bundes wurde unter Leitung von Herrn Hauptlehrer Behrends, Oberhammelwalden (Oldbg.) am 6. Dezember mit 33 Mitgliedern begründet. Eine größere Zahl von Mitgliedern haben ihren Beitritt zum neuen Jahre in Aussicht gestellt. Die Vortruppgruppe wird, bis die in Varel und Jever vorgesehenen Vortruppgruppen ausgestaltet werden, als Landesgruppe arbeiten. Als vorläufiger Arbeitsausschuß sind vorgesehen: Obmann Rektor H. Schütte, Oldenburg, Ziegelhofstr. 55, Schriftwart Friedrich Vorwerk, Ehnernstr. 29, Schatzmeister Frl. F. Bunnemann, Dobbenstr. 19, Bücherwart Frl. F. Pfannkuche, Oldenburg-Osternburg, Stedingerstr. 72. Zu den Mitgliedern unsres Vortrupp Oldenburg gehören bekannte Führer hiesiger Lebensreformvereinigungen und sehr angesehene Persönlichkeiten der Stadt, so daß wir der frohen Hoffnung leben können, die Vortruppgedanken in weite Kreise unsrer Bevölkerung tragen und fruchtbar machen zu können.

*

Zur Kaisersgeburtstagsfeier empfehlen wir die weiteste Verbreitung der Vortruppflugschriften „Wie die Deut-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schen ihren König feiern" von Hans Paasche und „Kaiser Wilhelms Stellung zum Alkohol" von Prof. Dr. R. Ponickau. Näheres bitten wir der betr. Anzeige der gegenwärtigen Ausgabe des „Vortrupp" zu entnehmen. Dem ersten „Vortrupp"-Hefte dieses Jahres war eine kleine Zusammenstellung von Urteilen über unsre Halbmonatsschrift angefügt worden, um unsern Freunden Gelegenheit zu geben, in Freundeskreisen darauf aufmerksam zu machen, wie die Presse und wie weite Leserkreise über den „Vortrupp" denken. Diese Zusammenstellung ist besonders auch als Beilage zu Briefen und Postsendungen aller Art gedacht. Wir bitten deshalb, recht fleißig dieses Werbemittel, ebenso wie das neue Auskunftsblatt zu benutzen. Urteile und Auskunftsblatt werden gern vom Verlage für Werbezwecke versandt.

Die Geschäftsstelle
des Deutschen Vortrupp-Bundes.

*

Die in Nr. 12 der „Mitteilungen" gebrachte Nachricht, daß unser Freund Otto Theiß gefallen sei, hat sich zu unsrer Freude als irrig erwiesen; es handelte sich um einen Namensvetter unsres Mitstreiters, der uns von seinem eigenen Wohlsein Erfreuliches berichten konnte.

Deutscher Vortruppbund.
Der Geschäftsführer:
Hähnel.

*

Der Unterzeichnete sammelt alle Mitteilungen in Zeitungen oder Zeitschriften über Jugendbewegung, Alkohol- und Nikotinfrage, wie über Lebensreform im allgemeinen und bittet deshalb um freundliche Unterstützung durch Zusendung der Ausschnitte mit genauer Quellenangabe.

Walter Tietz,
Mitglied des Vortrupp Leipzig
Leutzsch-Leipzig Barneckerstr. 11 II.

*

Siedelungsgenossenschaft Erdsegen.

Am 26. 12. 1915 wurde in Bremen die Siedelungsgenossenschaft „Erdsegen" ins Leben gerufen mit dem Ziele, junge Deutsche und deutsche Familien auf freiem Lande anzusiedeln. Die G. m. b. H. gibt Anteile zu je 100 Mk. aus, das Eintrittsgeld ist auf 5 Mk. festgesetzt. Der Anteil kann in ½jährlichen Teilzahlungen von 20 Mk. gegeben werden. Die Siedelung soll der neuen deutschen Jugend dienen und die Ideale dieser Vorwärtsstrebenden in die Tat umsetzen, sie wird also alkohol- und nikotinfrei sein, auf bodenreformerischer Grundlage aufgebaut sein und in der Wirtschaftsweise genossenschaftlichen Grundsätzen folgen. Die Erfahrungen und Erkenntnisse des Wandervogels werden benutzt und verwertet. Da wir die Städte und die kapitalistische Arbeitsweise nicht oder doch erst in ferner Zeit umgestalten können, so bleibt uns nur der Weg zur Gründung eigener Gemeinden nach unsern Grundsätzen. Die Siedelung wird ein Mittelpunkt deutscher Erneuerungsarbeit werden. Daß diese Arbeit jetzt besonders nötig ist, kann nicht zweifelhaft sein. — Wer Mitglied der G. m. b. H. wird, braucht nicht selbst ans Siedeln zu denken, er kann unser Streben durch Zeichnung eines Anteils unterstützen. Je mehr Mitglieder, desto besser verteilt sich die Arbeit. Die G. m. b. H. arbeitet in der bekannten Weise, der Anteil wird also verzinst und ist kündbar. Wer aber gelernter Gärtner oder Landwirt ist und sich zu unsern deutschen Idealen bekennt, der ist uns ganz besonders willkommen. Denn zuerst müssen lauter Fachleute hinaus. Es wird besonders Gemüse-, später Obstbau getrieben werden. Als Gegend ist das niedersächsische Weserland ins Auge gefaßt. Wenn die Siedelungsgemeinde erst fest gegründet ist, werden Handwerker und Kunstgewerbler nachfolgen. Unser Aufruf wendet sich besonders an die Kreise, die der neudeutschen Jugend nahe stehen: die Kreise des Vortrupps, die Enthaltsamen, die Vegetarier, die Wandervögel u.a.m. Näher aufklärende Drucksachen nach Einsendung von 10 Pf. zu beziehen von

Oehring, Staatsbaumeister,
Bremen, Emmastr. 264.

*

Anregungen aus Zuschriften an die Geschäftsstelle.

S. G. in **C.** ... Um auch meinerseits zur Förderung des „Vortrupp" beizutragen, bitte ich Sie, die drei in meinem Orte sich befindenden Buchhandlungen zu veranlassen, den gleichzeitig angegebenen Persönlichkeiten vorläufig auf ein Vierteljahr den „Vortrupp" auf meine Rechnung zustellen zu lassen. Ich lasse Ihnen den Bezugbetrag zur Verrechnung mit den betr. Buchhandlungen durch Zahlkarte zugehen. Beim Ablauf des Vierteljahres empfehle ich, bei den drei aufgegebenen Personen ohne Nennung meines Namens anzufragen, ob sie vom zweiten Vierteljahr an den „Vortrupp", der ihnen bis dahin hoffentlich auch recht lieb geworden ist, auf eigene Kosten weiter halten wollen. ...

Freiwillig. Krankenpfleger **R. E.** ... Nach Empfang der letzten Nummer des „Vortrupp" drängt es mich, Ihnen zu schreiben, daß ich neu unserm „Vortrupp" auch weiterhin mit Freuden Treue gelobe, weil ich mich zu seinem Ziel mit allem Ernst bekenne. Unser „Vortrupp" durch die große Not der Zeit selbst etwas in Not geraten! Da wäre es Verrat, ihn zu verlassen. Es stände schlimm mit unserm Idealismus, wenn er an materiellen Schwierigkeiten zugrunde gehen würde. Darum werden mit mir alle ernsten Freunde unsrer Sache gern das kleine geldliche Opfer bringen, wenn dadurch die Lebensfähigkeit unsrer Zeitschrift sichergestellt wird. ...

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

5. Jahrgang Nr. 4 — Der Vortrupp — 16. Februar 1916

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 2 — 1916

Inhalt. Rückschau auf die Arbeit des Deutschen Vortrupp-Bundes während der Kriegszeit 1914/15 (Fortsetzung). — Aus der Vortrupp-Arbeit.

Rückschau auf die Arbeit des Deutschen Vortrupp-Bundes während der Kriegszeit 1914/15.

(Fortsetzung.)

Einen besonderen Umfang nahm bei der Auskunfterteilung die Nachfrage nach den verschiedenen Lebensreform-Vereinigungen Deutschlands an. Auch hier zeigte sich die zur Tat anfeuernde Einwirkung des „Vortrupp". Manche Leser wünschten nun auch praktisch für die Aufartung unseres Volkes mitzuwirken und zunächst diejenigen Kräfte kennen zu lernen, die sie nach ihrer Überzeugung am besten zu unterstützen vermöchten. Bei diesem Zweige der Auskunfterteilung zeigte sich gleichfalls der Mangel eines zuverlässigen Anschriftenverzeichnisses aller deutschen Vereinigungen für die verschiedenen Zweige der Lebensreform und Volksaufartung, das nach dem Kriege von der Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes einmal zusammengestellt werden soll. Die verschiedenen Vereinigungen haben gewiß durch die erteilten Antworten und die gebotenen Hinweise eine Anzahl sehr tüchtiger neuer Mitglieder erhalten. Die stärkste Nachfrage war nach Vereinigungen für Ernährungs- und allgemeiner Lebensreform, nach Nüchternheitsvereinen, nach Vereinen für Bodenreform, für Betätigung im Sinne des Dürerbundes und für Schulreform.

Recht häufig war die Inanspruchnahme der Geschäftsstelle durch Nachfragen über geeignete Bezugsquellen für gute Nahrungsmittel im Sinne unserer Anschauungen, für Kleidung und Wäsche usw. Soweit der Anzeigenteil des „Vortrupp" darauf antworten konnte, wurde auf diesen verwiesen. Diese Anfragen zeigen, wie wertvoll es für weite Kreise tüchtiger Geschäftsleute ist, sich des „Vortrupp" für ihre Anzeigen zu bedienen, und unsere Freunde tun gut, darauf ständig bei den ihnen nahestehenden Geschäften und Fabrikanten hinzuweisen. Sie fördern dadurch sehr wesentlich auch die Sicherstellung des „Vortrupp".

Manche Anfragen an die Geschäftsstelle zeigten auch, daß man zuweilen an sie etwas reichlich weitgehende Forderungen zu stellen sich berechtigt sah, wenn man von ihr u. a. eine Zusammenstellung einer guten Brautausstattung im lebensreformerischen Sinne verlangte, wenn man ihr Kriegs-Kochanweisungen zum Ausproben übersandte oder von ihr forderte, hier und da Versammlungsstätten nach Grundsätzen der im „Vortrupp" dargelegten Geselligkeit zu errichten und manches andere mehr. Der Geschäftsführer hat sich zwar bemüht, auch in solchen Fällen die Anfragenden an geeignete Stellen zur Erfüllung ihrer Wünsche zu verweisen, er wäre aber erfreut, wenn man in dieser Beziehung sich etwas größerer Zurückhaltung befleißigen könnte.

Besonders erfreulich ist die Tatsache, daß manche der im „Vortrupp" gemachten Anregungen unsere Mitglieder zu reger Betätigung drängen. Die Frage der Kriegerheimstätten ist von den meisten Mitgliedern sofort als eine sehr dringliche angesehen worden, und es hat in fast allen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vortrupp-Gruppen und bei sehr vielen Einzelmitgliedern ein sehr lebhaftes Arbeiten durch Verbreitung von Flugschriften, von Vortrupp-Heften mit den entsprechenden Aufsätzen, von Melanie Ebhardts Flugschrift „Vaterland und Heimat", durch Veranstaltung von Vorträgen, durch Anschluß an die für die Errichtung von Kriegerheimstätten begründeten Ausschüsse, durch Zuschriften an Behörden und Körperschaften usw. eingesetzt. Eine starke Verbreitung fand gleich zu Beginn des Krieges der im „Vortrupp" veröffentlichte Aufruf des „Deutschen Vortrupp-Bundes" an die deutschen Frauen und Männer, für den Erlaß eines Brauverbotes zu wirken. Von dem Aufruf im „Vortrupp" und im Sonderdruck sind rund 50000 Abzüge verbreitet und viele Nachdrucke in andern Zeitschriften veranlaßt worden, um so zur Klärung der Volksmeinung kräftig beizutragen. Der Einspruch gegen die Ausführungen in Prof. Eltzbachers Schrift „Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan" fand eine sehr starke Unterstützung weit über unsere Mitgliederkreise hinaus. Die der Geschäftsstelle unmittelbar zugegangenen Zuschriften wurden an den Geschäftsführer des allgemeinen deutschen Zentralverbandes zur Bekämpfung des Alkoholismus e. V., Sanitätsrat Dr. med. Strecker in Waren i. M., weitergegeben. In verschiedenen Vortrupp-Gruppen ließen sich die Mitglieder es angelegen sein, die im „Vortrupp" niedergelegten Mahnungen über die durch den Krieg besonders notwendig gewordene Vereinfachung der Lebensführung weiter zu verbreiten, entweder durch eigene Vortragsveranstaltungen, wo geeignete Vereinigungen zur Bekanntgabe fehlten oder durch Zusammenarbeit mit den dafür eingesetzten Ausschüssen.

Immer stärker ist von vielen Mitgliedern auch die Notwendigkeit erkannt worden, in dieser ernsten Zeit sich persönlich im Sinne des „Vortrupp" sozial zu betätigen. Vor allem wollte dabei auch die Vortrupp-Jugend nicht zurückstehen. Sie hat besonders recht rege sich auch daran beteiligt, zumeist mit verwandten Vereinigungen zusammen, den verwundeten Kriegern in den Lazaretten die herrlichen Schätze unserer deutschen Volkslieder zu bringen, oder bei der Versendung von Liebesgaben an unsere Freunde im Felde und überall da sich zur Verfügung zu stellen, wo Hilfe erforderlich war. Über die Mithilfe bei den Erntearbeiten sind von verschiedenen Gegenden recht erfreuliche Nachrichten gekommen.

Wenn auch die meisten Vortrupp-Gruppen, wie bereits bemerkt, eine planmäßige Arbeit zu leisten nicht imstande waren, so haben doch verschiedene Gruppen für das Bekanntwerden der Vortrupp-Gedanken hervorragend gewirkt. An dieser Stelle sei besonders denjenigen Gruppen gedankt, die kräftig an der Verbreitung des „Vortrupp" sich betätigten, nachdem sie erkannt hatten, daß der Krieg die Entwicklung und Ausbreitung unserer Halbmonatsschrift naturgemäß sehr stark gehindert hatte. Es muß eben immer wieder betont werden, daß eine merkbare Einwirkung auf weite Volkskreise uns erst dann möglich sein wird, wenn es uns gelungen ist, ständig mit vielen Tausenden unserer Volksgenossen in Verbindung zu stehen. Wenn „Der Vortrupp" eine treue, aufmerksame Leserschar von zwanzig bis dreißig Tausend hat, dann lassen sich unschwer eine große Zahl berechtigter Wünsche unserer Freunde in kurzer Zeit erfüllen. Wir sind deshalb allen Vortrupp-Gruppen ganz besonders dankbar, die uns zur Erreichung dieses Zieles zunächst behilflich sind. Die Geschäftsstelle ist gern bereit, die gewünschten Werbe-Drucksachen dafür zur Verfügung zu stellen und alle Maßnahmen zu unterstützen, die geeignet sind, unseren Freundeskreis zu vergrößern. Wie im einzelnen die Ortsgruppen des Deutschen Vortrupp-Bundes tätig waren, ergeben zum Teil die Berichte in den „Mitteilungen". Einiges mag an dieser Stelle hervorgehoben werden. (Forts. folgt.)

Aus der Vortrupp-Arbeit

Vortrupp Breslau. Es haben sich eine Anzahl begeisterter Vortruppfreunde zusammengefunden, um die durch den Krieg anfangs unterbrochene Arbeit wieder aufzu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nehmen. Bei der Besprechung des Arbeitsplanes wurden folgende Aufgaben festgelegt: 1. Die einzelnen Mitglieder sollen einander näher kennen lernen, und es soll versucht werden, sämtliche Vortruppfreunde zu sammeln und dabei nach neuen Formen der Geselligkeit zu suchen. 2. gilt als Hauptaufgabe, neue Bezieher für den „Vortrupp" zu werben und die Vortruppgedanken in alle nur erreichbaren Kreise zu tragen. Der Vortrupp Breslau möchte versuchen, das gute Gewissen in unserer Stadt zu werden, und während des Krieges soll der Boden so vorbereitet werden, daß nach der Heimkehr der im Felde stehenden Freunde ein gedeihliches Weiterarbeiten gesichert ist. 3. Als erste praktische Arbeit wurde die Mitarbeit an der Sammlung „Krieg und Alkohol" gewählt, aus den Feldpostbriefen sollen Auszüge hergestellt und an einer Stelle zusammengetragen werden. Auch Zeitungsausschnitte, Bekanntmachungen usw. werden dabei berücksichtigt. Mit der Buchhandlung Viktor Zimmer, Breslau I, Albrechtstr. 52 ist vereinbart worden, eine Vortrupp-Schaufensterausstellung einzurichten, um weite Kreise auf den „Vortrupp" aufmerksam zu machen. Außerdem sind vier große, in verschiedenen belebten Bezirken der Stadt gelegene Schaukästen gemietet und mit Vortruppplakaten, Heften und Flugschriften ausgestattet worden.*) Meldungen für den Vortrupp Breslau sind an Eberhard Giese, Breslau, Brigittenstr. 39 II zu richten.

*

Vortrupp Halle a/S. Die hiesige Vortruppgruppe hat jetzt die regelmäßigen Sitzungen wieder aufgenommen. Sie finden an jedem ersten und dritten Mittwoch jedes Monats in Bauers vegetarischem Speisehause, Gr. Ullrichstr. 25 statt. In den Versammlungen werden Anregungen durch kleine Vorträge geboten, denen eine eingehende Aussprache folgen wird. Als wichtigste Aufgabe sehen wir es zunächst an, uns näher kennen zu lernen und unseren Kreis ständig zu vergrößern. Wir haben nicht auf die ins Feld Gerufenen zu warten und tatlos zu bleiben, es ist vielmehr unsere Pflicht, selbst zu handeln, um uns unserer jetzt im Kriege stehenden Freunde würdig zu erweisen.

*

Vortrupp Ostende. Der Vortrupp ist bald überall. Das hat mir der Sonntag in Ostende gezeigt. Durch seine Anzeige im „Vortrupp" habe ich Freund Ischts Anschrift erhalten. Wir verabredeten ein Treffen in Ostende in der „Weißen Kaffestube". Frohen Muts fuhr ich nach Ostende, ging dann in die Kaffeestube und schaute mir die dort aushängende Liste der Vortruppfreunde an. Kamerad Scheel las ich. Sofort machte ich mich auf, ihn zu suchen, und bald sollte ich belohnt werden. Eine halbe Stunde war ich in Ostende und hatte schon einen Gesinnungskameraden gefunden. Wir wandelten durch die Stadt, er zeigte mir die Sehenswürdigkeiten, und plaudernd verging die Zeit. Um 1 Uhr trafen wir Freund Ischt. Wie froh waren wir doch, Kameraden gefunden zu haben, mit denen wir unsere Gedanken austauschen konnten. So saßen wir denn traulich beieinander in der „Weißen Kaffeestube". Da öffnet sich die Tür — und herein kommt Kamerad Otto Dannmeier aus Kiel. Ei, haben wir da gejubelt: Ischt aus Wilhelmshafen, Scheel aus Lübeck, Dannmeier aus Kiel und ich aus Hamburg. Aber wie es immer ist, so war's auch bei uns, wir waren nicht zufrieden damit, daß nur wir vier uns gefunden hatten. Wir wollen versuchen, mit allen Gesinnungsfreunden in Flandern in Fühlung zu kommen. Wir bitten alle Kameraden, die Vortruppfreunde sind und nach Ostende kommen, der „Weißen Kaffeestube" Cappenlenstraat 63, einen Besuch abzustatten. Dort hängt ein Büchlein mit Anschriften. Dort möge jeder Besucher auch seinen Namen eintragen.

„Der Vortrupp", „Deutscher Wille", „Die Hilfe" und einige Bodenreformschriften liegen aus.

Alle Anfragen über die Zusammenkünfte in Flandern sind nur an mich zu richten. Meine Anschrift ist auf der Geschäftsstelle des Deutschen Vortruppbundes in Hamburg zu erfahren. Heil! **Carl Gerloff.**

*

Der Krieg hat wieder große Opfer von uns gefordert. Auf dem Felde der Ehre sind die folgenden Freunde, wie uns gemeldet worden ist, gefallen:

Kriegsfreiwill. Unteroffizier Günther Fahl, Landwehr-Inf.-Reg. Nr. 107 (zuletzt wohnhaft Leipzig-Leutzsch); Oberjäger Kurt Wittrin, gefallen in den Vogesen (zuletzt wohnhaft Berlin W. 35); Kriegsfreiwill. Paul Knab, Inf.-Reg. Nr. 169 (zuletzt wohnhaft Freiburg/Br.). Lehrer W. Bernhardt (zuletzt wohnhaft Althütte bei Backnang/Wrttbg.); Offizier-Stellvertreter d. Res. E. Esenwein, Inf.-Reg. Nr. 120 (zuletzt wohnhaft Ulm-Wilhelmsburg). Grenadier H. Schmitt, Leib-Grenad.-Reg. Nr. 109 (zuletzt wohnhaft in Mannheim).

Ein treues Gedenken unsern tapferen Freunden!

Der Geschäftsführer des Deutschen Vortruppbundes: Hähnel.

*

*) Sehr nachahmenswert. Die Schriftleitung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zu frdl. Beachtung. Für manche Kriegsinvaliden, sowohl Pädagogen wie Handwerker, bietet sich im Anstaltsdienst bei Erziehungsanstalten aller Art häufig Gelegenheit, einen neuen, inhaltsreichen Beruf zu finden. Zu näherer Auskunft wende man sich an Prof. Klumker-Wilhelmsbad bei Hanau.

*

Unser Vortrupp-Freund Pfarrer Bruns in Kronenburg-Straßburg i. Els., vielen Mitgliedern als Redner des ersten Deutschen Vortrupp-Tages wohl bekannt, hat in seinen beiden Sälen, dem Gemeinde- und dem Konfirmationssaal, ein alkoholfreies Soldatenheim eingerichtet, das sich guten Zuspruchs erfreut. Die Frauen des evang. Frauenvereins Kronenburg kochen Kaffee und besorgen alles Nötige. Um das so notwendige und so segensreich wirkende Unternehmen aufrecht erhalten zu können, bedarf es der Unterstützung unsrer Freunde, da im Winter die Kosten für Licht und Heizung usw. hinzukommen. Hoffentlich erhält unser rühriger Vortrupp-Freund recht bald auch aus den Vortrupp-Kreisen die Zuschüsse, die sein Soldatenheim sicher stellen.

*

Soldaten- und Marineheime. Unsere im Felde stehenden Mitglieder bitten wir, bei geeigneter Gelegenheit sich der zahlreichen Soldaten- und Marineheime der nationalen Vereinigung des evangelischen Jünglingsbundes anzunehmen, die fast sämtlich alkoholfrei geleitet werden. Hier ist der gegebene Ort, um unsere Formen der Geselligkeit mit Volksliederabenden, durch Lautenvorträge, durch Vorlesungen usw. auf die Kameraden einwirken zu lassen. Wir bitten, über die getroffenen Veranstaltungen uns Berichte einzusenden.

*

Ältere Vortrupphefte können, wie die Lageraufnahme zeigt, noch in Mengen von 50—100 Stücken zur Verbreitung in Lazaretten und zur Sendung ins Feld abgegeben werden. Wir bitten diesbezügliche Wünsche bald an die Geschäftsstelle zu richten. Da die Versendung vom Lager der Druckerei aus erfolgt, ist es nicht möglich, Bestellungen auf Auswahl bestimmter Hefte dabei zu berücksichtigen. Notwendig ist die Einlage eines Auskunftsblattes mit Bestellkarte in jedes zur Versendung kommende Heft, da dieses u. a. die neuen Bezugsbedingungen angibt.

Hamburg, Spitalerstr. 12.
Die Geschäftsstelle des Deutschen Vortruppbundes.

*

Anregungen aus Zuschriften an die Geschäftsstelle.

Lehrer **M. B.**, Ldw.-Rgt. 104. ... Der Vortrupp hat mir schon viele Freude im Felde bereitet, wo ich nun über 14 Monate lang weile, und mich immer wieder innerlich aufgerichtet, wenn mich das Schicksal hart anpackte. ...

K. G., Et. Güt. u. P.-Amt. ... Schreibe mit verbundener Hand, da ich mir bei einer Pulverexplosion die rechte Hand und das Gesicht verbrannt hatte. Nun habe ich viel Zeit, da fielen mir die Vortrupp-Hefte in die Hände. Sie gefallen mir sehr, weil sie (d. h. die darin arbeitenden Männer) mit Wahrheitsliebe des deutschen Volkes Not und Elend schauten und mit Ernst, Treue und heiligem Eifer den Weg zum besseren Menschheitsideal bahnen.

Wir haben hier im russischen Urwald auch Wege bahnen müssen. Was das heißt, kann niemand verstehen, der es nicht mitgemacht. Ähnlich geht es Ihnen. Wenn Ihre Ideen seit Jahren Gemeingut des ganzen Volkes gewesen wären, so wäre dieser Krieg vielleicht vorüber, doch so, wer weiß es ... .

P. B., Kriegsschaupl. im W.... Ist doch der „Vortrupp" das einzige, woran man sich hält, denn nicht nur in der Kompagnie, sondern im ganzen Bataillon habe ich keinen Gleichgesinnten gefunden. Die Leute und auch die Kameraden, die den „Vortrupp" lesen, sagen, ja das sind wohl schöne Ziele, aber sie scheinen ihnen unerreichbar. Ich meine aber, sie können nicht unerreichbar sein, wenn ich nur ernstlich mitwirken will. ...

Kriegsfreiw.-Gefr. **D.**, Inf.-Reg. Nr. 26. .... In dem Lesezimmer unseres Ruhequartiers fand ich zu meiner größten Freude auch den „Vortrupp", der mir jetzt so recht ans Herz gewachsen ist. Alle Reformbestrebungen werden hier in leichtverständlicher und packender Form behandelt, und rücksichtslos werden die sozialen Schäden aufgedeckt. Gerade dieser frischfröhliche Kampf einer kleinen idealdenkenden Schar gegen die ungeheuren Krebsschäden unserer Zeit macht mir den „Vortrupp" so unentbehrlich ....

A. F., Ulanen-Reg. .. Im Osten .... Die Weihnachtsnummer habe ich mir als Unterlage für einen stillen Abend genommen, und mir war es, als feierte ich das Fest des Friedens noch einmal, im Kreise Gleichdenkender, die mir doch so fern sind. Wie oft hatte ich mir doch gewünscht, eine gleiche Seele zu finden, leider immer vergebens. So ist es nun neben anderen der „Vortrupp", der mir den Anschluß an die Strebenden vermittelt und neue Hoffnungen aufleben läßt.

Nicht gern möchte ich ihn missen und es sollten sich doch recht viele freudige Seelen finden, die des Gebens nicht müde werden, um manchen Kriegern die weitere Zustellung des „Vortrupps" zu ermöglichen. Nach getaner Kriegsarbeit wollen wir uns gern dafür erkenntlich zeigen und nicht lau werden, für die gute Sache zu wirken ....

*

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Jansen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

5. Jahrgang Nr. 6 — Der Vortrupp — 16. März 1916

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 3 — 1916

Inhalt. Rückschau auf die Arbeit des Deutschen Vortrupp-Bundes während der Kriegszeit 1914/15 (Fortsetzung). — Aus der Vortrupp-Arbeit.

Rückschau auf die Arbeit des Deutschen Vortrupp-Bundes während der Kriegszeit 1914/15.

(Fortsetzung.)

Bei einem Rückblick auf die Arbeit der Ortsgruppen des Deutschen Vortrupp-Bundes, unserer sogenannten Vortrupp-Gruppen, muß besonders beachtet werden, daß ihr Wirken nicht mit einer rein vereinsmäßigen Tätigkeit verglichen werden sollte. Es muß immer wieder hervorgehoben werden, daß die Vortrupp-Gruppen nicht die Aufgabe haben, mit irgend einer vorhandenen Lebensreform-Vereinigung an den betreffenden Orten in Wettbewerb zu treten. Ihre Aufgabe ist es zunächst, für die verschiedenen Seiten der Lebensreformbewegung dadurch den Boden zu ebnen, daß für den Vortrupp-Gedanken neue Freunde gewonnen werden, daß immer mehr Menschen, die bisher, ohne mitzuhelfen, seitab standen, sich mit verantwortlich für so manche Entartungserscheinungen in unserem Volksleben fühlen und gern sich in den Dienst der Volksaufartung nach irgend einer Richtung stellen. Unsere Vortrupp-Gruppen können als freie Tatgemeinschaften oftmals weit eher an Volkskreise herankommen, die bisher uns vollständig verschlossen geblieben sind, als manche Lebensreformvereinigungen, die nach einer bestimmten Richtung ein ganz festes Programm für die Lebenserneuerung vertreten. Zahlreiche Beispiele gerade aus der Kriegszeit beweisen es, daß durch den „Vortrupp" und seine Freunde manche Frauen und Männer überhaupt erst für diese oder jene Lebensreform gewonnen werden konnten. Es muß deshalb lebhaft beklagt werden, wenn in einigen Orten die dort bestehende Vortrupp-Gruppe als eine Vereinigung angesehen worden ist, die der Arbeit dieser oder jener Organisation Abbruch tue. Das ist eine bedauerliche Kurzsichtigkeit, die besonders denjenigen schadet, die von ihr sich nicht loszureißen vermögen. Eine Vortrupp-Gruppe wird in einem Orte nie ein Wirken entfalten, für das bestehende Vereinigungen bereits begründet worden sind. Eine Vortrupp-Gruppe wird nicht die Dürerbundarbeit aufnehmen, wenn eine rührige Ortsgruppe des Deutschen Dürerbundes bereits am Orte ist, wird nicht ausgesprochen für Bodenreform werben, wenn die Deutschen Bodenreformer am Orte bereits durch eine Arbeitsgruppe vertreten sind, wird nicht einen Enthaltsamkeitsverein bilden, wenn die alkoholgegnerische Aufklärung von den dafür in Frage kommenden Vereinen aufgenommen wird, wird nicht mit der Wandervogelbewegung in Wettbewerb treten oder Siedlungsarbeit treiben usw., sondern immer nur anzuregen versuchen, wo es an Anregung bisher fehlte, wird Wege suchen und Wege weisen und vor allem durch unseren „Vortrupp" dartun, wo im Lande die Kräfte wachsen, die aus so mancher Not unser Volk herauszureißen sich bemühen. Deshalb geben unsere Vortrupp-Gruppen sehr stark ihre Mitglieder auch an andere Lebensreformvereinigungen ab. Wenn sie selbst, wie es mehrfach im letzten Jahre geschehen ist, dadurch auch geschwächt werden, so wird doch dem Vortrupp-

Gedanken damit durchaus gedient. Mitglied unseres Bundes und unserer Vortrupp-Gruppen sind eben diejenigen Bezieher des „Vortrupp", die durch eine diesbezügliche Erklärung aussprechen, daß sie bewußt im Sinne des „Vortrupp" für die Lebensreformarbeit eintreten wollen, die ihnen besonders am Herzen liegt. Sie wollen dann dabei selbst ein wenig Vortrupp sein, das heißt, etwas mehr tun, als nur regelmäßig den geforderten Beitrag zu bezahlen oder Versammlungen zu besuchen, sondern kräftig für die von ihnen als richtig und notwendig erkannten Gedanken werben. Vortrupp-Freunde wollen in allen Reihen der Lebensreformer eine erhöhte Begeisterung und einen unbesieglichen Arbeitsmut entfachen. Das soll in erster Linie durch ihr eigenes Beispiel geschehen. Wir freuen uns, feststellen zu können, daß in manchen Orten diese anspornende Tätigkeit unserer Freunde immer mehr Beachtung findet, und die Bemerkung, dieses oder jenes Mitglied einer Lebensreformvereinigung sei „Vortruppler", ist bereits zu einer besonderen Anerkennung geworden, da damit ausgesprochen wird, daß ein so bezeichnetes Mitglied besonders zielklar und arbeitsfreudig seine übernommenen Pflichten zu erfüllen bestrebt ist.

Wo an einem Orte der Boden für die Lebensreform noch gar nicht oder ungenügend bereitet ist, haben die Vortrupp-Gruppen die Aufgabe, durch geeignete Veranstaltungen zu wecken und zu werben. Die Rückschau auf die bisherige Kriegszeit zeigt, daß auch nach dieser Richtung hin eine Anzahl unserer Ortsgruppen tätig sein konnten. Es geschah in dem bereits angedeuteten Sinne und in der Unterstützung der von der Geschäftsstelle gegebenen Anregungen. Von besonderen Arbeiten sei nur hervorgehoben, daß u. a. unser Vortrupp Groß-Berlin sich sehr stark die Werbung für die Tagung zur Hebung und Mehrung der deutschen Volkskraft im Reichstagsgebäude hatte angelegen sein lassen und bemüht war, die eigene Arbeitsgemeinschaft ständig auszubauen, daß der Vortrupp Köln unter Leitung von Frau M. Hirtz-Lindemann mit großem Erfolge die Errichtung der Heimarbeiterinnen-Vermittlung zu Kriegsbeginn organisierte und die Vortrupp-Gruppen Hamburg und Leipzig die Unterstützung der Freideutschen Jugendbewegung sich angelegen sein ließen. Über die Vortragstätigkeit der einzelnen Gruppen, die lediglich den Zweck verfolgte, zur Betrachtung wichtiger Zeitfragen im lebensreformerischen Sinne anzuregen und dem „Vortrupp" eine erhöhte Beachtung zu schenken, sowie über andere Werbemaßnahmen und Arbeiten ist in den „Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes", soweit darüber Zuschriften eingegangen waren, Näheres mitgeteilt worden.

Erfreulich ist es, daß in den meisten Vortrupp-Gruppen die Bedeutung der Presse gewürdigt wird. Durch die „Presseämter" der Vortrupp-Gruppen kann eine für die gesamte Lebensreformbewegung sehr dienliche Wirksamkeit entfaltet werden. Der Vortrupp-Verlag sendet zweimal im Monat an mehr als 300 deutsche Zeitungen und Zeitschriften ein Rundschreiben mit Mitteilungen aus dem „Vortrupp". Die Presseämter der Vortrupp-Gruppen sollten dieser Rundschreiben sich noch stärker bedienen als es bisher der Fall war, um dadurch zu ermöglichen, daß ständig auf unsere Bewegung aufmerksam gemacht wird und neue Freunde dafür gewonnen werden.

Die Ausgestaltung des auf dem 1. Deutschen Vortrupp-Tage beschlossenen Presseausschusses für das ganze Reich wurde durch den Krieg etwas gestört, da einige der besten Mitarbeiter dafür zunächst von der Heimarbeit fortgerissen worden sind. Doch sind die vorbereitenden Arbeiten in der Kriegszeit soweit gefördert worden, daß dieser Ausschuß nach dem Frieden sofort in Kraft treten kann. Diejenigen schriftgewandten Mitglieder des Deutschen Vortrupp-Bundes, die bisher ihre Mitarbeit für den Presseausschuß noch nicht zur Verfügung gestellt haben, werden freundlich darum gebeten. Wie notwendig eine weitverzweigte Aufklärungstätigkeit über die Vortrupp-Bestrebungen ist, hat gerade die gegenwärtige ernste Zeit nach vielen Richtungen gezeigt. Da gilt es, noch umfangreicher als bisher alle Kräfte zu sammeln, die hier mithelfen wollen und können.

Forts. folgt.

Wo wir nützlich sein können und fühlen, daß uns die Kraft dazu verliehen ist, da sind wir gewiß an unserm rechten Platze. Forster.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus der Vortrupp-Arbeit

Vortrupp Cuxhaven. Die seit September regelmäßig stattfindenden Zusammenkünfte von Vortrupp-Freunden werden demnächst zu einem Zusammenschluß als Vortrupp-Gruppe führen. Unsere Freitagabende wurden immer von durchschnittlich 40 Personen besucht. Vorträge wurden bisher u. a. über Alkoholfrage, Gemeindebestimmungsrecht, Bodenreform, Ernährungsreform, Frauendienstjahr usw. gehalten. Als praktische Arbeit ist bisher Werbung für den „Vortrupp", Verbreitung von Flugschriften, Gründung einer Vortrupp-Jugendgruppe geleistet worden. Geplant wird die Gründung eines Reformladens. Trotz unserer „Festungshaft" haben auch Wanderfahrten uns schon näher zusammengeführt und uns Fühlung nehmen lassen mit Gesinnungsfreunden in Cuxhavens Umgebung.

Zusammenkünfte sind jeden Freitag Abend 8 Uhr im Vereinshaus. Anfragen und Auskünfte Ingeburg Meier, Cuxhaven, Dohrmannstraße 5.

*

Vortrupp Hamburg. Die Versammlungen und Wanderungen, die durch unseren Arbeitsplan geregelt sind, erfreuen sich guten Besuches. Da Dr. Kraut auch im Heeresdienst steht, mußte sein vorgesehener Vortrag verschoben werden und an seiner Stelle sprach am Dienstag, den 7. März, im Saale der Friedrich-Stiftung Dr. Schlüter über „Reform der Männerkleidung". Für den 4. April hat dann unser Gesinnungsfreund Johannes Gläser einen Vortrag in Aussicht gestellt. Zu unserer Freude hat unser Mitglied Ernst Stehn V.-F. im Rgt. 362 das Eiserne Kreuz erhalten.

*

Vortrupp Nürnberg. Um den „Vortrupp" und die Vortrupp-Bewegung weiteren Kreisen wieder einmal bekannt zu machen, wurde am 20. Februar ein Unterhaltungsabend im großen Saale des „Lösunger" veranstaltet, der sich eines sehr guten Besuches von über 300 Personen zu erfreuen hatte. Obwohl der Hauptredner des Abends, Hauptprediger D. Dr. Chr. Geyer am Erscheinen verhindert war, verlief der Abend nach allgemeinem Urteil zu aller Zufriedenheit. Über den „Vortrupp" und die aus ihm erwachsenden Aufgaben für alle Lebensreformer sprach der Obmann H. Weinlein. Eine Anzahl Anwesende sicherten der Bewegung ihre Unterstützung zu. Verschönt wurde der Abend durch die reichen Volksliedergaben einer hiesigen Wandervogelgruppe. Die Ortsgruppe Nürnberg beabsichtigt, in erhöhtem Maße für den „Vortrupp" zu werben.

*

Vortrupp Wilhelmshaven. Über die Vortrupparbeit in Wilhelmshaven-Rüstringen gibt der nachfolgende Bericht erfreuliche Einzelheiten wieder:

Aus allen Teilen unseres Vaterlandes hat der Krieg zum Dienst unter der Flagge Anhänger und Freunde aller Lebenserneuerungsbestrebungen nach Wilhelmshaven gebracht. Selbstverständlich war es allen diesen — wenn sie an Land gehen konnten oder, bei Garnisondienst, ihre Mittagspause hielten —, sich zu Turnen, Spiel, Unterhaltung, Besprechung und Sonnen im Licht-Luftbad des hiesigen Vereins für Naturheilverfahren einzufinden.

Gemeinsam haben wir dort (Vortruppler, Wandervögel, Dürerbündler, Vegetarier, Guttempler und Turner) an der Entwicklung des Luftbades gearbeitet und waren durch den Vertrieb von Lebensreformschriften und Büchern an die zahlreichen Luftbadbesucher unermüdlich für die Verbreitung unserer Gedanken an Außenstehende tätig. Die während des Sommers im Luftbad tummelten und wirkten, stellten sich im Herbst zur Heimarbeit bei der hiesigen Vortrupp-Gruppe ein.

Eine Aussprache über die Entwicklungsgeschichte der freideutschen Jugendbewegung und ein Blick ins Neuland der freideutschen Jugend schuf in Begeisterung den Beschluß, freideutsche Vorlesungen zu schaffen.

Vorträge über Lebensreform aller Gebiete sollten gehalten werden und den Hörern zeigen, welche Wege jetzt und, noch weit wichtiger, nach dem Kriege jeder einzelne gehen muß zu seinem und der Menschheit Wohl. So bot uns die erste Folge unserer freideutschen Vorlesungen, dank des Entgegenkommens der Redner und der Schulleitung, Vorträge über Lebensreform, Kriegerheimstätten, Charakterbildung und Turnen, Jahns Leben und Werk, Staatsbürgertum, das Dienstjahr der Frau und radikale Ethik.

Die zweite Folge brachte:

26. Januar: Staatsbürgertum als Gesinnung.
30. Januar: Kolonialpolitik (m. Lichtbildern).
2. Februar: Das Nibelungenlied.
9. Februar: Hebbels Nibelungen.
16. Februar: Wagners Nibelungen als Dichtung.
21. Februar: Kleiderreform (mit Lichtbildern).
25. Februar: Alkoholfrage.
8. März: Städtische Freiflächen (mit Lichtbildern).

Fein und von Bedeutung war der Gedanke, mit den Vorträgen einen größeren Schriftentisch in Verbindung zu bringen. Einschlägige Flugschriften und Bücher festigten und erweiterten das Gehörte. Ein Freund und eine am Ort bestehende Dürerbundbuchhandlung halfen uns bei Auswahl und Beschaffung der Bücher. Nun befaßten sich nebenher mit den geschäftlichen Erledigungen für die Veranstal-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tung der Vorlesungen die enger aneinander geschlossenen Luftbadgenossen und einige neue Freunde mit praktischer Ernährungsreform an sich und ihren Angehörigen. Gemeinsam und in größeren Mengen wurden Reformnahrungsmittel (Nuxo-Erzeugnisse und Edener Marmeladen) bezogen. Der Sinn und die Bedeutung der genossenschaftlichen Arbeit waren uns bald klar und auf genossenschaftlicher Grundlage wollten wir weiterbauen.

Der Zufall wollte es, daß die Inhaberin der Reformbuchhandlung Eiben, hier, einen Käufer für ihr Geschäft suchte. Nach ein paar Besprechungen und geschäftlichen Abmachungen mit ihr wurden wir Herren über Ladeneinrichtung und einen Stoß Bücher, Schriften und Bilder, und begannen am kupfernen Vorweihnacht-Sonntag des Jahres 1915 unseren Buchhandel mit — 6,20 M. Tagesumsatz. Aber bald waren Nahrungsmittel vom Nuxo-Werke und aus der Obstbaukolonie Eden zur Stelle, und etwas schwunghafter wurde unser Handel betrieben. Der Weihnachtsbücherverkauf und die Einführung unserer naturreinen Erzeugnisse machten viel Freude und spornten zu allseitiger, eifriger Tätigkeit an.

Inzwischen hat sich nun unser Reformhaus mit unserer Buchhandlung sicher und stark entwickelt und erfordert die Mithilfe mancher Hand zur Erledigung der ständig weiter um sich greifenden Arbeiten. Auch geschäftlich dürfen wir zufrieden sein. Wir wollen nicht ein riesig geldbringendes Unternehmen betreiben. Nein, ein Sammel- und Ausgangspunkt der Lebenserneuerungsbestrebungen hier am Ort soll geschaffen werden. Der Ertrag des Geschäftes steht zu Nutz und Frommen aller, die mit uns die Gesundung und Ertüchtigung unseres Volkes erstreben. Allen diesen werden durch das Unternehmen Wege gewiesen und gebaut, unsere aufstrebenden Gedanken bei uns und unseren Freunden durchgreifend ins Werk zu setzen. So wurden die ersten erforderlichen Geldmittel von uns und unseren Freunden aufgebracht, in der ausgesprochenen Absicht, sie als zinsfreies Darlehen einem Kriegsbeschädigten zur Führung des Reformhauses zur Verfügung zu stellen, unter Zusicherung weiterer geldlicher Unterstützung und kräftiger persönlicher, freier Mitwirkung am Ausbau des Reformhauses und seiner Einführung in weite Kreise. Die Verhältnisse ergaben, daß wir nun zunächst als Übergang zwei ständig tätige weibliche Kräfte gewannen, die fleißig alle notwendigen und zu unserer Freude sich immer mehr einstellenden Arbeiten zu erledigen haben. — Die Weiterarbeit ist zunächst so gedacht:

1) Das Reformhaus soll alles verkaufen, was zur Erhaltung und Hebung von Körperkraft und Geist gebraucht wird.

2) Unsere Buchhandlung wollen wir zu einer rechten Volksbuchhandlung ausbauen. Jedem, auch dem einfachen Werftarbeiter in seiner „Arbeitskluft" ist bei uns Gelegenheit gegeben, unter Beratung des Leiters der Buchhandlung, sich das Buch, das er kaufen will, einmal in Ruhe anzusehen.

3) Unsere Flugblätterverteilungsstelle vertreibt und dient mit aufklärenden Schriften über die Erneuerungsbestrebungen unserer Zeit und über wichtige Tagesfragen.

4) Unsere Leihbücherei erleichtert jedermann das Kennenlernen wichtiger Bücher und Schriften über alle Gebiete der Lebensreform.

5) Aus unserem vegetarischen Mittagstisch wollen wir ein vegetarisches Speisehaus schaffen, so große Schwierigkeiten auch zunächst noch zu überwinden sind.

Nun zum Schluß. Wir wissens wohl, so mancher Zweifler wird sagen: Laß ab, das schafft ihr nie und nimmer. Und doch, wir wollen und wir können es. Wenns auch oft schon hart zu knacken gab und manche Nuß noch fest in der Schale liegt und ihrer Befreiung harrt, so soll uns diese Tatsache nur zum Angreifen neuer Arbeit begeistern. Helft allzumal mit im Vortruppsinne! A. O.

*

Vortrupp Leipzig. Soeben erreicht uns die Kunde, daß am 4. Januar unser liebes Mitglied stud. Leverkinck im Westen für sein Vaterland gefallen ist. Als Telephonpatrouille wurde er von den Engländern mit Schrapnells beschossen und hierbei tödlich getroffen. Mit ihm verliert unsere Ortsgruppe und besonders unsere Vortrupp-Jugend ein sehr geschätztes Mitglied, von dem wir für die Zukunft viel erwarten durften. Wieder wurde mit ihm eine Lücke in unsere Reihen gerissen, wieder deckt ein Grabhügel draußen im Feindesland einen der unsern. Möge auch er nicht umsonst gefallen sein. Uns wird sein Andenken unvergessen bleiben.

Ortsgruppe Leipzig,
Hugo Aurig, Obmann.

*

„Der Vortrupp" auf den Bahnhöfen. Von jetzt ab wird „Der Vortrupp" auch in den meisten Bahnhofsbuchhandlungen, sowie in den Feldbüchereien des Westens und Ostens geführt werden. Wir bitten unsere reisenden Freunde, damit die betr. Buchhändler durch den Erfolg angespornt werden, auf diese Tatsache hinzuweisen und zu veranlassen, daß die einzelnen Hefte dort recht rege gekauft werden. Wo „Der Vortrupp" zunächst noch nicht vorrätig sein sollte, wird die stete Nachfrage der Reisenden nach den neuesten Heften sehr bald dazu führen, daß man ihn auslegt.

*

Treffpunkt für alle Vortrupp-Freunde und Freideutschen im Soldatenheim zu Vereins. Nach Unteroffizier W. Lempelius fragen.

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

5. Jahrgang Nr. 8 — Der Vortrupp — 16. April 1916

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 4 — 1916

Inhalt. Rückschau auf die Arbeit des Deutschen Vortrupp-Bundes während der Kriegszeit 1914/15 (Fortsetzung). — Aus der Vortrupp-Arbeit.

Rückschau auf die Arbeit des Deutschen Vortrupp-Bundes während der Kriegszeit 1914/15.

(Fortsetzung.)

Als ein gutes Werbemittel haben sich die mehrfach von Buchhandlungen, besonders auf Veranlassung einiger Vortrupp-Gruppen, veranstalteten Fensterausstellungen erwiesen, da sie in wirkungsvoller Weise auf den „Vortrupp" und die Vortrupp-Flugschriften aufmerksam machen. Die Fensterausstellungen sind meistens so gestaltet worden, daß die Auslage eines Schaufensters abwechselnd mit Vortrupp-Heften in rotem Umschlagstreifen und Vortrupp-Flugschriften gefüllt wurde und im Hintergrunde Plakate und Aushangzettel auf den „Vortrupp" und seinen Inhalt hinwiesen. Die auf der „Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik" gebotene „Vortrupp"-Ausstellung, die dort in einer besonderen Koje untergebracht worden war, kann wegen der Kosten nur in seltenen Fällen wiederholt werden (anläßlich eines Vortrupp-Tages oder anderer größerer Tagungen). Sie geteilt abzugeben, ist einigemal versucht worden, da aber die wertvollen Tafeln nur einmal vorhanden sind und die einzelnen Stücke unter dem Versand sehr stark leiden, so muß künftig von ihrer weiteren Versendung Abstand genommen werden. Sehr nachahmenswert ist die Darbietung kleiner Vortrupp-Ausstellungen in öffentlichen Schaukästen in verschiedenen Stadtteilen. Der Vortrupp Breslau hat dadurch die Aufmerksamkeit vieler Einwohner mit Glück auf die Vortrupp-Erscheinungen gezogen. Im allgemeinen wird eine Fensterausstellung immer in Verbindung mit einer Buchhandlung eingerichtet werden müssen; wenn gleichzeitig die jüngste Lebensreformliteratur dabei ausgestellt wird, so werden dadurch manche Volkskreise dafür erfaßt, die sonst den Buchhandel nicht darum bemüht haben würden.

Einen großen Umfang hatten die Bitten nach kostenfreier Übersendung von Vortrupp-Heften und Flugschriften an Lazarette, Soldaten- und Marineheime und auch an die Schützengräben angenommen, und es wäre nicht möglich gewesen, diesen Bitten auch nur zu einem kleinen Teil zu entsprechen, wenn nicht unsere Freunde durch die „Vortrupp-Spende" von rund 4000 Mark uns in die Lage versetzt hätten, bisher noch die meisten der uns ausgesprochenen Wünsche zu erfüllen. Die Leitung des „Dürerbundes" hatte der Geschäftsstelle zur Verteilung außerdem eine größere Anzahl von Hermann Poperts „Helmut Harringa" zur Verteilung zur Verfügung gestellt, so daß auch die dauernd nach diesem Werke geäußerten Bitten bis Ende 1915 erfüllt werden konnten. Von vielen Vortrupp-Freunden sind der Geschäftsstelle dauernd Schriften der Lebensreformliteratur in ihren verschiedenen Zweigen, sowie gute erzählende Literatur überwiesen worden, die gern an Lazarette und Soldatenheime, auch an viele lesehungrige Krieger im Felde weitergegeben wurden. Es sind mehr als dreitausend Bände Vortrupp-Sendungen beigefügt worden. Der „Gesamtausschuß zur Verte-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

lung von Lesestoff im Felde und in den Lazaretten", Berlin, wandte sich mehrere Male an die Leitung des Deutschen Vortrupp-Bundes um Überlassung von „Vortrupp"-Heften für die Lazarette in den besetzten Gebieten sowie im Vaterlande. Aus den Restbeständen früherer Jahre konnten wir bisher 52 Ballen übermitteln, und wie eine Anzahl Zuschriften zeigen, sind die Vortrupp-Hefte von den verwundeten und genesenden Kriegern mit großer Anteilnahme gelesen worden und haben uns bereits eine Anzahl neuer wertvoller Beziehungen gebracht. Voraussichtlich wird die Einwirkung dieser Werbemaßnahme sich stärker nach dem Kriege zeigen. (Schluß folgt.)

Aus der Vortrupp-Arbeit

Vortrupp Groß-Berlin. Am 29. März veranstalteten wir im Guttempler-Logenhaus einen gutbesuchten Vortrag über „Die Fragen der freideutschen Jugendbewegung", der von cand. med. Max Hodann gehalten wurde. Dieser Vortrag brachte mit richtigen Worten die Forderung zur Tat. Das Wort klang wie eine Befreiung nach all der Festlegung der freideutschen Jugend auf bewußte Ziellosigkeit. Es ist ein erschütterndes Ringen in dieser Jugend nach Betätigung, nach Ausdrucksmöglichkeit und nach zielbewußter kraftvoller Organisation. Doch dieses heiße Ringen äußert sich oft noch in Mißtrauen untereinander, in Auseinanderstreben und Eigenbrödelei. Der Vortragende, dessen Stimme in den Kreisen der freideutschen Jugend gehört wird, suchte das Gemeinsame aller herauszufinden und von einer Gruppe und Richtung zur anderen Fäden zu knüpfen. Das erlösende Moment war dann der Wille zur Tat. Wir meinen, daß durch diesen Willen, auf dessen Boden sich die Vortrupp-Jugend schon lange bewußt gestellt hat, auch die Verbindung zwischen dieser und der freideutschen Jugend ohne weiteres hergestellt ist. Wir hoffen, daß dieser Abend mit seinem Vortrage mit dazu beiträgt, Gegensätze zu überbrücken. **L. B.**

*

Vortrupp Breslau. Wir überschätzen den Wert der Zahl nicht und doch freuen wir uns, daß unsere ersten Zusammenkünfte nacheinander besucht waren von 15, 30 und 60 tatfrohen Menschen. Auch die Vortrupp-Freunde in der Provinz nehmen regen Anteil am Leben unserer Gruppe. Wir stehen in Verbindung mit Freunden in Dt. Lissa, Neumarkt, Wilitsch, Oels, Bunzlau, Schmiedeberg und Nowawes bei Potsdam. — Die Sammlung „Krieg und Alkohol" wächst von Tag zu Tag; Dora Vogeler, Viktoriastr. 116, versendet gern den dafür herausgegebenen Vordruck. — Am 17. 1. gab's eine lehrreiche Aussprache über die Frage „Was kann ein Mädel für den Vortrupp tun?" — Am Tage des Einzugs ins neue Heim, den 5. Februar erzählte uns Hans Pallaske, der frühere Ortsgruppenleiter in Liegnitz, vom Wesen und aus der Geschichte des Wandervogels, während Evalotte Balzer Ziele und Arbeit des Jungdeutschlandbundes darlegte. Das Abwägen der Vorzüge und Schwächen beider Jugendbewegungen gegeneinander gab überreichen Stoff zur Rede und Widerrede. Die Erfahrungen und die Äußerungen jenes Abends wirken noch fort und dürften in nicht ferner Zeit zu neuer Behandlung drängen. — Sem, der unermüdliche Schreibwart, Sänger und Wandervogel, hielt am 21. Februar einen Vortrag über „Das deutsche Volkslied und der Wandervogel". Frische Mädel und Jungen sangen dazu. — Unser erster Ausflug am 13. 2. durch den „schlesischen Spreewald" ins Wildschützer Landheim brachte uns unvergeßliche Stunden. Wir hatten das Glück, Wilhelm Gädeke (vgl. „Vortrupp" 1914, S. 31) unter uns zu sehen, der sich, auf dem Wege zur Front, 3 Tage hier aufhalten mußte und uns fand. Soeben haben wir unseren Sommerarbeitsplan fertig gestellt und versandt. Er stellt einen ersten Versuch dar, die in Breslau eben erwachende Vortrupparbeit zu gliedern und zu lenken. Heil! **Eberhard Giese.**

*

Vortrupp Dresden. (Anschrift: Kaiser-Straße 13.) Das erste Vierteljahr d. J. war für die Ortsgruppe Dresden ziemlich still. Wir kamen aber regelmäßig jeden 1. und 3. Freitag im Monate um 8½ Uhr Johann-Georgen-Allee 16 zu einem Vortrage mit Aussprache zusammen. Die Vortragsgegenstände waren den folgenden Gebieten entnommen: Philosophie und Psychologie, Sprachreinigung, Kriegerheimstättenbewegung, Tierschutz. Es werden ein Vortrag aus der Frauenfrage und ein literarischer Vortrag folgen. Auch werden wir einen Volksliederabend abhalten, der besonders unter der Jugend, die unseren Nachwuchs stellen wird, werben möchte. Zum Arbeitsausschuß gehören vier Mitglieder. Wir haben ein Anschriftenverzeichnis zum Einladen geeigneter Personen zusammengestellt und schwarze Bretter in sämtlichen vegetarischen Speisehäusern der Stadt, die in ihrer Aufnahme Entgegenkommen zeigten, verteilt. Zur Zeit wird die Gründung eines Ortsausschusses für Kriegerheimstätten erörtert. **R. W.**

*

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vortrupp Mainz. Nach einer am 11. Februar stattgefundenen Vorbesprechung mit den Vertretern verschiedener Lebensreformvereine ist es gelungen, die hiesige Vortrupp-Gruppe, die vor Beginn des Krieges ihr Wirken hatte einstellen müssen, auszugestalten und zu hoffnungsvoller, frischer Arbeit zu führen. Am 3. März konnte bereits eine Aussprache über die Frage: „Was hat der Krieg Gutes, was hat er uns Schlechtes gebracht?" stattfinden und am 19. März sprach dann Prof. Dr. Reinhard Strecker, Bad Nauheim, Mitglied des Arbeitsausschusses des Deutschen Vortrupp-Bundes, über den deutschen Jugenddank. Aus dem Einladungsschreiben zum ersten Besprechungsabend wünschen wir den nachfolgenden Ausführungen einen starken Widerhall in allen Vortrupp-Kreisen: „In den Schützengräben liegt noch immer Deutschlands waffenfähige Mannschaft im Kampf für des Vaterlandes Ehre, Freiheit und Unantastbarkeit. Im sicheren Schutze dieser lebendigen Eisenmauern arbeitet die Heimarmee an der Stärkung der wirtschaftlichen Widerstandskraft unseres Volkes. Zu diesen beiden Hauptaufgaben unserer Zeit kommt als dritte nicht minder wichtige: unsere Arbeit an der Gesundung und Stählung der lebendigen Kräfte unseres Volkskörpers. Diese Arbeit darf während des Krieges nicht ruhen — im Gegenteil: unser Volk soll und muß aus dem Kriege besser, reiner, kräftiger, gesünder und edler herauskommen, als es in den Krieg hineingegangen ist. An dieser schweren, aber schönsten Aufgabe arbeiten die Besten unserer Zeit, und gar mancher Verein hat als höchstes Ziel, dem er zustrebt: die Veredelung deutschen Wesens. Doch auch mancher tapfere Vorkämpfer für die bessere deutsche Zukunft hat bereits seine Liebe für das Deutschtum mit dem Tode besiegelt.

In diese Lücken müssen nun andere einrücken. Der Kampf muß weitergehen.

So rufen wir denn alle diejenigen, die die Verpflichtung in sich fühlen, in diesem Kampf gegen das Ungesunde und Krankhafte, gegen die Auswüchse und Wucherungen unseres Volkskörpers nicht untätig zu sein, auf, einander die Hände zu reichen, und mit vereinten Kräften auf den verschiedenen, mannigfachen Kriegsschauplätzen Siege zu erfechten. Dann können auch wir einst mit gutem Gewissen unseren heimkehrenden Siegern entgegentreten mit dem frohen Heilruf: auch wir haben in der Schicksalstunde unseres Volkes gekämpft und gesiegt für Deutschlands Größe, Freiheit und Unantastbarkeit."

Zuschriften und Anmeldungen für den Vortrupp Mainz sind an Pfarrer Fritz Fresenius, Essenheim-Mainz und Maria Lehne, Mainz, Fischtorstr. 2 zu richten.

*

Vortrupp Oldenburg. Unsere Ortsgruppe in Oldenburg ist soeben mit einem Organisationsentwurf „Unsere Vortrupp-Arbeit", verfaßt von dem Obmann Rektor H. Schütte, an die breitere Öffentlichkeit getreten. Wir entnehmen diesem Aufklärungsblatte die folgenden einleitenden Ausführungen: „Der Deutsche Vortrupp-Bund will eine Tatgemeinschaft sein, das will sagen: Er begnügt sich nicht mit theoretischen Erörterungen, sondern er sucht, wo er kann, mit der Tat einzugreifen in die Aufwärtsbewegung unseres Volkes aus der Niedrigkeit materialistischer Lebensführung zu idealer Lebensauffassung und veredelten Sitten. Das setzt Kampf auf der einen, liebevolle Pflege auf der andern Seite voraus, vor allen Dingen aber bedeutet es kein Abseitsstehen, kein Absondern und Sichbeschränken auf den engen Kreis gleichgesinnter Mitglieder, sondern ein Hinaustragen unserer Gedanken und Bestrebungen in die Öffentlichkeit, nicht aufdringlich und vorlaut, aber zielsicher und bestimmt und überall da, wo sich Gelegenheit bietet. Diese haben wir also zu suchen und immer da, wo es gilt, den rechten Mann oder die rechte Frau an den rechten Platz zu stellen. Das ist eine hohe und schwere Aufgabe, zu der wir uns vor allen Dingen selbst tüchtig machen müssen.

Wie kann das geschehen? Zunächst dadurch, daß jeder von uns die Vortrupp-Gedanken durch fleißiges Lesen unserer vorzüglichen Vortrupphefte und ähnlicher Reformschriften in sich aufnimmt und in sich ausreifen läßt und daß wir sie in unseren Mitgliederversammlungen gründlich erörtern. Dann aber kommt die Tat, und die will organisiert sein, d. h. es muß Arbeitsteilung eintreten. Auch hierbei darf keiner abseits stehen, und ich möchte deshalb vorschlagen, daß wir gleich von vornherein jedes Mitglied unter möglichster Berücksichtigung seiner eigenen Wünsche einem Unterausschuß zuteilen, der einen bestimmten Arbeitszweig als sein Sondergebiet in Pflege nimmt, ohne dabei das Ganze aus dem Auge zu verlieren." Die Arbeitsteilung erfolgte in sieben Ausschüssen: dem Presseausschuß, dem sozialen Ausschuß, dem Wanderausschuß, dem Kunstausschuß, an dessen Spitze der bekannte Maler Prof. Bernhard Winter steht, dem Ausschuß für Kriegerreform, dem Ausschuß für Ernährungsreform und dem Ausschuß für Wohnungsreform. Diese einzelnen Ausschüsse arbeiten in engster Fühlung miteinander und mit dem Hauptarbeitsausschusse sowie mit allen Vereinen in der Stadt, die für die jeweiligen Gebiete in Frage kommen. Es heißt zum Schlusse in dem Organisationsentwurf: „Für all die Unterausschüsse und ihre Stäbe ist der Hauptausschuß der Generalstab, und wenn auch die Vortrupp-Organisation keineswegs militärisch, sondern auf Freiwilligkeit aufgebaut ist und der Tätigkeit jedes Mitgliedes den freiesten Spielraum läßt, so muß doch insofern straffe Disziplin herrschen, als das öffentliche Auftreten der Einzelmitglieder und der Unterausschüsse sich der Beratung des Hauptausschusses und bei wichtigen Sachen dem Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schlusse der Mitgliederversammlung unterwirft, damit der bewährte Moltkesche Grundsatz: ‚Getrennt marschieren, vereint schlagen!' auch hier Geltung habe und den Erfolg sichere. Vor allem darf nichts unter Vortrupp-Flagge ins Meer der Presse hinaussegeln, was nicht vorher vom Hauptausschuß seinen Freipaß bekommen hat." Dem Wunsche „Nun, Vortrupp Oldenburg, Glückauf zur Tat" schließt sich die Bundesleitung herzlich an.

*

Vortrupp Unterweser. Zuschriften werden an den stellvertretenden Obmann Walter Otto Stilke, Lehe, Kronpr.-Allee 4 erbeten. Versammlungen finden alle vierzehn Tage in der Kakaostube statt.

*

Vortrupp Wilhelmshaven. Der Vorstand der Ortsgruppe bittet uns mitzuteilen, daß der in Nr. 3 der „Mitteilungen d. D. V.-B." unter Vortrupp Wilhelmshaven gebrachte Bericht sich nur auf das Wirken einiger eifriger Vortruppfreunde bezieht, nicht aber als Darstellung der Ortsgruppenarbeit zu gelten habe. Die Arbeit des Vortrupp Wilhelmshaven mußte, durch die Kriegsverhältnisse veranlaßt, wesentlich eingeschränkt werden.

*

Vortrupp-Schaufenster-Ausstellungen verschiedener Art finden gegenwärtig in Cuxhaven, Breslau und Nürnberg statt.

*

In Rethel (Champagne), im alkoholfreien Ausschank „Hindenburg", Ecke Bahnhof- und Sachsenstraße mögen sich jeden Mittwoch und Sonnabend, nachmittags 5—7 Uhr, Vortruppleute, Freideutsche und andere Gesinnungsfreunde treffen. Verschiedene Zeitschriften werden zu finden sein. Die Anwesenheit schreibe man in aufgehängtes Büchlein. Heil!

Kriegskrankenpfleger J. Aff.
Heimatanschrift: Darmstadt, Schießhausstr. 67.

*

Mitgliedsbeiträge zum Deutschen Vortrupp-Bunde. Nach der Satzung erhebt der Deutsche Vortrupp-Bund keinen Jahresbeitrag von den Mitgliedern. Bindend ist nur der Bezug des „Vortrupp". Eine größere Zahl Mitglieder aber haben bisher gern einen freiwilligen Jahresbeitrag gezeichnet, um die Aufgaben der Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes damit zu unterstützen. Alle Mitglieder, die einen solchen, auf freier Selbsteinschätzung beruhenden Beitrag gezahlt haben, werden freundlich gebeten, den Beitrag für 1916 bis zum 1. Mai ds. Js. mit entsprechendem Vermerke auf dem Abschnitt der Zahlkarte an unser Postscheck-Konto 1852 Alfred Jansen, Postscheckamt Hamburg, einzusenden. Wir nehmen an, daß es erwünscht ist, die nicht bis zu diesem Zeitpunkte eingegangenen Beiträge in der Höhe des vorjährigen Beitrages dann durch Postnachnahme einzuziehen.

Die für Ortsgruppen festgesetzten Jahresbeiträge sind an den Schatzmeister der jeweiligen Ortsgruppe, nicht aber an uns, abzuführen.

Die Geschäftsstelle
des Deutschen Vortrupp-Bundes.

*

Über die Aufgaben des Deutschen Vortrupp-Bundes und über den Verlauf des I. Deutschen Vortrupp-Tages werden oft Auskünfte erbeten. Wir machen unsere Mitglieder und alle Leser wiederholt darauf aufmerksam, daß eingehend Näheres darüber ausgeführt ist in „Auf Fichtes Bahnen, Bericht über den I. Deutschen Vortrupp-Tag zu Leipzig, den 3.—6. Juni 1914" II. Auflage, Hamburg, Verlag von Alfred Jansen". Das Buch ist durch jede Buchhandlung zum Preise von 1 Mark zu beziehen. Es ist unentbehrlich für alle, die über die Entwicklung der Vortrupp-Bestrebungen, über das Verhältnis des „Vortrupp" zur Freideutschen Jugendbewegung usw. sich unterrichten wollen. Außer einem eingehenden Berichte über die Verhandlungen auf dem I. Deutschen Vortrupp-Tage enthält „Auf Fichtes Bahnen" den Wortlaut der Vorträge von Dr. Hermann Popert „Wie schaffen wir etwas, was oben bleibt?", Hans Paasche „Glaube an die Sache, der du dienst!", Pfarrer Paul Bruns „Der Kinderhandel in Deutschland" und Prof. Dr. Reinhard Strecker „Fichtes sittliche Forderung an die Jugend". Der I. Deutsche Vortrupp-Tag hat auch in der deutschen Presse eine weitgehende Beachtung gefunden. Zum Schlusse des Berichtes findet sich eine Zusammenstellung darüber. Wir bitten alle Freunde, sich für eine weite Verbreitung des Buches zu verwenden, das neue Freunde für den „Vortrupp" zu werben geeignet ist.

*

Brot und Fleisch. Unter diesem Titel hat unser Gesinnungsfreund F. Kiel, Eden bei Oranienburg seine beiden Aufsätze „Haben wir genug Fleisch" und „Vierfache Getreideverendung noch heute" aus dem „Vortrupp" und dem „Deutschen Willen" (Kunstwart) als Flugschrift herausgegeben. Der Reinertrag ist von ihm zum Besten der Arbeiten des „Deutschen Vortrupp-Bundes" bestimmt. Die Schrift, die für nur 15 Pf. durch den Verlag von Wilhelm Möller, Oranienburg bezogen werden kann, erscheint soeben in 2. Auflage. Bei Massenverbreitung wird die sehr empfehlenswerte Schrift wie folgt vom genannten Verleger abgegeben: 10 Stück zu 12 Pf., 50 Stück zu 11 Pf., 100 Stück zu 10 Pf., 500 Stück zu 8½ Pf., 1000 Stück zu 7½ Pf. das Stück (postfrei).

*

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Jansen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

5. Jahrgang Nr. 10 — Der Vortrupp — 16. Mai 1916

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.

Mitteilungen
des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge einmal vierteljährlich
als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde
herausgegeben von der
Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 5/6 — 1916

Inhalt. Rückschau auf die Arbeit des Deutschen Vortrupp-Bundes während der Kriegszeit 1914/15 (Schluß). — Aus der Vortrupp-Arbeit. — Werbemittel.

Rückschau auf die Arbeit des Deutschen Vortrupp-Bundes während der Kriegszeit 1914/15.

(Schluß.)

Die auf dem I. Deutschen Vortrupp-Tage beschlossenen Bittschriften an den Reichstag konnten leider nicht so viele Einzelunterschriften erhalten, wie wir gewünscht hatten. Der Krieg hat die dafür eingesetzte Arbeit vollständig unterbrochen. Die Bittschrift für Schaffung eines Gesetzes zur Beseitigung des Kinderhandels hat 4576, diejenige für Herbeiführung eines Gesetzes, die Einfuhr von Federn oder Teilen von Bälgen wildlebender Vögel zu verbieten, 2443 Einzelunterschriften gefunden. Durch den Anschluß verschiedener Körperschaften erhöhen sich selbstredend diese Zahlen um die Mitgliederzahl der in Frage kommenden Vereinigungen. Diese beiden Bittschriften werden voraussichtlich in der Friedenszeit noch einmal wiederholt werden müssen, wenn bis dahin von der Leitung des Reiches entsprechende Schritte noch nicht geschehen sein sollten.

Die verschiedenen, von der Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes ausgegebenen Werbemittel wurden in den ersten Kriegsmonaten wenig benutzt, aber bald hat man sich ihrer wieder in größerem Umfange bedient. Die neuen Auskunftsblätter und die Zusammenstellung der „Urteile" über den „Vortrupp" erfreuen sich besonderer Beliebtheit, so daß mehrfach ein Nachdruck nach kurzer Zeit erforderlich war. Von den drei herausgegebenen Kriegspostkarten sind die Karten I und III bis auf einen kleinen Bestand vollständig vergriffen. Die Karte I bot den Ausspruch aus dem Leitaufsatze des „Vortrupp" vom 1. September 1914: „.. Unbesieglich wird unsere Kraft im Ertragen und Handeln sein, durch nichts zu brechen unser Wille zum Sieg des Deutschen, das zugleich der Sieg des Guten ist.... Wir sind ein Leib, ein Geist, ein Wille zum Sieg, eine einzige entschlossene Drohung für unsere Feinde.... Wir wollen siegen! Um unseres Volkes Willen, auf dessen Schultern jetzt die ehrende, gewaltigste Pflicht des heiligsten Krieges sank, — um der menschlichen Zukunft willen! Mit uns ist das Recht, klar wie die Sonne!"

Die Karte III brachte die Ausführungen unseres Kampfgenossen Dr. Holitscher über die Frage „Wie wärmt sich der Soldat?" Sie hat während der Kältemonate nach allgemeinem Urteil sehr gute Dienste zur Aufklärung geleistet. Die Kriegspostkarte II, von der noch ein Vorrat vorhanden ist, ist während der Kriegszeit nur wenig benutzt worden, obwohl die Mahnungen, die sie bietet, immer wieder erhoben werden sollten. Sie diente der energischen Bekämpfung der Federmode durch nachfolgenden Aufruf: „Deutsche Frauen! Die Heldentaten unserer Krieger und der Opfermut des ganzen Volkes schirmen deutsche Kultur. Auf den Schlachtfeldern keimt neue Saat. Deshalb verbindet mit der Größe dieses geschichtlichen Augenblicks eine Kulturtat: ‚Weg mit der Pariser Unsitte, Vogelleichen auf Hüte zu binden!'

Die Vortrupp-Flugschriften sind inzwischen auf 35 gestiegen*). Sie bilden

*) Siehe S. 22 u. 23 dieser „Mitt. d. D. V.-B."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bekanntlich die Sonderdrucke derjenigen Aufsätze aus dem „Vortrupp", deren Gedanken möglichst nachdrücklich in weite Volkskreise getragen werden sollten, um sie zur Tat werden zu lassen. Ihre Benutzung war im allgemeinen gut, so daß einige Neuauflagen erforderlich waren. Für die weniger begehrten Flugschriften, die inzwischen vergriffen sind, werden, soweit der Vorrat reicht, die betr. Vortrupp-Hefte für diejenigen Freunde eingeschoben, die den ganzen Satz der Vortrupp-Flugschriften (Preis M. 3.60) zu beziehen wünschen. Eine rege Bestellung erfolgte auch auf die Vortrupp-Werbebändchen (siehe „Mitteilungen" Nr. 10 in Nr. 20 des „Vortrupp" vom 16. Oktober 1915). Zu den gemachten sieben Zusammenstellungen wurden von eifrigen Werbefreunden eine Reihe anderer Zusammenstellungen gewünscht, die gern zu den gleichen Bedingungen übermittelt worden sind (5 Hefte zu 50 Pfg.). Die wichtigsten Zusammenstellungen sind jetzt: 1) Vom Vortrupp-Programm im allgemeinen (Auswahl I, fünf Leitaufsätze von Hermann Popert). 2) Vom Vortrupp-Programm im allgemeinen (Auswahl II). 3) Vortrupp-Gedanken und Krieg. 4) Volksaufartung. 5) Schule und Schulreform. 6) Bekämpfung der Alkoholnot. 7) Freideutsche Jugend. 8) Der Wandervogel und seine Bedeutung. 9) Deutschtum und Österreich. 10) Ernährungsreform. 11) Volksaufartung und die Frauen.

Von wichtigen Tagungen während der Kriegszeit konnte nur die bedeutsame Tagung für Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft vom 26.—28. Oktober vorigen Jahres beschickt werden. „Der Vortrupp" war durch seinen verantwortlichen Schriftleiter dort vertreten und der Deutsche Vortrupp-Bund durch seinen Geschäftsführer. Auf den Tagungen verschiedener Lebensreformvereinigungen wurden durch unsere Freunde unsere Werbedrucksachen verteilt, und es wurde versucht, auf die Bedeutung des „Vortrupp" für die Volksaufartung hinzuweisen. Der Geschäftsführer suchte mit einer Anzahl führender Gesinnungsfreunde aus den verschiedenen Lagern in ständiger Fühlung zu bleiben. Durch Hamburg reisende Vortrupp-Freunde sprachen wohl ausnahmslos auch an der Geschäftsstelle vor.

Von gar mancher Arbeit für die Ausbreitung der Vortrupp-Gedanken könnte in dieser gedrängten Rückschau noch gesprochen werden, doch es mag die gebotene Zusammenstellung genügen, um zu zeigen, daß auch in der Kriegszeit mit ihren erhöhten Anforderungen an den einzelnen und mit der durch sie bedingten Verminderung der Hilfskräfte in allen Teilen des Vaterlandes kräftig für die Förderung unserer Sache zu wirken versucht worden ist. Wenn auch unser Freundeskreis nicht in dem Umfange sich vergrößert hat, wie es von allen Vortrupp-Freunden gewünscht wird, so dürfen wir doch zuversichtlich hoffen, daß nach dem Kriege die Schar derer, die mit uns wandern werden, sehr schnell anschwellen und mit Eifer und Begeisterung dann die Bahnen beschreiten wird, die zum Aufwärtsstieg unseres Volkes führen. Dazu Heil und Sieg! F. H.

Aus der Vortrupp-Arbeit

Vortrupp Groß-Berlin. Unsere Vortrupp-Gruppe veranstaltet mit den Vortrupp-Gruppen Potsdam und Zehlendorf am Himmelfahrtsdonnerstag, den 1. Juni bei der Hegermühle bei Straußberg eine Waldfeier, zu der alle Vortrupp-Freunde und alle die, welche der Vortrupp-Bewegung nahestehen, hiermit eingeladen werden. Der Tagesplan beginnt um 1/2 3 Uhr. Abfahrt vom Zoolog. Garten nach Straußberg 12 Uhr 4 Min., in Straußberg Anschluß mit der Kleinbahn nach Hegermühle. Zu Fuß ist es eine Stunde weit. Eine Führerabordnung erwartet die Ankommenden in Straußberg. Wer früher kommt, ist willkommen. Der Vortrag von Volksliedern und die Vorführung von Volkstänzen werden helfen, dem Tag sein Gepräge zu geben. Unser gemeinsames Wollen soll ausgedrückt werden durch folgende drei Ansprachen:

1. Des Staates Dank an seine Krieger: O. P. Rüppel (Bund deutscher Bodenreformer),
2. Des Volkes Dank an seine Schützer: Redner noch unbestimmt,
3. Der Jugend Dank an ihre Helden: Max Hodann (Freideutscher Verband-Berlin).

Teilnehmerkarten, die für Vortrupp-Bezieher und durch Vereine bezogen 30 Pf., für alle andern Gäste 50 Pf. kosten, sind erhältlich bei der Leitung der drei Vortrupp-Gruppen: Lotte Behncke, Barbarossastr. 64; E. W. Trojan, Zehlendorf-Wannseebahn,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Charlottenburgerstr. 3; R. Pichottka, Neubabelsberg, Stahnsdorferstr. 83, bei der Akadem. Buchhandlung, Prinz Louis Ferdinandstr. 1, in allen vegetarischen Speisehäusern, bei der Geschäftsstelle des Bundes deutscher Bodenreformer, Lessingstr. 11 und im Guttempler-Logenhaus Linienstr. 121. Der Ertrag dient zur Beschaffung von Lesestoff für unsere Krieger. Wir bitten alle Vortrupp-Freunde um recht weite Verbreitung der Teilnehmerkarten, die wir zum Zweck des Verkaufs jedem einzelnen gern in der gewünschen Zahl zur Verfügung stellen. Heil! Lotte Behncke.

*

Vortrupp Hamburg. Der Arbeitsausschuß hat den neuen Sommerarbeitsplan fertiggestellt. Er ist durch Schreibmaschinenvervielfältigung in den erforderlichen Abzügen hergestellt worden und kann zum Preise von 10 Pf. durch Herrn A. v. Faber, Hamburg 21, Haideweg 11 und Liesel Salecker, Volksdorferstr. 16 bezogen werden. Die Wanderfahrten finden alle 14 Tage Sonntags statt; sie sind fast sämtlich mit Vortragsveranstaltungen verbunden. Diese sind am Treffpunkt so gelegt, daß ältere und beruflich verhinderte Mitglieder mittags mit der Eisenbahn sich noch anschließen können. Führer für die Wanderfahrten des Sommerhalbjahres ist H. Müller, Mozartstr. 48, Erdgesch.

*

Helgoland. Von der Vortrupparbeit unserer Freunde auf dem meerumbrandeten Eiland mit seiner tapferen Nordseewacht sprechen die folgenden Mitteilungen aus dem uns übersandten Berichte: Unsere Besatzung hat nun ein Heim, das sie in ihren Mußestunden aufsuchen und in dem sie sich erholen kann von den Mühen des Dienstes. Es ging auch kaum noch ohne ein solches Heim, war doch kein Lokal hier auf der Insel vorhanden, das außerdienstlicher Erholung hätte dienen können. Und wie sehr man sich als Soldat sehnt, einmal etwas anderes zu haben, als Kaserne und Exerzieren, das wissen alle, die gedient haben. Hier war die Lokalfrage nicht leicht zu lösen. Bei unseren Wohnungen auf Helgoland war kaum etwas, das für uns in Frage kam. Sie sind alle recht klein. Endlich fanden wir in den Räumen der Kleinkinderschule eine Stätte, die für uns geeignet war. Zwei große schöne und helle Säle waren vorhanden, so wie wir es uns nicht besser wünschen konnten. Der Vaterländische Frauenverein stellte uns die Räume mietfrei zur Verfügung, wofür wir besonders dankbar sind. Die Einrichtung konnte nun beschafft werden, wir wollten das Heim möglichst bald seiner Bestimmung übergeben. Das konnte schon am ersten Weihnachtstage des vorigen Jahres geschehen. Jeder, der die netten Räume mit ihrer einfachen und doch gediegenen Einrichtung sah, freute sich darüber. Wir sind nun auf der Insel mit unserm Heim volkstümlich geworden. Neben unseren lebensreformerischen Unterhaltungsvorträgen, die jetzt jeden Sonntag zweimal stattfinden (nachmittags in der „Nordseelust" und abends im Hafen im Lokomotivschuppen) dient es dazu, den Geist unserer braven Mannschaften zu heben, und ihre Seele zu bewahren vor manchen Versuchungen, die auch hier in der Abgeschlossenheit den Menschen nicht erspart bleiben.

Den Bedürfnissen des Leibes trägt unser Heim Rechnung durch Darbietung von alkoholfreien Erfrischungen aller Art. Unser Kaffee ist gut, das weiß jeder auf der Insel, und wir bemühen uns auch, etwas dazu zu geben, unsere Printen, Pfeffernüsse und Keks oder auch Honigkuchen finden einen reißenden Absatz, weil es solche schöne Dinge hier sonst nicht zu kaufen gibt. Wir haben sie auch meist unter dem Einkauf abgegeben, weil sie so schon teuer sind. Auch einen „steifen Grog" kann man bei uns haben, aber einen solchen, der das Blut nicht erhitzt, reine Fruchtsäfte nehmen wir dazu, wie die Natur sie uns darbietet, und wie gerne wird dieser Grog getrunken! Voll und übervoll ist unser Haus aber Sonntags und auch Mittwochs, wenn es Reibekuchen gibt. Man kann sonst als Soldat auf der Insel kein warmes Essen kaufen. Mit welcher Freude wurde es begrüßt, als wir damit anfingen! Schwierigkeiten haben wir ja hier in der Beschaffung der Materialien, das ist ja bei unserer Lage auch selbstverständlich. Fett ist vor allem knapp, wie ja überall jetzt. Aber bisher haben wir noch durchhalten können im Reibekuchenbacken und hoffen das auch in Zukunft zu können. Noch nicht geredet haben wir von dem, was wir an geistiger Kost darbieten. Eine Fülle von guten Schriften findet der Besucher des Heims zunächst vor. Da sind Tageszeitungen, die regelmäßig ausliegen, wie die „Tägliche Rundschau", der „Reichsbote", die „Deutsche Warte"; auch Hamburger Zeitungen. Zeitschriften wie „Der Vortrupp", „Kunstwart", „Türmer", „Universum" und viele andere fehlen nicht. Wer nach Hause schreiben will, findet zur unentgeltlichen Benutzung Briefpapier vor, oder er kann sich eine wirklich gute und geschmackvolle Ansichtskarte kaufen. Gute, billige Volksschriften wollen wir auch zum Verkauf einführen. Denn die Schundliteratur sucht gerade hier, wo der langweilige Wachdienst Zeit läßt zum Lesen, ihre Opfer. Und wenn wir in dieser Weise ihr entgegenarbeiten und aufmerksam machen auf das Gute, dann tun wir einen Dienst, dessen Wirkungen über die Kriegszeit hinausgehen werden. — Wir entnehmen dem Berichte ferner, daß die Arbeiten im Soldatenheime noch weiter ausgestaltet werden sollen, wenn irgend die Mittel dazu reichen. Der Betrieb auf Helgoland ist sehr teuer, deshalb ist es nicht möglich, ohne Zuschüsse auszukommen. Wer von den Mitgliedern des „D. V. B." dazu beitragen kann wird gebeten, sich mit unserem Freunde

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ev. Marine- und Garnisonpfarrer Siegmeyer, Helgoland, in Verbindung zu setzen. Erwünscht sind auch Überweisungen guter Bücher und Zeitschriften.

*

Vortrupp Nürnberg. Die von der Ortsgruppe nach einer längeren Ruhepause wieder aufgenommene Arbeit ist bisher vom besten Erfolge begleitet gewesen. Die Versammlungen erfreuten sich eines guten Besuches und einer regen Anteilnahme. Am 26. März sprach auf einem Unterhaltungsabend Hauptprediger D. Dr. Geyer über „Der Krieg als Erzieher". Der Abend war, wie eine Reihe begeisterter Zuschriften bekunden, für viele Anwesende ein bedeutsames Erlebnis. So heißt es in einem Briefe: „An solch herrlichen, warmherzigen Worten, an edler Musik, lieblichem Volksgesang, da entzündet sich die Seele zur Flamme, und aus dieser Begeisterung heraus werden viele gewonnen zur Mitarbeit an allem Edlen und Wahren. Unter dieser Stimmung fühlten sich viele Zuhörer des heutigen Abends." Am 3. April hielt unser Gesinnungsfreund Walter von Gizycki aus Eßlingen einen Vortrag über „Die Verwertung von deutschem Obst und Gemüse, eine Waffe gegen den englischen Aushungerungsplan". Diese Veranstaltung war gemeinsam mit den Vegetariern, Guttemplern, Bodenreformern usw. veranlaßt worden. Am 9. April folgte dann im Gewerbemuseum ein Vortrag mit Lichtbildern über „Das Kleid der deutschen Frau" von Frl. E. Lau. Bei dieser Gelegenheit verbreiteten wir Hans Paasches Flugblatt gegen die Federmode. In einer Besprechung der Vortruppfreunde am 9. April wurde festgelegt, von jetzt an alle drei Wochen eine Wanderung anzusetzen, jede Woche einen Leseabend zu veranstalten und alle drei Wochen einen Besprechungsabend abzuhalten. So wird der Vortrupp Nürnberg in dieser ernsten Kriegszeit versuchen, immer mehr Kräfte für alles zu begeistern, was für unser deutsches Volk heilsam und segensreich wirkt. Alle Vortruppleser in Nürnberg und Umgegend werden gebeten, ihre Anschrift an den Obmann des Vortrupp Nürnberg, H. Weinlein, N., Tuchergartenstr. 14 aufzugeben.

*

Vortrupp Leipzig. Die Ortsgruppe hat auch im verflossenen Winter, soweit es die durch den Krieg geschaffenen Zustände erlaubten, im Vortrupp-Sinne weiter zu wirken und zu werben gesucht. Bei Berücksichtigung der schwierigen Umstände dürfen wir mit dem Erfolge zufrieden sein. Die Zusammenkünfte, die zum Teil im „Kaffee Wintergarten", die größeren im „Königin Luise-Haus" stattfanden, erfreuten sich stets eines guten Besuches. Pfarrer Mühlhausen, dessen Predigt über das Harringa-Wort „Ich will ein Krieger sein im Heere des Lichts" weiteste Verbreitung verdient, sprach über „Die religiöse Entwicklung", dabei besonders seine Pläne der Volkskirche berührend, Dr. phil. Corwegh über „Heimatkunst" und über „Militärische Jugenderziehung", Frau Wolff-Arnd über „Frauenstimmrecht", Dr. med. Bornstein über „Ernährungsfragen". Besondere Beachtung fand der erwähnte Vortrag von Dr. Corwegh über die militärische Jugenderziehung. Der Redner wandte sich mit ganz besonderer Wärme an die Jugend, die Pläne von Müller-Meiningen und anderer im freideutschen Sinne scharf bekämpfend. Er brachte einen ganz neuen Gedanken dadurch herein, daß er als Führer für die vielleicht doch kommende militärisch arbeitende Jugendausbildung nicht Militärangehörige (Unteroffiziere usw.), sondern Studenten und gebildete Kaufleute verwandt wissen wollte. Gerade die Studenten müßten es nach dem Kriege als ihre Pflicht anerkennen, ihre freie Zeit besser anzuwenden und ihre Vergnügungen edler zu gestalten. Er führte unter anderem aus: Wenn „Wegtreten" befohlen wäre, ginge ein Unteroffizier auch weg, aber die eben genannten Jugendführer blieben dann als Freunde und Kameraden bei der Jugend. Ein solcher Betrieb böte wegen seiner größeren Freiheit weit mehr die Gewähr für die Entwicklung von Charakter und Persönlichkeit, die der militärische Drill nur allzu leicht verhindert. An der Leipziger Jugenddank-Arbeit hat sich die Ortsgruppe rege beteiligt, und wir hoffen auf ein recht gutes Ergebnis. Die Stellungnahme der Zeitungen zu unseren Bestrebungen läßt im allgemeinen noch manches zu wünschen übrig, doch wenden einige Tagesblätter uns bereits ihre Aufmerksamkeit zu, besonders diejenigen, in deren Schriftleitung Gesinnungsgenossen sich befinden. R. N.

Vortrupp Leipzig. Am 14. April starb nach längerem Leiden Frau Anna Heppe, die uns allzeit ein treue, tatkräftige Mitarbeiterin gewesen ist. Rührend war es, wie sie, schon im Banne ihrer schweren Krankheit, immer noch unsere Versammlungen und die Sitzungen ihrer Guttempler-Loge „Hochland" besuchte und welch rege Anteilnahme sie noch dem Leben um sich herum entgegen brachte, als schon der Schatten des Todes sie umlagerte. Ihr starker Geist hatte einen schweren Kampf mit dem durch Krankheit zerrütteten Körper zu bestehen, ehe er zum Erliegen kam. Eines wissen wir aber, mit dem Arbeiten an unserem Werk war in ihr Leben ein neuer Aufwärtstrieb gelegt, ihr selbst damit hohe Befriedigung geboten und viel Freude und Sonne in ihr Herz gebracht. Ihr Andenken wird von uns in Ehren gehalten werden.

Der Obmann:
H. Aurich.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Anregungen aus Zuschriften an die Geschäftsstelle.

(Es kommen gegenwärtig so viele Zuschriften, daß es nicht gut möglich ist, sie alle in dem gewünschten Umfange zu berücksichtigen. Wenn verschiedene Mitteilungen wiedergegeben sind, in denen des „Vortrupp" mit besonderer Begeisterung gedacht ist, so geschieht es, um durch diese Belege unsre Freunde zu kräftiger Werbetätigkeit für die Ausbreitung des „Vortrupp" in den weitesten Volkskreisen zu erwärmen. Soll „Der Vortrupp" den erhofften Einfluß ausüben, so muß eben seine Leserschar in möglichst kurzer Zeit sich noch stark vervielfachen.)

Kdt. F. L. ... Feldpost 94, der für sechs Freunde je einen gebundenen Jahrgang 1915 des „Vortrupp" bestellt, bemerkt u. a.: „... Tage frohen Schenkens bringt das Jahr mancherlei. Lassen wir uns da doch den laufenden Jahrgang des „Vortrupp" schenken und schenken den von uns selbst bezahlten Jahrgang werbend einem neu zu gewinnenden Jünglinge oder Mägdlein. Besser noch statt des einen laufenden Jahrganges zwei gebundene der vorhergehenden. So können dann gleich zwei neue „Streiter im Heere des Lichts" erobert werden, die außerdem den laufenden Jahrgang noch bestellen können. Auf diese Weise könnte das treffliche Wirken des „Vortrupp" zweifach unterstützt werden.. Und keinen Tag soll man vergessen! ...

S. M. in H. ... Ich beabsichtige, auf folgende Weise Mitglieder zu werben. In einer großen Vereinsbücherei, zu der ich Beziehungen habe, befinden sich eine Anzahl Bücher der Lebensreform, wie „Helmut Harringa", „Gottfried Kämpfer" usw. In diese will ich am Schlusse ein Auskunftsblatt oder eine Zusammenstellung der Urteile einheften lassen, so daß jeder, der das betr. Buch auf sich einwirken läßt, auf den „Vortrupp" hingewiesen werden kann. ...

J. K. E. in A. Mein lieber Vortrupp! ... Ja, Ihr dürft vertrauen und Ihr könnt vertrauen. Haben wir so manchen Streit in unserm Bekanntenkreis um unsrer Überzeugung willen durchgefochten, so manche widrige Rüpelei mit in Kauf nehmen müssen, so werden wir auch die kleine Mehrbelastung unsres Geldbeutels mit Freuden auf uns nehmen. Der eine wird es überhaupt nicht spüren und der oder diejenigen, die ohnedies aller Ecken und Enden sparen müssen, die werden auch ein Eckchen finden, wo sie's abzwacken können. Auch ich war am 1. Oktober genötigt, meine Ausgaben einzuschränken, und so unterließ ich die Bestellung des „Vortrupp". Aber schon das Ausbleiben des ersten Oktoberheftes war mir unerträglich, und ich hungerte nach ihm. Das Natürliche war, daß ich schleunigst das Versäumte nachholte.

Wer, wie ich, Tag für Tag im Wust des Kontors einer Fabrik arbeitet, der lechzt nach frischer geistiger Kost, wie sie „Der Vortrupp" bietet. Wie mich eine Wanderfahrt am Sonntag erfrischt, froh und glücklich für die ganze Woche macht, so bereitet mir jedes neue Heft des „Vortrupp" Stunden reiner Freude, er verinnerlicht mein Leben, bringt mich zum Nachdenken und befestigt mich in dem Streben nach reinen Genüssen, nach Verinnerlichung, Vergeistigung und Heiligung jeder Lebensbetätigung.

O, wenn ich am Weg zum Geschäft die Gedanken und Aufsätze des „Vortrupp" nochmals durch meinen Kopf und mein Herz ziehen lasse, wie strafft sich da mein Körper! Wie stolz und freudig hebt sich da mein Haupt. „Ja, auch ich will einer sein im Heere des Lichtes" ruft es da in meinem Innern, und noch mal so froh trete ich an meine Arbeit heran.

Ja! Es ist unendlich viel, was Sie mir gegeben haben. Alle die Härten und Mühen des Lebens, und ihrer waren nicht wenig in dem meinigen, sie mußten zurücktreten vor dem hohen Ziel der Neudeutschen Bewegung, die ihre Wellen auch zu mir sandte, die durch den „Vortrupp" auch mich mit ihrem Geist erfüllte.

Die Not des Lebens würde weniger fühlbar, und gleichzeitig stieg die Freude am Leben, für manches Schöne ward ich durch den „Vortrupp" begeistert, ihm verdanke ich vieles. ...

*

Eine Reichsbuchwoche findet vom 28. Mai bis 3. Juni dieses Jahres statt. In dieser Woche soll dem Lesebedürfnis unserer Soldaten weitgehend Rechnung getragen werden. An die angezeigten Sammelstellen, in die Schützengräben und die Unterstände, in die Soldaten- und Marineheime, in die Lazarette und überall, wo unsere tapferen Soldaten sich befinden, sollen als Liebesgabe in dieser Woche vornehmlich Bücher versandt werden. Wir bitten, in den Buchhandlungen besonders auch die im Gedankenkreise des „Vortrupp" liegenden Bücher für diesen Zweck zu bestellen und zu versenden (die Vortrupp-Flugschriften, „Auf Fichtes Bahnen" und die im „Vortrupp" ständig angezeigten Werke). Daß das Lesensbedürfnis bei unseren Soldaten sehr groß ist, beweisen die zahlreichen ständig eingehenden Zuschriften. Obwohl es von sehr vielen Seiten zu befriedigen gesucht wird, sind sehr viele Soldatenkreise von Bücherversendungen noch gar nicht erfaßt worden. Es ist echte Vortrupp-Arbeit, an der Reichsbuchwoche sich so stark zu beteiligen, wie irgend nur die Mittel es gestatten.

*

Die Geschäftsstelle bittet um Mitteilung von Anschriften, an die die Vortrupp-Flugschrift Nummer 35 „Ein Fleck im Gewande der deutschen Sprache" mit Vorteil gesandt werden kann. Es kommen vor allem auch Vereinsvorstände in Betracht, die der von Prof. Fr. Böckelmann in Herford angeregten Frage Beachtung schenken werden. Umstehend werden die Titel der bisher erschienenen Vortrupp-Flugschriften zusammengestellt.

*

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Vortrupp"-Flugschriften

Die Vortrupp-Flugschriften erfreuen sich steigender Beliebtheit; sie sind besonders geeignet, denkende Volksgenossen aus allen Gesellschaftskreisen in große Fragen unsrer Zeit im Vortruppsinne einzuführen.

Nr. 1. Der Fall Schifferer Von Hermann Popert. Preis 20 Pf., 100 Abzüge 10 Mark.	Zeigt anschaulich an einem Beispiele aus der letzten Reichstagswahl, daß auch heute es schon möglich ist, dem Gedanken der Volksgesundheit zum Siege zu verhelfen.
Nr. 2. Fahrende Schüler. 2. Aufl. Von O. Wanderer. Preis 5 Pf., 100 Abzüge 2 Mark 50 Pf.	Ein feuriger Aufruf an die Jugend von heute, die Volksaufklärung in alle Winkel des Vaterlandes zu bringen, wo sie noch fehlt.
Nr. 3. Elternpflicht Von Hermann Popert. Preis 15 Pf., 100 Abzüge 7 Mark 50 Pf.	Ernste Gedanken zur Behandlung der geschlechtlichen Fragen der Jugend gegenüber. Ein Aufsatz, der in allen Elternkreisen mit größtem Segen gelesen werden wird.
Nr. 4. Bischof und Konsistorium Von Hermann Popert. Preis 20 Pf., 100 Abzüge 10 Mark.	Eine Flugschrift, die besonders in den Kreisen der Geistlichen aller Konfessionen zum ernsten Nachdenken über die alkoholgegnerische Aufklärungsarbeit anregt.
Nr. 5. Wie öffentliche Meinung gemacht wird Preis 5 Pf., 100 Abzüge 2 Mark 50 Pf.	An der Hand der Urkunden wird von der Vortrupp-Schriftleitung gezeigt, wie der „Deutsche Brauerbund", die Presse und das Volk über die Ergebnisse des „Dresdner Armee-Gepäckmarsches" zu täuschen versuchte.
Nr. 6. Die's am schwersten drückt Von Hermann Popert. Preis 20 Pf., 100 Abzüge 10 Mark.	Die Duellfrage wird unter einem ganz neuen Gesichtspunkte betrachtet. Sehr wichtig besonders für alle Reserveoffiziere.
Nr. 7. Der „Vortrupp" und die Frauenbewegung. 2. Aufl. Von Hermann Popert. Preis 25 Pf., 100 Abzüge 12 Mark 50 Pf.	Kennzeichnet in treffenden Ausführungen die heutige Frauenbewegung als Vorstufe zu einer großen Mütterbewegung. Besonders geeignet, Gegner des Frauenstimmrechts zu überzeugen.
Nr. 8. Deutscher Naturschutz Von Hans Paasche. Vergr. Preis 20 Pf., 100 Abzüge 10 Mark.	Sucht in flammenden Worten für den Naturschutzgedanken Nachdenken und Begeisterung zu erwecken. Für alle Naturfreunde, Jäger, Anhänger des Tierschutzes usw. vorzüglich geeignet.
Nr. 9. Salvator, Oktoberfest u. andre alkoholische Kulturrückständigkeiten aus München. Von Dr. med. A. Dessauer. Vergr. Preis 15 Pf., 100 Abzüge 7 Mark 50 Pf.	Eine lebhafte Schilderung der Münchener Trinksitten, auf die bessernd einzuwirken, besonders die Besucher der Bayerischen Residenzstadt gebeten werden.
Nr. 10. Ein deutscher Volksrat Von Hermann Popert. Vergr. Preis 20 Pf., 100 Abzüge 10 Mark.	Das mehrfach gewünschte „Deutsche Kulturparlament" wird damit als eine parlamentarische, neben dem Reichstage stehende Versammlung gefordert.
Nr. 11. Wandervogel. 2. Aufl. Von Roderich Müller. Preis 5 Pf., 100 Abzüge 2 Mark 50 Pf.	Will in begeisterten Worten der Wandervogelbewegung hohe Ziele, den Weg zur deutschen Jugendkultur weisen.
Nr. 12. Führer des Volkes als Alkoholtrinker. Von O. Wanderer. Preis 5 Pf., 100 Abzüge 2 Mark 50 Pf.	Sucht in geistvoller Weise die Führenden des Volkes, Ärzte, Lehrer, Geistliche usw. daran zu erinnern, welch große Verantwortung gerade sie gegenüber der Alkoholnot des Volkes haben und wie sie in erster Linie „Krieger" im Heere des Lichtes sein sollten.
Nr. 13. Kaiser Wilhelms Stellung zum Alkohol. Von Prof. Dr. R. Ponikau. Preis 25 Pf., 100 Abzüge 12 Mark 50 Pf.	Zeigt eingehend, wie die Anschauungen des Kaisers zur Alkoholfrage immer entschiedener im Laufe der letzten Jahre den Ergebnissen der Wissenschaft gefolgt sind.
Nr. 14. Wie die Deutschen essen Brief eines Negers an seinen König. Von Hans Paasche. Preis 15 Pf., 100 Abzüge 7 Mark 50 Pf.	In launiger, aber außerordentlich zum Nachdenken anregender Weise werden die Eßgebräuche der Deutschen gegeißelt.
Nr. 15. Die deutsch-engl. Verständigung Von Ernst Sieper. Preis 30 Pf., 100 Abzüge 15 Mark.	Der bekannte Anglist Prof. Dr. Sieper in München bietet in einer Aufsatzreihe hervorragende allgemeinverständliche und anziehende Aufsätze zur Erhaltung und Förderung guter Beziehung Deutschlands zu England.
Nr. 16. Das Vaterland hat gerufen Von Hans Paasche. Preis 15 Pf., 100 Abzüge 7 Mark 50 Pf.	Ein warmer, herzfrischer Mahnruf an alle Deutschen, die ihr Vaterland lieb haben und tüchtig sein wollen, wenn ernste Gefahren ihm drohen.
Nr. 17. Das Geheimnis Von Prof. Dr. med. H. Much. Vergr. Preis 10 Pf., 100 Abzüge 5 Mark.	Behandelt das Ringen nach dem Göttlichen, dem Unaussprechlichen.
Nr. 18. Volksgesundheit u. Wirtschaftlichkeit bei der Großstadterweiterung Von Stadtbauinspektor Hans Strobel. Preis 20 Pf., 100 Abzüge 10 Mark.	Gibt in eingehender Weise bedeutsame und begründete Vorschläge für die Stadterweiterung, die Beachtung in den weitesten Kreisen finden werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Nr. 19. Wie die Deutschen ihren König feiern. 2. Aufl. Von Hans Paasche. Preis 20 Pf., 100 Abzüge 10 Mark.	In einem Berichte des Negers Lukanga Mukara werden in fein satirischer Weise die deutschen Trinksitten bei einer Kaisersgeburtstagsfeier gegeißelt.
Nr. 20. Der Wandervogel. 2. Aufl. Von Walter Köhler. Preis 15 Pf., 100 Abzüge 7 Mark 50 Pf.	Würdigt die deutsche Wandervogelbewegung in einem Rückblick und Ausblick als Entwicklungsglied zu einer wirklichen Jugendkultur.
Nr. 21. Abstinenz und Sittlichkeit Von Heinrich Scharrelmann. Preis 10 Pf., 100 Abzüge 5 Mark.	Ein warmer, wirkungsvoller Anruf des bekannten Volkserziehers an das Verantwortlichkeitsbewußtsein jedes Volksgenossen.
Nr. 22. Siiwert Taaken Von O. Wanderer. Preis 15 Pf., 100 Abzüge 7 Mark 50 Pf.	Unter Zugrundelegung des bekannten Popertschen Romans „Helmut Harringa" wird gezeigt, daß unter den heutigen Anschauungen leider viel Tüchtige im Volke untergehen, aber nicht untergehen müssen.
Nr. 23. Der Kaiserkommers Von Hans Paasche. Preis 15 Pf., 100 Abzüge 7 Mark 50 Pf.	Satirische Beleuchtung der Vorgänge in Berlin und Greifswald anläßlich der Universitäts-Kaiserkommerse. Scharfe Zurückweisung der unberechtigten Eingriffe in die Rechte der Studenten.
Nr. 24. Freideutsche Zukunft Ein Gruß zur Jahrhundertfeier auf dem Hohen Meißner von Hermann Popert. Preis 20 Pf., 100 Abzüge 10 Mark.	In großzügigen Ausführungen werden die Anforderungen der Gegenwart an die Jugend gezeichnet und dargestellt, wie die freideutsche Jugend die Deutsche Lebensreformpartei der Zukunft bringen muß.
Nr. 25. Die soziale Frage als Bergkristall betrachtet Ein Wegweiser im Kampf um die Ideale Von Georg Bonne. Preis 20 Pf., 100 Abzüge 10 Mark.	Der Verfasser des bekannten Romans „Im Kampf um die Ideale" bietet in dieser Schrift das Vortrupp-Programm in begeisternder und in die Tiefe dringender Ausführung.
Nr. 26. Großreinmachen Von Hermann Popert. Preis 25 Pf., 100 Abzüge 12 Mark 50 Pf.	Eine Abrechnung mit den Fälschungen und Unwahrheiten, die gegen den „Freideutschen Jugendtag" und den Vortrupp verbreitet worden sind. Eine glänzende Schilderung betrübender Pressezustände der Gegenwart.
Nr. 27. Das gleitende Brett Von Hermann Popert. Preis 20 Pf., 100 Abzüge 10 Mark.	In begeisterten und hinreißenden Worten wird auf die Volksgesundheit hebende Bedeutung des Skilaufes hingewiesen.
Nr. 28. Die Federmode Von Hans Paasche. Preis 20 Pf., 100 Abzüge 10 Mark.	Hans Paasche ficht energisch für den Schutz der Vögel. Er ruft besonders die Gewissen der Frauen wach. Der „Aufruf", mit dem diese Schrift schließt und der zu 50 Pf. für 100 Abzüge vom Vortrupp-Verlag versandt wird, sollte in der Hand jeder deutschen Frau sein.
Nr. 29. Die Langsamkeit als Kulturgefahr. Von Dr. Ernst Schultze. Preis 20 Pf., 100 Abzüge 10 Mark.	Das Verantwortlichkeitsgefühl mancher Regierungsämter und städtischer Behörden sollte feiner werden. Schnelligkeit ist ein wichtiger Teil der kulturellen Vorsicht. Das führte der bekannte Geschäftsführer der deutschen Dichtergedächtnisstiftung mit großer Eindringlichkeit aus.
Nr. 30. Warum sollen wir Idealisten sein? Von Dr. Reinhard Strecker. Preis 15 Pf., 100 Abzüge 7 Mark 50 Pf.	Wie der Idealismus die schaffende Kraft darstellt, wie er die weitschauendste Realpolitik ist, wird in beredten Worten denjenigen gegenüber dargelegt, die an die Zukunft unseres Volkes nicht zu glauben vermögen.
Nr. 31. Guttemplerarbeit Von Reinhard Kraut. Preis 10 Pf., 100 Abzüge 5 Mark.	Eine liebevolle Würdigung der segensreichen Tätigkeit des Guttemplerordens und eine Beleuchtung der Vorurteile, die in manchen Volkskreisen gegen ihn sich noch immer finden.
Nr. 32. Vaterland und Heimat Von Melanie Ebhardt. 3. Aufl. Preis 20 Pf., 100 Abzüge 10 Mark.	Dieser Beitrag zur Frage der Kriegerheimstätten fordert ein unverlierbares Heim für die Verteidiger des vaterländischen Bodens.
Nr. 33. Geselligkeit Eine Plauderei von O. Wanderer. Preis 20 Pf., 100 Abzüge 10 Mark.	Geißelt in launiger Satire die übliche Zwangsgeselligkeit und zeigt die große Bedeutung der freien Geselligkeit der Lebensreformer.
Nr. 34. Weltkrieg und Wahrheit Von Prof. Dr. phil. Ernst Sieper. Preis 20 Pf., 100 Abzüge 10 Mark.	Der bekannte Forscher auf dem Gebiete der Völkerverständigung legt eindringlich dar, daß Deutschlands Zukunft den friedlichen Verkehr mit dem Auslande verlangt.
Nr. 35. Ein Fleck im Gewande der deutschen Sprache Von Fr. Böckelmann. Preis 20 Pf., 100 Abzüge 10 Mark	Betrifft unsere Anrede mit Sie, deren Minderwertigkeit überzeugend nachgewiesen wird. Der Verfasser empfiehlt statt ihrer das in unserem Volksleben wurzelnde Ihr, dessen Vortrefflichkeit in sprachlicher und sozialer Hinsicht deutlich hervortritt.

Die Sammlung der Vortrupp-Flugschriften wird fortgesetzt. Bei vergriffenen Flugschriften wird das betr. Vortruppheft eingefügt. Die bisher erschienenen Nummern 1—35 zusammen zum Preise von M. 3.60 postfrei durch Alfred Jansen, Vortrupp-Verlag, Hamburg, Spitalerstraße 12.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alle Vortrupp-Familien an Orten, in denen sich Lazarette und Genesenden-Kompagnien befinden, können eine schöne Kriegshilfetätigkeit ausüben, wenn sie diejenigen verwundeten und auf dem Wege der Heilung sich befindenden Soldaten, die lebensreformerischen Anschauungen huldigen, ab und zu in ihren Familienkreis einladen würden. Die Kompagnieführer der betreffenden Genesendenkompagnie werden gewiß gern bereit sein, bei der Auswahl der für diese Einladung in Betracht kommenden Soldaten zu helfen. Wie sehr durch solche Einladung gar mancher genesende Krieger erfreut und unserer Bewegung gedient wird, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. Aber auch die Gastgeber werden gewiß gern an solche Tage zurückdenken und mancherlei wertvolle Anregungen erhalten.

Werbemittel

Die Werbemittel werden, wenn sie nicht frei übersandt werden können, zu den angegebenen Preisen, die den Selbstkosten entsprechen, abgegeben. Um zeitraubende Buchungen zu vermeiden, wird freundlichst gebeten, Bestellungen nur unter Beifügung des betreffenden Betrages zu machen. Bei Bestellung von Büchereizeichen fordere man vorher Probe.

Preise unter Voreinsendung des Betrages oder unter Nachnahme mit Anrechnung der halben Zustellungsgebühren.

(Die früheren Preise sind damit aufgehoben.)

Vortrupp-Briefbogen und Umschläge für den persönlichen Briefwechsel sind auf mehrfachen Wunsch in zwei Ausgaben hergestellt worden. (Siehe „Mitt." Nr. 7, S. 35.)

1. Kästchen A mit bestem starken „Onama"-Papier, 25 Bogen (15: 19 cm) M. 3.50.
2. Kästchen B mit 50 Bogen (13: 17½ cm), aus gutem, weißem, gerippten Briefpapier und gefütterten Briefdecken, M. 3.50.

100 Verschlußmarken . . M. 0.50
200 „ . . M. 1.—
500 „ . . M. 2.25
1000 „ . . M. 4.—
500 Büchereizeichen mit eigenem Namen . . . . . M. 5.—
250 Büchereizeichen usw. . . . . M. 3.80
125 Büchereizeichen usw. . . . . M. 3.—
250 Büchereizeichen in Zweifarbendruck . . . . . M. 7.50
125 Büchereizeichen in Zweifarbendruck . . . . . M. 6.80

Auskunftsblätter unberechnet.
Zusammenstellung von Urteilen über den Vortrupp unberechnet.

100 Postkarten mit „Vortrupp" Aufdruck . . . . . M. 0.50
30 Feldpostkarte I . . . . . M. 0.50
75 „ „ I . . . . . M. 1.00
30 „ „ II (Federmode) M. 0.50
75 „ „ II „ M. 1.00

Vortrupp-Plakate unberechnet.

1 Vortrupp-Nadel (In kleinerer und größerer Ausführung, letztere auch als Brosche) . . M. 1.—
1 Sammelmappe „Fixa" (zum Einheften von 12 Nummern mit Anzeigen) . . . . M. 0.90
1 Einbanddecke (für die ganzen Jahrgänge 1912—1915 ohne Anzeigen, aber mit Beilagen bestimmt). . . . . M. 0.90

Anzeigen-Auskunftsblatt zum Werben von Anzeigen unberechnet.

Verzeichnis der Vortrupp-Flugschriften unberechn.

1 Satz Vortrupp-Flugschriften 1—35 . . . . . M. 3.60
(Letztere auch durch jede Buchhandlung zu beziehen.)

Sämtliche Bestellungen sind

An die Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes
Hamburg, Spitalerstr. 12,

sämtliche Zahlungen jedoch auf Postscheckkonto Nr. 1852, Alfred Jansen, Hamburg **zu richten.**

*

Zur gefl. Beachtung. Die gegenwärtige Ausgabe der „Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes" erscheint als Doppelnummer 5/6. Das „Vortrupp"-Heft Nr. 12 vom 15. Juni wird deshalb keine „Mitteilungen" erhalten. Vom 1. Juli an sollen die „Mitteilungen" zunächst für die Zeit des Krieges nur einmal im Vierteljahre dem „Vortrupp" beigefügt werden.

Von Ende Mai bis Ende Juni ist der Geschäftsführer beurlaubt. Um Verzögerungen in der Erledigung wichtiger Angelegenheiten zu vermeiden, wird gebeten, während dieser Zeit Zuschriften an ihn persönlich nicht zu richten.

Die Sommermonate haben sich als gut geeignet für Vortrupp-Werbung gezeigt. Wir bitten alle Freunde, Auskunftsblätter, Urteile und Probehefte für die Werbung in Sommerfrischen, Badeorten, auf Wanderungen usw. zu verlangen und der Geschäftsstelle Anschriften zu senden, an die mit Aussicht auf Erfolg Probesendungen gemacht werden können.

Die Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes, Hamburg, Spitalerstraße 12.

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Jansen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

5. Jahrgang Nr. 15 — Der Vortrupp — 1. August 1916

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.

Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge einmal vierteljährlich
als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde
herausgegeben von der
Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 7 — 1916

Aus der Vortrupp-Arbeit

Vortrupp Apolda. Am 5. Juli sprach hier Herr Gerhard Fils über die Freideutsche Siedlungsgemeinde*) und weckte dadurch bei den meisten Mitgliedern nicht nur lebhafte Anteilnahme für den Siedlungsplan, sondern auch den begeisterten Wunsch, ihn durch die Tat fördern zu können. Heil!

Werner Gimm.

*

Vortrupp Groß-Berlin. Unsere Waldfeier am 1. Juni. Viele, viele Vorarbeit gab's zu tun und als etwa 4 Tage vorher alles glatt und fertig war, galt es nur noch den Himmel um ein freundlich Gesicht für unseren Tag zu bitten. Der Himmel aber machte ein griesgrämig Gesicht und ließ es am Tag vorher recht bedenklich regnen. Und dennoch konnten wir ihm nachher aus vollstem Herzen danken. Denn als wir Vortruppleute am frühen Morgen zu unserem Festplatz hinausfuhren, da war in der ganzen Welt nichts als heller Sonnenschein. Den ganzen Vormittag gab's Arbeit: zwei Maibäume mit lustig flatternden bunten Bändern wurden aufgerichtet; Kränze, die als Preise bei den Wettspielen verteilt werden sollten, wurden gewunden, Tische für Zeitschriften und Kaffeeverkauf aufgestellt usw. Nicht dankbar genug konnten wir sein, daß uns ein solcher Festplatz in die Hände gefallen war: an zwei Seiten Wald, an der dritten ein mit Birken und Pappeln bestandener Bach und die vierte weit hinaus ins Grüne geöffnet. Wandergruppen trafen nach und nach ein. Um 12 Uhr ging eine Führerschaft mit Klampfen und Vortruppwimpel zur Bahn und brachte uns nach etwa 2 Stunden die Schar der Gäste, die fast nicht enden wollte. Bald war unser Festplatz mit einer frohen bunten Schar von Menschen bedeckt, die gekommen waren, zu hören und zu sehen. Junge und Alte waren da, und was sie äußerlich sahen, war die ungezwungene, natürlich-frohe Form der Geselligkeit, wie der Wandervogel sie sich erarbeitet hat und wie sie von ihm viele, viele übernommen haben, die fühlten, daß es auch die ihrer Art entsprechende Form sei.

Was sie hörten, die da zusammengekommen waren, war das, was uns Vortruppmenschen und den uns Gleichgesinnten in dieser Zeit stark am Herzen liegt, die drei Fragen: Kriegerheimstätten, Abstinenz und das Werden der Jugendbewegung, die wir so gern die freideutsche nennen. Die Heilrufe, die den drei Rednern wurden, zeigten, daß das Band gemeinsamen Wollens sich um die Versammelten geschlungen hatte. Ganz besondere Freude hatten wir, den Mitherausgeber des „Vortrupp", Hans Paasche, in unserer Mitte zu sehen, und er war es auch, der nach Spiel, Gesang und Tanz in seinen Worten den Tag ausklingen ließ. Noch mehr als die anderen Reden stand diese unter dem Zeichen des Kriegserlebnisses. Aus ihr sprach erschütternd ein so eisenfester Wille, mit dem kommenden Frieden an dem zu schaffen, was unseres Volkes und der Menschheit Zukunft bedeutet, daß ein vielfaches Heil aus tiefstem Herzen klang.

Was der Tag uns gab? Uns vom Vortruppbunde und denen, die zu uns kamen? Man muß sie einzeln fragen, die dort waren. Ich hoffe dieses: ein gesinnungstreues Grüßen hinüber und herüber, von Gruppe zu Gruppe und Strom zu Strom; ein Wissen von gemeinsamem Wollen und das Bewußtsein, daß ein solches Wollen auch dann sich auswirken muß, wenn draußen der Krieg tobt und viele Kraft zu lähmen droht — erst recht dann! Und unseren Kämpfern draußen, denen an dem Tag unsere Gedanken galten und denen gegenüber unser Wollen und Schaffen daheim Pflicht ist, so hoffe ich, die Gewißheit, daß wir hier kämpfen wie sie dort, auch dann, wenn uns oft nur das geschriebene, gedruckte, gesprochene Wort als Kampfmittel zur Ver-

*) Siehe auch „Vortrupp" Nr. 15 v. 1. VIII. 16, S. 478.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fügung steht, während draußen die schnelle, opferfreudige Tat gilt.

Der materielle Erfolg des Tages, der sich in klingender Münze ausdrückt, ist so, daß es uns möglich ist, einer ganzen Anzahl von Feldgrauen den ersehnten Lesestoff zu schicken.

Darum für alle Hilfe, geistige und materielle, die uns wurde, an dieser Stelle noch einmal von ganzem Herzen Dank.

Lotte Behnke.

*

Vortrupp Breslau. Das erste Vierteljahr, war's auch nicht reich an äußeren Erfolgen, war doch eine Zeit des Erkennens, des Einfühlens in das, was Vortrupparbeit heißen mag. Ansätze, Keime für späteres Aufwachsen fruchtbarer Tat zeigten sich da und dort und als Wertvollstes will es uns scheinen, daß sich Menschen fanden, Vortruppleute, und sich verstehen lernten. Nicht viele, aber Menschen, denen soziales Empfinden nicht erst zu predigen war. Die werden einen guten Stamm bilden. Daß sie jung sind und frisch allesamt, stärkt die Hoffnung auf's Gelingen. — Wir erlebten viel Schönes in den letzten Monaten, wir sahen die Begeisterung, die uns trug, zünden. Unser Arbeitsplan zeigt noch wenig, was nach außen zielt; wir wollen ihn so verstanden wissen, daß er auch die Arbeit regele, die wir an uns zu leisten haben. — Am 4. März führte uns der frühere Landwirt, jetzige Inhaber der Pomona, Bohne, vor die Stadt, um mit uns eßbare, wildwachsende Kräuter zu sammeln. Bei der Wanderfahrt am 19. März von Hundsfeld bis Bohrau besichtigten wir mit einem Vortruppfreunde, dem Lehrer in Stein, das dortige Heim für Heimatlose. — Frl. Kronauer wußte uns am 20. März so überzeugend und fein von der „Frauendienstpflicht" zu erzählen, daß sie, trotz der auseinanderstrebenden Auffassungen dieser Frage, schließlich bei allen freudige Zustimmung fand. — Josi Milde, der einzige Graphologe der Bugra, erläuterte uns am 8. April die Grundbegriffe der Handschriftendeutung, die er als ein Meister beherrscht. — Höhepunkte unserer Arbeit erreichten wir am 2. April, als wir den ersten Spatenstich taten ins gemeinsam gepachtete Kriegsgemüseland und am 10. April mit unserem ersten öffentlichen Werbeabend, der von 300 Personen besucht war. Frau Alwes-Ortlepp hatte diesem Abend durch ihren Vortrag über harmonische Gymnastik nach Kallmayer und die künstlerische Vorführung weitgehende Anziehungskraft zu geben vermocht. Die heimische Presse berichtete ausnahmslos günstig; wir schließen daraus, daß die eindringlichen Worte, die wir unseren Gästen einzuprägen suchten, nicht vergeblich waren. Die aufgelegten Vortruppshefte und Flugschriften der Bodenreformer waren rasch vergriffen. — Ja, als wir den ersten Spatenstich tun durften, da zog wehmütiger Stolz durch unsere Herzen. Wir hatten endlich für Mädel und Jungen eine nützliche, ja eine dringend notwendige vaterländische Arbeit gefunden. Eine Arbeit für alle, die voll Sehnsucht begehrten, für den Vortrupp etwas t u n zu können. Unser Land gedeiht. Unerbittlich zeichnet der blanke Spaten erdige Rechtecke ins zähe, steinige Wiesenland und diese Rechtecke wachsen von Tag zu Tag, bis die ganze Fläche braune, duftende Scholle sein wird. Da erleben wir Not und Glück des Landmanns. Könnten wir die Früchte auf unserm Lande im Frieden ernten, wie's uns die Hamburger Ortsgruppe wünschte! — Über die „menschliche Ernährung" unterrichtete uns am 17. April wissenschaftlicher Hilfslehrer Gatter. Die anregende Wechselrede, die seinem Vortrage folgte, zeugte davon, wie eifrig sich die Vortruppjugend mit den auf weitgehende Vereinfachung zielenden Forschungen von Hindhede und Dr. Kunert-Breslau bereits vertraut gemacht hatte. — Unsere beiden Vortruppfreunde in Oels besuchten wir am Karfreitag und verlebten schöne Stunden mit ihnen. Sie führten uns durch eine neuzeitlich gebaute und ausgestattete Schule und zeigten uns mit Stolz ihr Vortruppland. Dabei verabredeten wir die Veranstaltung eines Werbeabends in Oels.

Mitten im Aufblühen unserer jungen Gruppe sahen wir drei unserer eifrigsten Freunde scheiden: Lotte Geisler, Grete Berger und Paul Gatter. Das stimmte uns trüb; das Bewußtsein jedoch, daß die drei in der neuen Umgebung werden andere Menschen zu finden und zu werben wissen und daß sie weiterarbeiten werden am gleichen Werke, ließ den persönlichen Verlust vergessen, weil er zum Heil werden kann für die gemeinsame Sache.

Lobend sei unseres Pressеamts gedacht, das versehen wird von Vally Nagel, Deutsch-Lissa und Eva Lotte Balzer, Breslau. Seinem unermüdlichen geschickten Wirken (auf einen Hieb wurden 30 Provinzblätter „aufgeklärt"), ist die günstige Stimmung für den „Vortrupp" und der rege Besuch unseres 1. öffentlichen Abends zu danken. Auch dem Bunde deutscher Bodenreformer sei gedankt, der uns Hunderte von Flugschriften gab und unsre Bücherei bereicherte.

Weiter! Glück auf! Eberhard Giese.

Bericht über das Pfingsttreffen 1916.

Am Vorabend des Pfingstfestes rollte ein Zug in die Stadt Silberberg, der frischfröhliche Menschen zum verabredeten Treffpunkt des Vortrupp Breslau brachte.

Lustige Begrüßung — ausgelassene Freudenstimmung. Dann gings zur Stadt, um den Mädels Unterkommen zu suchen. Wir Jungens sollten die Nacht oberhalb der Stadt im Fort Spitzberg verbringen. Aus dem geplanten Plaudern am Bergeshang konnte wegen der Ungunst des Wetters leider nichts werden; trotzdem fanden sich im Fort doch einige zu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sammen, um zu plaudern, bis auch die letzten erwarteten Freunde gekommen sein würden.

Die Kälte und die Härte der Strohsäcke trieb uns am frühen Pfingstmorgen hinaus in die Natur. Viel versprach sie nicht. Dichte Wolken hingen am ganzen Himmel, doch bot sich uns ein prachtvoller weiter Blick in die Ebene. Der Regen hatte die Luft reingewaschen. Die Mädels wurden abgeholt, und dann ging die Wanderung zur Festung Donjon, wo E. Giese an gemeinsamer Tafel unserer Feldgrauen gedachte und an drei Waffenbrüder Grüße sandte. Auch an unsere Führer wurden Treugrüße gerichtet.

Nach Besichtigung der Festung begann die eigentliche Fahrt, die uns am ersten Tage über den Kamm zur Ascherkoppe und hinab nach Hausdorf führte. — Der Anregung Professor Böckelmanns folgend, war die allgemeine Anrede „Ihr". Wenn auch unter uns Vortrupplern diese Anrede frei und freundlich klingt und manche Kälte und Härte nimmt, so erheben sich doch vielerlei Bedenken gegen die allgemeine Durchführung im täglichen Leben, und es bedarf noch vieler praktischer Versuche und gedanklicher Arbeit, bis diese Frage völlig geklärt ist. Auch diese Frage, wie fast alle uns Vortruppler beschäftigenden Fragen wurden bei dem steten Wechsel der Wanderkameraden aufgerollt und kurz beleuchtet. So gab mir die Wanderung Gelegenheit, mit dem größeren Teil der Teilnehmer zu sprechen und sie näher kennen zu lernen. Die verschiedenartigen Interessen der Einzelnen sollten auf ein Vortruppgebiet, bei jedem seinen Neigungen entsprechend, hingewiesen und geeint werden, so daß die Gruppe hernach über einzelne „Fachmenschen" für jede Reformbestrebung verfügt und auf sie bei Angriffen und Streitfragen zurückgreifen kann.

Während der Mittagspause durfte ich gar den Versuch machen, die Arbeit der Vortruppgruppen kurz zu zeichnen. Während der regen Aussprache, die meinen Gedanken auf der Wanderung folgte, fühlte ich den inneren Zusammenhang mit Euch Breslauern, und das gab unserem Gespräch etwas Warmes, Herzerfrischendes.

Im Laufe des Nachmittags sprach ich von der Vortrupp-„Jugend" im Gegensatz zu den „älteren" Vortrupplern. Ich gewahrte bei der „Jugend" frisches unbekümmertes Lebenwollen, während die „Älteren" schaffenwollendes Einheitsstreben zeigten. Daß dieser Zwiespalt unbewußt bestanden hatte, zeigte die lebhafte Aussprache am Abend in Hausdorf, als wir nach dem Bericht des Fahrtleiters Ritter, dem ich ebenso wie allen anderen, die zum Gelingen der Fahrt beitrugen, auch an dieser Stelle Dank sagen möchte, über gemeinsame oder Treff-Fahrten berieten. Da kam es ganz klar zum Ausdruck, daß die „Jugend" wandern wollte, und zwar mit einem frohem Gesange angeglichenen Schritt, während die „Älteren" Rücksicht auf ihr Wandern in gemessenem, zu der häufig recht tiefgründigen Unterhaltung passenden, Schritt verlangte. Eine völlige Scheidung halte ich für unsinnig, da eine Grenze der „Jugend" nicht aufzustellen ist und auch die „Älteren" gerne einmal tüchtig mitlaufen, wie uns das der zweite Tag zeigte. Die frische Lebenslust der „Jugend" soll die ernste Arbeit der „Älteren" unterbrechen, auffrischen und neu beleben. Gemeinsame Wanderungen mit bewußter Rücksichtnahme, Angleichung und gutem Willen von beiden Seiten wäre wohl das Idealste. Hin und wieder eine Treff-Fahrt, die der lauffreudigen „Jugend" zum Austoben, den arbeitslustigen „Älteren" zur erfolgreichen Aussprache Gelegenheit bietet.

Sehr anziehend waren die Berichte des Presseamtes von Vally Nagel, der Bücherei von Lis Reichert und der Sammlung „Krieg und Alkohol" von Dorothea Vogeler. Daß die Bücherei eifrig beschenkt und noch eifriger benutzt wird, halte ich für eine der schönsten Vortrupparbeiten. „Bücher sind auch unsere Küche" sagt Carlyle. Aus ihnen schöpfen wir stets neue Kraft und Anregung. Möge die Bücherei eine recht stattliche werden und viel Segen stiften!

Der Sammlung „Krieg und Alkohol" könnte leicht eine größere Bedeutung gegeben werden, wenn die Mitarbeit daran noch umfassender würde. Sie ist für die Enthaltsamkeitsbewegung von unschätzbarem Werte.

Der Arbeit ging ein aus der freudigen, ausgelassenen Stimmung herauswachsender fröhlicher Volkstanz und lustiger Liedergesang vorher, und herzlich erfreuten uns alle die feinen Schlußworte Gieses.

In froher Stimmung krochen wir ins Heu und erwachten erst kurz vor dem ersten Hahnenschrei, der ob seines Zuspätkommens ein fröhliches Lachen hervorlockte, uns aber doch bald in Bewegung brachte. Pünktlich zur festgesetzten Stunde waren wir bereit, nachdem wir fast einen schlafenden Vortruppler im Heu vergessen hatten.

Über die Zimmermannsbaude gings zur Hohen Eule. Prächtige Ausblicke in die Ebene und schöne Waldwege erfreuten uns. Unsere Aussprache vom Vorabend trug ihre Früchte. „Jung" und „Alt" Männlein und Weiblein, alles kunterbund durcheinander im regen Geistesaustausch sich einander anpassend, angleichend.

Aus dem Gefühl heraus, auf unserer Fahrt der Festtage, die wir lebten, nicht zu vergessen, schlug ich eine Pfingstfeier vor. Am sonnigen Abhang der Hohen Eule lagerten wir, und ich teilte meine Pfingstgedanken mit. Während ich stand und sprach, grüßte von fernher der Zobten und ließ ein Bild in mir aufspringen: Meine Pfingstworte vor zwei Jahren auf hohem Berge der bayrischen Vor-Alpen. Auch dort dasselbe ruhige Bild und lauschende Freunde. Und doch, was liegt alles

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in dieser Zeitspanne. Welch tiefes Leid; welch herrliche Verkörperung deutschen Pfingstgeistes! Aber welche Feinde haben sich auch in unserem Volke wieder gegen ihn erhoben und welcher Fülle von Arbeit und Kämpfen bedarf es, um ihn zu erhalten und frei auswirken zu lassen! Eine lockende Aufgabe für uns Vortruppler!

Hernach las Giese den feinen Aufsatz Bruderschaft von Ernst Gaebel aus dem Wanderer vor. Möchte er doch von jedem recht durchgearbeitet und beherzigt werden!

In anschaulicher, anziehender Weise sprach Dannenberg über seine Erlebnisse bei der Einweihung des Yorkdenkmals in Tauroggen.

Am Fuße des Eulenturmes wurde mit leuchtenden Augen die Fahrtsteuer eingefordert, die zur Hälfte der Bücherei zufließt. In großem Halbkreis steht alles gespannter Erwartung voll um die zählende Lis Reichert, ein feines Bild tatfroher praktischer Idealisten!

Nun gehts hinab zur Eulenburg. Bei frischem Sang schreiten wir tüchtig aus und finden uns plötzlich um einen Kaffeetisch vor der Eulenburg wieder, während draußen ein Gewitterregen niederplatscht. Hier hört man wenig ernste Gespräche. Das ist gut so; denn zum Kaffee gehört lustiges Geschwätz und fröhlicher Scherz.

Der Rest unserer Wanderfahrt brachte uns außer herrlichen landschaftlichen Schönheiten noch die Freude an den Arbeiterheimstätten in Langenbielau, die uns anschaulich auf die Bedeutung der Arbeit für Kriegerheimstätten hinwies.

In froher Laune bestiegen wir die Bahn und hatten noch ein ganz Stück gemeinsamer schöner Fahrt, bis es hieß Abschied nehmen. Fester Händedruck und herzliches „Auf Wiedersehn" zeugten von dem festen Band, das sich während der beiden Tage um uns alle geschlungen hatte. Möchten noch recht viele ebenso erfolgreiche und schöne Wanderfahrten Euch Schlesiern bestimmt sein, das ist mein Wunsch bei meinem Scheiden aus Eurer Heimat. Die Pfingsttage 1916 werden stets schöne kraftspendende Erinnerungen für mich bleiben. Ein herzlich Heil! und Auf Wiedersehn auf dem nächsten Vortrupptage! Euer

Rudolf Biederstedt.

*

Vortrupp Cuxhaven. Durch einen Arbeitsplan sind für den laufenden Sommer die vierzehntägigen Wanderungen festgelegt, die uns an die schönsten Punkte der nächsten Umgebung führen. Die nächste Wanderung der Mitglieder führt über Dorum, Halssel, Bützenbatt, Pipinsburg nach Mulsum, am Sonntag, den 20. August ab morgens 9 Uhr vom Bahnhof Cuxhaven. Unsere Zusammenkünfte erfreuen sich reger Beteiligung und bieten den Mitgliedern reiche Anregungen. Trotz der gegenwärtigen schwierigen Verhältnisse ist unsere Ortsgruppe in gutem Aufstieg begriffen.

*

Vortrupp Lübeck am Katharineum. (Aus dem Jahresberichte.)

Während des Sommers machten wir, wie in den Jahren vorher, größere und kleinere Wanderungen, darunter eine zweitägige ins östliche Holstein. Im Winter fanden Freitags die regelmäßigen Zusammenkünfte statt. Hier bildete natürlich die Frage der Enthaltsamkeit im Felde oft den Mittelpunkt unserer Besprechungen. Durch Vorträge und Lesen von Schriften erweiterten wir unsere Kenntnisse auf diesem Gebiete. An der Bewegung zur Gründung von Heimstätten für unsere zurückkehrenden Krieger nehmen wir lebhaften Anteil. Um diese Bestrebungen zu fördern, trat unser Vortrupp dem Hauptausschuß für Kriegerheimstätten als Mitglied bei. Im übrigen lasen und besprachen wir gemeinsam Werke der deutschen und antiken Literatur. Das Jahr 1915 wurde von uns mit einer stimmungsvollen Weihnachtsfeier im Walde abgeschlossen.

Mit Trauer und Dankbarkeit gedenken wir unserer beiden Freunde Konrad Reuter und Axel Maltzahn, die in diesem Jahre ihr Leben für das Vaterland hingaben. Im Juli traten noch zwei von uns als Kriegsfreiwillige ins Heer ein. Am Ende des Berichtsjahres zählte der Vortrupp am Katharineum noch 10 Mitglieder. Neuerdings haben sich hier in Lübeck alle Vereinigungen, die im freideutschen Sinne arbeiten, enger zusammengeschlossen zur „Freideutschen Jugend Lübecks". Ihr gehört auch unsere Vortrupp-Gruppe an. Im April haben wir mit gutem Erfolg einen Verwundetenabend abgehalten. Dr. Deecke hielt die Begrüßungsrede, in der er das Wesen der freideutschen Jugend besprach. Darauf erzählte Dr. Schomburg mit Lichtbildern über eine Lappландfahrt des Lübecker Wandervogels. Den Schluß des Abends füllte ein Hans-Sachs-Spiel aus, das von Mitgliedern der Wehrloge aufgeführt wurde. Beim nächsten Verwundetenabend beteiligte sich der Vortrupp am Katharineum mit einer Aufführung von Attinghausens Tod aus Schillers „Tell". Hans Krüger,

z. Z. Vorsitzender des Vortrupps am Katharineum.

*

Stendal. Alle Vortruppfreunde und Lebensreformer aus Stendal und Umgegend, die zu einer Vortrupp-Gruppe sich zusammenschließen wollen, werden gebeten, ihre Anschrift aufzugeben an Walter Scheel, Stendal, Markt 7.

*

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vortrupp Wilhelmshaven. Die hiesige Ortsgruppenarbeit nimmt ungehindert trotz des Krieges ihren Fortgang. Die Lesestoffversorgung geschieht weiter. Es findet allwöchentlich ein Vortruppabend statt. Unter den Mitgliedern kreist eine Auswahl besten Lesestoffes. Fast jeden Sonntag wird eine Wanderung veranstaltet. Körperschaftlich ist man an den Freideutschen Vorlesungen beteiligt. Diese Arbeit, deren Umfang durch den Krieg beschränkt ist, mag den einen oder anderen treuen Arbeiter nicht befriedigen. Doch wir wollen uns nicht mit fremden Federn schmücken, deren Ursprung rechnerisch nur zu 25% bei uns zu suchen ist. —

Die Arbeit in Flandern. Daß ein vereintes Vorgehen zum Erfolg führt, zeigt die Flandernarbeit. Meine Erfahrungen bestätigen, daß wir nur Dauerndes erreichen, wenn wir frei von aller Einseitigkeit unsere Ziele verfolgen. Alle sind Brüder, die wir für Deutschlands Größe das Höchste opfern. Die Vortrupp-Anzeige führt uns täglich neue Freunde zu. Aus dienstlichen Rücksichten muß stets von neuem betont werden, daß wir eine zwanglose, zufällig zusammenkommende, lose Vereinigung zur Pflege edler Geselligkeit und Kameradschaftlichkeit sind. Die Wahl des Versammlungsortes machte uns nicht geringe Schwierigkeiten. Die „Weiße Kaffeestube" genügt in aller Hinsicht den mittleren Dienstgraden, ist aber so gewählt, daß nach beiden Seiten hin auch die anderen dort verkehren können. Eine äußere Hausanschrift fehlt, da der Inhaber sich mit seiner behördlich überpinselten belgischen begnügt. Die „Weiße Kaffeestube" ist das einzige Haus der Straße, welches in „blendender Weißheit" erstrahlt. Wer sich noch die Zahl 63 merkt, findet uns totsicher in der Cappellenstraat. Im Innern sind Vortruppschilde und Zeitschriften Wegweiser zu den vlämischen Wirtsleuten, die bereitwilligst zu näherer Auskunft das aushängende Anschriftenbuch bringen. Darin steht vermerkt Wesen, Zeit, Ort der Zusammenkünfte, unter anderen der gute Rat, in schriftliche Beziehung zu einigen der Kameraden zu treten. Eingedenk der Schwierigkeiten, nach Ostende zu kommen, zumal die Stadt selbst für Flandern keine zentrale Lage hat, sind wir in letzter Zeit damit beschäftigt, in Knoocke, Brügge und in der Gegend von Dixmuiden Vortruppstuben zu gründen. Die Sammlung hat begonnen. Arbeiten wir weiter auf der Grundlage gegenseitiger Achtung und Anerkennung für Krieg- und Friedenszeit. Einigkeit macht stark. Vortrupp-Heil!

Paul Ischt.

Im Anschluß an den vorstehenden Bericht veröffentlichen wir mit besonderer Freude die nachstehende, uns zugegangene Mitteilung:

Nun haben wir Vortruppler, Guttempler, Wandervögel, Bodenreformer uns unter dem Zeichen des Vortrupps, wohl an die 40 Mann, zu ernster Arbeit und froher Geselligkeit zu Ostende zusammengefunden, haben ein schönes Nest im Marineheim daselbst bekommen. Am Sonntag, den 9. Juli 16, hatten wir unsere erste größere Zusammenkunft, waren 17 Leute. Alle Vortruppfreunde, Lebensreformer und Freideutsche, die nach hier kommen sollten, sind uns herzlich willkommen. Rosenthal, Lt. d. R.

*

Vortrupp Wuppertal. Wir beklagen den Verlust unseres Kurt Werbeck, der am 19. März als Leutnant vor Dünaburg gefallen ist. Wir werden diesen kaum zwanzigjährigen Prachtmenschen ewig im Gedächtnis behalten in der sein Wesen so deutlich widerspiegelnden Gebärde: wie er, stolz einherschreitend, seinen Trotzkopf mit den feurig blickenden, siegessicher lachenden Blauaugen eckig in den Nacken wirft, daß sein langes Blondhaar fliegt — und wie er dann, gleichsam diesen Wesensausdruck dadurch unterstreichend, in schnellem Zuge ordnend durch die Haare fährt. Eine Kampfnatur, rechtwinklig an Leib und Seele, vornehm gesinnt und gerecht gegen seine Sachgegner, treu sich selber, seinem werdenden Weltbilde. Dieser vielverheißende Kurt Werbeck mußte dahin; auch er! So ziehen wir hinaus: einer nach dem andern. Und kehren nicht wieder. Lassen trauernde Heere des Lichtes, der meisten Führer beraubt, mit reichem Erbe pflichtenschwer belastet, zurück. Gewaltige Aufgaben warten der Überlebenden. Im Gelöbnis gesinnungstreuer tatfroher Weiterarbeit wollen wir unsere Toten ehren. Wir wollen ihr Werk fortsetzen und vollenden. So wollen wir sie ehren, so können wir ihnen danken, so werden sie uns ewig leben! Im Gelöbnis der Tat grüßen wir unsere Toten mit Heilgruß. Heil dir, Kurt Werbeck! Walter Hammer.

*

Die Geschäftsstelle bittet weiter um Mitteilung von Anschriften, an die die Vortrupp-Flugschrift Nummer 35 „Ein Fleck im Gewande der deutschen Sprache" mit Vorteil gesandt werden kann. Es kommen vor allem auch Vereinsvorstände in Betracht, die der von Prof. Fr. Böckelmann in Herford angeregten Frage Beachtung schenken werden. Die Flugschrift, die nur 20 Pf. kostet, eignet sich besonders auch zur Sendung ins Feld.

*

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Den Heldentod für das Vaterland fanden die nachstehend genannten Vortrupp-Freunde. Wir werden ihnen ein treues Gedenken bewahren.

Adolf Behrs aus Hamburg, Leutnant der Ref. im K. bayr. 1. Inf.-Reg. „König", Inhaber des bayr. Militär Verdienst-Ordens 4. Klasse mit Schwertern, des Eisernen Kreuzes 2. Klasse und des Hamburgischen Hanseatenkreuzes († 12. Juni 1916).

Heinz Warneken aus Urach i. Wrttbg., Leutnant im Inf.-Reg. Nr. 121 († 14. Juni 1916).

Max Immelmann aus Dresden, Oberleutnant, Inhaber des Ordens Pour le Mérite und anderer hoher Orden († im Verlauf eines Luftgefechts durch tödlichen Absturz am 18. Juni in der Nähe von Douai).

Ernst Zwadt aus Zittau, Einj.-freiw. Unteroffizier (an der Front verwundet und verstorben Anfang Juni).

Otto Mittelstädt, Leutnant d. Ref. (Anfang Juni für das Vaterland gefallen).

Freiherr von Hornstein, Leutnant der Ref. im Ref.-Feldart.-Reg. Nr. 29 († im Juni).

Otto Frech, Leutnant der Ref. im Ref.-Inf.-Reg. Nr. 119 († im Juni).

Johannes Wendt, Landessekretär aus Charlottenburg, Kanonier in der Fußart.-Batt. Nr. 356 († im Juni).

Gustav Craß, Leutnant der Ref. im Ref.-R.-D. d. 39. Div. († im Juni).

Deutscher Vortrupp-Bund
i. A. Hähnel.

*

Letztwillige Verfügungen.

Einige unserer im Felde stehenden treusorgenden Freunde haben ihre lebhafte Anteilnahme an unseren Bestrebungen dadurch zum Ausdruck gebracht, daß sie der Geschäftsführung des Deutschen Vortrupp-Bundes für den Fall ihres Todes Bestimmungen über die Ausführung ihres letzten Willens zur Förderung der Vortrupp-Bestrebungen mitteilten. Da außerdem mehrfach die Frage in der letzten Zeit an uns gerichtet worden ist, welche äußere Formen bei letztwilligen Bestimmungen beachtet werden müssen, so mögen dazu einige Ausführungen folgen. Die Eintragung des „D. V. B." in das Vereinsregister wurde durch den gegenwärtigen Kriegszustand verzögert, wird aber nach dem Kriege sofort erfolgen. Bis dahin ist es notwendig, bei Vermächtnis-Bestimmungen den Namen eines Mitgliedes des geschäftsführenden Ausschusses hinzuzufügen. Es ist nicht mehr erforderlich, daß ein Vermächtnis vor einem Notar oder vor Gericht bestimmt wird, sondern es genügt, wenn der Erblasser es vollständig eigenhändig niederschreibt, selbst Ort und Tag der Errichtung des Vermächtnisses angibt und seinen Namen unter den Text, die Ortsangaben und das Datum setzt. Es könnte dafür folgende Form gewählt werden:

Letztwillige Verfügung:

Ich vermache hierdurch dem „Deutschen Vortrupp-Bunde", zur Förderung seiner lebensreformerischen Bestrebungen, zu Händen des Vorsitzenden Herrn Dr. jur. Herm. M. Popert, Hamburg, Spitalerstr. 12, steuerfrei ein Kapital von ..... Mk., in Worten ..... Mk., zahlbar innerhalb ..... Monaten nach meinem Tode.

Ort und Tag der Unterzeichnung.

Volle Namensunterschrift.

Derartige letztwillige Verfügungen können der Geschäftsstelle des „D. V. B." zur Aufbewahrung überwiesen werden.

*

Anregungen aus Zuschriften an die Geschäftsstelle.

N. Z., Lazarett G. Meine Freude war sehr groß, als ich die Pakete vor einigen Tagen erhielt. Besonderen Dank sage ich auch noch für die beigelegten Bücher und Schriften. Ich habe letztere für meine Krankenzimmer behalten, die Hefte aber im ganzen Lazarett verteilt, so daß jedes Zimmer einige „Vortrupp"-Hefte hat und auch in unserem Zimmer für meine Kameraden einige Hefte ausliegen, die gern gelesen werden. Ich verspreche mir zwar nicht einen sofort äußerlich sichtbaren Gewinn unserer Bewegung etwa durch neue Bezieher — wenngleich hier und da auch das möglich ist —, wohl aber einen Gewinn dadurch, daß jeder Soldat, der durch unser Lazarett geht, den „Vortrupp" aus eigener Anschauung kennen lernen kann, und viele sehen bei uns, daß es in Deutschland praktische Idealisten gibt, die gewillt sind, durch dick und dünn ihre Ziele mit Ernst und Begeisterung zu verfolgen. Da wird mancher dereinst bei anderer Gelegenheit, vielleicht in ruhigeren Zeiten, wenn er von uns hört, wissen, welche Stellung er uns gegenüber einzunehmen hat. Das erscheint mir schon wertvoll auch ohne nennbaren äußeren Erfolg, an den ich während der Kriegszeit kaum glauben möchte. Wenn nun noch jeder, der hier im Lazarett den „Vortrupp" schätzen gelernt hat, die Zeitschrift im Soldatenheim oder in der Zeitungsverkaufsstelle wiederfindet, wird das eine gute Ergänzung sein. Einige noch übrig gebliebene „Vortrupp"-Hefte werde ich in dem Lesesaal des Soldatenheims hierselbst auslegen. Ich will dieserhalb noch mit dem Leiter gelegentlich sprechen . . . .

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

G. L. in R. .... Erst jetzt in Krieges Not zeigt sich der starke Geist, der uns, alle wahren Vortruppleute, die erste Probe, hoffen wir es, glänzend bestehen lassen wird. Wohl fällt, wie ich gerade heute zu beobachten Gelegenheit hatte, noch dieser oder jener ab, Früchte, die vom Wurm des heil. Egoismus angenagt sind. Aber um so reiner und edler werden wir aus dieser Zeit hervorgehen. Es ist dies vielleicht die beste Kur für alle diejenigen, die das Halten unserer Zeitschrift nicht aus Überzeugung, sondern nur aus Modesache, als zum guten Ton gehörig betrachteten. Ja Sie dürfen versichert sein, der Abfall mancher von diesen Mode-Auchvortrupplern kann für uns nur Gewinn sein. Denn was nützt es für unsere Sache, wenn die Hefte daheim gelesen und der Geist, der aus ihnen spricht und Herrliches leisten könnte, ins Zimmer, in die vier Wände gebannt wird, statt ihn in der freien Luft der Öffentlichkeit zur Entfaltung und größtmöglichsten Wirkung zu bringen?

Einen bemerkenswerten Fall hatte ich gerade heute Gelegenheit, zu erleben. Als ich vor drei Jahren als Schaffner zum hiesigen Postamt kam, bekam ich auch meinen „Vortrupp". Ich ließ ihn oft absichtlich in unserem Aufenthaltsraum liegen, er wurde gesehen, manchmal auch gelesen. Einer meiner Vorgesetzten stellte mir die Frage, ob ich Bezieher sei; worauf ich bejahte. Er meinte, nun es sei dies doch eigentlich zuviel für mich (ich verstände derlei Sachen nicht). Ein kleines Vorkommnis gab mir aber gelungenen Anlaß, ihm zu erläutern, was in unseren Kreisen die Meinung von der Menschen Daseinszweck sei. Nun wurde er selbst Bezieher und blieb es mehrere Jahre. Heute nun, als ich den Betrag für das neue Vierteljahr einziehen wollte, erklärte er mir kurz „der Vortrupp wird gestrichen". O armer „Vortrupp", was hast du getan, dachte ich, daß du auf einmal in Ungnade gefallen bist? Ja, du bist selbst schuld an deinem Verhängnis. Hast du nicht gezetert über diese und jene Eigenschaft, die auch einmal an manchem großen Patrioten entdeckt wurde? Hast du nicht, wo die andern vor der oberflächlichen Kultur gestreichelt haben, gekratzt, statt die Samtpfötchen zu zeigen? Und dich sollte man noch weiter unterstützen? Ja, hier hast du nun den Lohn deiner Taten. Nun wirst du vor die Türe gesetzt. Aber nur getrost, was du bei des Reichen Brosamen nicht finden konntest, das sollst du finden dort, wo irdische Güter kärglich verteilt sind: Ein warmes Verständnis und herzliche Aufnahme ....

Unteroffizier Dr. jur. K. (Champagne) ... Ich las auch mit großem Interesse die erste Nummer des Jahrganges 1916, die ich zufällig bei einem Kameraden vorfand. Ich wurde dadurch angeregt, die Zeitschrift von neuem zu bestellen, glaube ich doch, daß ihr Inhalt ein dringendes Bedürfnis nach geistiger Anregung in unserm Schützengrabenkrieg erfüllen wird.

Kriegsfreiwilliger F. P., Inf.-Reg. 132 (aus dem Schützengraben) ..... In allen den schweren Stunden des Krieges war „Der Vortrupp" mir ein guter Freund, und auch meinen Kameraden konnte ich immer mit den Heften große Freude bereiten ...

L. G. in B. ..... deshalb also alle Willens-, Schaffens- und Arbeitskraft zusammenhalten, ist unsere oberste Pflicht in dieser Zeit. Nur dann können wir, wenn der äußere Frieden hergestellt ist, gegen den inneren Feind mobil machen. Dieses kann aber, das ist meine feste Überzeugung, nur erfolgreich geschehen, wenn wir den „Vortrupp", dieses ausgezeichnete Sprachrohr, durch das wir auch zu den Lauen und teilweise zu den beiseite Stehenden sprechen können, gut durch das Chaos von Widerwärtigkeiten der gegenwärtigen Zeit hindurchlotsen ....

K. Unteroff. d. R., im Felde. ... Wieder liegt ein liebes Vortrupp-Heft vor mir. Es hat mir oft die schweren Zweifel geraubt, die entstehen, für jeden entstehen müssen, der an die Zeit nach dem Frieden denkt. Es ist sicher nicht so nötig, uns hier im Felde, die wir sehr mutig fürs Deutschtum gekämpft haben, zuzurufen, unsre Pflicht zu tun. Hier tut sie jeder und wird ernster und sieht, mag er vorher gewesen sein wie er wolle, das Leben von einem andern Standpunkte an. Doch viele bangen, ob die Daheimgebliebenen auch mit vollem Verständnis an einer glücklichen Zukunft aus aller Kraft arbeiten. Wir könnens wahrlich nicht allein, wenn auch ein Sieg den andern drängt. Darum Werbearbeit daheim! Das ganze Volk muß mit vollem Verständnis, jeder in seinem Kreise, daran mitarbeiten. Wenn nur der Boden gelockert ist, allem andern werden die heimgekehrten Krieger kraftvoll die Stirn zu bieten wissen. Heil und Sieg dieser Arbeit! ...

Kdt. L.... Feldpost 97 ... Viele Burschen, kaum der Mittelschule entronnen, die im Zivil noch keinen Kreuzer verdienten, wurden dem Heere eingereiht. Hier in kürzester Zeit zum Kadetten oder gar schon Leutnant ernannt, sehen sie sich am 1. jeden Monats vor einer Unmenge Geld, das oft in unmöglichster Weise verplempert wird. Da wärs doch ein kleines, wenn der junge Krösus jeden Monat nur einen Jahrgang 1915 des „Vortrupp" werbend an eine erfolgversprechende Adresse senden möchte. Und ein ganzer Jahrgang gewährt wenigstens einen gründlichen Einblick ...

M. K. (im Westen) ... Es ist Kronprinzengeburtstag heut. Wie wohl bei allen Feldgrauen, so fand auch bei uns eine kleine Gedenkfeier statt. Unsere kleine, von uns im Felde zusammengestellte Hauskapelle, tat ihr nötigstes, um uns den Abend so gut wie es ging,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

feierlich verleben zu lassen. Wir sangen alte, den deutschen Herzen immer wieder Kraft verleihende Volks- und Soldatenlieder, einige trugen Gedichte vor oder boten kleine Vorträge, und zwischendurch wurde geplaudert und alte Erlebnisse erzählt.

Da hatte ich nun Gelegenheit, mit meinen Kameraden ein Gespräch über die Vortruppbewegung in die Wege zu leiten. An Hand der mir vor einigen Tagen gesandten Hefte, war ich ziemlich imstande, meine Kameraden darüber aufzuklären. Wenn sie auch mitunter meinten, so etwas ließe sich nicht durchführen, oder dies oder jenes wäre unmöglich, da gab ich ihnen nur die Antwort: So einer den festen Willen hat, sein Ziel zu erreichen, bin ich auch fest überzeugt, daß es ihm gelingt, sei es auch, daß er mitunter auf Schwierigkeiten stößt. Aber ich merkte doch allmählich, daß ich nicht gegen taube Ohren sprach und war überglücklich, als ich zwei meiner Kameraden auf meine Seite bekam, die gelobten, genau wie ich, den „Vortrupp" zu fördern und so zu leben, wie es einem echten Deutschen gebührt . .

R. S. (im Felde) . . . Wenn Ihr dort ahnen könntet, was der „Vortrupp" den vielen draußen, die das Glück haben, ihn zu lesen und zu verstehen, bedeutet (nach 22 Monaten Krieg diese Kraft, Fülle, Vertrauen, Neuschaffen), Ihr würdet zu stolz darauf werden, drum auch heute nur wieder meinen tiefempfundenen Kameradendank.

H. P. in D. Zugleich benutze ich die Gelegenheit, der Schriftleitung meinen innigen Dank für die vielfache edle Anregung und Belehrung auszudrücken, die der „Vortrupp", den ich von Anfang an gelesen habe, mir stets gegeben hat. Ursprünglich veranlaßte mich die Empfehlung des Germana Esperantisto, das Blatt zu bestellen, das mir inzwischen unentbehrlich geworden ist . . . .

*

Werbemittel

Die Werbemittel werden, wenn sie nicht frei übersandt werden können, zu den angegebenen Preisen, die den Selbstkosten entsprechen, abgegeben. Um zeitraubende Buchungen zu vermeiden, wird freundlichst gebeten, Bestellungen nur unter Beifügung des betreffenden Betrages zu machen. Bei Bestellung von Büchereizeichen fordere man vorher Probe.

Preise unter Voreinsendung des Betrages oder unter Nachnahme mit Anrechnung der halben Zustellungsgebühren.
(Die früheren Preise sind damit aufgehoben.)

Vortrupp-Briefbogen und Umschläge für den persönlichen Briefwechsel sind auf mehrfachen Wunsch in zwei Ausgaben hergestellt worden. (Siehe „Mitt." Nr. 7, S. 35.)

1. Kästchen A mit bestem starken „Onama"-Papier, 25 Bogen (15: 19 cm) M. 3.50.
2. Kästchen B mit 50 Bogen (13: 17½ cm), aus gutem, weißem, geripptem Briefpapier und gefütterten Briefdecken, M. 3.50.

100 Verschlußmarken . . M. 0.50
200 „ . . M. 1.—
500 „ . . M. 2.25
1000 „ . . M. 4.—
500 Büchereizeichen mit eigenem Namen . . . . . M. 5.—
250 Büchereizeichen usw. . . . . M. 3.80
125 Büchereizeichen usw. . . . . M. 3.—
250 Büchereizeichen in Zweifarbendruck . . . . . M. 7.50
125 Büchereizeichen in Zweifarbendruck . . . . . M. 6.80
Auskunftsblätter unberechnet.
Zusammenstellung von Urteilen über den Vortrupp unberechnet.
100 Postkarten mit „Vortrupp" Aufdruck . . . . . M. 0.50
30 Feldpostkarte I . . . . . M. 0.50
75 „ „ I . . . . . M. 1.00
30 „ „ II (Federmode) M. 0.50
75 „ „ II „ M. 1.00
Vortrupp-Plakate unberechnet.
1 Vortrupp-Nadel (In kleinerer und größerer Ausführung, letztere auch als Brosche) . . M. 1.—
1 Sammelmappe „Fixa" (zum Einheften von 12 Nummern mit Anzeigen) . . . . M. 0.90
1 Einbanddecke (für die ganzen Jahrgänge 1912—1915 ohne Anzeigen, aber mit Beilagen bestimmt). . . . . M. 0.90
Anzeigen-Auskunftsblatt zum Werben von Anzeigen unberechnet.
Verzeichnis der Vortrupp-Flugschriften unberechn.
1 Satz Vortrupp-Flugschriften 1—35 . . . . . M. 3.60
(Letztere auch durch jede Buchhandlung zu beziehen.)

Sämtliche Bestellungen sind
An die Geschäftsstelle des
Deutschen Vortrupp-Bundes
Hamburg, Spitalerstr. 12,
sämtliche Zahlungen jedoch auf Postscheckkonto Nr. 1852, Alfred Jansen, Hamburg zu richten.

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Jansen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

5. Jahrgang Nr. 20 — Der Vortrupp — 16. Oktober 1916

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.

Mitteilungen
des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge einmal vierteljährlich
als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde
herausgegeben von der
Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 8 — 1916

Vom Wirken im Vortruppsinne.

Aus einer Ansprache von Eberhard Giese im Vortrupp Breslau.

Ich will versuchen, Ihnen unsere Vortruppgruppe vorzustellen, Ihnen knapp zu deuten, was sie ist und was sie will.

Der „Deutsche Vortruppbund" ist eine freie Tatgemeinschaft der Vortruppleser.

Er ist kein Verein im herkömmlichen Sinne; denn er besitzt nicht die übliche Vereins-Satzung und erhebt keine Beiträge. Das einzige Band, das seine Mitglieder zusammenhält, sind die Gedanken, die die Halbmonatsschrift „Der Vortrupp" vertritt.

Für Sie kommt es natürlich darauf an, zu wissen, welches diese Gedanken sind, für die es sich lohnt einzutreten, Gedanken, die uns vorwärtsbringen.

Ich bin mir bewußt, daß es recht schwer ist, restlos aufzuzeigen, was „Der Vortrupp" ist, schwer vor allem in einer größeren Versammlung.

„Der Vortrupp" verlangt ein wenig Einleben, setzt einen längeren Umgang mit sich voraus, ehe er sein Wesen enthüllt. Deshalb war er bisher fast ausschließlich angewiesen auf das Werben von Mensch zu Mensch und er wird es in erster Linie auch bleiben. Nur, wer sich bereits auf irgendeinem Gebiete des sozialen Lebens praktisch oder geistig betätigt, wird imstande sein, ihm ganz nahezukommen.

Trotzdem will ich's wagen, einige Ausführungen über die Aufgaben und Ziele des „Vortrupp" zu machen.

Der von Hermann Popert, dem Verfasser des allgemein bekannten Dürerbundromans „Helmut Harringa", herausgegebene Vortrupp nennt sich selbst eine „Halbmonatsschrift für das Deutschtum unserer Zeit".

„Er will dem Werdenden dienen, allem Gesunden", das im lieben deutschen Lande wächst und wirkt. Alle Lebensreformbestrebungen, die ernsthaft und klar an dem Aufstiege unseres Volkes arbeiten, sollen wie in einem Brennspiegel im „Vortrupp" sich finden können. Sie sollen aus der Vereinsamung, die sie oft bedeutungslos macht, gerissen werden und im „Vortrupp" ein Sprachrohr besitzen, das ihre Forderungen hinausträgt in den Tag, das die ganze praktische Arbeit einer Gruppe ringender Menschen ins Leben stellt.

Der Vortrupp kann das; denn er ist unabhängig.

Unabhängig von irgendeiner Partei, von irgendeiner Religionsgemeinschaft, unabhängig von der Macht irgendeiner Kapitalistengruppe.

Diese Unabhängigkeit gibt ihm die Kraft, mit aller wünschenswerten Schärfe da aufzutreten, wo ihm etwas faul scheint und krank. Er braucht weder nach rechts noch nach links zu sehen.

Sie werden zugeben, daß es nicht viele solcher Zeitschriften geben kann.

Seinen Leitgedanken folgend hat der „Vortrupp" bisher neben allgemeinen Abhandlungen seines Herausgebers wiederholt Aufsätze gebracht, die sich um folgende lebenserneuernde Zielsetzungen bewegen:

> Wohnungsreform, Bodenreform, Frage der Kriegerheimstätten, Gartenstadtbewegung, gesundheitliche und rassenhygienische Fragen, Kampf gegen den Alkohol und das Alkoholkapital, Ernährungsfragen, Körperkultur, Frauenbewegung, Natur- und Heimatschutz, Schutz und Förderung des Deutschtums im Auslande, Aussöhnung der Völker, Esperanto, Dürerbundbestrebungen, Kinderschutz, Jugenderziehung, Wandervogel- und Pfadfinderbewegung, Freideutsche Jugend, Reform des studentischen Lebens, Vertretung der Interessen der Schule und ihrer Lehrer, Schulreform, Reform des Lichtbildwesens usw.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sie sehen, weiträumig ist das Gebiet, das „Der Vortrupp" durchläuft.

Es gibt kaum eine bedeutungsvolle Frage des öffentlichen Lebens, keine Frage sozialen Einschlags, die er nicht von irgendeiner Seite beleuchten, die er uns nicht in vertiefter Betrachtung nahebringen könnte.

Es sei nicht verkannt, daß große Vielseitigkeit eine gewisse Gefahr für die Leser einer Zeitschrift bedeutet: die Gefahr der Zersplitterung, der Planlosigkeit und jener gefährlichen Halbbildung, die von allem etwas wissen will, die alles kennen muß. Dieser Gefahr wirkt der Vortrupp auf die natürlichste Weise selbst entgegen. Einmal dadurch, daß seine Abhandlungen durchaus kein Unterhaltungslesestoff sind; daß sie vielmehr Nachdenken, Stellungnehmen, ein Besinnen auf die eigne Meinung fordern. Vor allem aber wirkt der Gefahr einer Verflachung entgegen die Forderung des „Vortrupp":

„Wir wollen praktische Idealisten sein."

Das mag wie ein billiges Schlagwort klingen.

Lassen Sie mich sagen, was wir darunter verstehen:

„Wir wollen praktische Idealisten sein", d. h. wir verlangen von jedem, der sich mit Recht zu uns zählen will, daß er wenigstens auf einem Gebiete sozialer, lebenserneuernder Bestrebung tätig, wirklich tätig sei.

Er sei's als Bodenreformer, Abstinent, Vegetarier, Wanderer, Siedler, Dürerbündler usw., das gilt uns gleich; allein, daß er sich wirklich einsetze mit dem ganzen Menschen für das als richtig Erkannte, daß seine immer aufs Gemeinwohl, aufs deutsche Volk zielende Arbeit ihn ganz durchdringe, seinem Wesen und Arbeiten ihr Gepräge geben, das verlangen wir.

Wer diese Forderung, „sich ganz einzusetzen", erfüllt, wird nicht verflachen, nicht Alleskönner, nicht Allerweltsmensch werden.

Einige Beispiele mögen zeigen, was für uns praktischer Idealismus ist:

Wenn wir erkannt haben, daß der Alkohol ein Volksgift ist, der jährlich Tausende ins Elend bringt, der so viel geistige Spannung bricht, so viel Begeisterung und Willenskraft lähmt; der heute, wo wir Getreide und Brot so nötig brauchen, um durchzuhalten, diese Nahrungsmittel dem Volke entzieht; wenn uns das alles klar geworden, dann enthalten wir uns des Alkoholgenusses.

Wir leben enthaltsam aus Überzeugung, aus rein sozialen Gründen, nicht etwa, weil uns ein Glas schaden könnte — die gesundheitliche Rücksicht kommt erst in zweiter Linie —; wir sind enthaltsam, um ein Beispiel zu geben, das zeige, es geht auch ohne den Alkohol und noch dazu recht gut, ja besser. Nebenbei: daß wir keine Kopfhänger und Leisetreter sind, daß wir noch alle fähig sind zu den edlen Genüssen des Lebens, zu tiefster Lebensfreude, das beweisen ohne ein Wort die frischen Gestalten der Wandervögel und Freideutschen, die im „Deutschen Vortruppbunde" heimisch wurden, weil sie da Geist spürten von ihrem Geiste.

Wenn wir erfahren müssen, spüren müssen am eigenen Leibe, wie unser vaterländischer Boden allerorten preisgegeben wird als ein lohnendes Handelsstück, wie der Bodenschacher blüht, der die Preise der Grundstücke immer höher treibt, wenn wir erst die Zusammenhänge aufdecken, die zwischen der Grundstücksspekulation bestehen und dem stetigen Steigen der Wohnungs- und Ladenmieten und der Lebensmittel und wenn uns dann im großen klar wird, daß der Angelpunkt aller wirtschaftlichen Bedrängnis weiter Volksschichten, die letzte Ursache so vieler Volksnöte körperlicher und sittlicher Art, in der Boden- und in der Wohnungsfrage liegt, dann mögen wir unsere Hände nicht müßig in den Schoß legen, dann suchen wir dagegen anzukämpfen, jeder einzelne mit seiner Kraft. Dann treten wir offen auf die Seite der Bodenreformer, dann suchen wir u.a. den von ihnen aufgestellten Plan der Kriegerheimstätten zu unterstützen und durchzufechten wo wir können.

Wir kennen die Entschuldigung nicht: „Auf mich kommt's nicht an!" —

Praktischer Idealismus ist's auch, wenn wie im Jahre 1914 (noch vor dem Kriege) Mädel und Jungen einer Vortruppgruppe hinauszogen aufs Land, um sich ein Jahr lang als Knechte und Mägde zu verdingen — oder wenn wir Breslauer Vortruppleute ein Stück Brachland pachten, um zu roden und zu graben bis uns die Hände schwielig sind. Dann lernen wir ohne wissenschaftliche Erörterungen die Not, aber auch das Glück des Landmannes kennen, rühmen uns mit Stolz, unsere Kartoffeln und unser Gemüse selbst zu bestellen, und damit lediglich als Verbraucher auszuscheiden.

Zum Schluß ein Beispiel, das bei unseren Mädchen und Frauen äußerlich zunächst zeigt, was sie unter praktischem Idealismus sich vorstellen:

Mit bitterer Scham sehen wir, daß noch immer der weitaus größte Teil der deutschen Frauen und Mädchen nichts von Deutschheit zeigt in der Kleidung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir geben zu, daß die sklavische Abhängigkeit von der Mode meist Gedankenlosigkeit sein mag; denn wir können nicht annehmen, daß die deutsche Frau in ihrer Gesamtheit sich über das „Halbweltliche" der heutigen Mode klar ist. Sie weiß eben nicht, und die Modezeitung verschweigt's mit Absicht, daß sie sich nicht einmal nach dem Geschmack der vornehmen Französin kleidet (das wäre erträglicher), sondern nach dem Geschmack der Pariser Dirne. Für unsere Mädchen und Frauen ist die Lösung leicht: Kannten sie Schnürleib und Stöckelschuh überhaupt noch, sie wanderten mit dem Tage ins Feuer, als ihnen die ganze Schmach der herrschenden Mode klar wurde. Sie verbannten alles Ungesunde und Verstiegene und wie sie selbst frische, schlichte Menschen sein wollten, so gestaltete sich von selbst die Kleidung ihrem Wesen nach: einfach und frisch.

Vortruppfrauen und -mädchen arbeiten, in bewußter Unterstützung der Vereine zur Verbesserung der Frauenkleidung, an der Verwirklichung der deutschen Tracht.

Man kann diese Tat nicht hoch genug einschätzen, sie kommt einem mutigen Bekennen, einem fortwährenden Sich-verteidigen-müssen gleich und wird im Anfange nur starken Menschen gelingen.

Also diese Arbeit, dies Eintreten für das als richtig Erkannte, das zähe Daranfesthalten ist Vortruppart. In diesem Sinne wollen wir auch in unserer Ortsgruppe Breslau des „Deutschen Vortruppbundes" wirken. . . .

Aus der Vortrupp-Arbeit

Vortrupp Hamburg. Das Sommerhalbjahr brachte eine Anzahl erfolgreicher Wanderfahrten, die sich einer guten Beteiligung erfreuen durften, obwohl immer stärker die älteren und die jüngeren Mitglieder zum Heeresdienste einberufen worden sind. In der Nähe des Karlstein im Rosengarten sprach Johannes Gläser über „Freiheit in der Erziehung". Seine ganz im Vortrupp-Sinn gehaltenen Ausführungen weckten eine erfreuliche Aussprache, aus der die Bedeutung der Mitarbeit an den Schulreformfragen der Gegenwart besonders hervortrat. Auf der Wiese beim Landheim zu Wulfsen sprach der Obmann Franziskus Hähnel über die Bedeutung der Naturschutzbewegung. Eine sehr anregende Aussprache ergab der Vortrag des Obmannes bei der Versammlung auf dem Flidderberge (Lohberge) über die Vorschläge, die Prof. Böckelmann für die Reform der Anrede im „Vortrupp" gemacht hatte (siehe Vortrupp-Flugschrift Nr. 34, Böckelmann, Ein Fleck im Gewande der deutschen Sprache). Die Versammlung faßte einstimmig den Beschluß, auf den Veranstaltungen des Vortrupp Hamburg die Anrede mit „Ihr" zu verwenden. Einen gleichen Beschluß hatte bereits früher der Vortrupp Breslau gefaßt. Da nicht alle Mitglieder auf dieser Veranstaltung anwesend waren, hat der Obmann vor jeder Versammlung auf diesen Beschluß aufmerksam zu machen. Es wurde darauf hingewiesen, daß mit Takt und Umsicht weite Volkskreise für diese Sprachreform zu gewinnen sein werden. Unser Mitglied Pastor Engelhardt erklärte, daß er auf der demnächstigen Pastorenkonferenz einen ähnlichen Antrag für seine Amtsgenossen stellen und daß er ferner veranlassen werde, daß seine Konfirmanden, sowie die Mitglieder seiner Jugendvereine der Anrede mit „Ihr", die er schon immer bevorzugt habe, ihm gegenüber sich bedienen. Bei der Wanderung durch Finkenwärder nach dem Bredenberge hatten wir die große Freude, Pastor Paul Bruns vom Vortrupp Straßburg-Kronenburg unter uns zu sehen, der sich auch an dem Vortrage unseres Obmannes „Die deutschen Volksaufartungsbestrebungen und ihre zukünftigen Aufgaben" beteiligte. Eine besonders erfreuliche Entwicklung nahm unsere Vortrupp-Jugend, die im Zusammenhange mit der Ortsgruppe sich eine eigene Organisation gab, von der im nachstehenden Berichte Näheres mitgeteilt wird. Der neue Arbeitsplan wird voraussichtlich Anfang November durch den stellvertretenden Geschäftsführer A. v. Faber, Hamburg 1, Haideweg 11, zum Preise von 10 Pfg. zu beziehen sein. Die Vorträge werden von November bis April im Saale des Logenhauses Moorkamp stattfinden.

*

Vortrupp Hamburg, Abt. Vortrupp-Jugend. Seit dem 12. im Wonnemond ds. Jahres finden in unserer Ortsgruppe allwöchentlich Geselligkeitsabende für die Vortrupp-Jugend statt. Die sollen uns zusammenführen, damit wir uns persönlich näher kennen lernen und damit unser innerer Zusammenhang gestärkt wird. Das ist für unsere Bestrebungen von hohem Wert, da wir gerade auf die Werbearbeit des Einzelnen angewiesen sind. Fehlt dieser Zusammenhang, der durch das Lesen der Zeitschrift allein nicht erreicht werden kann, so ist für den Einzelnen die Gefahr der Verirrung vorhanden, d. h. er wird, weil er dieses oder jenes falsch verstanden hat, Gedanken als Vortrupp-Gedanken verbreiten, die unseren Bestrebungen nicht entsprechen und so leicht bei Fernstehenden ein falsches

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bild von unserer Bewegung erzeugen. Darum wollen wir zusammenkommen, unsere Meinungen austauschen und klären und uns unserer Ziele immer wieder aufs neue bewußt werden. Wir haben unter uns kleine Vorträge gehalten über die hauptsächlichsten Lebensreformfragen wie: Alkoholfrage, Tabakfrage, Vegetarismus, denen dann noch weitere über: Kleidung, Schulreform, Heimatschutz usw. folgen werden. Außerdem haben Herr Rud. Wiesener zu uns über Kriegerheimstätten und Herr Fr. Schlünz über Bodenreform gesprochen. Alle Vorträge sollen unser Wissen auf diesen Gebieten bereichern; jeder soll das bieten, was er zu bringen imstande ist, und dadurch gewinnt jeder einen großen Wert für uns. So kann uns auch der eine oder andere etwas aus seiner Geisteswelt, in der er sich bewegt, erzählen. Aber wir wollen auch nicht das Herz über den Geist vergessen, und so wollen wir uns die Erlebnisse auf unseren Wanderfahrten erzählen, gemeinsam das Volkslied pflegen und das schöne, alte Lauten- und Klampfenspiel wieder zu Ehren bringen.

Nach schwerer, mühevoller Arbeit haben wir es jetzt auch so weit gebracht, daß wir ein feines, eigenes Heim besitzen. Wir sehnten uns lange nach einem schönen, gemütlichen Heim. Das war eine Zeit des Aufruhrs, als wir uns auf der Nestsuche befanden: Abend für Abend irrten wir im alten Stadtviertel Hamburgs umher, suchten und fanden nichts, bis wir im Steckelhörn doch noch einen feinen, wenn auch ziemlich wüst aussehenden Raum entdeckten, der für unsere Zwecke wie geschaffen war. Unser Heim befindet sich in einem alten Hamburger Speicher, den zu finden, keine leichte Sache ist. Durch das neuere Vorderhaus gelangt man über einen langen Gang in einen schmalen Hof, zu beiden Seiten ragen ganz alte Häuser empor, noch nach der alten Hamburger Art, mit hohem Giebel, Fachwerkbau und vorspringenden Stockwerken, gebaut. Dieser Hof nun mündet in eine höchst malerische Ecke, vor uns reckt der Speicher sein altes Haupt empor, zur Linken führt eine gar steile Treppe zu unserem Nest hinauf. Aber Vorsicht ihr Großen, da heißt es sich bücken! Gleich im ersten Stockwerk weist ein Vortrupp-Schild darauf hin, daß hier die Nestabende der Vortrupp-Jugend stattfinden, und nun getrost die Tür geöffnet. Da werdet ihr freilich zuerst enttäuscht sein, denn zur Rechten zeigt sich ein kahler, weißgetünchter Raum. Das war unsere Arbeitsstätte. Eine Hobelbank, sowie Sägen und sonstiges Werkzeug erzählen hiervon. Aber wendet eure Schritte nur zur Linken und schlagt den Vorhang zur Seite. Dann werdet ihr staunen. Eine schmucke, bunte Bauernstube vermeint ihr vor euch zu haben. Ganz urgemütlich sieht's aus. Die Wände sind fein bunt bemalt, ebenso die Fachwerk- und Deckbalken. Vor den hellen Fenstern stehen feine leuchtende Blumen, von der Decke hängt ein großer Heidekranz, mit Bändern geschmückt, herunter und verbreitet seinen frischen Duft. Dann die selbstgezimmerten Tische und Bänke, das gibt ein gar farbenprächtiges Bild. Die Tische und Bänke sind das Werk zweier Jungen der edlen Zunft der Zimmerei. Das freut uns so am Nest und macht es uns doppelt lieb, daß wir alles selbst geschaffen haben, ohne andere Beihilfe, freilich haben wir auch tüchtig heranmüssen. Doch seht weiter unsere schönen Bilder, die die Wände schmücken; eins fällt besonders auf: Das Lichtgebet von Fidus. Da hätten wir fast noch etwas sehr, sehr Wichtiges vergessen: eine eigene Bücherei besitzen wir nämlich auch schon. Wir danken an dieser Stelle nochmals allen denjenigen, die uns den Grundstock für die Bücherei geschenkt haben. Hoffentlich kommen auch noch bald neue Bücher hinzu, denn unser Wissensdrang ist sehr groß. Unser Nest ist eigentlich sehr berühmt, es liegt nämlich am Katharinenfleth, der bereits vielfach gemalt und geknipst worden ist. Wir sind deshalb auch sehr stolz darauf. Ein Bild vom Fleth, auf dem unser Nest deutlich zu sehen ist, hängt im Nest. Nun zu unseren Nestabenden. Sie werden so stark besucht, daß wir noch eifrig neue Bänke zimmern müssen. Bei jedem Abend neue Jungen und Mädel, wenn das so weiter geht... Das zeigt uns, ein wie großes Bedürfnis das Nest ist. Deshalb wollen wir auch darauf halten, daß es uns erhalten bleibt, und das erreichen wir dadurch, wenn wir bestrebt sind, uns innerlich immer näherzubringen. Dann werden uns die Abende zur Freude gereichen und auch weiter eine Notwendigkeit bleiben.

Drum frisch auf! Ihr Jungen und Mädel, so ihr den Weg noch nicht zu uns gefunden habt, kommt her und schaut euch unsere Arbeit an, ihr werdet dann bei uns bleiben und tapfer im Vortruppsinne mit weiterhelfen.

Die Zusammenkünfte finden Freitags, 8½ Uhr, im Steckelhörn Nr. 16, statt. Näheres dort. Heil! Alfred Heitmann.

*

Vortrupp Nürnberg. Die in Lauf eingerichteten Märchen-Lesenachmittage für Kinder, für die der Magistrat gern einen Raum im Schulhause zur Verfügung gestellt hatte, erfreuten sich eines guten Zuspruchs. Für Nürnberg sollen gleichfalls solche Märchen-Lesenachmittage eingerichtet werden. Obwohl der Krieg immer wieder neue Lücken in unsere Reihen riß, ist die Ortsgruppe doch auch im Laufe des Sommers gewachsen. Die allwöchentlich stattfindenden Vortrupp-Leseabende erfreuten sich eines guten Besuches. Das in Schönberg erworbene kleine Heim hat den Mitgliedern bisher viel Freude bereitet. Die geselligen Werbeabende waren bisher recht gut gelungen, so daß sie möglichst alle 4 Wochen als dauernde Einrichtung wiederholt werden sollen.

*

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vortrupp Oldenburg. Eine Hermann Löns-Gedenkfeier in der Bokeler Burg am 17. September.

Der Jäger hat sich frei gestellt,
Wollt' seinen Schuß wie andre haben.
Nun liegt er draußen auf dem Feld
In fremde Erde eingegraben.

Er liegt und horcht, er ist zu Haus,
Von keiner Unruh mehr getrieben,
Wir aber wollen den da drauß',
So, wie er war, von Herzen lieben.

So besingt Adolf Ey den am 26. September 1914 vor Reims gefallenen Dichter, der uns, wie kein anderer, die Augen und die Herzen geöffnet hat für die herbe Schönheit der norddeutschen Heide und ihr urwüchsiges Leben. Wo hätte eine Gedenkfeier würdiger veranstaltet werden können als draußen in der Heide? Wo aber gäbe es einen lauschigeren Heidefleck als die Bokeler Burg zwischen Rastede und Nuttel, leicht erreichbar und doch so wenigen Oldenburgern bekannt? Dorthin hatte der Vortrupp Oldenburg, von dem die Feier ausging, Sonntag auf 4 Uhr seine Mitglieder bestellt und den Wandervogel e. V., der sich mit ihm in der Verehrung des Niedersachsensängers begegnet, zur musikalischen Mitwirkung eingeladen, und von allen Seiten trafen denn auch zur festgesetzten Zeit die Wandertruppen in den uralten Ringwällen der Burg ein, sich gegenseitig mit „Heil!" begrüßend und sich in zwanglosen Gruppen an den Wallböschungen lagernd. „Kein Lied, kein Heldenbuch," so etwa sagte der Vortruppleiter in der Eröffnungsansprache, „meldet uns, wann und durch wen die Bokeler Burg entstanden ist; ob sie als alte Volksburg in die früh- oder vorgeschichtlichen Zeiten zurückreicht oder ob sie von den ammerschen Grafen zur Sicherung der Heerwege nach Wiefelstede und Rastede, zwischen denen sie etwa die Mitte hält, errichtet wurde. Wir freuen uns, daß wir diese altehrwürdige Stätte noch fast unversehrt überkommen haben, daß sie dank der Fürsorge unserer Landesfürsten unentstellt erhalten bleibt und uns heute zu solcher Feier vereinen kann." Diese wurde nun mit dem gemeinsamen Liede „Ich hab' mich ergeben" eingeleitet, und dann nahm Herr Sprengel das Wort zur Gedächtnisrede für unsern Hermann Löns, den er durch Proben aus seinem so verschiedenartigen Schriften sowie durch Mitteilungen seines „einzigen" Freundes Traugott Pilf in Wiesbaden den gespannt lauschenden Hörern recht lebenstreu darzustellen wußte. Das Kapitel „der Vollmond" aus dem „Zweiten Gesicht" ließ den schweren Konflikt ahnen, der des Dichters Seele zerriß, bis ihm der Tod auf dem Felde der Ehre einen versöhnenden Abschluß gab. „Dahinten in der Heide, wo der Birkenbaum steht," so stimmten jetzt die Lauten und die frischen Kehlen der Wandervögel an, und darauf folgten Proben aus dem „blauen Buch": „Das Osterfeuer" und „Die Möwe". Zum leichteren Ton der nachfolgenden Probe aus „Mümmelmann" leiteten die Wandervögel über durch Lönssche Soldatenlieder und das launige „Der Kuckuck und der Piedewitt", deren flotter Vortrag die Zuhörer ebenso begeisterte wie der liebliche Einzelgesang der „Nonne": „Viel hundert weiße Lilien". Muntere Jagd- und Landsknechtslieder bildeten den Schluß, und endlich wies Rektor Schütte noch auf das schöne Denkmal hin, das der Verein Naturschutzpark dem Heidedichter in der „Lönsheide" und dem Lönsstein in der Nähe des Wilseder Berges zu stiften gedenkt, sobald erst wieder Friede auf Erden ist. Viele Teilnehmer kauften eine Lönskarte mit des Dichters Bildnis und dem eingangs wiedergegebenen Gedichte zum Andenken an die durch das schönste Wetter begünstigte Feier, und dann trennten sich die Gruppen mit dem wieder gemeinsam gesungenen Liede „Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt' ich auf ein Grab".

*

Vortrupp Ostende. Wenn der Wissende unsere Blätter liest, dann fühlt er hinter jedem Wort aus dem Felde die große innere Vereinsamung. Wir werden ihr hier ausgeliefert, gerade in der Stunde, in der Altes zusammenstürzt und Neues erkämpft sein will. Wie viele gingen dabei verloren, wie viele ringen einen Kampf ohne Hoffnung. Wie konnten wir uns hier draußen helfen? Einem kleinen Teil der deutschen Wehrmacht, dem Marinekorps in Flandern, bietet sich in Ostende ein ständiger, von keinem Wechsel nach anderen Kriegsschauplätzen bedrohter Mittelpunkt. Da haben wir nicht lange gezögert, sondern zugefaßt, und aus kümmerlichen Anfängen blühte plötzlich Leben. Im Marienheim Ostende steht uns ein heimliches Zimmer zur Verfügung, unser „Vortrupp-Nest". Wer die Tiefe unserer Not erfaßt hat, der wird fragen, was ein Nestbetrieb da helfen soll. Noch dazu ein Kommen und Gehen der unterschiedlichsten Menschen: Vortruppler, Guttempler, Wandervögel usw. In einem herzbewegenden Briefe wird darauf die Antwort gegeben. Das mag für heute genügen. Es heißt in dem Briefe u. a.: „Ich habe einige herrliche Stunden in Eurem Neste geweilt. Weniger das, was gesagt worden ist — man kann sich nicht gleich immer etwas sagen —, sondern diese Menschen allein, denen das Geistige, das Ideale, das Sinnige, das naiv aber gut Wollende aus den Augen sprach, haben mir wieder Mut gemacht. Glaub' nur, ich war manchmal müd' in meinem Wollen und im Glauben an die Sache." Und über die sittlichen Nöte da draußen im Felde schreibt er ergreifende Worte und wie das Zusammensein mit den Gesinnungsgenossen ihm neues Licht und Hoffen gegeben. Dazu soll unsere kleine Gruppe weiter dienen, dazu unser freund-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

liches Nest. Allen Vortrupp-Kameraden, die uns im Marienheim aufsuchen, werden mit kräftigen, herzerquickenden Heilrufen begrüßt werden.

*

Vortrupp Potsdam. Das neue Jahr stellte uns neue Aufgaben. Die Zahl der Mitglieder und Gäste war langsam so weit gestiegen, daß wir uns nach einer neuen geräumigeren Stätte für unsere monatlichen Zusammenkünfte umsehen mußten. Auch hier war der Besuch meist sehr rege. Wir konnten an Vorträgen viel Abwechslungsreiches geben: „Der Entwicklungsgedanke in der Religion", wo von Goethes religiösem Gefühl ausgehend eindringlich auf die neureligiöse Bewegung nach Lagarde, Arthur Bonus und volkstümlicher, Wilhelm Schwaners „Volkserzieher" hingewiesen wurde; ferner „die Ernährungsfrage", „die wissenschaftlichen Grundlagen der Abstinenz". Herr Dr. Jaerschky konnte uns das Lazarettleben draußen im Westen an zwei Abenden vom Standpunkt des Naturarztes aus zeigen. Frau Pichottka führte uns mit großer Sachkenntnis in die Fragen des Frauendienstjahres ein. Im September sprach Herr Generalsekretär Rüppel in herzlicher Weise über „Wesen und Ziel der Bodenreform, mit Berücksichtigung der Kriegerheimstätten". Wir konnten erfahren, wie eifrig schon am Werk der Kriegerheimstätten, so in Oldenburg, Stade, Worms gearbeitet wird, und die bodenreformerischen Ausführungen bildeten eine wichtige Ergänzung zu dem, was wir auf Fahrten schon in Eden und in der Gartenstadt Staaken gesehen hatten. An die Vorträge schlossen sich allgemeine Erörterungen an, ein Abend war ganz einer solchen Aussprache über die „Friedensbewegung" und das „Reichsjugendwehrgesetz" gewidmet. Eine lebensreformerische Bücherei ist in beständigem Wachsen und läßt schon jetzt einen weiteren Überblick über unsere Vortruppaufgaben zu. Eine freundliche Stunde hat uns unser Obmann, Herr Pichottka, der nun auch den feldgrauen Rock angezogen hat, mit einer Einführung in Wilhelm Raabes Werke gegeben. Und beim Vorlesen der tiefgeschauten Bilder, die der deutsche Heimatdichter formte, klangen auch in uns Saiten mit, und Bilder wurden wieder lebendig, wie wir sie so oft auf unseren Fahrten über Land geschaut. Die Wanderfreude führt uns wenigstens jeden zweiten Sonntag hinaus, die Liebe zu unserer märkischen Heimat, wir haben sie uns erwandert. Mit besonders tiefen Eindrücken kehrten wir heim von einer zweitägigen Heidefahrt in den Hohen Fläming. Zusammen mit den Gefolgsleuten des Herrn E. V. Trojan zogen wir am 1. Juli mit hinaus zu dem großen Vortrupp-Feste, das der Vortrupp Groß-Berlin bei Straußberg so emsig vorbereitet hatte. Dank ihnen, denn es war wie ein Aufatmen in schwerer Zeit. Und in der Johannisnacht durften wir die Gastgeber sein — wenn auch in kleinem Kreise. Zum ersten Male feierten wir Sonnenwend, draußen auf den Kaputher Krähenbergen, hoch über dem schillernden, weiten Band der Havelseen. Zwar setzte abends ein regenreiches Gewitter ein, aber dennoch flammte der Holzstoß wuchtig auf. Unter grellen Blitzen scharten wir uns in den Kreis; dies Sonnenwend im nächtlichen Gewitter, es war uns ein Symbol unser kriegsdurchtobten Zeit. Und in der Feuerrede glühte der heilige Wille, durchzuhalten, den Ekel und die schwarzen Schatten mit Licht und Flamme zu bannen: „Dieser Krieg fordert nach seinem Ende gewaltige innere Kräfte, Kräfte, die mit voller Macht den Schild von Wahrheit und Liebe der Verlogenheit entgegenhalten: das Erdbeben macht neue Quellen offenbar. — Macht euch hart und stählern!"

Aber noch eins darf ich erwähnen: Im Juli hat sich auch bei uns wie mit innerer Notwendigkeit bei so anderen Vortruppgruppen eine Vortruppjugendabteilung (im engsten Zusammenhang mit der Gruppe) gebildet. Der Wert der Jugend liegt mehr in ihrem Sein als in ihrem Tun. Wer sich dies innere Sein errungen hat, wird dereinst in späteren Jahren auch handeln, wie er handeln muß. Sein Tun wird der Ausdruck einer von letzten Werten bedingten Persönlichkeit sein und nicht die Folge äußerer Gesetzlichkeit. In diesem Sinne der Jugendlichen haben wir uns zusammengeschlossen, zwar nur wenige, aber wenige mit ernstem Wollen. Unser Kreis ist eine Wahlverwandtschaft, „Bruderschaft", und diese Jugendlichkeit, die nicht auf Altersgrenzen, sondern auf den Lebenswillen begründet ist, sie soll auch unserer ganzen Gruppe neuere innere Kräfte zuführen. Klare Anschauung aller uns wichtigen Probleme, das ist unser geistiges Ziel. Was uns zuerst am nächsten lag, war die Jugendbewegung selbst. So haben wir uns während dieser vier Monate mit dem Wesen der Wandervogelbewegung, mit den Absichten der Freideutschen und mit den bedeutenden Lehren Gustav Wynekens von Jugend und Schule beschäftigt, und wir haben nicht nur auf die Licht-, sondern auch auf die Schattenseiten gewiesen, abgesehen von der „Jugendbewegung", die ganz in ästhetisierendes, literatenhaftes Fahrwasser geraten ist. Wir wollen uns nun näher mit den verschiedenen Seiten der Ausdruckskultur, wie sie F. Avenarius versteht, abgeben.

Mancher unserer Freunde steht im Felde, mancher zieht noch hinaus. Sie alle grüßen wir und danken ihnen für ihre Mitarbeit. Der Krieg ist der große Vernichter alter Werte und nur Mittel zu neuen Werten. Kriegszeit ist Vorbereitungszeit, so ist auch unsere Arbeit Vorbereitungsarbeit. Aus der Ulanflucht der Zeit, wie Herrmann Löns sagen würde, kann uns nur unermüdliche, zähe Weiterarbeit retten. Je fester wir uns unserer Aufgabe

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bewußt werden, desto eher werden wir auch den „Geist der Schwere", wo er bei uns noch nicht gewesen ist, überwinden. Heil!

Alfred Ehrentreich,
Potsdam, Alte Luisenstr. 78.

*

Soeben erschienen als neue Vortrupp-Flugschriften:

Nr. 34. Volkstümliche Ausbreitung und Verdeutschung des Schach von Johannes Biernatzki. Preis 20 Pf.

Die Verbreitung dieser Schrift wird dazu beitragen, das Schachspiel weiten Volkskreisen lieb und wert zu machen und die Veredlung geselligen Beisammenseins zu fördern.

Nr. 35. Trinkgeld. Vorschläge von **Rudolf Sendig.** Preis 20 Pf.

Ein anerkannter Meister des deutschen Hotelwesens bespricht in dieser Schrift eine Frage, deren Lösung auch allen Vortrupp-Freunden sehr am Herzen liegt. Sie sollte allen leitenden Wirtekreisen zur Beachtung übermittelt werden.

Bei Bezug von je 100 Stück dieser Flugschriften wird zum ermäßigten Preise von 10 Mark geliefert. Die Bestellung kann durch jede Buchhandlung erfolgen sowie unmittelbar durch den Vortrupp-Verlag Alfred Jansen, Hamburg.

*

Den Heldentod für unser Vaterland fanden die nachstehend genannten Vortruppfreunde. Wir wollen ihrer in Treue gedenken.

Bruno Schmidt, aus Freiberg i. Sachsen, Offizier-Stellvertreter. (Gefallen Anfang September.)

Edwin Reihmann, Bankbeamter aus Sohland a. d. Spree, Leutnant d. Res. (Gefallen Anfang September.)

O. Possiel, Segelmacher aus Hamburg, Musketier. (Gefallen Ende August.)

Hans Graul, Kaufmann aus Hamburg, Leutnant d. L. (Gefallen Ende August.)

Albert Krehbiel, Landwirt aus Weierhof b. Mannheim, Leutnant d. Res. (Gefallen Ende August.)

Hans Ammon, Buchhändler in Hamburg, Kriegsfreiwilliger. (Gefallen Anfang September.)

Erich Pohl aus Großenhain in Sachsen, San.-Gefreiter. (Gefallen Anfang September.)

Deutscher Vortrupp-Bund
J. A.
Hähnel.

*

Nun ist wieder ein Glied des Freundeskreises Sieglin-Gädeke uns durch den grausamen Krieg entrissen worden. Am 5. September fiel bei einem Sturmangriffe in Galizien, den er an der Spitze seines Zuges siegreich durchführte, unser begeisterter Vortruppfreund

stud. med. Heinrich Kirchhoff,
Leutnant der Res.

Als Student in Greifswald wurde er für den „Vortrupp" gewonnen, für den unermüdlich neue Freunde zu gewinnen, ihm eine liebe Aufgabe war. Er bestimmte die Hälfte seiner Löhnung für das Spendenkonto und machte für die Ausbreitung des „Vortrupp" so oft Zuwendungen als ihm nur möglich war. Seinem Lazarette überwies er einmal 50 „Helmut Harringa", um so auf seine Kameraden segensreich einzuwirken. Im 4. Kriegsmonate schrieb er einmal in einem längeren Briefe: „Was die Vortrupparbeit im Felde anbelangt, so habe ich die Erfahrung gemacht, daß die gegenwärtige Kriegszeit sich für die Verbreitung des Vortruppgedankens bedeutend mehr eignet als die Friedenszeit. Abgesehen davon ist bei meiner Kolonne stets Nachfrage nach Lesestoff vorhanden, und ich freue mich jedesmal, wenn ich den Kameraden etwas so Vortreffliches wie den ‚Vortrupp' geben kann. Noch eins möchte ich Ihnen bei dieser Gelegenheit sagen: Der Vortrupp ist mir die liebste Zeitschrift von denen, die ich kenne, und es ist mir, als wären seine Ziele mir aus dem Herzen geschrieben. . ."

Am 6. Mai 1915 wurde unser Freund bei St. Julien bei Ypern verwundet; einer seiner ersten Grüße aus dem Lazarett in Leer galt dem „Vortrupp", von dessen Ausbreitung er sich so viel für unseres Volkes Gesundung und Aufartung versprochen hatte.

Nun ist es ihm nicht mehr beschieden, Schulter an Schulter mit uns dafür tätig zu sein. Wir aber wollen, tapferer Freund, Deiner in Treue gedenken und in Deinem Sinne weiter zu wirken suchen.

Deutscher Vortrupp-Bund
J. A.
Hähnel.

*

Die **„Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes"** erscheinen bis auf weiteres bekanntlich **vierteljährlich**, und zwar mit dem 2. Hefte des „Vortrupp" nach Vierteljahresbeginn.

Die Geschäftsstelle
des Deutschen Vortrupp-Bundes.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Letztwillige Verfügung. Unser Freund Wilhelm Gädeke (siehe „Vortrupp" Nr. 17, S. 539), durch dessen Heldentod so viele Mitglieder tief ergriffen worden sind, hat dem „Vortrupp" zu weiterer Ausbreitung seiner Gedanken ein Kapital von 1000 Mark vermacht. Diese Spende, die uns die Treue unseres Kampfgenossen über den Tod hinaus bekundet, wird ganz in seinem Sinne verwendet werden.

*

Anregungen aus Zuschriften an die Geschäftsstelle.

(Es kommen gegenwärtig so viele Zuschriften, daß es nicht gut möglich ist, sie alle in dem gewünschten Umfange zu berücksichtigen. Wenn verschiedene Mitteilungen wiedergegeben sind, in denen des „Vortrupp" mit besonderer Begeisterung gedacht ist, so geschieht es, um durch diese Belege unsre Freunde zu kräftiger Werbetätigkeit für die Ausbreitung des „Vortrupp" in den weitesten Volkskreisen zu erwärmen. Soll „Der Vortrupp" den erhofften Einfluß ausüben, so muß eben seine Leserschar in möglichst kurzer Zeit sich noch stark vervielfachen.)

G. H. (im Westen)... Gleichzeitig will ich die Gelegenheit benutzen, Ihnen zu sagen, daß mir der „Vortrupp" hier draußen ein wahrer Freund geworden ist.

Obwohl ich ihn schon z. F. als Seminarist gehalten, gelesen und geschätzt hatte, ließ ich den Bezug, als ich im Jan. 15 ins Feld rückte, eingehen. Doch die Öde wurde mir allzugroß, und ich vermißte meinen lieben, alten „Vortrupp" sehr. Ich bestellte wieder, und sie glauben nicht, wie ich mich freute, als ich das schlichtbraune Heft wieder in Händen hielt. Und seitdem warte ich mit Sehnsucht immer wieder auf die Post mit dem „Vortrupp", bietet er doch wieder Austauschstoffe für mehrere Tage. Ich gebe ihn, nachdem ich ihn gelesen, an meine Kameraden weiter und mancher ist gewillt, ihn nach dem Kriege zu halten; hoffentlich setzen sie den Willen in die Tat um.

Auch den „Harringa" habe ich stets ausgeliehen und er ist schon die Unterlage zu manchem interessanten, anregenden Gespräch geworden...

F. A., Obermatrose, Batterie F.... Ich lasse die „Vortrupp"-Hefte in der Batterie offen liegen. Viele nehmen sie zur Hand und mancher — — denkt darüber nach....

O. K., 40. Inf.-Div... Ihr „Vortrupp" verdient jedes Lob, und kein Fernstehender kann ihm seine Anerkennung absprechen....

E. V., Schütze, 15. Ref.-Div... Der „Vortrupp" ist meine liebste Lektüre im Felde, und ich möchte ihn auf keinen Fall missen. Senden Sie bitte an usw.

M. K.... Feldpost 167... „Der Vortrupp" wird von mir und meinen Kameraden sehr gern gelesen. Mit großer Freude werden immer die „Vortrupp"-Hefte begrüßt, welche die Feldpost bringt. „Der Vortrupp" bringt mir und meinen Kameraden edle Anregung und Belehrung, wofür ich der Schriftleitung sehr dankbar bin. Mein stetes Bemühen wird von nun an sein, den „Vortrupp" überall zu fördern und zu heben, wie es einem wahren Vortrupp-Freunde zukommt....

*

Werbemittel

Die Werbemittel werden, wenn sie nicht frei übersandt werden können, zu den angegebenen Preisen, die den Selbstkosten entsprechen, abgegeben. Um zeitraubende Buchungen zu vermeiden, wird freundlichst gebeten, Bestellungen nur unter Beifügung des betreffenden Betrages zu machen. Bei Bestellung von Büchereizeichen fordere man vorher Probe.

Preise unter Voreinsendung des Betrages oder unter Nachnahme mit Anrechnung der halben Zustellungsgebühren.

Wir bitten, die Preisänderungen zu beachten. (Die früheren Preise sind damit aufgehoben.)

Vortrupp-Briefbogen und Umschläge für den persönlichen Briefwechsel sind auf mehrfachen Wunsch in zwei Ausgaben hergestellt worden.

1. Kästchen A mit bestem starken „Onama"-Papier, 25 Bogen (15: 19 cm) M. 3.50.
2. Kästchen B mit 50 Bogen (13: 17½ cm), aus gutem, weißem, gerippten Briefpapier und gefütterten Briefdecken, M. 3.50.

100	Verschlußmarken . .	M. 0.50
200	„ . .	M. 1.—
500	„ . .	M. 2.25
1000	„ . .	M. 4.—
500	Büchereizeichen mit eigenem Namen	M. 6.—
250	Büchereizeichen usw.	M. 4.20
125	Büchereizeichen usw.	M. 3.—
250	Büchereizeichen in Zweifarbendruck	M. 8.50
125	Büchereizeichen in Zweifarbendruck	M. 7.—

Auskunftsblätter unberechnet.

50	Postkarten mit „Vortrupp" Aufdruck	M. 0.50
100	Postkarten	M. 1.—
1	Vortrupp-Nadel (In kleinerer und größerer Ausführung, auch als Brosche)	M. 1.—

Vortrupp-Plakate unberechnet.

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Der Vortrupp"

Das Deutschtum unsrer Zeit ist das Deutschtum der Werdenden. Eine Zeitschrift, die diesem Deutschtum dienen will, muß dem Werdenden dienen: allem Gesunden, was in unserm Land und Volk wächst und wird. Und trotz der vielen „Organe", die wir besitzen, gerade diese Zeitschrift fehlte bisher; von den vielen Reformbestrebungen, die am Werke sind, unser ringendes, deutsches Leben zu etwas Höherem umzuschaffen als es heute ist, hat zwar so ziemlich jede ihr eigenes Mundstück: nicht aber haben wir Deutschen bisher das Organ, das diese Bestrebungen sämtlich zusammenfaßt, und dadurch ihre Anhänger aus der Vereinzelung erlöst, worin sie sich oft befinden. Dieses Organ will „Der Vortrupp" sein.

„Der Vortrupp" denkt nicht daran, langatmige, lebensfremde Auseinandersetzungen zu bringen: Was um uns her geschieht — im Leben der Völker und der einzelnen —, das will er in dem Lichte bald dieser, bald jener der Lebensreformen zeigen, für die er arbeitet; in klarer, scharfer Beleuchtung, so daß diese Bestrebungen dem Leser nicht als blasse Gedankendinge erscheinen, sondern als körperhafte, blutvolle Wirklichkeit.

„Der Vortrupp" braucht keinerlei Rücksicht zu nehmen, weder nach oben, noch nach unten, weder nach rechts, noch nach links. In Inhalt und Sprache wird er den Forderungen der berufenen geistigen Führer nach Kräften gerecht werden, — zugleich aber muß, was er bringt, gemeinverständlich sein . . . . . .

Die Mächte, die unsre Zeitschrift zusammenfaßt, ziehen dem deutschen Volke in seinem Vormarsch sichernd und bahnbrechend voran. Darum hat „Der Vortrupp" diesen Namen gewählt und hofft, daß er ihn sich verdienen wird.

Zur Werbung für die Kriegerheimstätten warm empfohlen!

Vaterland und Heimat

Die Bedeutung der Kriegerheimstätten

von

Melanie Ebhardt

(Vorstandsmitglied des Hauptausschusses für Kriegerheimstätten)

Zweite Auflage

Preis 20 Pf., 100 Stück 10 Mark

Die Schrift sollte die größte Verbreitung finden, besonders auch durch Zusendung an unsere Krieger

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Hamburg, Alfred Janssen, Vortrupp-Verlag

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

140.-150. Tausend

Fürs deutsche Volk



herausgegeben vom Dürerbund:

140.-150. Tausend

Helmut Harringa

Eine Geschichte aus unsrer Zeit

von

Hermann Popert

Ein Buch, das Begeisterung weckt und den Willen zur Tat auslöst

Gebunden M. 1.80

Die „Politisch-Anthropologische Revue" sagt: „.... Dieses Buch ist .... für die Regeneration unseres Volkes ein ganzes Armeekorps wert! .... Möchte sich recht bald ein Mäzen finden, der ein paar hunderttausend Exemplare davon unters Volk bringt; das wäre verdienstlicher als die Stiftung von Preisen für gewisse moderne, mehr oder weniger problematische Kulturerrungenschaften."

Über 300 Zeitungen und Zeitschriften nahmen in besonders anerkennender Weise Stellung zum „Helmut Harringa".

Für alle Vortruppleser! Das Buch bietet das Programm des „Vortrupp."

140.—150. Tausend.

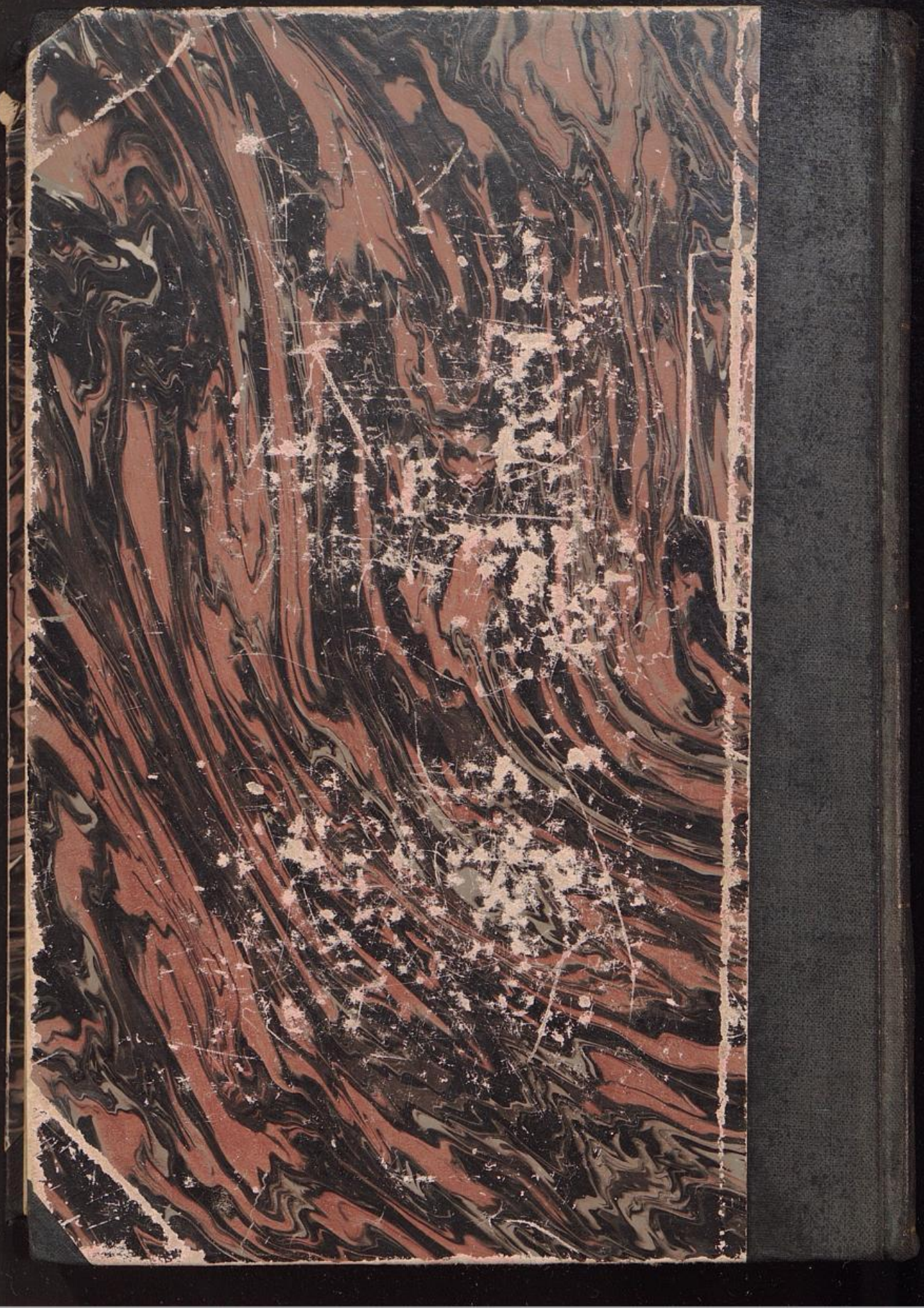
Dresden, Verlag von Alexander Köhler

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Gerhard Düdden
Buchbinderei
BREMEN, Lessingstr. 38

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Der
Vortrupp

5.
1916

F e
4123

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG